

Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel


VE
RI
TAS

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiundsechzigster Band.

April 1887 bis September 1887.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1887.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Einunddreissigster Jahrgang. Zweiundsechzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

zweiundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Alberti, Konrad, in Berlin, 178. — Beheim-Schwarzbach, Bruno, in Sydney, 632. — Berger, Wilhelm, in Bremen, 784. — Bielschowsky, Albert, in Berlin, 593. — Braß, Johann, in Wien, 777. — Detmer, W., in Jena, 398. — Eichler, M., in Arnstadt, 193. — Engell-Günther, J., in Zürich, 609. — Finsch, Otto, in Bremen, 492. — Fuld, Ludwig, in Mainz, 130. — Heigel, Karl von, in München, 217, 305. — Helbig, Fr., in Gera, 654. — Hoffory, Julius, in Berlin, 646. — Horn, Georg, in Potsdam, 59. — Koberstein, Karl, in Striesen, 465. — Koner, S., in Berlin, 438. — Lewald, Fanny, in Berlin, 100, 206. — Linke, Oskar, in Berlin, 531. — Lorm, Hieronymus, in Dresden, 409, 545, 681. — Muyden, Gustav van, in Berlin, 121. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 30, 163. — Preisigke, Fr., in Berlin, 799. — Reichenbach, Moritz von, in Deschowitz, 249. — Rüttenauer, Benno, in Freiburg i. B., 361. — Schmitthenner, Adolf, in Neckarbischofsheim, 737. — Schnapper-Arndt, Gottlieb, in Frankfurt a. M., 46. — Schrattenholz, Josef, in Bonn, 334. — Schütte, Wilhelm, in Stralsund, 728. — Seidel, Heinrich, in Berlin, 477. — Stern, Adolf, in Dresden, 505. — Telmann, Konrad, in Meran, 1, 137. — Vacano, E. M., in St. Pölten bei Wien, 265. — Vámbéry, Hermann, in Budapest, 666. — Vogel, August, in München, 792. — Volbert, Heinrich, in Frankfurt, 235. — Wechsler, Ernst, in Berlin, 761. — Weisbrodt, Gustav, in Wien, 537. — Weißel, Ludwig †, 89, 351. — Woldt, A., in Berlin, 375. — Ziel, Ernst, in Kannstadt, 321. — Zobeltitz, Fedor von, in Berlin, 570, 709.

Inhalt
des zweiundsechzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum zweiundsechzigsten Bande.

31. Jahrg. April 1887. Heft 367.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Seite

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Tito, der Retter.

Eine sicilianische Geschichte

von

Konrad Telmann.

I.

Als die Eisenbahnstrecke, welche Catania und Palermo miteinander verbinden sollte, mitten durch die Insel geführt ward und seither völlig abseits von aller Kultur belegene Strecken so mit einem Schlage den Mittelpunkten des Verkehrs nahe gerückt wurden, gelang es der Ingenieurkunst, ungeheure Terrainschwierigkeiten zu besiegen und die Fortschritte ihrer ausgebildeten Technik da triumphieren zu lassen, wo selbst die Einsichtsvollsten unter den Bewohnern jener einsamwilden Gegenden einen Bahnbau für unmöglich erklärt hatten. Mit Staunen und nicht ohne einen Anflug von Grauen sahen die Sicilianer im Inneren der Insel den Verwüstungen zu, welche die Maschinen in dem felsigen Boden ihrer Heimat anrichteten, gewahrten sie die gewaltigen Sprengungen und die Durchbohrungen der Berge, deren Gestein nach ihrer Anschauung jedwedem Handwerkszeug unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen mußte. Unter der Einwirkung solcher Wunderthaten, deren Anblick jeder neue Tag dem verarmten, von der Malaria aufgeriebenen, in Elend und Sittenroheit verkommenen Volke brachte, entschlossen sich allmählich immer mehrere, sich zu Arbeitern an dem neuen Bau dingen zu lassen, um selbst an ihrem bescheidenen Teil zu den Segnungen der neuen Kultur beizutragen, welche die junge, einsichtsvolle und mildthätige Regierung diesen verwahrlosten Landstrichen angedeihen lassen wollte, und sich so einen Verdienst zu verschaffen, der sonst nur zu oft selbst den Arbeitsamsten und Willigsten mangelte. So erfüllte sich einer der Hauptwünsche, von denen die Regierung sich bei dem schwierigen, Millionen verschlingenden Unternehmen hatte leiten lassen.

Bald schritt überall der Bau rüstig fort, und die Sicilianer wetteiferten mit den fremden Arbeitern vom Festlande in Ausdauer und Unerschrockenheit. Nur die Strecke von dem anderthalb Stunden

nordwärts von Girgenti belegenen Caldare bis zu dem gute vier Stunden weiter östlich befindlichen Städtchen Canicatti, eine Strecke, welche die neue Bahn gleichzeitig mit Porto Empedocle, dem Hafen Girgentis, in Verbindung setzen sollte und daher von äußerster Wichtigkeit war, bot, besonders wegen der hier vorhandenen Schwefelminen, so ungeahnte Hindernisse dar, daß die Technik der Ingenieure zwar nicht davor verzagte, aber eine Fertigstellung der Strecke gleichzeitig mit dem übrigen Bau und den sämtlichen Zufahrtslinien für unmöglich erklärte. Hier galt es vielmehr, in jahrelanger Beharrlichkeit und unter dem Aufgebot aller technischen Kunstgriffe allmählich die spröde Natur durch den Menschengeist zu überwältigen, und so kam es, daß die Eisenbahn Palermo-Girgenti-Catania eröffnet wurde, ohne daß sich noch ein ununterbrochenes Schienennetz zwischen den drei Städten hingezogen hätte. Die fehlende Bahnverbindung zwischen Caldare und Canicatti wurde jahrelang, während die Ingenieure rastlos mit Tunnelbohrungen, Viaduktenbauten und Felssprengungen fortfuhren, durch vierspännige Omnibuswagen hergestellt, welche die Reisenden bei Ankunft des Zuges am Bahnhofe des einen Ortes aufnahmen und auf der alten Chaussee in etwa dreieinhalbstündiger Fahrt bis zu dem des anderen überführten.

Diese Wagen, die auch das Gepäck und die Postbeutel befördern mußten, wurden regelmäßig durch zwei voraufreitende und zwei nachfolgende Karabinieri eskortiert, wie denn auch jeder Zug Soldaten und Polizeimannschaften barg, die auf jede Störung des Betriebes und auf jeden Überfall vorbereitet waren. Denn nicht nur, daß eine Minderzahl von Übelwollenden, Fuhrleute, die ihren Verdienst geschädigt sahen, und Mitglieder der Camorra, welche mit der Eisenbahn das Ende der bisherigen regellosen und gewaltthätigen Zustände herankommen fühlten, im Verein mit entlassenen Bahnarbeitern und anderem lichtscheuen Gesindel, es häufig genug darauf anlegte, den Zug zum Entgleisen zu bringen: auch der Brigantaggio florierte in diesen Landstrichen, und die räuberischen Überfälle von Eisenbahnzügen, zum Zweck der Ausplünderung Reisender und der Fortschleppung kostbarer Gepäckstücke und Wertpakete, gehörten keineswegs zu den unerhörten Vorkommnissen.

Und leider war gerade in diesen Beziehungen keine Gegend auf der ganzen Strecke übler berüchtigt als die zwischen Caldare und Canicatti, so daß die Bewachung der Omnibuswagen dort auch dann noch eine Notwendigkeit blieb, als die Eisenbahn selber schon längst ungefährdet ihren Lauf vollenden konnte. Etwa auf der Mitte dieser Wegstrecke lag das Landstädtchen Racalmuto, das in der ganzen Gegend die zweifelhafte Berühmtheit genoß, seit alters her das hervorragendste Räubernest zu sein; ja, unter dem Volke der Umgebung war das Wort im Schwange, wer in Racalmuto sich nicht verpflichte, das ehrliche Brigantenhandwerk zu betreiben, der werde alsbald seines Bürgerrechts dort für verlustig erklärt und von Obrigkeits wegen aus dem Weichbilde der Stadt entfernt; denn welchem Gewerbe man daselbst auch sonst obliegen möge, ob man ein ehrsamer Schuhflicker oder ein wohlhabender Weinbergsbesitzer sei, in jedem Falle müsse man daneben noch zur Räubergilde schwören, und der Sindaco sei im geheimen gerade so gut ein „manutengolo"* der Briganten als der verlottertste Tagedieb auf der Gasse, von dem man nicht wußte, wo er nachts sein Haupt niederlegte.

Ganz so schlimm, wie es der böse Leumund der Nachbarn schilderte, sah es nun freilich in Racalmuto nicht aus oder doch nicht mehr aus, und es lebten dort wahrscheinlich gerade so viel ehrliche und arbeitsame Menschen wie anderenorts in jenen Provinzen, wo der Brigantaggio noch bis heute nicht ganz hat unterdrückt werden können. Aber daß es wenige Bewohner des Städtchens gab, die nicht in irgend-

* Handlanger.

welchem Zusammenhange mit den Briganten und ihren Thaten gestanden hätten, wenigstens aus früherer Zeit her oder doch durch Abstammung, Verwandtschaft und Verschwägerung, das ließ sich freilich nicht wohl leugnen. Denn wo das Räuberhandwerk betrieben wird, da schändet es den, der es ausübt, in der Meinung seiner Mitbürger nicht, sondern alle, auch die Redlichsten und Rechtschaffensten, leisten ihm Vorschub, wo und wie sie können, halten es für Ehrensache, ihn vor den Häschern der Regierung zu schützen, und würden sich eher in Stücke reißen lassen, als ihn an dieselben verraten. Und so fällt denn allerdings die That einzelner und das Gewerbe einer verschwindenden Minderzahl auf die Gesamtheit der Bewohnerschaft zurück und verleiht ihr ihren besonderen Ruf. Es ist auch nichts Seltenes, daß fleißige und ehrliche Leute auf ihre Blutsverwandtschaft mit berüchtigten Briganten stolz sind, das Andenken an deren Thaten wie ein heiliges Vermächtnis bewahren und ihre zurückgelassenen Waffen oder sonstiges Geräte wie Reliquien von Heiligen aufbewahren und verehren. Oft genug hört man selbst die Frauen an der altertümlichen Spindel und die Kinder, die Blumen pflückend in den Felsthälern umherschweifen, in den eigenartigen, langgezogenen, melancholischen Weisen die Kämpfe und den Heldentod hervorragender Briganten besingen; ja, daß unmittelbar neben dem Bilde des Schutzpatrons dasjenige eines Bandenführers an der nämlichen Zimmerwand eines rechtlichen Bürgerhauses hängt, erregt nirgends Anstoß.

Wenn es in dem Städtchen Racalmuto aber einen gab, der von den Briganten und ihren Heldenthaten nichts wissen wollte, ja, einen wahren und gerechten Abschen vor ihnen hegte, so war es Tito Rostrella, bei jung und alt bekannt unter dem Namen „der faule Tito".

Er war ein junger, gut gewachsener und schlankgliederiger Bursche, dessen Vater ein kleines Anwesen besaß, auf welchem er sich schlecht und recht durch die Welt brachte; man hätte ihn sogar für einen auffallend hübschen Gesellen gehalten, dem das braune Haar sich keck über dem scharf und fein geschnittenen Kopf krauste, wenn er nicht so seltsam verglaste, trübe und schlaftrunkene Augen gehabt hätte, über deren dunkelbraune Sterne die Lider in jeder Minute schwer herabfielen, als sei es dem Burschen schier unmöglich, sie offen zu halten. Nun sind zwar die Südländer und ganz insbesondere die Sicilianer wegen ihrer Faulheit überhaupt berühmt, an welchem sehr ungerechten Ruf nur so viel Wahres ist, daß sie gewöhnlich allein dann arbeiten, wenn es zur Erwerbung des notdürftigsten Lebensunterhalts unbedingt erforderlich ist und daß solche Notwendigkeit bei ihrer staunenswerten Genügsamkeit und bei dem Fruchtreichtum der sie umgebenden Natur allerdings nicht allzu häufig an sie herantritt; aber die Faulheit des „faulen Tito" ging denn doch so weit, daß sie den eigenen Landsleuten auffallen mußte und ihm seinen Übernamen verschaffte, den er übrigens gerade so geduldig und gemütsruhig hinnahm wie das meiste andere, das sich in dieser wunderlichen Welt für ihn ereignete.

Der faule Tito that buchstäblich und wirklich nichts. Wenn er des Morgens aufstand, so räsonnierte er darüber vor sich hin, daß er nun die unbequeme Mühe habe, sich anziehen zu müssen, obgleich diese Mühe in Anbetracht seiner leichten Kleidung, die selten über Hemd und Hose hinausging, doch nicht allzu hoch anzuschlagen war. Und dann legte er sich irgendwo hin in die Sonne, dehnte und streckte sich, blinzelte in den Himmel hinauf, sah den Arbeitern in den Weinbergen, in den Oliveten und auf den Sumachfeldern zu, ohne sie je zu beneiden, eher mit einer stillen Verwunderung darüber, daß sie sich so im Schweiße ihres Angesichts abquälten, und wartete ganz geduldig darauf, daß sich der Tag neigen und die Zeit zum Schlafengehen herankommen werde. Dabei zerkaute er hin und wieder ein Stück Brot zwischen den

blanken Zähnen, zerschnitt sich eine Tomate als Zuspeise daneben, schälte sich mit geduldiger Langsamkeit ein paar indische Feigen, die Früchte des bizarren Opuntienkaktus, der überall verstaubt an den Wegrändern stand, trank, wenn es hoch kam, mit ein paar anderen Burschen in der Osteria degli Amici ein Gläschen Nostraners, war aber auch mit frischem Quellwasser einverstanden, falls ihn Durst anwandelte, und fühlte sich mit solchem sorglos-genügsamen Dasein recht von Herzen zufrieden. Und wenn die anderen ihn hänselten, so lachte er, und wenn sie sich darüber ärgerten, daß er Gott und den Heiligen so den Tag fortstahl, indessen sie selber sich plagten, so lachte er erst recht. Und weil er ein grundgutmütiger Bursche war, der nie jemandem zu nahe trat, sondern jedem gern gefällig war, wenn es ihn nur keinerlei Mühe kostete, so ließen ihn am letzten Ende alle gewähren, hatten ihren Spaß mit ihm und zuckten die Achseln über seine unbesiegbare Faulheit, auf die er pochte wie auf sein gutes Recht.

Sein Vater, der alte Sandro Nostrella, hatte es längere Zeit hindurch anders versucht als mit Spott und Schimpfreden, seinen einzigen Leibeserben zur Arbeit zu zwingen: er hatte ganz einfach zum Stock gegriffen und dem Burschen so lange den Rücken zerbläut, bis der hoch und heilig versprach, alles zu thun, was man von ihm verlange. Er hatte sich auch ganz geduldig aufs Feld hinausführen und die Arbeit anweisen lassen, die er vollbringen sollte, hatte Hand angelegt und — wurde eine kleine halbe Stunde später in festem Schlaf am Grabenrand vorgefunden, den Stiel der Hacke noch in der Hand. Weitere ähnliche Versuche brachten kein anderes Resultat zu stande; sobald er arbeiten sollte und scheinbar auch wollte, wurde der faule Tito von unbezwinglicher Schlafsucht befallen, und schließlich lief er davon und erklärte, er werde und könne nicht arbeiten, und wenn man ihn fernerhin zwingen wolle, so ginge er in die Berge auf Nimmerwiederkehr. „In die Berge gehen“ hieß aber so viel, als zu den Briganten laufen, und wenn die sich auch wahrscheinlich für solchen Zuwachs bestens bedankt hätten, so wirkte die Drohung auf den alten Sandro dennoch, da Tito jedenfalls verzweifelter Entschlüsse fähig war, um nur nicht arbeiten zu müssen; und da Sandro Nostrella diesen einen Sohn und Erben leider nur hatte, so ergab er sich darein, lieber einen erklärten Nichtsnutz und Tagedieb zum Sohn zu haben als gar keinen, und die Todsünde auf sich zu laden, daß er den faulen Burschen ins Elend oder gar in den Tod getrieben habe. So kam es denn, daß Tito eben blieb, was er seit jeher gewesen war: der faule Tito, und mit aller Kunstfertigkeit seinen Tag totschlug, und daß sich die Bewohnerschaft von Stadt und Umgegend an die Thatsache, daß der faule Tito nicht arbeitete, derart wie an etwas Unumstößliches gewöhnt hatte, daß sie es gar nicht mehr begriffen hätte, wenn es anders geworden wäre. Dazu war übrigens auch durchaus keine Aussicht.

Ob der faule Tito seinerzeit die Drohung, unter die Briganten zu gehen, falls man ihn nicht gewähren lasse, ernstlich gemeint und zu solchem Äußersten wirklich entschlossen gewesen war, ließ sich nicht wohl feststellen. Nur so viel ist sicher, daß er ein paar Jahre später eine ähnliche Drohung nicht ausgestoßen oder doch nicht wahrgemacht hätte, denn Tito Nostrella haßte die Briganten und alles, was in irgendwelchem Zusammenhang mit den Briganten stand, so wie er nur überhaupt, ohne daß es ihm zuviel Anstrengung machte, hassen konnte; er verabscheute sie und ihr gesamtes Treiben, er wünschte ihnen alles Böse und er hätte es am liebsten gesehen, wenn sie von den Karabinieri mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden wären; ja, er hätte gern das Seinige dazu beigetragen, wenn sich das nur ohne Gefährdung von Leib und Leben hätte bewerkstelligen lassen. Und dieser glühende Haß in der Seele des faulen Tito war entstanden, ohne daß die Briganten ihm je zu nahe gekommen wären

oder er persönlich einen Konflikt mit ihnen gehabt hätte. Er erklärte sich vielmehr ganz einfach daraus, daß der faule Tito verliebt war.

Wie das hatte geschehen können, hätte sich schwer erläutern lassen. Tito war aber trotz seiner unerhörten Faulheit, durch die er selber in Racalmuto Aufsehen erregt hatte, doch auch nur ein junger Bursch wie die anderen, und sein Herz mußte wohl von der Trägheit, die seine geistigen Funktionen sonst, gleich einem schweren Alp, bedrückte und im Bann hielt, nicht angesteckt worden sein. Denn er war keineswegs zu faul, um sich zu verlieben, schlug vielmehr recht vollkräftig und jugendfeurig für den Gegenstand seiner Wahl und hatte noch überdies zu diesem letzteren sich die schmuckste und reizendste Dirne auserseheu, die nur je in den schmalen Gäßchen zwischen den himmelhohen, wetterschwarzen Häusern von Racalmuto gewandert war. Wie das so eigentlich gekommen — wer hätte es sagen können? Der faule Tito hatte unter den dunklen, breitästigen Karruben am Rande des Maisfeldes im Halbschatten gelegen und den Mädchen zugeschaut, welche die gelben Fruchtkolben aus den welken Blatthüllen lösten und in den ausgespreiteten Leinentüchern sammelten, um dann die trockenen Stauden selber mit der Sichel über der Wurzel abzuschneiden und sie in Bündeln für Streu und Viehfutter zusammenzuschnüren. Es hatte ihm recht gut gefallen, zu beobachten, wie flink und sorgfältig die Arbeit von statten ging, und wenn ihm eine von den Arbeiterinnen, die seinem Ruheplatze zunächst stand, ein spöttisches Wort herüberrief, so schmunzelte er ganz behaglich dazu und fand die Welt und das Leben äußerst amüsant und wünschte sich auf der ganzen Erde nichts Besseres. Allmählich kam er sogar dahinter, daß eine von den pflückenden und schneidenden Dirnen, die bei der Arbeit die ganze Grazie und Geschmeidigkeit ihrer Glieder entfalteten, die hübscheste von allen sei, und er sah ihr zuletzt ganz ausschließlich zu und sagte sich, daß er ein anmutigeres Menschenbild nie mit seinen leiblichen Augen gewahrt habe oder gewahren könne. Sie trug ein rotes Kopftuch über dem rabenschwarzen Haar, und ihr Mieder spannte sich straff über dem zartgeformten Busen; die kurzen Röcke ließen die schmalen, nackten Füße gewahren. Das dunkle Auge sprühte von Feuer und Jugendmut, und die schlanken Glieder verrieten ebensoviel Stärke als Ebenmaß; in dem sonngebräunten, ovalen Antlitz lag Trotz und Selbstbewußtsein neben verhaltener Glut und schlummernder Leidenschaft ausgeprägt, die ganze Erscheinung atmete strotzende Kraft und wilden Mut.

Gioconda Delverde war sich ihrer Schönheit nicht unbewußt, aber sie entnahm für sich keine andere Berechtigung daraus als die eines unnahbaren Stolzes. Wenn sie jedem jungen Burschen gegenüber denselben an den Tag legte, so verwandelte er sich angesichts des faulen Tito vollends in kalten Hohn. Sie hatte ihm von jeher eine unverhohlene Verachtung gezeigt. Als er nun aber gar an jenem Tage auf dem Maisfelde anfing, ihr verliebte Augen zu machen und ihr schmeichlerische Worte herüberzurufen, während er sich behaglich im Schatten dehnte und sie ihre kurzstielige Sichel mitten im heißen Sonnenbrand des freien Feldes blitzen ließ, da sagte sie ihm, daß jedes anerkennende und gar rühmende Wort aus solchem Munde für sie eine Beleidigung sei, schnitt ihre Maisstauden und drehte ihm den Rücken zu. Der faule Tito ließ sich das aber nicht im geringsten anfechten, lachte vielmehr über sein ganzes Gesicht vor innerlicher Befriedigung und rief nach einem herzlichen Gähnen, das er keineswegs zu verbergen bemüht war, zurück, wahr müsse immerhin wahr bleiben und Gioconda sei unbedingt das reizendste weibliche Wesen, das ihm nur je vor Augen gekommen. Da das Mädchen hierauf nichts mehr entgegnete, sondern rüstig weiter arbeitete, hatte es an jenem Tage mit dieser ersten, wenig versprechenden Annäherung zwischen den beiden sein Bewenden.

Tito war jedoch nicht nur faul, sondern, wie die meisten Faulpelze, auch noch eigensinnig und ebenso beharrlich, wie in seiner Faulheit, auch in allen anderen, einmal gefaßten Entschlüssen. Und er hatte sich vorgenommen, Gioconda gegenüber den Verliebten zu spielen und das Mädchen in sich verliebt zu machen. Je schwieriger dies letztere erschien, desto mehr reizte es ihn in seiner Halsstarrigkeit. Von jener Zeit an war der faule Tito immer dort zu finden, wo Gioconda sich aufhielt. Sie mochte arbeiten, wo sie wollte, Tito war in der Nähe, flegelte sich am Feldrain oder auf der Weinbergsmauer herum, sah ihr zu, lachte sie an und gab ihr durch hundert ganz untrügliche Zeichen zu verstehen, daß er in sie verliebt sei, daß er sich nichts Holderes denken konnte als sie, und nichts Angenehmeres für sich wußte, als sie anzublicken. Und solch im Grunde unschuldiges Vergnügen konnte Gioconda bei all ihrem Stolz ihm nicht verbieten. Natürlich währte es auch nicht lange, bis der ganze Ort wußte, der faule Tito sei in die schöne Gioconda verliebt, und jeder fand den Spaß äußerst gelungen und trug das Seine dazu bei, die ganze Angelegenheit ins Lächerliche zu ziehen und dem faulen Tito mit allerlei Späßen und Stachelreden zuzusetzen, sich die schöne Gioconda zur Frau zu holen, während man der letzteren einzureden versuchte, Tito Nostrella sei im Grunde genommen der begehrenswerteste Bursche in ganz Racalmuto und werde sicherlich seine Frau niemals prügeln, weil er viel zu träge dazu sei.

Giocondas spöttischer Hochmut, der keinem Spaßmacher etwas schuldig blieb, brachte die Sache, soweit sie selber davon betroffen wurde, bald zu Ende. Der faule Tito aber ließ sich mit lächelnder Ruhe jedwede Stichelei und Bosheit gefallen, trieb es nach wie vor und bildete sich fest und heilig ein, eines schönen Tages werde ihm wirklich gelingen, Gioconda zu seiner Frau zu machen. Denn danach stand allen Ernstes sein Verlangen, wenn er sich zur Erreichung solches lockenden Ziels auch weiter keine Mühe geben wollte, als daß er die Dirne ansah und anlächelte und ihr zurief, sie und keine andere könne ihm wohlgefallen. Übrigens war der alte Sandro Nostrella, dem gute Freunde beim Glase die komischen Bestrebungen seines mißratenen Sohnes mitgeteilt hatten, keineswegs erbost darüber, trotzdem die Dirne mittellos war und im Dienste eines der wohlhabenderen Schwefelminenbesitzer stand; er meinte vielmehr, es sei ihm gerade recht, wenn der Bursche heirate, und es komme nur darauf an, daß seine Frau es dann verstehe, einen vernünftigen Menschen aus ihm zu machen und ihn zur Arbeit anzuhalten, und das traue er der schönen Gioconda am allerersten zu und sie werde ihm willkommen sein.

Obgleich der faule Tito sich nun an einen Widerspruch von seiten seines Vaters auch nicht viel gekehrt hätte, so war ihm dessen ausdrückliche Einwilligung doch ein erneuter Stachel in seinen Wünschen und Plänen, und eines schönen Tages, als Gioconda vom Felde heimging, ihr gewichtiges Bündel mit reifem Kürbis auf dem Kopfe, gesellte er sich wieder zu ihr und sagte ihr nach kurzem Schweigen, das sie ihrerseits niemals unterbrach, in trockenen Worten, er sei bereit, sie zu heiraten, und wenn es ihr recht sei, solle sie nur die Zeit zur Hochzeit bestimmen, denn sein Vater sei's zufrieden, und daß er eine Familie ernähren könne, wisse sie ja wohl.

O ja, entgegnete Gioconda nach kurzem Besinnen auf die letzte Versicherung, wer so viel arbeite wie er, der sei gewiß dazu im stande und biete alle Gewähr auf noch ferneren Reichtum.

Und dabei schritt sie rüstig fürbaß. Tito aber sah sie von der Seite an und sagte gedehnten Tones: „Wenn's weiter nichts ist, Gioconda — dir macht ja das Arbeiten offenbar Vergnügen und so kannst du's auch als meine Frau an meiner Statt weiter betreiben. Wenn du's aber durchaus verlangst und es anders um keinen Preis thun willst, so kann ich nachher ja

auch arbeiten. Darauf soll es mir gar nicht ankommen."

„Sieh, sieh, wie entschlossen du bist!" höhnte Gioconda. „Also um diesen Preis thätest du selbst das?"

„Das und alles andere, Gioconda," versicherte er mit der treuherzigsten Miene von der Welt, „darauf hast du mein Wort."

In seinem Ton lag zum erstenmal etwas, das Gioconda zwang, ihren Begleiter anzusehen. Und in seinem Gesicht war so viel Gutmütigkeit und ehrliches Wollen ausgeprägt, es blitzte darin von so viel echter Zuneigung und redlichem Verlangen, daß das Mädchen eine Weile nachdenklich dreinblickte und der spöttische Zug um ihre Mundwinkel zu verschwinden begann. Dann sagte sie: „Ich glaube, du bist wirklich ein guter Junge, Tito, und man könnte von dir etwas Großes fordern — du thätest es."

„Natürlich," erwiderte er und schaute halb pfiffig, halb zufrieden vor sich hin, als thue ihm die Empfindung eines ersten Triumphes, den er davongetragen, wohl.

„Nun, da will ich dir etwas versprechen, Tito," fuhr das Mädchen fort und blieb einen Augenblick stehen, um in die scheidende Sonne zu blicken, „wenn ich einmal eines Schutzes und einer Hilfe bedarf — du weißt, ich stehe mutterseelenallein in der Welt da —, dann will ich mich an keinen anderen Menschen wenden als allein an dich, und du wirst mir beistehen und alles für mich thun, was ich von dir fordere. Nicht wahr?"

„Das werde ich, Gioconda, und mit tausend Freuden."

„Aber," setzte sie hinzu, als sie sein strahlendes Gesicht gewahrte, „wenn du mich auch lieben darfst, Tito, Hoffnung geb ich dir keine. Wohlverstanden: ich bin dir nicht feindlich gesinnt, sondern glaube vielmehr, daß ich dich mit der Zeit immer lieber gewinnen und gut Freund mit dir sein werde, weil du wirklich ein wackerer Bursch zu sein scheinst, gefällig und gutmütig bei all deiner Trägheit, was man den anderen gerade nicht nachrühmen kann: aber von Liebe, begreifst du, ist zwischen uns nicht die Rede und wird nie die Rede sein —"

„Oho," fiel er ein, „das wird sich schon finden. Mit dem Anfang unserer Freundschaft bin ich einstweilen zufrieden."

„Und wirst's immer bleiben, hoff ich," ergänzte sie mit halbem Lachen, „denn anderenfalls wären wir eben bald geschiedene Leute. Aufdringlichkeit leide ich nicht. Aber gute Kameraden, die einander etwas zu Gefallen thun, können wir sein."

„Bis aus deiner Freundschaft Liebe wird und wir uns heiraten, Gioconda," sagte der faule Tito ganz phlegmatisch.

Nun mußte sie wider Willen denn doch laut auflachen. „Die Lust mußt du dir wirklich vergehen lassen, Freund Tito," rief sie, „heiraten — heiraten kann ich nur einen Briganten."

Tito schlug unwillkürlich ein Kreuz. „Gott sei uns gnädig," murmelte er, „versündige dich nicht!"

„Nein, nein, es ist mein voller, heiliger Ernst, Tito. Gar keinen oder einen Briganten; ein Drittes giebt es nicht."

„Du willst einen Briganten heiraten?" fiel er, immer noch fassungslos, ein, „einen wirklichen Briganten? Aber ich glaube, dich hat der Skorpion gestochen, Gioconda."

Sie lachte wieder hell auf. Dann nahm sie mit beiden Armen ihr schweres Bündel vom Kopfe und legte es neben sich am Straßenrand nieder, um sich selber auf einem moosumwachsenen Steinblock Platz zu suchen, über dem die weiter oben wachsenden Opuntien Blüten und Früchte niederhängen ließen. Ihm aber zeigte sie einen Sitz weiter unten auf der verstaubten Rasennarbe des Wegsaums, wo ein verwittertes Muttergottesbild auf mannshohem Steinsockel stand, und sagte: „Damit du weißt, wie es steht, und damit volle Klarheit zwischen uns herrscht, ist's gut, daß wir gleich heute und hier alles zu Ende sprechen, Tito. Setze dich also und höre mir zu!" Und als er das, mürrisch genug, gethan hatte, fuhr sie

fort: „Du weißt, daß mein einziger Bruder unter die Briganten ging, Tito —“

„Jawohl,“ warf er verdrossen ein und pflückte gelbe Kaktusblüten ab, die er langsam zwischen den Fingern zerrupfte, „er mußte ja wohl; denn er hatte seinem Brotherrn Don Clemente einen so wohlgezielten Messerstich zwischen die Rippen gegeben, daß der nicht lange nachher das Zeitliche segnete. Nun hieß es ja zwar, das sei nur im Zorn geschehen und Don Clemente habe deinen Bruder Santi in der That bis aufs Blut gequält und gereizt, und so schlimm habe der es mit seinem Stoß gar nicht gemeint und was so dergleichen mehr ist; aber lebenslang in Ketten geschlossen hätten sie ihn doch, und weil er davor Angst hatte, lief er davon in die Berge und schloß sich der Bande des ‚Lupo rosso‘ an. Und mit dem zusammen ist er dann da oben bei den Colli neri von den Gendarmen im Gefecht erschossen worden. Ja, das weiß ich, und jedes Kind in Racalmuto weiß es. Daß du aber deshalb einen Briganten heiraten willst, den sie über kurz oder lang natürlich auch totschießen werden, das begreife ich deshalb doch noch nicht und halte es für Raserei. Und außerdem hast du wohl vergessen, daß die Obrigkeit jetzt hinter den Helfershelfern der Briganten am allermeisten her ist und daß sie dich ohne Gnade zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilen, wenn sie dich fassen. Falls es dich danach also gelüstet und wenn du das lieber willst als meine Frau werden —“

Er warf die ganze Hand voll zerzupfter Blütenblätter in den Wind. Gioconda sah ihm zu, und sein verhaltener Zorn berührte sie wohlthuend. Er ist doch ein redlicher Bursche, dachte sie, und man müßte ihn nur aufrütteln, und ich brächte es auch fertig, wenn — Laut aber sagte sie: „Das ist alles wahr und gut, Tito, und ich danke dir dafür, daß du mich warnst. Aber ändern kann ich's deshalb doch nicht, ich müßte denn überhaupt unverehelicht bleiben, und wenn du mich nur wolltest ausreden lassen, würdest du's begreifen —“

„Nun, so rede nur!“ rief er ärgerlich.

„Mein Vater hat meines Bruders Tod schwer getragen, Tito; es war sein einziger und er hatte seinen ganzen Stolz auf ihn gesetzt. Er hielt es seitdem auch ganz und gar mit den Briganten, von denen er zuvor nicht viel hatte wissen wollen, und hätte am liebsten noch selber die Flinte auf den Rücken genommen, um in die Berge zu laufen. Dazu war er nun freilich zu gebrechlich, seit ihm einmal beim Steinesprengen ein Felsstück den halben Arm zerquetscht hatte, aber Vorschub geleistet hat er den Räubern überall, und wenn er den Karabinieri einen Schaden anthun konnte, so geschah's. Und als es mit ihm zum letzten ging — du weißt, er hatte die Malaria und wollte kein Arzneimittel einnehmen, weil er glaubte, sie gäben ihm Gift —, da ließ er sich von mir in die Hand versprechen, und beim Heiligenbilde, das über seinem Bett hing, hab ich's bekräftigt, daß ich nur einen Briganten heiraten würde. Es war ihm ein Trost im Sterben, zu denken, daß ich's zeitlebens mit den Briganten halten würde und daß mein Mann einmal gegen die verhaßten Gendarmen kämpfen solle, denen er allen den Tod geschworen hatte und an denen er gar zu gern seines Sohnes Tod gerächt hätte. Nun, ich hab's ihm zugeschworen, Tito, und konnte nicht anders. Und jetzt siehst du wohl, daß ich dich doch im ganzen Leben nicht heiraten könnte, wenn ich dich auch noch so lieb hätte und wenn du auch der fleißigste und kräftigste Bursche in ganz Racalmuto wärest. Und deshalb —“

Tito hatte der Sprecherin mit wachsender Aufmerksamkeit zugehört, um endlich schwermütig den Kopf auf die Brust sinken zu lassen und ihr ins Wort zu fallen: „Höre, Gioconda, von solchem nichtswürdigen Gelübde kann dich unser Don Amilcare befreien, meine ich. Solch ein Gelübde braucht man nicht zu halten.“

Da krauste das Mädchen aber unmutig ihre Stirn. „Versündige dich nicht, Tito!“ rief sie strenge zu ihm herüber, „oder mit unserer Freundschaft ist's aus, noch ehe

sie begann. Du weißt ebensogut wie ich selber, daß von solchem Gelöbnis einem Sterbenden gegenüber nicht Don Amilcare und kein anderer uns erlösen kann, nicht einmal der heilige Vater in Rom selbst. Zum Überfluß hat mir's Don Amilcare noch ausdrücklich gesagt."

„Es wäre dir also doch wohl lieb gewesen, wenn es hätte sein können?" fragte er lauernd, mit einem verschmitzten Augenblinzeln.

„Wie du fragst. An dich hätte ich zu allerletzt gedacht!"

„Nun, so versprich mir, daß du gar keinen heiraten willst, Gioconda!"

„Du bist toll, Tito —"

Sie wollte ärgerlich aufstehen und ihr Bündel wieder auf den Kopf heben, aber er trat mit ein paar raschen Schritten vor sie hin und ergriff sie an beiden Händen. „Gioconda," sagte er, „ich liebe dich bis zur Tollheit — ja, es ist wahr. Lieber, als dich einem anderen gönnen, möchte ich dich da tot vor mir liegen sehen. Die heilige Jungfrau möge mir die Sünde verzeihen! Ich kann nicht anders. Wenn du mich denn nie, wirklich nie erhören willst und kannst, so versprich mir, daß du auch keinen anderen erhören wirst —"

Sie suchte unwillig ihre Handgelenke aus seiner Umklammerung zu lösen; aber es wollte ihr nicht gelingen. „Tito," rief sie, „laß los oder wir zwei sind zeitlebens keine Freunde mehr —"

„Erst versprich's!" knirschte er in halber Raserei, sie nur fester umschließend.

„Daß ich eine Närrin wäre! Nie! Meinst du denn, ich beugte mich vor dir?"

Sie rang in wildem Trotz gegen ihn an, sich loszumachen, und weil sie es nicht vermochte, wurde sie zu immer heißerem Jähzorn angestachelt. Aber es zeigte sich, daß der faule Tito ungeahnte Kräfte besaß und daß er von einem Weibe nicht zu bezwingen war, auch nicht, wenn dies Weib Gioconda Delverde hieß. Er hielt wie mit Eisenklammern fest, und ihr trieb die Scham und Entrüstung darüber, von dem faulen Tito besiegt zu werden, das Blut in Wangen und Stirn hinauf und lähmte ihre Muskelstärke. „Laß los!" keuchte sie mit schwer arbeitender Brust, „es ist erbärmlich von dir, mich so zwingen zu wollen, und ehe ich nachgebe, magst du mir getrost die Knochen zerbrechen; reden werde ich doch nicht, wie du's verlangst. Befehlen laß ich mir nicht — jetzt nicht und nie —"

Sie machte eine letzte, verzweifelte Anstrengung, sich von ihm zu befreien, ihre Zähne knirschten dabei aufeinander und ihre Augen sprühten. Tito aber hielt unerschütterlich fest; er sagte nichts mehr, sondern hatte die Lippen dicht aufeinandergepreßt, doch auch seine Brust ging schwer auf und nieder, und die Nasenflügel zitterten ihm in wilder Erregung. Dann, im Augenblick, wo ihre Kräfte nachließen und ihr Widerstand gebrochen war, gab er sie plötzlich frei. „Du hast recht," stieß er heraus, „es war erbärmlich, dich zwingen zu wollen. Es ist kein Kunststück, daß ein Bursch stärker ist als eine Dirne. Aber versprich mir's nun aus freien Stücken, Conda, ich bitte dich drum —"

Da traf ihn nur noch ein Blick voll jähen Hasses aus ihren Augen. Ihre Lippen blieben geschlossen, aber ihr wogender Busen und ihre rotflammende Stirn redeten deutlich genug davon, wie die Beschämung darüber, daß sie von dem faulen Tito solchen Zwang hatte erdulden müssen und ihr Widerstand fruchtlos gewesen war, ihren Stolz empört und ihr trotziges Herz wider ihn aufgestachelt hatte. Schweigend nahm sie ihr Bündel wieder auf, gönnte ihm weder Blick noch Wort mehr, sondern schritt, mühsam ihre Aufregung niederkämpfend, den Weg weiter fort und dem Gehöft ihres Brotherrn zu.

Tito war in der nächsten Minute wieder an ihrer Seite. „Nun habe ich's wohl ganz mit dir verdorben?" fragte er in gutmütig-einschmeichelndem Ton und ging, wie gebeugt unter der Last dessen, was er gethan, neben ihr her. „Verzeih mir's, ich habe mich hinreißen lassen; ich

habe dich eben gar so lieb, und der Gedanke, daß du nie einen anderen als einen Briganten heiraten darfst, hat mich ganz rasend gemacht. Ich kannte mich selbst nicht mehr. Und — nicht wahr, Conda? — du heiratest deshalb überhaupt niemanden, weil du doch keines Briganten Frau werden kannst, und wir bleiben gute Freunde? Sag mir doch ein einziges Wort, Conda! Wenn's auch ein schlimmes Wort ist — nur sag etwas, hörst du? Sag mir, daß du mir gram bist, aber bald einmal wieder gut werden wirst! Conda, so höre doch! Sacro Dio, Gioconda, antworte mir oder ich weiß nicht mehr, was ich thue!"

Aber all sein Flehen, Schmeicheln und Drohen blieb nacheinander wirkungslos. Völlig ungerührt, als ob sie niemanden neben sich gewahre oder nichts von dem vernähme, was er sprach, verfolgte Gioconda ihren Weg, blickte geradeaus vor sich hin und bewegte die Lippen nicht. So trat sie auch, ohne ihm nur einen Abschiedsgruß zuzunicken, durch das Thor in den Hof und ließ ihn draußen stehen, bis er, leise vor sich hinfluchend, seiner Wege ging.

Von diesem Tage an haßte und verabscheute der faule Tito die Briganten und die ganze sicilianische Brigantenwirtschaft. Wenn es seine Trägheit ihm gestattet hätte, wäre er am liebsten als Spion oder Helfershelfer der im Volke ebenso gefürchteten als verhaßten Karabinieri thätig gewesen, um nur seinem Groll und seiner Wut Luft zu machen. Das aber durfte er schon um seines Vaters willen nicht thun, wenn ihm auch an seinem eigenen Leben nichts lag, denn die Rache der Briganten war grausam und richtete sich nicht nur gegen den Verräter, sondern auch gegen dessen Angehörige, so unschuldig sie sein mochten, und gegen alles, was ihr eigen war. Die Ermordung des alten Sandro Nostrella und die Verwüstung seiner Gärten, Felder und Weinberge, vielleicht sogar die Einäscherung seines Hauses wäre ihre Antwort gewesen, wenn Tito auch nur den kleinen Finger gegen sie hätte rühren wollen. Zudem würde er die ganze Bewohnerschaft der Stadt gegen sich gehabt haben, und seinem einzigen Lebenswunsche kam er um keinen Schritt breit näher, wenn er seinen blinden Rachedurst zu kühlen versuchte. So blieb es dabei, daß er die Briganten innerlich verwünschte und den ganzen Tag hindurch wechselnde Pläne zu ihrem Verderben schmiedete, bei deren Ausmalung er eine geheime Genugthuung empfand, deren Ausführung aber unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete.

Zeit genug zu solcher unfruchtbaren Thätigkeit hatte er ja. Denn wenn er auch nach wie vor in der Nähe Giocondas zu weilen versuchte, so oft dieselbe außerhalb des Gehöfts arbeitete, und seine Verliebtheit immer nur zunahm, so gelang es ihm doch durch keinerlei Künste der Überredung, durch keine bittenden Blicke und flehentlichen Seufzer, das Mädchen zum Sprechen zu bewegen. Ja, Gioconda fuhr sogar damit fort, ihn vollständig zu übersehen, erwiderte seinen Gruß nicht einmal, nahm keinerlei Notiz von ihm und gebärdete sich, als sei er überhaupt nicht für sie vorhanden. Dagegen ließ sie es sich angelegen sein, anderen Burschen gegenüber eine bis dahin ihr fremd gewesene Vertraulichkeit an den Tag zu legen und so den faulen Tito, um seine Strafe zu erhöhen, allen Qualen einer brennenden Eifersucht preiszugeben. Denn in solchen Fällen war es kein Trost für ihn, zu denken, daß Gioconda ja doch nur einen Briganten heiraten dürfe; wer bürgte ihm dafür, daß von den Burschen, die heute noch auf den Sumachfeldern, in den Schwefelminen oder gar beim Eisenbahnbau arbeiteten, nicht morgen schon einer, um seiner Bestrafung wegen Insubordination oder Gewaltthätigkeit zu entgehen, schnurstracks in die Berge zu den Räubern lief und so die eigenartige Vorbedingung zu einer Heirat mit Gioconda Delverde, der Schwester des erschossenen Banditen, erfüllte? Dergleichen kam ja alle Tage vor, und ehe sich einer von diesen trotzigen Bur-

schen, die immer gleich mit dem Messer bei der Hand waren und mit der Flinte über der Schulter auf die Feldarbeit auszogen, entschloß, eine auch nur geringfügige, wohlverdiente Freiheitsstrafe auf sich zu nehmen, liefen sie in ihrem wilden Unabhängigkeitsbedürfnis lieber in die Berge und machten sich für ihr ganzes Leben unglücklich. Wie leicht konnte da eines schönen Tages Gioconda in ihrem verbissenen Jähzorn mit einem von ihnen mitlaufen, und dann war's zu Ende mit allem Hoffen und Sehnen. Es war gar nichts so Unerhörtes, daß auch Weiber sich zu den Briganten flüchteten, und nicht wenige waren von ihnen regelrecht verheiratet, hatten ihre Frauen entweder bei sich in den Lagerplätzen oder ließen sie, zumal wenn Kinder vorhanden waren, ruhig weiter in den Städten wohnen, um sie hin und wieder in Verkleidungen, dicht unter den Augen der wachsamen Polizeimannschaften, zu besuchen, ja, manchmal wochenlang, während der für das Brigantenhandwerk ungünstigen winterlichen Jahreszeit bei ihnen zu verweilen. Wenn es auch mit Gioconda so wurde! Und er, der faule Tito, konnte es nicht hindern, konnte nichts thun, als mit zusammengebissenen Zähnen dabeistehen und es mit ansehen. Und er liebte sie; — wie er sie liebte!

Unter solchen Umständen ertrug er es jetzt manchmal nicht mehr, unthätig am Feldrand oder auf der Mauer zu liegen und das schöne, stolze Weib zu betrachten, das ihn nicht einmal mehr kennen wollte, sondern, recht ihm zum Tort, mit anderen schön that und ihre weißen Zähne beim Lachen zeigte und ihre vollen Arme aus den aufgestreiften Kleidärmeln hervortreten ließ, als wollte sie ihn reizen. Dann trieb es ihn auf und jagte ihn weiter umher, als müsse er vor dem verführerischen Anblick fliehen, und er ging, ohne auf seinen Weg zu achten, fort und fort, und es wäre ihm recht gewesen, wenn er so bis ans Ende der Welt gelangt wäre. Was lag ihm auch noch am Leben? Weder an der Arbeit noch an den Vergnügungen der anderen Burschen hatte er Freude. Und was ihn einzig beschäftigte, lockte und beglückte: der Gedanke an Gioconda, war ihm nun auch vergällt. Wozu sollte das zwecklose Sehnen und Schmachten und Liebesgirren führen, da sie ihn doch haßte und verachtete, und da er jede Hoffnung auf ihren Besitz aufgeben mußte, selbst dann hätte aufgeben müssen, wenn sie ihn geliebt hätte?

Es war ein trüber, windiger Tag um die Zeit der Jahreswende, als Tito Nostrella unter solchen Gedanken wieder einmal mit schwermütig gesenktem Kopfe planlos und ziellos landeinwärts strich. Er hatte die kahlen Felder hinter sich gelassen und schritt gleichmäßig fort, auf die Berge zu, um deren nackte Kuppen die Wolkenfetzen wie zerrissene, vom Winde hin- und hergejagte Schleier wallten. Es war ein winterlicher Atem, der durch die ganze Natur ging. Auf der weiten Hochfläche, die sich zwischen Racalmuto und Canicatti breitet, fuhr der Sturm mit brausendem Fittich hin und wirbelte haushohe weißgraue Staubwolken empor, die sich, einer mißfarbigen Hülle gleich, über die langgedehnten Opuntienhecken legten, die unter dem rauhen Anhauch erzitterten. Kahle Bäume hoben sich, wie hilfeflehend, in die graue Luft am Straßensaum herauf, und wer des Weges daherkam, trug den landesüblichen Schafpelz, der zugleich in Winters- und Sommerszeit wirksamen Schutz gegen die Malaria bieten soll, hatte die Pelzmütze bis tief über die Ohren und den Kragen bis zum Kinn heraufgezogen, um in den darüber gewickelten Wollenshawl allerlei unfreundliche Worte über das Wetter zu murmeln. Zweiräderige Karren mit schellenbehangenem, bunt aufgeputztem Pferde rasselten die weiße Fahrstraße entlang, und schwer bepackte Lastwagen, deren Lenker lang ausgestreckt über den Warenballen oder auf Säcken über den Steinladungen dalagen und mit unaufhörlichem Lippenschnalzen und lautem Zuruf die überbürdeten Pferde antrieben, knarrten vorüber. Alle diese Gefährte kamen von den Eisen-

bahnbauten oberhalb der Straße oder schlugen ihren Weg dorthin ein; ein reger Verkehr hatte sich hier in der Gegend seit der Weiterführung der schwierigen Strecke entwickelt.

Tito sah dem allen gedankenlos und teilnahmlos zu. Er zog sich die rote phrygische Mütze, die ihm vornüber in die Stirn hing, weiter über die Ohren herab, die ihm der scharfe Wind fast zerschnitt, und hüllte sich fröstelnd enger in seinen Mantel. Früher hatte er dem Bahnbau und allem, was damit zusammenhing, mit scheelen Blicken zugesehen, gerade so wie die meisten anderen im Ort, die dadurch eine Verminderung ihrer Einnahmen als Frachtfuhrleute voraussahen; jetzt, da er nichts auf der weiten Welt so haßte wie die Briganten und wohl wußte, daß diese in dem wachsenden Schienennetz die wachsende Civilisation des Landinneren fürchteten und in der pfeifenden Lokomotive einen Todfeind sahen, begann er plötzlich die Arbeiten der Ingenieure mit freundlichen Augen zu betrachten und die lebhafteste Sympathie für die Vollendung der schwierigen Strecke zu empfinden. So ließ er sich von dem nächsten bergan rollenden Lastfuhrwerk mitnehmen — denn instinktiv wählte er die bequemere Gelegenheit, vorwärts zu kommen, so wenig er sonst heute noch seiner Faulheit nachgegeben — sah es nach Landesart gleichmütig mit an, wie die einzeln voreinander gespannten vier Pferde mühsam unter dauernden Peitschenhieben die ausgefahrene Straße hinankeuchten, und mischte sich droben, die Hände in den Hosentaschen, träge umherschlendernd unter die Arbeiterhaufen, schaute den beschwerlichen Bohrungen zu, ließ sich den Zweck der Felssprengung erklären und staunte hundert nie gesehene, nie gekannte Geräte und Vorrichtungen an, die ihm von der Mühseligkeit und Kunstfertigkeit der hier veranstalteten Arbeiten eine hohe Meinung beibrachten. Ja, wenn er auch das wenigste von allem begriff und eigentlich nicht recht einsah, wie man sich um dieser Eisenbahn willen so plagen und schinden konnte, wie es die Arbeiter hier unzweifelhaft thaten, so empfand er dem Ganzen gegenüber doch einen mächtigen Respekt, und der Gedanke, daß hier Menschenhände den von der Natur gelegten Hindernissen trotzten und sie in rastloser, zäher Thätigkeit überwanden, blieb keineswegs ohne nachhaltigen Einfluß auf ihn.

Nur machte ihn der Anblick all dieser wunderbaren Dinge und das Anhören all der rätselhaften Geräusche sehr müde, und er sehnte sich endlich nach einem stillen Fleckchen, wo er Brot und Früchte, die er bei sich trug, in Ruhe verzehren und danach eine Weile schlafen konnte, um endlich wieder den Heimweg anzutreten. Und als er sich nach solch einem Ort, abseits von dem Gewimmel der bei den Bahnarbeiten Beschäftigten umsah, gewahrte er einen Büchsenschuß weiter oben eine kleine Höhle im Felsen, wo er vor dem Winde geschützt sein mußte, das fatale Kreischen, Ächzen und Stöhnen der Steinsägen und Bohrmaschinen nicht mehr vernahm und sich ungestört seinem üblichen Dämmerzustand zwischen Wachen und Träumen hingeben konnte. Dorthin kletterte er denn also mit einer letzten Anspannung seiner heute auf ungewöhnlich harte Proben gestellten Kräfte, fand die Höhle ganz nach seinem Geschmack, legte sich seinen Mantel zusammengerollt unter den Kopf und hatte kaum Zeit, ein paar Bissen Brot und ein paar getrocknete Feigen zu sich zu nehmen, als er auch schon einnickte und die bleischweren Lider ihm zufielen.

Und der faule Tito, auf den heute gar vieles eingestürmt war, träumte ganz wider seine Gewohnheit von allerlei merkwürdigen und närrischen Dingen, wälzte sich im Schlummer unruhig hin und her und hatte mehrmals die Empfindung, als werde er von der riesigen Steinsäge mitten entzwei geschnitten. Das Seltsamste jedoch war, daß er einmal, halb wach emporfahrend, zu sehen glaubte, wie ein Mann von oben durch ein Loch der Höhle zu ihm hereinstieg und daß er gleich danach meinte, denselben zu gewahren, wie er

sich über ihn beugte und ihm die Mütze vom Kopfe streifte. Das alles wäre aber noch hingegangen, und Tito hätte es für einen besonders lebhaften Traum halten können, wenn er nur nicht plötzlich ganz deutlich gefühlt hätte, daß ihm jemand den zusammengerollten Mantel unter dem Genick wegzerrte, so daß sein Kopf mit einemmal recht unsanft auf den harten Felsboden aufschlug. Dabei hörte denn nun jede Traumwirkung durchaus auf, und Tito fuhr, so rasch und zornig wie es ihm sein Temperament nur irgend gestattete, empor und griff mit den Armen wild um sich, um den Manteldieb festzuhalten.

Als er die Augen aufgerissen und sich an das in der Höhle herrschende Halbdunkel gewöhnt hatte, sah er einen auffallend großen und starken Mann zu seinen Häupten knien, der eben damit beschäftigt war, sich eines breitkrempigen, bebänderten Hutes und einer kurzen, grauen Jacke zu entledigen, unter der ein breiter, mit Messern und Pistolen besetzter Gurt zum Vorschein kam. Der Mann mit seinem von schwarzem Vollbart umstarrten narbigen und fast braunen Gesicht machte auf den erschrocken um sich blickenden Tito einen nichts weniger als vertrauenerweckenden Eindruck und belehrte ihn durch sein Aussehen, seine Kleidung und Bewaffnung schon in der ersten Minute darüber, daß er ein Brigant sei. Nur hatte Tito nie gehört, daß diese Herren, die ihr Geschäft nur im Großen betrieben, sich an einem einfachen Burschen aus Racalmuto vergriffen und ihm seine wenigen nichtsbedeutenden Habseligkeiten wie gewöhnliche Straßenräuber abnahmen. Und doch war kein Zweifel darüber, daß der wüste, bärtige Geselle dort drüben sich bereits in den Besitz von Titos Mütze und Mantel gesetzt hatte. Tito war kein Feigling, und da er sich endlich einmal Auge in Auge einem seiner Todfeinde gegenüber sah, wuchs sein Mut noch um ein bedentendes, und trotz der drohend herüberfunkelnden Waffen rief er, vollends munter geworden:

„Heda, was soll das? Was untersteht Ihr Euch?“

Der Bärtige sah erst jetzt, daß sein Höhlengenosse erwacht war, ließ einen prüfenden Blick über ihn hinschweifen, legte den Finger an den Mund und erwiderte rasch: „Sachte, sachte, Signore. Kein unnötiges Aufsehen erregen! Es thut mir leid, daß ich Euch stören mußte, ging aber nicht anders. Und was Eure Sachen da betrifft, die gebt Ihr mir wohl auf Borg, nicht wahr? Habe sie nötig, Signore, und lasse Euch einstweilen die meinigen da in Versatz.“

„Ihr wollt mich also bestehlen, he?“ fragte Tito höhnisch.

Der Brigant, der sich eben Titos Mantel umgehängt hatte und nun die lange Mütze über die Ohren streifte, blitzte den Sprecher mit seinen dunklen Feueraugen drohend und gebieterisch zugleich an. „Hütet Eure Zunge, Herrlein!“ sagte er scharf, „Ihr wißt nicht, mit wem Ihr's zu thun habt. Daß ehrliche Briganten Euereinen nicht bestehlen, wißt Ihr gerade so gut wie ich. Mein Wams und Hut da sind genau so viel wert wie Euer zerrissener Plunder, und ich sagte es Euch schon, daß ich die Sachen nur in Tausch gebe. Ihr sollt die Eurigen wiederhaben und mir die meinigen zurückgeben. Ich lasse Euch das Nähere schon noch wissen. Wie heißt Ihr?“

„Tito Rostrella.“

„Aus Racalmuto? Den sie den ‚faulen Tito‘ heißen?“

„Wird schon so sein.“

„Nun, das ist lustig. Euch hätte man Eurem Rufe nach hier auch am wenigsten vermutet. Aber wißt Ihr, Signore, daß Ihr mir geradezu von der Jungfrau Maria hierhergelegt worden seid? Ihr müßt nämlich wissen, daß ich vor den Karabinieri auf der Flucht bin. Der Teufel hatte mich geritten, daß ich mich mutterseelenallein nach La Grotte herabwagen wollte, um — nun, Ihr wißt schon: alle Dummheiten, die ein ehrlicher Kerl begeht, begeht er um der Weiber willen. Es lebt da eine, die sich meine

Frau nennt, wenn's auch die wenigsten ahnen. Die verdammten Spürhunde haben mich aber bald genug gewittert und waren ihrer drei hinter mir her durchs Gebirg, die ganze Nacht hindurch. Es war ein Wunder, daß ich ihnen nicht in die Klauen geriet. Freilich: so gut wie unsereiner kennen sie die Schlupfwinkel und Schmugglerstege doch nicht, und so konnt ich ihnen ein Schnippchen schlagen, denn auf Widerstand durfte ich's nicht ankommen lassen. Nun aber haben sie alle Zugänge hier herum versperrt, und ich wette, die Halunken vom Eisenbahnbau drunten leisten ihnen Handlangerdienste. Denen soll's nicht geschenkt bleiben, habe schon lange ein Auge auf sie. Jetzt meinen die Spürnasen sicherlich, ich wäre in die Erde versunken, denn den oberen Eingang hier in die Höhle kennt das dumme Volk nicht. Früher oder später hätten sie mich hier jedoch auch ausgewittert, denn heraus kann ich natürlich nicht wieder, würde ja dem Lumpengesindel da unten gerade in die Arme laufen. In dieser Not – wie die Maus in der Falle hätte ich gesessen und mich ruhig müssen abschlachten lassen — hab ich die Madonna um Hilfe angerufen, und die läßt keinen rechtschaffenen Briganten im Stich. Da liegt Ihr wie vom Himmel herabgeschneit vor mir, und sobald es nur noch dunkler geworden ist, werde ich in Eurem Hut und Mantel ganz gemächlich hier herausstolzieren und an den Spitzbuben drunten vorüber auf dem breiten Wege nach Racalmuto wandern, wo ich schon ein Unterkommen für die Nacht finde. Begreift Ihr den Spaß nun, Signorino?"

Der Sprecher hatte sich, während er die einzelnen Sätze stoßweise herausbrachte, vollends umgekleidet, sich eng in Titos Mantel gehüllt und endlich die rohledernen Kniestiefel ausgezogen, an deren Stelle er mit der unverfrorensten Gelassenheit sich des sandalenartigen Schuhwerks bemächtigte, das Tito an den Füßen trug. Tito ließ sich das, ohne einen Finger zu rühren, gefallen, als ob es ihn nichts angehe. Während der Brigant dann seine Verkleidung vollendete und ihm die abgelegten Gegenstände zum Gebrauch zuschob, sagte er phlegmatischen Tones: „Begreifen läßt sich das schon, o ja. Wenn die Karabinieri nun kommen, so lauft Ihr als Tito Rostrella davon, so rasch Eure Füße Euch tragen wollen, und mich schießen sie als Briganten tot oder nehmen mich im besten Falle gefangen. Das ist für Euch ein ganz vorteilhafter Tausch."

Der Brigant mußte halblaut auflachen. „Ihr seid ein prächtiger Bursche, Tito, und gefallt mir über die Maßen. Aber ängstigt Euch nicht zu sehr; so schlimm wird es nicht kommen. Haben die Arbeiter Euch hier hereingehen sehen?"

„Wenn sie nicht gerade blind gewesen sind, müssen sie mich wohl gesehen haben."

„Nun, das ist vortrefflich. So kann ich in Eurem Mantel und mit Mütze und Schuhen ganz getrost hier herausspazieren. Stellt Euch einmal gerade auf, seid Ihr so groß wie ich?" Tito stellte sich geduldig Schulter an Schulter mit dem Briganten, und es ergab sich, daß er zwar weniger kräftig und breitschulterig, aber ungefähr von der nämlichen Größe war. „Alles vortrefflich," wiederholte der Brigant, „die Madonna hat es gut gemacht, und ich werde ihr's lohnen. Auf ein paar Votivtafeln und ein Dutzend geweihter Kerzen soll es mir nicht ankommen. Und was Euch betrifft, Freund Tito, so seid nicht ängstlich. Die Karabinieri könnten Euch im schlimmsten Falle nur gefangen nehmen, denn sie erschießen keinen, der nicht Widerstand leistet, und dann wird man Euch früher oder später als den faulen Tito von Racalmuto erkennen und wieder laufen lassen. Vielleicht spüren sie Euch aber auch gar nicht auf, und dann könnt Ihr Euch bei Nacht nach Hause schleichen. Ihr seht, Gefahr ist nicht dabei. Damit Ihr aber wieder zu dem Eurigen kommt, seid pünktlich zur Stelle, wenn ich Euch Botschaft sende. Das wird morgen oder übermorgen geschehen. Und damit schön Dank, Signore, und Gott befohlen!"

„Eins könnte wohl noch geschehen, was

Ihr nicht in Berechnung gezogen habt," fiel Tito verdrossen ein, als der andere sich dem Ausgang der Höhle zuwandte.

Der Brigant blickte noch einmal über die Schulter zurück. „Nun? He?"

„Ich könnte, wenn Ihr draußen seid, Euch nachlaufen und den Bahnarbeitern zuschreien, Ihr wäret ein Brigant, und die wilde Hetzjagd ginge hinter Euch her und Ihr wäret geliefert."

Der Brigant stutzte einen kurzen Augenblick. „Das werdet Ihr nicht thun, Signorino," sagte er dann mit dem Ausdruck ehrlicher Überzeugung.

„Nicht? Hm, warum denn nicht?"

„Weil Ihr erstens ein Galantuomo seid — das seh ich Euch an — und weil ich zweitens Euch, ehe sie mich fingen, mit meinem Revolver doch noch niederschießen würde. Und wenn ich's nicht mehr könnte, so würde es ein anderer von uns thun; Ihr wißt: für einen Verräter hat es früher oder später immer noch die gebührende Rache gegeben, und selbst die Spürnasen verachten ihn. Nein, Signorino, Ihr seid mir sicher. Also nochmals: die Madonna lohne es Euch, und wenn ich Euch einmal in etwas helfen kann, wendet Euch getrost an mich, ich werde es nicht an mir fehlen lassen. Auf Wiedersehen!"

Er schüttelte dem verdutzt und betroffen dreinschauenden Tito herzlich die Hand, nickte ihm zu und verließ nach kurzem Zaudern und raschem Umblick mit hastigen Schritten die Höhle. Eine Minute später war der Klang seiner Tritte im Gestein verhallt. Tito spürte, daß sein Herz angstvoll zu klopfen anfing, aber nicht um seiner eigenen gefahrvollen Lage willen, sondern allein wegen des kühnen Wagnisses, das der Brigant eben jetzt bestand. Wenn sie den Vertrauensseligen dennoch griffen! Wenn in der nächsten Minute schon ein Büchsenschuß ihn niederstreckte! Trotz seines Hasses gegen alle Briganten, trotz der frechen Manier, in der der Verfolgte mit ihm umgesprungen war und ihn in eine so gefährdete Situation gebracht hatte, empfand der faule Tito doch plötzlich eine unwiderstehliche Sympathie mit ihm; die kaltblütige Ruhe, der todtrotzende, fast treuherzige Sinn des Briganten hatte eine gewaltige Wirkung auf ihn ausgeübt. Er wünschte ihm von Herzen, daß seine Flucht gelang; er hätte für ihn gebetet, wenn ihm das nicht bei seinem geschuldeten Respekt der Obrigkeit gegenüber als Sünde erschienen wäre. In jedem Falle dachte er nur noch der Gefahren, denen der andere entgegenging, und hatte die eigenen völlig dabei vergessen. Draußen blieb alles still. Die Dämmerung sank schon, und die Bahnarbeiter mochten Feierabend gemacht haben. So schlich sich Tito bis nahe an die Höhlenöffnung und blickte vorsichtig hinaus.

In demselben Augenblick aber erhob sich drunten ein vielstimmiges Geschrei, und er unterschied die Rufe: „Da ist er ja! Da ist er! Drauf! Drauf!" Und eine Anzahl von Karabinieri, Bahnarbeitern und Inspektoren lief den Berg in die Höhe, Büchsenläufe blitzten auf und wilde Drohworte waren vernehmbar. Der faule Tito trat erschrocken zurück. Einen Moment hindurch durchzuckte ihn der Gedanke, ob er sein Schlagmesser, das er in der Tasche trug, herausziehen und sich zur Wehre setzen sollte. Aber ehe er noch zu einem Entschlusse gekommen, war der Eingang zur Höhle bereits von dunklen Gestalten erfüllt, und ein hünenhafter Karabiniere trat vor, die kurze Büchse im Anschlag, und schrie: „Ergieb dich, Hund! Hier ist jeder Widerstand überflüssig. Wir sind unser ein Dutzend."

„Kommt nur herein!" erwiderte Tito, der seine volle Fassung schon zurückgewonnen hatte und durch die ganze Komödie beinah belustigt wurde, eine so ernste Wendung sie auch zu nehmen drohte. „Wenn Ihr mich suchen solltet, ich denke gar nicht daran, Widerstand zu leisten."

Der Karabiniere stutzte bei dem Klang dieser Stimme, zog die Büchse herab und trat näher, während die anderen nachdrängten. „Santo Diavolone," schrie einer auf, als er Titos ansichtig wurde, der mit gekreuzten Armen so trotzig und

kaltblütig dastand, als wollte er's dem im stillen bewunderten Briganten gleichthun, „das ist ja der ‚schwarze Bär' nicht! Der Vogel ist auf und davon! Wen haben wir denn da? Laß dich doch einmal näher besehen, mein Junge!"

Ein Paar derbe Fäuste zerrten den faulen Tito zum Höhleneingang hinaus, wo ihn die anderen neugierig umringten. „Madre di Dio," sagte einer von den Bahnarbeitern lachend, „das ist ja der faule Tito aus Racalmuto, der vorher bei dem neuen Tunnel stand und Maulaffen feilbot! Ein ergiebiger Fang!"

Auch die anderen lachten. Nur einer von den Gendarmen fiel wütend ein: „Der faule Tito? Seid ihr verrückt? Als der vorher mit seinem Mantel und in der roten Mütze über den Weg lief, habt ihr geschworen, er wär's, so verdächtig mir der Kerl vorkam. Der muß nun lange in Racalmuto sein und kann doch nicht in doppelter Gestalt hier herumlaufen."

Die Männer sahen sich verblüfft an und zuckten die Achseln. „Das da ist der faule Tito," sagte der frühere Bahnarbeiter endlich wieder, „so viel steht fest. Ich bin selber aus Racalmuto und kenne ihn wie mein Amulett auf der Brust. Übrigens wißt Ihr ja auch, daß der ‚schwarze Bär' einen dunklen Vollbart trägt."

„Vorher ist er aber in Mantel und Mütze hier heraufgeklettert," fiel ein anderer Arbeiter ein, „wo sind die geblieben? Der Kerl hat ja auch keine Schuhe mehr an."

Der hünenhafte Gendarm packte Tito, der das alles stumm und ohne mit einer Wimper zu zucken, über sich ergehen ließ, als kümmere ihn das Durcheinanderreden, Fragen, Fluchen und Schimpfen nicht im geringsten, mit der Faust vorn an der Brust.

„Wo hast du deine Sachen, du Lump?" schrie er ihn an.

„Das müßt Ihr den fragen, der sie mir weggenommen hat," entgegnete Tito in größter Seelenruhe.

„Weggenommen? Wann? Wer? Was lügt der Kerl da?" schrie es durcheinander auf Tito ein, der wie ein geduldiges Opferlamm dastand und keine Miene verzog. „Rede!" fuhr ihn der riesige Karabiniere an und schüttelte ihn, „oder es geht dir an den Kragen, Halunke!"

„Könntet Ihr nicht eine Kleinigkeit höflicher sein, Signor Karabiniere?" fragte Tito gelassen. „Meines Wissens habe ich Euch bisher noch keinen Anlaß zu den Ehrentiteln gegeben, mit denen Ihr mich so freigebig bedenkt. Übrigens ist die Sache die, daß ein schwarzbärtiger Kerl mir, während ich schlief, meine Sachen fortnahm und nachher, als ich erwachte, mit einem höflichen ‚Schön Dank' sich davonmachte. Wenn Ihr sie ihm wieder abjagen und mir zurückbringen wollt, werde ich herzlich froh sein. Er hat mir zwar zum Ersatz ein Paar Stiefel und eine schäbige Jacke zurückgelassen, die schon mancherlei Unwetter erlebt zu haben scheint, aber sonderlich erbaut bin ich von dem Tausch nicht."

Der Gendarm hatte Tito bei diesen Eröffnungen losgelassen. Ein paar von den Leuten brachten aus der Höhle die zurückgelassenen Kleidungsstücke des Briganten herbei und alle redeten und lachten durcheinander, während sie die Jacke an den Ärmeln ausgespreizt hochhielten und die Kniestiefel samt dem Schlapphut in der Luft schwenkten. Tito stand mit den Händen in den Hosentaschen dabei und stierte gleichgültig vor sich hin.

„Wahrhaftig, das sind die Sachen, die der ‚schwarze Bär' zu tragen pflegt," rief einer von den Karabinieri; „der abgefeimte Spitzbube ist uns also richtig wieder einmal entwischt und wir haben ihn in den Kleidern dieses Burschen da ganz arglos an uns vorüberspazieren lassen! Daß ihn die Pest! Aber ohne Zweifel ist er nach Racalmuto hinunter, und wenn er nicht mit dem Leibhaftigen selber im Bündnis steht, fangen wir ihn dort doch noch ein. Ich denke, wir machen uns ohne viel Besinnen auf und nehmen den Burschen da, der seinen Mantel ja am

besten wiedererkennen wird, mit uns. Was meint Ihr, Wachtmeister?"

Der Hüne, an den die letzten Worte gerichtet waren, hatte wütend an seinem langen schwarzen Knebelbart gezerrt. Daß er wieder einmal überlistet worden war, nachdem er die ganze Nacht hindurch hinter dem ausgespürten Briganten hergewesen war und ihm jeden Ausweg verlegt zu haben glaubte, wurmte ihn mehr, als er verraten durfte. Sein Zorn suchte einen Gegenstand, an dem er sich Luft machen konnte, und verfiel naturgemäß auf den faulen Tito, dessen unerschütterliche Gemütsruhe ihn vollends in Raserei brachte. „Höre, du Schlingel," schrie er ihn wieder an und rüttelte ihn an der Schulter, „weißt du auch, daß wir dich als Helfershelfer der Räuber mit uns schleppen werden, und daß du in Ketten gelegt und vor die Assisen geführt werden wirst? Du Lump bist allein an allem schuld. Du hast gemeinsames Spiel mit dem Banditen gemacht, hast ihm Vorschub geleistet und hast ihm zur Flucht verholfen. Wer weiß, ob du nicht überhaupt unter einer Decke mit ihm steckst und das Ganze ein abgekartetes Gaunerstückchen zwischen euch beiden war? Nun, das werden die Geschworenen entscheiden. Vorläufig bringen wir dich in sicheres Gewahrsam, das Weitere findet sich dann schon. Nach meiner Ansicht sind dir zehn Jahre schweren Kerkers sicher. Und nun marsch, vorwärts! Da vor uns hergelaufen, oder wir bringen dich mit Gewehrkolbenstößen auf den Weg!"

Tito hörte alle diese wenig tröstlichen Aussichten und Aufforderungen mit vor Erstaunen geöffnetem Munde an. Endlich zuckte er mit halbem Lachen die Achseln. „Ich mit den Briganten zusammenhalten, Signor Karabiniere?" sagte er in fast mitleidigem Ton, „ich hasse dies Spitzbubengesindel gerade so wie Ihr, und vielleicht noch mehr — aus privaten Gründen. Aber ich möchte Euch bitten, mir die eingetauschten Stiefel und die Jacke herzugeben, denn ich bin nicht gewohnt, barfuß zu laufen, und mich friert. Ich denke, ich habe ein gutes Recht auf die Sachen, und bis ich meine eigenen wieder habe, gehören sie mir und keinem anderen."

Die Herumstehenden lachten. Nur dem Wachtmeister schwoll die Zornader noch höher und er schrie: „Treibt ihn mit Kolbenstößen vor euch her, Leute, wenn er nicht gutwillig gehen mag! Ich will ihn lehren, barfuß und ohne Mantel laufen! Vorwärts!"

Die Gendarmen rissen nunmehr Tito in ihre Mitte und zerrten ihn eine Strecke weit vorwärts. Wenn er nicht gehen wollte, schoben sie ihn auf dem Wege bergab vor sich her, wobei es ohne mancherlei Knüffe und Püffe nicht abging. Tito ließ das alles über sich ergehen, ohne nur die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen, aber er fror wirklich, und die spitzen Steine, die ihm auf dem abschüssigen, geröllbedeckten Wege in die Füße schnitten, regten ihm endlich doch die Galle auf. „Signor Karabiniere," sagte er stehenbleibend und wandte sich nach dem ingrimmig hinterdrein schreitenden Wachtmeister um, „ich mache Euch für Eure Handlungsweise gegen einen Galantuomo, auf dem auch nicht der Schatten eines Verdachtes ruht, verantwortlich. Ihr werdet Euch für diese Überschreitung Eurer Amtsbefugnisse zu rechtfertigen haben. Ich bin der Sohn eines angesehenen Mannes in Racalmuto und so unbescholten wie Ihr selbst. Es giebt noch Richter in Girgenti!"

Damit wollte er verdrossen weiterschreiten. Auf den hünenhaften Wachtmeister waren diese ruhigen und stolzen Worte aber nicht ohne Eindruck geblieben; er sagte sich, daß er vielleicht wirklich etwas zu weit gehe. „Gebt ihm die Sachen des Briganten!" befahl er, „er mag sich darein kleiden. Und dann langsam weiter!"

Der Trupp machte Halt, und der faule Tito fuhr in die riesigen Stiefel, zwängte sich die abgeschabte Jacke des Briganten über den Leib und stülpte den bebänderten Kalabreser auf den Kopf. Die Gen-

darmen lachten, als er in solcher Ausstaffierung wieder vor sie hintrat. Der Wachtmeister hatte sich aber inzwischen auf seine Instruktionen besonnen und fragte den neu Eingekleideten, die Arme höhnisch in die Seiten gestemmt: „Du sagst, es ruhe keinerlei Verdacht auf dir, mein Bursch? Weshalb hast du dir's denn so ruhig gefallen lassen, daß man dir deine Sachen wegnahm? Dachtest wohl, es wäre für eine unschuldige Mummerei, he? Oder wußtest wohl gar nicht, daß du einen Briganten vor dir hattest, den gefährlichsten und wildesten in der ganzen Gegend, he? Natürlich; bist ja so ein unschuldiges Lämmlein, das noch gar nie davon gehört hat, daß es Briganten hier in den Bergen giebt, weißt wohl kaum, was ein Brigant ist, wie? Oder hattest ganz vergessen, daß einen einzigen Büchsenschuß weiter unten die Arbeiter beschäftigt waren, und du nur hättest schreien brauchen, daß sie kamen und den Halunken festhielten? Nein, nein, das sind alles keine verdächtigen Umstände, sondern ganz natürliche, nicht wahr? ganz natürliche, mein Bursche?"

„Hm," machte Tito ganz gelassen, „da hättet Ihr wohl eher recht, Signor Karabiniere. Das Üble dabei war nur, daß der Kerl ein Paar Revolver im Gurt stecken hatte und mich über den Haufen geschossen hätte, hätte ich nur mucksen wollen. Und dazu verspürte ich keine Lust in mir. Hätte ich die Arbeiter aber nachher, als er weg war, hinter ihm dreingeschickt und sie hätten ihn gefangen, so würde ich keine ruhige Stunde im Leben mehr gehabt haben, denn die anderen Briganten hätten's doch über kurz oder lang erfahren, daß ich einen von den Ihrigen verraten, und hätten mir eines schönen Tages den Garaus gemacht. Es thut mir leid, Signor Karabiniere, aber meine Haut trag ich um Euretwillen doch nicht zu Markte. Ihr müßt schon zusehen, wie Ihr den Schlaukopf ohne mich fangt!"

Der Wachtmeister sah die Berechtigung dieses Raisonnements zwar ein, hütete sich aber, sich das merken zu lassen, und erwiderte nur brummend: „Feige Memme! Sag das der Jury zu deiner Verteidigung, wenn es dir an den Kragen gehen soll, mich kümmert's nicht. Du hast den Verdacht auf dich geladen, ein Handlanger der Briganten zu sein, weil du einen von ihnen entwischen ließest, und damit basta! Vorwärts! Über all dem unnützen Schwätzen verstreicht uns die Zeit. Eilt euch!"

Und weiter ging's, nunmehr im Sturmschritt, durch die winddurchpfiffene Nacht auf dem geraden Wege nach Racalmuto. Tito hatte alle Mühe, sich in den schweren, ihm viel zu weiten Stiefeln fortzubewegen, die Füße brannten ihm wie Feuer, und die ungewohnten Anstrengungen dieses verhängnisvollen Tages zusammen mit einer nicht ganz zu bekämpfenden Gemütsbewegung machten ihn so müde, daß er Blei in allen Gliedern zu spüren meinte. Nur noch mechanisch bewegte er sich fort, stolperte über die Geröllsteine, fiel ein paarmal in die Knie und hielt sich mühsam aufrecht. Endlich schimmerten die Lichter der Stadt durch das Dunkel herüber.

Der Wachtmeister ließ Halt machen. „Beppo, du führst den Burschen da in aller Stille ins Gewahrsam," kommandierte er, „und, wenn er abgeliefert ist, stößt du auf der Piazza del Mercato wieder zu uns. Du, Maso, hältst in der Wohnung dieses Burschen, bei seinem Vater, kurz: in der ganzen Umgegend Haussuchung. Möglich, daß sich der Halunke dort eingeschlichen hat. Die Signale, wenn ihr etwas Verdächtiges entdeckt, kennt ihr. Auf der Piazza treffen wir in einer Stunde alle wieder zusammen. Weiß einer, ob der ‚schwarze Bär' hierorts Angehörige hat?" Keiner antwortete. „Wenn du dich unverdächtig machen willst, Bursch," wandte sich der Hüne an Tito, „so sag uns jetzt, wo der Bandit sich verstecken wollte. Du wirst's wissen."

„Ich?" fragte Tito dagegen. „Daß er ein Narr gewesen wäre, mir's zu verraten!"

„Gut denn," knirschte der Wachtmeister, „vielleicht besinnst du dich hinter Schloß und Riegel drauf. Ab mit ihm! Dämpft eure Schritte!"

Der kleine Trupp verteilte sich, und Tito wurde von einem der Gendarmen, dem die Eskorte durch die Stadt nicht ganz sicher zu sein schien, an den Armen gefesselt und abgeführt. Als er nun so mit verschnürten Händen, in Stiefeln, Jacke und Kalabreser des gefürchtetsten Brigantenführers der ganzen Gegend von einem Karabiniere durch die matt erhellten Gassen seiner Vaterstadt geleitet wurde, ward ihm doch recht wunderlich zu Sinne. Heute mittag war er noch in wildem Haß gegen alles Brigantentum, das sich zwischen Gioconda und ihn gedrängt hatte, um ihm jede Aussicht auf Glück zu rauben, von hier fortgewandert und aufs Geratewohl den Bergen und dem neuen Eisenbahnbau entgegengeschlendert. Und nun brachten sie ihn, den faulen Tito, den Brigantenfeind, in der Verkleidung eines Banditen, als Freund und Helfershelfer der Räuber gefesselt ins Untersuchungsgefängnis und wollten ihm den Prozeß machen, der auf Tod und Leben ging! Dazwischen lagen nur etliche Stunden. Wie sonderbar doch das Schicksal mit ihm spielte!

Als er in Begleitung seines Escorteurs durch eine etwas heller erleuchtete Straße kam, sah ihn ein Liebespaar, das auf der steinernen Hausschwelle stand und flüsternde Zwiesprache hielt. „Sacro Dio," rief die Dirne, erschrocken zusammenfahrend und ihre Hände aus denen des Burschen lösend, „da bringen sie einen Briganten ein!" Der Bursche aber wandte sich unmutig nach den Störenfrieden um, erkannte im gleichen Augenblick beim Laternenlicht den faulen Tito unter dem breitrandigen Schlapphut und schrie, die Hände zusammenschlagend: „Christo mio! Es ist der faule Tito! Der faule Tito ist unter die Briganten gegangen und sie führen ihn ins Loch! Bei den vierzehn Nothelfern, das geht über meinen Verstand!"

Und in einem Nachbarhause hatte man das Geschrei gehört; ein paar dunkle Gestalten stürzten unter die Hausthür, sahen, was vorging, und schlugen ein lautes, verwundertes Lamento auf; überall in den Mauern klangen Fensterflügel, neugierige Köpfe lehnten sich heraus, zu sehen, was es gäbe, man fragte, rief, lachte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und durch die ganze Straße klang es hin: „Tito Nostrella, der faule Tito wird als Brigant eingebracht!" Dann stolperten ein paar Dutzend zerlumpter Rangen die steinernen Stiegen hinunter auf die Gasse, wiederholten den Ruf in allen Tonarten und stürmten schreiend, johlend und pfeifend hinter dem unglücklichen Opfer und seinem uniformierten Begleiter drein. Im Zeitraum einer halben Viertelstunde wußte die ganze Stadt um das große, schier unglaubliche Ereignis dieses Abends, debattierte darüber in den Osterien beim Nostraner, erfand die unerhörtesten Märchen, die angeblich damit im Zusammenhang stehen sollten, redete sich in die größte Hitze hinein und geriet ohne jeden greifbaren Grund wechselseitig in Kampf und Zwist, obgleich eigentlich jeder der gleichen Meinung war und sie nur in so determinierter Weise zum besten gab, daß der andere auf die Vermutung geriet, man wolle ihm die seine in unverantwortlicher Heftigkeit bestreiten.

So wogte der Streit um Tito Nostrella durch ganz Racalmuto, jung und alt beteiligte sich daran, und der faule Tito, über welchen man bis zur Stunde verächtlich die Achseln gezuckt, war plötzlich zum Helden dieser Nacht geworden. Seine ganze Faulheit sollte nur Verstellung gewesen sein; man wollte wissen, daß er schon längst im geheimen und unter seiner sichernden Maske den Briganten gespielt habe, und während er tags über träge herumgelungert, was nur Folge seiner Ermüdung gewesen, sei er nachts mit anderen Kumpanen aufs Räuberhandwerk ausgezogen und habe schon so manchen seither spurlos Verschwun-

denen auf dem Gewissen. Kurz: das Haupt des faulen Tito erstrahlte seit dieser wundersamen und verhängnisschweren Nacht in einer Aureole, davon weder er selbst noch irgend ein anderer in Racalmuto sich je etwas hatte träumen lassen.

Er hatte den Marterweg bis zum Untersuchungsgefängnis inzwischen glücklich, wenn auch umheult von einer immer mehr anwachsenden Rotte jugendlichen Gesindels, zurückgelegt, war nach einem mit ihm aufgenommenen Protokoll eingeliefert worden und saß nun in seiner vergitterten, käfigähnlichen Zelle, sich selber überlassen, frierend, hungernd und sein hartes Lager verwünschend, auf das er sich todmüde niedergeworfen. Trotz der unerhörten Anstrengungen dieses Tages vermochte er jedoch nicht einzuschlafen. Nicht sein Schicksal quälte ihn, nicht die schimpfliche Behandlung, die man ihm so ungerechterweise angedeihen ließ, regte ihn auf, aber er dachte an Gioconda. Wenn Gioconda nun erfuhr, daß man ihn als Briganten eingebracht hatte — und es war undenkbar, daß es ihr verborgen blieb —, was würde sie dazu sagen? Wenn er wirklich ein Brigant war, so konnte sie ihn ja heiraten und es gab kein Hindernis mehr, das zwischen ihnen beiden stand. Ob sie wohl daran dachte? Aber er, Tito Nostrella, dachte nicht daran. Er wollte nicht unter die Briganten gehen, um Gioconda Delverde zu erobern, und er wollte auch nicht fälschlich als Brigant angesehen werden, nur um in ihren Augen einen Vorsprung vor einem braven Burschen zu haben. Ganz und gar nicht. Er war viel zu stolz dazu; er wollte, wie er da war, als der faule Tito von Racalmuto, geliebt und erhört werden. Und wenn ihm das nicht gelang, wenn er erst unredlich werden und unter die Räuber laufen mußte, um eine Gioconda Delverde zu gewinnen, nein, dann verzichtete er lieber. Man hatte ihm freilich heute wenig glimpflich mitgespielt, aber eingestehen, daß er ein Brigant sei, durch solche Lüge Giocondas Herz erobern, sich selber aber mutwillig um seinen guten Ruf bringen — pfui, wenn er's gethan hätte! Nur daß er vielleicht nun im Ernst werden sollte, wozu man ihn in lächerlicher Verkennung der Umstände um jeden Preis stempeln wollte, um sich für die ihm widerfahrene schmachvolle Behandlung zu rächen, den Karabinieri Todfeindschaft zu schwören und der Gesellschaft, die ihn widerrechtlich ausstoßen wollte, den Krieg zu erklären. Es hätte etwas Ausgleichendes darin gelegen und er hätte seiner Verbitterung und Empörung damit am besten Rechnung getragen. Warum auch nicht? Man sah ja, wie elend ungerecht es in der Welt zuging, wie die Unschuldigen leiden mußten und wie die Macht statt des Rechts triumphierte; die Briganten führten ja mit vollem Fug Krieg gegen alle Welt und schlugen die Mächtigen und Besitzenden zu Boden und wollten den Gedrückten und Geschwächten aufhelfen. Weshalb sollte er da nicht mitthun? Im Grunde war es doch ein edler Lebenszweck, und jedenfalls besser als gar keiner, als sich ducken zu müssen und sich mißhandeln und treten zu lassen und nur ohnmächtig die Faust dagegen ballen zu können!

Der faule Tito wälzte sich in solchen düsteren Gedanken und Vorstellungen unruhig auf seinem Lager umher. Ähnliches war noch nie in seiner Seele aufgestiegen, und jetzt wühlte und gärte es drinnen und wollte ihm keinen Frieden gönnen. Unter die Briganten gehen? Er? Der faule Tito? Dann hätte er eben nicht der faule Tito sein müssen. In Felsenhöhlen wohnen, auf halsbrecherischen Ziegenpfaden im Gebirge herumklettern, Hunger und Durst ertragen, nachts auf Wache oder auf dem Anstand liegen, immer fluchtbereit, nirgends heimisch, ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit — der Teufel hole solch ein nichtswürdiges Dasein! Und das Ende von dem allen war der Galgen. Nein, da schlief es sich zu Hause doch besser, und das friedliche Leben, ohne Sorgen, ohne Unrast, ohne Arbeit wenn es nur erst wieder begann!

Tito wollte gewiß nicht mehr unzufrieden sein, sich nichts anderes, nichts besseres mehr wünschen; er wollte den Karabinieri großmütig verzeihen und die Leute reden lassen und sein Brot in Gemütsruhe daheim essen, und schlafen — oh, wie er schlafen wollte! Wenn er nur erst wieder im eigenen Bette lag! Was hätte ihn dann noch die Ungerechtigkeit in der Welt und der Kampf der Briganten gegen die Mächtigen gekümmert? Nur Ruhe, Frieden, ein gutes Bett, ein Stück Brot und einen Paradiesapfel dazu, sonst nichts, sonst gar nichts.

Und darüber schlief Tito endlich auf seiner über eine Strohschütte gebreiteten Pferdedecke in der dumpfigen Gefängniszelle ein und träumte von Gioconda und teilte sein Brot mit den saftigen Schnitten eines roten Pomo d'oro mit ihr und war im Traum sehr glücklich. Er wachte auch nicht eher auf, als bis ein Gefängniswärter ihn derb am Arm rüttelte und anschrie: „In drei Teufels Namen, steht auf, man erwartet Euch!" Und als er dann emportaumelte, wurde er von dem Beamten aus der Zelle und über eine Unzahl von Gängen und Treppen geführt und endlich in ein Zimmer gestoßen, wo er eine ganze Menge von guten Bekannten versammelt fand, darunter auch seinen Vater, und einen Mann mit Talar und Barett hinter einem grünbehangenen Tische mit einem Kruzifix saß, der eifrig einem anderen neben ihm sitzenden in die Feder diktierte. Und dieser selbe Mann rief ihn dicht vor den Tisch heran und fragte den noch halbverschlafenen Gefangenen, der sich unaufhörlich die Augen rieb, nochmals ganz genau nach allem aus, was er gestern gesehen, gehört und erlebt.

Und Tito erzählte es ihm haarklein, der Wahrheit gemäß, mit dem vertrauensseligsten und gutmütigsten Gesicht von der Welt, und es sprach sich so viel unfreiwilliger Humor in seinen Worten aus, daß die anderen Leute im Hintergrunde des Zimmers anfingen zu lachen und der Richter selber sich ein behagliches Lächeln nicht ganz versagen konnte. Als Tito dann schließlich zu Ende war, meinte er aber: „Als der Brigant fort war, hättet Ihr ihn eben doch an die in der Nähe befindlichen Arbeiter verraten und ihn verfolgen lassen müssen, Signor Tito. Daß Ihr das nicht gethan, ist zwar menschlich und begreiflich, aber wie ein wackerer Staatsbürger, der ebensogut ein Feind der Briganten sein muß wie wir und die Karabinieri, habt Ihr nicht dabei gehandelt, und deshalb kann Euch die Lektion von heute nacht nichts schaden. Ein andermal werdet Ihr hoffentlich mehr Mut zeigen und unbeschadet der möglichen Folgen für Euch Eure Pflicht thun. Euer Mut wird dann sicher nicht unbelohnt bleiben. Wenn Ihr aber die Rache der Kumpane des Räubers fürchtet und ihn deshalb lieber schont, so erkennt Ihr damit die unheilvolle Macht der Briganten, die größer sein soll und weiter reicht als die der Justiz, offen an und bestärkt die Verbrecher in ihrer Frechheit. Wenn jeder redliche Bürger unser Helfershelfer und Bundesgenosse wäre, würden wir der Briganten baldigst Herr werden; eure Furcht und Rücksicht aber macht uns schwach. Zudem hättet Ihr tausend Lire verdienen können, die auf den Kopf des ‚schwarzen Bären' gesetzt sind, Signor Tito. Also gebt ein andermal Euren feigen Erwägungen lieber nicht Raum, sondern greift, ohne Euch lange zu besinnen, mutig zu, wenn Euch einer von der Horde in den Weg tritt. Ihr würdet sonst ein zweites Mal nicht so mit dem bloßen Schrecken davonkommen. Und nun geht, für diesmal entlassen wir Euch!"

Da schritt Tito schweigend und mit gesenktem Haupte an der Seite seines Vaters und gefolgt von einem Schwarm seiner Landsleute hinaus. Er atmete tief auf, als er draußen war, besah sich nachdenklich die roten Striemen, welche die Stricke, mit denen man ihn gestern gefesselt, in seine Armgelenke eingeschnitten hatten, und schüttelte den Kopf. Auch ging alles, was seine Begleiter in ihrer lebhaften, redseligen Manier, unter einem Überfluß von Gestikulationen, auf ihn ein-

redeten, spurlos an ihm vorüber, und nur als ein paar Buben, die in ihren bunten Lappen auf den Straßenquadern lagen und Soldostücke ausspielten, je nachdem sie auf die Kopf- oder Schriftseite niederfielen, hinter ihm drein johlten und schrien: „Ecco Tito! Ecco il brigante! Tito, il brigante!“ und als der Ruf: „Tito! Tito, der Brigant!“ sich immer weiter und weiter durch die Gassen fortpflanzte, da begann doch Leben in ihn zu kommen und er hob drohend die geballte Faust gegen den hinter ihm herlärmenden Haufen der Straßenjugend. Natürlich erreichte er aber dadurch nichts weiter, als daß das Getöse sich noch steigerte und alles in boshafter Freude um ihn herum tanzte und sprang und dabei unaufhörlich mit aller Lungenkraft schrie und heulte: „Tito, der Brigant! Tito, der Brigant!“

Und dieser Höllenlärm endete nicht eher, als bis der faule Tito sich in sein väterliches Haus geflüchtet hatte und die Thür dröhnend hinter ihm zufiel. Aber auch dann war er nur für den Augenblick verstummt; und während Tito sich müde, geärgert und gelangweilt auf sein Bett warf und den zum Teil versäumten Schlaf dieser Nacht nachholte, wurde der Ruf: „Tito, der Brigant“ von der johlenden Gassenbrut weiter und weiter getragen; die Erwachsenen erzählten davon, wie von einem guten Spaß, auf dem Felde, in den Werkstätten und in den Trattorien, und bald gab es in ganz Racalmuto keinen Menschen mehr, der nicht lachend den neu erfundenen Übernamen des faulen Tito „Tito, der Brigant“ gekannt und nachgesprochen hätte.

Anfangs wurmte den faulen Tito diese neue Namensnennung im tiefsten Inneren; da er aber klug genug war, einzusehen, daß hier keine Rettung mehr möglich sei und jeder Widerstand das Übel nur noch verschlimmern werde, weil er sich erst dann vollends eine Blöße gegeben haben würde und selber aller Welt die Stelle aufweise, wo er am ehesten verwundbar sei, so machte er gute Miene zum bösen Spiel und ließ sich den Namen nicht nur gefallen, sondern that sogar, als sei er ihm besonders lieb und ehrenvoll. Und so hieß der faule Tito fortan in Racalmuto: Tito, der Brigant. Und wie es denn so kommt, gelangte er nach einiger Zeit wirklich dazu, sich in seinem neuen Namen wohl zu fühlen; ja, er klang ihm ganz vertraut und heimelte ihn an, und Tito meinte, daß er bei weitem stolzer und würdiger sei als der frühere, der nun allmählich in Vergessenheit geriet, obgleich er noch ebenso berechtigt gewesen wäre wie am ersten Tage.

Denn über das Arbeiten dachte auch Tito, der Brigant, genau so, wie der faule Tito gedacht hatte, und in seiner Lebensweise änderte sich nichts. Höchstens, daß er das Haupt etwas höher trug als früher, und daß er ein gewisses Selbstbewußtsein zur Schau stellte, seit er in den Kniestiefeln, der Jacke und dem bebänderten Schlapphut des großen Brigantenhauptmanns einmal durch die Gassen von Racalmuto geschritten war. Nachträglich verlieh ihm diese Thatsache noch einen gewissen Glorienschein vor sich selber. Am meisten fühlte er den, wenn er Gioconda begegnete. Und das geschah ziemlich oft, obgleich Tito dem Mädchen jetzt niemals mehr nachlief — er hätte das unter seiner Würde gehalten — und sich ganz steif und fest einredete, daß er keinerlei Begegnung mit ihr suche, sondern sie sogar vermeide. In Wahrheit richtete er es instinktiv so ein, daß er ihr auf seinen planlosen Streifereien häufig in den Weg trat. Dann begrüßte er sie kühl und schritt vorüber. Ein paarmal war es ihm wohl vorgekommen, als ob Gioconda ihn mit einem schalkhaften Seitenblick streife und eine erneute Annäherung herausfordern wolle, und dann besann er sich, daß sie jetzt vielleicht der Meinung sein möge, er sei ja nun für alle Welt „Tito, der Brigant“ und einem Briganten dürfe sie ihre Hand eben reichen. Aber der Gedanke, daß das Mädchen ihn abermals abweisen und für seinen unverdienten Übernamen vielleicht nur Spott und Hohn bereit haben werde,

schreckte ihn immer wieder zurück, und mißmutig schlenderte er, an ihr vorüber, seines Weges weiter.

Und dann mußte er eines Tages auch noch hören, daß Gioconda Delverde es mit einem Hafenaufseher aus Porto Empedocle halte, der einmal Brigant gewesen, aber von der Regierung wegen mannigfacher Verdienste bei der Entdeckung früherer Genossen begnadigt und in Dienst genommen sei, einem nicht mehr jungen, häßlichen Menschen, dem jeder am liebsten aus dem Wege ging, der aber in letzter Zeit häufig nach Racalmuto hinüberkam und den man im vertraulichen Gespräch mit Gioconda beobachtet hatte. Das stimmte Tito sehr schwermütig. Seine alte, nie erloschene Leidenschaft für das Mädchen flammte neu empor, und verzweifelte Entschlüsse kreuzten sich in seiner Seele. In solcher Gemütsverfassung fand ihn ein Zettel, den ihm eines Tages ein Bursche in die Hand drückte und den dieser von einem ihm unbekannten Manne draußen bei den Schwefelbergwerken „für Tito Nostrella in Racalmuto" erhalten haben wollte. Das schmutzig-graue Papier war mit gekautem Brote verschlossen und enthielt, als Tito es öffnete, die Worte: „Sei morgen zum Austausch unserer Kleidungsstücke um vier Uhr nachmittags in der Grotte auf den Colli neri. Ich erwarte dich. Der schwarze Bär."

Tito hatte nach dem Empfang dieses Schreibens eine schlaflose Nacht. Sollte er gehen oder nicht? Wenn er es that, so sah er allerlei erneute Unannehmlichkeiten für sich von seiten der Regierung vorher; denn natürlich würde man seine Begegnung mit dem Briganten wieder ausspionieren, falsch deuten und ihn, weil er den Zettel nicht dem Karabinieri-Wachtmeister ausgeliefert, hart bestrafen. Der Richter hatte ihm das ja neulich klar genug angedroht. Ein paar Jahre Kerkerstrafe waren ihm als vermeintlichem „manutengolo" ziemlich gewiß. Auf der anderen Seite hätte er seine Sachen, besonders seinen Schafpelz, gern zurückgehabt. Und wenn er den wilden Brigantenführer vergeblich auf dem angegebenen Platze warten ließ, so daß dieser sich getäuscht und vielleicht sogar von ihm verraten glaubte, so war er erbarmungslos der Rache einer Räuberbande preisgegeben, die kurzen Prozeß mit ihm machen, ihn eines Tages mitten in der Stadt Racalmuto aufheben und früher oder später in ihrer bekannten grausamen Manier vom Leben zum Tode befördern würde. Wohin er also sah, wartete seiner Tod und Verderben. Und das alles, weil er in seinem ganzen Leben ein einziges Mal seine angeborene Faulheit besiegt hatte und bis zu dem Eisenbahnbau hinaufgewandert war. Denn da lag die Ursprungsquelle all seines Leids. Und das wieder hätte er sicherlich nie gethan, wenn er nicht verliebt und zwar unglücklich verliebt gewesen wäre. Also trug eigentlich Gioconda Delverde an allem Schuld. Und auch wieder die nicht, denn sie hatte nun einmal geloben müssen, nur einen Briganten zu heiraten. Das hieß, daß die ursprünglich Schuldigen doch immer wieder die Briganten waren; denn wenn es keine gegeben hätte — Und so ging es weiter in Titos Hirn; ein schauerlicher Kreislauf der Gedanken, der ihn auch nicht um ein Haar breit weiter brachte.

Endlich fiel ihm aber ein, daß er seine Sachen von dem Briganten gar nicht zurückfordern dürfe, weil er diesem die seinigen nicht dagegen wiedererstatten konnte. Warum das nicht möglich war und daß er selber keine Schuld daran trage, mußte er dem „schwarzen Bären", der das Tauschgeschäft, wie er's versprochen, so ehrlich zu stande bringen wollte, doch zum mindesten auseinandersetzen; er hätte sonst einem Briganten an Rechtschaffenheit und Worthalten nachgestanden. Und deshalb mußte er wirklich gehen, er mochte es drehen und wenden, wie er wollte. Und als Tito, der Brigant, zu diesem Schlusse gekommen war, schlummerte er endlich ein.

Anderen Tages schlich er sich, ohne daß es jemand merken konnte, von Hause fort und schlug den Weg nach den „schwarzen Hügeln" ein, deren dunkles Gestein

östlich von den Schwefelbergwerken der Gegend in wilder, kahler Umgebung der Hochfläche herüberdrohte. Es war ein weiter Weg von Racalmuto, der durch allerlei verrufene, neuerdings von den Karabinieri fleißig abpatrouillierte Strekken führte, und Tito hatte beschlossen, recht häufig unterwegs auszuruhen, um sich nicht unnötig anzustrengen, und sich die Taschen mit Brot und Früchten vollgestopft. Da nun der Tag heiter war und nur der Wind in rastlosem Pfeifen über die Hochebene ging, ertrug er die Wanderung nicht schwer, und nur, als er in der Ferne eine Gendarmenpatrouille gewahrte und nun unwillkürlich hinter dichtem Gebüsch von Ginster und wilden Myrten Deckung suchte, um nicht von ihnen gesehen und nach dem Ziel seiner Wanderung ausgefragt zu werden, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er in seiner Unschuld so wider Wissen und Willen mit dem Gesetz und der Regierung in Konflikt geraten war und sich nicht mehr offen zeigen durfte und seinen Beinamen mit immer größerem Rechte trug. Und in solcher trüben Stimmung legte er, als es ohne Gefahr wieder geschehen konnte, den Rest des Weges langsam zurück und fühlte sich schwer bedrückt in seiner Seele, als er bei den Colli neri anlangte und die bekannte, verrufene Grotte in denselben aufsuchte. Dort hockte er sich nieder und ließ den Kopf auf die Brust hängen, und der Appetit auf sein Mitgebrachtes war ihm ganz und gar vergangen. Er dachte mit Schauder daran, daß hier in der Nähe vor etlichen Jahren der blutige Zusammenstoß zwischen Räubern und Gendarmen stattgefunden hatte, in welchem der berüchtigte Brigantenführer, den sie den „roten Wolf“ geheißen hatten, erschossen worden war und bei welchem auch Giocondas Bruder Santi seinen Tod gefunden hatte. Es war ein unfreundlicher Platz. Dem „roten Wolf“ war der „schwarze Bär“ in der Führung der Bande nachgefolgt, und an Santi Delverdes Stelle konnte ja nun er, Tito Nostrella, treten, den alle Welt mit aller Lust und Gewalt zum Briganten machen wollte, er mochte sich sträuben und wehren, wie es nur anging. Es war fürchterlich zu denken. Und Gioconda würde doch niemals sein werden —

In düsterem Sinnen starrte Tito, der Brigant, vor sich hinaus in den sonnengoldigen Winternachmittag, und wie ein Schleier lag es um seine Augen gebreitet. Er hatte die Schritte eines Nahenden in dem Felsgestein nicht vernommen und fuhr erst erschrocken empor, als sich ihm eine Hand schwer auf die Schulter legte. Es war der Brigantenführer, der vor ihm stand und ihn mit halbem Lachen betrachtete. „Guten Abend, mein Freund,“ rief er und warf Tito einen Packen, in dem dieser Mantel, Mütze und Schuhe wiedererkannte, in den Schoß; „da sind wir pünktlich zur Stelle, und das Tauschgeschäft könnte, wie ich's versprochen habe, von statten gehen. Kein ehrlicher Brigant, der sein Wort nicht hält. Ein bißchen lange hat's freilich gedauert. Aber sie haben uns das Leben in letzter Zeit auch verdammt schwer gemacht, und ehe ich aus eurem verwünschten Nest, in das ich mich gewagt, wieder davongekommen bin — nun, den Spaß erzähl ich dir ein andermal, mein Bursch. Aber du siehst ja trübselig drein, wie ein Pfaff, der sauren Abendmahlwein getrunken hat. Wo fehlt's denn? Liegt dir's schwer in den Gliedern, daß du mir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten kannst? Nun, laß gut sein, Bursch; ich hab schon von deinem Malheur gehört, und was man nicht hat, kann man nicht wiedergeben. Mögen sie sich meinen Hut nebst Jacke und Stiefeln an ihren Galgen hängen, solange sie mich selber noch nicht haben! Es ist nicht viel verloren an dem Plunder. Und den deinigen hast du dir zurückverdient dadurch, daß du um meinetwillen zwölf Stunden im Loch gesessen hast. Wir sind quitt, mein Junge — Aber wahrhaftig, Kerl, du ziehst ein Gesicht, als wärst du schon auf dem Transport nach Nisida. Was ist dir denn in die Quere gekommen?“

Der „schwarze Bär“ hatte sich neben

Tito in der Grotte niedergelassen, ihm erst derb die Hand geschüttelt und sich dann bequem, seine Büchse zwischen den Knien, zurechtgesetzt, um dem anderen mit dem Ausdruck ehrlicher Teilnahme ins Gesicht zu starren. „Nun?“ fuhr er fort, als Tito verdrossen schwieg, und strich sich mit der großen, braunen Hand durch den wild wuchernden Schwarzbart, „haben dir die Herren vom Gericht als Helfershelfer des ‚Orso nero‘ die Zunge aus dem Munde geschnitten, daß du nicht reden kannst?“

„Ich hab meinen Kummer für mich,“ sagte Tito trocken.

„Hoho!“ lachte der Brigant, „das heißt mit anderen Worten: du bist verliebt! Drückt dich da der Schuh? Nun, Bursch, da laß doch einmal hören! Und wenn ich dir helfen kann — der ‚schwarze Bär‘ steht in deiner Schuld, mein Junge, und er hat noch jede bis heute redlich ausgeglichen. Wer ist's denn?“

„Gioconda Delverde. Weshalb soll ich ein Hehl daraus machen?“

„Wüßt's auch nicht, warum? Also die? Nun, du hast keinen üblen Geschmack. Und sie will dich nicht?“

„Sie darf nur einen Briganten heiraten,“ versetzte Tito in wegwerfendem Ton.

„Sieh, sieh!“ machte der schwarze Bär, sein Kinn streichelnd, „des armen Santi wegen, nicht wahr? Nun, das begreift sich. Aber da ist leicht abzuhelfen, Bursch. Wenn du willst, kann sie morgen dein Weib sein trotz Pfaffen und Sindaco —“

„Wenn ich selber Brigant werde, meint Ihr?“

„Freilich meine ich das.“

„Ich mag aber nicht Brigant werden. Und ob Gioconda mich heiraten würde, wenn ich Brigant wäre, ist auch noch die Frage.“

Der Brigantenhauptmann betrachtete den Burschen da neben sich eine ganze Weile mit aufmerksamen Blicken, und ein Lächeln flog um seine bärtigen Lippen. „Weißt du, Bursch,“ sagte er endlich, „vom langen Parlamentieren bin ich kein Freund, und zum Hin- und Herreden hab ich keine Zeit. Bei uns heißt's handeln. Ich bin dir einen Gegendienst schuldig, und du gefällst mir. Also kurz und bündig: willst du, daß ich dir Gioconda Delverde aus Racalmuto zur Frau verschaffe oder nicht?“

Tito sah den Sprecher unsicher an. „Das möchte ich wohl,“ sagte er endlich zögernd.

„Nun gut; in acht Tagen ist sie's, oder der ‚schwarze Bär‘ hat zum erstenmal sein Wort nicht gehalten und einen ihm geleisteten Dienst unbelohnt gelassen.“ Er stand auf, trat an den Eingang der Grotte, sah sich spähend rings um und ließ plötzlich einen kurzen, gellenden Pfiff hören. Wenige Minuten später war die Höhle von einem halben Dutzend wild aussehender, bis an die Zähne bewaffneter Männer erfüllt, denen der „schwarze Bär“ ein paar Worte zuraunte, worauf sie auf den erschrocken emporgetaumelten Tito zutraten, ihm im Nu die Augen mit einer dicht anliegenden Binde verschlossen und dann an den Armen zur Höhle hinauszerrten.

Tito hatte noch keine Worte gefunden, um gegen eine so unerhörte Vergewaltigung zu protestieren, als er die bekannte Stimme des „schwarzen Bären“ dicht an seinem Ohre sagen hörte: „Sträube dich nicht, mein Bursch, und rege dich nicht unnötig auf! Es geschieht alles zu deinem Besten, mein Wort darauf. Frage auch nicht lange nach dem Wie? und Warum? Denn man würde dir doch keine Antwort geben, und Widerstand ist gegen unsere Übermacht thöricht. Begnüge dich also damit, daß ich dir versichere, es muß so sein, damit dein Wunsch in Erfüllung geht. Und nun vorwärts! vorwärts!“

Er schlug dem faulen Tito ermutigend auf die Schultern, und weiter ging es mit verbundenen Augen durch das unwegsame Gestein, über Geröll und Gestrüpp, thalab und wieder bergauf, immer im schnellsten Tempo, als gelte es einen Wettlauf. Und einer von den Briganten hatte dem armen Burschen einen Strick um den Leib gewor-

fen und zerrte ihn so hinter sich her, weil der Weg nicht gestattete, daß zwei nebeneinander hinschritten, und ein anderer schob ihn von hinten vorwärts, so daß er weder langsamer gehen noch sich verschnaufen konnte. Es war eine wilde Hetzjagd durch die unwirtlichste Gegend und auf den unbequemsten Pfaden, die man sich nur denken konnte, eine Hetzjagd, wie sie der faule Tito nie für menschenmöglich gehalten, geschweige denn selber je im Leben zu unternehmen gedacht hatte. Ihm wirbelten alle Sinne dabei und das Blut kreiste in seinen Adern, als wolle es sich gewaltsam einen Ausweg suchen. Und wozu er das alles über sich ergehen lassen mußte, begriff er nicht, konnte in der atemlosen Eile, mit der das alles vor sich ging, nicht danach fragen und wußte auch ohnehin, daß man ihm doch keine befriedigende Antwort darauf erteilen werde. Es war nun in der letzten Zeit schon so viel Neues, Unerhörtes und nie für möglich Gehaltenes auf ihn eingestürmt, daß er ergebungsvoll sein Haupt darunter beugte und nur den einen Gedanken hatte: Wenn es doch nur schon vorüber wäre, wenn ich doch nur die Schrecken dieses Tages erst ausschlafen könnte! Nur schlafen — schlafen; alles andere auf dieser Welt war Tito, dem Briganten, allmählich gleichgültig geworden, und er mochte sein armes Hirn mit dem Nachdenken darüber nicht martern.

Noch eine geraume Weile ging es auf gefahrvollen Wegen weiter, zuletzt steil bergan, und Tito setzte nur noch mechanisch Fuß vor Fuß, ohne sich eigentlich fortzubewegen, und ließ sich ziehen und schieben, wie es seinen Geleitsmännern beliebte, die er nur noch im halben Traum über seine Faulheit und Unbeweglichkeit fluchen und wettern hörte. Als man dann endlich Rast machte, war ihm das Bewußtsein so ziemlich geschwunden und er warf sich nieder, legte den Kopf auf irgend etwas Weiches, das man ihm unterschob, und schlief ein.

Als er nach langem, traumlos-tiefem Schlafe wieder erwachte und mit seinen von der Binde befreiten Augen um sich blickte, sah er, daß er sich in einer ihm völlig fremden, wilden Gebirgsgegend befand, daß er unter einem überhangenden Fels auf seinem Mantel geschlafen hatte und daß überall in der Nähe Ruhestätten, ausgebrannte Feuer und zusammengestellte Büchsen, sowie mancherlei Gerät einen der Lagerplätze der Briganten verrieten. Von diesen selbst gewahrte er nichts. Es war alles still rundum, ein Stückchen blauen Himmels schaute friedvoll herein und drüben an einer sonnenbeschienenen, dunkelgrauen, zerklüfteten Felswand kletterten ein paar waghalsige Ziegen umher, um die spärlich aufwuchernden Sträucher kahl zu rupfen. Neben seinem Lager fand Tito überdies ein Stück Brot und einen Topf mit Ziegenmilch stehen, und langsam essend und trinkend blickte er mit leidlicher Behaglichkeit in die ihm fremde Welt hinaus, ohne sich von seinem Platze zu rühren, und als er gesättigt war, legte er die beiden verschlungenen Hände unter den Kopf, dämmerte mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin und fand das Brigantenleben ganz erträglich. Nur wozu er eigentlich hier war, wußte er nicht, und was aus dem allen werden sollte, auch nicht. Was wohl Gioconda dazu sagen würde, wenn es hieß, daß er verschwunden sei? Und was, wenn es herauskam, daß er unter die Briganten geraten sei? Wie sie und alle da wohl staunen würden! Er, der faule Tito, ein Brigant und sein Spottname zu Recht bestehend! Ein Gefühl der Genugthuung konnte der Träumende doch nicht ganz unterdrücken, als er daran dachte, ja, ein befriedigtes Lächeln spielte sogar um seine Lippen. Und so rannen Stunden hin, und der faule Tito blinzelte in die Sonne und dehnte sich und kam zu der Überzeugung, daß er sein gewohntes Dasein auch unter diesen veränderten Umständen ganz gut weiter fortführen könne.

Als er sich aber endlich zu langweilen begann und aufstand, um eine Strecke weit ins Gebirge zu schlendern und sich

über die Gegend zu orientieren, in welcher er sich befand, sah er doch, daß er nicht mehr konnte, wie er wollte, sondern ganz regelrecht auf beiden Seiten, in einiger Entfernung vom Lagerplatz, wie ein Gefangener bewacht wurde. Denn er stieß dort auf je einen Briganten, der mit der Büchse im Anschlag hinter einem Felsvorsprung kauerte, und beide sagten ihm, daß sie die zurückgebliebenen Lagerwächter seien und strengen Befehl hätten, den faulen Tito von Racalmuto nicht durchzulassen, falls er es etwa wünschen sollte, sich zu entfernen. Das verdroß nun Tito zwar, aber da der eine Brigant auf seine Frage, ob er denn auch nicht reden dürfe, antwortete, das dürfe er wohl, und wenn sie mitsammen schwatzen wollten, würde es ihm ganz recht sein, und da er alsbald unaufgefordert anfing, allerlei lustige Abenteuer aus dem Brigantenleben zum besten zu geben, die Titos ganze Aufmerksamkeit fesselten. Auch an einem guten Schluck und kräftigen Bissen ließ es der Brigant nicht fehlen, so daß Tito um die Dunkelheit sich ganz zufrieden und beruhigt wieder auf seiner improvisierten Lagerstätte niederließ und bald genug in Schlummer verfiel.

Und wie der erste Tag vergangen war, so verstrichen noch ein paar weitere, ohne daß sich in Titos Leben das geringste geändert hatte. Der „schwarze Bär" und seine Genossen blieben aus, und wenn Tito seinen neu gewonnenen Kameraden darüber ausfragte, was dieselben denn wohl im Schilde führten, und weshalb sie nicht zurückkämen, so that dieser sehr geheimnisvoll und verweigerte jede Auskunft. Viel Nachdenken war nun zwar Titos Sache nicht, denn das hätte ihm zu viel Mühe und Anstrengung verursacht; aber unwillkürlich dämmerte doch allmählich eine Idee in ihm auf, die ihn am vierten Tage nach seiner Einbringung unablässig beschäftigte und ihn an seinen Freund, den Lagerwächter, endlich die Frage thun ließ, ob die Bande des „schwarzen Bären" denn auch einen Priester mit sich führe, wie man dergleichen oft von den Räuberbanden gehört und erfahren habe. Da erhielt er die Auskunft, daß zwar die Bande eine Zeit lang einen im Gebirge aufgegriffenen Mönch mit sich geführt habe, der ihnen fleißig habe Absolution erteilen, die Gefallenen einsegnen, hin und wieder auch eine erbauliche Predigt habe lesen müssen, daß der arme Pfaff, den sie alle sehr gern gehabt, aber leider den Strapazen seines neuen Berufs nicht gewachsen und eines schönen Tages liegen geblieben sei, so daß sie ihn hätten unter mancherlei Gefahren in ein Dorf schaffen und dort seinem weiteren Schicksal überlassen müssen. Seither müßten sie sich ohne Messe und Kommunion behelfen, aber zur Beichte ginge doch jeder von ihnen alle paar Wochen einmal, wenn auch manchmal zu nachtschlafender Zeit und unter allerlei für den Beichtiger ungewöhnlichen Umständen, denn sonst würde es an Lust und Mut in ihrem Handwerk bald fehlen.

Tito hörte das alles verwundert mit an und dachte sich sein Teil dabei. Aber zu einer Klarheit war er in seinem ursprünglichen Gedankengange dadurch doch nicht gelangt, und in dieser Nacht fand er lange keinen Schlaf. Und als er ihn endlich gefunden, währte er nicht lange, denn eine derbe Faust rüttelte ihn alsbald wach, und er hörte die Stimme des wachehaltenden Briganten, die ihn schleunigst aufstehen hieß, an seinem Ohr. Schlaftrunken fuhr er empor und fragte, was es denn gäbe, ob die Karabinieri das Lager angegriffen hätten, ob der „schwarze Bär" erschossen sei oder was sonst. Der Brigant hatte aber keinerlei Antwort darauf, hieß ihn nur ruhig sein und sich zu sofortigem Aufbruch fertig machen, denn es gehe weit fort. Und als Tito bei der letzten Nachricht tief aufseufzte, setzte der andere begütigend hinzu, es werde nicht zu schlimm werden, denn den größeren Teil des Weges werde man zu Pferde zurücklegen. Dann ging es fort. Und da Tito sich zu langsam weiterbewegte, ergriffen seine zwei Begleiter dasselbe Mittel, um schneller von der Stelle

zu kommen, das sie schon bei Titos Einbringung angewandt hatten. Sie warfen ihm einen Strick um den Leib, und halb gezogen, halb geschoben mußte das unglückliche Opfer all dieser für ihn rätselhaften Vorkommnisse sich in einen leichten Trab setzen, und so bergauf, bergab auf abscheulichen Gebirgspfaden, die seinen beiden Begleitern so glatt vorzukommen schienen wie Marmorfußböden, davonhasten. An einer Stelle des Weges wurde plötzlich Halt gemacht, und wieder schlang sich die eng anschließende Binde um Titos Augen. Dann eilte man weiter, bis Signalpfiffe ertönten und gleich danach Pferdegetrappel hörbar ward. Nun hieß man Tito in den Sattel steigen. Er bat, ihm die Binde abzunehmen, da er, ohnehin kein Reiter, anderenfalls unfehlbar herabfallen werde. Aber der Brigant tröstete ihn, er solle sich nur an Mähne und Sattel festklammern, und er selber werde das Pferd neben dem seinigen am Zügel führen.

Dann setzten sich die Pferde auf den Zuruf des Briganten erst in scharfen Trab, dann in Galopp, und die kleine Kavalkade sauste auf der glatten Chaussee dahin, daß dem armen Tito Hören und Sehen verging und er sich, den Zaum fahren lassend, mit beiden Händen am Sattelknauf festhielt und wie ein Affe zusammenhockte, den ein Kamel davonträgt. Eine geraume Weile hindurch war nichts vernehmbar als das Klappern der jagenden Hufe auf dem harten Boden, hin und wieder ein kurzer Pfiff des Briganten an Titos Seite und das Sausen des Nachtwindes in den Alleebäumen. Plötzlich ward Halt kommandiert, von verschiedenen Seiten her ertönten Signale, die erwidert wurden, neue Reiter galoppierten aus einer anderen Gegend heran und ein großer Trupp setzte sich nunmehr langsamer in Bewegung. Tito begriff von dem allen nicht das geringste. Nach wenigen Minuten merkte er aber, daß die Pferdehufe auf dem Pflaster städtischer Gassen klapperten, hier und da drang Lichterschein durch seine Binde, und nun hielt auf ein leises Kommando der ganze Haufen. Man sprang von den Pferden, Thüren kreischten in den Angeln, Fackellicht sprühte auf und Stimmenwechsel ward hörbar. Titos Herz klopfte in banger Erwartung. Endlich hieß man auch ihn herabsteigen, nahm ihm, als er auf den Füßen stand, die Binde von den Augen, und nun gewahrte er, daß er sich auf dem Domplatz eines ihm unbekannten Ortes befand, daß die Kirche geöffnet und erleuchtet war, und daß man eben unweit von ihm eine vermummte weibliche Gestalt aus dem Sattel hob.

Eine Ahnung, wie von etwas Unerhörtem, durchzuckte ihn und machte ihn sekundenlang gleichsam trunken, so daß er meinte, nicht mehr auf seinen Füßen stehen zu können. Dann umringten ihn schon ein paar Briganten und geleiteten ihn in das Innere der Kathedrale, das Tito mit wankenden Knien, sich unablässig bekreuzend, betrat. Durch eine andere Pforte war die jetzt gleichfalls ihrer Binde entledigte Frauengestalt mitten in einem Schwarm von Briganten eingetreten. Auf dem Hochaltar brannten die mächtigen Wachskerzen in den silbernen Leuchtern und warfen flackernde Reflexe über die Pilaster des Mittelschiffs und die dunkel gebräunten Heiligenbilder an den Wänden. Ein Priester in vollem Ornat stand neben dem „schwarzen Bären“ auf der untersten Altarstufe in eifrigem Gespräch. Er war in sichtlicher Angst, zitterte am ganzen Körper und hob wie beschwörend die gefalteten Hände zu dem Briganten empor. Der aber redete, den Schlapphut in der Hand und in seiner gewohnten Kleidung, den Gurt von Waffen strotzend, mit düsterem Ernst auf den alten kleinen Priester ein und machte hin und wieder eine bezeichnende Gebärde nach seinem Revolver hin. „Und macht's kurz, Padre!“ hörte Tito ihn endlich sagen und sah ihn zurücktreten.

Dann verschwamm und verklang ihm alles vor den Augen und Ohren. Er erkannte nur noch ganz deutlich und mit tödlich-wonnigem Erschrecken Gioconda

Delverdes Züge dicht neben sich, die mit düsterer Verschlossenheit, ohne ihn anzusehen, vor sich hinstarrte; er wollte sie anrufen, wollte ein einziges Wort zu ihr sprechen, das ihr sagen sollte, wie er sie liebe, wie er an dieser ganzen Veranstaltung unschuldig sei und wie er doch wieder von seligem Entzücken dadurch heimgesucht werde. Aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge und er konnte nicht reden. Er konnte sie nicht bei Namen rufen und sie nicht bitten, ihn doch wenigstens einmal anzusehen. Die Orgel hatte eingesetzt, die Chorknaben schwangen die Rauchfässer, der Priester begann seines Amtes zu walten.

Er kürzte die Ceremonie nach Möglichkeit ab, immer den Blick auf den funkelnden Revolver im Gurt des Brigantenhauptmanns gerichtet, der als Hauptzeuge bei dieser Trauung fungierte; er sprach mit so bebender Stimme den Segen, daß man ihn kaum vernahm, zumal allmählich allerlei aus dem Schlaf aufgestörtes Gesindel in die Kirche nachgedrängt war und das Gotteshaus mit Stimmengebrause und wildem Gebärdenspiel erfüllte; aber der „schwarze Bär" wachte genau darüber, daß alles streng nach der Form vor sich ging, und trat nicht eher von der untersten Stufe, auf der er zur Seite des Brautpaares neben dem Altar gestanden hatte, zurück, als bis die unauflöslich bindenden Trauworte der Kirche gesprochen waren. Dann erteilte er das Kommando, aufzubrechen, trat auf den erschöpft sich an eine Säule des Hochaltars lehnenden Greis zu, schüttelte ihm dankend die beiden Hände und ließ einen Lederbeutel mit Geld in die Finger des Ministranten gleiten. „Leset ein paar Messen dafür, Padre!" sagte er und nickte dem Priester wohlwollend zu; „Ihr habt ein gutes Werk gethan, und der liebe Gott im Himmel wird es Euch lohnen. Vor dem Bischof aber rechtfertigt Euer Vorgehen nur damit, daß ich geschworen, Euch die Kirche über dem Kopfe anzustecken, wenn Ihr mir nicht zu Willen wäret. Wenn Seine Eminenz sich damit nicht zufrieden geben sollte, so red ich selber schon noch ein Wörtlein zu Euren Gunsten mit ihm. Und nun gehabt Euch wohl, Padre, und schlaft Euren nächtigen Schrecken aus!"

Damit ging er hallenden Schrittes hinaus. Draußen aber waren die Briganten, von einem neugierig gaffenden Pöbelhaufen umringt, schon wieder auf den Pferden, das neu vermählte Paar, das noch kein Wort miteinander gesprochen hatte, mit verbundenen Augen in ihrer Mitte. Der „schwarze Bär" hielt kurze Überschau, schwang sich dann gleichfalls auf sein Pferd und rief lachend zurück: „Meinen Gruß an die Herren Karabinieri!" Und in sausendem Galopp, gleich als wäre die wilde Jagd losgelassen, stob der Schwarm in die Nacht davon.

(Schluß folgt.)



Der Blocksberg von der Pester Seite aus gesehen.

Budapest.

Von

Ludwig Pietsch.

I.

Unter den Hauptstädten Europas bieten besonders zwei das Beispiel eines rapiden Wachstums und einer sich innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit vollziehenden radikalen inneren Umgestaltung: Berlin und Budapest. Jedem, der sie kennt und miteinander vergleicht, drängt sich diese Ähnlichkeit auf, welche auf eine verwandte mächtige Lebens- und Triebkraft in ihrer Bevölkerung hinweist. Aber kaum ist gleichzeitig eine größere Verschiedenheit zu denken als die zwischen der natürlichen Lage, den Lebensbedingungen, dem Bevölkerungscharakter und der Vorgeschichte beider Hauptstädte.

Wer sich gleich bei dem ersten Eintritt in das Weichbild von Budapest der ganzen Schönheit dieser Lage bewußt werden will, muß sich von der Flut des mächtigen Stromes zu ihr hintragen lassen, welcher die uralte Völkerstraße aus dem Herzen Deutschlands zu den Ländern und Meeren Asiens bildet. Im Dampfer während eines langen schönen Sommertages zur ungarischen Hauptstadt fahrend und im Augenblick des Sonnenuntergangs und bei aufgehendem Vollmonde, an der waldigen Margareteninsel vorüber, diesem prächtigen Stadtbilde entgegenschwimmend — nur so empfängt man den Eindruck seiner ganzen Herrlichkeit sofort in voller Stärke. Der Charakterzug, welcher die Erscheinung der durch den Strom getrennten, durch die drei grandiosen Brücken verbundenen Doppelstadt von den meisten anderen auf beiden Ufern eines solchen gelegenen Städten so wesentlich unterscheidet, ist die totale Verschiedenheit der Terrainformation dieser

Hälften und damit der ganzen Anlage, der Gruppierung, der Silhouette der letzteren. Das linke östliche Ufer, auf welchem Pest sich ausbreitet, ist weithin durchaus flach und eben. Das rechte, an dem sich Buda erhebt, steigt in seinem südlicheren Teil schon ganz nahe dem Strom zu steilen, trotzigen Höhenrücken auf, die nach Süden hin in dem, von einem alten Kastell gekrönten, sogenannten Blocksberg gipfeln. Mit seinen Felswänden fällt er schroff wie ein Vorgebirge östlich gegen die Donau hin ab. Buda wirkt immer am mächtigsten und eindrucksvollsten als Ganzes, von Pest vom Strom oder der Kettenbrücke her gesehen, durch diese natürliche Bodenbildung; Pest allein durch seine architektonische Anlage, besonders durch die Gebäudereihen, welche sich längs der Donau hinziehen, teils die schönen Quais flankierend, teils von diesen zurücktretend, prächtige Plätze mit Gartenanlagen umfassend. An diesen Quais legt der Dampfer an, der uns von Wien hierher gebracht hat. Zu ihnen steigen wir hinauf, wenn wir das Boot verlassen haben.

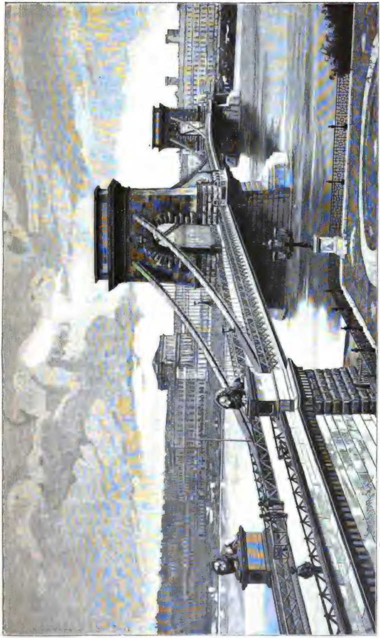
Das erste, was sich uns hier von der Stadt in der Nähe und im Detail zeigt, ist diese Flucht von großen Hotels, Palästen, von Geschäftshäusern großer Gesellschaften, von monumentalen öffentlichen Gebäuden. Das alles trägt das architektonische Gepräge einer großen modernen europäischen Hauptstadt. Es maskiert nach dieser Stromseite hin sehr wirksam die dahinter liegende Hauptmasse Pests mit jenem Gewirre von Straßen und Gäßchen, die zum Teil noch wenig verändert die Physiognomie der einstigen schmucklosen, bescheidenen, ja etwas schäbigen ungarisch-deutschen Landstadt bewahrt hat. Aber auch in diesen Teilen sind stellenweise bereits architektonische Neuschöpfungen entstanden, Straßen erwachsen, die durch Großartigkeit der Anlage und künstlerische Schönheit und Vornehmheit der Ausführung und gesamten Erscheinung jene etwas älteren, die Quais und die Plätze am Fluß begrenzenden Bauten bereits stark in den Schatten stellen.

Zu einer städtischen Einheit verschmolzen sind die beiden Uferorte Buda (von den Deutschen Ofen genannt) und Pest erst seit dem Jahr 1873 unter dem segensreichen Regiment des Ministeriums Andrassy. In innigem Zusammenhang aber haben sie zu allen Zeiten ihrer Geschichte gestanden, die eine hat meist die Schicksale der anderen geteilt. Ihre Anfänge liegen im frühen Mittelalter. Buda bewahrt sogar in den Resten einer antiken Wasserleitung, antiker Bäder und eines Amphitheaters die Zeugnisse der einstigen Existenz der römischen Kolonie Aquineum, die zur Kaiserzeit auf dieser Stelle des Donauufers begründet worden ist. Die ältesten geschichtlichen Nachrichten über die christlichen Ansiedelungen Ofen oder Buda und Pest datieren aus dem Anfang des elften Jahrhunderts. Dort errichtete Stefan der Heilige, hier der Dominikanerorden Kirchen. Um diese und die feste Burg Ofen erwuchsen hüben und drüben die Schwesterstädte, die sich zumal durch deutsche Ansiedler rasch vergrößerten. Die Könige aus der Arpad-Dynastie statteten die nach der Vernichtung durch die Mongolen wieder neuerstandenen Städte reich mit wichtigen Privilegien aus, residierten auch wohl bereits auf dem damals bald als Pester, bald als Ofener bezeichneten Burgberge. 1286 wurde auf dem Rakosfelde bei Pest durch eine Versammlung des ungarischen Adels der erste Grund zu dem späteren Reichstage der Nation gelegt.

Ich verzichte darauf, hier die Geschichte Budapests während der folgenden ereignisreichen Jahrhunderte zu erzählen. Man kann sie in jeder Encyklopädie nachlesen und findet ihre Hauptdaten in jedem Reisehandbuch und Führer für Österreich-Ungarn. Diese Geschichte ist so reich an blutigen Greueln, an Gewaltthaten, erbitterten Kämpfen, brutalen Justizmorden, grausigen Rachethaten, erschütternden und heroischen Martyrien, wie die irgend einer anderen bedeutenden und vielumworbenen

Hauptstadt. Auch sie liefert wieder andererseits den Beweis, wie viel ein Volk aushalten kann an physischem und moralischem Elend, ohne völlig zu Grunde zu gehen. So konnten alle jene Jahrhunderte währenden Parteikämpfe und Bürgerkriege, welche teils durch die verschiedenen Thronprätendenten in dem Wahlkönigreich entfacht, teils zwischen dem trotzigen Adel und dem Königthron ausgefochten wurden, die fortschreitende Entwickelung der Städte Pest und Ofen nie völlig ins Stocken bringen. Dem zähen ausdauernden Fleiß, der inneren Kraft und Tüchtigkeit der deutschen Kolonisten zumal gelang es immer wieder, die Wunden auszuheilen. In langen Zwischenräumen that dann die glückliche Regierung eines großen Herrschers von klarem Blick, gutem Willen und ungewöhnlicher genialer Kraft noch das Ihrige hinzu, um, wie das ganze Volk und Land, so auch die beiden Hauptstädte zu einer neuen hohen Stufe des Wohlstandes, der geistigen und materiellen Blüte zu erheben. So geschah es unter dem und durch den großen Matthias Corvinus († 1490), dessen Regierungszeit die Glanzepoche der mittelalterlichen Geschichte Budapests bildet. Nach seinem Tode bricht das alte Elend der wilden blutigen Parteikämpfe um Thron und Macht von neuem mit voller Wut aus. Und noch ein anderes furchtbareres Unheil tritt hinzu. Die Türken ergießen sich nach der gelungenen Eroberung Konstantinopels über den europäischen Osten, und das durch die inneren Parteikämpfe zerrüttete Ungarn erliegt dem wütenden Ansturm der Barbaren. In der Schlacht bei Mohacz 1520 wird die Blüte der ungarischen Ritterschaft mit ihrem Könige dahingemäht, Ofen durch Sultan Soliman wenige Wochen später erobert, geplündert und verbrannt, Pest dem gleichen Schicksal preisgegeben. Aber Soliman hält seine Beute nicht fest, sondern setzt den Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zapolya als König ein. Schon im nächsten Sommer aber muß derselbe dem von der ständischen Gegenpartei zu Preßburg mit der königlichen Würde bekleideten Schwager des bei Mohacz gefallenen Ludwig, Ferdinand von Österreich, die Städte räumen. Doch nur zwei Jahre währt dessen Herrlichkeit. Mit überwältigender Macht kehrt der Sultan 1522 zurück, erstürmt die Schwesterstädte in wenigen Stunden, und als türkischer Vasall nimmt Zapolya noch einmal seine Residenz in Ofen. Nach dessen Tode ward Festung und Schloß der Sitz eines türkischen Paschas, während gegenüber Pest von österreichischen Truppen genommen und besetzt gehalten blieb. Damals begann jene anderthalb Jahrhundert währende Türkenherrschaft für den größten Teil Ungarns, welche die bereits erreichte, hoch entwickelte Kultur des Landes und seiner gewerbfleißigen Städte vernichtete und es jener Verwahrlosung anheimgab, welche das Schicksal aller dieser Macht unterworfenen Länder und Völker Europas und Asiens gewesen ist.

Erst im Jahre 1686, nachdem die türkische Macht zum zweitenmal an den Wällen Wiens gescheitert war, gelang es den kaiserlichen Heeren unter Karl von Lothringen nach langer Belagerung und furchtbaren Stürmen, bei welchen die ganze Stadt in Flammen aufging, Ofen zurückzuerobern. Von da ab beginnt unter österreichischem Scepter eine sturmfreiere, lange friedliche Epoche für beide Städte. Allmählich erhoben sie sich aus ihrem tiefen Verfall, erweiterten und verjüngten sich. Einen ungeahnten kräftigen Aufschwung nahm die Neuentwickelung der Schwesterstädte unter dem nach der Kaiserkrönung Franz' I. eingesetzten Regiment des Palatin Erzherzog Joseph (1792). Schon zu dieser Zeit zeigt sich jene eigentümliche, für die Kulturentwickelung des modernen Ungarn so charakteristische Erscheinung, die wir dort bis diesen Tag beobachten können und die fast ohnegleichen in allen anderen Ländern ist (kaum, daß noch England auf gewissen Gebieten ein ähnliches Schauspiel gewährt): der hohe Adel der Nation stellt



Die Kettenbrücke, von Ofen gesehen.

sich an die Spitze der Bewegung, deren Zweck und Ziel diese fortschreitende Entwickelung auf allen Kulturgebieten ist. Seine Mitglieder beweisen die eifrigste Thätigkeit, bringen kolossale materielle Opfer für das allgemeine Wohl, für die Verschönerung der Hauptstädte, die Verbesserung des Loses ihrer Bewohner, die Verbreitung der Bildung durch alle Klassen der Nation, die Errichtung gemeinnütziger Anstalten, durch welche der Wohlstand und das Wohlbehagen derselben gesteigert wird. Aus der Reihe dieser Männer, welche das Volk mit Fug und Recht als die Schöpfer des neuen Ungarn verehrt, ragt besonders die Gestalt des Grafen Stephan Szechenyi hervor. Durch ihn wird die ungarische Akademie der Wissenschaften begründet. Es entsteht ein ungarisches Nationaltheater in Pest, die Donaudampfschiffahrt wird eingeführt. Die furchtbaren Wunden, welche die Cholera der Bevölkerung und die größte aller Donauüberschwemmungen den beiden Städten in den ersten dreißiger Jahren geschlagen hatten, werden mit der opferwilligen Anspannung aller Kräfte in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder ausgeheilt. Im folgenden Jahrzehnt gelingt es endlich, das gewaltige Werk der festen Kettenbrücke, die zwölfhundert Fuß lange Verbindungsstraße zwischen Ofen und Pest, hoch über den Strom hinweg von Ufer zu Ufer zu spannen. Auch diese bewundernswürdige Schöpfung, die nach den Plänen des englischen Ingenieurs Clark ausgeführt wurde, danken die Hauptstädte dem großen adligen Bürger des Landes Grafen Szechenyi.

Die stetige ruhige Weiterentwickelung Budapests und ganz Ungarns geriet erst wieder durch die, das Land und Volk im innersten erschütternden Ereignisse, welche durch die Bewegung des Jahres 1848 hervorgerufen wurden, ins Stocken. Sie sind auch unserem heutigen Geschlecht wohl noch in frischer Erinnerung, jene blutigen, heroischen Kämpfe und jene Kette von Thaten der entfesselten Leidenschaften, des politischen Fanatismus, des Rassenhasses, des revolutionären Feuers, des tückischen Verrats, des erbarmungslosen, rachgierigen, blutdürstigen Despotismus, deren Schauplatz während jener Epoche Budapest und alle Teile des unglücklichen Landes waren. Der anscheinend so fest gegründete österreichische Kaiserthron geriet ins Wanken vor der ersten ziemlich harmlosen Demonstration der Wiener Bevölkerung am 13. März. Als der ungarische Reichstag dem Kaiser-Könige die am 14. beschlossene Adresse, welche die Wiederherstellung der alten ungarischen Verfassung unter einem eigenen Ministerium und ein ganzes Register von Freiheiten forderte, zu Wien überreichte, willigte der eingeschüchterte Monarch in alles. Die alte ungarische Freiheit, die den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend motivierte Verfassung des Königreichs, seine nationale Selbständigkeit schien im Fluge errungen und gesichert zu sein. Aber während das neue nationale königliche Ministerium die großen Maßregeln zur Niederwerfung des an der Militärgrenze begonnenen kroatisch-slavonischen Aufstandes gegen die neue ungarische Regierung beschloß, förderte und schürte der königlich-kaiserliche Hof zu Wien selbst im geheimen diesen von Süden her drohenden Brand. Im September schon warf die Wiener Regierung die Maske ab. In der Wut über den Verrat ermordete ein fanatischer Volkshaufen zu Pest den königlichen Kommissarius Grafen Lamberg auf der Kettenbrücke. Die junge ungarische Armee wurde zur Unterstützung des von kaiserlichen Truppen eingeschlossenen revolutionären Wien entsendet. Geschlagen und aufgelöst kehrte sie heim. Bereits im Januar 1849 zog der siegreiche kaiserliche Bezwinger Wiens, Fürst Windischgrätz, als Sieger auch in Pest und Ofen ein. Aber das nationale Heer hatte das Fechten gelernt und begabte Führer gefunden. Die revolutionäre Regierung Ungarns war nach Debreczin verlegt. Während ihr Haupt Ludwig Kossuth die Nation zum heroischen Widerstand entflammte, drang das neu

organisierte Honvedheer gegen die Hauptstädte vor, schlug die österreichische Occupationsarmee in mehreren Treffen und zwang Windischgrätz bereits im April, Pest zu räumen. In dem festen Ofen aber ließ er eine tapfere und entschlossene Besatzung unter General Hentzi zurück. Während in fortgesetzten Kämpfen der Feind zum Lande hinausgeschlagen wurde, begann die regelrechte Belagerung und Beschießung der Festung durch die Truppen Görgeys und zur Erwiderung das Bombardement des unglücklichen Pest durch die Belagerten. Erst nach mehrwöchentlichen Arbeiten, Kämpfen und vergeblichen blutig zurückgeschlagenen Stürmen gelang die Ersteigung der Festung auf Sturmleitern und die Überwindung des hartnäckigen, erbitterten Widerstandes. Hentzi und cirka tausend Mann blieben dabei tot auf dem Platze.

Aber dieser Sieg der nationalen Sache war auch der letzte. Schon war der Bund Österreichs mit Rußland geschlossen. Von beiden kaiserlichen Armeen umfangen und erdrückt, mußte die ungarische Macht erliegen. Während Kossuth und der nach Debreczin verlegte Reichstag die Absetzung des Hauses Habsburg dekretierten, war das Schicksal der neuen Republik bereits entschieden. Am 13. Juli schon wurde Ofen von neuem durch die Kaiserlichen besetzt. Görgey kapitulierte bei Vilagos und ergab sich mit dem Kern der nationalen Armee dem russischen General Paskiewitsch. Der Rest des Heeres unter Bem wurde bei Temesvar geschlagen und zersprengt, Komorn kapitulierte. Ungarn lag, aus tausend Wunden blutend, geknebelt und widerstandslos zu den Füßen des grausamen Siegers. Eine trostlose Periode begann für das Land. Der „Schrecken“ führte die Herrschaft. Die „Hyäne von Brescia“, Generalfeldzeugmeister v. Haynau, ließ zu Arad und im Pester Neugebäude die Patrioten, hohe und geringe, in Scharen am Galgen und durch Pulver und Blei enden. Die alte Verfassung und jede der später errungenen Freiheiten war aufgehoben. Die selbständige Existenz, das nationale Leben Ungarns schien für immer vernichtet, die Hauptstadt ihrer Würde entkleidet. Aber der nationale Geist bewies auch in dieser langen Periode der Heimsuchungen und Bedrängnisse seine alte, oft erprobte zähe Lebenskraft. War ihm das politische Gebiet gewaltsam versperrt, so konnte keine feindliche Macht ihn daran verhindern, daß er sich desto energischer auf dem wissenschaftlichen, litterarischen, industriellen und wirtschaftlichen Gebiete bethätigte. Nicht zum wenigsten geschah das in der Landeshauptstadt, welche dieser still und stetig fortwirkenden inneren Regenerationsarbeit in jenen Jahren der Unterdrückung durch die österreichische Centralregierung manche wichtige und bedeutsame Unternehmungen, Verbesserun-



Der Tunneleingang.

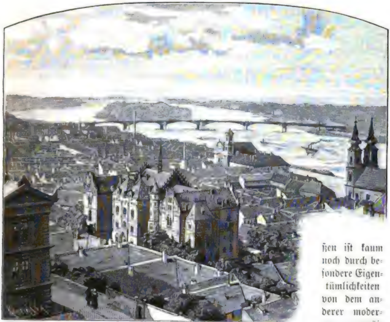
gen und Institute verdankt. Die politische Erlösung Ungarns von dem Joch, das seit 1849 auf dem Volke lastete, begann mit dem Moment, wo die Schwäche seiner Unterdrücker vor aller Welt offenbar wurde.

Der Krieg mit Frankreich und Italien 1859 hatte deren Macht bereits bedenklich erschüttert. Gewisse Konzessionen an Ungarn, eine teilweise Wiederherstellung seiner Verfassung, die Wiedereinberufung eines ungarischen Reichstages waren die Folge davon. Aber die vollständige Herstellung der nationalen Unabhängigkeit und alten Freiheit des Magyarenlandes ist ihm doch erst geworden, als die preußischen Siege von 1866 die Kraft des Kaiserstaates völlig gebrochen hatten. Die Ungarn, von ebenso patriotischen als klugen Staatsmännern, von Franz Deak und Eötvös, geleitet und beraten, verstanden es vortrefflich, die Schwäche und Hilfsbedürftigkeit der Wiener Regierung zu ihrem Vorteil auszunutzen. Notgedrungen mußte letztere die Hand zum Ausgleich weit entgegenstrecken. Die so lange geknechtet Gewesenen diktierten den harten Herren die Bedingungen der Aussöhnung. Der einst zum Tode verurteilte „Hochverräter“ an der österreichischen Majestät, Graf Julius Andrassy, wurde der Premierminister des triumphierenden Ungarn. Kaiser Franz Joseph aber wurde im Juni desselben Jahres in Pest als verfassungsmäßiger König des Landes nach altem Ritus gekrönt und leistete den Eid auf dessen neue Konstitution.

Damit war der Haß gesühnt, mit dem von dem Volk genommenen Druck auch die Erinnerung an die erlittene Unbill ausgetilgt. Die Dynastie erlangte eine kaum je zuvor besessene Popularität. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie aber ließen es sich angelegen sein, diese Volksbeliebtheit durch alle Mittel zu kräftigen und zu nähren. Der „Schwerpunkt der Dynastie“ wurde in Wahrheit mehr und mehr nach Ofen verlegt. Die Kaiserin Elisabeth zumal machte aus ihrer Bevorzugung Ungarns und Budapests vor Deutsch-Österreich und Wien gar kein Hehl. Gödöllö in der Nähe jener Hauptstadt ist ihre beliebteste Sommerresidenz. Die nationale Aristokratie bedurfte kaum dieses Beispiels ihrer Königsfamilie, um Budapest alles das zuzuwenden, was vordem die österreichische Kaiserstadt von ihr empfangen und genossen hatte. — Land und Volk Ungarns und besonders auch die Hauptstadt haben seitdem, zumal in den letzten sechzehn Jahren, einen früher nie geahnten Aufschwung genommen. Von dem rapiden Anwachsen Budapests kann schon allein die Thatsache zeugen, daß die Bevölkerungsziffer, welche im Jahre 1870 270467 Seelen betrug, 1881 bereits auf 370767 gestiegen war. Der errungene Sieg hat der Magyaren Selbstgefühl in einem Maße entwickelt, daß es vom Größenwahn oft nicht allzuweit entfernt gewesen ist. Aber sie sind bei dem unfruchtbaren Genuß dieses stolzen Bewußtseins nicht stehen geblieben. Sie haben Einkehr in sich selbst gehalten, haben ihre Schwächen und Fehler, aber auch die reichen, nie ausgiebig benutzt gewesenen Quellen des Wohlstandes und Gedeihens, die Notwendigkeit des Kulturfortschrittes und die rechten Mittel dazu erkannt und letztere zur Anwendung gebracht. Mit oft beklagenswerter einseitiger Feindlichkeit wendet sich dabei das Volk und fast die Gesamtheit seiner Führer gegen alles Nichtmagyarische, speciell gegen das starke deutsche Element im Lande wie in der Hauptstadt, dasselbe, welches einst als der Sauerteig des magyarischen Volks, als Ansporn und Lehrer jeder Kultur in Ungarn geschätzt worden war. Das mag uns Deutschen als sehr bedauernswert erscheinen. Aber jedes wirklich kräftige Erwachen des eigensten Geistes eines Volkstums wird und muß immer einen derartigen Kampf gegen dasjenige zur natürlichen Konsequenz haben, welches demselben im eigenen Lande lange mit dem Anspruch auf Überlegenheit an geistiger, produktiver und wirtschaftlicher Kraft gegenübergestanden hat.

Wie im modernen Berlin, ergeht es

uns auch im modernen Budapest: hat man die Stadt während eines Jahrzehnts nicht gesehen, so erkennt man sie bei einem neuen Besuch in manchen Teilen kaum wieder. Ich habe noch im vorigen Sommer die Erfahrung persönlich gemacht. Ununterbrochen vollzieht sich hier wie dort gleichzeitig die innere Umwandlung zum Besseren, Schöneren, Gesunderen, „Menschenwürdigeren“ und die äußere Erweiterung und Ausbreitung. Hand in Hand geht damit eine ebenfalls sehr merkliche Wandlung des Lebens und der Sitten der großen Masse der Bevölkerung. Mehr und mehr schleift sich, trotz jenes eifrigen Herauskehrens der nationalen Tendenzen, das ehemalige prononciert nationale Gepräge der Erscheinung der Budapester ab. Manches „Halbasiatische“ in den Lebensarten, das ehedem frei und ungeniert zu Tage trat, ist heute bereits



Ansicht von Ofen mit Margaretenbrücke und Margareteninsel.

völlig zurückgedrängt und in das verschämte Dunkel verbannt. Das Volkstreiben, die Art des Verkehrs in den Straßen ist kaum noch durch besondere Eigentümlichkeiten von dem anderer moderner europäischer Hauptstädte unterschieden; ebensowenig wie (abgesehen von den offenen Omnibuswägelchen mit dem gestreiften leinenen Schattendach) die Art der Pferdebahnwagen und Fiaker. Höchstens eine größere Lebhaftigkeit, ein temperamentvolleres Bewegen und ein größerer Reichtum an schönen und anziehenden Frauengesichtern und scharf charakteristischen Männerköpfen in der sich auf den Straßen, den Promenaden bewegenden und an den öffentlichen Vergnügungsorten versammelnden Menge, als wir in deutschen Städten zu finden gewohnt sind, läßt sich an der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt beobachten.

Am auffälligsten sind die Resultate des stetigen Umgestaltungsprozesses Budapests vorläufig noch in der Stadthälfte am

linken, östlichen Donauufer, in Pest. Aber auch gegenüber in Ofen stockt derselbe nicht gänzlich, wenn er sich auch bis jetzt nicht entfernt in gleicher Entschiedenheit und Nachdrücklichkeit bemerkbar macht als



Das Badehaus auf der Margareteninsel.

in der bevorzugteren Schwesterstadt. Ofen (unter 36 Grad 42 Min. östl. Länge, 47 Grad 29 Min. nördl. Breite) dehnt sich als ein seltsames Gemisch von Häusern und Stadtquartieren des verschiedenartigsten Charakters diesseit und jenseit des parallel dem Donauufer lang hingelagerten Burgberges, und ebenso vor dessen nördlicher und südlicher Absenkung. Nach Süden, stromabwärts wird diese Höhe aber wieder bedeutend überragt durch die gewaltige Masse des sogenannten Blocksberges, von dem jene eine breite Schlucht trennt. Sein kahles Plateau krönt eine Citadelle, welche heute indes ohne irgend eine Bedeutung für die Verteidigung der Stadt ist. Westlich geht dieser Blocksberg (Galérthegy) in den Höhenzug des „Ofener Gebirges“ über. Aus diesem erhebt sich der Schwabenberg (Swabhégy), von dessen hochragender Kuppe man die herrlichste Aussicht auf die Doppelstadt und die sie teilende Donau mit ihren Brücken und Inseln genießt. Eine Zahnradbahn führt zu ihm hinauf. In seiner nächsten Nachbarschaft öffnet sich das lieblichste Thal, der „Auwinkel“, zwischen wald- und parkbedeckten Höhen, an denen sich der Fahrweg allmählich ansteigend hinaufschlängelt. Aus den Parks und Gärten leuchten schmucke und elegante Villen hervor und stattliche Restaurantgebäude, welche dem zu den Höhen Hinangestiegenen, neben den wundervollen Landschaftsbildern ringsum in der Nähe und Ferne, alle begehrenswerten Erquickungen bieten. Die unteren Hänge dieser Höhen bis zur Waldesgrenze hinauf sind mit Weinpflanzungen bedeckt, aus deren Trauben der feurige Ofener gekeltert wird. Die Höhe des Schwabenberges überragt noch der Johannisberg und der ihm benachbarte Dreihotterberg weiter gegen Norden hin. Nördlich am Fuß des Blocksberges ziehen sich zunächst die kleinen alten kümmerlichen Häuser der „Raitzenstadt“ hin, des durch seine zum Teil noch ganz naiv-ursprünglich, anderenteils höchst luxuriös eingerichteten heißen Bäder, das Raitzen-, Bruck- und Blocksbad berühmten, von dem Teufelsgraben durchzogenen, von der neuen Kultur Budapests noch am wenigsten beleckten Stadtteils. Nördlich davon beginnt die Erhebung des langen Burgberges. An dessen Westseite dehnt sich die ländliche Christinenstadt aus, an der Ostseite zunächst die prächtige Anlage des Burgbazars unmittelbar längs des Donauquais und seiner Promenaden. Nach den Entwürfen Ybls ist diese originelle Anlage ausgeführt: eine Folge von stattlich dekorierten, unter sich durch Arkaden verbundenen Pavillons, von denen wieder Laubengänge an den terrassierten östlichen baumreichen Abhängen des Berges hinanführen.

Da, wo die gewaltige Kettenbrücke auf der Ofener Seite mündet, zeigt sich gegenüber der Felsenwand jenes Schloßbergs zwischen gedrungenen dorischen Säulenpaaren, den Trägern eines kräftigen Gebälks, das in der Form einer halben Ellipse gewölbte Eingangsthor jenes Tun-

nels, welcher den Höhenzug in westlicher Richtung in der Fortsetzung der Brückenachse durchbohrt, die 1855 eröffnete, von Clark gebaute Verbindungsstraße der Donauseite mit der Christinenstadt. Den langsameren Aufstieg zur Höhe des Hügelkammes auf den Zickzackwegen an der östlichen Lehne erspart uns die, eine Strecke weiter südlich vom Tunneleingang steil aufwärts führende Dampfseilbahn. Aus ihrem oberen Bahnhofpavillon treten wir auf den Georgsplatz, umgeben von dem Palast des Ministerpräsidenten, dem des Kommandanten der Honvedarmee, Erzherzog Joseph, dem Gebäude des Honvedministeriums und dem ehemaligen Zeughause. Diesen Platz schmückt das einundzwanzig Meter hohe gußeiserne Denkmal, das dem tapferen Hentzi und den mit ihm bei der Erstürmung der Burg durch die Truppen Görgeys im Sommer 1849 gefallenen österreichischen Verteidigern zum Gedächtnis hier 1852 errichtet wurde.



Der Franz-Josephsplatz.

Auf hohem sechsseitigem Sockel, dessen Flächen mit den Namen jener Gefallenen bedeckt sind, erhebt sich ein offener gotischer Baldachin über der Gruppe eines Genius und eines sterbenden Kriegers. Sechs symbolische Idealfiguren stehen auf den niedrigeren Säulchen vor den, den Baldachin stützenden Säulen. Ein in einer schlanken gotischen Spitze endender oberster Aufsatz krönt das Ganze.

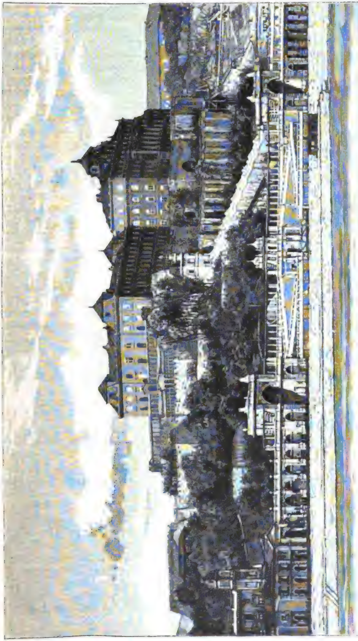
Von überall her sichtbar ragt nördlich von dem Georgsplatz das ausgedehnte Gebäude der Königlichen Burg auf. Der gelbe Anstrich mit den grünen Fensterjalousien giebt der Gesamterscheinung wohl etwas Vulgäres. Aber es ist ein ganz stattlicher Bau, der hier auf der Stelle der leider verschwundenen alten Königspaläste durch den Architekten Hildebrand unter Maria Theresia in den Jahren von 1749 bis 1771 errichtet wurde. Ein stark hervortretender Mittelbau mit sechs einen breiten Balkon stützenden hohen Säulen vor seinem, von einem seltsamen Turmdachaufsatz in fast chinesischen Formen gekrönten, mittelsten Teil wird von zwei zurückliegenden Flügeln flankiert, an welchen wieder Eckpavillons mit mehrseitigen mäßig ansteigenden Pyramiden-Dächern heraustreten. Das Gebäude enthält zweihundertunddrei Gemächer, deren Ausstattung und Dekoration keinen besonders reichen oder künstlerischen Luxus zeigen.

Einen bedeutsamen Schatz bewahrt es: die heilige Stephanskrone und die übrigen Kroninsignien. Das Schloß ist von schönen Gartenanlagen auf dem Plateau und auf den terrassierten Abhängen umgeben.

An der jenseitigen (West-)Seite zieht sich in der ganzen Länge des Festungsberges mit seinen Bastionen die sogenannte Basteipromenade hin. Von hier blickt man auf die Christinenstadt an seinem Fuße, auf welche der ihn durchbohrende Tunnel mündet, mit der zopfigen „Rauchfangkehrerkapelle“, auf den Horvathgarten, das vom Architekten Pan erbaute prächtige Karacsonyische Palais, das betürmte Militärhospital, das großartige neue Hospital der Gesellschaft vom roten Kreuz näher dem Schwabenberge, auf die Gebäude der Landesirrenanstalt im Leopoldifelde am Johannisberge, auf den Paradeplatz der „Generalwiese“, den Stadtmeierhof. Die Wein- und Waldhöhen des Ofener Gebirges schließen diese Aussicht nach Westen und Süden hin. Auf dem Rücken des Schloßberges in nördlicher Richtung weiter gehend, erreicht man die 1710 errichtete barocke Dreifaltigkeitssäule inmitten des nach ihr genannten Dreifaltigkeitsplatzes, die alte frühgotische Mariähimmelfahrtkirche, einen von Bela IV. errichteten, einst von Matthias Corvinus verschönerten, von Türken und Jesuiten nacheinander entstellten und verschimpfierten, neuerdings durch Baumeister Schulak im ursprünglichen Sinne restaurierten frühgotischen Bau, der seinen gut durchgeführten Chor der Donau zukehrt. Diese Kirche war der Schauplatz der in Budapest vollzogenen Krönung Kaiser Franz Josephs zum Könige von Ungarn. Garnisonkirche, Rathaus von Ofen, Ferdinandkaserne am Ferdinandplatz gruppieren sich weiter auf dem Festungsrücken. Nahe diesem Platz gelangt man durch das Wiener Thor hinabsteigend zur nördlichen Unterstadt.

Längs der Donau zieht sich da der breite Quai weiter stromaufwärts, an der Westseite von den Häuserreihen des Bezirks „Landstraße“ eingefaßt. Von dem großstädtischen Glanze Pests und der heiteren Gartenpracht der Anlagen am Fuß des Schloßberges südlich vom Tunneleingange ist hier keine Spur. Die Wohnhäuser tragen hier durchaus das Gepräge einer bescheidenen Landstadt. Das Gleiche gilt von den Häusern der dem Quai, der „Donauzeile“, parallelen Hauptstraße und selbstverständlich auch ihren Nebengassen. Ebenso schäbig dreinschauende Plätze durchbrechen die trennende Häuserreihe zwischen jenen beiden. Regierungsgebäude mit kahlen nüchternen Fassaden wie das Proviantmagazin, zopfige Kirchen, ein Klostergebäude (der Barmherzigen Brüder) erheben sich zwischen den profanen Wohngebäuden. Auf den schmutzigsten und verwahrlostesten jener Plätze mündet die prächtige Margaretenbrücke, welche nahe vor der Südspitze der berühmten parkbedeckten Bäderinsel in stumpfwinklig gebrochener Linie hier die in zwei Armen gegen sie anströmende Donau überspannt. Sie ist 1872 bis 1875 durch die Société de constructions de Batignolles zu Paris ausgeführt. Wenig weiter stromaufwärts an der Grenze der Bezirke Landstraße und Neustift liegen längs des Stromquais die Gebäude, Gärten und Bassins des Lukas- und des Kaiserbades. Wendet man sich dort aber nach Westen hin in die Niedermayergasse, so gelangt man nach wenigen Minuten zu dem einzig unverwandelt erhaltenen Denkmal, welches Ofen noch aus seiner türkischen Zeit geblieben ist: dem kleinen weißen Kuppelbau, der das Grabmonument eines großen mohammedanischen Heiligen, des sogenannten „Rosenvaters“ Gül-Baba bildet. 1543 bis 1548 wurde es demselben durch den Pascha von Ofen Mohammed errichtet.

Freilich auch jene heißen Quellen, welche in den Bassins und Wannen des Kaiser- und Lukasbades ihre wohlthätigen, heilkräftigen Wasser ergießen, waren von den bäderfreundlichen Türken bereits ebenso nach Gebühr geschätzt und ebenso eifrig benutzt wie bereits ein Jahrtau-



Die Königliche Burg mit dem Burgbazar.

send vor der türkischen Invasion von den römischen Eroberern und nach ihnen während des ganzen Mittelalters von den Bewohnern beider Städte und den Königen Ungarns. Elf Quellen, deren Temperatur 22 bis 52 Grad Reaumur beträgt, entspringen auf dem Terrain des Kaiserbades dem vulkanischen Boden. Es ist ein Besitztum des Klosters der Barmherzigen Brüder, und seine Eigenschaft als Klostergut verrät sich in einer gewissen Vernachlässigung der Einrichtungen, die mir, als ich es nach zwölf Jahren im Sommer 1885 zuerst wiedersah, peinlich auffällig wurde. Aber trotz der an den Gebäuden und den von Platanen beschatteten inneren Gartenhöfen unverkennbaren Spuren des Verfalls bildet das Kaiserbad ebenso wie das dicht angrenzende Lukasbad noch immer einen anheimelnden Erholungsort und ein beliebtes Ziel der Spaziergänge und Tramwayfahrten für Einheimische und Fremde, und seine heißen Quellen erweisen sich den modernen Menschen für Gebresten mannigfacher Art so wohlthätig wie einst den antiken, den Heiden, Christen und Türken in den letzten zwei Jahrtausenden. Die Spuren jener altrömischen Bäderstadt Aquineum, deren ich zu Eingang erwähnte, sind hier in der Nähe von Neustift und seiner westlichen Fortsetzung, dem schon völlig ländlichen Bezirk Altofen (O-Buda), gefunden worden. Ausgrabungen, welche von der Staatsregierung, wie von der Stadtverwaltung in den Jahren 1881 bis 1884 daselbst veranstaltet wurden, haben die Reste einer cirka dreitausend Zuschauer fassenden römischen Arena, von Bädern, Wasserleitungen, Schenken, Kloaken &c. zu Tage gefördert.

Altofen gegenüber auf einer Insel jenseit eines schmalen Donauarmes liegen die großartigen Werfte und die Werkstätten der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Wo die Ofener Pferdebahn auf dem Platz am Gebäude der Monturkommission endet, führt eine eiserne Brücke zu dieser Insel herüber. Eine kleine Stadt von Etablissements, in welchen die Dampfer der Gesellschaft in der Hauptsache fertig hergestellt werden, bedeckt das Inselterrain: Kesselschmieden, Maschinenwerkstätte, Gießerei, Spritzenhaus, Schlosserei, Tischlerei, Dampfhammerwerk, Walzwerk, Gasanstalt, Hechelei, Spinnerei, Dampfsägen, Eisenmagazine, Holzmagazine, Verwaltungsgebäude &c. In die Südspitze der Insel hinein vertieft sich der Winterhafen. Am Ufer desselben liegen die Schiffsbau- und Stapelplätze. Über zweihundert Dampfer und tausend andere Fahrzeuge verfügt die 1830 gegründete Gesellschaft. Ein Heer von zweitausendfünfhundert Arbeitern ist für sie auf dieser Werftinsel thätig.

Während auf letzterer der Lärm werkthätiger Arbeit keinen Augenblick verstummt, herrscht auf der größeren etwas weiter stromabwärts zwischen ihr und der Margaretenbrücke gelegenen, in ihrer Form einem schlanken Schiffskörper ähnlichen Margareteninsel mit dem kleinen wildbewachsenen Nebeninselchen westlich an ihrer Südspitze holde, träumerische, poetische Stille, im Sommer nur unterbrochen vom Gesang der Vögel und zu gewissen Tagesstunden von den Klängen der Orchestermusik, welche unter den Bäumen eines großen Restaurationsgartens den Gästen zu ihren Mahlzeiten aufspielt. Unter allen den herrlichen Naturgeschenken, mit denen die ungarische Hauptstadt überreich gesegnet ist, zählt die Margareteninsel zu den allerköstlichsten. Keine andere Stadt kann sich des Besitzes eines solchen Eilandes in ihrer unmittelbaren Nähe, inmitten des sie durchströmenden Flusses rühmen. Ein dem geschäftigen Treiben der städtischen Welt und des Werktages entrücktes, von üppiger Vegetation bedecktes Eiland, steht die Margareteninsel doch zugleich in beständiger engster Verbindung mit beiden Uferstädten durch die während des ganzen Tages in kurzen Zwischenpausen kommenden und gehenden raschen Personendampfer. Sie bildet heut einen wahrhaft idealen Kurort, welcher die Reize der holden Park- und Waldeinsamkeit mit allen aus der unmit-

telbaren Nachbarschaft der großen Hauptstadt resultierenden Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verbindet. Während des Mittelalters zeigte sie eine von der heutigen grundverschiedene Physiognomie. Im Verhältnis zu ihrem Umfang trug sie einst eine überreiche Fülle von heiliger Bestimmung gewidmeten Gebäuden. Ursprünglich nur als großes Wildgehege benutzt, empfing sie ihre Weihe und ihren Namen durch die heilig gesprochene Tochter König Belas IV., Margareta, für welche ihr frommer Vater inmitten dieses Inselwaldes das Kloster der heiligen Jungfrau errichtete, das sein Kind als Nonne aufnahm. Damals sind dann auf der Insel noch ein Palast dieses Königs, ein Schloß des Erzbischofs von Gran, ein Prämonstratenser Kloster zum Erzengel Michael, neben dem Kloster auch eine Kirche zur heiligen Jungfrau errichtet gewesen.

Von allen diesen Gebäuden zeugen heute nur noch ziemlich spärliche Mauer- und Pfeilerreste. Manche derselben sind außerordentlich malerisch reizvoll im verwachsenen Dickicht der waldartigen Parkpartien halb verborgen; andere direkt im Zusammenhange mit dem Landhause, welches sich Erzherzog Palatin Joseph im südlicheren Teil der Insel erbaut hat. Dieser überkam die Insel als Eigentum im Jahre 1797. Nach ihm gelangte sie 1847 in den Besitz des Palatins Erzherzog Stephan. Heute gehört sie dem Erzherzog Joseph. Durch ihn erst ist mit enormen Geldopfern das wildwuchernde Gehölz, welches die Insel überzog und die Ruinen und neueren Gebäude umschattete, in den wohlgepflegten, mit hoher landschaftlicher Kunst, Geschmack und Schönheitssinn angelegten Park verwandelt. Auf seine Anregung ist 1867 der artesische Brunnen gebohrt, welcher die mächtigen heißen Quellen zu Tage förderte, mit deren reichströmenden Wassermassen heute die Bäder des großartigen Badepalastes im nördlichen Teil der Insel versorgt werden. Das sogenannte „untere Gasthaus“ im südlichen Teil der Insel, auf der Stelle eines gewaltigen alten Klostergebäudes, die Pferdebahn, welche diese Partie der Insel mit der Dampferanlegestelle in ihrer nördlichen Hälfte an ihrem Westufer verbindet, das große Kurhaus nahe dem Ostufer, jener von Ybl aus rotem Sandstein aufgeführte Bäderpalast mit seinem von achtseitiger Kuppel bedeckten Mittelbau, seinen drei dreischiffigen Flügeln und seiner von einer Attika gekrönten Vorhalle; das Restaurantgebäude nördlich dahinter, die anmutigen Gartenpartien mit ihrer reichen, hierher verpflanzten edlen Vegetation, die Wasserleitungen, durch welche die Erhaltung der letzteren erst ermöglicht wird — das alles ist unter dem Regiment des gegenwärtigen erzherzoglichen Herrn der Insel ins Leben gerufen. Er ist der wahre Schöpfer dieses unvergleichlichen Inselparadieses. Die heißen Schwefelquellen liefern in vierundzwanzig Stunden 25000 Eimer von einer Temperatur von 35 Grad Reaumur. Die Anlage des Badepalastes ist in wahrhaft großartigem und vornehmem Stil im ganzen wie in allen Detaileinrichtungen gehalten. Der sommerliche Aufenthalt in dieser von dem Arom des Walddickichts und der Gärten zugleich durchhauchten, niemals von einer Staubwolke erreichten Insel ist von einem beglückenden Reiz. Die Wirkungen dieser Bäder im Verein mit der Luft und der ganzen Art des dortigen Daseins werden als außerordentlich günstig gepriesen. Aber zum Glück hat der wohlverdiente gute Ruf dieses Inselbades noch nicht hingereicht, um den großen Strom der Bäderbesucher hierher zu locken, mit dessen Invasion ein gutes Teil gerade des eigensten Zaubers dieses wundersamen wipfelumrauschten Eilandes unwiederbringlich verloren gehen würde.

Von jener Anlegestelle der Margareteninsel trägt uns der mehrfach an der Ofener Seite anlegende Dampfer unter den gewaltigen Bogen der Margaretenbrücke hindurch, hinüber nach dem Rudolfsquai der Pester Seite nördlich der großen Kettenbrücke. Zwischen beiden Brücken

und weiter stromabwärts bis dahin, wo gegenüber die östlichen Abhänge des Blocksberges der Ofener Seite steil auf den Mühlen und Fabriken emporragt: der würfelförmige Kasten mit bastionsartig vortretenden Ecken, die unter Joseph II.



Die Akademie der Wissenschaften und das Szechenyi-Denkmal.

vom Ufer ansteigen, zieht sich die lange, prächtige Quaipromenade. Der nördlichste Teil derselben zunächst unterhalb der Mündung der Margaretenbrücke sieht für jetzt noch etwas wüst und wenig prächtig oder elegant aus. Holzplätze, große Dampfmühlen und andere Fabriken, abwechselnd mit unansehnlichen, kleinstädtischen Häusern, drängen sich dort noch bis ziemlich dicht an das Ufer heran. Aber zwischen der oberen Donauzeile und dem Rudolfsquai, das heißt zwischen Margareten- und Kettenbrücke, in der Mitte wird bereits der kolossale Bauplatz freigelegt, auf dem sich künftig das von Prof. Emmerich Steindl leider ganz im gotischen Stil projektierte ungarische Parlamentsgebäude, einer der großartigsten Reichstagspaläste dieser Erde, erheben wird. Hoffentlich wird dann auch der plumpe Bau vom Angesicht Pests verschwinden, der eine kurze Strecke in südöstlicher Richtung davon aus einem Gewirr von Gassen zwischen erbaute Kaserne, deren Name „das Neugebäude“ mit so vielen düsteren blutigen Erinnerungen aus den Zeiten der triumphierenden österreichischen Reaktion nach der Niederwerfung der ungarischen Revolution verknüpft ist.

Wo die Kettenbrücke auf das Pester Ufer mündet, breitet sich einer der schönsten und stattlichsten Schmuckplätze der Stadt aus: der Franz-Josephsplatz. Auf ihm sah ich noch im Jahre 1873 den nun abgetragenen Königshügel, welchen König Franz Joseph bei seiner Krönung im Jahre 1867 zu Roß hinansprengte, um nach alter Sitte den Säbel nach allen Himmelsrichtungen zu schwingen. Nun aber erhebt sich hier inmitten schöner, anmutiger Gartenanlagen das Erzbild des großen Grafen Stephan Szechenyi, nach dem Modell von Joseph Engel gegossen, der darin freilich nicht eben ein besonderes Meisterwerk der Monumentalbildnerei geschaffen hat. Dieser Platz erwartet noch

zwei andere, hoffentlich besser geratende plastische Zierden: die Bronzedenkmäler des regierenden Königs Franz Joseph und das des Urhebers des ungarischen Ausgleichs und damit der neuen Periode der Freiheit und Selbständigkeit des Landes, Franz Deak. Auf der Nordseite schließt den Platz als Hintergrund des Szechenyi-Denkmals die Südfassade des Akademiepalastes, der nach den Plänen des Berliner Leibarchitekten König Friedrich Wilhelms IV., Stüler, dort vor dreiundzwanzig Jahren aufgeführt wurde. Ein höherer Mittelbau mit prächtiger Doppelsäulenstellung zwischen den rundbogigen Fenstern des Hauptgeschosses und fünf diesen Fenstern entsprechenden rundbogigen Thüren im Erdgeschoß, springt kräftig gegen die zurückliegenden niedrigen, weit schmaleren Seitenflügel vor. Außer den Räumen für die ungarische Akademie enthält dieser Palast die meist gut beleuchteten Säle, in welchen die zur ungarischen Nationalgalerie gemachte, ehemals Esterhazysche Gemäldesammlung ihre definitive Aufstellung erhalten hat. Sie ist nicht arm an guten, ja ganz ausgezeichneten Bildern, besonders der holländischen Schule; aber noch weniger arm an recht zweifelhaften Schöpfungen, die sich sehr unberechtigt mit großen Künstlernamen schmücken. An der Ostseite wird dieser Platz durch die Gebäude des Hotel l'Europe und das Nakosche Palais, das heutige Amtsgebäude des Handels- und Ackerbauministeriums, abgeschlossen; an der Südseite durch das Haus des Pester Lloyd, in welchem außer den Bureaus und Sitzungszimmern der Gesellschaft dieses Namens auch die Redaktion und Expedition des größten deutsch-sprachigen Blattes in Ungarn, des „Pester Lloyd", ihren Sitz haben. Was dem Platze aber erst seine wahrhaft einzige Schönheit verleiht, ist die prachtvolle Aussicht nach Westen über die gewaltige Kettenbrücke und den reißenden Strom, der um den Fuß ihrer kolossalen Granitpfeiler brodelt und schäumt, auf den Schloßberg mit der Königsburg gerade jenseits und die höher und höher ansteigenden kahlen und bewaldeten Ofener Höhen weiter im Süden hin.

(Schluß folgt.)

Jeanette Straus-Wohl
und ihre Beziehungen zu Börne.

Von

Gottlieb Schnapper-Arndt.*

In diesen Tagen, da das Andenken unseres großen Schriftstellers und Freiheitskämpfers wiederum so recht lebendig vor die Seele seiner Freunde getreten, seiner Freunde, wie sie sich nicht nur bei äußeren Kundgebungen zusammenfinden, sondern wie sie, vereinzelt und zerstreut, eine stille Gemeinde, nicht minder innig ihre Andacht begehen; in diesen Tagen, da uns Börnes Wesen, seine Lebensschicksale wiederum so recht nahe gerückt worden, geziemt es sich wohl und können wir vielleicht nicht besser in seinem Geiste handeln, als wenn wir Worte des Gedenkens auch der edlen Frau widmen, deren teilnahmvolles Herz der großen Seele Börnes mit allem, was sie bewegte, ein geistiges Heim geboten, auf welcher der letzte Blick des Sterbenden geruht und der seine letzten Worte: „Sie haben mir viel Freude gemacht" gegolten haben.

Wohl eine süße Genugthuung gewährt es den Nachlebenden, die Kämpfer vergangener Zeiten zu preisen, ihren Verfolgern zu grollen; gern wiegen wir alle uns in dem Glauben ein, daß wir die Hand der Duldenden gedrückt und ihnen zugelächelt hätten. Aber ach, es lehrt der Blick auf jede ringende Gegenwart, daß klein allezeit die Zahl der Glaubenden und der Apostel, groß diejenige der Zweifelnden und der Verleugnenden ist. Wohl dem, der ein Herz sein eigen nennen kann, das an ihm nie irre wird inmitten von Abfall, Gleichgültigkeit und übel angebrachter Verteidigung — und ein solches Herz widmete Jeanette Wohl unserem Börne.

Wer war Jeanette Wohl?

Fünfundzwanzig Jahre sind es, seitdem man sie begraben auf dem Kirchhofe Montmartre, in dem fremden Lande, in das sie dem verbannten Freunde gefolgt war, und doch, wie wenigen ist näheres über sie bekannt geworden! Aber kaum mit einer Verschuldung der Biographen, vielmehr mit einem Verdienst der wenig Bekannten selber, welches in dem Ruhmeskranze, der ihr gebührt, eines der schönsten Blätter bildet, haben wir es zu thun. Denn während die Sorge um den lebenden Börne ihr Dasein ausfüllte, während sie das geistige Fortwirken des Toten in thatkräftigster Weise ebenso förderte, wie sie das Schaffen des Lebenden unterstützte, hat sie ohne Absicht, aber um so gleichmäßiger alles vermieden, was Börnes Ruhm, sei es auch nur durch die zu enge Beigesellung eines anderen Namens, um ein Jota hätte verkürzen können. Nicht leicht fällt es darum, ihr Bild, über das

* Als Gedenkrede vorgetragen bei der Börnefeier im Saalbau zu Frankfurt am Main am 6. Mai 1886. (Mit Benutzung inedierten handschriftlichen Materials.)

sie selber einen Schleier geworfen, wiederum in die ihm gebührende Beleuchtung zu ziehen, und auch ich, obgleich in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr stehend, empfinde voll diese Schwierigkeit. Ich selbst, der ich noch fast in den Knabenjahren stand, als sie in Paris starb, habe sie persönlich nicht kennen gelernt, und wenige überhaupt unter den jetzt noch Lebenden sind mit ihr, während sie noch in geistiger Frische und Vollkraft stand, in Berührung gekommen. Aber eine wesentliche Quelle zur Erkenntnis ihres Charakterbildes und zur Ergänzung der immerhin vorhandenen mündlichen Tradition bot sich mir in jener zu einem großen Teile inedierten Korrespondenz, welche sich durch all die Jahre hindurchzieht, in denen sie von ihrem Freunde getrennt lebte, sowie in einer Reihe mir überkommener Briefe, die sie mit ihrem späteren Gatten, Salomon Straus, gewechselt hat.

Börne hat Jeanette Wohl im Jahre 1816* kennen gelernt, um eine Zeit also, da er in seinem einunddreißigsten, und sie (geb. am 16. Oktober 1783 zu Frankfurt am Main) in ihrem vierunddreißigsten Lebensjahre stand. Jeanette war die dritte von vier Schwestern; ihren Vater hatte sie bereits in ihrem zehnten Lebensjahre verloren. Zweiundzwanzig Jahre alt, war sie mit Leopold Otten in die Ehe getreten. Was über die Motive, die näheren Umstände der Lösung dieser Ehe verlautet hat, ist für Jeanette nicht anders als ehrenvoll. Sie hatte als zartfühlende Frau bald erkannt, so erzählt man, daß sie an der Seite jenes Mannes — trotz dessen bedeutenden Reichtums — niemals glücklich werden könne. Nichtsdestoweniger habe sie ihn während einer langwierigen Krankheit sorgsam gepflegt, um nachmals, als der Gatte genesen war, den schon lange erwogenen Plan der Scheidung, aller glänzenden Versprechungen ungeachtet, durchzuführen. Sie nahm keinerlei finanzielle Vergünstigungen an, beschränkte sich auf ihr persönliches Vermögen und legte sich ihren Familiennamen wieder bei.*

Zwanzig Jahre, bis zu Börnes Tode, währte also jener Verkehr, dem weder der Fluß der Zeit, noch häufige räumliche Trennung an Innigkeit etwas zu rauben vermochte, der nie eine Unterbrechung, nie eine Trübung erfahren hat. Nahezu während seiner ganzen litterari-

* Nach Gutzkow, dessen (vielfach durch Frau Wohl selbst veranlaßte) Angaben allergrößtenteils sehr zuverlässig sind, fand die erste Begegnung im Winter von 1816 auf 1817 bei den „Schwiegereltern des Dr. Stiebel" (also im Hause der Familie Ochs) statt; nach einer Äußerung Börnes dürfte dieser indes die Freundin zum erstenmal bei einem Spaziergang auf der Friedberger Chaussee gesehen haben. Jedenfalls ist das von Gutzkow angegebene Datum das möglichst späte, zumal das in den „Nachgelassenen Schriften" veröffentlichte „Tagebuch" (Bd. II, S. 236), sowie die „Vertraulichen Briefe" (ib. Bd. IV, S. 241) bereits an die Adresse der Frau Wohl gerichtet waren und von ihr bei der Herausgabe mit der Jahreszahl 1817 versehen worden sind. — Aus jenen ersten Jahren datiert auch eine Reliquie, die sich in dem Nachlasse der Frau Straus-Wohl befunden hat: ein richtiges Gesindebüchlein der freien Stadt Frankfurt, dessen Titelblatt und erste Seite Börne mit eigenhändigen Einträgen ausgefüllt hat, so daß auf dem Titelblatte zu lesen ist (das von Börnes Hand Geschriebene ist hier mit gesperrter Schrift gedruckt):

Dem Ludwig Börne von Frankfurt gebürtig, in Frankfurt, Standes Dr. der Phil., Religion Christ, Jahre alt 32, mittler Statur, schwarze Haare, schwarze Augen und frisches Gesicht, wird hiermit die Erlaubnis erteilt, dahier in Miethdienst zu treten.

Frankfurt am Main, den 13. Nov. 1818.

Und das erste Blatt bekundet folgendes:

Trat in Dienst wann?	Bei wem?	Auf wie lange?	In welcher Eigenschaft?	Trat aus wann?
15. Jan. 1818	Frau Wohl	auf ewig	als Freund	an seinem Sterbetag.

Nichts Rührenderes als diese wenigen Worte, die buchstäblich in Erfüllung gegangen sind.

* Eine der wenigen schriftlichen Stellen, welche dies Verhältnis betreffen, lautet: „Ich habe auch die Delphine gelesen. Sie haben recht, man kann viel daraus lernen... Bei ihren Ansichten über Ehescheidung dachte ich mir, hätte ich das Buch früher gekannt, wäre ich früher frei und erlöst worden und hätte weniger Qualen und Zweifel erlitten. Es ist schlimm — wenn man die Bücher versteht, braucht man sie nicht mehr und — wenn einem die Lehren daraus nützen könnten, versteht und begreift man sie noch nicht." (1822.)

schen Laufbahn befand sich Börne unter dem Einfluß dieses Seelenbundes. Sind zwar Gedanken, Meinungen, wie sie uns in Börnes Schriften vorliegen, immer des Schriftstellers Eigentum, spielt Börne zwar gleichsam stets auf dem eigenen Instrumente, so ist es doch oft genug Jeanette gewesen, die ihm sich voll austönen zu lassen den Impuls gegeben. Lebte Börne mit ihr an gleichem Orte, so las er ihr alles vor, was er schrieb. „Haben Sie mein Artikelchen im Morgenblatt gelesen?" konnte er ihr 1821 aus Stuttgart schreiben. „Mir sind fast die Thränen in die Augen gekommen, es ist das erste, was ich habe drucken lassen, ohne es Ihnen vorher zu zeigen." Lebten die Freunde getrennt, so sind Jeanettens Briefe voll von Anspornungen; ist doch das Objekt derselben wesentlich ein einziges — Börne: seine Stellung, seine Gesundheit, seine Beschäftigung. Da erschöpft sie sich in Ratschlägen, da berichtet sie unverdrossen, was andere geraten, geurteilt haben. Tausend Projekte schmiedet sie, wie Börne zu frohem Leben und geregelter Thätigkeit geführt werden könne, und wenn das Geschick oder Börnes mitunter auch wohl launenvoller Wille mit einer Wendung allen diesen Plänen den Boden entzieht, so weiß sie auch auf dem neuen Boden für den Freund gleich heimisch zu werden und unermüdlich wiederum aufs neue gleich viele Pläne für ihn aufzubauen. Sie ist Börnes Gedächtnis und sein litterarisches Gewissen, und sobald irgend ein Projekt seiner Feder entflohen, bewahrt sie es auf, um immer wieder darauf zurückzukommen.

Seine an sie geschriebenen Briefe litterarisch zu verwerten, riet sie ihm schon früh, freilich ihrer Cousine Auguste Wohl (der nachmaligen Gattin des Kapellmeisters Aloys Schmitt) gegenüber das drollige, für ihre Bescheidenheit bezeichnende Bedenken äußernd: „Müssen denn die Leute nicht todt sein, von denen man Briefe drucken will, die sie erhalten haben?" Worauf die Angeredete ebenso charakteristisch meinte, sie traue Jeanetten schon zu, daß sie sich begraben lasse, um dem Dr. Börne nützlich zu sein. (1821.)

Den reizenden „Eßkünstler" würde man ohne Jeanettens Zureden, wenigstens bei Lebzeiten Börnes, schwerlich kennen gelernt haben.

Zwar hat Börne jeden Zug im Bilde seines Helden der Natur abgelauscht — ein Herr v. Rath, ein Beamter aus Augsburg, hatte als Modell gesessen — aber doch hatte Börne den Aufsatz lediglich zur eigenen Belustigung niedergeschrieben; in Form eines Oktavbüchleins mit der Aufschrift: Jean Bien (also Johann Wohl) hat er ihn ursprünglich, eine Neckerei beabsichtigend, der Freundin gewidmet. Aber Jeanette bestand darauf, daß der „trefflich porträtierte Mann" nicht verborgen bleiben dürfe, nur wolle sie, daß Börne ihm einen anderen Namen gebe, da sie keine Familienähnlichkeit, auch nicht den kleinsten Zug von sich an ihm erkenne. „Wo hätten Sie denn je Gelegenheit gehabt, solche Virtuositäten an mir zu bemerken? Können Sie mir nachsagen, daß Sie je einen Pudding oder gar Nachtisch auf meinem Tische gesehen hätten?" (1821.) Nach einigen Monaten entschloß sich Börne, das Werkchen dem Stuttgarter „Morgenblatte" zu geben, und schrieb ernstlich beunruhigt: „Wenn es ja erscheint und ich werde damit ausgelacht, haben Sie es zu verantworten." Worauf Frau Wohl erwidert: „Ich ärgere mich unaufhörlich über Ihre litterarische Schüchternheit, so haben Sie es immer gemacht."

Börne, seinem sinnenden und impulsiven Charakter gemäß, teils auch infolge seiner schwankenden Gesundheit, arbeitete bald unermüdlich, bald gar wenig. Mit nicht geringem Schreck vernimmt Jeanette, daß Börne — 1821 in München weilend — auf dem Teiche zu Nymphenburg gerudert; gleich steigen ängstigende Reminiscenzen an Börnes Studienzeit in Heidelberg und den Neckar in ihr auf: „Es geht doch nichts über das dolce far niente und das selige Herumschiffen," ruft sie aus.

Was sie nämlich damals so besonders

ängstigte und aufregte, war der Umstand, daß Börne die Pränumerandozahlung für den zweiten Band seiner Zeitschrift „Die Wage" empfangen hatte, daß aber nur fünf Hefte bis dahin in die Hände der Abonnenten gelangt waren. Den Rest zu liefern hatte Börne wohl anfangs den ernstlichen Willen besessen, aber die Kraft war bald erlahmt, und Geldverlegenheiten, in welchen er sich, obwohl Sohn wohlhabender Eltern, damals häufig befand, ließen ihn zunächst auf unmittelbar ergiebige Ressourcen sinnen. Mit dieser Genialität weiß sich der schlichte, ängstliche Sinn Jeanettens nicht abzufinden. Keine Tonart, die sie nicht anschlägt: Bitten, Vorstellungen, Drohungen; Briefe, die von nichts anderem als der „Wage" handeln, schreibt sie ihm:

„Was macht die Wage? Werden Sie bald die Wage herausgeben? Was lassen Sie diesmal in Ihr Wagheft drucken? Kommen große prachtvolle oder kleine niedliche Aufsätze in Ihre nächste Wage? Das Publikum sieht mit angenehmen Erwartungen Ihrem nächsten Wagheft ent-



Jeanette Straus-Wohl.
Nach der Originalzeichnung von L'Allemand.*

* Börne erwähnt das 1832 angefertigte Porträt in einem Briefe vom 30. Dezember (Nachgel. Schr., VI. Bd., S. 52): „Es kann nicht schöner sein," schreibt er da. „Der hat sich in mein Herz geschlichen und Sie in meiner Bildergalerie kopiert. L'Allemand heißt der Zeichner, wenn ich recht gelesen. Gott segne ihn."

gegen. Wie freue ich mich auf die Wage... Sie können es gewiß gar nicht erwarten, bis Sie mir das erste Exemplar zugeschickt? ... Ich grüße freundlich den Herausgeber der Wage, aber nur an den Herrn Verfasser dieser Zeitschrift ist dieser Gruß und meine Zuschrift gewendet. Sollte er sich diesem Berufe entzogen haben, oder noch entziehen wollen, so sehe ich mich gezwungen, ihm auf lange ein Lebewohl zu sagen, oder — die Wage, die Wage, die Wage!!!" (1822.)

Börne antwortet bald mit langen Auseinandersetzungen, bald den Punkt gar nicht berührend, bald zeigt er sich sehr unglücklich — wie über einen Brief, welcher auf vier Oktavseiten nur das eine Wort: „die Wage", enthalten hatte —, bald macht er die Sache mit Scherzen ab. „Sie sollten wenigstens mein Christentum schonen und nicht an Sonntagen mit mir zanken. Lassen Sie mich alle Sonntage einmal ausruhen, denn ‚auch deines Viehes sollst du dich erbarmen,' sagt die heilige Schrift. Sie sind die furchtbare Göttin der Wage, die unerbittliche Nemesis. O du schreckliche Tochter der Nacht, werde ich dich nie versöhnen können?" Zu Dicht- und Zeichenkunst seine Zuflucht nehmend, ruft er einmal: Geld, Hilfe, Rettung! aus und bildet sich erhängt an einem Baume ab; darunter stehen die Worte:

Wandrer steh und weine!
Diese schlotternden Gebeine
Sind dem Verfasser der Wage.
Nicht Krankheit, nicht Liebesplage,
Nur zeitiger Mangel an Geld
Führten mich aus dieser Welt;
Hätt man mir hundert Gulden gegeben,
Wäre ich heute noch am Leben.

Wofür ihr aber die Litteratur- wie die Freiheitsfreunde besonderen Dank schuldig sind, das ist die Thatsache, daß sie zu den Pariser Briefen die Anregung gegeben, eine Thatsache, die wohl hauptsächlich deswegen nicht genügend bekannt geworden ist, weil Frau Wohl in ihrer Selbstlosigkeit hierüber dem ersten Biographen, Gutzkow (dessen im großen und ganzen noch heute unübertroffene Arbeit — nicht immer mit der gebührenden Anerkennung — reichlich benutzt worden ist), nur sehr spärliche Andeutungen gemacht hat. Häufig hatte Jeanette schon Börne gedrängt, möglichst leichte Formen zu bevorzugen, möglichst unter der Eingebung des Moments zu arbeiten, häufig genug hatte sie ausgerufen, daß, was Börne im Privatgespräch äußere, fast wertvoller sei als das, was er drucken lasse. Eine ihr von Börne (1827) empfohlene Rede Chateaubriands hatte sie bewundert, „mir aber," hatte sie beigefügt, „nicht neu, ich habe Sie Wort für Wort schon dasselbe sagen hören...!" Jetzt, da auf den 1830 nach Paris geeilten Börne eine unendliche Fülle äußerer Anregung einströmt, jetzt meint sie, müsse es ihm ein Leichtes werden, täglich etwas und doch in kurzer Zeit viel zu schreiben; in einem Tagebuch solle er mit Wärme und ansteckender Überzeugung aussprechen, was er augenblicklich denke und fühle; wenn er erst anfange Pläne zu machen, Notizen für spätere Arbeiten zu sammeln, da gehe immer die beste Zeit und die Begeisterung verloren. Zwei Monate verstreichen — von einem Tagebuche nichts. Nur Briefe hat Jeanette mittlerweile von ihm empfangen, Briefe, nicht für die Publikation bestimmt. Aber so interessierregend findet sie dieselben, daß sie, die Anregung zu einem Tagebuche fallen lassend, wie sie selbst sagt, in einer vor Aufregung halb durchwachten Nacht auf den Gedanken gerät, Börne möge jetzt nur noch in Briefform, nur noch Briefe schreiben. Seien Heines Reisebilder etwas anderes als Briefe? Und wie viel mehr stehe Börne zu Gebot an Stoff, Gedankenfülle und schöner Sprache. Aufsätze seien wie Bücher, sie zögen zu viel vom Allgemeinen aufs Einzelne ab, dahingegen Briefe alles umfassen könnten, und je unvorbereiteter, desto frischer, lebenskräftiger und liebenswürdiger. Habe Börne doch selbst geäußert, in dieser ungeheuer bewegten, thatenreichen Zeit könne man keine Bücher schreiben. „Also Briefe, Briefe!" ruft sie aus. „Briefe von Ihnen

würden eine solche Popularität erlangen, daß sie weit bekannter und verbreiteter würden als Ihre früheren Schriften. Diese Briefe würden nicht nur den besten Memoiren aus den denkwürdigsten Zeiten an die Seite gesetzt werden, sondern noch geschichtlichen Wert behalten." Und wie viel könne Börne damit wirken! Briefe lese jedermann, und so könne er seine Grundsätze durch sie wie durch Zeitungen verbreiten. „Sie können sich nun ungefähr denken, daß ich fast die ganze Nacht nicht schlafen konnte, da mir dies alles im Kopfe herumging."

Und nun, da Börne halb und halb unwillkürlich darauf eingeht, da sich die anfangs privat gemeinten Briefe immer mehr mit ihrem bedeutungsvollen Inhalte anfüllen, nun ermahnt sie ihn fortwährend, doch ja nicht zu difficil zu sein; er möge nur nicht an das Publikum denken, sich keinen Zwang auflegen. Jetzt wird sie, die intellektuelle Urheberin der Briefe, zugleich ausführende Hand. Im geheimen — denn niemand soll ja von der politischen Bedeutung dieser Korrespondenz etwas ahnen — excerpiert sie das Geeignete, damit es Börne zur Herausgabe vorgelegt werde, es selbst abschreibend oder einigen Vertrauten diktierend. Keine zu verachtende Arbeit fürwahr! Geschah das doch meist nachts bei Licht, war doch die zu kopierende Handschrift unendlich fein; eine Quartseite der Briefe giebt mitunter im Druck neun bis zehn Oktavseiten aus. Und doch, so ängstlich ist diese Frau, Börnes Individualität in nichts zu nahe zu treten, daß es sie lange Überwindung gekostet, bis sie sich dazu entschloß, Börne zu bitten, daß er ihren Augen womöglich doch ein klein wenig Linderung verschaffe.* „Ich will nicht damit sagen," fügt sie gleich bei, „daß Sie groß oder überhaupt wie Sie es nicht gewohnt sind schreiben sollen, sondern, wie gesagt, nicht so gar klein, wie es manchmal geschieht."

Und Börne folgt. Jeanette atmet auf. „Wenn das so fortgegangen wäre, hätte ich die ‚berüchtigten Briefe' nur noch durch ein Mikroskop lesen können. Ich glaube, wenn Sie solche so geschrieben in die Welt schickten, sie würden nicht verboten, im Gegenteil zu lesen anempfohlen werden von den väterlichen Regierungen, denn alle Welt würde dann mit Blindheit geschlagen werden, und alle Not der Regierer hätte ein Ende. Also groß, lieber Freund, wie in allem, hören Sie?" (Febr. 1832.)

Zum Schaffen hat Jeanette Börne angespornt, aber auch häufig genug — zur Trägheit. Denn dem leidenden Börne gegenüber gleicht sie der Mutter, die an dem Lager des kranken Kindes ihren ganzen Ton verändert, die alles sonst an ihm Getadelte nun emsig vor ihm selbst beschönigt, dem als drängend Dargestellten das Beunruhigende zu benehmen sucht, damit ja kein dem Gesunden heilsamer Stachel nunmehr fortwirkend den Kranken peinige. „Sie sollen nicht so ängstlich wegen Cotta sein," ruft sie da, „ich beschwöre Sie, machen Sie sich doch nicht so viele unnöthige Sorgen ... Brauchen Sie doch auch einmal Ihren Verstand vernünftig, ich glaube, man bezahlt Sie gerne dafür, wenn Sie müßig gehen ... der Mensch darf seine Natur nicht verleugnen," Hans ohne Sorgen solle er wieder sein (Februar 1825). — Den in Ems weilenden Börne versorgt sie eifrig mit Neuigkeiten, um ihn zu unterhalten, sie forscht allen Momenten seines Badelebens nach, daß er angeregt, aber nur ja nicht angestrengt lebe. Wenigstens von der Tagesgeschichte sucht sie Börne zu solchen Zeiten abzuziehen. „Ist das erlaubt, daß Sie sich diesen täglichen Zeitungsqualen aussetzen? Seien Sie ein Dichter, leben Sie in einer idealen Welt, schaffen Sie sich eine, schreiben Sie einen Roman oder Geschichte der Vergangenheit oder Zukunft" (1825). Erkrankt gar Börne ernstlich in der Fremde, so ist sie unglücklich, wenn sie ihn nicht pflegen kann. Daran glaubten die Leute ja nicht,

* Es geschah das erst gelegentlich der zweiten Serie der Briefe.

„daß es eine reine Freundschaft geben könne, daß man sich gut sein könne, wie ich es Ihnen bin, ohne sich — heirathen zu wollen. Doch hätte ich in diesem Falle selbst auf die Gefahr, die Welt Böses sagen zu lassen, meiner guten Überzeugung und meiner besseren Neigung gefolgt und mich als Krankenwärterin bei Ihnen etablirt. Sie wissen, wie viel das bei meiner ängstlichen, verzagten Natur heißen will; erkennen Sie es an, mein Freund, und hüten Sie sich in der Entfernung von mir, je wieder krank zu werden" (1821).

Jeanette war auch allezeit Börnes Finanzminister. Sie berechnet die Bogenzahl seiner Schriften und die Honorare, die sie ihm einbringen werden; die fälligen Quartale seiner Polizeipension kassiert sie ein und schickt sie ihm. Mit Börnes Vater leitet sie persönlich Abfindungsunterhandlungen, die dem Sohne eine unabhängige Existenz sichern sollen, und da dieselben zu keinem Ergebnisse führen, so dringt sie in Börne, sich doch ein sicheres Auskommen auf eigene Faust zu verschaffen. Und doch schreckt sie wiederum davor zurück, ihn zu sehr zu ängstigen, und so fügt sie in einem Briefe, nachdem sie ihm seine unsichere Lage vorgehalten, gleich wieder kleinlaut und tröstend bei: „Sauerländer* hat nach Meßgebrauch eine kleine Rechnung von 85 Gulden geschickt; grämen Sie sich nicht darüber, es wird schon alles gut gehen." Auf das tiefste schmerzt es sie, wenn zwischen einen Wunsch Börnes und dessen Erfüllung sich leidige Geldnot drängt. Börne, in München das Hochgebirge erblickend, sehnt sich nach dem jenseits liegenden Italien mit seinem Frühling, seinem Meere, seinen Altertümern. Die Freundin — kauft ein Lotterielos erster Klasse, selbst freilich lächelnd über die „unzuverlässige Hilfe", die ihr aber doch nach allem „Dichten und Trachten" als einzige übrig geblieben sei. Börne glaubt, eines bequemen Reisewagens zu bedürfen; sich selbst scheltend, klopft sie wiederum bei Fortuna an.

* Ein Frankfurter Buchhändler.

Aber selbstverständlich, auch aus ihren eigenen verhältnismäßig bescheidenen Mitteln (sie verfügte damals, wie es scheint, über ein Vermögen von etwa 20000 Gulden) erbot sie sich beständig, ihm beizustehen. Indem sie ihn einmal zur Fertigstellung eines Werkes aufmuntert, schreibt sie: „Bis dahin ... will ich mich als Ihren Banquier empfehlen ... Sie sehen, ich bin nicht leichtsinnig, ich leihe nicht auf die hohle Hand, sondern auf das gute Unterpfand Ihres Talents" (1821).

In einer Gesellschaft, in welcher sich Jeanette befand, kam die Rede auf Börnes ungestillte Sehnsucht nach Italien. „Warum muß Dr. Börne gerade der Glückliche sein?" sagten viele, worauf jedoch Dr. Goldschmidt, ein bekannter Rechtsanwalt, meinte: „Die Jeanette hat recht, Dr. Börne ist ein origineller Kopf, er würde sich sehr bereichern," und nun dachte Jeanette daran, ihr Klavier zu verkaufen, aber sie sah ein, daß niemand ihr die erforderliche Summe dafür geben würde. Und Börne, da er davon erfährt, antwortet schmerzlich berührt: „Schon viele Menschen sind aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe ist es noch keiner. Nur Sie wären dazu fähig ... Es ist ein Glück, daß Sie nie den Mann Ihres Herzens gefunden — Sie können ja den Wein nicht einmal unter Wasser vertragen!" (1821).

In einem seiner vertrauten Briefe sagt Börne einmal, daß er in einer Stelle der Neuen Heloise die beste Übersetzung der Gefühle gefunden habe, die er für die Freundin hege. Sie lautet: „Es ist jene rührende Vereinigung so lebhafter Empfänglichkeit und unversiegbarer Sanftmut, es ist jenes zarte Mitgefühl für alle Leiden anderer, es ist jener gerade Verstand und jener auserlesene Geschmack, welche ihre Reinheit aus derjenigen der Seele schöpfen, mit einem Wort, es sind die Reize der Empfindungen, die ich in Ihnen verehre" (1826).* Man braucht

* C'est cette union touchante d'une sensibilité si vive et d'une inaltérable douceur,

Jeanette nicht mit Börnes Augen anzusehen, um diese Worte vortrefflich passend zu finden. Wohl viele jener berühmten Frauen, deren Wirken uns Kultur- und Litteraturgeschichte überliefert, haben geglänzt durch schärferes, originelleres Denken, durch produktivere Veranlagung: an Herzensgüte und Liebenswürdigkeit ist sie von keiner übertroffen. In ihr dürfen wir erblicken eine Verkörperung jenes Ideales hingebender Weiblichkeit, welches in dem Flusse der socialen Gestaltungen und der ethischen Anschauungen vielleicht nicht immer das Ideal bleiben wird, bleiben kann, auf welches aber auch spätere Zeiten bewundernd werden zurückschauen dürfen. So hat sie stets, und nicht nur auf Börne, eine hervorragende Anziehungskraft ausgeübt und einen auserlesenen Kreis um sich zu versammeln gewußt.* Fremde von Ruf, wie Saphir, führten sich bei ihr ein, der frühentwickelte Ferdinand Hiller produzierte sich in ihrem Hause. Jeanette wußte eine angenehme Stimme verständig zu verwenden; sie spielte Klavier und auch Guitarre, und noch in späteren Jahren pflegte ein solches Instrument, an der Wand hängend, eine Zierde ihrer einfachen Zimmereinrichtung zu bilden. Fast scheint es, als ob eine Überfülle von Besuchern Jeanetten, die als übertrieben ängstliche Hausfrau geschildert wird, zuweilen in Verlegenheit gebracht habe. „Ich bin vor Freude über Ihr Elend," sagt Börne einmal neckend, „im Zimmer herumgesprungen. . . Vergessen Sie aber nicht, daß Sie keine Wirthshausgerechtigkeit haben, und daß Sie Händel mit Tivoli, dem Vauxhall und Rosenbacher bekommen können." Jeanette zeigte sich über diese Bemerkungen ein wenig gekränkt, worauf Börne verspricht, fortan gerne zu schweigen, wenn er nur nicht glauben müsse, daß sie bloß aus Schwäche und Güte ein Übermaß ertrage (1827).

Jeanettens Erscheinung wird übereinstimmend als eine angenehme geschildert, ihr Organ soll von gewinnendem Wohllaut, ihre Redeweise eine distinguierte gewesen sein. Auch ihre Rechtschreibung, über die Börne gern zu spotten liebt, ist für eine Frau jener Epoche leidlich korrekt. In dem Briefe, welchen er heute erhalten, sagt Börne einmal allerliebst, seien mehr Fehler, als sie selber habe — nämlich einer.

Ihre Lektüre wählt Jeanette sowohl um des Stoffes als der Form willen, öfters vielleicht noch wegen des ersteren, wenn sie in ihm Bezüge auf das entdeckt, was Börne bewegt. Die besseren gleichzeitigen Erscheinungen verfolgend und nicht minder gern zu den klassischen Produkten der Vergangenheit greifend, liest sie mit Vorliebe die Werke Jean Pauls, Walter Scotts und Rousseaus, freisinnig geschriebene Geschichtswerke und Biographien edler Persönlichkeiten. In den Zeitungen folgt sie aufmerksam den Begebenheiten des Tages. Nach der Julirevolution war auch sie radikal demokratisch gesinnt. Würde sie dies auch ohne den Einfluß Börnes gewesen sein?

Ich weiß nicht, ob diese Frage unbedingt zu bejahen ist, denn nicht als eine selbständige Denkerin auf politischem Gebiete erscheint Jeanette. Sie denkt meist mit Börne, zuweilen wider Börne, selten aber ohne ihn. Aber sicher ist, daß eine so humane, gerechte Natur, wie die ihre, auch aus sich allein Feind aller Unterdrückung und Freund aller Verfolgten gewesen wäre. Und hieraus — wenn man zugleich die Eigentümlichkeit der weiblichen, zunächst vom Anschaulichen berührten Natur erwägt — erklärt es sich auch leicht, daß sie von sich versichern kann, es sei von Kindheit an ihre Schwärmerei gewesen, wenn doch nur alle Güter und alle Lasten gleich verteilt sein könnten; hieraus erklärt es sich auch leicht, daß keine freiheitliche Sache sie je mehr begeisterte als die

---

c'est cette pitié si tendre à tous les maux d'autrui, c'est cet esprit juste et ce gout exquis, qui tirent leur pûreté de celle de l'âme, ce sont en un mot les charmes des sentiments que j'adore en vous.

* Bei ihr verkehrten Dr. Reinganum, Dr. Stiebel, Aloys Schmitt, Malß der treffliche Lokaldichter und andere.

polnische, daß kein Leid je lebhaftere Sympathien bei ihr fand als das jener unglücklichen, immer aufs neue von schweren Prüfungen heimgesuchten polnischen Nation. Sie, die Börne angestachelt hatte, in seinen Pariser Briefen doch über alles mögliche, was ihm beifiele, also auch über das Theater, zu plaudern, sie ruft ihm jetzt zu: „Aber begreife ich Sie doch kaum! wo haben Sie denn jetzt so viel Raum für Italiener* und ihre Melodien! Die polnischen Sensenträger, die polnische Freiheit — daneben klingt jetzt gar nichts. Könnte ich nur für diese herrliche große Sache etwas thun. Ich meine, alle Welt müßte zusammentreten, um da zu helfen ..." (März 1831). Gern möchte sie ihr Wertgerät opfern; mit gleichgesinnten Frauen hält sie Beratungen ab. Sie entrüstet sich über die Frankfurter, daß sie so teilnahmlos blieben; für die Griechenkämpfer hätten sie doch weit mehr Sympathie bezeigt. Nachmals freilich, nach dem Falle Warschaus, giebt sie Börne um so freudiger Kunde von der wackeren Haltung ihrer Mitbürger und von den Zügen von Opferwilligkeit und Begeisterung, die zu verzeichnen waren. Sie berichtet, wie polnische Offiziere von Hanau her zu Wasser ankommen, begeisterte Polenfreunde haben ihnen von dort das Geleite gegeben und lassen Musik und Böllerschüsse von den Schiffen ertönen. Das Gedränge auf der „Schönen Aussicht" ist so groß, daß die Metzger die Polen auf den Armen durch die Menge tragen. So oft Züge von Polen durchkämen, entblöße alles ehrerbietig das Haupt. Sie meldet, wie ein Hilfskomitee sich bildet, wie Konzerte veranstaltet werden, zu denen Aloys Schmitt Variationen auf polnische Nationallieder komponiert, wie die Stadt in den Gasthäusern für die Einquartierten zahle. Im Gasthof zum Schwanen stirbt ein verwundeter polnischer Offizier, viele Tausende geben ihm das letzte Geleite; auch das Frankfurter Bürgermilitär folgt dem Zuge. „Man meint nicht, daß dies die nämliche Stadt sei," ruft Jeanette begeistert aus (Januar 1832). Ein junger Frankfurter (mit Namen Trier) zieht auf der Landstraße seinen Mantel aus, um ihn einem Polen umzuhängen,* ein Goldarbeiter faßt für einen polnischen Offizier einen Eisensplitter, welcher ihn verwundet hatte, zu einem kleinen Schwerte um und besetzt es mit Brillanten.

Jeanettens Briefe aus den dreißiger Jahren sind übrigens die einzigen, in welchen das politische Element stark in den Vordergrund tritt. Mit ihren ungezwungenen und lebendig, zuweilen auch wohl neckisch hingeschriebenen Briefen** hat sie überhaupt litterarische Produkte niemals schaffen wollen; ja, es kann sie förmlich beunruhigen, wenn Börne ihre Schreibweise lobt. „Es bleibt mir ein unerklärliches Räthsel und Wunder," erwidert sie Börne einmal, „wodurch es eigentlich bewirkt worden, daß ich Ihnen so offen und unbefangen schreibe ... Jetzt sagen Sie, daß ich schöne Briefe schreibe — das hat mich seltsam bewegt. Sie haben mich aufmerksam gemacht, daß ich bei unserem Briefwechsel stilistisch profitieren könne, an das alles hatte ich nicht gedacht, denn wie hätte ich es sonst je über mich vermocht, Ihnen zu schreiben?" (1821).

In der That, eine ideale Aufrichtigkeit adelt diesen Briefwechsel, kein unwahres Wort, möchte ich sagen, befleckt ihn. Nur einmal täuscht Börne die Freundin: er verspricht ihr, nicht nach Deutschland zu kommen, während er bereits das Hambacher Fest zu besuchen sich anschickt. Wohl verzeihlich, wenn man dem ängstlichen Gemüte Jeanettens Rechnung trägt. Zieht sich doch ohnehin durch den ganzen Briefwechsel eine quälende Besorgnis des einen um des anderen Wohlergehen. Welch sehnsüchtiges Harren auf die Briefe, Blätter, wahrlich „mit heißestem Verlangen,

* Börnes Besprechungen der italienischen Oper in Paris sind hier gemeint.

* Börne kommt hierauf in den Pariser Briefen zurück.

** Eine ausführlichere Veröffentlichung bleibt vorbehalten.

so erwartet wie empfangen", welch heftige, oft in Verzweiflung übergehende Angst, wenn die ausgerechnete Postzeit verstrichen. „Es bleibt dies nun einmal eine fixe Idee und chronische Krankheit," schreibt Jeanette, „denn heute nachmittag mußte ich meine Arbeit unterbrechen und mich aufs Kanapee legen — in so unruhiger Bewegung war ich, als es gegen die Briefzeit ging." Und gar erst Börne! Kaum an einem Orte angekommen, überschickt er der Freundin genaue Instruktionen, wann sie zu schreiben habe, berechnet die Empfangszeit und schafft sich damit seine Sorgenquelle. „Als heute Ihr Brief kam, da weinte ich vor Freude, da weinte ich allen Schmerz aus ... wir sind beide zu reizbarer Phantasie und sie wird uns quälen bei jedem Anlasse." Worauf Jeanette: „Was hilft alles Reden! Wir sind unheilbar und unerschöpflich in der Kunst, uns das Leben recht bitter zu machen" (September 1833).

Und so schrieb sie, als sie bereits in ihrem fünfzigsten Lebensjahre stand, als sie verheiratet war, nicht mit ihrem Freunde, sondern mit einem Manne, dem ihr Herz sich in spät erblühender Neigung zugewandt hatte.

Wie kommt es nun, daß jenes seltene Seelenbündnis, als welches ein edleres uns nicht überliefert ist, nicht zum innigsten Verbande, zur Ehe führte? Eine vollständige und sichere Lösung wird diese Frage, nun alle Beteiligte die Erde deckt, nicht leicht erfahren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Börne zunächst der Freundin von heftigeren Gefühlen, als denen der Freundschaft beseelt, genaht war, daß er jedoch einer ablehnenden Haltung von seiten Jeanettens begegnete und daß sich ein Gefühl in ihm herausbildete, von dem weder die Bezeichnung Freundschaft, noch die Bezeichnung Liebe eine ganz entsprechende Vorstellung zu geben vermag; von einer Art Anbetung könnte man reden, welche auch die leibliche Erscheinung des angebeteten Gegenstandes so weit umfaßt, als er Spiegel der Seele ist. Auch von den vertrautesten Stellen in seinem Briefwechsel mit Jeanetten kann man, trotz der schwärmerischen Bewunderung für das ganze Wesen der Freundin, das sich in ihnen kundgiebt, nicht sagen, daß sie eine eigentlich erotische Färbung trügen, und unverkennbar ist, daß in den Gefühlen, welche Jeanette für Börne hegte, ein sinnliches Element niemals mitgesprochen hat.

Aber warum soll andererseits eine so grenzenlose Anhänglichkeit, eine so vollständige Unfähigkeit des einen, ohne den anderen zu leben, nicht Anlaß genug zur Eingehung des festesten Bundes sein? Es scheint fast, als ob Jeanette eine schwer besiegbare Zaghaftigkeit besessen habe an der Natur des Bündnisses, so wie es einmal war, etwas zu ändern, daß auch Börne von einer solchen nicht frei gewesen ist.* Äußere Hindernisse, vorübergehender sowohl wie dauernder Natur, machten sich überdies geltend: Börnes häufige Krankheiten, ferner die Verschiedenheit der Konfession; Jeanettens orthodoxe Mutter** würde sich einem Übertritt ihrer Tochter zum Christentum lebhaft widersetzt haben, während der Abschluß einer Mischehe auf große Schwierigkeiten gestoßen sein würde. Hierüber irgendwie hinwegzukommen, ist allerdings im Jahre 1828 Börnes Bestreben gewesen; die Eventualität einer Heirat hat damals näher als je gelegen. Von da ab jedoch fällt kein Wort von Heirat mehr, und Börne sinnt nur noch darauf, die Freundin glücklich zu wissen, sei es auch mit einem anderen Gatten.

Hatte er sie doch schon mehrmals, schon 1821, zu bestimmen gesucht, sich durch die Ehe mit einem Manne, den er achtete, ein sie befriedigendes Heim zu gründen. „Sie wollen mich ruhig, glücklich sehen," erwiderte sie damals, „Sie wünschen das mit Wärme, das weiß ich von früher. Ich soll heiraten! ... Kurz und offen! Erinnern Sie sich meiner früheren Erklärung? Sie kann ich nicht heiraten,

* Siehe die weiter unten citierte Stelle.

** Dieselbe starb in hohem Alter am 25. Juni 1839.

dazu gehört mehr Mut und auch mehr Selbstvertrauen, als ich habe, den Dr. Br. kann ich auch nicht heiraten, dazu habe ich Sie zu lieb und dazu gehörte so viel Zeit, daß er und ich graue Haare hätten, ehe es zu einem Ja käme —"*

Und doch wurde solch Ja endlich gesprochen, und die Pariser Briefe boten merkwürdigerweise zu Jeanettens Wiederverheiratung den Anlaß.

In dem ihr befreundeten O.schen Hause war Jeanette öfters einem jüngeren Manne, Salomon Straus, begegnet, der als begeisterter Anhänger der Börneschen Ansichten galt — der ein solcher auch bis zu seinem Tode geblieben ist. Ich habe Straus (meinen Oheim) kennen gelernt, als er sich 1862 wiederum in Frankfurt niederließ. Er war — seinem kaufmännischen Berufe hatte er mit seiner Verheiratung entsagt — ein leidenschaftlicher Kunstfreund, dessen Urteil, namentlich über Malerei, sehr geschätzt wurde. Dabei ein liebenswürdiger Charakter: die oft ausgelassene Heiterkeit kontrastierte merkwürdig mit dem ergrauten Haupte. Als Jeanette diesen Mann, der (geb. am 30. April 1795) damals in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre stand, näher kennen lernte, bewegte der belgische Aufstand die Gemüter. Straus war ein warmer Freund der Aufständischen, die Kreise, in denen er verkehrte, vielfach gut holländisch gesinnt. Er wurde denunziert und zur Polizei gerufen. „Was gehen uns die Belgier und die anderen an," meinte der Aktuar Münch, „... wir haben's gut genug in unserem Frankfurt und können's ruhig mit zusehen." Er hatte manch Redescharmützel mit den Financiers, bei denen er aber nicht den kürzeren zog. Der liebenswürdige, charakterfeste Mann gewann so Jeanettens Vertrauen, und da ihm seine Freunde nachrühmten, daß er sehr verschwiegen sei, so nahm Jeanette sein Anerbieten, ihr nach Diktat bei den Auszügen aus den Pariser Briefen zu helfen, bereitwillig an.*

Das war zu Ende des Jahres 1830. Erst 1832 jedoch scheint man sich ausgesprochen zu haben. „Dich liebe ich," schreibt sie einmal, „und bin glücklich, das war ich noch nie." Aber dabei war sie doch in ihrem Entschlusse, Börne nie zu verlassen, keinen Augenblick wankend geworden. Mit erschütternder Gewalt spricht sie dies Straus gegenüber in Worten aus, wie sie ergreifender kein Dichter gefunden:

„Der Doktor hat niemanden auf der

* Auf diese Worte antwortete Börne: „... Sie schreiben: Sie hätten mich zu lieb, um den Dr. Br. zu heiraten. Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll. Heißt das, Sie können nicht heiraten, weil Sie Ihrem Manne glauben ein Herz bringen zu müssen, was ich schon besitze; oder heißt das, Sie könnten nicht heiraten, weil es mir Schmerz verursachen würde? In beiden Fällen irren Sie. Sie verkennen entweder sich oder mich oder die Pflicht einer Gattin. Die Liebe, die Sie zu mir haben, dürfen Sie mit in Ihre Ehe nehmen und Sie Ihrem Manne gestehen, und dürfen Sie das letztere nicht, so fehlt es ihm an Verstand oder Herz, und dann würden Sie ihn doch nicht wählen. Was das andere betrifft, so irren Sie auch. Ich bin besser oder stärker, als Sie glauben. Als zuerst der Wunsch und die Vorstellung der Möglichkeit in mir aufkamen, Sie mit Dr. Br. verbunden zu sehen, flossen Thränen des Entzückens aus meinen Augen. Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß, so heiß ich auch den Wunsch hegte, Sie zu besitzen und so oft ich ihn auch ausgesprochen, habe ich immer mehr dabei an Ihr Glück als an das meinige gedacht. Meine Liebe zu Ihnen macht mich glücklich; was hätte mir die Ehe mehr geben können, da sie jene nicht vermehren konnte? Ja, ich war immer besorgt, wenn ich es Ihnen auch nicht gestand, die Ehe möchte unser schönes Verhältnis herabziehen in das Leben der gemeinen Wirklichkeit. Aber ich dachte mir, was ich noch denke, Sie würden dabei gewinnen und dieses hätte auch mittelbar mein Glück erhöht. Es ist also nichts, was Sie abhalten sollte, eine Verbindung mit einem anderen Manne zu schließen. Sie und ich wir verlören nichts dabei. Lassen Sie sich durch eine lebhafte Vorstellung von meinem Schmerze, von meinen Thränen nur nicht irre führen. Das ist das niedere Gewölk der Seele, das sich über mich wie über jeden Menschen lagert, aber die Sonne des Geistes bleibt Siegerin. Ich würde weinen, wie auch ein Vater weint, wenn sein Kind das elterliche Haus verläßt, aber wenn Sie glücklich würden, wäre ich es auch."

* Daß Straus seit vielen Jahren Börne begleitet habe, wie in der Reinganumschen Biographie (Ges. Werke 12, 397) mitgeteilt wird, ist durchaus irrig. Es scheint vielmehr, daß Straus anfangs 1832 Börne erstmals in Paris aufgesucht hat. Im Juni sagt Jeanette in einem Briefe an Börne: „Es ist merkwürdig mit Eurer grünen Freundschaft, wie schnell die Wurzeln geschlagen und dauernd zu werden verspricht." Unter der mit S. bezeichneten Person im fünften und sechsten Band der „Nachgelassenen Schriften" ist meist Straus zu verstehen.

Welt als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles was sich mit diesem Namen Freundliches, Theilnehmendes, Wohlwollendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollten Sie ihm das mißgönnen — der nichts weiter hat im Leben und sich mit dem Schicksale abgefunden hat ..., ja sich sogar dabei glücklich fühlt? Ich freute mich so damit, der Gedanke machte mich so glücklich, daß er an Ihnen eine feste Stütze, einen redlichen, offenen, guten Menschen zum Freunde gewinnen solle — ich kann mir's nicht anders denken, der Doktor muß bei uns sein können, wann, wo und so oft und für immer, wenn er es will — ich kann jetzt nicht Sie sagen, das Herz ist mir zu voll — kannst Du Dir es anders denken — dann ist alles anders, wie ich es mir dachte. Ich! Wir! sollten einen Mann wie den Doktor verlassen können — er wäre ein aufgegebener verlorener Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben, als das auf mein Gewissen laden, auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte ... Schon diese wenigen Worte, die ich darüber geschrieben, haben mich zittern und leichenblaß gemacht. Denn nichts kann mich tiefer erschüttern als auch nur der leiseste Gedanke an einen Verrat, nur der leiseste Gedanke der Untreue an der Treue. Solange ich lebe, bis zum letzten Athemzuge werde ich für Börne die Treue, die Liebe und Anhänglichkeit einer Tochter zu ihrem Vater, einer Schwester zu ihrem Bruder, einer Freundin zu ihrem Freunde haben. Wenn Du das Verhältnis nicht auffassest, nicht begreifst, mich nicht genug kennst ... so ist alles aus und Nacht. Ich kann nicht weiter schreiben. Es ist gut. Jetzt ist es überstanden."

Und nachmals, da manche glaubten, Börne werde nun die Freundin verlieren, ruft sie aus: „Was verlieren? Kann man die Art der Anhänglichkeit, die ich für den Doktor habe, je verlieren? — und gewinnt er nicht Dich treuen, guten Menschen dazu? Warum hast Du denn das eingesehen und warum werden das so viele andere nicht begreifen?"

Und ein treues Herz fürwahr brachte ihm Straus; die — ach, nur zu wenigen — Jahre, welche Börne bis zu seinem Tode im Heim der Freunde verlebte,* mögen wohl die behaglichsten und zufriedensten im Leben des Denkers und Kämpfers gewesen sein. Ein erfreuliches Zeugnis dafür, wie furchtloses, charaktervolles Handeln schließlich auch der Menge der Alltagsmenschen Achtung abzuringen weiß, liegt in dem Umstande, daß selbst Börnes Feinde die Reinheit dieses Verhältnisses nicht anzutasten wagten. Nur Heinrich Heine ließ sich bekanntlich nach Börnes Tod, in gekränkter Eitelkeit, zu Schmähungen hinreißen; er, der früher Frau Wohl bereitwillig seine Verehrung bezeigt (besitze ich doch selbst ein kostbar gebundenes Exemplar seines Buches der Lieder, das mit einer schmeichelhaften eigenhändigen Widmung an „Mad. Wohl" versehen ist). Daß in der Folge ein Pistolenduell zwischen ihm und Straus, in welchem Heine verwundet wurde, stattfand, und daß nachmals Heine seine Schmähungen bereuend zurücknahm — das alles sind bekannte Thatsachen.

Am 12. Februar 1837 starb Börne den Freunden war er nicht gestorben. In seinem Testament hatte Börne Jeanette Wohl zur Erbin seiner sämtlichen litterarischen Eigentumsrechte eingesetzt. Unterstützt durch ihren Gatten unternahm Jeanette die Herausgabe des Nachlasses; die sechs bei Bassermann erschienenen Bände sind von ihr und Straus besorgt worden — eine Herausgeberin, wie sie, was den Kern der Sache angeht, verständnisvoller und treuer kein Schriftsteller je gefunden! Nicht philologischer Routine bedurfte sie, um sich zurechtzufinden; kannte sie doch die Geschichte jedes Blättchens, wußte sie doch von jeder Zeile, wie sie verstanden, wie sie gemeint gewesen; war es doch ihr

* Im Sommer 1833 lebte Börne fünf Monate mit den Freunden in der Schweiz; von Ende 1833 ab bis zu seinem Tode lebte er mit ihnen im Winter in Paris, im Sommer in Auteuil. — Die Heirat Jeanettens hatte am 7. Oktober 1832 in Frankfurt am Main stattgefunden.

eigenes Leben, das aus diesen Papieren zu ihr sprach. Wo sie Stellen wegließ, handelte die milde Frau vielfach aus Rücksicht auf Zeitgenossen oder aus Bescheidenheit. Wie der Inhalt des Nachlasses war ihnen auch die äußere Erscheinung desselben heilig. Selbst Straus mußte den Tod gleichsam schon nahe fühlen, ehe er es über sich vermochte, einem begeisterten Verehrer Börnes ein irgendwie größeres Blättchen von dessen Hand zu überlassen.

Jeanette Straus starb nach langen Leiden am 27. November 1861 zu Paris, ihr Gatte am 24. Januar 1866 zu Frankfurt am Main. Bis zum letzten Atemzuge, bis über das Grab hinaus dafür besorgt, pflegten sie Börnes Andenken, nicht in aufdringlicher, reklamenhafter, aber um so innigerer Weise.

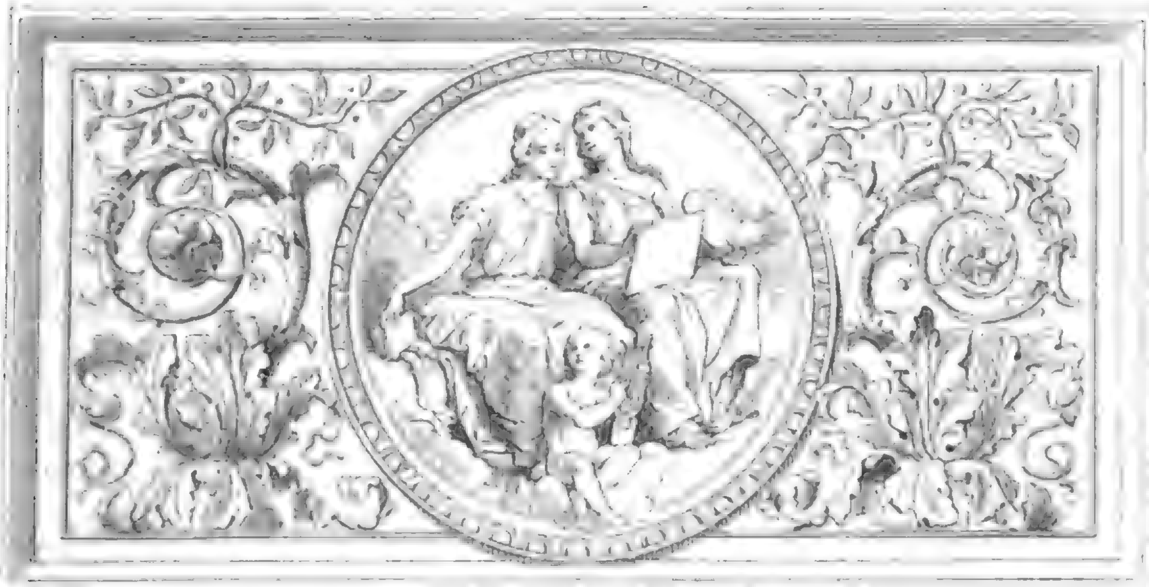
Und mit ihnen hat das deutsche Volk, der eigentliche Erbe seines geistigen Vermächtnisses, das Andenken seines erhabenen Freundes noch Jahrzehnte nach dessen Tode sich lebendig und in Ehren gehalten.

Können wir ein Gleiches von unseren Zeitgenossen, können wir es vor allem von unserer Jugend sagen?

Ach, nicht klein ist die Zahl derer, die seine Büste hinaustragen wollen aus der Walhalla wahrer deutscher Größe, groß die Zahl derer, welche teilnahmlos blickend an ihr vorübergehen. Gar manche rufen: Was ist uns Börne, daß wir ihn feiern? Haben wir ihn nicht überwunden?

Væ victoribus! Wehe den Siegern!

Nein, Börne lebt, Börne ist nicht stumm, nur viele sind taub geworden. Aber solange wir nicht die Fähigkeit verloren, Freiheit und Recht zu lieben, Unrecht zu hassen, solange wir nicht völlig verlernt haben, in dem Mitmenschen den Bruder zu erkennen, welches Glaubens er auch sei, welche Sprache er auch rede, so lange dürfen wir auch hoffen, daß die geistige Größe eines Börne wiederum die volle Würdigung, die ihr gebührt, erfahren werde und daß wir ihn nicht allein schätzen werden seiner Kunst, seines Witzes, seines Stiles wegen: Gaben, die ihm nie etwas anderes als Mittel im Dienste seiner Ideen gewesen sind und mit denen zwecklos zu glänzen gerade er als ein seiner unwürdiges Spiel verachtet haben würde. Möchten wir nicht auch von dem Genius eines Börne selbst sagen müssen: in weite Bahnen ist er gezogen und erst späte Enkel werden ihn freudig willkommen heißen; möchte es auch uns noch leuchten, das Morgenrot jener Zeit, die ihn zu ehren versteht, wie es die edle Frau that, deren Andenken diese meine Worte gegolten haben.



Im Beichtstuhl.

Novelle
von
Georg Horn.

Zu den angenehmsten Erinnerungen an eine Sommerfrische in den Alpen gehören die Tage, die ich vor einigen Jahren auf der ...alp verlebt hatte. Ich vermeide hier, den Ort näher zu bezeichnen, weil der eine oder andere Leser dieser Geschichte dem Namen der Dame nachforschen könnte, von der ich hier erzählen will, und weil ihm das nicht sehr schwer würde, denn das Merkmal der alles erklimmenden Kultur, das Fremdenbuch, hat auch schon seinen Weg nach jener über sechstausend Fuß hoch gelegenen Alp genommen. Die Begierde des Lesers nach dem wahren Namen der Dame würde gerade nicht das wenigst schmeichelhafte Zeugnis sein für das Interesse an den erzählten Begebenheiten, wogegen es doch mehr in ihrem Wunsche liegen möchte, daß der sie schützende Schleier der Pseudonymität nicht von ihr hinweggezogen würde, auch schon wegen der Persönlichkeit des hohen geistlichen Würdenträgers, von dem wir hier im Verfolge hören werden.

Es war in den ersten Tagen des Juli, die noch von allem Duft und Bluft der Sonnenwendtage erfüllt sind und dabei doch frei von der Qual, welche später der Schwarm der Sommerzügler aus den Schul- und Gerichtsstuben heraus über diese bisher unentweihten Hochstätten des Natur- und Lebensgenusses bringt. Man konnte noch ein einsamer Mensch auf einsamer Höhe sein. Die beiden Sennerinnen boten gerade Unterhaltung genug. Abends kamen noch der Knecht dazu, wenn er für die Nacht sein Vieh an sicherem Orte wußte, und von der Alm drüben auch „der Kuhbua“, und dann gingen das Zitherg'spiel und die G'sangln und Jodler bis tief in die Nacht hinein. Das war eine innere Sättigung, bei der man gern auf die Speisekarte und den Komfort der Hotels tief unten verzichtete. In diesem Falle wird die Freude im genießenden Menschen nur zu leicht zu einem Grade verstärkt, daß er sich einen alleinigen Anspruch auf diese zuschreibt und jede Störung als einen Eingriff in ein persönliches

Recht betrachtet. Mit dieser Empfindung sah ich an einem Abend, als drunten über die Thäler sich schon die tiefsten blauen Schatten gebreitet hatten, eine Dame den steilen Bergweg heraufkommen. Sie war geführt von einem Begleiter, der fast noch ein Knabe war und eine kleine Reisetasche ihr nachtrug. Ich betrachtete sie als einen unberufenen Eindringling in meinen Naturfrieden und hätte am allerliebsten gehört, wenn die Obermagd ihre Frage nach einem Nachtquartier ablehnend beantwortet hätte. Aber die Resi that das nicht; im Gegenteil versicherte sie der Ankommenden, daß sie ihr ein hübsches großes „Kammerl im drübern Haus“ einräumen könne, das beste, das überhaupt vorhanden wäre, im vorigen Jahre hätte eine Erzherzogin drin geschlafen; sie sei dort ganz ungeniert. Das Zimmerl „zu ebener Erd“ habe der Herr hier inne — hier zeigte sie auf mich. Von meiner Seite Verbeugung gegen die Fremde, wie das ja auch nicht anders als in der Ordnung war — das war die erste Begegnung. Später sah ich im Scheine des Herdfeuers, wie sich mir zwei Augen zuwandten — einen Moment — prüfend; dann thaten sich auch die meinigen zu ihnen hinüber auf, und ich sah in das Gesicht einer Frau von vielleicht fünfzig Jahren. Damit war auch gleich mein Unmut weg. Freundlicherem, wohlwollenderem Ausdruck in einem Frauenantlitz erinnerte ich mich kaum zuvor in meinem Leben begegnet zu sein. Es lag in diesen Zügen ein Friede, eine Klarheit, die eben nur ein volles Herz zum Untergrunde haben konnten. Ja, wahrhaftig, die Züge waren sogar noch hübsch zu nennen; das blonde Haar war leicht ergraut, legte sich in zwei geteilten Scheiteln noch mit einer gewissen Fülle um die Schläfe. Dem Gesichte entsprach auch die Gestalt in einer Figur über Mittelgröße, in ein einfaches dunkelbraunes Wollkleid eingeschlossen. Nach einer Stunde des Beisammenseins mit ihr war ich über ihre Anwesenheit hier oben ebenso erfreut, als ich vorher über ihr Kommen innerlich mich gestört gefühlt hatte. Von gleichem Eindruck waren auch die Sennerinnen beherrscht, als die Fremde den schwarzen Hut abgenommen, sich an den Tisch gesetzt hatte und mit einer melodischen Altstimme und in bewegtem, doch gleichmäßigem Rhythmus erzählte, was sie an dem Tage alles schon unternommen hatte und wie sie der Wirt unten im Thale noch länger hätte behalten wollen, sie aber sich vorgesetzt, heute noch auf der Alpe zu übernachten.

„Ich möchte immer da sein, wo die Berge nächst am Himmel sind,“ schloß sie ihre Erzählung. Dann erzählte sie, wie sie jedes Jahr eine Gebirgsreise mache, ganz allein, bei der große Fußtouren ihr die liebsten seien. Im Heraufgehen habe sie sich die Glocknerwand aus der Ferne angesehen. „Im Glocknerhaus werde ich doch auch noch mal übernachten,“ fügte sie hinzu. „Für dieses Jahr ist es mir schon zu spät.“ Während das übliche Abendbrot, „der Schmarrn“, zubereitet wurde, zog sie ihr Strickzeug heraus und machte sich an die Arbeit.

„Gnä Frau sollten nach dem langen Marsch doch a bißl a Ruh gebn!“ meinte die Resi.

„Ich kann nicht ohne Arbeit ruhig sitzen; und bis zum September muß ich ein Dutzend von diesen Strümpfen fertig haben — für meinen Jüngsten, der geht über See.“

„Also Kinderln habn die gnä Frau doch auch schon?“

„Sechs!“ antwortete sie trocken und strickte ruhig weiter.

Aus allem, was die Frau sprach, kam ein fester, bewußter Wille zu Tage, eine klare Einsicht in menschliche Verhältnisse und ein auffallendes Verständnis für alles Lokale. Wenn sie fragend nach solchem forschte, so war das weit verschieden von jener geschwätzigen Neugier gewöhnlicher Touristen. In hohem Grade schienen sie kirchliche Verhältnisse zu interessieren. Sie erkundigte sich angelegentlich, wie die beiden Mädchen hier oben ihren religiösen Bedürfnissen genügten, da doch der Weg

zur nächsten Kirche hinab sehr weit sei. Die Resi gab da die Auskunft, daß sie — die beiden Mägde — des Sommers doch ein paarmal den Weg in die Kirche hinab machten, namentlich wenn sie Zucker und Kaffee brauchten, da ginge das in einem hin. Sonst aber komme alle Sommer ein paarmal der Herr Benefiziat von dem nächsten Kirchdorf herauf und halte für die Almen ringsum Messe und Predigt.

„Da möcht ich auch einmal dabei sein. Wie erhebend muß das sein! Da kommen die Sennerinnen wohl von allen Seiten herbei?"

„Ja — das schon — weil die Buabn halt sonst gar keine Dearndln zu schaun kriegen."

Und dabei lachte die Frau mit mir recht herzlich.

Die Resi hatte nur der Wahrheit gemäß berichtet und deutete auf eine kleine Kapelle, die nicht weit vom Almhaus lag; dort würde der Berggottesdienst gehalten.

„Ja, ich habe sie im Heraufgehen gesehen. Es ist ja hier ringsum von Alpenrosen eine ganze Weide; da könntet Ihr doch jeden Morgen ein Sträußel dort opfern, um Gott einen Dank zu geben, daß er Euch gesund erhält und bei frohem Mut; aber ich habe nur kahle Wände gesehen."

„Also war die gnä Frau schon dort?"

„Ja!"

„Aber die Kapelle liegt doch außerm Weg."

„Um ein Abendgebet zu verrichten, liegt mir nichts außer dem Weg," sagte die Fremde und strickte ruhig weiter.

Am anderen Morgen kam mir die Frau mit ausgestreckten Händen entgegen und mit den Worten: „Wie danke ich Ihnen und wie freue ich mich, hier Gelegenheit zu haben, das Ihnen sagen zu können!"

Nun hätte ich mich eher einiger Millionen, die ich zufällig nicht besitze, erinnern können, als dessen, wodurch ich ihren Dank verdient haben sollte. Diesem Bewußtsein mußte auch meine etwas verblüffte Miene entsprochen haben, an der sie wiederum ihre Freude zu haben schien, bis sie mir dann alles erklärte.

„Ich habe im Fremdenbuch nachgesehen und Ihren Namen gelesen. Was haben Sie mit dem Buch von der Königin Luise dem deutschen Publikum für eine schöne, edle Gabe geboten!"

Und dann sagte sie noch mehr, was ich mich wohl hüte, hier wiederzugeben, da es mich in den Geruch der Selbstgefälligkeit bringen würde. Ich thue es auch nur darum, um eine getreue Relation zu geben, wie sich unsere nähere Bekanntschaft entwickelt hat. An dem genannten Buche schien sie aber ein besonderes Gefallen zu haben.

„Es ist so deutsch!" sagte sie.

„Das ist der Stoff," erwiderte ich, „und diesem kommt alles Verdienst zu. Aber um auf Persönliches wieder zurückzukommen — leider haben Sie sich noch nicht in das Fremdenbuch eingezeichnet, daß ich auch Ihren Namen hätte erfahren können." Sie sagte mir, daß sie Frau Sonnreder heiße, und weiter erfuhr ich, daß sie in der unteren Maingegend zu Hause sei, dann einen Gutsbesitzer im Rheingau geheiratet habe und nun dort in sicherem Besitz lebe, Gattin und Mutter von sechs Kindern.

„So glücklich ich in meinen Verhältnissen bin, kommt doch alljährlich in dieser Zeit ein unwiderstehlicher Drang in mich, allein zu sein. Man muß sich auch von seiner Familie erholen, wenn man nicht ganz für die Außenwelt absterben und in die Alltagsstimmung versinken will. So begehe ich an mir selbst eine That der Rettung, indem ich alljährlich ganz allein eine Studentenreise mache, um mit frischerem Herzen zu meinen Penaten, meinem Manne und den Kindern, wieder heimzukehren."

In kurzer Zeit hatten wir uns gegenseitig angefreundet, und wenn ich sage, daß ich um ihretwillen länger blieb, als ich beabsichtigt hatte, so wird es vielleicht gar nicht zu unbescheiden sein, wenn ich ein Gleiches von ihrer Seite berichte. Es war von einem zum anderen eben eine

corde sensible gespannt. Wenn diese von der einen Seite nur leise berührt ward, so gab sie auf der anderen auch schon Ton. Wie klein die Welt ist, trat auch hier wieder zu Tage. Wir hatten gegenseitig eine Menge persönlicher Berührungspunkte. Das übrige that die Größe und die Stille der Natur. Man vergaß hier oben die Zeit oder wenigstens das Maß der Zeit; man sehnte sich mit immer tieferem Atem des Herzens von einem Abend zum anderen Morgen; dann wieder danach, daß der Tag nie enden möge; und doch genoß man die Abende mit immer neuem Entzücken. Aber dieses Genusses und seiner daraus sich ergebenden Stimmungen würden wir nicht teilhaftig geworden sein, wären wir mit unseren Empfindungen eben auf der Erdstelle geblieben, wäre nicht jene Weihe über uns gekommen, welche die Berührungen des Inneren durch die Natur auch zu Gedanken über das Jenseits erhebt. So kamen wir beide auf das religiöse Gebiet. Beim ersten Zusammensein hatte ich schon gemerkt, daß Frau Sonnreder Katholikin war, und eine eifrige Katholikin, wie ich aus fernerem Verkehr bemerken mußte; aber es störte mich keineswegs, da sie damit weder etwas beweisen oder bezwecken oder auch nur kokettieren wollte.

„Die Protestanten fangen immer an," sagte sie lächelnd, als ich eine Anspielung auf die Verschiedenheit unseres Bekenntnisses machte.

„Ich wollte damit nur andeuten," war meine Rede, „daß es in allen zu höheren Stimmungen angelegten Naturen doch immer einen Punkt geben wird, in welchem sich auch die Bekenner auseinandergehender Dogmen doch wieder zusammenfinden werden."

„Und das ist eben allein im menschlichsten Empfinden," sagte sie. „Was menschlich, ist wahr, und die Wahrheit ist schon der Anfang zur Religion. Es giebt in meinem Bekenntnisse zu viele Dinge, die mein forschender Geist nicht erfassen kann, aber ich lasse mir daran genügen und bleibe damit in der Begrenzung meiner weiblichen Natur. Ich finde mich davon, soweit es mein menschliches Bedürfnis betrifft, erfüllt und befriedigt, und darin finde ich mich selig."

Vor unserem Häuschen sitzend, auf dem höchsten Gipfel der Alp auf einer Bank unter einem Felsabhang, besprachen wir ruhig das, was unsere beiden Bekenntnisse trennt. Wir kamen dabei auch auf die Beichte.

„Hier hat meine Kirche das menschliche Herz im Tiefsten erkannt und erfaßt: in seiner Schwäche, seiner Sehnsucht, seinem Ringen und seinem Aufschrei um Hilfe. Denken Sie nur daran, was es für Sie bei irgend einer Sache, die Sie bewegt oder beunruhigt, für ein Labsal ist, sich einem anderen Menschen anvertrauen und so Ihre innere Peinigung sich von der Seele wälzen zu können, wenn Sie einem fremden Blicke die Einsicht in Ihr Inneres gegönnt haben, dieser klar schaut, aufklärt, beruhigt, indem er die rechten Wege zeigt zum Austrag, zur inneren Beilegung aller Differenzen, Skrupel oder Widersprüche. Welch eine Beruhigung, welche erlösende Hilfe! Und dann wenn Sie zudem noch darauf bauen können, daß ein heiliger Schwur den Mund dessen schließt, dem Sie Ihre Bangnis anvertraut haben, wir also einem Priester! Von Mund zu Mund nur durch die Öffnung des Gitters am Beichtstuhl, von Atem zu Atem, wenn diesen nicht das schützende Tuch des Priesters abhielte, von Herz zu Herz geht das Geheimnis. Denken Sie sich mal in die Lage, Sie hätten in der Aufwallung der Leidenschaft — denn nach meiner Überzeugung geht jedes Verbrechen aus einer Leidenschaft hervor, durch die der Mensch einen Teil seiner Zurechnungsfähigkeit eingebüßt hat — oder besser denken Sie an einen, der ein Todesverbrechen begangen. Das Bewußtsein seiner That, die Reue kommt über ihn und damit die Qual der Gewissensbisse. Die Furien lassen ihm keinen ruhigen Augenblick mehr, sie durchtoben seine Tage, sie umringen sein Lager, auf dem er umsonst Ruhe sucht. Seine That offen zu bekennen, vor der weltlichen Ge-

rechtigkeit sich selbst anzuklagen, das Verbrechen durch die Strafe zu sühnen, dazu hat er nicht den Mut. Wer kennte nicht die Feigheit des Menschenherzens, wollen wir sagen den Trieb der Selbsterhaltung! Aber die Furien des Lebens! Dort ist eine Kirchenthür offen, in der Kirche steht ein Beichtstuhl, darin sitzt ein Priester, dem ein ewiges Schweigen auferlegt ist, solange er seine priesterliche Funktion an diesem heiligen Orte übt. Vor ihm kann er die Sündenschuld bekennen — dessen Ohr ist offen — dessen Mund verschlossen wie das Grab. Dorthin, dorthin! — Er kniet nieder, er beichtet — es ist heraus das Bekenntnis. Der Mann da drinnen schweigt, ja, muß schweigen. Und er, der Verbrecher, geht dahin, vielleicht im Augenblicke mehr entlastet als der Priester. Auf diesen hat sich die ganze Last abgewälzt, in großer Angst der Seele, ob Gott die Seele des Missethäters so zu erleuchten für gut befinden würde, daß dieser endlich doch das priesterliche Gebot der Sühnung erfülle. Viel Blutschuld kann der Unselige noch auf sich laden, um sein beladenes Gewissen zu übertäuben, und er, der Priester, muß ihn frei davongehen lassen, er kann ihn nicht der weltlichen Gerechtigkeit überliefern, da er hier in priesterlicher Funktion ist. Glauben Sie nur, in den Beichtstuhl begleiten den Priester die schwersten Pflichten! Der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn hier an! Hier naht ihm alles Menschliche, hier muß er alle Sünden hören und lösen. Im Beichtstuhl erhält ein Priester seine höchste Weihe!"

Meine Freundin hatte sich so in die Situation hineingedacht und hineingesprochen, daß ich, als sie schwieg, mir die Bemerkung nicht versagen konnte, ihre Schilderung sei so lebendig, so anschaulich, so aus der Wirklichkeit genommen gewesen, daß ich mir nur erklären könnte, sie hätte auf ein wirklich Geschehenes sich bezogen.

Überrascht blickte sie mich an und sagte dann langsam: „Vielleicht!"

Weiter berührte sie die Sache nicht wieder, und ich vermied es gleichfalls, darauf zurückzukommen. Aber nicht leugnen kann ich: der Eindruck blieb doch noch länger in meiner Seele zurück, weit hinaus über die Tage dieses Zusammenseins. Auch sie gingen zu Ende, und beim Abschied sagte mir Frau Sonnreder:

„Wir waren hier oben recht gute Menschenkameraden zusammen. Halten Sie es für keine Redensart, wenn ich Ihnen sage, welche Freude Sie mir und — ich spreche auch für meine Familie — uns allen machen würden, wollten Sie einmal Einkehr in unser Häuschen am Rhein nehmen. Außer uns finden Sie auch einen guten Tropfen, und dann auch Feder und Tinte, wenn Sie etwas schreiben wollen. Aber vergessen Sie es nicht."

Die Gelegenheit fand sich gar bald. Von Frankfurt a. M. aus kündigte ich meinen Besuch an — am Landungsplatze des Dampfschiffes erwartete mich die ganze Familie und geleitete in eigener Equipage mich nach dem auf der Höhe gelegenen Besitztum. Das im Äußeren etwas unscheinbare Haus war im Inneren mit englischem Komfort eingerichtet, Teppiche auch selbst auf den Korridoren und Treppen, überall Heizvorrichtungen, und aus allen Fenstern die Aussicht hinüber auf die Gelände, wo das beste Tröpfchen wächst, vom Markobrunner Revier an bis hinab gegen den Johannisberg und Rothenberg bei Geisenheim. Unten um das Haus legte sich ein weiter Garten mit mächtigen alten Nußbäumen und weiter herum das Weingut. Von allen Seiten traf man auf Wohnlichkeit und Behaglichkeit, aus allem sprach ein einfacher, auf die wirklichen Grundlagen des Lebens gerichteter Sinn. Zwei Töchter waren ausgeheiratet, die eine davon befand sich zum Besuche, die dritte, noch unverheiratet, war im Hause geblieben; ein Sohn stand der Landwirtschaft vor, die beiden anderen befanden sich auswärts. Meine Freundin war dieselbe hier wie damals auf der ...alp, immer von derselben Frische des Sinnes und Gemütes, von derselben Eigenart des Geistes und demselben tiefen Einblick in alle Lebensver-

hältnisse auf Grund reicher Lebenserfahrungen. In ähnlicher Weise, nur ins Männliche übersetzt, gab sich der Gatte, nur daß seine geistige Komplexion sich in einer Dosis von gesundem Humor kundgab. Und wenn ich noch hinzufüge, daß die Küche sich in gleich guter Verfassung befand wie die Menschen, so braucht es wohl nicht erst langer Worte, um anzudeuten, wie wohl und behaglich ich mich hier befand.

Eines Morgens, als ich zum Frühstück in den Garten kam, war Frau Sonnreder allein am Kaffeetisch unter dem Nußbaum; sie hatte einen Brief in der Hand und sagte mir:

„Heute werden Sie eine interessante Bekanntschaft machen. Der Bischof von *** hat sich zu Tisch angesagt. Er kommt von einer Firmelungsreise und ist genötigt, ein Bad zu gebrauchen. Sein Weg führt ihn hier vorbei, und da wollte er doch nicht vorbeifahren, ohne bei uns das Tischgebet gesagt zu haben."

„Sie kennen den hochwürdigen Herrn also so genau?"

„Denken Sie, ich habe noch mit ihm getanzt!"

„Ach, wie ist das möglich! Ich glaube, nicht viele von den deutschen Frauen können sich rühmen, mit einem Bischof getanzt zu haben," war meine Bemerkung, „wenigstens in unseren Tagen nicht. Vor zwei Jahrhunderten — ja, da weiß man selbst von Kardinälen. Andere Zeiten, andere Sitten!"

„Es war auch nur, als er noch Gymnasiast war," erklärte Frau Sonnreder weiter. „Wir waren Nachbarskinder. Sein Vater war Kreissekretär — ein kleiner Beamter; seine Mutter die geschickteste Kleidermacherin in meiner Vaterstadt. Sie hat mir noch mein weißes Kommunionkleid gemacht, mit hohen Puffärmeln, von Battist war's, und ich weiß noch, als es anprobiert wurde, schielte ich nach dem Franz hinüber, nach dem Sohne, eben dem Bischof, ob der auch sähe, wie hübsch ich mich darin ausnehme. Der merkte jedoch gar nicht auf mich, schien mehr in seine Bücher vertieft; aber in die Tanzstunde sind wir beide gegangen. Meine jüngste Schwester war seine Brautjungfer bei der Feier seines ersten Meßopfers."

Herr Sonnreder kam dann dazu und machte einige humoristische Bemerkungen darüber, daß er dieses Verhältnis erst jetzt erfahre. Früher habe seine Gattin nie etwas davon vermerken lassen. Hätte er aber gewußt, daß sie solche Beziehungen zu einem Bischof gehabt, dann würde er sich wohl gehütet haben, sie zur Frau zu nehmen.

„Du, du, umgekehrt hätte es wohl sein können. Ja, ich sage es, der Franz hat mir gar nicht so übel gefallen; er war hochgewachsen, hatte so frische Backen und helle braune Augen und solches dichtes Lockenhaar, und hätte ich nicht bald später gewahr werden müssen, warum er kein Auge auf mich haben konnte —"

„Was denn, Bertha?" frug Herr Sonnreder.

„Ah, man muß nicht alles sagen. Aber beruhige dich, es war nur vorübergehend — bei mir wenigstens — nicht so bei den beiden anderen."

Des weiteren schwieg sich Frau Bertha aus, machte sich mit dem Frühstück zu thun. Die Rede kam wieder auf den Bischof zurück, auf seinen Lebensgang, auf seine verhältnismäßig rasche Carriere, da er noch ein ziemlich junger Mann sei.

„So alt wie ich," schaltete Frau Bertha ein.

„Womit ich nicht gesagt haben will, daß du auch eine junge Frau seiest," wandte sich lachend Herr Sonnreder zu seiner Frau. Die aber lachte wieder über „ihren Hausverstand", wie sie ihren Eheherrn nannte. Und dieser bemerkte, daß besonders ein Vorfall im Leben des Kirchenfürsten die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden auf den damaligen Pfarrer gelenkt hätte und so der Grund zu dessen raschem Vorwärtskommen in der Hierarchie gewesen sei.

Dabei machte aber Frau Bertha ihrem Manne ein Zeichen, wie von gebotener

Diskretion, und Herr Sonnreder sprach von da an über seine Cigarren, und dann wurde viel über die Weinsorte beratschlagt, die dem hohen Herrn vorgesetzt werden sollte. Frau Bertha meinte, man müsse nur dafür sorgen, daß die Magd sie immer frisch vom Hofe holte — vom Brunnen.

Im Laufe des Vormittags sagte sie noch zu mir:

„Erinnern Sie sich, was ich Ihnen da droben auf der Alp über das schwere Pflichttum der Beichte sagte, das einem Geistlichen unseres Bekenntnisses auferlegt ist? Das ist eine Reminiscenz, ein Ausspruch vom Bischof."

Im Laufe des Vormittags kam dieser mit dem Dampfschiffe an. Bei ihm befand sich noch ein jüngerer Priester, der aber vom Bischof die Weisung erhielt, ihn am Abend an der nächsten Station zu erwarten. Jedenfalls wollte er mit der Familie allein sein. Den Wagen lehnte er ab; er zog es vor, den Weg nach dem Landhause zu Fuß zu machen. Ich wurde ihm erst im Salon vorgestellt, sah einen Mann im reiferen Mannesalter vor mir, hoch gewachsen, von kräftiger Muskulatur, mit etwas nach vorn übergebeugter Haltung. Das braune Haar war freilich gebleicht, aber die Überbleibsel desselben legten sich mit einem gewissen jugendlichen Schwunge um das Haupt, dessen Stirn wie von Elfenbein glänzte. Unter dieser schauten mich ein Paar helle, milde, dunkelbraune Augen an, und diesem Ausdruck entsprach ein gar einnehmender Zug um den feinen Mund, der die Annehmlichkeit der sonoren und doch so weichen Stimme vorher zu verkündigen schien. Als er weiter sprach, begriff ich die Macht, welche er auf seine Zuhörer ausübte, wenn er den Predigtstuhl in seiner Domkirche bestiegen hatte, was er häufiger denn ein anderer hoher Würdenträger der Kirche that. Wie seine Gestalt frei in Bewegung und Haltung, entfernt von aller Unbeholfenheit oder verlegenem Wesen war, das gemeiniglich den Cölibatären anzuhaften pflegt, so entbehrte seine Rede jenes dozierenden Tones, den Geistliche gar oft annehmen in der Überlegenheit des Bewußtseins, als wären ihre Worte Aussprüche einer höheren Offenbarung. Er sprach frei, natürlich, sogar mit epigrammatischen Wendungen wie ein vollendeter Weltmann. Und dabei trat ein Zug thatkräftiger Initiative in ihm zu Tage, ein frischer Mut und eine Geistesgegenwart, die sich hier zwar nur in der Rede und Gegenrede kundgab, von der man aber den Eindruck bekam, daß sie sich ebensogut in die That übersetzen konnte. Der Mann hatte in kurzem meine ganze Sympathie. Wie zu erwarten war, bildeten Jugenderinnerungen einen Hauptteil der Unterhaltung bei Tische. Es war das erste Mal, daß er als Bischof in das Haus gekommen, und es ist üblich, daß bei solcher Erhöhung vertraute Freunde, auch selbst Verwandte den vertraulichen Umgangston der Anrede mit du in ein ceremonielles Sie verwandeln. Dieses hatte auch Frau Sonnreder versucht, als sie ihn beim Aussteigen aus dem Schiffe begrüßt hatte, er aber war ihr mit einer entschiedenen Ablehnung begegnet.

„Wir sind und bleiben alte Duzfreunde," hatte er gesagt.

In diesem Tone verlief auch das ganze Zusammensein, das von einem Hauche unbefangener Heiterkeit belebt war. Alte Jugendgeschichten kamen wieder aufs Tapet, gemeinsame Erinnerungen zogen herauf, und dabei glaubte ich in seinen Mienen ein wehmütiges Empfinden aufzucken zu sehen, wie die Erinnerung an ein vergangenes, vielleicht verlorenes Glück das bringt. Dann wollte ich auch bemerken, daß unter den dunklen Brauen hervor sein Blick nach der Wand ging, wo eine tiefer gefärbte Stelle anzeigte, daß da ein kleines Bild gehangen hatte, aber die Stelle war leer. Wollte es Frau Sonnreder nicht bemerken oder aber war es ihr in der That entgangen? Sie spann den Faden der Konversation immer lustig und kräftig fort, dabei schenkte sie dem geistlichen Herrn Wein ein.

„Weiß wohl, Franz, daß es bei dir

nur Wein giebt, wenn du deine Domherren oder Landpfarrer zu Tische hast; aber heute kannst schon eine Ausnahme machen. Auf der Reise ist einem geistlichen Herrn ja auch mehr erlaubt als daheim."

„Und einen Tobak wird der liebe Gott seinem frommen Knechte auch nicht übel nehmen," ergänzte Herr Sonnreder, indem er ihm die Cigarre reichte.

„Der liebe Gott nicht," sagte der Priester lachend, indem er die Gabe annahm, „aber meine Diöcesanen oder vielmehr eine Partei, die mir bei meiner Erhebung nicht besonders freundlich gesinnt war; die nahmen mir die Cigarre übel, welche ich auf meinen Spaziergängen im Freien zu rauchen gewohnt war."

„Geraucht hast du ja immer gern. Weißt du noch, wie wir Mädchen einmal zu Weihnachten unsere paar Sparheller zusammengelegt und dir heimlich, anonym eine schöne Pfeife mit langen Quasten zugeschickt hatten, wie die Studenten sie hatten, wenn sie in die Ferien heimkamen?"

„Ich war zu arm dazu, mir eine zu kaufen," bemerkte der Tischgast mit wehmütigem Lächeln. „Ich habe sie noch, Bertha, sie hängt bei meinen Studentenmützen. Wenn ich überhaupt an dein Elternhaus zurückdenke — wie viel Gutes wurde mir daraus! Ich weiß noch, bei euch aß ich den ersten Spargel, denn bei meiner Mutter gab es solche Köstlichkeiten nicht; und wenn der Keller deines seligen Vaters nicht gewesen wäre, ich säße heute nicht mitten unter euch."

„Ja, damals warst du dem Tode näher als einer," sagte Frau Sonnreder ernst, „und der alte Doktor Rottmann sagte eines Tages deiner armen Mutter, sie möge dir nur den Sarg anmessen lassen. Und wir Mädchen, wir weinten uns alle Röte aus dem Gesicht, und hinter deinem Sarge wären wir alle gegangen, wie die Jungfrauen von Mainz hinter Meister Frauenlob. Weißt du, daß wir schon zusammengespart hatten, damit du die letzte Ruhestatt an ihrer Seite bekämest?"

Wie ein Trauerflor flog es über das Gesicht des Bischofs. Frau Sonnreder bemerkte wohl die plötzlich veränderte Stimmung und den tiefen Eindruck, den ihre Worte hervorgebracht. Sie suchte allsogleich einen heiteren Ton anzuschlagen, indem sie bemerkte, es sei doch besser, daß sie jetzt noch mit ihm zusammensäßen, alle freudig im Gemüt zueinander und sich sonnend im irdischen Glücke.

„Und in heiligen Erinnerungen an unsere Kindheit mit Danken und Loben zu Gott für die Gnade, die er uns allen hat zu teil werden lassen!" schloß der Bischof und knüpfte daran das Tischgebet.

Als man von Tische aufgestanden war, um aus dem Eßzimmer zu gehen, nahm er mit Frau Sonnreder einen Vorwand, um zurückzubleiben. Ich sah, wie er nach der leeren Stelle an der Wand deutete und zu Frau Sonnreder sich wandte.

„Die Stelle, an der das Bild sonst hing, ist leer. Warum denn, Bertha?" Diese gab darauf Bescheid dahin, die Wand sei feucht geworden, darum habe sie das Bild in dem nebengelegenen Salon untergebracht. Sie führte ihn dahin. Ich sah, wie er vor einem kleinen Bilde stehen blieb und es eine Zeit lang still betrachtete. Dann begab er sich wieder zu der Familie. Aber doch wollte es mich bedünken, daß er ernster und wehmütiger denn zuvor gestimmt war. Als er dann etwa zwei Stunden darauf sich verabschiedet hatte und von der Familie nach dem Landungsplatze zurückgeleitet worden war, machte ich nach deren Rückkehr zu Frau Sonnreder eine darauf hinzielende Bemerkung.

„Hören Sie, vor Ihnen muß man sich eigentlich in acht nehmen! Sie bemerken ja alles! Und doch haben Sie richtig gesehen."

Ich erinnerte mich des kleinen Bildes, einer Kreidezeichnung in schwarz poliertem Rahmen. Sie stellte ein Mädchen im Alter von etwa siebzehn Jahren dar, ein gar unschuldsvolles Gesicht mit langen Wimpern über den träumerischen Augen, das wie mit angstvoller Miene aus dem

Rahmen in die Welt schaute. Ich sagte auch so etwas Ähnliches zu meiner Freundin.

„Ich selbst habe es in meiner Jugend gezeichnet,“ erklärte Frau Sonnreder. „Sie sehen mir wohl jetzt nicht mehr an, daß ich einmal ganz forsch mit der schwarzen Kreide war. Ach, hätte ich damals gewußt, was dem Franz und der armen Fränz bevorstand! Haben Sie die Rose bemerkt, mit welcher der Bischof über Tisch in seiner Hand spielte? Die können Sie jetzt an dem Bildchen sehen. Vielleicht erzähle ich Ihnen mal den ganzen Vorfall. Heute kann ich es nicht; ob ich es können werde, solange Sie uns hier noch die Freude machen, weiß ich nicht; aber erfahren sollen Sie es mal. Wenn Sie mit hinunter nach dem Schiff gegangen wären, hätten Sie hören können, wie mir der Bischof eine Mitteilung machte, die, aus neuester Zeit stammend, noch mit dem Erlebnis in Verbindung steht. Ohne dieses hätte er vielleicht auch nicht die geistlichen Weihen empfangen.“

Die Person des Bischofs, zusammengehalten mit den Andeutungen meiner Freundin, war in hohem Grade dazu angethan, das Feuer meines Interesses zu schüren, um die Dinge zu erfahren, die bei dem geistlichen Herrn und seiner Jugendfreundin wie in einem Archiv ihrer Lebensschicksale ruhten, vielleicht für immer begraben lagen. Wenigstens wollte mir das so scheinen; denn weder deutlich geäußerte Wünsche, die Dinge zu wissen, noch meine oftmals darauf hindeutenden Erinnerungen waren vermögend, fürs erste zu einem Resultat zu kommen. Frau Sonnreder winkte immer ab, deutlicher oder verdeckter, und so gab ich denn die Hoffnung auf. Bald nach dem Besuche am Rhein ging ich für mehrere Monate in das Ausland, unser brieflicher Verkehr war unterbrochen. Ich hörte monatelang nichts mehr aus dem Hause im Rheingau. Zudem hatten auch andere Dinge mein Interesse in Anspruch genommen. Um so überraschter war ich, als ich, heimgekehrt, einen eingeschriebenen Brief von Frau Sonnreder vorfand. Den Inhalt bildeten eine Anzahl von Briefblättern und dazu einige Zeilen von der Hand meiner Freundin, also lautend:

„Man hört gar nichts mehr von Ihnen. Sollte unsere Freundschaft schon tot sein? Um sie wieder zu erwecken und da kleine Geschenke diese unterhalten, so sende ich Ihnen hier, was ich von meiner Jugend an Erinnerungen in meinem Gedächtnis zusammengeklaubt habe. Die Katastrophe selbst gebe ich Ihnen so, wie sie mir von dem Betreffenden vor Jahren erzählt worden ist und ich sie gleich danach zu Papier gebracht habe. Als ob ich damals eine Ahnung gehabt hätte, daß ich einmal mit so einem Schreibemann, wie Sie es sind, zusammentreffen und von diesem darum gequält würde. Aber als eine diskrete Seele und noch mehr als ein fürsichtiges Weib hätte ich Ihnen diese Blätter doch nicht geschickt ohne Zustimmung dessen, welcher der Held der nachfolgenden Geschichte, die Sie notabene erst zu einer solchen machen sollen. Und er sagte nicht nein. ‚Denn was menschlich ist,‘ schrieb er mir, ‚ist unser aller Teil, und es kann weder einem Priester schaden, daß man von ihm liest: er war auch den Regungen der Jugend und des Herzens unterworfen — noch dem Publikum, zu erfahren, wie ein Priester seine Pflichten auffaßt und ausübt.‘ Als eine besondere Freundlichkeit würde ich es aber erachten, wenn Sie mir Ihre Arbeit, ehe Sie diese hinausgeben, mitteilen wollten, da ich nicht möchte, es sei nur ein Jota darin, was nicht mit der Wahrheit der Dinge übereinstimmte. Und wenn Sie es recht gut machen, so sollen Sie auch ein Paar so hübsche seidene Strümpfe bekommen, wie ich sie auf der Alp droben für meinen Ältesten gestrickt habe. Ach, manchmal kommt mir's in Erinnerung, als ob ich den Windhauch spürte, der über die blumigen Wiesen der Alp dahingeht!“

Nach Empfang dieser Sendung lagen vor mir ein paar ruhige Wochen, nach deren Verlauf eine Sendung nach dem Weinberge im Rheingau abging — etwa

zwanzig Bogen Geschriebenes; der Inhalt war folgender:

Der Franz kommt — der Franz kommt! das ging wie ein Freudenruf durch die Mädchen, welche in der Nachbarschaft eines hohen schmalen Hauses von nur zwei Fenstern Front wohnten, in dessen Giebelstube die Witwe eines Subalternbeamten mit ihrem Sohne lebte. Ihr Mann war früh gestorben, die kleine Pension reichte nicht zum Lebensunterhalt aus, noch weniger zur Erziehung ihres einzigen Kindes, das aus der Ehe ihr geblieben war. In ihm sah Frau W. das Glück ihres Daseins, den Trost für den früh dahingestorbenen Gatten, die Hoffnung für ihre Zukunft. So war ihr einziges Streben darauf gerichtet, dem Franz eine gute Erziehung zu geben, um so mehr, da er sich schon früh als ein geweckter Kopf gezeigt hatte. Vor ihrer Ehe hatte die Mutter in Diensten einer vornehmen Dame gestanden, war mit dieser viel gereist und hatte aus diesem Verhältnis Manieren und Haltung bewahrt, die sonst nicht den Frauen ihres Standes eigen zu sein pflegten. Davon war auch etwas auf den Sohn übergegangen. Der Mutter halfen sie, sich Eingang in die bessere Gesellschaft der Stadt zu verschaffen. Sie hatte ihre geschickte Hand in Thätigkeit versetzt und im Verein mit gutem Geschmacke sich zur ersten Kleidermacherin der Stadt emporgeschwungen, viel Kundschaft und auch ausreichenden Verdienst erworben. Die jungen Mädchen wollten ihre Kleider — denn von Toiletten sprach man damals noch nicht — nur bei Frau W. gemacht haben, und auffallenderweise kamen sie öfter zum Anprobieren, als es der Frau Kreissekretärin — so betitelte man Frau W. — nötig erschien; es fehlte da und fehlte dort, das und das mußte geändert werden, so daß Frau W. manchmal die Geduld verlor und das auch unverhohlen zum Ausdruck brachte; aber darum blieben die Kundinnen doch nicht weg, kamen immer wieder. Es war auch nicht schwer, das Auffallende dieser Erscheinung zu ergründen. In derselben Stube, wo die Mutter arbeitete — die Nähmädchen waren nebenan —, saß auch der Gymnasiast Franz, und während hier an diesem Tische über Falbeln und Ärmelschnitt debattiert wurde, lag er über seinem Plato oder lernte aus den Geschichtsbüchern, daß schon die römischen Frauen der Kunst der Koketterie ergeben waren. Sehr unzufrieden gingen oft die jungen Mädchen von Frau W. weg, aber nicht darum, weil die Taille nicht saß, sondern weil der schöne Franz sie wenig oder gar nicht beobachtet hatte. Denn Franz war unter den jungen Leuten des Gymnasiums der hübscheste, der manierlichste, und daß er zweifelsohne auch der klügste war, das kam weniger in Betracht, wenn er nur gut tanzte. Und das war bei ihm der Fall mehr als bei allen anderen seiner Kameraden. Die Mutter hatte nicht recht daran wollen, als er gleich seinen Mitschülern den Wunsch hegte, an deren Tanzunterricht teilzunehmen. Wenn er sie nach dem Grund fragte, so gab sie ausweichende Antwort — anfänglich, dann aber wurde sie deutlicher mit Hinweisen darauf, daß sich derartiges Vergnügen mit seinem künftigen Berufe wohl nicht gut vertragen möchte, maßen sie den Herzenswunsch hege, Franz möchte sich dem geistlichen Stande widmen. Aber der Sohn schien dazu vor der Hand wenig Neigung zu verspüren. Sagte er auch nichts dagegen, so that er doch auch nichts dafür. Wie könne sich ein junger Mensch darüber jetzt schon in seinem Alter klar und bestimmt aussprechen! meinte er. Um vielleicht später mal über den Wert des Anreizes der Welt und ihrer Dinge urteilen zu können, müsse man diese aus Erfahrung doch vorerst selbst kennen lernen: auch verspüre er in sich dieselbe Jugendlust wie seine Altersgenossen. Schließlich mußte die Mutter nachgeben. Aber es waren für sie immer harte Empfindungen, wenn sie von anderen Leuten hören mußte, welch flotter Tänzer der Franz sei, wie gewandt im Umgange mit den Damen und wie gern gesehen und begehrt zum Reigen von allen. Kurz: Der Franz ist

da! war ein Jubelruf unter den jungen Mädchen, mochte in der Stadt oder draußen im Freien ein Tanzvergnügen arrangiert sein. Jedes Mädchen fühlte sich geehrt und glücklich, wenn der hübsche, schlanke Mensch mit dem braunen welligen Haar, den hellen, klugen braunen Augen und der freundlich herzlichen Weise nach ihm hinkam, um es um einen Tanz zu bitten. Hielten die Tänzerinnen allenfalls unter sich Rat, was es denn sei, das ihn so anziehend für alle mache, so nannte jede einen anderen Zug seines Äußeren oder eine andere Eigenschaft seines Wesens, um schließlich in dem allgemein formulierten Satz übereinzustimmen: er hat eben etwas extra — er der Franz wie die Fränz. Letztere war die Tochter eines wohlhabenden Glockengießers, der den Ruf seiner Kunst weithin ertönen ließ in fernen Städten und Ländern durch seine ehernen Erzeugnisse, die er zum Lobe und Preise Gottes in seiner Werkstätte goß. Wie jede Ware mehr oder weniger dem Erzeuger ihren Charakter aufdrückt, so waren das Haus und die Familie des Glockengießers in einem religiösen Tone abgestimmt. Die Familie lebte still für sich, Vater und Mutter waren ernste Leute, und die Kinder, zwei Töchter, in einfacher Sitte des Hauses erzogen. Daher man einigermaßen in der Stadt erstaunt war, als die Mutter sie an dem Tanzkränzchen, das sich unter der Leitung des Franz gebildet hatte, teilnehmen ließ. Der Franz und die Fränz! hieß es bald. Wie die beiden Namen verwandt waren, so auch die Herzen. Aber keines der Mädchen war der Fränz gram, daß sie von nun an allein die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf sich zog; denn ein so liebes Geschöpf wie sie mochte es nicht leicht wieder geben. Alles kam bei ihr aus dem Herzen: das holde Lächeln auf ihren schönen, frischen, vollen Lippen, der schelmische und doch so tiefe Blick aus ihren dunkelblauen Augen, die weiche Stimme, die wie im Tone einer Glocke abgestimmt schien, und die Freundlichkeit, die Sanftmut, die Heiterkeit, die sie jedermann entgegenbrachte. Ihre Freundin Bertha besitzt noch ein Bildchen von ihr aus dieser Zeit, ein Bildchen, das auch seine Geschichte hat, wie wir später sehen werden. Damals waren nur erst die Daguerreotypen aufgekommen, aber noch selten und so teuer, daß sie noch nicht bei einfachen Leuten in Aufnahme gekommen. Diese Kreidezeichnung ist aber nur als ein unbeholfenes Nachkritzeln all des Liebreizes zu betrachten, der von der Fränz ausstrahlte. So wie sie gezeichnet ist, trug sie ihr dunkelblondes Haar an beiden Seiten in Schneckchen zusammengerollt, so die kurzen Ärmel ihres Kattunkleidchens; aber jenes holdselige Lebendige, was die äußere Hülle umschloß, konnte kein Kreidestrich wiedergeben, und wäre es auch der des größten Künstlers. Das Beste und Edelste und Schönste zwingt jedermann zum Optimismus, und so hätte es fast eine Unmöglichkeit gedünkt, daß im Angesichte dieser beiden Jugendgestalten eine häßliche Seite der Menschennatur zum Ausdruck gekommen wäre, wie Neid oder Bosheit und auch selbst nur die Eifersucht. Jedermann mußte in sich anerkennen, daß diese beiden Seelen nur sich gehörten, ein dritter keinen Teil an ihnen haben könne.

Die Zeit war herangekommen, wo Franz die Universität beziehen sollte. Zwischen den beiden Liebenden war das Abkommen getroffen, er sollte Jura studieren. Allerdings bedeutete das drei Jahre des Studiums, denen eine Praxis von mindestens drei Jahren folgte, ehe beide hoffen konnten, das Ziel ihrer Wünsche in ehelicher Vereinigung zu erreichen; aber zu damaliger Zeit war ein so langer Brautstand eben nichts Seltenes. Man war noch nicht gewöhnt, mit Dampfeseile zu seinem Glücke zu gelangen, und vielleicht gab es darum auch weniger unglückliche Ehen als jetzt, indem sich Liebesleute in so langer Zeit genugsam kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Kannte Franzens Mutter auch die Abmachungen zwischen den beiden nicht, so war ihr doch der Entschluß ihres Sohnes hinsichtlich der Wahl seines künftigen Lebensberufes bewußt; sie machte dagegen keine Einwendung, erklärte sich

sogar bereit, ihm zu seinem Unterhalte auf der Universität monatlich eine Beisteuer zu geben, während durch städtische und private Stipendien ihm weitere Unterstützung gewährt wurde. So war der Vorabend der Abreise herangekommen, die Mutter hatte den kleinen Koffer gepackt, und manche Thräne war dabei auf das alte Seehundsfell gefallen, mit dem er überzogen war und das im Laufe der Zeiten fast alle Haare gelassen hatte. Bertha, die Freundin des Franz, hatte es vermittelt, daß bei ihr die beiden Liebenden sich noch lebewohl sagten. Unter dem Eindruck dieser Stunde war Franz zu seiner Mutter heimgekommen, die ihm mit der Meldung entgegenkam, der Herr Stadtpfarrer wünsche ihn noch zu sprechen. Der geistliche Herr hatte sich stets in allen Lagen, in Leid und Freud als ein wahrhafter Freund für Mutter und Sohn erwiesen, und Franz ging gern zu ihm nach dem Pfarrhofe. So fiel es ihm jetzt wie der Vorwurf einer groben Vernachlässigung aufs Herz, als er erst daran erinnert werden mußte, dem würdigen Freunde noch lebewohl zu sagen. Er zögerte darum auch gar nicht und machte sich sogleich auf den Weg. Bei seinem Weggange bemerkte die Mutter, daß der Überzieher, in dem Franz reisen sollte, doch schon recht fadenscheinig zu werden beginne und daß sie ihm so gern noch einen neuen angeschafft hätte, aber es that sich bei den übrigen Ausgaben eben nicht mehr.

„Ach, wenn nur das Herz darunter recht warm sitzt!“ hatte Franz beim Hinausgehen gesagt.

Leichten Herzens war er nach dem Pfarrhofe gegangen, mit schwerem kam er zu seiner Mutter heim. Was war geschehen oder was hatte er erfahren? Der Stadtpfarrer hatte wie stets ihn sehr freundlich empfangen, war im Gespräch auf die vor ihm liegende Studienzeit gekommen und richtete schließlich die Frage an ihn, ob er noch des festen Willens sei, sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Auf das entschiedene Ja des angehenden Studiosus hin nahm der Geistliche eine ernste, fast betrübte Miene an, legte ihm beide Hände auf die Schulter und frug ihn, ob er bei diesem Entschlusse auch dann noch beharren würde, wenn er damit seine Mutter unglücklich — sehr unglücklich machen würde. Das ganze Gesicht Franzens war auf diese Bemerkung zu einer Frage geworden, und alsbald erhielt er von dem geistlichen Freunde auch die nötige Aufklärung. Seine Mutter sei gestern zu ihm gekommen und habe ihres Herzens Angst und Not einen Weg zu ihm verschafft, um seines Rates, seiner Hilfe, wenn es sein müsse, teilhaftig zu werden. Sie hatte dem Seelsorger folgendes erzählt:

Es war in einer Zeit, wo sie noch eine junge Frau, aber schon Witwe war und bereits mit ihrer Hände Arbeit den mühsamen Kampf um das tägliche Brot begonnen hatte. Franz war damals etwa fünf Jahre alt — ein munteres, lebhaftes und dabei beherztes Kind. Dem Hause gegenüber, in dem sie damals gewohnt hatte, lag die Kirche „Zu den heiligen Nothelfern“, ein gotischer Bau mit reichem Ornament in Galerien, Nischen, Fialen und Spitzbogen. Die eine Front des Kirchenplatzes war von dem Hause eines reichen Produktenhändlers gebildet. Der Mann hatte im Thorwege früher einen Grünkram betrieben, dann das Haus gekauft und ein großes Produktengeschäft etabliert. Mit seinem plötzlichen Reichtum, flüsterten sich die Leute in die Ohren, sei es nicht mit rechten Dingen zugegangen. In dem Hinterhause habe eine alte Frau gewohnt, die, geizig und mißtrauisch gegen alle Welt, sich von dieser abgeschlossen hatte. Sie hatte dem Grünwarenhändler eine kleine Stube abgemietet. Als sie mehrere Tage nicht mehr zum Vorschein gekommen, sei Plenkner — das war der Name des Mannes — in ihre Wohnung hinaufgestiegen, habe dieselbe, als ihm auf lautes Pochen nicht geöffnet, gewaltsam erbrochen und seine Mieterin tot gefunden. Sie hatte arme Verwandte in der Stadt, die kamen herbei, fanden aber unter dem Nachlaß nichts,

was ihre Hoffnungen auf die Erbschaft der Alten erfüllt hätte, obgleich sie wissen wollten, daß die Verstorbene diese und jene Papiere besessen. Aber von diesen war nichts vorhanden. Jetzt munkelte man, Plenkner habe sie und mehr, als man erwartet hatte, beiseite geschafft; aber man konnte ihm nichts beweisen, obwohl er von Jahr zu Jahr zusehends reicher wurde im Vermögen, wenn auch nicht im Ansehen bei seinen Mitbürgern. Diese gingen ihm, dem langen, hageren Mann mit dem unruhig flackernden Blicke, und ebenso seiner Frau, einer robusten Person mit gelblichem Teint und schwarzem Haare, aus dem Wege. Niemand mochte mit ihnen etwas zu thun haben. So war es auch Franz von seiner Mutter verboten, mit dem einzigen Sohne, den das Ehepaar besaß, dessen einzigem Kinde, auf dem Platze zu spielen. Nicht weil Frau W. den dunklen Gerüchten, die über Plenkners gingen, geglaubt hätte, sondern weil sie in dem Jungen aus dem großen Nachbarhause, der mit Franz gleichalterig war, einen verzogenen, verwöhnten und dabei rohen, boshaften Bengel erkannt hatte. Seine Lust war, Vögel zu martern oder Katzen am Schwanze aufzuhängen. So häßlich sich bereits in diesen jungen Jahren der Charakter des Knaben ergab, so häßlich war auch sein Äußeres. Sein dicker Kopf mit weit abstehenden Ohren saß auf eingesunkenen Schultern; wenn er lächeln wollte, grinste er. Das ganze Gesicht war voll Sommersprossen. Zu diesem Äußeren hatten ihm die entzückten Eltern den Namen Florentin gegeben. Mochte auch Franz noch so sehr dem Gebote seiner Mutter, sich fern von ihm zu halten, gehorsam sein, er konnte sich seiner nicht erwehren; es war das Andrängen des Häßlichen an das Schöne, des Bösen an das Gute, jene geheimnisvolle Anziehungskraft des Entgegengesetzten, das sich auch hier in diesen beiden Knaben offenbarte. Jede Gelegenheit, jeden Vorwand benutzte Florentin, um mit Franz in Berührung zu kommen, und kein Lockungsmittel ließ er unversucht, ihn sich geneigt zu machen. Er hatte immer die Tasche voll Leckereien, während an Franz diese höchstens zur Weihnachtszeit kamen, und der spätere Bischof war eben auch ein Kind wie jedes andere. Was für Florentin tägliche Speise, das war ihm Manna.

Eines Tages saß Franzens Mutter bei der Arbeit am Fenster; die Augen waren ihr dabei müde geworden, so daß es ihr Bedürfnis war, einen Moment auszuruhen. Dabei ging ihr Blick hinüber über den Platz, nach der Kirche. Heiliger Gott — der Atem stockte ihr — dort die Galerie entlang kletterte ihr Franz. An einer der Fialen, der kleinen freistehenden gotischen Türmchen, hatte sich ein Papierdrache festgehakt. Nach dem ging des Knaben Sinn, das Spielzeug von der Spitze des Türmchens loszulösen. Er überstieg die Brüstung der durchbrochenen Galerie; er setzte sich auf den Bogen, der von da abwärts nach der Fiale führte, wie ein Reiter auf ein Pferd. Er hatte das Türmchen erreicht, seine Hand langte nach dem Drachen. Da entführte ein plötzlicher Windstoß ihm die Mütze; er wollte danach greifen; die Mutter sah, wie er dabei das Gleichgewicht verlor. In diesem gräßlichen Moment ging aus ihrer Seele ein Flehen, ein Gelübde zu dem, ohne des Willen kein Sperling vom Dache fällt: „Heiliger, Gütiger, ich will ihn dir und bei deinem Hause lassen — ich gelobe es dir — nur gieb ihn mir lebend wieder!“ Und flugs wie dieses Gebet kam auch die Erhörung. Vom Falle hinab auf das Pflaster des Platzes bedroht, hatte der Knabe noch das Türmchen erfaßt. Jedoch vor dem klopfenden Herzen der Mutter schien es, als fange dieses von der plötzlichen Last ebenfalls zu wanken an. Nein — es hielt — Franz hatte es fest umklammert. Vorsichtig löste er den Drachen, aber den Bogen hinaufzureiten, war schwerer denn herab, und doch war kein anderer Weg, zur Galerie zu gelangen. Da sah sie, wie er die Schnur des Drachens nach der Galerie warf, über die Brüstung, damit das Ende durch

das Maßwerk wieder zu ihm herabfiele. Anfangs wollte das nicht so rasch gehen. Er legte sich platt auf den Bogen und haschte nach dem Ende, was ihm auch gelang. Damit hatte er einen festen Anhalt gewonnen, um sich nach der Galerie hinaufzuschwingen. Oben angekommen, hatte er eigentlich keine Gefahr mehr zu bestehen, nur entlang zu gehen; allenfalls bot die Passage nahe am Turmfenster, durch das er herausgeklettert war, noch Schwierigkeiten. Aber auch dieses gelang, und nun sank die Mutter in ihrem Stübchen auf die Knie. Erst jetzt rang sich die unsägliche Angst in einem lauten Aufschrei nach oben von ihrer Brust, und ihr Gebet war ein Danken unter Stöhnen und Schluchzen. Wäre es ihr auch nicht durch die Klugheit geboten gewesen, weder das Fenster zu öffnen noch gar ihm zuzurufen, sondern stille an sich zu halten — sie wäre doch keiner Bewegung fähig gewesen; und auch jetzt noch, wo sie den Versuch machte, die Treppe hinunterzugehen, versagten ihr die Kräfte. Aber sie kam wenigstens aus dem Hause und hinaus auf den Platz, wo die Mütze ihres Jungen lag. Sie hob sie auf, und zugleich kam Franz mit dem Drachen aus der Thür des Turmes. Er übergab ihn Florentin, der schon auf ihn wartete, und sagte dazu: „Da hast du das dumme Ding wieder. Jetzt bekommst du wenigstens von deinem Vater keine Prügel. Nun gieb mir aber die versprochene Apfelsine!“ — „Ich hab ja gar keine,“ höhnte Florentin und wollte dann lachend davonlaufen. Er erreichte seinen Zweck aber nicht, denn von Franzens Mutter sah er sich zurückgehalten: „Schandbube, Teufelsbraten du!“ rief sie ihm zu; „hast du denn nicht gesehen, daß Franz fast zu Tode sich gefallen hätte?“ — „Das hätte auch nichts geschadet; dann braucht ich mich nicht mehr zu bosen darüber, daß alle Leute ihn lieber haben, den schönen Franz, als mich.“ Damit hatte sich Florentin aus der Nähe entfernt. Frau W. aber umfaßte mit zitternden Händen ihr Kind. „Ach, Mutter,“ sagte der Knabe, „mir war nur um meine Kappe angst! Du hast sie mir erst neu gekauft. Aber sie hat gar nicht Schaden gelitten,“ fügte er bei, indem er die Mütze aufhob.

So weit die Erzählung der Mutter.

Franz erinnerte sich jetzt nach vierzehn Jahren noch recht wohl des Vorfalls, auch des Spielkameraden und der damaligen Nachbarschaftsverhältnisse, aber das Gelübde seiner Mutter, daß sie ihn der Kirche und deren Dienst versprochen hatte, war ihm eine neue Enthüllung. Er verstand jetzt wohl die Hindeutungen seiner Mutter, ihre mehr oder minder klar ausgesprochenen Wünsche, die Mitteilungen des geistlichen Freundes ließen ihn allem auf den Grund schauen.

„Und nun thue einen Blick in die Seele deiner Mutter, gehe mit deinen Gedanken zurück in die Jahre deiner geistigen Entwickelung. Denke dir, mit welchem angstvollen Interesse sie diese verfolgte, wie sie jede Äußerung, jeden Fortschritt derselben prüfend mit dem zusammenhielt, was sie als End- und Zielpunkt deiner Studien, deines ganzen Lebens betrachten mußte! Sie hat das Geheimnis bis jetzt in sich verhalten, und nur die äußerste Herzensnot hat es ihr vor mir erpreßt, damit ich dessen Vermittler an dich würde. Sie hat in den natürlichen Entwickelungsgang deiner seelischen und intellektuellen Eigenschaften nicht eingreifen wollen. Es war ihr eine Beruhigung, daß du lebhaften religiösen Einwirkungen dein Herz nicht verschlossest, wie andererseits ich ihr wieder zu tiefer Bekümmernis nicht verbergen konnte, daß du in Bezug auf dein Lebensziel nicht den Weg gingest, den sie als Heil für dich und sich ersah. Aber immer noch hoffte sie auf eine göttliche Gnadenwirkung, die dich auf den rechten Pfad geleiten sollte. Und nun blieb diese aus bis jetzt, wo du vor einem entscheidenden Wendepunkte deines Lebens stehst. Wir dürfen nimmermehr verzweifeln, sagte ich ihr, und uns geziemt es nicht, eigenmächtig in Sinn, Wollen und Plan eines anderen Lebensganges einzugreifen; das ist

nur ein Recht des himmlischen Vaters, und wenn er in dir deiner Mutter Opfer annehmen, wenn er in dir einen Priester haben will, dann weiß er dich zu finden und zu fassen, wo und wie du auch seist. Mir als einem Diener der Kirche kann es ja nur eine Freude sein, wenn ein Jüngling mit reinem Herzen, mit auferwecktem Geiste und voll von Kenntnissen sich deren Dienste weiht, aber das göttliche Recht der Bestimmung über ein Menschenleben steht mir nicht zu — selbst der Überredung will ich mich enthalten. Ich wollte dich nur zum Mitwisser des inneren Geheimnisses deiner Mutter machen, dich zu recht ernster gewissenhafter Prüfung deiner selbst, deiner Pläne und deines Lebenszieles veranlassen und mahnen, nicht zu vergessen, was du deiner Mutter schuldig bist, die, eine arme Witwe, dich mit bangendem Herzen und so treuen Händen durch das Leben bisher geleitet hat, und die mit Angst und Pein eines so heiß liebenden Mutterherzens aus ihrer treuen Hut dich nun entlassen muß. Es ist zwischen mir und ihr ausgemacht worden, daß du, wenn du nun heimkommst, nicht mehr mit ihr über diese Angelegenheit sprechen sollst. Es erleichtert dir und ihr den Abschied. Du hast noch ein halbes Jahr — wir wollen sagen, ein ganzes vor dir, in dem du die volle akademische Freiheit genießen, dich in allen Zweigen menschlichen Wissens umsehen und vervollkommnen und den Zustand deines Herzens und Geistes daran messen kannst. Genieße sie, genieße alles, was dir deine Mittel, deine Jugend und dein Gewissen erlauben! Und wenn du nach einem halben Jahre in die ersten Ferien wiederkommst, dann sollst du mir eine Antwort auf alles das geben, was ich jetzt an dich gebracht habe. Dein ernster Sinn ist mir ein Bürge für die Gewissenhaftigkeit deiner Selbstschätzung. Und dann — welches auch dein Entschluß sei — wollen wir weiter sehen. Aber laß das alles heute deine Seele nicht trüben. Sei nur recht gut, wie du immer warst, zu deiner Mutter!“

Heimgekommen, bemühte sich Franz, dieser Mahnung nachzukommen, so schwer auch sein Herz belastet war. Aber es ging. Von der beregten Sache ward zwischen Mutter und Sohn nicht gesprochen.

In damaliger Zeit hatte man von der Stadt, die hier in Rede kam, bis zur nächsten Eisenbahnstation noch etwa einen Weg von sechs Stunden. Omnibusfahrten waren zur Beförderung der Reisenden eingerichtet. Es war um Ostern und die Abende und Morgen noch sehr kühl. Als Franz, zur Abreise gerüstet, in der Morgenfrühe aus dem Hause trat, um in den Wagen zu steigen, wurde ihm von einem Manne ein Paket übergeben. Die Frau Kreissekretärin, die den Sohn bis zum Wagen geleitete, erkannte den Überbringer als den, der ihrem Sohne stets die Kleider gemacht hatte. Als der Mann sein Paket enthüllte, nahm er einen langen, weiten neuen Überzieher von Doublestoff heraus. Den habe er dem „Herrn Studiosus“ hier abzugeben. In wessen Auftrage das geschehe, dürfe er nicht sagen. „Vom Herrn Stadtpfarrer!“ rief die Mutter. „Das sieht ihm ähnlich!“ Der Beauftragte sagte nichts dagegen und verschwand im Dämmer des Morgens. Von wem das Geschenk kam, darüber sollte der Reisende nicht mehr lange in Zweifel sein. Als er das Kleidungsstück angezogen und sich's im Wagen bequem gemacht hatte, fühlte er in der rechten Seitentasche einen harten Gegenstand. Er machte sich an die Untersuchung, entfernte die Papierhülle, und in dem heller gewordenen Tageslichte schaute ihn das liebe Gesichtchen seiner Fränz an. Die gemeinschaftliche Freundin Bertha hatte das Bildchen gezeichnet und die Fränz von ihrem Spargelde in dem Überzieher den Einschlag dazu besorgt.

Franz muß in dieser Zeit des ersten Semesters schwere Seelenkämpfe durchgemacht haben. Weder seiner Mutter noch der Fränz hat er darüber etwas vertraut; ob seinem älteren geistlichen Freunde, das weiß man nicht. Aber es schien nicht so. Die Freundin Bertha

glaubte aus Äußerungen des Dechanten in späterer Zeit sogar ganz sichere Beweise für das Gegenteil zu haben. „Mein Herz hab ich für mich," war eines der Worte des Geliebten gewesen, das der Fränz gar wohl gefallen hatte und das sie sich oftmals wiederholte. Nein — weder der Dechant noch die Mutter wußten etwas davon, wie weit die beiden mit ihrem Herzen sich zueinander geschickt hatten. Denn sonst hätte es jenen offenbar werden müssen, als die Geschichte mit dem Abschiedsgeschenke, dem Düffelrocke, zur Sprache kam. Das erste, was die Mutter am Tage nach der Abreise des Sohnes unternahm, war gewesen, daß sie in den Pfarrhof ging, um dem Herrn Dechanten für seine große Güte und Liebe zu danken. „Da die Sache auch mir eine Herzens- und Gewissenssache war," bemerkte dieser, „so hab ich sie auch dem Franz kräftig ans Herz gelegt. Das übrige freilich müssen wir ihm und Gott allein überlassen." Der Mutter kamen die Thränen. „Ach, und so hübsch warm, Herr Dechant!" — „Jawohl wurde mir dabei warm ums Herz, wie ich so den lebensfrischen Menschen mir ansah." — „So weich, daß er nur gleich in die Ärmel schlüpfen konnte. Was Sie nur auch wußten, Herr Dechant, wer ihm bisher seine Kleider gemacht hatte, daß das Düffelchen so gut paßte. Vergelt's Gott tausendmal!"

Natürlich klärte sich das Mißverständnis auf, aber für beide blieb es ein ungelöstes Rätsel, wer der Gutthäter an dem reisenden Studiosus war. Bertha war es gewesen, welche die Sache bei dem Meister besorgt hatte, und dieser hielt auch das gegebene Wort, keine Christenseele davon etwas wissen zu lassen, in Treue, obwohl es ihm schwer ward, denn die Mutter setzte ihm hart zu, steckte sich auch hinter die Frau Meisterin; aber diese war vorher von ihrem Manne in weiser Voraussicht verständigt, mit Entziehung der ehelichen Liebe bedroht worden, wenn sie „auch nur einen Schnaufer thun" würde. Und so quälte sich denn Franzens Mutter mit dem Geheimnis ab, und die beiden losen Mädchen hatten ihre stille Freude daran, um so mehr, als die Mama eher an einen Engel vom Himmel geglaubt hätte, der dem Meister Auftrag gegeben und sogar die Rechnung bezahlt, als an die Fränz und die Bertha. Jedenfalls war die Mutter nicht sehr weitsichtig, denn sonst hätte ihr doch ein Gedanke darüber kommen müssen, warum Fräulein Bertha sich nunmehr öfter als sonst bei ihr einfand, auch wenn kein Kleid anzuprobieren war, nur damit Frau W. jemand hätte, mit dem sie von ihrem Franz reden könne. Daß etwas anderes damit im Spiel sein könne, etwa gar eine heimliche Neigung Berthas zu dem Studenten, das war vornweg ausgeschlossen, da bereits Berthas späterer Gatte sich schon zu dieser Zeit um sie bewarb. Aber der Mutter that der Anteil der Nachbarstochter wohl, und sie wurde auch nicht müde, immer von Franz zu erzählen, wie er lebe, welchen Eindruck die neuen Verhältnisse auf ihn gemacht. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Dies Wort muß zuerst von einer Mutter gebraucht worden sein. Die Mutter trug kein Bedenken, der teilnehmenden Freundin aus der Nachbarschaft Einsicht in die Briefe des Sohnes zu geben, und wenn Bertha diese mit denen zusammenhielt, welche Franz an die Geliebte schrieb, so mußte sie gewahr werden, daß in jenen ein abgedämpfter Ton zum Ausdruck kam, eine Resignation auf die Freuden und Genüsse dieser Welt, in diesen die Zärtlichkeit des Herzens oft einen leidenschaftlichen Anflug nahm, so daß sie sich der Empfindung nicht erwehren konnte, es spreche hier einer, der sein höchstes Gut, seine Liebe zu verlieren fürchte. Zwischen diesem gesteigerten Ausdruck des Gefühles kam es wie ein Laut siegreicher Überwindung nach einem Kampfe durch, oft aber auch wie ein Schmerzensschrei. Aber Bertha behielt diese Wahrnehmungen für sich, denn die Fränz ward nicht davon berührt. Diese ließ sich an den Versicherungen genügen, daß Franz sie fort-

dauernd liebe und daß sie felsenfest darauf bauen könne. Nach Verlauf einiger Zeit — es ging schon gegen den Herbst und die Ferien waren im Nahen — kam ein Brief, der das arme Mädchen zur Verzweiflung brachte. Er war die Antwort auf den, welchen sie ihrem Franz zuletzt geschrieben. Darin war eine Mitteilung enthalten, die ihr ganz unverfänglich erschien und von der sie nie geglaubt hätte, daß sie irgendwie den Eindruck auf Franz machen würde, der sich in Wirklichkeit in einem so erregten Tone kundgab, daß daran leidenschaftliche Gereiztheit den meisten Anteil zu haben schien. Die Sache war diese.

Herr Florentin war seit einiger Zeit wieder in der Stadt. Seine Mutter vermochte in ihrem Stolze nicht alle die Schulen herzuzählen, auf denen er überall gewesen, während anderer Leute Kinder doch immer nur eine besuchten — allerdings halten sie diese durch, müssen wir hinzufügen, während das Söhnchen Plenkners es auf keiner lange aushielt. „Er ist eben zu klug," meinte die Mutter, „die Lehrer können ihn nichts mehr lehren, und darüber erbosen sie sich und suchen den armen Jungen unter allerlei Vorwänden wegzubeißen; aber die Wahrheit ist, der Junge ist zu helle und macht ihnen zu viel Mühe." Letzteres allerdings war richtig: es gab keinen Schüler, der anschlägiger zu allen nichtsnutzigen Streichen gewesen wäre als Florentin. Seine letzte Station war eine Handelsschule. Seine zärtliche Mama deutete den Grund seines Weggehens von dieser dahin, daß er dem weiblichen Geschlechte der Stadt zu gefährlich geworden sei. Allerdings mit dem Dienstmädchen des Pedells hatte er ein zärtliches Verhältnis eingegangen, und als er die unliebsame Entdeckung machen mußte, daß ein anderer Mitschüler, der allerdings schöner denn er und auch liebenswürdiger zu ihr, sich mehrerer Gunst von ihr zu rühmen hatte, stach er diesem mit dem Federmesser die rechte Hand durch und durch. Um einen jungen Mann gut zu erziehen, meinten darauf die Eltern, sei doch Deutschland nicht der geeignete Ort, namentlich für einen angehenden Großkaufmann, wie Florentin einer werden sollte, dafür sei nur England die hohe Schule. Dort hielt der treffliche Florentin wirklich volle zwei Jahre aus. Die Eltern glaubten ihn in einem Bankhause im lebhaften Verkehr mit der City und mit allen Geheimnissen des Welthandels vertraut, damit er in dem Hause, wo der Grünkram des Vaters begonnen hatte, ein großes überseeisches Produktenhaus gründe; aber näher als die Produkte fremder Welten lagen ihm die Produktionen in der Alhambra. Dort am Leicestersquare lernte er eine französische Trapezkünstlerin kennen, diese begleitete er anderthalb Jahre auf ihrer Kunstreise, und die sechs Monate, die von diesen zwei Jahren noch übrig waren, saß er im Schuldgefängnis zu Edinburg, bis ihn Papa Plenkner daraus erlöste.

Nun war Florentin wieder in der Stadt, ließ sich Mister Plenkner nennen, trug karierte Kleider, einen englischen Hut und Backenbart und antwortete yes oder no, denn viel anderes wußte er nicht zu sagen. Aber er war der Sohn des reichen Plenkner und darum von mancher Mutter mit nicht allzu scheelem Auge angesehen. Den jungen Mädchen war er ein Greuel, nicht sowohl wegen seiner Häßlichkeit als seiner Ungeschlachtheit; beim Tanze drängten sie sich wie furchtsame Rehe vor feindlicher Annäherung zusammen, wenn er mit Engagementsabsichten auf ihren Kreis zukam, denn die Unglückliche, die ihm zu folgen verurteilt war, spürte noch vierzehn Tage danach, daß er mit seinen großen Füßen auf den ihrigen herumgetrampelt war. Eines schönen Tages wurden die Eltern der Fränz durch den Besuch der Frau Plenkner mehr überrascht als erfreut, da sie sonst nicht auf solchem Fuße zu dem Ehepaare standen. Obwohl das Gerücht von dem durch Plenkner sen. begangenen Diebstahle sich im Laufe der Jahre verflüchtigt hatte, so war die Familie des Produktenhändlers dadurch doch nicht im

Ansehen gehoben. Man ging allen dieses Namens gern aus dem Wege. In nicht geringe Verlegenheit wurden aber der Glockengießer und seine Frau versetzt, als Frau Plenkner mit dem Zwecke ihres Besuches herausrückte und jenen dahin formulierte, daß Jungfer Fränz — damals nannte man ein Bürgermädchen noch nicht Fräulein — ihrem Florentin vor allen anderen Mädchen der Stadt außerordentlich gefalle und sie als Mutter es für angemessen halte, mit der Frage zu kommen, ob es den Eltern angenehm sein würde, wenn sich ihr Sohn „dem lieben Mädchen" nähern dürfte. Denn nun müßte sie doch daran denken, ihren einzigen Sprößling zu verheiraten; bei ihrem Manne zeige sich schon ein bedenkliches Asthma, er könne nicht mehr wie sonst dem Geschäfte vorstehen, das solle Florentin übernehmen, der sich in der Welt tüchtig umgesehen und draußen sehr viel gelernt habe. Allerdings hatte die Fränz die Annäherungsversuche des Betreffenden schon längst mit Schrecken bemerkt, an Franz aber doch nichts davon geschrieben; nun die Sache jedoch in so offener Form vor sich ging, betrachtete sie es als ihre Pflicht, den Geliebten davon in Kenntnis zu setzen. Aber fast bereute sie es, denn auf einen so leidenschaftlichen Ausbruch, wie sie in der Antwort des Geliebten ihn lesen mußte, war sie nicht vorbereitet. Wußte sie doch nichts von dem Kampfe zwischen dem, was sich ihm als Pflicht aufdrängte, und den dadurch gesteigerten heißen Empfindungen des Herzens. Zu nicht geringerer Reizung hatte ihn noch der Gedanke gebracht, daß dieser einstige Spielgenosse immer noch der schadenfrohe Dämon sein sollte, der Weg und Ziel seines Lebens zu kreuzen sich unterfangen durfte.

Es kam die Zeit der Ferien heran. Franz hatte nicht geschrieben, wann er eintreffen würde, auch Bertha es nicht von der Mutter erfahren können. Um diese Zeit hatte die gesellschaftliche Vereinigung der angesehenen Bürgerfamilien der Stadt eine Landpartie arrangiert, die mit einem kleinen Balle beschlossen werden sollte. Obwohl die Fränz wenig Lust zeigte, daran teilzunehmen, so wurde sie doch durch Bertha dazu veranlaßt; deren Bräutigam in spe wünschte es, und so gab sie denn als treue Freundin und Kameradin deren Bitten nach. Allerdings war die Furcht vor Florentin an dem Entschlusse, nicht von der Partie zu sein, mitthätig gewesen, aber Bertha war es gelungen, ihr diese zu benehmen. Sie und ihr Bräutigam würden schon Mittel finden, den zudringlichen Patron von ihr fern zu halten. Natürlich war Florentin da, im allerneuesten Sommeranzuge, mit glänzenden Lackstiefeln an den großen Füßen und orangegelben Handschuhen an den zehn ausgestreckten Fingern. Es hatte geregnet, und so sah man sich veranlaßt, das Tanzvergnügen eher, als beabsichtigt worden, im Saale zu beginnen. Auf dem Orchester wurden nur erst die Instrumente gestimmt, als auch schon Mister Plenkner jun. seine Richtung nach dem Platze der Fränz nahm. Nichts half es, daß Bertha und ihr Geliebter sich schützend vor sie stellten, er drang durch und forderte sie zum Eröffnungswalzer auf. Aber zum Tanzen kam er nicht. Wie aus der Erde hervorgewachsen stand Franz vor der Geliebten. Ein Aufschrei der Freude von ihr — einige hastige Worte der Begrüßung von seiner Seite, dann nahm er sie um die Taille. Florentin brüllte durch den Saal, welches Recht er sich anmaße, seine Tänzerin wegzunehmen. Alle Welt ward aufmerksam und alle Welt hörte, wie der Studiosus mit fester Stimme und wie absichtlich laut ihm antwortete: „Mit welchem Rechte? Weil ich mich als der Verlobte der Dame betrachte!" Dann begann er mit ihr den Reigen.

Es hätte sich keine bessere Gelegenheit finden können, das Geheimnis der beiden Herzen zu dem der Stadt zu machen, zur Öffentlichkeit zu bringen, als diese. An demselben Abend und in den nächsten Tagen war von nichts anderem die Rede als vom Franz und der Fränz. Der ältere bedächtigere Teil der Gesellschaft schüttelte die Häupter und meinte, die

Sache hätte sich auch auf andere Art machen lassen als in dieser übereilten, gewaltsamen Weise. Die jüngere Welt, namentlich der weibliche Teil, gab jedoch ihren vollen Beifall mit dem stillen Wunsche, daß im gegebenen Falle ihr eine gleiche Überraschung von seiten des Geliebten werden möchte. Am meisten erstaunt waren wohl die Betreffenden selbst. Franz hatte im ersten vollen Impuls einer eifersüchtigen Regung gehandelt. Er war an demselben Nachmittag in der Stadt angelangt, mit der Absicht, die Fränz am Abend mit seinem Besuche zu überraschen, das heißt, sie wissen zu lassen, daß sie sich bei Bertha treffen wollten. Da vernahm er von seiner Mutter, daß die Gesellschaft ein Sommerfest veranstaltet habe und die beiden Freundinnen auch dort seien; denn Bertha hatte sich noch ein Kleid neu garnieren lassen. Die Erzählungen der Mutter von den Bewerbungen Florentins thaten das übrige, um ihn zu bestimmen, den Freundinnen zu folgen. Er betrat eben den Saal, um Florentin auf die Fränz lossteuern zu sehen, und so war er, dessen Absicht erratend, zwischen beide getreten. Das übrige braucht nicht mehr gesagt zu werden. Vielleicht hätte er in anderer Stimmung anders gehandelt, aber es war geschehen und der Fränz auch nun gerade recht, da sie sich von dem aufdringlichen Freier erlöst sah. Es war, wie man in höheren Kreisen sagen würde ein vollständiger Eclat, und zu diesem konnten die Eltern der Fränz, in diesen Dingen von strenger Gesinnung und korrekter Haltung, nicht sehr freundlich sehen. Vater wie Mutter thaten vor der Gesellschaft nicht dergleichen, als ob die Sache ihnen so überraschend und namentlich gegen ihren Willen gekommen wäre, als es in der That der Fall war. Sie nahmen, um den Fall abzuschwächen, sogar die Glückwünsche an, nur zogen sie sich mit ihrer Tochter eher, als beabsichtigt gewesen, zurück, luden sogar, um alles Aufsehen zu vermeiden, den neuen Bräutigam zu ihrer Begleitung ein. Zu Hause allerdings ging die Sache nicht so glatt ab als draußen. Es gab Scenen bis in die Nacht hinein, aber das Endresultat war, daß man die Sache nun schon bei dem Geschehenen lassen müsse, da am Verlobten von seiten der Eltern sonst nichts auszusetzen war. Am späten Abend noch läutete Franz im Pfarrhof. „Welch eine freudige Überraschung für mich, mein lieber Franz!“ rief der würdige Dechant beim Anblicke des jungen Mannes aus, auf dessen Besuch er nicht vorbereitet war. Als er ihn verabschiedete, war allerdings nichts mehr von Freude an ihm zu spüren. Franz hatte ihm die Vorfälle des Abends mitgeteilt. „Mein erster Gang wäre ohnehin zu Ihnen gewesen, Herr Dechant, um Ihnen ein offenes Bekenntnis abzulegen. Ich habe ein sehr trauriges Semester verlebt. Es war ein beständiges Ringen und Kämpfen in und mit mir. Aber ich kann — ich kann es nicht, was meine Mutter von mir verlangt! Und wenn ich auch aus Liebe ihr das Opfer hätte bringen wollen — ich konnte — ich durfte es um der Fränz willen nicht! Ich wußte, daß ich ihr das Herz gebrochen hätte.“

Die beiden Männer sprachen noch lange in die Nacht hinein, und im Fortspinnen der Reden gestand der Dechant dem Studenten, wie schwer es ihm damals geworden sei, im Auftrage der Mutter ihm die Eröffnung zu machen. „Als ich in dein jugendfrisches Gesicht sah und in deine neunzehn Jahre mich hineinversetzte, da dachte ich an mich und meine Jugend zurück. Es war ein ganz ähnlicher Fall, und mein Herz zuckt noch krampfhaft zusammen in der Erinnerung an den Moment, als ich mein jugendliches Haupt beugen mußte, um die Tonsur an mir vollziehen zu lassen. Jeder von uns Priestern, mein lieber Franz, bringt sein Herz zum ersten heiligen Meßopfer dar, und wer das nicht gethan, der bleibe lieber fern vom Altar, der ist kein wahrer Priester; denn dieses heißt Mensch sein und alles Menschliche zu verstehen, um durch die Beichte und Absolution beladene Her-

zen von der Last der Sünde loszusprechen und zu weiterem Gange durch das Leben fähig zu machen."

Zum Abschied riet ihm der geistliche Freund, an diesem Abend seiner Mutter noch nichts von dem Vorgefallenen zu sagen, sondern sie zu veranlassen, daß sie am folgenden Tage nach der Messe, die sie regelmäßig zu besuchen pflegte, zu ihm komme. „Wenn liebe Freunde und getreue Nachbarn," schloß der Dechant, „ihr die Neuigkeit nicht schon zugetragen haben." Aber das war nicht der Fall. Als Franz heim kam, fand er seine Mutter noch wach, so daß nichts ihr die Freude des Wiedersehens trübte. Am anderen Morgen allerdings kam sie sehr bekümmerter Miene aus dem Pfarrhofe zurück — fast gebeugt.

„Der Herr Dechant hat mir gesagt," sprach sie zum Sohne, „daß es weniger eine Sünde sei, ein Gelübde, das eben nicht von einem anderen erfüllt werden kann, unerfüllt zu lassen, als diesen zur Erfüllung zu zwingen. Ich werde mich ja in mir zurechtfinden — wenn nur das, was du dir als Glück ausgesucht hast, wirklich ein solches ist. Daran werde ich mich aufrichten, und dann soll mir alles recht sein. Lassen wir es nun so!"

Aber es sollte nicht so bleiben!

Drei Wochen mochten vergangen sein, seit sich der Franz und die Fränz in dieser Weise verlobt hatten. Nichts störte die Liebenden in ihrem Glücke, selbst Florentin nicht. Dessen Vater hatte dem geliebten Sohne in einem fernen Teile des Landes, in bergigem Terrain eine Jagd gepachtet, damit „der gute Junge" nach den Anstrengungen seines Daseins doch auch ein wenig Freude haben sollte, da Jagd noch seine wirkliche und einzige Passion war. Der alte Förster, bei dem er oft wochenlang in öder Gebirgsgegend zubrachte, sagte freilich von ihm, daß er mehr Schinder als Jäger sei; „aber es machte doch Florentinchen Freude." Und nun noch nach diesem Mißerfolg bei der Landpartie hatte er um so mehr eine Aufheiterung nötig. So setzte er seine Jagdgewehre in stand, füllte seine Patronenkästen, warf sich in das neueste Jägerdreß und war nun in die Berge gegangen, in der Stadt von niemand vermißt, wenn nicht von seinen Eltern; aber wenn sich Florentin amüsieren wollte, kamen diese nicht in Betracht. Die Eltern der Fränz hatten dem erklärten Bräutigam den Zutritt in ihrem Hause gestattet; dazwischen verkehrte Franz in dieser Ferienzeit auch wieder mit seinen Kommilitonen, und auf ihre Aufforderung hatte er sich eines Nachmittags ihnen zu einem Ausfluge angeschlossen, den sie nach einem etwa drei Stunden entfernten, landschaftlich besonders hervorragenden Punkte der Umgegend machten. Vor Einbruch der Nacht würden sie wohl nicht zurückkommen, hatte er der Braut beim Abschiede gesagt, so daß sie sich also erst am nächsten Tage wiedersehen würden. Als die Studenten zum Thor der Stadt wieder einzogen, war es wirklich schon nahe an Mitternacht. Franz, der Wohnung seiner Mutter näher kommend, sah auffallenderweise auf deren Stube noch Licht — ein Anzeichen für ihn, daß sie noch wache, während sie sonst um diese Zeit längst zur Ruhe war. Er fand sie sogar vor der Hausthür auf ihn wartend mit der Meldung, daß die Eltern der Fränz schon nach ihm geschickt hätten, zu erfahren, ob er noch nicht zurück, auch Bertha sei schon dagewesen; die Fränz werde überall gesucht, sie sei verschwunden. Den Abend habe sie bei Bertha zugebracht und sei aus deren Familie gegen Abend zum Heimweg aufgebrochen. Als die Tochter jedoch gegen elf Uhr noch nicht zu Hause war, hätten die Eltern, die außerhalb der Stadt wohnten, hereingeschickt, bei Bertha fragen zu lassen, warum denn die Fränz noch nicht heimgekommen sei. Bertha konnte nur sagen, daß die Freundin vor zwei Stunden bereits sich auf den Heimweg gemacht habe. Die Fränz pflegte durch die Stadtanlage zu gehen, wenn sie von oder nach der Stadt kam. Das war ein ziemlich umfangreicher Park, der sich von der äuße-

ren Stadtmauer bis in die Vorstadt, wo der Glockengießer sein Heim hatte, hinzog. Dieser Weg war der kürzere und dem offeneren der Straße darum vorzuziehen, obwohl Bertha sowohl wie die Eltern des öfteren das Mädchen ermahnt hatten, den letzteren für den Heimweg zu wählen. Aber die Fränz lachte dazu und meinte, sie wüßte nicht, wer und was ihr ankommen sollte, da doch jedermann wüßte, daß im Hause des Glockengießers wohl Erz, aber bei seiner Tochter kein Gold zu finden sei; sie kenne niemand, der ihr feind sei, und alles in allem habe sie Courage. Aber an diesem Abend war das Mädchen nicht aufzufinden. Die tief geängstigten Eltern sandten das ganze Personal ihres Hauses zur Kundschaft nach der Vermißten aus, und als nirgends eine Spur von ihr sich zeigte, sandten sie nach dem Verlobten. Franz stellte sich an die Spitze der Suchenden, ließ Fackeln anzünden und die beiden Wege, sowohl den der Straße als den durch die Anlagen, absuchen. Es war eine finstere Herbstnacht, und lange irrten die Männer mit ihren Leuchten unter den dunklen Bäumen umher, bis gegen drei Uhr in der Frühe. Durch die Anlage ging ein Kanal von nicht unbedeutendem Tiefgang; an diesem vorbei führte ein schmaler Pfad; von der einen Seite war er mit Bäumen besetzt, von der anderen Seite nach dem Wasser hin frei. Von dem Flußpfade ging eine steile Böschung nach dem Wasser hinab. An diese Stelle kamen die Suchenden zuletzt, Franz immer voran. Die Sprache schien ihm erstorben — seine Schritte und Bewegungen gingen wie in Fieberpulsen. Da ein Laut des Schreckens durch die dunkle Nacht — ein Aufschrei! — Da unten an einem Baume, der sich zur Hälfte über das Wasser legte und dessen Zweige sich in die Flut tauchten, kam ein lichter Punkt zum Vorschein — ein Stück hellen Zeuges schwamm auf dem Wasser. Eine Erinnerung kam ihm: die Fränz hatte — es war ein warmer Spätsommertag — ein helles Kleid leichten Stoffes getragen. Man zog sie als Leiche aus dem Wasser.

Lag hier ein Selbstmord oder ein Verbrechen vor? Mit dieser Frage beschäftigte sich monatelang die ganze Stadt, auch die Gerichte. Für erstere Annahme ergab sich nirgends ein Anhaltspunkt. Die Entseelte war noch des Nachmittags bei Bertha so heiter gewesen, hatte sich so unbefangen gezeigt und so glücklich in ihrem Gefühl vollen Liebesglückes! Wo wäre da ein Grund auch nur zur Vermutung gewesen, die Fränz hätte selbst den Tod gesucht. Der Körper wurde obduziert und intakt befunden, unentweiht, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen war. Ein Verbrechen? Auch hier verloren sich alle Spuren in ein wesenloses Nichts. Die kleinen Schmucksachen der Lebenden, selbst der kleine Verlobungsreif, den ihr Franz gereicht hatte, wurden an der Toten wiedergefunden, so daß selbst die einzige Möglichkeit, die auf eine Spur hätte lenken können, die Annahme einer Beraubung, ausgeschlossen blieb. Freilich munkelte man hier und da von einer That der Rache, man hörte auch den Namen Florentin Plenkners, aber dieser war seit drei Wochen nicht mehr in der Stadt gewesen und kehrte nach der That erst in Monatsfrist zurück. So blieb also der öffentlichen Stimme nur noch einen Unglücksfall anzunehmen übrig — derart, daß das Mädchen auf dem Nachhauseweg es eilig hatte, diesen Pfad gewählt, einen Fehltritt gethan — es hatte Tags vorher geregnet, und der Boden war feucht und die Böschung hinab glatt — und daß sie so hilflos hinabgeglitten und ertrunken sei. Jedenfalls wurde mit der Fränz ein Geheimnis in das Grab gesenkt, von dem niemand erwartete, daß es einst wieder aus demselben erstehen und enthüllt werden würde.

Drei Jahre nach dieser Herbstnacht feierte Franz als Priester sein erstes Meßopfer.

Der Herzenswunsch der Frau Kreissekretär war erfüllt, sie sah ihren Sohn

am Altare — sah ihn das erste heilige Meßopfer verrichten. Die jüngere Schwester Berthas war bei dieser seiner Vermählung mit der Kirche seine Brautjungfer. Die halbe Stadt war in der Kirche anwesend. In dem äußeren Ereignis erkannte sie das innere, den Zusammenhang zwischen jenem Abend, wo man die Leiche der Fränz aus dem Teiche gezogen hatte, und dieser Feier, mit welcher der junge Priester sein Herz in den Dienst Gottes und der Kirche hingab. Wohl hatte man ihn zu veranlassen gesucht, daß er diesen wichtigen Schritt, die Altarstufen hinan, an einem anderen Orte thun möchte als gerade in seiner Vaterstadt, aber er blieb fest auf seinem Entschlusse, sein Herz verlangte es so; an dem Orte, wo der Grabhügel der Geliebten war, wollte er auch sein Opfer darbringen. Am anderen Tage erzählten es die Kirchhofsgängerinnen in der Stadt umher, daß sie am vorhergehenden Abend den neuen Priester am Grabe der Fränz hätten knien sehen. Sie hätten noch mehr sagen können, daß auf dem Totenhügel ein Rosenkranz lag; es war derselbe, den der Bräutigam der Kirche bei seiner Primiz getragen hatte.

Die geistlichen Oberen des jungen Priesters hatten längst ihr Augenmerk auf ihn und seine außergewöhnlichen geistigen Fähigkeiten gehabt. Diese waren von echt priesterlichem Sinne, einer unerschütterlichen Glaubensstärke, dabei von einem Pflichteifer erhöht, der oft die Besorgnisse dieser Vorgesetzten rücksichtlich der Gesundheit des jungen Priesters wachrief. Seine erste Verwendung erhielt er als Kaplan an einer der Kirchen der Bischofstadt; in dieser Stellung drohte er sich im Eifer der Seelsorge fast aufzureiben. Und so berief ihn der damalige Bischof zu seinem Privatsekretär, in der Absicht, ihn durch minder anstrengenden Dienst zu schonen. Aber auch diese Stellung konnte ihn nicht abhalten, sich dem Dienste der Armen und Elenden dieser Welt zu weihen, daß er von den Anstrengungen auf das Krankenlager geworfen wurde und durch mehrere Monate hindurch sein Leben ernstlich gefährdet ward. Das war der Grund, daß er eine Pfarrstelle auf dem Lande annahm, und auf dieser blieb er an die fünfzehn Jahre. Der Bischof hatte ihm andere angeboten mit reicheren Einkünften, aber danach stand sein Sinn nicht, er kannte nur eines — ein Gebot, ein Ziel für sein ganzes Leben: seinen Pfarrkindern ein rechter Priester zu sein, in Lehre, Thun und Wandel. Darum hatte auch sein Name weit im Lande herum einen Klang, der in dem Menschen den Priester und in diesem wieder den Menschen verkündete. In dieser Vereinigung sah er die höchste Weihe eines Dieners der Kirche. Aber Franz sah sich noch weit von diesem Ziele entfernt. Zwar war er weder Kopfhänger noch Ascet — davor hatte ihn seine gesunde Natur bewahrt, aber ebensowenig war er zu jener lichten Klarheit, zu jener Befreiung aller Seelenkräfte aus sich selbst, zu jener frischen Lebensfreude durchgedrungen, die an dem späteren Bischofe ausstrahlte. Dunkle Mächte hielten noch seine Seele im Banne, und der Kampf mit diesen zehrte an seinem leiblichen wie geistigen Menschen. Im Aufstreben nach seinem Ideal wurde er von einer entgegenstrebenden Macht wieder herniedergezogen; und diese war der zu Zeiten mehr oder minder in ihm auftauchende, aber nie ganz zu verscheuchende Gedanke: Sie ist für dich in den Tod gegangen; sie kannte den Kampf deines Herzens, sie wollte dich erlösen; sie gab sich zum Opfer für dich!

Der kleine Pfarrhof lag hinter der Kirche, die nach dem Äußeren dem Barockstil angehörte, im Inneren aber die ursprüngliche Gotik sich erhalten hatte. Von den Wohnungen der übrigen Dorfbewohner war das Pfarrhaus nicht wesentlich verschieden. Die sauberen Vorhänge an den Fenstern bedeuteten, daß keine geistliche Junggesellenwirtschaft im Inneren anzutreffen war. Dafür sorgte die Mutter, die nun bei ihrem Sohne lebte, das Haus und den Garten besorgte, der zwischen

der Kirche und dem Pfarrhof gelegen war. Längst hatte sie Nadel und Schere beiseite gelegt; aber wenn es ihr die Mädchen im Dorfe, namentlich die reicheren, mit ihrem Anzuge gar zu buntscheckig und geschmacklos trieben, nahm sie dieselben in den Pfarrhof, um sie „zu formieren". Die Einkünfte der Pfarrei waren nicht so schmal bemessen, daß Franz nicht hätte Gastfreundschaft üben können. Die geistlichen Amtsbrüder wußten, daß sie bei ihm immer ein gut Glas Wein vorfanden und daß die Frau Kreissekretär ebensogut sich auf die Küche verstand als früher auf gutsitzende Taillen.

Es kam auch mancher Besuch in den Pfarrhof. Bertha hatte sich verheiratet, aber jeden Sommer um die Sonnenwende kam sie mit ihrem Manne und jedes Jahr fast mit mehr und größeren Kindern. Das war die schwere Zeit für die Frau Kreissekretär, denn „die Rotte Korah" ließ auch nicht eine Beere an den Sträuchern. Und doch hätte sie diesen Besuch nicht missen mögen. Wohl sah sie die Schatten auf den sonst so klaren Zügen des Sohnes, aber sie ermaß deren volle Bedeutung nicht, und wenn sie etwa danach zu forschen gesucht hatte, wurde sie durch seine Zusprache in sich beruhigt. Wenn aber dann Bertha mit ihren Kindern ins Haus einfiel, dann war der Pfarrer ein ganz anderer. Er tollte mit den Kindern treppauf, treppab, legte sich mit ihnen unter die Beerenstauden und lachte mit ihnen hell auf, wenn die Mutter laut darüber zeterte, daß die ganze Gesellschaft über ihre Beete mit dem jungen Gemüse sprang.

Das waren die Ferientage des Pfarrherrn; andere machte er sich nicht, weil er seine Gemeinde nicht verlassen wollte. Bei diesen Besuchen ward denn auch vergangener Zeiten gedacht — der Jugendtage, die freilich immer weiter zurück lagen. Bertha brachte immer neue Nachrichten über die Wandlungen in den Verhältnissen der Vaterstadt, über die Schicksale der Personen, die mit ihren Jugendtagen verbunden waren. Die Rede kam auf die und auf jene, auch Florentin war nicht vergessen in früherer Zeit, dann bei den späteren Besuchen der Jugendfreunde ward er wohl kaum mehr erwähnt. Im Pfarrhofe wußte man nur, daß er seinen Eltern viel Trübsal verursacht hatte. Seine Lust war, sich in der Fremde herumzutreiben. Wenn die Mittel dazu ausgegangen, dann kam er wieder auf ein paar Monate heim; nach Verlauf dieser war er wieder verschwunden. So konnte es nicht wunder nehmen, daß die Vermögensverhältnisse bei Plenkners mit der Zeit in Rückgang kamen. Im Triebe der Selbsterhaltung hatte sich der Vater zu der Willenskraft erhoben, dem Nichtsthuer die Mittel zu versagen, um ihn so zu veranlassen, sein wüstes Wanderleben aufzugeben. Aber da war es geschehen, daß der Sohn dem Vater erklärte, wenn dieser ihn auf diese Weise bevormunden wolle, könne er ihn des nächsten Tages oben an einem Balken auf dem Boden oder im Teiche des Stadtparkes suchen. Da war dem Vater das Entsetzen bis unter die Haarwurzel gegangen. Die Dienstboten hatten diese Äußerung gehört, auch die Verwünschung vernommen, mit welcher der Alte dem Sohne den Beutel mit Gold vor die Füße geworfen hatte, und erzählten es nun in der Stadt her[um].

Der alte Plenkner starb, während der Sohn sich wieder mal draußen umhertrieb. Dieser kam nur noch einmal nach seiner Vaterstadt, um sich wegen der Erbschaft mit der Mutter auseinanderzusetzen. In dieser Zeit starb auch diese, aber der Sohn war auf keine Weise zu bewegen, ihrem Sarge nach dem Kirchhofe zu folgen. Es war schon vordem aufgefallen, daß er nie an der Grabstätte seines Vaters zu sehen war, auch am Allerseelentag nicht, der gerade in die Zeit seiner Anwesenheit in der Stadt fiel. Als er sich nun gar vom Leichenbegängnis der Mutter ausschloß, vorschützend, daß sein Gemüt der Bewegung des Schmerzes nicht gewachsen sei, da begann ein dunkles Gerücht in der Stadt umherzugehen.

Jedenfalls war ihm der Aufenthalt in der Stadt unheimlich, und aus dieser Empfindung heraus machte er die Hinterlassenschaft der Eltern so schnell als möglich zu Gelde, so daß diese Eile und Hast dem, was man sich von ihm zuflüsterte, nur neue Nahrung geben mußte. Dann war er plötzlich verschwunden, um nie wieder in der Stadt gesehen zu werden. Damit war er auch aus dem Kreise der Erinnerungen des Pfarrhofes geschieden.

Alljährlich in den späteren Tagen des Septembermonats pflegte der Pfarrer in seiner Kirche ein Totenamt zu veranstalten; in keinem Jahre ward das versäumt. „Für eine dem Herzen des geistlichen Herrn teure Seele" lautete die Formel, welche die Frau Kreissekretärin dafür ausgegeben hatte und die mit den Jahren stehend geworden war. Die Pfarrkinder forschten nicht danach, ob das für den Vater ihres Pfarrers oder einen Verwandten geschehe, oder für sonst wen. Was dem Herzen ihres Pfarrers teuer war, das ging auch ihnen nah, und so versammelte sich am Morgen des wiederkehrenden Jahrestages eine Anzahl von Andächtigen um den Katafalk, der am Fuße des Chores aufgerichtet war und über den sich das schwarze Bahrtuch mit dem weißen Kreuze breitete. Für uns, die wir die tragische Katastrophe aus dem Herzensleben des Geistlichen kennen, namentlich wenn wir uns des Septembertages und jener Nacht aus den Stadtanlagen erinnern, braucht es wohl keiner weiteren Ausführung, zu wessen Gedächtnis dieser Gottesdienst stattfand.

Zehn Jahre waren nach jener Nacht verstrichen. In der Dorfkirche hatte die Trauerfeier stattgefunden. Die Andächtigen verloren sich allmählich aus dem Gotteshause, nachdem sie vor dem Katafalk noch ein stilles Gebet für die Ruhe „der teuren Seele" gesprochen hatten.

Nur in der Nähe des Beichtstuhles warteten noch einige Frauen auf den Priester, weil er nach der Trauerfeier an diesem Vormittag Beichte zu hören gewohnt war. Nachdem der Pfarrer in der Sakristei die entsprechenden geistlichen Gewänder abgelegt hatte, begab er sich, nur mit der Alba und Stola angethan, in den Beichtstuhl. Nach etwa einer Stunde war die letzte der Frauen gegangen, und der Beichtiger wollte sich eben von seinem Sitze erheben, als er durch das enge Gitterwerk des Stuhles einen Mann bemerkte, der durch die offene Kirchenthür in das Gotteshaus eintrat. Der Pfarrer in der Meinung, das sei ebenfalls einer, der den Beichtstuhl aufsuche, wartete, ob der Fremde wohl näher kommen würde, aber es wollte ihm nicht so scheinen. Vielleicht war es nur die Neugierde, die jenen bewogen hatte, in die offene Kirchenhalle einzutreten, vielleicht die Kühle derselben, während draußen auf der Dorfstraße die Herbstsonne mit noch recht heißen Strahlen lag. Aber allmählich kam der Mann näher, nicht dem Beichtstuhl, sondern nach dem Altar zu, gerade als würde er durch den schwarzen Katafalk angezogen. Der Fremde mochte sich den vierziger Jahren nahen; sein Anzug, soviel der Priester bemerken konnte, war nicht gerade schlecht zu nennen, aber doch auch nicht der Kleidung wohl situierter Leute entsprechend. Er hatte im Aussehen, in seinem äußeren Behaben etwas von der Weise fahrender Leute an sich, auch in dem frivolen, höhnischen Ausdruck des Gesichts, als er den Blick in der Kirche umhergehen ließ. Flackernde Augen, unruhige Blicke, ein unstätes Wesen — die Züge des Gesichts waren tief durchfurcht, als ob alle Leidenschaften es verzerrt hätten. Da fiel durch die Chorfenster ein Sonnenstrahl gerade auf die Stelle, wo der Mann stand — der Geistliche hatte Florentin erkannt. Mit verhaltenem Atem beobachtete er nun, wie dieser dem Katafalk immer näher kam, dann wieder einige Schritte zurückging, als wollte er sich gegen die Macht, die ihn dahinzog, auflehnen; aber diese schien doch stärker zu sein als sein Wille. Franz wollte sogar bemerkt haben, wie plötzlich ein heftiges Zittern ihn über-

fiel, wie er dann umzukehren suchte, aber, wie von unsichtbarer Gewalt erfaßt, wieder an die schwarze Sarggestalt gedrängt ward. Zuletzt, als ob er all seinen Mut zusammennähme und wie um sich selbst zu überzeugen, daß alles nur Spiel seiner Phantasie, daß das, was ihn förmlich gepackt, geschüttelt, nur ein Trugwerk seines eigenen vielleicht erregten Gemütszustandes sei, faßte er mit der rechten Hand nach dem Bahrtuch, als wollte er sich vergewissern, daß darunter nichts als nur hohles Lattenwerk verborgen sei; aber da ließ er auch die Hand schon wieder sinken. Jetzt setzte er sich in eine der Kirchenbänke; es schien, als ob seine Kraft plötzlich zusammengebrochen sei und er sich nicht mehr aufrecht halten könnte. Sein Blick war starr nach dem Katafalk gerichtet — aber dann eine hastige, aufschnellende Bewegung — er schaute um sich — sein Blick fiel auf den Beichtstuhl. Mit ein paar Schritten, wie aufgejagt von Gewissensbissen, war er vor demselben, und der Priester machte im Inneren desselben mit Absicht ein Geräusch, um ihm anzuzeigen, daß er bereit sei, seine Beichte zu hören.

Nur das Gitter des Beichtstuhles trennte jetzt noch den Geistlichen von seinem Jugendgenossen. Dieser konnte jenen durch die engen Öffnungen nicht erkennen, aber der Pfarrer ihn um so deutlicher sehen — diese von wilden und rohen Leidenschaften zerrissenen Züge, dieses unheimliche Feuer der unruhigen Augen und die sich im Gesichte ausprägende Seelenangst. Äußerlich sah Florentin eigentlich nicht heruntergekommen aus; im Gegenteile: in der Pflege seines Gesichtes, dem scharf aufgesetzten Schnurrbart, dem jedenfalls künstlich gekräuselten Haar war sogar eine gewisse Sorgfalt zu erkennen, selbst im Anzuge. Dies war im Fluge die Gedankenreihe, die der Geistliche an die Erscheinung des Beichtenden anknüpfte in der stillen Frage, was diesen wohl hierher geführt haben mochte: ob ein bewußter Zweck oder der Zufall. Aber dieser geistige Vorgang trat bei dem Priester zurück in der Erinnerung an das, was hier seines Amtes und was der da draußen vor dem Gitter von ihm zu fordern berechtigt war. Er sprach über diesen ein Gebet, mit halber Stimme und fast leise. Nun wartete er auf das Bekenntnis des Beichtenden, aber es schien ihm, als ob er das richtige Wort noch nicht habe finden können. Aus den unruhigen Bewegungen des Kopfes, dem tiefen Aufatmen konnte der Geistliche entnehmen, wie schwer es ihm wurde, mit seiner Beichte zu beginnen. Er kam ihm darum mit der Frage entgegen, seit wann er das letzte Mal vor dem Beichtstuhl gewesen war.

„Seit meiner ersten Beichte nicht wieder," lautete die Antwort.

Der Geistliche bedeutete ihm, welch schwere Sünde er durch diese andauernde Verletzung der Gebote Gottes und seiner heiligen Kirche auf sich geladen habe, und erklärte, ihn nur dann davon lossprechen zu können, wenn er darüber aufrichtige Reue fühle und gelobe, das durch lange Jahre Versäumte nachzuholen, und wenn er jetzt als armer reuiger Sünder ein Bekenntnis seiner Schuld und Sünde ablegen wolle.

„Ich habe mich nicht an den Beichtstuhl getraut, solange — solange — weil — weil etwas Schweres mich drückt — und es wäre mir auch jetzt noch kein Gedanke gekommen, wenn nicht dort der Sarg — Ich weiß nicht, wie es gekommen ist — aber dort unter dem Leichentuch hervor und dann in mir selber — ich hab nicht anders können — Es ist eine Todsünde, die ich zu bekennen hab —"

„Gott erbarmt sich aller seiner Sünder, wenn sie ihre Schuld aufrichtig bekennen und Reue darüber fühlen, und da Sie als armer Sünder kommen, so bin ich an Gottes Statt hier, um Ihre Schuld zu vernehmen, Ihre Seele zu entlasten."

„Ja — ja — ja!" rief der Beichtende wie aus dem Innersten herauf, und zwar so laut, daß seine Worte in dem Kirchengewölbe einen Wiederhall gaben; aber es war keine Menschenseele weiter im Gotteshause als sie beide. Der Geistliche sah.

wie schwer der da draußen mit sich rang, ob er die Lippen zum Bekenntnis öffnen sollte. Einen Moment lang schienen ihm andere Gedanken gekommen zu sein, er hatte sich aus seiner knienden Stellung erhoben, um von dieser Stätte hinwegzugehen; aber da traf sein Blick wieder auf das Sarggerüst, und wie von höherer Macht erfaßt, kniete er wieder vor dem Beichtstuhl nieder.

„Ich habe einen Mord auf der Seele liegen —"

Es war mehr ein Stöhnen als ein Sprechen dieser Worte.

„Gott sei Ihrer armen Seele gnädig!"

Der Pfarrer hatte diese Worte, wie von einer dunklen Ahnung erfaßt, ausgestoßen; aber nun hielt der Beichtende starrer die Blicke in das Gitter des Beichtstuhles gerichtet, als hätte in dieser Stimme ein Laut aus vergangener Zeit ihn berührt. Um jedoch den Beichtenden von dieser äußeren Wahrnehmung abzuziehen und wieder zu sich selbst zurückzubringen, dämpfte der Geistliche hinter seinem Beichttuche die Stimme, indem er ihn ermahnte, seine Schuld vor Gott offen zu bekennen.

„Ich habe ein Mädchen gemordet —"

Nach einer Weile kam aus dem Inneren die Frage:

„Und was trieb Sie zu dieser Blutschuld?"

„Ich hatte sie gern, sie wäre vielleicht der gute Engel gewesen, daß aus mir etwas anderes geworden wäre als das, was ich bin: ein elender Mensch — ohne Heimat — umherziehend — ohne Ruhe, weil das Gewissen — oh!"

Eine Pause — tiefschwere Seufzer in und vor dem Beichtstuhl.

„Und warum haben Sie es gethan?"

„Aus Eifersucht. Ich hatte sie ja gern, aber sie wollte von mir — dem — dem wüsten Menschen, nichts wissen, sie hatte einen anderen gern, und darum — aus Neid, aus Wut, Rache — Ich hab sie jetzt wieder gesehen — unter dem Leichentuche dort — dort hervor — da hab ich das Totengesicht — der Fränz gesehen — ihren Todesschrei gehört — als ich sie — hinunter in das Wasser gestoßen habe —"

Still in der weiten Halle, so still, daß man die schweren Seufzer des Schuldbeladenen hören konnte. Er sprach nicht — auch der Pfarrer nicht. Dem war, als müßte er aufspringen und den Mörder seiner Jugend, seines Glückes, seines Lebens packen und die Leute draußen vor der Kirche, im Dorfe um Hilfe anrufen, damit der Missethäter den Händen der Gerechtigkeit — zur Sühne des Verbrechens — überliefert würde. Aber er war Priester — das Geheimnis des Beichtstuhles war ein Geheimnis Gottes. Er saß da an dieser Stelle, nicht um zu rächen, sondern mit Gott zu versöhnen.

Nach einer Pause nahm der Priester wieder das Wort.

„Hatten Sie die Blutschuld in der Leidenschaft, in Aufwallung, vielleicht in der Nachwirkung eines nicht zurechnungsfähigen Zustandes, als da ist die Trunkenheit, begangen?"

„Nein — ich hab's sehr wohl gewußt, was ich that. Ich hatt mir alles sehr wohl überlegt. Um nicht des Mordes beschuldigt zu werden, bin ich in die Berge gegangen, um zu jagen. Von der Hütte des Försters droben war ich oft acht Tage lang abwesend, auf der Pürsche, daß niemand hätte nachrechnen können, wo ich an dem oder jenem Tag war, und die Jagd war zwei Tagreisen von meinem Wohnort entfernt. Aber heimlich, ohne daß mich jemand hätte sehen können, bin ich dahin zurückgekommen. Im Dunkel des Herbstabends hab ich mich an den Weg gestellt, den die Fränz nahm, wenn sie aus der Stadt von einer Freundin heim zu ihren Eltern ging. Das hab ich gewußt. Auf dem Wege bin ich ihr begegnet, hab sie gefragt, ob sie denn wirklich nichts von mir wissen wollte. Ich würde ihr alles Gute im Leben anthun, mehr als der Franz, mit dem sie sich verlobt hatte; sie sollt noch einmal sich's überlegen. Aber sie wies mich mit Abschen von sich. Eher ins Wasser, sagte

sie, als mit mir. ‚Dann sollst auch ins Wasser!‘ Und so — mit einem kräftigen Ruck — hab ich sie hinuntergestoßen.“

Wie überwältigt von der Wucht seiner Sündenschuld sank der Beichtende vor dem Beichtstuhle zusammen. Eine Bewegung war hörbar, wie von einem, der aufspringen und die Hände nach einem Missethäter ausstrecken will, daß er ihm und der gerechten Strafe nimmer entlaufe, und dabei rang sich ein Seufzer los, so laut, so tief, daß er wie der Vorläufer eines lauten Schreies klang — des Entsetzens, des Schmerzes, der Verzweiflung, der Wut, der Rache — ein Seufzen, das in ein unendliches Mitleid ausklang — ein Geräusch, wie von einem, der im Kampfe mit sich selbst zum Gebete auf die Knie sinkt — und dann wie leises Weinen — das Weinen eines Mannes — stoßweise — unter pochenden Herzschlägen.

„Kann ich die Absolution bekommen?“ ließ sich wie stöhnend der Beichtende vernehmen.

„Der Allbarmherzige ist jedem armen Sünder gnädig und keine Schuld so groß, daß er sie in seiner unaussprechlichen Güte nicht von ihm lösen würde, wenn der Sünder nur aufrichtige Reue über diese seine Unthat empfindet und aus zerknirschtem Herzen seinen himmlischen Vater um Vergebung anfleht. Die Reue bethätigt sich in der Sühne, und Sühne kann hier nur sein, wenn Sie vor dem Richter, als dem Handhaber des Gesetzes, Ihr Geständnis wiederholen. Dann will ich Sie als Handhaber des göttlichen Gesetzes, als Mund der Milde und Barmherzigkeit des himmlischen Vaters von Ihrer Todesschuld lossprechen! Haben Sie die Kraft, in dieser Sühne Ihre Reue zu bethätigen?“

Keine Antwort.

„Man kann diese Kraft im Gebete erflehen.“

„Ich hab das Beten verlernt, weil doch keine Ruhe in mich kam, und wie ich den Beichtstuhl gesehen, da hab ich mir gedacht, vielleicht wirst's so los; aber wenn ich keinen besseren Trost finden kann —“

„O, segnen Sie den Augenblick, wo Sie den Weg hierher gefunden haben, erkennen Sie darin einen Fingerzeig Ihres himmlischen Vaters! Gehen Sie in sich! Bezwingen Sie sich selbst! Vorhin — ein paar Minuten liegen dazwischen — da wollte sich in mir der Haß, die Rache aufbäumen; nun ist die Liebe wieder mächtig in mir geworden, die Liebe, um die ich im Gebete gefleht habe, und diese möchte um dich blutige Thränen weinen. Ich leide um dich unsäglich. Geh hin, damit ich die Sündenschuld von dir lösen, dich mit Gott und unserem Heiland versöhnen kann!“

„Franz — Franz!“

Es war ein lauter Entsetzensruf des Verbrechers. Nicht länger hatte der Priester mit seinem Herzen an sich halten können, es strömte über, und an seinen Lauten hatte Florentin den Jugendgenossen erkannt. Dieser sah ihn aus der Kirche stürzen wie einen, der vom Entsetzen getrieben wird. Die Sonnenstrahlen lagen noch hell auf der Schwelle der Kirche wie zuvor, aber nun drangen sie weiter in die Kirchenhalle und fanden ihren Weg bis zu seinem dunklen Gehäuse, durch das enge Gitter in das finstere Innere desselben, so daß alles plötzlich um ihn her licht wurde. Und das Licht kam auch in seine Seele. Was diese bis jetzt verdüstert, gedrückt, beengt, beängstigt hatte, was aus der Vergangenheit, die jenseit dieses Beichtstuhles lag, noch in sein jetziges geistliches Wirken seinen Schatten warf — es war von ihm hinweggenommen. Die Beichte des Mörders hatte den letzten Gedanken an eine Schuld, die er sich in erregtem und gereiztem, oft selbstquälerischem Gemütszustande beigemessen hatte, von seinem Bewußtsein abgewälzt. Wie erlöst atmete er auf, eilte er aus dem Beichtstuhl hinweg, hin vor den Altar, und im Hinknien vor dessen Stufen, im tieferen Beugen des Hauptes ward es ihm, als ob er eben jetzt erst die höchste Priesterweihe empfing.

— — — — — — — — — — — —

Auf die am anderen Tage eingezogenen Erkundigungen erfuhr der Pfarrer, daß

ein großer Wagen durch das Dorf gefahren sei, so ein Schauwagen, wie man deren auf Jahrmärkten und bei Schützenfesten sieht, eine fahrende Bude mit dressierten Hunden und Affen. Wahrscheinlich war Florentin Plenkner dessen Besitzer. Darauf deutete auch sein Äußeres. Aber niemand wollte ihn bei dem Wagen gesehen haben.

Wenn noch etwas das Herz des Priesters beschweren konnte, so war es der Gedanke an den Mörder. Er betete Nächte hindurch, daß Gott sein Herz der Reue durch die Sühne öffnen möge, er litt schwer unter dem Gedanken, daß der Sünder ruhelos in der Welt umherirre, unversöhnt mit Gott — mit der Welt. Mit angestrengtem Eifer verfolgte er in den Zeitungen alle Gerichtsverhandlungen — er konnte keine Spur von ihm finden; er betete Jahre hindurch, ohne erhört zu werden.

Nach ein paar Jahren war der Pfarrer einer Einladung des ihm befreundeten Ehepaares nach dem Landhause am Rheine gefolgt. Es lag wieder ein neuer Sprößling in der Wiege, und bei dem sollte er Patenstelle vertreten. Vielleicht war dieser Zweck nur ein Vorwand, um ihn mal aus seinem Dorfe herauszubringen und ihm in anderer Luft für einige Wochen Ruhe zu gönnen. Das erreichten denn die Freunde auch. Der Pfarrer benutzte die Vormittage und Nachmittage zu längeren Spaziergängen, tiefer in das Land hinein und auf den Kamm der Hügelkette, welche die sanft aufsteigenden Ränder des weiten Rheinthales bilden. In den Senkungen der Ausläufer der Haardt liegen große, reiche Dörfer; der Weinbau hört hier zwar auf, aber dafür tritt die Ackerwirtschaft durch rationelle Ausnutzung des Bodens in der höchsten Blüte zu Tage. Vom Rheinthale herauf hat sich an manchen Stellen auch die Romantik hier noch festgesetzt. In einem der Thalgründe liegt eine von altersher bei dem Landvolke berühmte Wallfahrtskapelle, zu welcher in der Sommerzeit Bittgänger von weit und breit herkommen. Es entfaltet sich da ein bewegtes buntes Volksleben um das alte Kirchlein, um die drei Gasthäuser, welche dieses umgeben, und um die Buden, welche ihre Waren zum Verkaufe ausbieten, als da sind Heiligenbilder, Rosenkränze, Eßwaren, auch selbst Schmuckgegenstände zur Befriedigung weiblicher Gefallsucht. Der Pfarrer ging gern hierher, ihm behagte dieses volkstümliche Leben und Treiben. Wenn er in der Kirche seine Andacht mitten unter den Wallern verrichtet hatte, mischte er sich gern unter die Gruppen der Landleute. So auch an einem der Vormittage während dieses seines Sommeraufenthaltes. Als er aus der Kirche kam und seine Schritte nach dem Garten des Gasthofes richtete, um sich durch ein Glas Wein von seinem in der Sonnenhitze unternommenen Spaziergang zu erholen, hörte er plötzlich seinen Namen. Er wandte sich nach der Richtung um, aus der die Stimme gekommen war. Ein Mann saß da in einer Kleidung, die, obwohl städtischen Schnittes, doch sehr merkbare Defekte zeigte. Der Pfarrer sah in ein verwittertes, verwüstetes Gesicht, die Stimme schien ihm bekannt, aber die klare Erinnerung kam ihm erst in dem Augenblicke, als der Fremde das Glas erhob und mit den Worten: „Es soll auf dein Wohl sein, Franz — Herr Pfarrer!" ihm zutrank. Es war Florentin Plenkner. Durch den Angerufenen ging es wie ein Schrecken; aber nach der ersten Überraschung stand in ihm auch schon der Entschluß fest, was er dem Verbrecher gegenüber zu thun habe. Dieser hielt ihm noch immer das Glas hin.

„Du bist wohl jetzt so stolz geworden, Franz, daß du deinen Spielkameraden nicht mehr kennen willst? He?"

„Stolz würde sich für einen Priester am wenigsten geziemen," war die ruhige Antwort des Angeredeten.

„Oder weil ich dich noch du nenne? — Na, sei's denn auf die alte Kameradschaft!"

Damit that er einen tiefen Zug aus dem Glas und begann in seiner frechen Redeweise fortzufahren.

„Du — Ihr — Sie, Herr Pfarrer, scheinen keinen Durst zu haben. Es war heiß heute. Aber stolz seid Ihr — sind Sie, Herr Pfarrer, doch geworden; das laß ich mir nicht ausreden. Und wenn's vielleicht das ist, was ich Ihnen einmal im Beichtstuhl vertraut hab — da ist's nichts damit, das weiß unsereiner schon auch, da darfst du — Sie — Sie, Herr Pfarrer, keinen Muckser thun, als ob Sie was von mir wüßten. Dafür ist's der Beichtstuhl."

„Ja, im Beichtstuhl!" bekräftigte der Pfarrer.

„Aber einen Schreck hab ich doch bekommen, wie ich damals den Franz erkannt hab — einen Mordsschreck. Wozu denn auch?"

„Ja, einen Mordsschreck," wiederholte der Priester, ihn fest ins Auge fassend, so daß der Sprecher seinen Blick abwenden mußte.

Dann machte er das Zeichen des Stillschweigens und setzte fast in höhnendem Tone hinzu: „St — st — st! Wir sind hier nicht im Beichtstuhl; da läßt sich's ganz gemütlich zusammen plaudern, to have a talk with you, nennt man das auf englisch. Ach, ich bin weit herumgekommen! Meine Alten sind lang tot."

„Ich weiß," bemerkte der Pfarrer, „ihre Grabstätten sind nicht weit — vom Grabe der Fränz."

„Das weiß ich am besten; und es war die größte Dummheit von mir, damals es zuzulassen."

„Warum?"

„Weil — weil — nun, man hat doch am Allerseelentag so seine Gedanken — aus Gewohnheit — daß man auf den Gräbern mal eine Kerze anzünden möcht. Aber es hat mich auf dem Kirchhof nie — niemalen gelitten, und selbst über die Mauer hab ich nicht gut hinüberschauen können — dahin, wo die Alten liegen."

„Sagen Sie es doch," sprach der Priester mit bisher mühsam verhaltener Bewegung und nun hervorbrechender Inbrunst, „weil Ihr Gewissen Ihnen keine Ruhe ließ — weil ein Schatten — Sie von dieser geweihten Stätte hinwegtrieb — und Sie durch das Leben verfolgen und Ihnen keine Ruhe gönnen wird, bis —"

Eine laute Lache war die Antwort des Verbrechers. Dann stürzte dieser schnell ein volles Glas Wein hinunter.

„So heißes Wetter heute, daß es einem in der Kehle wie höllisches Feuer brennt. Und wenn man die schwere Kirchenfahne tragen muß — die hat ein Gewicht —"

„So, die Kirchenfahne?" war des Priesters forschende Frage.

„Ja, während sie drinnen plärren, muß man sich hier außen doch was zu gut thun... Hm! Keine Ruhe mehr? Woher wissen Sie denn das; wie können Sie das wissen, Herr Pfarrer? Ich möcht immer sagen Franz, aber Euer gestrenger Blick — o, wir sind hier nicht im Beichtstuhl! — Keine Ruh! Eine Zeit lang hab ich mich vor den Menschen so gefürchtet, daß ich dachte, jeder müßte mir's von meiner Augenlinse ablesen. Da bin ich mit abgerichteten Hunden und Affen umhergezogen; in ihrer Gesellschaft allein war mir's wohl, weil ich mich sicher fühlte. Kein schlecht Geschäft. So war ich in dein Dorf — in Ihre Kirche geraten. Aber die Viecher sind mir dann alle weggestorben. Ich glaub wahrhaftig, meine Gesellschaft war auch ihnen zuletzt unheimlich worden, daß sie daran eingegangen sind. Dann hab ich mit solchem Kram gehandelt, wie Sie in den Buden hier sehen. Aber die Konkurrenz. Die letzten Möpse von den Alten sind dabei hingegangen. Keine Ruh! Hm, vielleicht hilft das, hab ich mir gedacht, vielleicht giebt's doch ein Pflaster, das man sich da aufs Herz legt. Aber es hilft auch das nichts. So bin ich in das Chorhemd gekrochen und habe die Fahne in die Hand genommen. Vielleicht wenn sie so singen und bitten, die anderen — vielleicht daß es auch für unsereinen was hilft; gehöre ich doch da so mit zum Bau. Aber —"

„Aber!" wiederholte der Priester, und seine Gesichtsmuskeln verrieten die äußerste Spannung; alles Blut drängte sich ihm ins Antlitz.

„Ich werd's nimmer los — ich hab die Fränz gemordet!“

Da hielt er inne. Ein jäher Ausruf des Priesters. Davor war er erschrocken; dann fügte er schnell hinzu:

„Wir wissen es ja, wir beide — ganz allein. Wir können ja ruhig davon reden; sind doch hier nicht im Beichtstuhl.“

„Eben deswegen! Dort war mein Mund verschlossen, und ein Sakrilegium hätte ich begangen, würde ich als Priester etwas anderes gethan haben, als dich zur Reue über deine Unthat zu bringen! Da du mir aber hier — hier unter freiem Himmel, außerhalb der heiligen Stätte das Geständnis wiederholt hast, so rufe ich dir zu: Mörder! Und alle ringsum sollen es hören: Mörder du! Hier übergebe ich einen Mörder der weltlichen Gerechtigkeit!“

Es möchte schwer sein, berichtete Frau Sonnreder, den Zustand zu beschreiben, in welchem der Pfarrer damals zu uns zurückkam und den Vorgang, so wie er hier geschildert ist, uns erzählte — von seiner Bewegung an, wie er dem Missethäter, den er für immer der göttlichen und weltlichen Gerechtigkeit entlaufen glaubte, sich plötzlich gegenüber sah, von seinem Entschlusse, ihn hier außerhalb des Beichtstuhles zu einem Geständnis zu bringen und so die Sühnung seiner Blutthat zu veranlassen, von der Angst endlich, die ihn zuletzt erfaßt hatte, als der Verbrecher, bereits nahe daran, die That zu bekennen, sich wieder seinen Händen zu entringen suchte, um wieder davonzugehen, wie damals, als er vom Beichtstuhl geflohen war. „Der Angstschweiß brach bei mir aus — ich fieberte,“ berichtete der Priester, „die Menge war auf meinen Anruf aus der Kirche geströmt, der Mörder konnte nicht entrinnen, die Erregung des Volkes war auf das höchste gestiegen, denn alle hatten meinen dreimaligen Anruf auf den Mörder gehört. Die Gendarmen, die in der Nähe waren, bemächtigten sich des Schuldigen. Aber dann war es mir, als müßte ich zusammenbrechen. Wie ich nach Hause gekommen bin, wüßte ich nicht zu sagen.“

Es folgte nun der Prozeß gegen den Angeschuldigten. Dieser bekannte seine That offen. Die öffentliche Verhandlung bot eine Gelegenheit, die Staatsbehörde auf den Priester, dessen mannhaftes Vorgehen und richtiges Handeln aufmerksam zu machen, und nicht wenig möchte gerade dieses Ereignis seines Lebens zu seiner Erhebung zum Bischof beigetragen haben. Florentin wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Auf ihn bezog sich das, was der Bischof damals bei seinem Besuche zum Abschied an Frau Sonnreder mitteilte. Er erhält alle Vierteljahre von dem Jugendgenossen als Büßendem einen Brief. Dieser sühnt seine Blutthat durch die Thaten eines reuigen Herzens. Er erfüllt darin den Gedanken der Beichte, wie ihn der Priester einst erfüllt hatte — im Beichtstuhl.

So weit die Mitteilungen in den Blättern der Frau Sonnreder. Vor dem Drucke sandte ich ihr die vorhergehende Darstellung und erhielt das Manuskript mit dem Bemerken zurück, daß alles so treu und wahr wiedergegeben sei, wie es sich zugetragen habe.

„Das Versprochene folgt bei,“ setzte sie hinzu. „Auf Wiedersehen nächsten Sommer in der Glocknerhütte!“

Städtebilder aus Toskana und Umbrien.

Von

Ludwig Weißel.

III.

Perugia.

Zwischen Toskana und dem römischen Gebiete liegt ein Stück Landes, das in Boden- und Volksentwickelung schon im Altertum wie im Mittelalter von den Nachbargebieten seltsam abstach: es ist das Land der alten etruskischen „Zwölfstädte", die heutige Provinz Umbrien, eine mehr als zehn Stunden lange Thalfläche, reich an Äckern und Gärten, in deren Mitte der Clitumnus und der Torpius malerisch zusammenfließen, reich an großen und kleinen Hügeln, an deren Hängen Wein und Oliven herrlich gedeihen. Dort, wo am Ausgange dieses Thales die Ausläufer der nördlichen Apenninenkette sich vor- und zusammenschieben, und der Tiber die durch die Höhenzüge eingeengte Ebene in mannigfachen Windungen durchzieht, liegt die Hauptstadt Umbriens, Perugia, auf fruchtbarem Hügel mit weiter Sicht nach allen Seiten, nach den lichtgrünen, von den klaren Wellen des Flusses durchleuchteten Gefilden, nach den dunkelgefärbten, schönlinigen Hügeln und den in blauen Duft gehüllten Bergen. Es ist die schon in vorgeschichtlicher Zeit bestehende Umbrerstadt Perusia, die Sorge und der Ruhm des Q. Fabius Cunctator, der immer wieder gegen die unterjochten Etrusker zu Felde ziehen mußte, die Stadt, die durch Jahrhunderte in Geschichte und Kunstgeschichte einen der ersten Plätze einnahm. Hier bekämpften sich die beiden Triumvirn Lucius Antonius und Octavianus Augustus so lange, bis ein Bürger der Stadt (C. Certius) in der Verzweiflung sein Haus in Brand steckte und ganz Perusia in Asche legte. Hier erbaute Augustus seine neue und bald neu erblühte Augusta Perusia, hier hauste Totila, der Gotenkönig, und von hier regierten im dreizehnten Jahrhundert vier Päpste das christliche Europa; hier war es, wo Philipp von Frankreich die Wahl Clemens' V. und die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon durchsetzte, hier endlich entwickelte sich im fünfzehnten Jahrhundert die Blütezeit der berühmten umbrischen Malerschule. Was Gentile da Fabbriano aus Gubbio, Piero della Francesca, Niccolo Alumno aus Foligno und Benedetto Buonfigli vorbereitet hatten, das gelangte hier, in der Schule Pietro Vanuccis, genannt Perugino, zur höchsten Vollendung, zu einer Vollendung so hohen Grades, daß man zu sagen pflegte: wer Raphael werden wollte, mußte erst Perugino sein.

Malerisch wie der Ausblick von Perugia ist auch seine Lage; die Stadt mit ihrer gewaltigen Kathedrale und dem mächtigen Rathause auf dem obersten Gipfel, mit den alten Klostergebäuden auf den grünen

Vorsprüngen des Hügels und mit den Resten der alten hohen Stadtmauer als Trägerin einer mächtigen Terrasse giebt uns ein Bild des blühenden und rings umblühten mittelalterlichen Städtelebens; wer sie durchwandert und auf Schritt und Tritt den Denkmalen ihrer einstigen Pracht und ihres Reichtums begegnet, begreift es, daß sie vor allem den Päpsten als ein Kleinod erschien, um dessen Erwerb sie bald liebäugelten, bald kämpften. Noch jetzt hat man in Perugia mehr als anderswo den Eindruck, daß man sich nicht bloß in der einst mächtigen Patricierstadt, sondern auch inmitten der noch heute für Kunst, Wissenschaft und Lebensgenuß interessierten Patricier befinde. Es scheint uns ganz selbstverständlich, daß auch heute in der gesunden Luft Perugias der alte Volksgeist lebt, daß die Stadt reich an Schulen und Seminarien, daß sie eine nennenswerte Akademie der Kunst, zwei moderne Theater, eine medizinische Akademie und eine der bedeutendsten Universitäten Italiens mit wertvollen Sammlungen besitzt, und wir staunen nicht, daß in der Stadt, in welcher das erste Leihhaus Italiens (1462 unter Pius II.) gegründet ward, National- und Volksbank große, zweckentsprechende Gebäude haben.

Wir freuen uns, wenn wir (wie dazu gehörig) Sonntags nach der Kirche mit den Peruginern zwischen dem alten Platz mit der Kathedrale und der neuen Piazza Vittorio Emmanuele am alten Rathaus und anderen historischen Zeugen Jahrhunderte alter Macht vorbeiflanieren und der Statue Julius' III., welcher der Stadt die vom Papst Paul III. geraubten Rechte reichlich zurückerstattete, unsere Reverenz erweisen. Diese Männer in der halb städtischen, halb bäuerischen Tracht, echte städtische Landbesitzer, und diese Damen, von denen man rühmt, „daß sie erst weinen, wenn die Römerin schon tobt", mit ihren freundlichen Augen und den schwarzen Schleiern sind die echten Nachkommen ihrer Vorfahren: schwärmerisch, aber nicht tief; heiter, aber nicht ausgelassen; empfänglich für die Freuden des Lebens und die Schönheiten der Natur und darum stets zufrieden in dem kleinen Kreise ihrer Lebensgewohnheiten. Wem wie in Umbrien die Erde so licht und freundlich ist, der hat's nicht nötig, sich ein Paradies des Herzens zu schaffen; er hängt trotz aller metaphysischen Bedürfnisse am Realen; er wählt sich zum Heiligen den San Francesco von Assisi, welcher in seiner Jugend ein fröhlicher Lebemann war, weil er vermutlich keinen Heiligen findet, der's nicht gewesen, und verehrt ihn mit Pomp und Pracht, weil diese ihm seines Heiligen würdige Verehrung scheinen.

Aber nun genug von den Peruginern und mehr von Perugia! Wir steigen mit dem vom Grafen Rossi Scotti verfaßten kurzen Wegweiser durch Perugia zur eleganten Promenade, dem Corso, hinan. Hier auf dem Höhenpunkte der Stadt liegen am Ende des Corso und gleichzeitig auf dem Domplatz der prächtige Palazzo Pubblico und die gewaltige „Catedrale di S. Lorenzo", zwischen beiden der hohe, dreischalige Brunnen Fonte maggiore und an der Nordseite des Doms die Bronzestatue Papst Julius' III.

Das Rathaus, dessen verschiedene Seiten verschiedenen Jahrhunderten (dreizehntes bis fünfzehntes Jahrhundert) angehören, ist wie in anderen hervorragenden Städten Italiens, so auch hier ein ewiges Zeugnis einstiger höchster Städteblüte und mit aller Kunst und Pracht im Stile italienischer Gotik erbaut. Man nennt als die ersten Baumeister dieses Stadthauses zwei Peruginer, Giacomo di Servadio und Giovanello di Benvenuto. Unwillkürlich mahnt uns die Anlage wie auch manches Detail an den ungefähr um dieselbe Zeit entstandenen Dogenpalast in Venedig, es hat mit diesem entschieden größere Ähnlichkeit als mit den alten Rathäusern von Siena und Florenz, wenngleich auch diese der Blütezeit der italienischen Gotik entstammten. Es darf uns das nicht wunder nehmen, da wohl zwischen umbrischen und lombardischen Architekten im dreizehnten und den folgenden Jahrhunterten lebhafter Verkehr

geherrscht hat; arbeiteten doch auch an der Fonte maggiore der Venetianer Boninsegna um 1277 und an dem Glockenturm von S. Domino der Lombarde Gasperino di Antonio (1490). Die dem Dom zugewandte Seite des Palastes trägt die gewaltigen Wappentiere Perugias und der Welfen, den Greif und den Löwen, einst der Schmuck des schon 1308 abgetragenen Brunnens (des Meister Ugolino), unter ihnen eine Portaltrophäe zum Zeichen der Macht Perugias, der es gelungen, Siena zu besiegen (1358). Die weitaus edlere Fassade des Baues aber ist gegen den Corso gekehrt; leider wurden hier aus praktischen Rücksichten manche mit gotischem Zierat reich geschmückte Öffnungen unbarmherzig zugemauert, doch geben die noch erhaltenen achtzehn Fenster des ersten Stockwerks mit ihren Säulchen und ihrem Blätterwerk Zeugnis von der einstigen Harmonie des Ganzen. Von ganz besonderer Schönheit ist das Portal mit seinem herrlich geschwungenen Rundbogen und den vollendetsten gotischen Ornamenten, die in einzelnen Teilen an die Kunst der Antike erinnern. Dicht neben dem Rathaus, im Erdgeschoß eines kleinen Gebäudes, befindet sich einer der merkwürdigsten Säle. Es ist der sogenannte Cambio, das Amtslokal des alten Bankkollegiums, in welchem über die Streitfragen der Handelsbörse von dem patricischen Bürgerkollegium Recht gesprochen wurde. Man hatte die nackten Wände dem Handelskollegium übergeben, dieses aber faßte etwa acht Jahre später den Entschluß, dieselben von Perugias ersten Meistern mit farbenprächtigen Gemälden ausschmücken zu lassen. Auf einem Pilaster der rechteckigen Halle findet sich das Jahr 1500 als jenes angegeben, in welchem Pietro Perugino die Fresken für den Gerichtssaal ausführte. Der damals berühmte Professor der Rhetorik, Maturanzio, der Sekretär der Decemvirn von Perugia, schrieb dem Künstler die Wahl der Stoffe vor und verfaßte auch die unter den Gemälden angebrachten Sprüche. Jede der Wände ist in zwei Teile, in eine Rundbogen-Lünette und in ein rechteckiges Feld unter derselben, geteilt; während in der ersten, meist in Wolken schwebend, symbolische Gestalten wie die Gerechtigkeit, Einsicht, Stärke oder Gott Vater (als Triumph der Religion) erscheinen, wandeln unter diesen einzelne hervorragende Repräsentanten der erwähnten Tugenden auf irdischem Boden. Dieser nur ideelle Zusammenhang der im Bilde nebeneinander gestellten Figuren schwächt, trotz der oft bezaubernden Schönheit derselben, ihre Wirkung bedeutend ab. All diese lieblichen Gestalten mit dem oft innigen Gesichtsausdruck stehen wie kalte Egoisten da und vermögen uns trotz aller Farbenglut nicht zu erwärmen, auch fehlt den einzelnen Persönlichkeiten jede historische Charakteristik, und unwillkürlich beschleicht uns das unheimliche Gefühl, ob nicht Peruginos Darstellung der Empfindung allmählich bloß ein Resultat außerordentlicher technischer Fertigkeit geworden sei. Nirgendwo wird uns wie im Cambio klar, daß Raphael seinem Meister wenig mehr als die technischen Vorzüge seiner Kunst — diese aber in reichem Maße — verdankte. Man hat oft behauptet, der Cambio sei für Peruginos Ruhm, was die Stanzen für den des Raphael. Ich glaube, man konnte dem umbrischen Meister kaum Schlimmeres anthun als diesen Vergleich. Während uns die Stanzen Raphael auf dem Gipfel seiner Schöpferkraft zeigen, tritt uns im Cambio Perugino bereits auf dem Abstieg zur trockenen Manier entgegen. Selbst aus den Zügen seines trefflich gemalten Selbstporträts blickt uns mehr der selbstgefällige Decemvir Perugias von 1501 als der liebenswürdige Künstler der früheren Epoche entgegen. Man erinnert sich unwillkürlich der Worte, die Dante (im Purgatorio) von dem umbrischen Maler Oderisi spricht: „Du übst die Kunst, die in Paris ‚Illuminierkunst‘ heißt und deren Bilder lächeln.“ Trotz alledem kann man nicht leugnen, daß diese Sala della Udienza und die dazu gehörige, von Giacomo Manni ausgeschmückte Ca

pella di S. Giovanni architektonisch und dekorativ zu den hervorragendsten Kunstwerken gehören; es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie hier die Linien der Decken und Wände, die Bilder in den Feldern und das Schnitzwerk des Gestühles ganz selbstverständlich eines ins andere greifen, um ein harmonisches Ganzes in Form und Farbe zu erzielen. Die Kunst, die in diesen Räumen waltet, hat nichts Übermächtiges, das uns (wie Aretino von Michelangelos Werken sagt) erzittern macht vor ihrer Größe, hier herrscht die Kunst, die das Gemüt erheitert und den Geist beruhigt; wir fühlen uns unterthan der Macht des Richtscheits und des Ebenmaßes, das die Ausschreitung nicht duldet in der Kunst, wie das hier richtende Kollegium sie nicht dulden sollte im Leben des Verkehrs und Handels.

die das Kirchenoberhaupt so oft in ihren Mauern sah, nicht bloß ein steinern Denkmal ihrer weltlichen Größe besitzen durfte; sie mußte, wie Florenz und Siena und jede andere Stadt, die auf Ruhm und Ansehn hielt, ein würdig Zeugnis ihres Glaubens geben. Das war für Perugia kein Leichtes, denn die Mittel flossen hier nicht so reichlich, und Bürgerschaft wie Domkapitel, ja selbst die päpstliche Kasse mußten große Opfer bringen, um dem Ehrgeiz einer Domerbauung zu genügen. So kam es, daß dieser erst hundertfünfzig Jahre nach Beginn des Rathausbaues in Angriff genommen wurde. Um so schneller gedieh das Werk, in kaum fünfzig Jahren war der gewaltige gotische Bau vollständig überwölbt. Freilich ist's kein Dom von Florenz oder Siena, auch scheint manch schöner Vorsatz, wie die teppich-

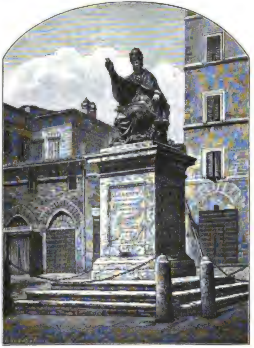


Das Rathaus in Perugia.

Es ist fast selbstverständlich, daß eine Stadt, in der sich ein gut Teil mittelalterlicher Papstgeschichte abspielte und

artige Marmorinkrustierung, die an einzelnen Stellen sichtbar ist, am Kostenpunkt gescheitert zu sein, doch zeugt das

Ganze von der Kunst des Meisters, wenn's auch kein erster war. Von vollendeter Schönheit ist nur eine an der Außenseite der Kirche angebrachte Kanzel, ein Sechseck, auf Konsolen ruhend, das reich mit Mosaik geschmückt ist. Von hier aus sollte wohl der Papst der gläubigen Menge den Segen spenden oder ein Savonarola unter freiem Himmel gegen das Papsttum zum Volk sprechen. Die hohe Innenhalle der Kathedrale ruht auf hohen achteckigen Säulen, die mit weitgespannten Spitzbogen verbunden sind: Säulen und Bogen stehen in eigentümlichem Verhältnis zueinander, was die einen zu hoch, sind die anderen zu flach, gleich als wollte man den einen Fehler durch den anderen verdecken. Eine Reihe von Kapellen begrenzt die weite Mittelhalle, und fast alle sind mit wertvollen Gemälden geschmückt: hier finden sich die berühmte Kreuzabnahme Baroccios, ein so gelungenes Werk, daß man an den Geist Correggios gemahnt wird, und eine herrliche Madonna mit Heiligen und Engeln, eines der schönsten Tafelbilder des gewaltigen Lucca Signorelli. Was aber die Kathedrale vor allem berühmt machte, ist ein seltenes Heiligtum, der Trauring der Madonna: „il santo anello.“ Ein reizend ersonnenes Tabernakel des Federigo Rosetto verwahrt den Schatz. Auf vier Löwenfüßen ruht der reichgeschmückte Untersatz desselben, und auf diesem erhebt sich ein vierseitiger Aufsatz mit vier Nischen, in denen drei Propheten und vier Sibyllen (von Danti) als Wächter des Sanktuariums ruhen; den obersten Zierat bildet eine kleine Krone, welche den kostbaren Ring trägt. Das schönste Ebenmaß herrscht in allen Teilen dieses Werkes der alten Schmiedekunst. Eine seltsame Legende erzählt uns, daß ein deutscher Mönch, Winterius aus Mainz, Anno 1472 den heiligen Ring im Franziskanerkloster zu Chiusi entwendet und den Peruginern als Geschenk verehrt habe. Ob der deutsche Klosterbruder aus eigenem Antriebe das schöne Perugia so bevorzugt oder das Domkapitel ihn mit dem frommen Diebstahl beauftragt habe — davon schweigt weislich des Chronisten Höflichkeit.



Das Standbild Papst Julius' III. in Perugia.

Vor dem Portal der Kirche erhebt sich das Standbild Julius' III., des päpstlichen Wohltäters Perugias. Sansovinos tüchtiger Schüler, Vincenzo Danti, hat es als Jüngling ausgeführt. Im prächtigen weiten Mantel sitzt der Papst auf dem Throne, den Sphinx und Adler stützen, ein Bild voll Kraft und Charakteristik,

das einzig und allein darunter leidet, daß allzusehr in seiner Nähe eine der größten Zierden des Domplatzes, der Brunnen Fonte maggiore, mächtig emporragt. Es lohnt der Mühe, bei dieser vielleicht figurenreichsten Fontäne des dreizehnten Jahrhunderts längere Zeit zu verweilen. Fra Bevignate aus Perugia und der Venetianer Boninsegna haben das originelle Werk entworfen und Arnolfo di Cambio, Niccola und Giovanni da Pisa die reichen Ornamente und die unzähligen Gestalten daran gemeißelt. Nur Künstler ersten Ranges sind die Schöpfer dieses dreischaligen Brunnens gewesen. Auf einem kreisrunden Stufenunterbau erhebt sich das unterste und größte fünfundzwanzigeckige Becken, ringsum ist dasselbe durch kleine Säulchen in fünfzig Felder geteilt, deren jedes durch Reliefs geschmückt ist; Monatszeichen, Wappen der Städte, Künste und Handwerke, Scenen aus dem Alten Testamente, der Geschichte Roms und den Fabeln Äsops lieferten die Stoffe zu den steinernen Bildern, die oft mit der größten Sorgfalt ausgeführt sind. Inmitten dieser Schale wächst, getragen von einer Anzahl aus dem Wasser aufsteigender kurzer Pilaster, das zweite Becken des Brunnens empor, vierundzwanzig Statuetten, teils das Alte, teils das Neue Testament verherrlichend, stehen auf Sockeln und unter Baldachinen im Kreis um dasselbe; den Abschluß bildet eine dritte Schale aus Bronze, die von zwei Gruppen (Najaden und Greifen) geziert ist. Manches an dem Fonte maggiore mußte erneuert, vieles der Reparatur unterworfen werden, vieles aber blieb bis heute unversehrt erhalten und zeugt deutlich für die hier thätigen Künstlerhände, die nimmer müde wurden, dem Stein Leben zu verleihen, indem sie ihn nach dem wirklichen Leben gestalteten.

Ringsum in der Nähe dieser monumentalen Bauten stehen alte Palazzi, der Palazzo Connestabile mit seinen Fresken Leopardis im ersten und zweiten Geschoß (1795), einst auch Verwahrer einer kleinen Galerie, deren größtes Kunstwerk, Raphaels „La Madonna del libro“, um 300000 Franken nach Petersburg gewandert ist (1871), der Palazzo Baldeschi auf dem Corso mit seinen Kupferstichen und einer lange Zeit dem Raphael zugeschriebenen Zeichnung Pinturicchios, ebenda der Palazzo Penna mit einer kleinen, sehenswerten Galerie, in der man eine der berühmtesten Madonnen Peruginos findet, ein Meisterwerk, das der Künstler auf Bestellung eines Schusters schuf; vor allem aber auf dem nahen Marktplatz der weit ausgedehnte Palazzo del Capitano del Popolo, das heutige Tribunale civile e correzionale, von dem Lombarden Gasperino di Antonio und Lione di Matter im fünfzehnten Jahrhundert errichtet, und die daran stoßende alte Universität (der jetzige Appellhoff). Beide Bauten mit den echt patricischen Loggien, mächtigen Portalen, den hohen Fenstern und den alten Wappenschildern ziehen sich fast längs des ganzen Platzes hin und bilden die malerische Rückwand für die hier an den Markttagen aufgeschlagenen unzähligen schlichten und oft auch recht altertümlichen Buden. Hier im Mittelpunkte des einstigen und jetzigen Geschäftsverkehrs von Perugia steht auch wie ein Zeugnis steten geistigen Lebens die schon 1582 gegründete Biblioteca comunale mit dem alten städtischen Archiv. Die Peruginer nennen diesen Marktplatz Piazza del sopramuro, weil er sich auf den Trümmern der alten etruskischen Mauern erhebt.

Die Piazza Vittorio Emmanuele mit ihren neuen Gartenanlagen, der Corso, der Domplatz und die Piazza del sopramuro bilden das Hochplateau von Perugia; von hier aus steigt man in das Innere der Stadt auf engen, oft kaum für einen kleinen Wagen zugänglichen Straßen wie auf einer Treppe herab, die einzelnen Absätze dieser Stiege bilden kleine Plätze und terrassenartige Vorsprünge, die Träger bald einzelner Gebäude, bald kleinerer Häusergruppen. Auf diesem Abstieg gelangt man in westlicher Richtung zunächst zu einem gewaltigen Mauerreste, der so-

genannten „Maesta delle Volte“. Es sind nur einige Wände, Reste des alten Palazzo del Podestà, der einstigen Bischofsresidenz. Die übriggebliebenen Steinmassen künden deutlich die Großartigkeit des Baues, der im Laufe von drei Jahrhunderten (dreizehntes bis sechzehntes Jahrhundert) trotz seiner Festigkeit zweimal fast vollständig niederbrannte. Von der Loggia dieses Palastes aus wurde (1327) Ludwig der Bayer vom Kardinal des Papstes Johann XXII. in den Bann gethan. Die dunkle Farbe und die Höhe der Mauern wirken doppelt in dem schmalen Gäßchen mit den sonst unbedeutenden Häusern, sie erscheinen wie ein finsteres Gegenstück zu dem prächtig heiteren städtischen Rathaus. Unweit der geistlichen Zwingburg liegt — wie ein Idyll neben dem Schlachtenbilde — das bescheidene Häuschen Peruginos, in das einst der zwölfjährige Raphael einzog, um in der Kunst der Malerei zu erlernen, was keiner vor und keiner nach ihm je wieder erlernt hat. Durch ein kleines Labyrinth von Gassen und Gäßchen führt der Weg nach dem nördlichen Hange der Hügelstadt; dort unterhalb der Rückseite der Kathedrale am Ausgang der Via vecchia ist noch ein Stück der alten Etruskermauer zu sehen. Es ist der Arco di Augusto auf der Piazza Grimana, der die alte hochgelegne Stadt von den späteren, nach unten sich ziehenden Stadtteilen abgrenzt. Die aus cementlosen Travertinblöcken errichtete Basis des hohen Stadtthores stammt noch aus etruskischer Zeit, Reste der alten Inschrift aus etruskischen Lettern bestätigen es. Auf diesem mächtigen Unterbau erhebt sich — ein Werk des Kaisers Augustus — der römische Thorbogen mit einem kräftigen Fries; sechs kurze dorische Pilaster teilen ihn in Felder mit runden römischen Schilden. Ein zweiter Bogen wölbt sich über dem Friese, zu beiden Seiten des Portals stehen mächtige vortretende Türme, die man im fünfzehnten Jahrhundert mit zierlichen Loggien aufs beste geschmückt hat; diese Säulenhallen, deren Erbauer unbekannt und die doch eigentlich der alten Porta ihren schwungvollen Abschluß geben, zeigen deutlicher als manches große Werk, wie hoch entwickelt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der architektonische Sinn unter den civilisierten Nationen war.

Wie im Westen der Arco di Augusto an der Piazza Grimana, so bildet im Osten die graue, achteckige gotische Kirche S. Ercolano den Abschluß der alten Römerstadt; auch hier kennzeichnet eine aus dem Hügel vorspringende Abdachung die Grenze der obersten Kuppe. Wer diese auf den kleinen Fußsteigen und durch allerlei enges Gassengewirr umwandert, findet an manchen Stellen Überreste der Mauern der alten Perusia, sowohl etruskische (manche in der Höhe von acht bis neun Metern, alle nach innen geneigt) als auch römische, wie die Porta Marzia mit der Inschrift: „Colonia Vibia“, die aus dem Jahre 43 n. Chr. stammt.

Es giebt wenig Städte, die trotz aller Friedensliebe ihrer Bewohner so oft vom Kriege heimgesucht wurden wie Perugia; aber auch wenig Städte erhoben sich wie diese gleich einem Phönix größer und schöner aus Kampf und Feuerbrand. Wenn die Mauern Perugias fielen, erhoben sich bald darauf an ihrer Stelle neue Ansiedelungen, und die jüngeren Mauern umgaben die Stadt in weiterem Umkreis. Da entstand aus der Perusia der Etrusker die größere Augusta Perusia der Römer und aus dieser das umfangreiche Perugia des Mittelalters, das sich bald über die römischen Thore hinaus, den Hügel entlang, hinabzog. Mancher merkwürdige Bau weist deutlich die Wege, auf denen die Peruginer jener Tage sich ausdehnten. Da ist vor allem gegen Norden hin eine der ältesten Kirchen, deren erste Anfänge wohl in das fünfte oder sechste Jahrhundert zurückweisen. Es ist S. Angelo, ein sechzehneckiges Gebäude mit hohem gotischem Portal; acht kleinere und acht größere korinthische Säulen tragen den Rundbau des Inneren, den eine der seltsamsten ältesten Fresken ziert: es

sind die drei trauernden Marien, ernste und steife Gestalten, weinend über den toten Christus, dessen Kopf, wohl fünfmal überlebensgroß, in ihrer Mitte ruht. der anmutigsten Kirchlein der Frührenaissance, nach seiner Inschrift ein Werk des Agostino Ducci von Florenz aus dem fünfzehnten Jahrhundert.



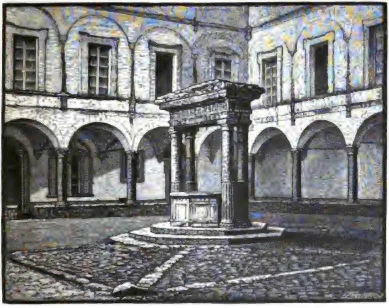
Das Kloster San Pietro fuori di Mura in Perugia.

Da ist S. Agostino, dessen herrlicher Bilderschmuck in die Pinakothek Perugias (von der wir später erzählen) gewandert ist, die aber auch heute noch in einem verborgenen Kapellchen und einem vor Zeiten fast ganz verbauten Raume einige al fresco-Heilige des Perugino bewahrt. Gegen Westen liegen nahe der Piazza Grimana der von Galeazzo Alessi im sechzehnten Jahrhundert erbaute Palazzo Antinori, in dem Carlo Goldoni als Kind zum erstenmal Theater spielte und den Applaus des Publikums wachrief, das nicht ahnte, daß es dem einstigen Fürsten der italienischen Komödie zujauchzte. Da ist weiter die zierliche Chiesa „Madonna della Luce" aus der Renaissancezeit und da ist endlich, nahe der Porta francesca, das Oratorio di S. Bernardino, eines

Wie ein Gegenstück zu dieser Kirche erhebt sich am anderen (östlichen) Ende der Stadt das einfache Kamaldulenserkloster S. Servo; unscheinbar und kunstlos von außen, birgt es in seinem Inneren ein berühmtes Fresko, dessen oberer Teil von dem zweiundzwanzigjährigen Raphael, dessen unterer Teil von Perugino herrührt. Das Bild stellt die Versammlung der Kamaldulenser in Verehrung der Dreieinigkeit dar. Leider ward gerade Raphaels Werk stark beschädigt und erbärmlich restauriert, aber auch die wenigen unverletzten Überreste lassen im vollen Maße die Größe des Meisters erkennen. Die tiefe Charakteristik und die unendliche Anmut des raphaelischen Geistes spricht aus diesen Köpfen, und man begreift es, daß die Mönche des Klosters, solange

Raphael lebte, die Vollendung des Bildes keinem anderen, auch seinem Lehrer Perugino nicht, übertragen wollten.

Die Stadtteile Perugias im Westen und Osten sind von geringer Ausdehnung und bald durchwandert; günstiger als sie war die Südseite des Hügels für die Entwickelung und Ausbreitung der Stadt. Der weite, terrassenartige Vorsprung, der sich von S. Ercolano am Fuße der alten römischen Mauern bis zur Porta Romana und noch über dieselbe hinaus zieht, gestattete die Anlage breiterer Straßen, wie die des Corso di Porta Romana. Inmitten derselben erhebt sich ein alter gotischer Bau, es ist S. Domenico, ein Werk des Giovanni Pisano aus dem vierzehnten Jahrhundert, das nach dem Einsturz der Decke von Carlo Maderno (um 1614) nicht gerade vorteilhaft umgebaut einige Rundfenster. Nur der alte viereckige Chor mit seinem berühmten Fenster blieb vollständig unversehrt erhalten. Dieses ist wohl das größte Glasgemälde in ganz Italien. Hundertzweiundachtzig Quadratmeter hat Bartolomo Pietro di Perugia im Auftrage des Stifters Graziani zu Ehren des Dominikanerordens mit Engeln, Propheten, Heiligen und Kirchenvätern in leuchtenden Farben ausgeführt und mitten unter ihnen auch den aus den Dominikanern hervorgegangenen Papst Benedikt XI. verewigt, jenen Friedensfürsten, der redlich daran arbeitete, Frankreich wieder mit der Kirche zu versöhnen, bis er 1304 in Perugia, wahrscheinlich an Gift, starb. Hier in S. Domenico, wo er beigesetzt ward, hat ihm auch Giovanni Pisano ein würdiges Denkmal errichtet; es ist ein auf hohem Sockel



Kreuzgang in dem Kloster San Pietro fuori di Mura in Perugia.

wurde. Bei dieser Gelegenheit kam auch der Glockenturm des Lombarden Gasperino di Antonio um seine Pyramide und ruhendes Tabernakel in gotischem Spitzbogenstil. Der Tote liegt auf der Bahre, mit mildem, ernstem Gesichtsausdruck,

einem Schlafenden ähnlich, zwei liebliche Engelsgestalten ihm zur Seite lüften den Vorhang, in den oberen Nischen thront rechts die Madonna, von Engeln umgeben, indes auf der Linken der betende Papst kniet.

Malerischer aber als alle Bauten Perugias liegt außerhalb der Porta Romana, neben den immer grünenden Anlagen der Passegiata pubblica und mit der herrlichen Aussicht gegen Foligno, die weithin sichtbare Basilica S. Pietro fuori di Mura, ein Kloster aus dem Anfange des elften Jahrhunderts, das in den folgenden fünfhundert Jahren manchen Zu- und Umbau erfuhr, aber durch jeden an Schönheit gewonnen hat. Fünf der anmutigsten Heiligengestalten Peruginos finden sich in der Sakristei der Kirche; sie gehörten einst einem größeren Bilde an, welches die Franzosen nach Paris entführten und das bedeutend genug war, um heute vier Galerien zu nähren, denn der Hauptteil (die Himmelfahrt) ist im Museum zu Lyon, die Lünetten in St. Germain l'Auxerrois, die Predelle in Rouen und drei Heilige in der Galerie des Vatikans. Auch Bonifazios köstliche heilige Familie mit der lieblichsten Madonna und eine dem Raphael zugeschriebene Freske: „Christus und Johannes, spielend und kosend“, dürfen nicht unerwähnt bleiben. Der größte Schmuck des Klosters aber ist das prächtige Stuhlwerk im Chore, das trotz der Vortrefflichkeit derartiger Arbeiten zu Venedig, Florenz und Siena alles, was im Cinquecento und vorher und nachher in Deutschland und Italien in Holz geschnitzt worden ist, an Zeichnung und Ausführung weit übertrifft. Stefano Zambelli da Bergamo hat es um 1553 entworfen, und unter seiner Leitung ward es ausgeführt. Mit Recht staunte man die Phantasie des Meisters an, der das ersonnen, und lange Zeit wollte man das Wunderwerk nur Raphael zuschreiben. Man fand in demselben manches Motiv aus den Loggien und sah mit Staunen, daß die in Holz gemeißelten Ornamente nicht minder anmutig wirkten als die farbenprächtigen Dekorationen des Urbinus. Schnitzwerk und Intarsien wechseln miteinander ab. Die Armlehnen der Stühle sind mit allerlei Tiergestalten, die Rückenlehnen mit Ranken und eingelegten Bildern geziert. Über den Sitzen längs der Wand erheben sich schlanke korinthische Säulen, auf deren reich dekoriertem Gesims mächtige Adler thronen; Intarsien aus hellgelbem Holze füllen die dunkelbraunen Flächen zwischen den Säulen. Das ganze Werk wirkte früher wohl noch klarer und prächtiger, da die geschnitzten Reliefs vergoldet waren.

Wir haben bisher versucht, eine Skizze des schönen Perugia zu geben: manches ward fortgelassen, manches Detail nicht ausgeführt, damit das Gesamtbild nicht durch das Verweilen beim Einzelnen sich trübe. Und doch darf auch dieses nicht ganz übergangen werden. — Perugias dauernde Führerstellung in der stets eigenartigen Kulturentwickelung Umbriens drängt uns gebieterisch zum Besuch zweier Sammlungen von Einzelwerken, die von dem selbständigen Kunstleben Perugias beredtes Zeugnis geben: des etruskischen Museums in der neuen Universität und der Gemäldegalerie (Pinakothek) im alten Rathaus. Die rings in der Umgebung der Stadt aufgefundenen Etruskergräber lieferten dem ersten ihre plastischen Denkmale aus oft noch prähistorischer Zeit; die säkularisierten Klöster und die von den verarmten Enkeln verkauften Palazzi der Reichen füllten letztere mit den Werken der umbrischen Malerschule des Mittelalters.

Von der verhältnismäßig hohen Civilisation der alten Etrusker geben ihre Grabstätten beredte Kunde, ein ganzer Friedhof, eine echte Totenstadt (Nekropolis), wie es die Alten nannten, lag am Fuße des Hügels von Perugia, und eine interessante Familiengruft, die Grotta dei Volumni, lehrt uns, wie der Mensch zu allen Zeiten, einst wie jetzt, seine Väter auch noch im Tode verehrt. Die altetruskische Grotte ist in Tuffstein gehauen,

eine lange Treppe führt in die Gruft hinunter, eine Hauptkammer mit symmetrisch abgezweigten Seitenräumen bildet das von einem gewölbten Dache bedeckte Innere. Hier war die Stätte für die Aschenkisten mit den darauf liegenden Figuren der Toten aus der Familie Velimna, die sich in den Tagen der römischen Herrschaft in die Volumni romanisierten. An den Wänden sind allerlei symbolische Bilder: der Kopf des Sonnengottes, die Drachen mit der metallenen Zunge und die Delphine (die Zeichen des Lichtes, der Finsternis und der Unsterblichkeit); auf den Aschenkisten sieht man Abbildungen des Alters, die Bahre der Verstorbenen, die ja auch heute noch als die plastischen Motive der Grabsteine gelten. Eine ganze Reihe der besten etruskischen Funde ward im Museum der Universität übersichtlich aufgestellt: hier erkennt man deutlich, wie diese alte Plastik erst dem ägyptischen, dann dem griechischen und zuletzt dem römischen Einfluß unterthan war; auch ist es technisch interessant, diese erst mit großer Naturwahrheit gebildeten Leiber zu betrachten, an die man abgesondert gemeißelte Köpfe wie freie unzusammenhängende Körperteile nachträglich anfügte und mittels eines Stiftes befestigte.

Wie dieses Museum für die Plastik des Altertums, so ist die Pinakothek für die Malerei des Mittelalters von hoher Bedeutung und überdies durch ihre Kunstschätze seltenster Art von besonderem Wert. Nirgends wie hier hat man Gelegenheit, die Schule zu studieren, die Perugino bildete und der Raphael denn doch ein gut Stück seiner Größe verdankt. Man sieht hier Werke, deren Meister man außerhalb Umbriens kaum nennt und deren Anmut doch unnennbar, wie die Bilder Peruginos in seiner besten Zeit. Wer entzöge sich dem Zauber, den Eusebio di S. Giorgio über seine heiligen drei Könige ergossen, wer freute sich nicht an den schönen Zügen, die Lo Spagna seiner Madonna lieh, wer bewunderte nicht Bonfiglis „Lucas Evangelista“, der das Faktum der Verkündigung mit verklärtem Angesicht niederschreibt, wer endlich ginge an Lucca Signorelli vorbei und lauschte nicht seinen Legenden von S. Franzisko und S. Lorenzo, die er in lebendigen Farben (auf einer schmalen Predella) erzählt? Hier wie nirgends kann man die Eigenart einzelner Maler kennen lernen, denn die Umbrier, die Erfinder der Miniaturen, liebten mehr als die anderen Schulen das Detail, das selbst bei Perugino in seinen späteren Werken zur typischen Manier ward. Da ist z. B. Bonfigli mit seinen stets gleichmäßig mit Rosen bekränzten Engeln, Firenzo di Lorenzo mit den eigentümlich gefalteten Händen und den abstehenden Ohren seiner Heiligen und Linimbaldo Ibi mit der stereotypen Haartracht seiner Madonnen. Hier begreift man es, wie einer der größten Kunstkenner (Morelli-Lermolieno) auf den Gedanken verfiel, bei der Bestimmung unbekannter Bilder oft größeres Gewicht auf die Ausführung der Hände, Ohren und sonstigen Details als auf die häufig von der Zeitrichtung und Schule bedingte Auffassung und Darstellung des Ganzen zu legen. Hier wie in wenig Galerien sind wir uns bald bewußt, daß wir auf Schritt und Tritt Angenehmes und Nützliches, Genuß und Kenntnis gleicherweise ernten.

Erinnerungen an Heinrich Heine.

Von

Fanny Lewald.

II.

Als wir das vorige Mal zu Heine gekommen waren, hatte man ihn eben gebrannt. Die unglücklichen Werkzeuge und Lappen hatten noch brenzelig riechend im Vorzimmer gelegen, und wir wollten uns auf den Bericht seiner braunen Wärterin entfernen.

Indes er hatte unsere Stimmen erkannt, uns selbst hereingerufen, und kein Zeichen verriet in den anderthalb Stunden, die wir bei ihm zugebracht, was er eben erst erlitten.

Diesmal fanden wir seinen Sekretär im Zimmer, aber er hatte offenbar gern Gesellschaft um sich und wollte nichts von unserem Fortgehen hören. „Sie müssen bei mir bleiben, aber nicht lange," sagte er, „denn ich bin dabei, an meine Mutter zu schreiben; ich kann nicht noch eine Nacht schlafen, ohne an meine Mutter geschrieben zu haben."

Wir fragten, ob sie in Hamburg lebe und ob sie Besuche von seinen Freunden gern annähme. Er bejahte beides. „Gehen Sie zu ihr, wenn Sie einmal nach Hamburg kommen, und erzählen Sie ihr von mir! Aber wenn ich dann noch lebe, sagen Sie ihr nicht, wie elend ich daliege. Ich schiebe in meinen Briefen mein Diktieren immer nur auf meine Augen und schreibe dann, daß ich meiner Augen wegen wenig ausgehe, weil Sonnenschein und Lampenlicht mich gleichmäßig blenden. Warum soll man ihr die Sorge um mich machen?"

Ich fragte ihn, ob er auch früher seine Arbeiten diktiert habe? „Niemals!" bedeutete er mich. „Ich schrieb immer alles selbst, und ich glaube, daß es im Deutschen, namentlich mit dem Diktieren von Prosa, ein mißlich Ding ist. Unsere Sprache ist für das Auge mitberechnet. Sie ist plastisch, und im Reime unterscheidet nicht nur der Klang, sondern auch die Schreibart. Sonderbar genug drückt sich der Unterschied, der darin zwischen dem Deutschen und Französischen herrscht, sogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sprache aus. Der Deutsche nennt sein Verständnis ‚Einsicht', der Franzose ‚entendement'. Der Deutsche muß nach meiner Meinung sehen und es plastisch vor sich haben, was er sprachlich schafft. Verse, die man im Kopfe fertig macht, kann man noch eher diktieren als Prosa; und ich könnte auch das nicht, ich würde es auch so noch oft ändern. Ich bin wirklich sehr gewissenhaft im Arbeiten gewesen; ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Versen. [Ich hatte das an dem kleinen Gedichte gesehen, das August Lewald mir in meiner Jugend in Heines Handschrift geschenkt.] Jetzt schreibe ich alles, was ich noch selbst schreibe, mit Bleifeder, und ich weiß oft nicht, wie ich selbst die Sachen zusammenfinden soll. Versemachen ist eine meiner besten Zer-

streuungen in schlaflosen Nächten.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich lasse mir jetzt Knebels Briefwechsel vorlesen. Da hat mich eine Stelle als sehr komisch frappiert. Es ist ein Brief Ramlers, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er sich erst den Gedanken schriftlich exponiert, gleichsam sceniert, und dann das alles gehörig in Verse und Reime bringt. Es ist mir sehr komisch vorgekommen, diese poetische Receptierkunst unserer Väter. Langen Sie doch einmal das Buch herunter“ — er gab genau an, wo es liegen müsse unter den Bücherstößen, welche Schrank und Tische bedeckten — „und lesen Sie es selbst vor.“ Es geschah, und während er mit uns darüber von neuem lachte, fügte er hinzu: „Und doch haben die Leute ein großes Verdienst gehabt: sie haben ihre Verse ordentlich gearbeitet, sie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verse gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen alles aus der Urkraft ursprünglich wachsen sollte, nun! bei denen haben wir auch gesehen, was da gewachsen ist. Als Schlegel dann behauptete: man könne die wundervoll gearbeiteten Elfenchöre in Byrons Manfred nicht übersetzen, da habe ich immer Opposition gemacht. Es ist mit Schlegel und den Romantikern eigen. Man kann sie nicht mehr lesen. Ich wollte mir neulich die ‚Lucinde‘ lesen lassen, ich konnte es nicht mehr überwinden.“

Dann kam er wieder auf seine metrischen und rhythmischen Studien zurück und meinte: „Einer der Neueren hat es ehrlich mit dem Verse gemeint.“ Stahr fragte, ob er an Platen denke? „Nein!“ sagte er, „ich meine nach Platen, den Freiligrath; und auch Herwegh hat schöne reine Verse gemacht.“

Wir schickten uns zum Gehen an. „Nein,“ sagte er, „ich habe mir es überlegt. Klingeln Sie einmal. Ich werde den Sekretär fortschicken und der Mutter abends schreiben, dann kann ich Sie bei mir behalten, bis mein Bad kommt.“ Wir gaben ihm bereitwillig nach.

Als Stahr des teuren Preises der Heineschen Schriften erwähnte, die im einzelnen anzuschaffen ein kleines Kapital erfordern, fragte er ihn zugleich, weshalb noch keine wohlfeile Ausgabe derselben erschienen sei.

„Das liegt darin,“ versetzte Heine, „daß ich Campe alle meine Schriften für eine Jahresrente in Bausch und Bogen verkauft habe, und daß er wohl eine solche Gesamtausgabe erst nach meinem Tode veranstalten wird. Er kann darüber ad libitum schalten. Denken Sie sich, daß ich vor zwei Jahren bei ihm um Dinge angefragt habe, die mir wichtig sind, und daß ich noch heute keine Antwort darauf habe.“

Ich erzählte ihm, wie ich in meiner frühen Jugend unter Schwierigkeiten an seine Gedichte herangekommen, wie mich die Farbe und der Zauber seiner Sprache entzückt und wie ich dann oft erschreckt worden sei, wenn er Gedichte, die ich für den Ausdruck tiefster Empfindung gehalten, mit einem Spott geschlossen hätte. Ich könne es nie vergessen, welchen Eindruck mir zum Beispiel die Schlußworte gemacht:

Und sinken vor dir aufs Knie,
Und sterbend zu dir sprechen:
Madame! ich liebe Sie!

„Das waren keine Grillen oder Launen,“ versicherte Heine. „Ich habe alle solche grelle Dissonanzen mit entschiedenem oppositionellem Bewußtsein gegen die weichliche Gefühlsseligkeit der Schwaben und Konsorten gemacht.“

Stahr sagte: „All diese Gedichte werden vergessen werden, weil sie einer bestimmten Zeit und einer bestimmten, ganz individuellen Geistesrichtung angehören. Was von Ihren Gedichten bleiben und unsterblich sein wird, das sind die rein lyrischen Sachen, die schon jetzt eigentliche Volkslieder geworden sind, wie das Lied von der Lorelei, und „Du bist wie eine Blume“ und viele andere, die man durch ganz Deutschland auf allen Heerstraßen und ebenso in den Gesellschaftssälen singen hört von jung und alt, von hoch und gering.“

Heine zeigte sich davon ebenso gerührt als erfreut. „Davon weiß ich kein Wort!“ rief er, „kein Wort!“

Wir sprachen ihm von Mendelssohns, Triests, Schuberts und Löwes Kompositionen. Er kannte nur das wenigste davon, sagte, daß ihm die Löweschen die liebsten seien, daß ihn diese ganz entzückt hätten und daß er gern ein Instrument haben, bei dem Spiel und Gesang dieser Melodien seiner Lieder sterben möchte. Die vielgesungene Lorelei-Melodie war ihm fremd. Stahr dachte daran, der jungen und großen Sängerin Emmy La Grua, die damals in Paris war und mit der wir viel verkehrten, den Vorschlag zu machen, daß sie einmal mit uns kommen und sie ihm singen solle; wir standen jedoch davon ab, weil wir die Wirkung fürchteten, die es auf den Kranken machen könnte.

Als ich einzelner Gedichte von Heine erwähnt, sagte Stahr, das Gedicht: „Entflieh mit mir und sei mein Weib!“ sei wundervoll und habe ihn immer mächtig ergriffen.

„Es ist aber keine Originalerfindung,“ bemerkte Heine, „und ich habe das auch ausdrücklich dabei gesagt. Ich bin in solchen Dingen immer von der peinlichsten litterarischen Ehrlichkeit gewesen. Andere, selbst Goethe, haben sich weit mehr Benutzung des Vorhandenen erlaubt, und sie haben recht daran gethan. Ich bereue es oft, daß ich es nicht ebenso gemacht habe, denn ich hätte manches Schöne, Volkstümliche dadurch schaffen können.“

Von den Mendelssohnschen Kompositionen kamen wir auf den verstorbenen Künstler selbst, auf die kunstbegabte Beersche Familie und auf Berlin zu sprechen. Er erzählte von ihnen und von anderen Berliner Persönlichkeiten mit großer Lebhaftigkeit und schonungsloser Spottlust, die oft unberechtigt war; aber die Laune und die Ausdrucksweise, mit denen er erzählte, waren bestrickend, wenn schon sein Spotten über alles und jeden demjenigen, zu dem er sprach, die freie Zuversicht des Verkehrs benehmen mußte, weil man sich des Gleichen doch zu versehen hatte. Gegen Berlin gab er eine tiefe Abneigung kund. „Berlin ist mir immer sehr zuwider gewesen; es ist eine so trockene Lüge!“

Es waren ihm Besuche Empfohlener aus Deutschland angekündigt. Er wollte sie nicht empfangen und bat uns, dahin zu wirken, daß man ihn „in Ruhe ließe“. „Ich mag eigentlich keine Deutsche sehen, so gern ich selber in Deutschland wäre, denn sie haben mir immer Verdruß gemacht. Darin haben meine Freunde überhaupt immer etwas geleistet. Erst jetzt wieder die Belgiojoso. Schreibt die Frau in ihren Reisebriefen im National, die reizend sind, daß meine Familie, namentlich mein Vetter Karl, nichts für mich thäte — was nicht wahr ist — und bedenkt nicht, daß mir solche Unwahrheiten verdrießlich und nachteilig sind. Karl Heine ist großmütig gegen mich, und es ist nicht seine Schuld, wenn seine Großmut zuweilen kaum an die Waden meiner Bedürfnisse reicht, da mein Zustand und die dadurch bedingte Haushaltung ungeheuer viel Geld kosten.“

Wir erwähnten des Ball Mabille und des peinlichen und traurigen Eindrucks, den der Anblick dieser Depravation der Schönheit auf uns gemacht habe. Heine meinte: „Sie haben ganz recht. Die Schönheit ist da nur die grüne Decke über einem abgrundtiefen Sumpfe der Civilisation. Es hat mir,“ fuhr er fort, „immer leid gethan, wenn die Häßlichkeit lasterhaft wurde, aber wenn die Schönheit sich ruinierte, that es mir weh. Es ist dies ein Ausschlag des christlichen Spiritualismus. Das Geschlechtsverhältnis ist dadurch unheilbar korrumpiert. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizeiehe des Christentums, und auf der anderen die Depravation, der das Konkubinat anheimfällt, weil es außer dem Gesetz ist und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das alles muß geändert werden. Es ist nur schlimm, daß wir bis jetzt nach allen Seiten hin nur lauter vereinzelte Änderungen erlebt haben, die

dann zum Unglück ausschlugen, weil sie zusammenhanglos waren. So ist z. B. die Jury ohne Preßfreiheit ein Unglück, und Preßfreiheit ohne Jury ebenso. Es hat Leute gegeben, die bei einer Revolution alle Hypothekenbücher verbrennen wollten. Das wäre auch so eine von den halben Maßregeln gewesen, bei denen nur die kleinen Besitzer zu kurz kämen, während die Rothschilde sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Sicherheit bringen würden. Ach nein!" fuhr er fort, „das sind Kindereien; die Welt bedarf einer ganz anderen Radikalkur, einer Radikalumwälzung, eben einer ganz neuen Weltanschauung. Aber wie wird die sein? Was wird sie der Welt bringen? Wann wird sie kommen?"

„Wenn das Christentum sich überlebt und ausgelebt haben wird!" fiel ich ein.

Stahr dagegen schüttelte das Haupt. „Nehmen Sie das Wort von Fanny," sagte er, „nicht so ernsthaft, als es klingen könnte. Sie verfällt im mündlichen Verkehr gelegentlich auch in die Weise der Frauen, eine Sache ohne Überlegung rasch abzuthun, ohne sich klar zu machen, was sie damit gethan und damit zu vertreten hat, obschon sie es im Grunde besser weiß!" Und er wiederholte danach seine Ansicht von der welthistorischen Bedeutung des Christentums, wie er sie im dritten Bande seines „Jahres in Italien" auseinandergesetzt hat.

„Das Christentum wird ohne alle Frage," sagte Stahr, „der Kern sein und bleiben müssen, auf welchem die Zukunft mit ihren Neugestaltungen fortzuarbeiten haben wird, denn es stellt im idealsten Sinne die Lehre von der Gleichheit und von der Nächstenliebe auf. Es hat kein Levitentum, es kennt keine Feinde in denen, die sich nicht zu ihm bekennen, und es bietet denen, die sich nicht zu bescheiden vermögen vor dem Wunder des Seins, des Werdens, des Vergehens, eine tröstliche Vorstellung, welche sie hoffen macht, was sie wünschen. Die Menschheit besteht nun einmal nicht aus lauter starken, in sich beruhenden Geistern. Es ist nicht jeder dazu gemacht, sich vor dem Unbegreiflichen zu resignieren, weil es ein Notwendiges ist — und sich, wenn es nicht weiter geht, ins Schwert zu stürzen! Selbst die Alten gönnten sich in richtiger Erkenntnis der menschlichen Natur und Schwachheit die Vorstellung, daß Liebende sich wiederfänden, wenn der Tod sie getrennt. Es ist nicht jedem gegeben, wie Goethe zu sagen: ‚Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!'"

Es war eigentlich das erste Mal, daß Stahr sich in solcher Weise in Heines Beisein aussprach, und gleichsam sich entschuldigend, setzte er hinzu: „Man soll in Ehren halten, was sich durch nahezu zweitausend Jahre für die Menschheit heilsam bewährt hat, besonders solange man der Allgemeinheit nichts Besseres zu bieten vermag. Was werden kann oder wird, das wird sich ebenso wie das Christentum allmählich vorbereiten und in sich herausbilden — und vielleicht findet sich dann auch wieder einmal der Mann, der es gestaltet und durch die Gewalt seiner Überzeugung auch die Massen für die neue Form gewinnt! Aus der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen, ist freilich nicht geraten! Am wenigsten hier auf diesem Boden, auf dem, wie wir erlebt, man Gott und Religion von Amts wegen ab- und wieder eingesetzt hat, um dann aufs neue in den Hafen des bigottesten Katholicismus einzulaufen."

„Sie haben vollkommen recht!" fiel Heine ein, als Stahr geendet hatte, und es blieb noch eine Weile die Rede von dem Ursprung, der Vergangenheit und der Zukunft des Christentums.

„Das Christentum hat eine große welthistorische Bedeutung gehabt," sagte Heine, „und in dem krassen Materialismus der Zeit, in der es entstand, wäre ich wohl auch ein Christ geworden. Ich habe eigentlich immer eine Vorliebe für den Katholicismus gehabt, die aus meiner Jugend herstammt und mir durch die Liebenswürdigkeit katholischer Geistlicher eingeflößt ist. Einer von diesen war ein Freund meines Vaters und Lehrer der Philosophie an unserer Schule. Er

machte es durch allerhand kleine Kunstgriffe möglich, daß ich schon mit vierzehn Jahren seine philosophischen Stunden mit besuchte, und ich verstand auch alle seine Sachen ganz gut. Er war wirklich freisinnig; trotzdem las er doch, wenn er tags zuvor die freiesten Dinge gelehrt hatte, am Tage darauf im Ornate Messe wie die anderen. Und weil ich so von Jugend auf gewohnt war, Freisinnigkeit und Katholicismus vereint zu sehen, sind mir die katholischen Riten immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugenderinnerung entgegengetreten, und niemals als etwas erschienen, das dem Gedanken der Menschheitsentwickelung schädlich sei. Ich weiß nicht, ob Sie so recht verstehen mögen, wie ich das meine, aber es ist für mich ein unabweisbares, ganz individuelles Empfinden. Zudem knüpft sich auch noch eine andere Jugenderinnerung daran. Als meine Eltern das kleine Haus verließen, in welchem wir zuerst gewohnt hatten, kaufte mein Vater eines der stattlichsten Häuser in Düsseldorf, welches das Onus hatte, bei den Prozessionen einen Altar zu errichten, und er setzte eine Ehre darein, diesen Altar so schön und reich als möglich auszustatten. Das waren denn immer Feiertage und große Vergnügungen für mich, diese Ausstaffierungen des Prozessionsaltars. Es dauerte aber nur, bis die Preußen nach Düsseldorf kamen, da nahm man uns das Recht."

* *
*

Einmal ging Stahr in der Zeit allein zu Heine, und ich gebe diesen Bericht nach seinem Buche. Heine empfing ihn mit den Worten: „Sie haben mich ganz unruhig gemacht, Stahr!" — „Wie das?" — „Ich lasse mir Ihr Italien vorlesen, und bin zwar erst bis Marseille gekommen, aber gerade die Gegend von Arles, wo Sie die allerliebste Episode erleben, kenne ich sehr genau und habe große Sehnsucht danach empfunden. Jene einfache Episode und die ganze Beschreibung haben mich förmlich gerührt. Schade, daß Sie das Museum dort nicht gesehen haben. Es ist ein Bild darin, welches allein eine Reise verlohnte und das ich mir, als ich dort war, gar zu gern hätte kopieren lassen. Ach, es war eigentlich die glücklichste und ruhigste Zeit meines Lebens, als ich damals in die Provence ging. Ich hatte eben einen Teil meiner Arbeiten abgeschlossen, ich besaß für einen Schriftsteller ein namhaftes Vermögen, das ich nachher in der letzten Revolution fast ganz eingebüßt habe, und ging sehr heiter mit meiner Frau auf die Reise. Kaum nach Paris zurückgekehrt, lese ich in allen Zeitungen: ich sei vor Straus geflohen, der mich geohrfeigt habe, und was der Verlogenheiten mehr waren. So hatte ich gleich Ärger die Hülle und Fülle nach der kurzen Freude. Es ist mir doch überhaupt auch viel Unrecht geschehen in meinem Leben."

Um ihn von diesen peinlichen Erinnerungen abzubringen, fragte ihn Stahr nach dem erwähnten Bilde von Arles.

„Bei dieser Gelegenheit," bemerkte Heine, „fällt mir eine Geschichte von einem anderen Bilde ein, welche mir in München passiert ist mit einer Dame, die für mein Gedicht von dem ‚Fichtenbaum auf kahler Höhe' schwärmte. Ich besuchte einmal mit ihr zusammen die Galerie, in der uns ein kleines Bild auffiel. Es stellte ein Mädchen vor, das über dem Lesen eines Buches, das sie auf den Knien hält, eingeschlafen ist und dem ein junger Bursche mit einer Kornähre leise unter die Nase fährt, um es aufzuwecken. Dies Bild ließ ich der Freundin von einem jungen Maler kopieren, und um sie mit ihrer überschwenglichen Begeisterung zu necken, schrieb ich auf das offene Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum."

* *
*

Gustav zu Putlitz, der damals sich auch in Paris aufhielt, hatte den Auftrag erhalten, bei Heine anzufragen, ob er nicht der Witwe Immermanns seinen

Briefwechsel mit dem Verstorbenen ausliefern wolle. Als wir wieder einmal beide zu Heine gingen, sprach Stahr ihm von diesem Wunsche.

„Ich habe keine Zeile mehr davon,“ sagte Heine. „Alle meine Korrespondenzen, die bei meiner Mutter aufbewahrt waren, sowie ein Teil meiner Memoiren und das beste Bild von mir, sind in Hamburg verbrannt. Es ist im Grunde auch nicht viel an solchen Verlusten gelegen. Von Immermanns Briefen habe ich nur einen übrig behalten, den ich Laube als Autograph geschenkt habe. Und doch war das eine Korrespondenz, in die wir beide als Strebende viel hineingelegt hatten, denn wir übten damals gegenseitig einen wesentlichen Einfluß aufeinander aus. Merkwürdig hat man unser Verhältnis in den Immermannschen Biographien fast gänzlich ignoriert.“ Stahr, der selbst ein Lebensbild von Immermann geschrieben, mit dem er auch persönlich bekannt gewesen war und für dessen Düsseldorfer Theaterführung er sich sehr interessiert, mußte Heine bekennen, daß auch er in den gleichen Fehler verfallen sei, weil er Immermanns Verhältnis zu Heine nicht genug gekannt. Heine fragte darauf, ob Stahr seine Kritik von Immermanns Schrift über den rasenden Ajax des Sophokles gelesen, die in den ehemaligen Berliner Jahrbüchern gestanden. Das bejahte Stahr, und Heine sagte: „Ich war, wie mir Immermann schrieb, der einzige, der auf die Bedeutung dieser vortrefflichen Schrift aufmerksam machte, während die klassischen Schriftgelehrten, die Altertumsprofessionisten, hochmütig daran vorbeigegangen sind.“

Das Gespräch wendete sich dann auf Persönlichkeiten der französischen und deutschen Litteratur. Heine sprach mit großer Vorliebe von Alexander Dumas' vortrefflichem Charakter und pries mit Wärme dessen Herzensgüte. — „Die Franzosen,“ sagte er, „haben das mit den Juden gemein, daß sie ganz vorzügliche, daß sie erhabene Menschen sind, treue Freunde, aufopferungsfähig, sogar Principienreiter bis zur äußersten Konsequenz, wie z. B. der wackere und höchst ehrenwerte Gustav Planche, wenn sie gut sind; aber im entgegengesetzten Falle! — Wehe! — Sie sehen, ich bin aufrichtig — machen Sie sich den Schluß auf mich selber!“ setzte er lächelnd hinzu, wollte sich aufrichten, konnte es nicht, und der Schmerz erpreßte ihm einen Seufzer. Wir wollten ihm in die Höhe helfen, er lehnte es ab.

„Das Wehe! kann ich jetzt besser über mich selber ausrufen. Ich kann nur angefaßt werden von einem, der es ausgeprobt hat! Aber ich bin doch noch immer besser daran als der arme Thierry, der völlig blind ist, ebenso fest liegt wie ich und auch nicht einmal mehr die Hände rühren kann. Daß ich dies kann, das hält mich aufrecht, denn es sichert mir meinen freien Willen. Was ich leide, erdulde ich, weil ich's noch ertragen kann — und weil ich meine Schmerzen enden kann, sobald ich will. — Sehen Sie, mit der Hand kann ich auf dem Tische eine Dosis Opium erreichen, nach der ich nicht wieder aufwachen würde, und daneben liegt ein Dolch, den ich noch Kraft genug habe zu brauchen, wenn meine Schmerzen unaushaltbar werden. Daß ich diese letzte Freiheit habe, giebt mir Mut und macht mich gewissermaßen heiter. Aber, wir haben vorhin von Immermann gesprochen; haben Sie die Gräfin Ahlefeld gekannt?“

Wir bejahten das beide. Stahr hatte sie noch in Düsseldorf kennen lernen und berichtete von guten Stunden, die er eben dort mit der trefflichen Frau und Immermann und, wenn ich nicht irre, auch in Bremen verlebt. Ich erzählte ihm, wie ich ein Bild der Gräfin, das von ihr gemacht worden war, als sie noch als Generalin v. Lützow in Königsberg gelebt, in einer befreundeten Familie schon in meiner frühesten Kindheit gesehen und oft vor Augen gehabt hätte, und daß ich, seit ich in Berlin lebe, mich ihres nahen Umgangs zu erfreuen hätte.

„Und wie spricht sie von Immermann?“

„Ich habe sie seiner nie mit einer Silbe

erwähnen hören!" entgegnete ich; füge jetzt aber hinzu, daß sich dies in späterer Zeit geändert hat.

„Wir haben neulich von der Polizeiehe gesprochen," hub Heine an, nach seiner Weise auf frühere Gespräche gern zurückkommend, „und da ist es mir nachträglich an mir selber aufgefallen, daß ich Hippels Schrift über die Ehe nie gelesen habe." Stahr berichtete ihm davon, und beide wunderten sich, daß mein Vater sie mir frühe in die Hand gegeben — so frühe, daß ich eigentlich nichts davon gehabt hatte — ebenso wie von einem Werke Kants, in welchem auch das Verhältnis der Geschlechter zueinander behandelt worden war.

Heine gedachte darauf der „Königsberger", nannte Kant, Hamann, Herder, Hippel, Zacharias Werner, August Lewald, von dem er diesmal mit Liebe und Anerkennung redete, und bezeichnete sie als „eine Specialität wie die Pariser", weit wuchtiger als alles, was das sandige Berlin erzeugt. Seine mir unerklärliche Abneigung gegen Berlin kam wieder zum Vorschein, aber alles, was er sagte, war flüchtig, unruhig. Er kam mir nervenerregter vor als sonst, ich sah auch, daß es Stahr zu beklommen wurde in dem festverschlossenen Raume, und wollte aufbrechen. Aber Heine hielt Stahr bei der Hand fest.

„Nein!" rief er, „bleiben Sie noch, Stahr! und erklären Sie mir den jetzigen Königsberger par excellence, Johann Jacoby. Wie kommt es, daß er weder das Gepräge seiner Vaterstadt noch das des Juden hat, da er, wie man mir sagt, sich mit seiner Abstammung von dem gottgeliebten Volke etwas weiß und seine Vaterstadt wenig verlassen hat."

Stahr gab ihm zur Antwort: „Weil er ein Mensch ist, der im Allgemeinen aufgeht, ein durchaus antiker Charakter, und sicher der selbstloseste Mensch, der mir vorgekommen ist." Wir sprachen darauf von ihm mit aller Liebe und Verehrung, die wir für ihn hegten.

„Welche Gegensätze erzeugt diese Rasse!" unterbrach uns Heine. „Dereinst den Judas dicht neben einem Christus! und neben dem Jacoby, den Sie als die höchste Selbstlosigkeit nennen, einen Ferdinand Lassalle, die inkarnierte Selbstsucht bei eminentester Begabung. Von dem spreche ich Ihnen ein andermal. Aber noch eins von Immermann und der Gräfin! Haben Sie wohl darüber nachgedacht, welch eine geheime Macht den Dichtern die Liebe bedeutender Frauen zuwendet? jene Liebe, welche der Sanktion von außen, von Kirche und Staat nicht bedarf, weil sie ja an sich von Gottes Gnaden ist?" Er nannte Goethe, Tiedge, sprach von der Fürstin Gallizin, Charlotte v. Kalb, kam auf Theresens Verbindung mit Gutzkow zurück und schloß mit der Bemerkung, daß er es nicht recht begreifen könne, wie Immermann nach der langen Verbindung mit der Gräfin sich habe zu der Ehe mit einer so viel jüngeren Frau, überhaupt zu einer Ehe entschließen können.

Und Sie? wollte ich eben fragen, in dem Gedanken an sein „großes, freies, ideales Liebesglück", von dem er einst zu mir und Therese und ebenso jetzt zu Stahr und mir gesprochen. Da trat, wie durch eine Fügung, Madame Mathilde herein und hinderte mich das Wort auszusprechen, und ich war des froh. Denn der Gattin Immermanns neben Mathilde Heine vergleichend zu gedenken, würde ich mir nicht vergeben haben.

Wir gingen endlich von dannen. Heine reichte uns die Hände. „Sie werden immer mehr in das Pariser Leben hineinkommen," sagte er, „und dann werden Sie mich eine Weile vergessen, und wenn Sie sich dann auf mich besinnen und kommen, so werde ich begraben sein. Thun Sie das nicht, sondern kommen Sie bald wieder!"

Im Fortgehen sagte ich zu Stahr, was mir eben bei dem Eintritt von Heines Frau durch den Sinn gegangen war und wie ich mir innerlich selbst das Wort von Scribe zugerufen: Il y a pour les sots des hazards qui ont de l'esprit!

Stahr lachte. „Nebenher," meinte er, „war die heutige Episode des Frauenlobs

wahrscheinlich auf deine Liebe für mich gemünzt; er traute sich nur nicht damit heraus." Ich hatte die gleiche Empfindung gehabt, und Stahr sagte: „Wir haben übrigens beide ihm für seine Art sich uns zu geben nur zu danken; aber was er von den beiden Extremen im Charakter der Juden und der Franzosen sagt, trifft auch ihn selber in gewissem Sinne in seiner Doppelnatur. Wenn er ernst und wahrhaft ist, kommt die Wahrheit oft mit schlagender Gewalt zum Durchbruch. Dann überwältigt er, daß man sich ihm gern hingiebt — und die Geistesgröße, mit der er seine Leiden trägt, ist bewundernswert."

Er hatte uns beiden tiefe Teilnahme für sich eingeflößt, und ich wurde die Empfindung nie los, daß es ihm an der rechten Liebe und Pflege gebreche, deren er so dringend nötig hatte. Ich will gern glauben, daß Frau Heine gethan hat, was sie konnte, und ihren Mann geliebt hat, so gut sie es konnte; aber in ihr irgend etwas mehr zu sehen als die leerste Äußerlichkeit, dazu habe ich es bei gutem Willen niemals bringen können; und ich habe Mädchen aus dem Pariser Volk gekannt, die ihr an Herzensbildung, an Feinheit des Empfindens, an guten Manieren unverhältnismäßig überlegen gewesen sind. Es war ein guter, edler Zug in Heine, daß er seine Frau in den Augen der anderen zu heben suchte, denn er muß sehr viel entbehrt haben neben ihr, wenn mein Empfinden mich nicht getäuscht hat, was ich nicht glaube.

* * *

Das nächste Mal war Stahr allein bei Heine. Ich gebe seine Erinnerung auch hier wieder in Stahrs Worten nach dem gedruckten Buch:

Heine lag, mit einem schwarzseidenen Mantel bedeckt, auf einer Couchette und klagte, daß er in den letzten Nächten fast gar nicht geschlafen habe vor großen Schmerzen. Dabei entfuhr ihm zum erstenmal der klagende Ausruf: „Ach, warum muß eine Menschenkreatur so viel leiden!" Auch schien ihm das Sprechen beschwerlicher als sonst zu sein, und er sprach manche Buchstaben undeutlich aus. Aber selbst in diesem Zustande drang er darauf, daß ich wenigstens eine kleine Weile bei ihm bliebe. Seine Frau kam herein. Sie war zum Ausgehen angekleidet und hatte noch etwas zu fragen. Als sie fortgegangen war, sagte er: „Sie ist das beste Weib von der Welt" (er sprach überhaupt gern und lobend von ihr und ihrer treuen Pflege), „aber es ist doch gar keine Autorität im Hause, seit ich krank bin. Diese französischen Dienstleute sind alle gleich. Jeder will für möglichst wenige Arbeit möglichst viel Geld erhalten. Überhaupt haben die Franzosen alle gar keinen Begriff von Pflichten, nur von Rechten; man wird sehen, wie weit sie damit kommen!" Als ihn bald darauf die von mir auf seinen Wunsch herbeigerufene Wärterin wieder in sein Bett brachte, wobei die kleine Person den einst so stattlichen Mann wie ein achtjähriges Kind auf den flachen Armen vor sich hintrug, sagte er, ohne Zweifel meine Empfindungen bei diesem Anblicke ahnend, obschon er mich nicht sehen konnte, halb komisch, halb seufzend vor sich hin: „Sic transit gloria mundi." Mir standen die Thränen in den Augen.

* * *

Bei unserem folgenden gemeinsamen Besuche fanden wir Heine bedeutend wohler. Er hatte gut geschlafen, sein Vorleser war bei ihm, er hatte Stahrs „Jahr in Italien" in der Hand.

„Ich lasse mir täglich ein paar Kapitel daraus vorlesen, denn es ist auch persönlich sehr interessant. Man hat immer den gebildeten, wohl vorbereiteten Norddeutschen vor sich und freut sich seiner freudigen Verwunderung über die südliche Natur. Die Griechen aber haben Sie doch zuweilen überschätzt, ich habe es auch gethan, sie waren doch im Grunde herzlos, wie Goethe auch, der ja nur zu-

fällig ein Deutscher war. Es ist sehr viel Schönes darin, aber eines fehlt, der Charlatanismus. Mich entzückt die Wahrhaftigkeit, die ich überall nachfühle und mit der Sie Ihren Eintritt in Rom und Ihren Aufenthalt in Arriccia schildern, aber die Masse bedarf des Charlatanismus — eines ganz absonderen, den Sie namentlich bei der Schilderung des Meeres hätten brauchen sollen, um auf die Allgemeinheit noch mehr zu wirken. Man wirkt nur, indem man die Begriffe benutzt, die der Menge bekannt sind, und Sie haben Ihre eigenen extendierten Begriffe bei solchen Schilderungen vorausgesetzt. Der Charlatanismus, den ich meine, besteht darin, sich zur Anschauung der Menge herabzulassen." — Einer von uns bemerkte, daß Heine freilich der Dichter des Meeres par excellence sei. — „Ich habe es aber dabei gerade am schwersten gehabt, denn wer kannte damals das Meer? — Jetzt ist das ein anderes, jetzt kennt es jeder, aber damals schilderte man etwas ganz Unbekanntes, wenn man das Meer beschrieb, und das ist immer mißlich. Ich mußte mich, weil ich es obenein in Versen beschrieb, an das Banalste halten. In Prosa, in dem Buche über Börne, habe ich Briefe aus Helgoland geschrieben, die sehr viel Schönes enthalten!" — Stahr erzählte ihm, daß er in demselben Hause in Helgoland gewohnt, in dem Heine gewesen, und fügte hinzu, der alte Lotse dort, der Leihbibliothekar ist, habe ihm gesagt, „der Doktor Heine war ein sonderbarer Mensch, sehr sonderbar — er konnte keine Uhr ticken hören, wir mußten sie alle anhalten." Heine sagte lachend: „Das ist wahr! ich habe es nie leiden können und glaube jetzt, daß es doch schon ein Stück Nervosität gewesen ist. Wenn ich übrigens an meine damaligen Seeaufenthalte denke, kommt es mir selbst fabelhaft vor. Einmal war ich ganz allein ein paar Wochen mit dem Schulmeister, nachdem schon alle Leute weg waren, in Langeroog. Endlich wurde es mir zu lang, mein Hauptgepäck hatte ich schon früher abgeschickt, und nun wollte ich mit einemmal mit meinem Bündel fort, über Wangeroog durch Oldenburg nach Hamburg. Es vergingen aber Tage, ehe ein Schiff kam. Ich ließ mich nach dem ersten Schiff, das kam, hinrudern und saß nun auf dem Schiffe. Indes wir hatten Windstille, und der Kapitän konnte nicht in See und wollte nicht ans Land. So blieben wir immer an der Küste liegen, bis ich's nicht mehr aushielt und die Ebbe benutzte und mit meinem Bündel auf dem Kopf das ganze Ende bis ans Land zu Fuß durchs Meer ging. Nachdem war ich wieder einmal allein mit dem Schulmeister in Langeroog; da haben sie mich in die Siedels gefahren. Gott, ist das ein merkwürdiges Leben! — Wenn ich das alles damals hätte in Gedichten beschreiben wollen, hätt's keiner verstanden, eben weil sie es nicht kannten — übrigens kommt's mir selbst unglaublich vor, wenn ich jetzt daran denke, daß ich mit meinem Bündel auf dem Kopfe, die Flut zuletzt dicht hinter mir, zu Fuß durch die Nordsee gegangen bin." Adolf fragte ihn, ob er in Oldenburg gewesen sei? — „Ich denke ja, denn ich erinnere mich, daß ich die Kirche dort für das Theater gehalten habe." — Das war mir und Stahr seiner Zeit auch passiert.

Er kam dann nochmals auf Stahrs Italien zu sprechen: „Wenn Sie wüßten," sagte er, „wie es thut, wenn man so liest vom Bergsteigen und liegt hier fest! — und denken Sie, ich bin nie nach Rom gekommen, ich habe Rom nie gesehen! — Es war etwas Wunderbares, daß ich nicht hinkam. Als ich in Oberitalien war, kam ich direkt von London und hatte nach Rom gewollt, fand aber, daß ich kein Geld hatte. Denn daß ich ein ganz Teil englischer Banknoten, die ich von London übrig behalten, in Italien verkaufen könne, fiel mir erst ein, als ich wieder in Deutschland war. Das wäre aber noch zu beseitigen gewesen, indes mich überfiel eine so plötzliche, krankhafte Sehnsucht nach meinem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und mitten darin umkehrte.

Es war anscheinend etwas Grundloses, ich konnte mir aber nicht helfen. Unterwegs erhielt ich einen Brief meines Bruders, der mir schrieb, daß unser Vater lebensgefährlich krank sei und daß ich bei Herrn Textor in Würzburg Nachricht finden und das weitere erfahren würde. Ich fuhr also augenblicklich nach Würzburg, und wie ich dort ankam, war mein Vater tot." Er hielt eine Weile inne, dann sagte er: „Er war ein vortrefflicher Mann, und ich habe jahrelang den Verlust nicht begreifen, ihn nicht verschmerzen lernen. Es ist sonderbar, daß man nie an den Tod eines Menschen glaubt, den man nicht hat sterben sehen, daß man nicht glaubt, ein Mensch, den wir lieben, könne sterben. Man sagt sich wohl, es könne geschehen, glauben thut man's nicht, und das ist ein Unglück; denn darum behandeln wir unsere Geliebten nicht so gut, als wenn wir dächten, daß wir sie verlieren können. Man ist überhaupt lange nicht gut genug zueinander. Und sehen Sie, weil meine Frau nie hat denken können, daß ich sterben werde, hat sie mich immer abgehalten, mich in eine Lebensversicherung einzukaufen, was ich jetzt, wie Sie begreifen werden, sehr bedaure."

Wenn man Heine in solcher Weise sprechen hörte, kam eine Herzensgüte zum Vorschein, die man ihm in anderen Augenblicken nicht zuzutrauen vermochte; und doch hatte sich das geistige Interesse, das wir an ihm zuerst genommen, von einem Besuche zum anderen mehr und mehr in einen liebevollen Anteil verwandelt, so daß wir uns einen Vorwurf daraus machten, wenn wir eine Woche vergehen ließen, ohne bei ihm gewesen zu sein.

Als er seiner Sorge um die Zukunft seiner Frau gedacht, setzte er hinzu, er habe überhaupt nichts mehr als Sorgen und werde von Deutschland aus geplagt und gequält, mehr als ein Gesunder es ertragen könne. „Da schicken mir die Buchhändler neue Bücher mit der genauen Anzeige, in welchen französischen Journalen ich sie anzeigen soll, obschon sie wissen, daß ich seit Jahren krank liege. Natürlich muß ich die Bücher wegschenken, da ich in der kleinen Wohnung nur meine notwendigsten Sachen unterbringen kann. Die nächste Folge sind dann grobe Briefe. Sie befehlen mir, die Bücher zurückzuschicken — und das ist noch das wenigste. Dieser Tage hat mir ein Buchhändler geschrieben, ich solle ihm für seine Frau, die ich gar nicht kenne, eine Kammerjungfer besorgen — und der einzige Buchhändler, der mir schreiben sollte, der einmal reich werden wird durch meinen Tod, der schreibt mir nicht und läßt mich in den größten materiellen Verlegenheiten stecken in diesen Jahren, in denen er weiß, daß ich mir nicht helfen kann. Dazu wollen die Menschen noch immerfort Unterstützungen von mir haben. Schreibt mir dieser Tage ein junger Mensch, den ich mit Not und Mühe von hier fortgeschafft, er habe wieder eine Dummheit gemacht, sich wieder irgendwo festgekneipt und sei in einer Lage, in der man ihm allerdings helfen muß. Ich nehme also eine Summe, die ich mich in anderen Zeiten geschämt hätte, ihm anzubieten, die jetzt aber eine Summe für mich ist, und schreibe dem Bankier, ihm für die Summe eine Anweisung zu schicken. Denken Sie, da schickt ihm dieser Esel, Gott weiß durch welch Versehen, eine weit größere Summe, und als ich das durch den Postzettel nach Abgang des Geldes erfahre und verlange, der Bankier solle die Summe auf sich nehmen, um die er mich durch sein alleiniges Versehen gebracht hat, weigert er sich dessen, weil er sich sehr richtig sagt, daß ich in meinem miserablen Zustande ihn nicht verklagen kann. — Ach!" rief er, „Sie glauben nicht, was mir alles auf dem Halse liegt und wie viel Geld mein Zustand verschlingt, obschon die Leute mich bedauern würden, wenn sie ahnten, wie eingeschränkt ich mich behelfe. Beiläufig," unterbrach er sich, zu mir gewendet, „da Sie öfter in Hamburg gewesen sind: kennen Sie die Heinesche Familie?"

Ich sagte, daß ich seinen Onkel Salomon Heine in Berlin im Hause des Seehandlungsagenten und späteren Präsidenten

Blach ein paarmal gesehen und gesprochen, und daß ich seine Cousine Amalie Heine, die in Königsberg an einen gebildeten Privatmann aus sehr angesehener Familie, an einen Herrn John Friedländer, verheiratet sei, in meinen früheren Zeiten viel gesehen, daß sie dort für Heines Jugendliebe gegolten, daß sie mir als eine liebenswürdige Frau erschienen, und ihr sehr gut aussehender Mann, der älteste Bruder meiner Jugendfreundinnen, mir ein Gegenstand großen Anteils gewesen sei, weil er seiner Zeit als freiwilliger Jäger die Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht habe und die „Freiwilligen“ in unserer Kindheit und Jugend uns an und für sich Gegenstände der Verehrung gewesen wären, ungefähr wie Achill oder andere Helden der Vorzeit.

Heine lächelte. „Wie jung sie ist!“ sagte er zu Stahr, und zu mir: „Ich glaube, Sie sind eine Schönseherin — und Sie haben doch die Geißel der Satire hart genug geschwungen!“

„Aus Überzeugung! Aber Bewundern ist angenehmer,“ antwortete ich ihm, „und ich halte es mit Stahr, der, wenn die Leute beim Betrachten eines Kunstwerks mit Tadel beginnen, ihnen immer sagt: ‚Warum seht ihr zuerst die Fehler? seht das Gute und Schöne, es kommt mehr dabei heraus!‘“

„Halten Sie es so mit mir!“ rief er, „beide!“ und reichte uns die Hände hin.

Moritz Hartmann kam dazwischen, und das Gespräch wendete sich auf den Unterschied zwischen Norddeutschland und Österreich. Heine sagte, er habe immer ein starkes Heimatsgefühl und in diesem eine besondere Vorliebe für die norddeutschen Heideländer gehabt. Er wollte von uns wissen, ob sie mit der Campagna Ähnlichkeit hätten, und worin sie sich, abgesehen von Licht und Luft, von dieser unterschieden.

„Mir gefällt alles in der Heide, die Menschen, der Boden, die Weiber, alles! Und am liebsten hatte ich Amsterdam, wo die Originale aller meiner Ideale herumlaufen, alle Bilder von Jan Steen, dessen Leben ich immer einmal habe nach seinen Bildern schreiben wollen, wenn ich dazu gekommen wäre, einmal alles zu sehen, was dieser heiterste Mensch gemalt hat. Es hat mir immer so gefallen, daß er seine erste Frau, die ihn wegen seines Trinkens ausgezankt, in einem seiner besten Bilder als Betrunkene gemalt hat. Daß ich dies Buch und mein bestes Gedicht, den Till Eulenspiegel, nicht geschrieben habe, wird mich ewig schmerzen.“

Einer von uns dreien fragte, wie das hätte werden sollen?

„Ich hätte es antiquarisch behandelt in Bezug auf die Person des Till; und darauf kennen Sie mich, ich hätte es gründlich gemacht, daß die Sache damit zum Abschluß gekommen wäre, und es wäre ein gelehrtes Werk geworden! Dann aber hätte ich mich in den Till gesteckt und hätte alles gesagt, was ich irgend auf dem Herzen hatte über Gott und alle Welt. Gott, was hätte ich von Ihrem König gesagt! Was hätten sie zu hören bekommen, die Gutzkow und Laube —“

„Und wir!“ fiel Hartmann ihm lachend in die Rede.

„Sie haben alle drei noch nichts auf dem Kerbholz bei mir, und jetzt, wo ich so elend bin, habe ich ja von den Menschen nichts mehr zu fürchten, und von Ihnen dreien ganz gewiß nichts!“

Es lag trotz des warmen Anteils, den er uns einflößte, doch wieder einmal etwas in dem Ausruf, das uns aufröstelte, aber feinfühlig, wie er war, empfand er das sofort und fragte Hartmann rasch nach dem Herausgeber eines deutschen Museums, von welchem dieser ihm einmal gesprochen hatte. Hartmann nannte Prutz. Heine fing über diesen zu scherzen an, kam dann auf Ruge. Stahr wollte ihn hindern, etwas gegen diesen zu sagen, das er nicht ungerügt hätte hingehen lassen können, und bezeichnete beide Männer, Prutz und Ruge, als ihm werte Freunde.

„Ruge ist ein sehr honetter Charakter,“ entgegnete Heine, „aber ein drolliger Kauz. Erst machte er sich die Mühe, mich in seinen Hallischen Jahrbüchern totzuschla-

gen, danach besuchte er mich in Paris und erzählte mir, daß er mich gemordet habe und daß es ihm im Grunde doch leid thue. Ich beruhigte ihn darüber. ‚Machen Sie sich keine Reue darüber, lieber Ruge,‘ sagte ich, ‚ich habe es hier in Paris gar nicht gemerkt.‘“

Solche Sachen brachte er mit einem so köstlichen Humor heraus, daß er geradezu unwiderstehlich war und das Wort von dem ungezogenen Liebling der Grazien wie auf ihn gesprochen schien.

So frisch wie in den Stunden mußte man ihn gesehen haben, um sich vorzustellen, was er gewesen.

„Sie glauben nicht,“ rief er uns noch nach, „wie schwer man Leute fortgehen läßt, wenn man immer, wie ich, sich denken muß, daß man sie nicht wiedersieht.“

* * *

Es war bald danach, als wir Heine einen Brief von Varnhagen zu bringen hatten. Heine erschien mir wohler, als ich ihn während dieses unseres ganzen Aufenthaltes in Paris gesehen. Er empfing den Brief heiter und verlangte, daß ich ihn erbrechen, daß wir ihm denselben vorlesen sollten. Wir wehrten uns dagegen beide, da die Sache eben zwischen diesen beiden Männern und auch in Bezug auf uns ihr Bedenken haben konnte und in gewissem Sinne auf eine Verletzung des brieflichen Vertrauens hinauslief. Heine wendete ein, daß jeder, der ihm in seinem Zustand schreibe, sich voraussagen müsse, daß der Brief von ihm selber nicht gelesen werden könne, und Stahr entschloß sich dann auf gut Glück, ihm seinen Willen zu thun.

Der Brief erging sich stellenweise in religiösen Phrasen, die offenbar auf Heines vorausgesetzte Bekehrung zum Glauben berechnet waren. Einmal hieß es etwa: „Daß Sie leiden und gehemmt sind, liebster Heine, das gehört zu dem Schmerzlichsten, was ich erlebe. Ihnen, gerade Ihnen, teuerster Heine, hätte das nicht widerfahren dürfen. Aber wir haben es nicht nur mit Gott, sondern leider auch mit den Menschen zu thun. Hätten wir es ganz allein mit ihm zu thun, wie glücklich wären wir! Ach! er ist ganz Gnade, Liebe, Leutseligkeit“ u. s. w.

Heine lachte laut auf. „Der alte Schelm!“ rief er, „woher weiß er denn das?“ Stahr hörte zu lesen auf, denn auch wir hatten den sonderbarsten Eindruck von diesen Äußerungen, aber Heine wollte die Fortsetzung hören, und wie denn nach einigen anderen Mitteilungen der Brief gegen das Ende ging, kam die Äußerung vor: „Ich halte mich ganz und gar an die Vorsehung, das ist zum Beobachten und Durchkommen der beste Platz!“ da erklärte ich, daß dieser Ausspruch für mich keinen Sinn hätte und mir unverständlich sei.

„Wie das?“ meinte Heine, „ich verstehe es ganz gut, denn eine Vorsehung muß es doch geben.“

Ich sah ihn wohl verwundert an, konnte auch aus seinem Tone nicht entnehmen, was er eigentlich denke. „Ja!“ rief er, „ich habe noch gestern mit Hermann Frank davon gesprochen. Sehen Sie, daß es ein höchstes Wirken, ein höchstes Wesen giebt, darauf weist den Menschen seine ganze Natur hin. Geben wir, wie wir müssen, dies letzte Wirken zu, so müssen wir ihm auch eine Individualität geben und diese reich und edel ausstatten!“

„Das letztere versteht sich, wenn man das erstere zugiebt, ganz von selbst und ist unvermeidlich,“ fiel Stahr ihm ein, „und der ganze Deismus und die Unsterblichkeitslehre kommen nach. Es bleibt nur zu beweisen, daß die erste Supposition eben beweisbar ist, daß das Goethesche ‚und weiß nun, daß wir nichts wissen können‘ zu widerlegen ist! Aber Sie wissen, daß ich, wie ich Ihnen und Fanny es neulich erst ausgesprochen, jedem den Trank gönne, der ihm den Durst löscht, und es für ein Vergehen halte, ihm den Becher von den Lippen zu ziehen, aus dem er seine Erquickung schöpft.“

So sprachen sie noch eine Weile hin und her, und auch ich hatte nicht die

Überzeugung, daß Heine glaube, was er sage. Weshalb er es sagte, darüber war ich mir nicht im klaren; vielleicht trachtete er sich selber zu überreden, vielleicht wollte er uns veranlassen, das letzte vor ihm auszusprechen. Wir hatten keinen Grund, es vor ihm zu verbergen.

An einer anderen Stelle seines Briefes äußerte Varnhagen sich, wie wir es von ihm zu hören gewohnt waren, sehr entschieden über „das vormärzliche junge Deutschland“ und über seine eigenen politischen Gesinnungen, die wir kannten. Er schrieb: „Fast das ganze vormärzliche junge Deutschland hat keinen nachmärzlichen Mut bewiesen und keine nachmärzliche Ehre erworben. In Hofstellen und Ministerialzeitungen haben sie sich untergebracht und sind im glücklichsten Falle Gothaer geworden, die ich erst recht von Herzensgrund als ein Elend ansehe für Deutschland, wo in der Kleinstaaterei das reinste Stück Zeug in dem Herumschmeißen über die und jene Grenzen so leicht zum elenden Lappen wurde. Ihnen zum Troste will ich aber sagen, ich bin und bleibe, der ich war und als den Sie mich gekannt haben. Man zwingt uns zum Frondieren — bleiben wir Frondeurs!“ Er hatte fast das Gleiche öfter auch gegen uns ausgesprochen, hielt sich auch sehr entschieden zur Partei der Bewegung, und wir sowohl als Heine wußten, auf wen diese seine Äußerungen gemünzt waren.

„Bei der Gelegenheit,“ bemerkte Heine, „muß ich Ihnen doch erzählen, daß ich mir alles vom Herzen diktiert habe, was ich gegen die alten, sogenannten Gesinnungsgenossen, wie ich Ihnen gesagt, auf dem Herzen gehabt. Es ließ mir keine Ruhe, und der Brief wird gewiß nicht zu hart gewesen sein; denn wenn ich wirklich zornig war, bin ich nie hart gewesen. Ich war es nur, wenn ich mich künstlich in Zorn hineinritt; und ein starker unegoistischer Zorn gegen Unwahres, Schlechtes ist etwas Heiliges, dem man zu willfahren hat.“

Am Schlusse von Varnhagens Briefe fand sich die Wendung: „Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, so doch dort!“

„Hier, wenn ich bitten darf!“ rief Heine; „denn so sehr ich an Fortdauer glaube, so habe ich doch eigentlich ein geheimes Grauen vor der leidenschaftslosen Seligkeit und Ewigkeitsfreude. Wenn ich so ohne Körper als Lichtgestalt im Blauen umherschwebte und mit einemmal im Äther als reine Tugendgasflamme in alle Ewigkeit zu brennen und zu leuchten anfinge, Gott, das wäre schrecklich. Ich habe mich aber aus Vorsicht im Leben mit so viel Leidenschaft beladen, daß ich die ätherreine Seligkeit und ihre Langeweile eigentlich nicht sehr zu fürchten brauche.“

Er war in eine geradezu übermütige Stimmung geraten und zeigte die Lust, sich an und mit Varnhagen zu messen, mit der Heiterkeit eines Jünglings, der sich einem Gegner gegenüber findet, dem er sich überlegen glaubt. Aber es war kein Übelwollen dabei im Spiele; „denn,“ sagte er, „im Grunde ist's ja eine Höflichkeit. Er meint meine Sprache mit mir reden zu müssen, weil ich krank bin. Schreiben Sie ihm doch, daß ich das empfunden habe, ihm danke — und daß auch ich noch der alte bin!“

(Schluß folgt.)

Das alte blau und weiße Porzellan.

Unter den Gegenständen, welche von Sammlern besonders hochgeschätzt werden, giebt es einige, deren Klassifizierung nicht ganz leicht ist, da sie weder mit vollem Rechte zu den ethnographischen Seltenheiten gezählt werden dürfen, noch auch zu den eigentlichen Kunstwerken gehören, wenigstens nicht in dem Sinne derjenigen Anschauung, welche den Wert der Kunstprodukte nach ihrem Verhältnis zu dem ästhetischen Kanon schätzt, der in den klassischen Werken der verschiedenen Glanzperioden wurzelt. Solche Gegenstände repräsentieren zuweilen eine verloren gegangene schöpferische Thätigkeit, bei welcher eine besondere technische Fertigkeit mit dem Sinn für charakteristische Gestaltung verbunden war, und der Kenner hält sie nicht nur hoch, weil ihre Zahl eng begrenzt ist, sondern doch auch ihrer Eigenart in der Erscheinung wegen.



Cylinderförmige Vase; Mittelstreif mit blauem Grunde und weißen Drachen.

So hat das Interesse für die echten alten chinesischen Porzellangefäße mit blauer Malerei in jüngster Zeit in England einen ungemein hohen Grad erreicht, und der Eifer, welcher von den Liebhabern dieser weltberühmten und seltenen Gegenstände zu deren Erwerbung aufgewendet wird, dürfte Uneingeweihten als die neueste aller kostspieligen Sammlermanien erscheinen. Doch haben wir es im Grunde nur mit dem Wiedererwachen einer sehr alten Liebhaberei zu thun, welche nicht nur auf eine Kuriosität gerichtet ist, sondern wenigstens den Vorzug des guten Geschmacks besitzt. Schon in vergangenen Zeiten standen diese hochgepriesenen Kunstartikel dermaßen in Gunst, daß eine sehr große Anzahl derselben den Weg nach Europa gefunden hat, so daß viele Sammlungen, öffentliche sowohl als private, deren aufzuweisen haben. Wurde doch auch kürzlich bei Gelegenheit des Todes des Herrn v. Rothschild in Frankfurt unter den kostbarsten Stücken seiner berühmten Sammlungen einiger alter chinesischer Vasen Erwähnung gethan.

Auf die früheste direkte Einführung dieses kostbaren Porzellans in Europa kommen wir später zurück; in England

wird es zuerst erwähnt bei Gelegenheit einer vom Jahre 1506 datierenden Mitteilung über den zufälligen Besuch Philipps von Österreich und seiner Gemahlin Johanna, König und Königin von Kastilien, wobei der König dem Sir Thomas Trenchard orientalische Porzellanschalen schenkte, von denen Marryat als noch im Besitz der Trenchardschen Nachkommen befindlich spricht und welche laut weiteren Berichten blau und weißes Porzellan aus Nanking sind.

Um die neuentstandene Liebhaberei für diese Ware und die für einzelne Exemplare derselben gezahlten Preise begreiflich zu finden — denn die Preise dürften dem großen Publikum in keinem Verhältnis zu der schlichten Einfachheit der Gefäße erscheinen —, darf man nicht außer acht lassen, daß bei den so hoch gepriesenen Gegenständen ganz specielle Eigenschaften vorausgesetzt werden. Die für Liebhaber begehrenswerten Stücke sollen aus der feinsten, vollkommen weißen Masse von völlig gleichartiger Mischung hergestellt sein und sich so glatt anfühlen wie der glänzendste polierte Marmor; die Form des Gegenstandes muß so anmutig und zart wie nur möglich sein; Umrisse und Oberfläche dürfen nicht die geringste Unregelmäßigkeit zeigen; die blaue Farbe muß äußerst frisch und klar sein und so tief in die Masse des Porzellans eingedrungen, wie sich die Färbung des Achat darstellt; die Glasur, welche zur Bewahrung, zum Schutz und zur Erhöhung aller dieser Vorzüge dient, soll farblos sein und die Oberfläche so blank erscheinen lassen, daß sie poliertem Stahl gleicht; kommt nun hierzu noch der in der Zeichnung der Gestalten und der Verzierungen bestehende Wert und finden wir alles dies in einem jener Schaustücke vereint, so wird dasselbe nicht nur den Kenner befriedigen, sondern auch der Laie wird daran eine eigenartige Schönheit gewahren, welche die Bewunderung sofort erregt. Es spricht auch noch etwas für die hohe Gunst, in welcher diese Thonwaren stehen, und dies ist der Umstand, daß es bisher noch nicht gelungen ist, dieselben wirklich nachzumachen. Die alten Fabrikate von Delft sind am meisten geeignet, das Auge durch ein gewisses ähnliches Aussehen auf den ersten Blick zu täuschen. Doch haben sie weder



Becher, in der Mitte bauchig geformt; auf dem Rumpf ein Großer, Huldigung empfangend, auf dem Halse Krieger.

im Material noch in der Färbung eine wirkliche Ähnlichkeit, denn die Substanz der Delfter Kopien besteht in einem leichten, lockeren und sehr zerbrechlichen Thon, welcher nicht geeignet ist, die Farbe aufzusaugen. In modernen Kopien haben sich alle möglichen Nachahmer versucht. Den Deutschen und Franzosen sind, obwohl es ihnen nicht an Scharfsinn mangelt, die angestellten Versuche gänzlich fehlgeschlagen. Und was die Chinesen und Japaner von heute betrifft, die zwar den Vorteil genießen, daß ihre Industrie eine lokale, seit undenklichen Zeiten überlieferte ist, welche noch immer nach den uralten Gebräuchen und Vorschriften betrieben wird, so ist gerade bei ihnen die Kunst in einen solchen Verfall geraten, daß die jetzt gelieferten Nachbildungen, mag man auch die alten Stücke noch gewissermaßen als Vorbilder benutzen, auch nicht den Allerunwissendsten auf diesem Kunstgebiete im geringsten täuschen könnten.

Die Bewohner des „Himmlischen Reiches" haben den Ton ihres Blau mit der Farbe des Firmamentes nach dem Regen verglichen. Da man weiß, daß die chinesischen Kenner die auserlesenen Stücke des edlen blau und weißen Porzellans (welches sie passenderweise als „himmlische Ware" betrachten) in ihren unzugänglichen Kunstkammern vor den Blicken der Welt verborgen halten, so entsteht die Frage: Wohin soll der Forscher sich wenden, um diese wunderbaren Schöpfungen der Töpferkunst zu sehen und zu studieren? Infolge der Nachfrage, die sich in Europa herausgestellt und deren Beginn wenigstens dreihundert Jahre zurück liegt, ist ein stetiger Import entstanden, dem wir einen Vorrat von den gesuchten Kunsterzeugnissen verdanken, der sich völlig genügend erweisen dürfte, wenn es nicht den energischen amerikanischen Sammlern, welche sich augenblicklich als die begeistertsten Liebhaber dieser Seltenheiten zeigen, in ihrem von der Macht des Dollars unterstützten Unternehmungsgeist gelingt, bald alles blaue Porzellan nach den Vereinigten Staaten zu ziehen. In Holland ist es noch reichlich vorhanden; indessen selbst dort ist es nicht mehr mit Leichtigkeit oder für mäßige Preise



Vase mit Deckel, zu einer Garnitur von fünf Stücken gehörig.

zu beschaffen. Im Moritzhaus im Haag befindet sich das Königliche Museum, welches eine äußerst sehenswerte und auf auserlesene Exemplare beschränkte Sammlung von chinesischem Porzellan enthält;

auch viele Privatsammlungen haben die Niederlande, namentlich Friesland, aufzuweisen. Die Abteilung für blau und weißes Porzellan der berühmten Dresdener Sammlung (Band V des Verzeichnisses) ist wahrscheinlich die älteste eigentliche Sammlung dieser Art in Europa, was den orientalischen Teil betrifft. Die Gegenstände wurden größtenteils von 1694 bis 1705 durch August den Starken zu-



Große Zuckerdose, mit Muster von Tigerlilien bemalt.

sammengebracht. Sie dienten hauptsächlich zur Ausschmückung des Holländischen Palastes, der später den Namen „Japanisches Palais" erhielt. Unter den Schätzen des Grünen Gewölbes befanden sich unter anderem fünfzehn schöne Vasen. Diese Sammlung ist jetzt in dem Johanneum untergebracht. In London besitzt das Britische Museum die in umfassender Weise zur Belehrung geeignete Sammlung des Herrn Augustus W. Franks, Fellow (leitendes Mitglied) of the Royal Society (Akademie der Wissenschaften) und Fellow of the Society of Arts (Gesellschaft der Künste), welche dieser Herr der englischen Nation großmütig zum Geschenk gemacht hat. Drei der unserem Artikel beigefügten Illustrationen zeigen Stücke dieser wertvollen Sammlung. Die Orrocksammlung, vielleicht die schönste in unserer Zeit, und nur ausgewählte Stücke des blau-weißen Porzellans enthaltend, wurde kürzlich von dem South-Kensington-Museum erworben. Interessant ist auch die im Schloß Hampton-Court aufbewahrte Anzahl von Schaustücken, die Überbleibsel einer Sammlung, welche dem Vernehmen nach ursprünglich für Wilhelm III. von England beschafft worden ist. Die Sammlung im Blenheim-Palast hat lange Zeit für eine der anziehendsten Sehenswürdigkeiten dieses Gebäudes gegolten, und wie berichtet wird, ist dieselbe von Herrn Spalding zusammengestellt worden. Diese ganze Sammlung, die zwar der Zahl nach eine reichhaltige war, indessen nur wenige auserlesen schöne Exemplare des blau-weißen Porzellans aufwies, wurde kürzlich unter den Hammer gebracht und in alle Welt zerstreut. Unter den Privatsammlungen in London ist noch diejenige des Herrn A. Andrews (dessen Exemplare mit besonders feinem Verständnis gewählt sind), sowie die des Herrn A. T. Hollingsworth, von denen wir gleichfalls Probeabbildungen bringen, zu erwähnen.

Das Thema der Herstellung des Porzellans im Himmlischen Reiche haben wir nur beiläufig zu erörtern. Die älteste Geschichte dieser Industrie ist dunkel und unklar wegen widersprechender Traditionen, doch darf man wohl behaupten, daß sie bis vor die christliche Zeitrechnung zurückreicht. Von den Portugiesen wurden, nachdem sie das Kap der Guten Hoffnung umsegelt hatten, bei ihrer Heimkehr im Jahre 1518 morgenländisches Porzellan zuerst in beträchtlicher Anzahl in Europa eingeführt; doch schon lange vor jener Zeit war dasselbe berühmt geworden. Marco Polo, der Venetianer, war einer der ersten, ja, vielleicht der erste

europäische Reisende, der in das Himmlische Reich eindrang. Im Jahre 1280 hat er die großartige Bedeutung der chinesischen Porzellanfabriken geschildert und zugleich berichtet, daß in Kinsai Becher, Becken und Schalen zum Export nach der ganzen Welt gefertigt würden. Durch ihn ist wahrscheinlich die Aufmerksamkeit diesen Erzeugnissen des fernen Ostens zugelenkt worden. Verschiedene Bemerkungen über das Porzellan finden sich in den Berichten von Reisenden aus dem vierzehnten und dem fünfzehnten Jahrhundert, und es ist klar, daß schon in alter Zeit chinesisches Porzellan nach Persien gekommen ist, woraus sich die Ähnlichkeit der Formen zwischen jenen Thonwaren und den zierlichen Messinggefäßen persischen Ursprungs erklären läßt. Das chinesische Porzellan ist wahrscheinlich durch Ägypten nach Europa überführt worden; aus einem Briefe des Sultans im Jahre 1447 geht hervor, daß es zu jener Zeit nach Frankreich gegangen und Karl VII. mehrere Gefäße davon besaß. Im Jahre 1487 übersandte der Sultan Porzellanvasen als Geschenk an Lorenzo de' Medici. In Inventurverzeichnissen aus dem fünfzehnten und späteren Jahrhunderten finden sich häufig Angaben über Porzellan. Das erste Monopol auf den „indischen Handel“, wie die Bezeichnung lautete, genossen die Portugiesen, und ihrem Unternehmungsgeist ist es zu danken, daß große Porzellansammlungen, besonders die in spanischen Schlössern gefundenen großen Vasen, direkt nach der pyrenäischen Halbinsel gelangt sind. Den Portugiesen folgten die Holländer, welchen es geraume Zeit hindurch gelang, den Handelsverkehr mit Indien und Japan zu monopolisieren, und durch sie wurde das Porzellan in bedeutenden Quantitäten für den Norden von Europa importiert. Sie errichteten die Faktorei in Batavia 1602, als die Holländisch-Ostindische Compagnie gegründet war, und im Jahre 1624 ließen sie sich auf Formosa nieder, von wo die Chinesen sie 1662 vertrieben, worauf der Handel nach Kanton verlegt wurde. Eine Menge interessantes Porzellan ist durch die Holländisch-Ostindische Compagnie und die britischen Niederlassungen auf Malakka (die Straits Settlements) nach Europa gelangt. Laut



Vase mit den acht Unsterblichen, Kriegern und Damen.

Berichten der Compagnie ist der Gesandte der Vereinigten Provinzen 1630, nachdem er den Kaiser von Japan besucht hatte, mit 21567 Stücken Porzellan nach Batavia zurückgekehrt. Elf Schiffe trafen 1664 von Ostindien in Holland ein, die „44943 Stücke japanischen Porzellans von besonders seltener Art“ mitbrachten, und weitere elf Fahrzeuge, die Batavia in demselben Jahre verlassen hatten, überführten 16580 verschiedene Porzellangegenstände nach Holland. Von den Kaufleuten aller Nationen zeigten sich die holländischen am rührigsten in dem Import dieses Artikels, wovon noch heute die ungeheuren Mengen besonders des seiner Zeit am meisten bei den Holländern beliebten blau und weißen Porzellans zeugen, welche in den alten Familien des Landes als wertvoller Besitz aufbewahrt werden. Die Englisch-Ostindische Compagnie, deren Gründungsjahr 1600 ist, wurde zwar eine Zeit lang durch die Portugiesen und Holländer vom direkten Verkehr mit Indien und China ausgeschlossen, doch betrieb sie den Handel über Gombron, dem Entrepot gegenüber Ormus, am persischen Meerbusen, wo morgenländische Waren gegen europäische vertauscht wurden. Chinesische Schüsseln und sonstige Porzellangegenstände wurden bald zu bedeutenden Importartikeln für Großbritannien.

Die Französisch-Ostindische Compagnie betrieb denselben Handel. So wurde zu Nantes am 4. Oktober 1700 die Ladung der „Amphytrite“ verkauft, und die hierauf bezügliche Anzeige führt „167 barses ou caisses de pourcelaine“ auf, enthaltend „garnitures de cheminée“ 2c. In den amtlichen Listen der Dänisch-Ostindischen Compagnie sind in den Jahrgängen 1759 und 1760 die Waren aus dem Osten mit genauer Angabe der Anzahl importierter Porzellangegenstände aufgeführt, wobei die „bleues et blanches“ durch bedeutende Ziffern vertreten sind. Der Regent von Frankreich, Herzog von Orleans, ist ein großer Liebhaber des blau-weißen Porzellans gewesen. Und in der „Geschichte des Porzellans“ von Jacquemart und Le Blant ist von dem im Jahre 1782 stattgehabten Verkauf der Sammlung des Herzogs von Aumont die Rede. In dem Katalog ist unter der Rubrik „Porcelaines, ancien bleu et blanc de la Chine“ letzteres besonders angekündigt wie folgt: „Elles ont appartenu à M. le Dauphin, fils de Louis XIV, qui aimait ce beau genre et s'en était fait une collection recommandable. Cet ensemble, qui est peut-être le dernier et le seul existant d'élite, fournit une occasion aux connaisseurs.“

Die Chinesen sollen die Mischung ihres Porzellans streng geheim gehalten haben, jedoch unterliegt es keinem Zweifel, daß sie große Quantitäten des Rohstoffes in Gestalt von Porzellanthon als Schiffsballast außer Landes gehen ließen. Die uns aus alter Zeit überlieferten Berichte über die zur Porzellanfabrikation verwendeten Stoffe sind stark mit Fabeln vermischt, und es wurde behauptet, daß die Bestandteile erst ein Jahrhundert hindurch eingegraben sein müßten, um zur Vollkommenheit zu gedeihen.

Marco Polo, der venetianische Reisende, den der Kaiser von China zum Statthalter von Yangtschin-Fu ernannt hatte, beschreibt in seinem Reisewerk (1298) den Prozeß, durch welchen die Chinesen zu jener Zeit die nötige Festigkeit für die Porzellanerde erzielten. Er sagt: Sie tragen eine gewisse Art Erde aus einer Grube zusammen, lassen sie dann hoch aufgeschichtet dem Winde, dem Regen und der Sonne ausgesetzt, dreißig bis vierzig Jahre lang liegen, während welcher Zeit sie nie berührt wird. Hierdurch wird sie verfeinert und für die Bearbeitung zu Gefäßen tauglich. Die für passend erachteten Farben werden sodann aufgetragen und nachher die Ware in Öfen gebrannt. Diejenigen Leute, welche die Erde ausgraben lassen, thun dies also für ihre Kinder und Enkel.“ Das Porzellan war damals reichlich vorhanden und der Preis gering. „Vi è in detta città gran mercato, di sorte, che per un grosso

Venetiano si haverà otto scodelle.“ (Große Quantitäten der Ware werden in der Stadt verkauft, und für einen venetianischen Groschen kann man acht Näpfe bekommen.)



Zylinderförmige Vase, mit Rosen gemustert.

Die Hauptursache des Verfalls der alten Kunst, welchen die von den verschiedenen Fabriken an den Markt gebrachten Porzellanwaren zeigen, dürfte in der Schwierigkeit bestehen, die echte Masse unter den für die Verarbeitung günstigsten Bedingungen zu erhalten; das sogenannte antike blau und weiße Porzellan ist aus einer harten, gleichartig gemischten Substanz hergestellt, welche eine vollkommen glatte Oberfläche hat und außerdem vor dem Brennen die Fähigkeit besitzt, die Farbe begierig aufzusaugen, so daß dieselbe in gleichmäßig tiefe Lagen eindringt, sowie sie vom Pinsel des Malers aufgetragen wird, und unter dem Einfluß des Feuers unverändert bleibt, während der Grund ein köstliches Weiß behält.

Dahingegen zeigt die Porzellanmasse der neueren chinesischen Fabrikate, bei denen allerdings, wie wir schon erwähnten, noch die alte Technik geübt wird, eine leicht getönte Oberfläche, die sich bei der Prüfung von körniger Beschaffenheit erweist, wie Sand in ungleicher Mischung; die Farbe haftet nur an der Oberfläche unter der Glasur, mit der sie etwas vermischt erscheint, anstatt tief in den Körper des Porzellans eingedrungen zu sein, wie es eben die Kenner an wertvollen Exemplaren preisen. Die verschiedensten Vermutungen sind hinsichtlich der verwendeten Masse gehegt worden; man hat angenommen, daß Muscheln, Knochen und ähnliche Substanzen mit dem Thon verbunden waren. Im allgemeinen ist man jedoch der Ansicht, daß das besprochene Porzellan aus zwei Stoffen besteht; der eine, in China unter dem Namen Pe-tun-tse bekannt, ist ein Gemisch von Feldspat und Quarz, das von einem zerstampften Gestein nach mehrmaligem Auswaschen gewonnen wird und sodann, in Ziegelform gebracht, die Bezeichnung „weiße Thonziegel“ erhält. Dieses Material ist schmelzbar. Das zweite, genannt Kaolin, ist nicht schmelzbar, da es eine hydratische kieselsaure Thon

erde aus dem zersetzten Feldspat des Granit ist. Auch diese Masse wird zu Ziegeln geformt. Die beiden Stoffe werden nach wiederholtem Reinigen zusammengeknetet, und die Masse ist bereit für den Töpfer. Die feuchte Masse muß nun modelliert und auf einem Rade geglättet werden (bei vielen Vasen, Flaschen und ähnlichen Gegen-



Flasche; Malerei: Prunus auf Grottenwerk und Vögel.



Flasche mit Medaillons und Schnörkelarabesken verziert.

ständen ist es nötig, die einzelnen Teile zu formen und diese in noch frischem Zustand aneinander zu fügen), dann wird die Ware zum Trocknen hingestellt und, nachdem dieselbe noch zwecks Entfernung überflüssiger Thonreste durch verschiedene Hände gegangen ist, auf einer Drehscheibe fernerer Säuberung unterworfen. Dann werden die blauen Verzierungen aufgetragen. Das Glasieren geschieht entweder in der Weise, daß der Gegenstand in die Glasurmasse getaucht, oder so, daß letztere durch eine Röhre darauf geblasen wird; nun kommt die Bearbeitung des Fußes, die untere Fläche wird von überflüssigen Thonbestandteilen auf dem Rade befreit, darauf das Zeichen eingeschnitten und glasiert, und das Stück ist fertig für den Ofen. Es wird zum Schutz gegen Beschädigung in einen Behälter aus gröberem Thon eingeschlossen und so vierundzwanzig Stunden im Ofen gelassen; ist das Ergebniß gut genug ausgefallen, so erhält das Exemplar keine nachträgliche Verschönerung. Die Glasur ist Pe-tun-tse, vermischt mit Farnenasche und Kalk. Auch Speckstein wird zuweilen sowohl der Porzellan- wie der Glasurmasse beigemischt. Die blaue Farbe ist ebenfalls ein wichtiger Faktor; die gewöhnlich in Anwendung gebrachte scheint ein Präparat aus kobalthaltigen Manganerzen gewesen zu sein.

Eisenbahntypen der neuesten Zeit.

Von

Gustav van Muyden.

Nachdem das Welteisenbahnnetz der Kulturländer in der Hauptsache ausgebaut worden und die Herren Ingenieure von der schweren Arbeit etwas ausgeruht hatten, begannen sie, sich weiter umzusehen, und entdeckten allmählich allerlei Lücken in dem Riesenwerk, deren Ausfüllung freilich ihre erfinderische Thätigkeit in hohem Grade in Anspruch nehmen mußte und ein längeres Umhertasten erforderte. Sie begegneten sich bei dem löblichen Bestreben, die Schienen auch in die innersten Winkel Europas und Amerikas hineinzutreiben, meist mit den Wünschen der Bewohner der von der Eisenbahnkultur noch nicht beleckten Landstrecke, sowie derjenigen denkenden Leute, welche danach trachten, den Schienenweg den Bedürfnissen des Kleinverkehrs in einem höheren Grade als bisher dienstbar zu machen. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen gingen Versuche, das Fahrmaterial der Eisenbahnen den neuen Zielen entsprechend zu gestalten, neue Typen für die Zugkraft wie für die geschleppten Fahrzeuge zu ersinnen und auf diese Weise dem Ideal immer näher zu kommen.

Aus diesen vielverzweigten Bestrebungen entstand im Laufe etwa der letzten zwanzig Jahre eine Anzahl Eisenbahntypen, deren hauptsächlichste wir dem freundlichen Leser vorführen möchten.

* * *

Die Erbauer der ersten Eisenbahnen zeigten eine beinahe krankhafte Vorliebe für die gerade Linie und eine ebenso absonderliche Abneigung gegen jede Abweichung vom Wagerechten, was zur Folge hatte, daß gebirgige Landschaften von den Wohlthaten des Schienenweges so gut wie ausgeschlossen wurden. Allmählich überzeugte man sich indessen, daß die Lokomotive auch Anhöhen zu erklimmen vermag, und gelangte zu der Einsicht, daß ein Zug nicht allzuschroffe Krümmungen befahren kann. So entstanden die Gebirgsbahnen, als deren kühnste die Andenbahn in Südamerika zu betrachten ist — sie überklimmt eine Höhe von 4751 m —, während die Gotthardbahn in Bezug auf die Großartigkeit der ganzen Anlage wohl die erste Stelle beansprucht.

Mit diesen Errungenschaften war indessen die Menschheit noch immer nicht zufriedengestellt. Es regte sich, besonders in der Schweiz, der Wunsch, mit der gewöhnlichen Lokomotive unzugängliche Höhen zu erklimmen. So entstanden die Seil- oder Taubahnen, sowie die Zahnradbahnen, deren bekannteste die beiden Rigi-Schienenwege bilden.

Wie unseren Lesern erinnerlich, beruht die Zugkraft der Lokomotive einzig und allein auf dem Reibungswiderstand der Schienen gegen den Spurkranz der Triebräder. Ist die Lokomotive zu leicht oder die zu schleppende Last zu groß, so versagt das Dampfroß den Dienst und dessen

Räder drehen sich bloß, ohne den Zug fortzubringen. Anfangs hielt man es kaum für möglich, daß eine Lokomotive auch nur sich selbst von der Stelle bringen konnte. Bald lehrte aber die Erfahrung, daß man die Adhäsionskraft gewaltig unterschätzt hatte. Heutzutage überwinden die Gebirgslokomotiven sogar Steigungen von drei Prozent ohne Schwierigkeit; darüber hinaus versagen sie freilich den Dienst, oder es wird deren Betrieb zu kostspielig. Man kam deshalb auf die ursprüngliche Idee des Zahnrades, wie auch auf den gleichfalls in den Eisenbahnurzeiten vielfach erörterten Gedanken zurück, die Züge mittels Tauen Anhöhen hinaufzuschaffen beziehungsweise hinunterzubefördern; oder man kombinierte gar, hauptsächlich der größeren Sicherheit wegen, beide Systeme.

Die Anlage einer Zahnradbahn dürfte vielen Lesern aus eigener Anschauung bekannt sein. Äußerlich unterscheidet sich eine solche Bahn von den gewöhnlichen Schienenwegen nur in der zwischen den beiden Laufschienen fest verbolzten Zahnstange. Die Lokomotive ist ihrerseits mit einem Zahnrade versehen, dessen Zähne in die Zähne der Zahnstange eingreifen. Dieses System gewährt offenbar eine große Sicherheit, zumal die Maschine die Wagen meist nicht schleppt, sondern vor sich schiebt beziehungsweise beim Abwärtsfahren zurückhält.

Der Betrieb der Seilbahnen erfolgt dagegen in der Weise, daß ein starkes Tau die Wagen den Berg hinaufschleppt beziehungsweise beim Bergabfahren deren zu große Geschwindigkeit mäßigt. Das Seil windet sich oben um eine Trommel, welche bisweilen von einer stehenden Dampfmaschine oder von einer Turbine gedreht wird. Meist wird jedoch die Last des abwärtsfahrenden Zuges zum Hinaufschleppen des aufwärtsfahrenden benutzt. Daß es aber in nächster Zeit gelingen wird, das schwere Seil, sowie auch Zahnstange und Zahnrad durch die elektrische Zugkraft zu ersetzen, steht jetzt fest.

Die kühnste Seilbahn ist die 800 m lange Bahn, welche von dem Punkte, wo die Fahrstraße aufhört, bis 70 m unter den Gipfel des gefürchteten Vesuvs führt. Die kühnste einmal wegen der bisher unerhörten Steigungsverhältnisse von 40 bis 62 Prozent, sodann aber wegen der Beschaffenheit des bestehenden Bodens, welcher eine sichere Befestigung der Schienen und der Trommel für das Seil sehr erschwerte. Die vier bis sechs Personen fassenden Wagen ruhen auf einer Schiene, werden aber durch an der Seite angeordnete Rollen im Gleichgewicht erhalten. Auch hier schleppt der bergabfahrende Wagen den bergauffahrenden.

Wenn nicht ganz so kühn, so doch in jeder Hinsicht vollkommener und leistungsfähiger ist die von Riggenbach gebaute Seil- und Zahnbahn von Territet nach Glion am Genfersee. Die allerdings nur 674 m lange Bahn unterscheidet sich von der Vesuvbahn einmal durch das Fehlen der Betriebsmaschine — das Gewicht des einen Zuges besorgt unter eventueller Zuhilfenahme von Wasserballast das Hinaufschaffen des anderen —, sondern auch durch eine Sicherheitszahnstange. Die Maximalsteigung beträgt 57 Prozent und das Seil zerriß erst bei einer Last von 57000 kg, die das Gewicht des Wagens siebenmal übersteigt. Das Sinnreichste an der Anlage sind jedoch die Bremsen, welche so mächtig sind, daß Riggenbach es wagen konnte, ohne Seil den Abhang hinunterzufahren, indem er die Schnelligkeit bloß mit den Bremsen mäßigte!

* * *

Wir kommen nun zu den Stadtbahnen.

In den Eisenbahn-Urzeiten war das Publikum so froh, den Postwagen endlich los geworden zu sein, daß es die Mühe und Kosten völlig übersah, welche die Fahrt von und nach den meist sehr entfernt gelegenen Bahnhöfen verursachte. Seitdem ist man aber anspruchsvoller geworden, und es möchte am liebsten jeder die Eisenbahnstation vor der Thür haben, um ohne Zeitverlust in die Ferne zu flie-

gen. Diesem Bestreben nach Annäherung des Eisenbahnverkehrs an die städtischen Verkehrsmittelpunkte hat man zuerst in London Rechnung getragen, und es haben die dortigen Bahngesellschaften weder Mühe noch Kosten gescheut, um in das Centrum der Riesenstadt einzudringen.

Andererseits macht sich in den Hauptverkehrsmittelpunkten das Bedürfnis nach einer raschen Verbindung zwischen den einzelnen Stadtteilen geltend. Der Abstand zwischen den mit 60 bis 80 km Geschwindigkeit dahinsausenden Eisenbahnzügen und den mühsam dahinhumpelnden Omnibussen und Pferdebahnwagen ist ein zu großer, als daß der Wunsch nicht hätte rege werden sollen, die Eisenbahn auch in den Dienst des städtischen Verkehrs zu ziehen. So entstanden die Stadtbahnen in London, New-York und Berlin, in welcher letzteren Stadt das neue Verkehrsmittel beiden Anforderungen gerecht zu werden versucht: die nach außen führenden Bahnen zu verbinden und den inneren Stadtverkehr zu erleichtern. Nur die Berliner Stadtbahn wird zugleich von Orts- und Fernzügen befahren; in New-York und London dienen die verwandten Unternehmungen dagegen lediglich dem Ortsverkehr, wenn sie auch wenigstens in letzterer Stadt mit den Bahnhöfen der Außenbahnen eng verbunden sind.

Hinsichtlich der baulichen Anlage unterscheidet man zwei Arten von Stadtbahnen: die unterirdischen und die oberirdischen. In London hat man zu dem ersteren System, in Berlin und New-York, wohl mit Recht, zum zweiten gegriffen. Die Stadtbahn der Reichshauptstadt ist jedoch hinter den Häusern durchgeführt, die New-Yorker dagegen macht sich mitten in dem Straßendamm breit. Auf die dadurch bedingte verschiedene Bauweise kommen wir weiter unten zurück.

Dies vorausgeschickt, wollen wir uns die bisher vorhandenen drei Stadtbahnen etwas näher ansehen und daran einiges über die projektierten derartigen Anlagen anknüpfen. Wir beginnen mit der Londoner als der ältesten. Die Londoner Stadtbahnen bilden jetzt einen vollständigen Ring. Ein großer Vorzug der Ringform ist es, daß sie den Betrieb ungemein erleichtert. Die Züge bewegen sich stets im Kreise und das Umdrehen beziehungsweise Wechseln der Maschinen fällt ganz fort. Für die Londoner sehr bequem ist auch der oben erwähnte Umstand, daß die etwa 18 km lange Stadtbahn mehrere Außenbahnhöfe unmittelbar berührt und daß man auf sämtlichen Stationen Billets nach allen Hauptorten Englands lösen kann. Ein Umsteigen ist, wie bemerkt, freilich fast immer erforderlich, während die Berliner Stadtbahn mit ihren vier Geleisen den Passagier bis in das Herz der Hauptstadt führt.

Wir bemerkten oben, die Londoner Stadtbahn sei unterirdisch. Dies ist jedoch nicht ganz wörtlich zu nehmen. Richtiger wäre es zu sagen, sie liege tiefer als das Straßenpflaster. Anfangs war allerdings fast die ganze Strecke eine unterirdische. Die in den langen Tunnels herrschende schlechte Luft hat indessen die Bahngesellschaften allmählich dazu geführt, wo es irgend anging, die Tunneldecke aufzureißen, so daß die Züge thatsächlich jetzt schon mehr in tiefen Einschnitten als in Tunnels verkehren.

Die Betriebsmittel der Berliner Stadtbahn sind im großen und ganzen den Londonern nachgebildet und diese daher vielen Lesern indirekt bekannt. Kräftige Lokomotiven, schnell wirkende Bremsen, niedrige und daher bequem zu ersteigende Wagen, das sind die Hauptmerkmale des Londoner Betriebs. Wegen der raschen Aufeinanderfolge der Züge — bisweilen nur zwei Minuten — ist die Einrichtung getroffen, daß keiner eine Strecke betreten darf, bevor der voraussfahrende die nächste Station verlassen hat.

Der Typus der Stadtbahnreisenden hat sich in London, wie auch in New-York und Berlin, sehr scharf ausgeprägt. Im Gegensatze zu den gewöhnlichen Eisenbahnpassagieren betrachtet der Stadtbahnreisende die Bahn als einen verbesserten Omnibus. Er weiß in der Regel schon,

wo sein Wagen halten wird, belästigt die Beamten durch Fragen niemals, macht höchsteigenhändig die Thüren auf und zu und steigt ein und aus, als wäre der Zug sein Privatfuhrwerk. Auch eilt er nie. Weiß er doch, daß das Versäumen eines Zuges nichts zu bedeuten hat. In zwei bis drei Minuten kommt ja ein anderer. Flink muß er aber sein, denn der Stationsaufenthalt dauert nur fünfzehn bis dreißig Sekunden.

Wandern wir jetzt nach New-York. Die Unternehmer der dortigen Stadtbahnen haben es sehr schlau angefangen, um ohne allzugroße Kosten zum Ausbau eines entsprechenden Netzes zu gelangen. Während man an der Themse und Spree Unsummen in den Abgrund der Grundstückserwerbung hineinwarf, haben es diese Unternehmer durchzusetzen gewußt, daß man ihnen zwar nicht den Straßendamm selbst, dafür aber den Raum über demselben, sowie das Recht einräumte, in diesen Damm eiserne Pfeiler einzurammen, welche durch Längs- und Querträger verbunden sind und die Geleise tragen. Das Ganze stellt also eine ungeheure eiserne Eisenbahnbrücke dar, welcher aber leider die böse Eigenschaft vieler derartigen Bauten innewohnt: sie ist im höchsten Grade unschön. Die Betriebsmittel weichen von den in Amerika üblichen insofern ab, als die Lokomotiven von einem Gehäuse umgeben sind. Trotzdem geben sie bisweilen zu Bränden Anlaß, weshalb man jetzt mit dem Gedanken umgeht, sie durch Elektromotoren zu ersetzen. Dies würde auch das Gerassel der über den eisernen Viadukt dahinsausenden Züge etwas vermindern.

Der Gestaltung der Stadt New-York entsprechend, bilden die dortigen Stadtbahnen keinen Ring, sondern vier lange Linien, welche, vom südlichen Punkt der Stadt ausgehend, dieselbe der Länge nach durchziehen und mit einigen Außenbahnhöfen ziemlich direkt verbunden sind. Der Betrieb wie das Benehmen der Reisenden erinnern an die Londoner Verhältnisse.

Wie oben bemerkt, erfüllt die Berliner Stadtbahn, wenn auch nicht im vollen Maße, zugleich den Zweck einer Verbindungsbahn und eines verbesserten Verkehrsmittels innerhalb der Reichshauptstadt. Auch in Bezug auf die bauliche Anlage übertrifft sie ihre Vorgängerinnen bedeutend. Die vier Geleise ruhen auf festen Steingewölben, und die Berliner sind daher mit dem Gerassel verschont, welches den New-Yorker Stadtbahnen zu so trauriger Berühmtheit verhalf. Bei den Straßenübergängen aber, wo eine Eisenkonstruktion wegen der größeren Leichtigkeit derselben unabweislich war, hat man durch eine dicke Kiesunterlage dafür gesorgt, daß das Geräusch der Züge sich kaum bemerkbar macht. Die Stationseinrichtungen sind geradezu als musterhaft zu bezeichnen; besonders zu loben sind die an den Zügen und in den Stationshallen angeordneten vielen Schilder, welche den Passagieren das Fragen ersparen. Ebenso das ausgezeichnete Signalsystem, dank welchem die Berliner Stadtbahn bisher vor ernstlichen Unfällen bewahrt geblieben ist.

Wir brachten (Bd. LII, S. 368) bereits eine ausführliche Beschreibung der Berliner Stadtbahn und müssen daher auf diesen Aufsatz verweisen. So ausgezeichnet die Berliner Stadtbahn an sich ist, so entspricht sie doch in einer Beziehung dem Ideal keineswegs. Warum? Weil sie so kostspielig ist, daß ihre doch so notwendige Ergänzung durch Quer- und sonstige Linien geradezu ausgeschlossen erscheint. Soll der Verkehr innerhalb der Riesenstädte der Neuzeit wirklich erleichtert werden, so ist ein dem jetzigen Pferdebahnnetze etwa entsprechendes Stadtbahnnetz unabweisbar. Das Ziel dürfte aber schon der Kosten wegen nur durch die Anlage von leichten Hochbahnen im Zuge der Straßen zu erreichen sein. Über die zweckmäßigste Gestaltung dieser leichten Hochbahnen gehen die Ansichten leider noch sehr weit auseinander. Dr. Werner Siemens empfiehlt leichte, auf Pfosten ruhende, an den Bürgersteigen sich hinziehende Eisenviadukte und den Betrieb

mittels Elektricität; andere den Taubetrieb oder den Betrieb mit feuerlosen Lokomotiven. Man hat sich besonders in Paris sehr viel mit dieser Frage beschäftigt, und es sind im Laufe der Zeit einige Projekte aufgetaucht, deren Ausführung lebhaft zu wünschen wäre.

Am praktischsten erscheint die Garniersche Stadtbahn, deren Hauptvorteil in dem sehr geringen Raume liegt, den der Viadukt beansprucht. Dies erreicht Garnier dadurch, daß er die Geleise nicht neben-, sondern übereinander anordnet. Die Züge fahren in einer Richtung auf der oberen Brückenbahn, in der anderen Richtung aber auf der unteren, und es sind beide Geleise an den Endpunkten durch Schleifen verbunden, so daß das Wenden der Lokomotiven wegfällt. Das System bietet indessen einen Übelstand, der kaum zu beheben ist: die Passagiere nach der einen Richtung sind gezwungen, zwei Stockwerke hoch zu steigen.

Ernstliche Beachtung verdient auch das Stadtbahnsystem des Amerikaners Meigs, nach welchem im Staate Massachusetts mehrere Linien in der Ausführung begriffen sind. Die Meigsschen Bahnen bestehen aus einer einfachen Pfostenreihe, welche zwei Schienen trägt; diese Schienen sind aber nicht neben-, sondern übereinander angeordnet und durch ein leichtes Gitterwerk verbunden. Die untere Schiene dient lediglich zur Erhaltung des Gleichgewichts des Zuges, während die obere als Angriffspunkt für die Triebräder der Lokomotive dient. Der Meigssche Viadukt ist wohlfeil und nimmt so gut wie keinen Raum ein; der Betrieb aber dürfte absolut sicher sein, da die Wagen nicht entgleisen können.

* *
*

Auch die Straßenbahnen, das heißt die Bahnen mit in das Straßenpflaster eingelassenen Schienen, haben einige neue Typen aufzuweisen. Über die elektrisch betriebenen haben wir bereits (Monatshefte Bd. LV, S. 202) ausführlich berichtet, und es erübrigt nur noch, auf die inzwischen in Betrieb gesetzte elektrische Bahn Frankfurt-Offenbach, sowie auf die Bahn Hamburg-Barmbek einen flüchtigen Blick zu werfen. Erstere Bahn ist nicht nach dem Princip der Lichterfelder (Zuführung des Stromes durch die eine Schiene), sondern nach dem Vorbilde der nur provisorischen Anlagen in Paris und Wien gebaut. In den unten geschlitzten röhrenförmigen Leitungen laufen Kontaktwägelchen, die ihrerseits mit der dynamo-elektrischen Maschine unter dem Wagen zwischen den beiden Achsen elektrisch verbunden sind. Zur Rückleitung des Stromes dient die eine Schiene. Auf diese Weise ging der Erbauer der Bahn, Dr. Werner Siemens, der Schwierigkeit aus dem Wege, die in befahrenen Straßen dadurch entsteht, daß die sonst zur Stromzuleitung verwendete Schiene sich leicht mit Straßenschmutz bedeckt, was Stromunterbrechungen zur Folge hat.

Die elektrische Straßenbahn von Hamburg nach Barmbek aber ist die erste in Deutschland, welche mit elektrischen Accumulatoren dauernd betrieben wurde. Die Motoren am Wagen erhalten also den Strom nicht aus einer Leitung an der Bahn oder zwischen den Schienen, sondern aus elektrischen Batterien, die vorher geladen und unter den Sitzbänken untergebracht sind. Die Wagen legen seit dem 1. Juni 1886 ununterbrochen täglich etwa 60 km zurück, und es ist bisher eine Betriebsstörung nicht vorgekommen. Das Laden der Accumulatoren beansprucht etwa vier Stunden, das Auswechseln derselben aber nur etwa fünf Minuten. Die Ladung reicht zu einer Fahrt von 58 km auf ebener und gerader Bahn, in dem besonderen Falle jedoch, wegen der vielen Steigungen und Krümmungen, nur zu 40 km. Es herrscht in Hamburg nur eine Stimme über die Annehmlichkeiten dieses Betriebes dem Pferdebetrieb gegenüber.

Großer Beliebtheit erfreuen sich in Amerika, der Heimat der Tramways, die sogenannten Taubahnen. Die sonst üb-

lichen Pferde sind hier durch ein Kabel ersetzt, und das System erinnert somit in gewisser Hinsicht an die elektrischen Bahnen, nur mit dem folgenschweren Unterschiede, daß das Kabel hier unbeweglich ist und nur dem Strom als Träger dient, während es bei den Taubahnen von einer stehenden Dampfmaschine mit entsprechender Geschwindigkeit fortbewegt und selbst zum Schleppen der Wagen beansprucht wird. Darin liegt ein großer Nachteil dieses Systems. Das Kabel ist sehr schwer und dessen bloße Fortbewegung verschlingt an 70 Prozent der Kraft des Motors. Auch nutzt es sich sehr rasch ab. Immerhin ist jedoch der Taubetrieb wohlfeiler als der Pferdebetrieb, und, was sehr wichtig ist, es lassen sich auf die Weise, wie wir oben sahen, Steigungen überwinden, die den Pferdebahnwagen wie der Lokomotive absolut unzugänglich sind. Die Taubahnen unterscheiden sich von den oben beschriebenen Seilbahnen zur Erklimmung von Bergen darin, daß das Tau in einer Rinne des Straßenpflasters auf Rollen läuft und daß die Wagen mit einer Vorrichtung versehen sind, welche es dem Führer ermöglicht, durch bloßes Vor- und Zurückstellen eines Hebels das Tau zu ergreifen oder fahren zu lassen. Letzteres geschieht, wenn der Wagen halten, ersteres, wenn er weitergehen soll. Das Tau ist ein endloses und läuft an beiden Enden über mächtige Trommeln. Solche Taubahnen sind in San Francisco, Chicago, New-York und London im Betriebe.

* *
*

Die wachsenden Ansprüche des Verkehrs haben nicht bloß neue Formen von Schienenwegen hervorgerufen, sondern zu allerlei Modifikationen der bestehenden Maschinen- und Wagentypen geführt. Abgesehen von den bereits erwähnten elektrischen Bahnmotoren, die das Eigentümliche bieten, daß sie unsichtbar sind, hat man sich in letzter Zeit, vielleicht infolge der Konkurrenz der Elektricität und des Kabels, bemüht, Lokomotiven zu bauen, denen die Nachteile der bisherigen abgehen. Besonders hat man gesucht, Feuer, Rauch und Asche zu beseitigen, die im freien Felde ziemlich harmlos, bei Stadtbahnen und Straßenbahnen aber, wenn nicht gefährlich, so doch wenigstens belästigend sind. Wohl die meisten Aussichten auf Erfolg hat die von Honigmann in Aachen erfundene und zur Zufriedenheit arbeitende feuerlose Natron-Lokomotive. Die Maschine besteht aus zwei Kesseln. Der eine ist mit auf der Station vorerwärmtem Wasser, der andere aber mit Natronlauge gefüllt, d. h. mit einem Stoffe, der viel Wärme bindet und dieselbe sehr langsam wieder von sich giebt. Das Wasser teilt dem Natron seine Wärme mit und dieses wieder dem Wasser. Wir ständen demnach einem wirklichen Perpetuum mobile gegenüber, wäre die leidige Notwendigkeit nicht, das Wasser vorzuwärmen und die Natronlauge von Zeit zu Zeit zu erneuern, weil sie ihre Aufnahmefähigkeit allmählich einbüßt. Die Fehler der Natronmaschine liegen in ihrem erheblichen Gewicht und der notwendigen Anlage eines stehenden Kessels zum Vorwärmen des Wassers.

Mannigfaltiger sind die Verbesserungen der Personenwagen in Europa sowohl wie jenseit des Oceans.

Aussichtsreich erscheinen dabei die sogenannten Blitzzüge, wie sie bereits zwischen Paris und Konstantinopel, sowie zwischen London und Rom verkehren. Denselben liegt der Gedanke zu Grunde, den Reisenden auch auf der Eisenbahn die Annehmlichkeiten zu bieten, die sonst nur auf Luxusdampfern anzutreffen sind. Wer den allerdings teuren Fahrpreis dieser Blitzzüge zu erschwingen vermag, kann unterwegs schlafen, zu jeder Tageszeit speisen, seine Korrespondenz besorgen, nach Belieben auf- und abgehen, lesen, rauchen, spielen, und wer weiß was sonst noch unternehmen. Der zwischen Paris und Konstantinopel zweimal wöchentlich fahrende Blitzzug enthält Betten für sechzig Reisende, einen Speisesaal nebst Küche,

einen Rauchwagen, einen Damen-Salonwagen und eine Badeeinrichtung. Die Zugteile sind sämtlich telephonisch verbunden und es stehen den sprachenunkundigen Reisenden mehrere Dolmetscher zur Verfügung. Die Wagen sind durch Brücken verbunden, so daß der Reisende ohne Gefahr von dem einen in den anderen gelangen kann.

Die Bezeichnung „Blitzzug“ mag manchen zu dem Glauben verleiten, daß diese Züge eine ganz außergewöhnliche Geschwindigkeit entwickeln. Das ist nur relativ der Fall. Wenn der Orient-Schnellzug gegen die gewöhnlichen Züge 25 Prozent an Zeit erspart, so liegt es daran, daß er fast nirgends hält und zwischen beiden Endpunkten ungehindert durchfährt. Die Zollrevision erfolgt während der Fahrt. Wer Donnerstags oder Sonntag 7.30 abends von Paris abreist, betritt am darauffolgenden Montag oder Donnerstag sechs Uhr morgens den Boden der türkischen Hauptstadt. Der London-Rom-Blitzzug fährt von Calais über Paris, Marseille und Genua und zwar vorerst auch nur zweimal wöchentlich. Die Schlafwagen-Gesellschaft, welche beide Züge ins Leben gerufen hat, plant außerdem einen Blitzzug Petersburg-Paris-Madrid und Lissabon, welcher in Bezug auf den zu durchfahrenden Weg den Zügen zwischen New-York und San Franicsco kaum nachstehen dürfte.

Doch nicht bloß auf die Beschleunigung und den Komfort des Reisens ist die Aufmerksamkeit der Bahnverwaltungen dies- und jenseit des Oceans gerichtet. Man ist auch bemüht, die Ursachen der Verkehrsstörungen zu beseitigen und es so weit zu bringen, daß die Eisenbahnen es in Bezug auf Genauigkeit mit der besten Uhr aufnehmen können. Das schlimmste Hindernis bilden noch immer ergiebige Schneefälle und namentlich Schneeverwehungen. Daß ein Zug durch den Schnee zur Umkehr gezwungen wird oder gar in dem gefrorenen Regen stecken bleibt, kommt allerdings in Europa, mit Ausnahme der Alpengegenden, selten vor, und es genügt fast stets, wenn nicht die Kraft der Lokomotive, so doch die des primitiven Schneepflugs zur Reinhaltung der Schienen. Nicht so in Nordamerika, dessen Klima überhaupt viel strenger ist als das europäische. Namentlich für die Pacificbahnen, welche das Felsengebirge überschreiten, ist die Reinhaltung des Bahndammes vom Schnee eine Lebensfrage. Hat es sich doch wiederholt ereignet, daß Züge vom Schnee tagelang förmlich blockiert wurden, wobei die Passagiere beinahe erfroren oder verhungert wären. Dem erfinderischen Geist der Amerikaner ist es jedoch gelungen, eine Schneeschaufelmaschine zu bauen, welche dem argen Übelstand ein Ende zu bereiten verspricht. Die Maschine besteht aus einem Wagen, der eine kräftige Dampfmaschine birgt. Diese setzt eine vorn angebrachte Schraube in eine sehr rasche Drehung, und bewirkt damit, daß die Messer an der Schraube den Schnee zerteilen, worauf dieser in eine Röhre gelangt und weitab von der Bahn in einem mächtigen Bogen fortgeschleudert wird. Der Maschinenwagen wird von einer oder mehreren Lokomotiven vorgetrieben. Der Hauptvorzug der Maschine besteht, abgesehen von ihrer kräftigen Wirkung, darin, daß der Schnee dem Bereiche der Schienen wirklich entrückt wird, während die jetzigen Schneepflüge ihn nur etwas beiseite schieben. Weht der Wind und ist der Schnee trocken, so ist die Bahn daher bald wieder begraben und man muß wieder von vorn anfangen. Dies ist bei der amerikanischen Maschine nicht der Fall. Bei den Versuchen im letzten Frühjahre drang die Maschine durch zwei Meter tiefen Schnee und schleuderte denselben neunzig Meter ab von dem Geleise!

Es sei zum Schlusse dieses Kapitels noch der interessanten Veranstaltungen gedacht, deren Zweck es ist, ganze Eisenbahnzüge über einen breiteren Fluß, einen See oder einen schmalen Meeresarm zu befördern. Solche Trajektanstalten existieren unter anderem bei Ruhrort am Rhein sowie auf dem Bodensee zwischen Fried-

richshafen und Romanshorn. Diese vermögen indessen nur je zwölf Wagen mit einemmal zu befördern; auch bietet der fortwährend wechselnde Wasserstand große Schwierigkeiten — es müssen die Wagen durch hydraulischen Druck gehoben, beziehungsweise gesenkt werden —, welche die Brauchbarkeit der Überfahrtsboote beeinträchtigen. Trotzdem wächst die Zahl derselben fortwährend. Bei weitem das großartigste Fährboot ist der Dampfer „Solano“, welcher ganze Eisenbahnzüge nebst Lokomotive über die Sakramentobucht befördert und den nach und von San Francisco bestimmten Reisenden und Gütern das sehr umständliche und kostspielige Umsteigen, beziehungsweise Umladen erspart. Der „Solano“ ist 129 m lang und 35 m breit. Sein Gehalt beträgt 3600 Tonnen und er wird von zwei Schaufelrad-Maschinen von zusammen 4000 Pferdekräften getrieben. Das Deck trägt vier Geleise, welche zwei Lokomotiven und achtundvierzig Güterwagen oder vierundzwanzig Personenwagen aufzunehmen vermögen. Der „Solano“ besitzt vier durch Dampfkraft bewegte Steuerruder. Wegen der Ebbe und Flut und des infolgedessen wechselnden Wasserstandes sind auch hier hydraulische Vorrichtungen zum Verladen und Abladen der Züge erforderlich gewesen.

* *
*

Es erübrigen nur noch die in der allerletzten Zeit gemachten Versuche, auf dem Boden ruhende oder schwebende Schienen verschiedenen neuen Zwecken anzupassen und damit den Wirkungskreis der Eisenbahnen zu erweitern. Hier begegnen wir zunächst der einschienigen Bahn von Lartigue und der sogenannten Telpherage von Fleming Jenkin.

Lartigues Feldbahn ist die Verkörperung des Gedankens, den Rücken des Saumtieres durch die Schiene zu ersetzen, und zwar handelte es sich zunächst für den Erfinder darum, die Ausbeutung der algierischen Alfafelder zu erleichtern. Sie besteht aus einer auf kurzen Trägern ruhenden Schiene, über welche aus zwei Satteltaschen und zwei kleinen Rädern gebildete Wagen leicht dahinrollen. Wie beim Saumtiere hat man nur dafür zu sorgen, daß das Gewicht der Satteltaschen ein ungefähr gleiches sei, damit die Taschen nicht gegen die Pfosten anstoßen. Daß die vor die Sattelwagen gespannten Tiere auf diese Weise eine viel größere Last zu ziehen vermögen, als sie auf ihrem Rücken tragen würden, leuchtet ein; andererseits soll eine solche einschienige Bahn erheblich wohlfeiler zu stehen kommen als eine Kunststraße, deren Reibungswiderstand dazu ein viel größerer sein würde.

Eigenartiger und vielseitiger ist die Telpherage oder Ferntragebahn des kürzlich verstorbenen Professors Fleming Jenkin. Auf den ersten Blick meint man, eine Telegraphenlinie vor sich zu haben, und die Jenkinsche Bahn hat auch thatsächlich mit dem Telegraphen eine wichtige Eigenschaft gemein. Wenn sie auch nicht steile Abhänge hinaufklimmen kann, so bekümmert sie sich wenigstens um kleinere Bodenerhebungen und Bodensenkungen nicht: es werden einfach kürzere oder längere Stangen in die Erde gerammt. Dagegen sind die einzelnen Wagen nicht so tragfähig wie bei Lartigue und den sonstigen Drahtseilbahnen. Die Last muß mehr zerteilt werden, was indessen in vielen Fällen wenig auf sich hat, zumal sich die Züge in sehr kurzen Abständen folgen dürfen und ein einzelner Elektromotor eine Reihe von Wägelchen zu schleppen vermag. Die elektrische Kraft, welche die Wägelchen treibt, wird in der Nähe der Bahn erzeugt und durch den Draht selbst auf den Elektromotor übertragen. Ein von Ayrton und Perry erfundener kunstreicher Apparat bewirkt es, daß die Züge stets unter Kontrolle stehen und sich nicht etwa einholen können. Wagt sich einer zu sehr vor, so merkt man es auf der Station sofort und schneidet ihm den Lebensfaden, das heißt den elektrischen Strom, so lange ab, bis er seinen Weg fortsetzen darf.

Die Telpheragebahn bedarf keiner Bodenerwerbung, sie geht über alle Hindernisse hinweg und stört keinen Menschen. Der Erfinder hat hauptsächlich Koloniallander im Auge gehabt, wo die Anlegung von Straßen oder eigentlichen Eisenbahnen auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde, und die Sache verdient deshalb auch bei uns Beachtung. Die erste Anwendung der Telpherage erfolgte indessen in England, und zwar auf einer Cementfabrik, die den benötigten Thon auf dem Luftwege herbeischafft und ihre Erzeugnisse in derselben Weise zum nächsten Fluß befördert.

Unsere Schlußzeilen seien einem ganz ungewöhnlichen Unternehmen gewidmet, dessen Ausführbarkeit nach dem Urteil der sachverständigsten Leute keinem Zweifel unterliegt, und es wird Eads, dem Amerika die erste Brücke über den Mississippi und die Regulierung des unteren Laufes dieses gewaltigen Flusses verdankt, sicherlich dereinst seine Schiffsbahn durchführen.

Der Gedanke ist freilich kein ganz neuer. Wir besitzen bereits in Westpreußen eine Anlage zur Beförderung von Flußkähnen über einen Bergrücken, also eine Schiffsbahn im kleinen. Hier gilt es aber, die größten Seefahrzeuge bis zu einem Gewicht von 5000 Tonnen etwa 250 km weit übers Land zu schaffen und die dem nassen Element sanft Enthobenen diesem ebenso sanft wieder zu übergeben. Als Schauplatz seiner Großthat hat Eads die Landenge von Tehuantepec im Lande Mexiko auserkoren, die zwar breiter ist als die Panama-Landenge, an der v. Lesseps seine Künste versucht, dafür aber viel nördlicher liegt. Eads' Schiffsbahn kürzt somit dem Panamakanal gegenüber den Weg nach dem nördlichen Stillen Meere bedeutend ab, wozu kommt, daß die Amerikaner aus Mißgunst gegen das französische Panama-Unternehmen die Tehuantepec-Linie vorziehen würden, deren Ausführung nur noch von der Gewährung einer Zinsgarantie abhängt.

Wie gedenkt Eads die mächtigsten Schiffe aus dem Wasser auf seinen Riesenwagen zu heben und von demselben wieder abzubringen? Nun, lediglich durch bekannte und bewährte Mittel. Täglich geschieht es in Seehäfen, daß einem Schiff ein anderes Fahrzeug, ein sogenanntes schwimmendes Dock, untergeschoben wird, dessen Doppelwände vorher mit Wasser gefüllt wurden, damit es entsprechend tief sich senke. Nachdem das zu hebende Schiff abgesteift worden, pumpt man das Wasser aus dem Dock, und dieses erscheint nebst seiner Last wieder an der Oberfläche. Bei Eads trägt aber der Boden des Docks mehrere Schienenpaare sowie einen dreihundertsechzigräderigen Wagen, und dieser wiederum eine große Zahl auf Federn ruhender Stützen, welche den gehobenen Schiffskörper derart umklammern, daß er mindestens ebenso sanft gebettet ist wie auf den Meereswogen.

Dem Wagen werden, sobald das Dock mit den Landschienen verbunden ist, drei Doppellokomotiven, das heißt Lokomotiven mit zwei Kesseln und vier Cylindern, vorgespannt, und der Zug setzt sich mit einer auf sechzehn Kilometer in der Stunde berechneten Geschwindigkeit in Bewegung, so daß die Reise fünfzehn bis sechzehn Stunden in Anspruch nimmt.

Im Interesse der Technik wie des Weltverkehrs wäre es sicherlich zu wünschen, daß Eads sehr bald in den Stand gesetzt würde, sein großartiges Projekt auszuführen. Von der Lösung dieser Aufgabe hängt es vielleicht ab, ob wir auf dem von Lesseps betretenen sehr kostspieligen Wege weiter wandeln oder von jeder Durchstechung von Landengen absehen und, als Seitenstück zu der Überführung von Eisenbahnzügen über Meeresarme mittels Riesenfähren, künftig die Schiene auch der Schiffahrt dienstbar machen.

Die Entwickelung der Verbrechensformen.

Von

Ludwig Fuld.

Eduard v. Hartmann sagt einmal in der Philosophie des Unbewußten, mit großem Unrecht werde die Abnahme des Mordes, die Verminderung des Raubes und ähnlicher Gewaltthaten auf eine Besserung der Menschen zurückgeführt, während doch lediglich der Grund dieser Erscheinung darin gefunden werden müsse, daß die bessere Organisation des Staates und die sorgfältigere Ausübung des Sicherheitsschutzes die Begehung solch schwerer Missethaten nicht mehr so leicht ermögliche, wie dies in Zeiten unentwickelter staatlicher Zustände der Fall war. Kant war bekanntlich anderer Ansicht; der Königsberger Weise meinte, daß wir zwar nicht in einem Zeitalter der Sittlichkeit, wohl aber in einer Ära der Sittigung leben, und schrieb die Verminderung der schwersten Verbrechen gerade der Besserung der Menschheit zu, welche der Philosoph des Unbewußten anzuerkennen sich aufs stärkste weigert. Den realen Verhältnissen scheint aber die Hartmannsche Erklärung weit mehr gerecht zu werden als die Kantsche, wenn schon die absolute Starrheit der von Hartmann beliebten Formulierung der Richtigkeit ihres Gedankeninhalts etwas Eintrag thut. In der That, die verbrecherischen Triebe der Menschheit sind dieselben wie früher, sie haben sich an sich nicht geändert, sondern nur die Form ist eine andere geworden, in welcher sie die Gesellschaft und ihre Rechtsgüter antasten. Jene strafbaren Neigungen, welche in den alten Zeiten die schrecklichen Verbrechen hervorriefen, von denen uns die Religions- und Geschichtsurkunden erzählen, sie existieren heute noch so wie ehedem, und nur darin ist eine Änderung eingetreten, daß sie, dank der Konsolidierung der Staatsgewalt, dank der kräftigen Handhabung des Schutzes, nicht in der offenen Weise ihre Befriedigung anstreben können wie früher, sondern die versteckten und heimlichen Schleichwege des Lebens wählen müssen. Das große Gesetz der Umbildung der Formen gilt nicht nur für die Welt der Organismen, es findet auch in der Welt der Verbrechen Anwendung. Das Leben der Völker gleicht dem Leben des einzelnen Menschen; wie dieser eine Kindheit, ein Jünglings-, Mannes- und Greisenalter besitzt, so lassen sich auch bei dem zum großen socialen Körper organisierten Kollektivwesen die gleichen Perioden unterscheiden. Die verbrecherische Triebkraft äußert sich aber bei dem Individuum in den verschiedenen Lebensperioden in verschiedener Weise, ein Punkt, auf welchen zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, das große Verdienst jenes erhabenen Geistes ist, der für die Gesellschaftswissenschaft eine neue Ära inaugurierte, Adolphe Quetelets. Einen ähnlichen Vorgang zeigt uns ein Blick in die verbrecherische Thätigkeit eines Volkes auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung. Die über-

schäumende Naturkraft des jugendlichen Volkes begünstigt alle gewaltsamen Verbrechen, während das heimliche und ebenso das raffiniertere Delikt auf diesem Stadium der Kulturentwickelung unbekannt ist, und damit hängt auch die tiefe Verachtung zusammen, welche dem heimlichen Verbrecher entgegengebracht wird, während sie dem Missethäter, der offen dem Gesetze Hohn spricht, durchaus nicht in diesem Grade zu teil wird. Die mosaische Gesetzgebung zeigt uns diesen Zustand ebenso wie die anderen orientalischen Gesetzbücher, in Hellas und Rom begegnet uns die Erscheinung nicht minder deutlich wie in den Gesetzbüchern der germanischen Völkerschaften, welche zu Beginn der christlichen Ära entstanden sind. Gewaltsame Verletzung des menschlichen Lebens, der Freiheit und Ehre in unendlicher Verschiedenheit sind die Verbrechen dieser Zeit. Im Laufe der Entwickelung nimmt die Volkskraft ab, der Kraftüberschuß macht sich auf anderen Gebieten geltend, Staat und Gesetz erstarken und hindern die offene Verletzung der Gesellschaft, und dem entsprechen auch die Verbrechensformen. An Stelle der offenen Gewalt ist die Heimlichkeit und Arglist getreten, das Raffinement hat die Äußerung des Naturtriebes ersetzt, und je mehr ein Volk sich der Periode des Greisenalters nähert, um so mehr tritt gerade dieser Punkt als charakteristisches Merkmal hervor. Naturgemäß ist die Summe des Wissens, welche ein Volk in geistiger und technischer Hinsicht besitzt, auch für die Verbrechensformen maßgebend. Die Bekanntschaft mit neueren Natur- und Kunststoffen bringt stets auch neue Verbrechenstypen hervor, eine Erscheinung, die sich durch alle Blätter der Geschichte hindurch verfolgen läßt. Als die orientalischen Gifte und das Geheimnis ihrer Anwendung in Rom bekannt wurden, nahm der Giftmord, namentlich der von Frauen begangene, ganz ungemein zu, und Livius hat uns einen sehr interessanten Bericht über einen weiblichen Monstreprozeß überliefert, welcher sich gegen eine Menge vornehmer römischer Damen richtete, die wegen dieses Verbrechens angeklagt wurden. Es hing dies, ebenso im Mittelalter, wo gleichfalls die Giftmischerei seitens der Frauen mit großer Vorliebe betrieben wurde, mit dem Unfug der Liebestränke zusammen, ein Gebrauch, der aus dem Orient stammt, aber auch in Westeuropa selbst heute noch zuweilen vorkommt und uns dann einen Blick in einen geradezu unergründlichen Abgrund geistiger Verwahrlosung eröffnet. Seit den Kreuzzügen und dem Aufkommen eines regeren Verkehrs mit dem Orient, namentlich der Levante, wurde man auch in Deutschland mit den Mysterien der Liebestränke und Giftmischerei genauer bekannt, und daß dieselben ein nicht unempfängliches Publikum fanden, beweisen sowohl die Strafvorschriften der mittelalterlichen Gesetze, wie die Äußerungen der Schriftsteller. Besonders in Italien blühte jenes Verbrechen üppig, und es ist ja bekannt, mit welcher Virtuosität Alexander VI. Borgia die Giftmischerei verstand, wie er in dieser Kunst vielleicht nur von seinem Sohne Cäsar übertroffen wurde; es ist ebenso bekannt, daß diese abscheuliche Pest der Renaissanceperiode durch Katharina von Medici und ihre italienischen Banditen nach Frankreich importiert wurde und dort zu Verbrechen Veranlassung gab, was seitens der französischen Romanciers dann in fabelhafter Weise entstellt wurde. Die Einführung und Verbreitung der Weltverkehrsträger, sowohl der Vermittler des körperlichen wie des geistigen Transports, schafft dem vandalistischen Zerstörungstrieb neue Verbrechensformen. Während ehedem Dämme, Brücken, Schleußen und Gebäude die Gegenstände bildeten, an welchen der unbezähmte Vandalismus seine Wut und seinen Haß ausließ, sind es heute die Eisenbahnen, Telegraphen und — wo sie bereits eingeführt sind — auch die Telephonanstalten in erster Linie, gegen welche sich die Zerstörungswut richtet. Mit der Einführung des Telegraphenbetriebes in Kabul begann eine wahre Manie der Eingeborenen, die Anlagen

auf jede Weise zu zerstören und zu vernichten; vorher hatten sie ihre besondere Liebhaberei daran gehabt, an den Gärten und Feldern der europäischen Beamten allen möglichen Schaden anzurichten, nunmehr richtete sich der vandalistische Trieb gegen die Telegraphenstangen und Telegraphendrähte, und man konnte nur dadurch die gedeihliche Entwickelung des Betriebes sichern, daß man jeden Übelthäter, dessen man habhaft wurde, an der beschädigten Stange kurzer Hand aufknüpfte. Nachdem dies einige hundertmal geschehen war, hatten die Telegraphen Ruhe. Jede Erfindung und jede Entdeckung wird von der verbrecherischen Triebkraft zur Äußerungsform schon gewählt, bevor noch ihre Nutzbarmachung für die gedeihliche Entwickelung der Menschheit erfolgt ist. Man könnte mit Ovid sagen: es treibt der Geist, den alten Stoff in neue Formen zu kleiden. Es vergeht keine Periode in der Geschichte eines Volkes, in welcher nicht neue Verbrechensformen auftauchen, in welcher nicht mit Hilfe der erreichten Kenntnisse und Fähigkeiten der verbrecherische Gedanke die Gesetze zu umgehen versucht.

Von nicht geringerer Bedeutung als die bisher erwähnten Momente sind die allgemeinen Erwerbs- und Wirtschaftsverhältnisse eines Volkes für die Verbrechensformen. Steht ein Volk noch auf der Stufe des nomadisierenden Jagd-, Hirten- und Fischervolkes, so sind die Formen seiner verbrecherischen Thätigkeit ganz wesentlich von denen verschieden, welche es wählt, wenn es in die Periode des seßhaften Agrikulturvolkes eingetreten ist. Wiederum weichen die Verbrechensformen dieser Periode bedeutsam von denjenigen ab, in welche das Agrikultur-Manufaktur-Handelsvolk seine verbrecherischen Thaten einkleidet. Auf der Entwickelungsstufe des Nomadenvolkes können bei Vermögensverletzungen nur die primitivsten Formen vorkommen, also insbesondere die Urform aller, der Diebstahl und die Unterschlagung. Die feineren Formen derselben sind noch nicht einmal bei dem zumeist die Naturalwirtschaft kultivierenden Agrikulturvolke möglich; erst wenn der Gewerbefleiß sich so weit entwickelt hat, daß das Volk in die Ära des Manufakturstaates übergegangen ist, erst wenn im Gefolge eines regen Imports und Exports, einer entwickelten Geld- und Kreditwirtschaft, eines ausgebildeten Verkehrswesens, einer bis in die kleinsten Details durchgeführten Arbeitsteilung die Periode des Handelsvolkes begonnen hat, erst wenn die Verzweigungen und Verästelungen des Wirtschaftslebens so zahlreich gegliedert sind, daß die ganze Entwickelung einem Netze mit unzähligen Maschen gleicht, bei dem die Zerstörung einer einzigen sofort auf das Ganze störend wirkt, erst dann sind die raffinierten Arten der Vermögensverletzung möglich, die Feinheiten des Schwindels und Betrugs, der Ausbeutung und Übervorteilung der weniger Raffinierten und Gewitzigten. Im Agrikulturstaate bethätigt der Dieb seinen Diebessinn durch die Wegnahme von Feld- oder Gartenfrüchten oder von Produkten der Viehzucht, im hochentwickelten Handelsstaate wird unter fingierten Vorstellungen die schwindelhafte Kreditverschaffung betrieben, welche mit einiger Geschicklichkeit auch heute noch nicht zu den größten Schwierigkeiten gehört. Bankerott und Gründungsschwindel sind im Agrikulturstaate nicht möglich, sondern nur bei dem Handelsvolke, und der Börsenschwindler, welcher sich durch Verbreitung allarmierender falscher Gerüchte in einer Stunde Hunderttausende verschafft und dadurch die ehrenwertesten Leute an den Bettelstab bringt, ist auch keine Figur, welche auf den primitiven Entwickelungsstadien der menschlichen Gesellschaft vorkommt. In dem cäsarischen Rom, welches ja so vielerlei Ähnlichkeitspunkte mit dem Leben unserer Zeit aufwies, wurde das Nationalvermögen durch den Bau- und Getreideschwindel auf das tiefste geschädigt, nach dem Dreißigjährigen Kriege feiern die Tulpenspekulanten mit dem Tulpenbörsenschwindel ihre Orgien, John Law stürzte Frankreich durch den Papierschwindel an

den Rand des Staatsbankerotts, während der Eisenbahnschwindel der Ofenheim, Strousberg und Genossen das deutsche und österreichische Volksvermögen in unseren Tagen um viele Hunderte von Millionen beraubt hat, Beweis genug, daß die Begierde, durch schwindelhaftes Gebaren Schätze zu erwerben, zu allen Zeiten dieselbe ist und nur in den Äußerungsformen Verschiedenheiten aufweist. Ein sehr drastisches Beispiel in dieser Richtung bietet auch der Wucher. Der Drang, sich übermäßige Vergütungen für die zeitweise Gebrauchsüberlassung eines bestimmten Gutes gewähren zu lassen, scheint der menschlichen Natur tief eingewurzelt zu sein, denn zu allen Zeiten und bei allen Völkern begegnen uns Klagen über den Wucher und Strafbestimmungen gegen ihn, allein natürlich ist er in Zeiten einer Agrarwirtschaft äußerlich ein ganz anderer als in der Periode der Geld- und Kreditwirtschaft; dort tritt er in der gewissermaßen rudimentären Form auf, daß eine viel größere Anzahl Naturalprodukte zurückerstattet werden muß als empfangen wurde, hier verbirgt er sich in der raffinierten Form des Kaufs oder Verkaufs ausstehender Schulden oder fingierter Waren, oder eines noch komplizierteren Geschäftes, welches eine Bestrafung nur schwer ermöglicht. Und trotzdem ist es stets dasselbe Verbrechen; der sittenstrenge römische Republikaner Brutus, welcher es mit seinen demokratischen Grundsätzen sehr gut vereinbaren konnte, fünfundvierzig Prozent bei seinen Getreidespekulationen in den Provinzen zu nehmen, und der moderne Privatpfandverleiher, welcher unter dem Schutze einer sich „liberal“ nennenden Gewerbefreiheit dem schutzlosen Bürger achthundertfünfzig Prozent abnimmt, der Getreidewucherer des Altertums und Mittelalters, welcher in verwerflichster Weise auf Notstände und Notlagen spekulierte, um sein aufgespeichertes Getreide zu wucherischen Monopolpreisen abzugeben, und der Gütermetzger und Güterschlächter des neunzehnten Jahrhunderts, diese Phylloxera unseres kleinen Bauernstandes, welcher nach und nach durch Vorschüsse eine Parzelle nach der anderen in seine Hände bringt, sie begehen alle dasselbe Verbrechen. Wir dürfen uns durch die formellen Abweichungen nicht darin irre machen lassen, die Einheitlichkeit der verbrecherischen Handlung festzuhalten, so wenig auch im übrigen der altrömische Patricier dem Pfandverleiher oder dem Güterzertrümmerer der Neuzeit gleicht. Der kulturelle Entwickelungsgang eines Volkes überhaupt ist also von erheblichem Einfluß auf die verbrecherische Thätigkeit: die Verbrechen, welche in unserer Zeit den berechtigten Schrecken der europäischen Menschheit erregen, nehmen nur durch ihre eigentümlichen Formen eine besondere Stellung ein, während doch die verbrecherischen Neigungen, welche ihnen zu Grunde liegen, schon in früheren Zeiten bekannt gewesen sind. Wir müssen uns aber daran gewöhnen, daß auch die Verbrechensformen sich den Zeitverhältnissen einer Periode anpassen, welche mit dem Dampfe reist, mit dem Blitze schreibt, mit der Sonne malt und mit dem Blitze hört. Außergewöhnlich sind die Leistungen dieser Zeit auf allen Gebieten, dank den Fortschritten der Technik, der Industrie, dank vor allem den Errungenschaften der Naturwissenschaft. Außergewöhnlich sind darum auch die Verbrechen, welche sich diese Resultate gleichfalls zu nutze machen.

Litterarische Notizen.

Wilhelm Oechelhäusers Shakespeare-Bearbeitungen für die deutsche Bühne haben auf den meisten unserer größeren Theater Eingang gefunden. Sie verdanken dies außer der gründlichen Kenntnis des modernen Bühnenwesens, welche namentlich in den notwendigen Kürzungen hervortritt, vor allem der jedem Stücke beigefügten Einleitung, welche durch eine eingehende Charakteristik sämtlicher Personen auf eine möglichst vollkommene Wiedergabe auch der Nebenrollen abzielt. Diese **Einführungen in Shakespeares Bühnendramen** hat der Verfasser nunmehr gesondert erscheinen lassen. (Zwei Bände. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.) Wie in Bulthaupts Dramaturgie der Klassiker hören wir hier nicht bloß den bühnenkundigen Mann der Praxis, sondern auch den feinfühlenden Ästhetiker, und so darf das Buch wohl auch über den Kreis der darstellenden Künstler, denen es gewidmet ist, hinaus bei allen Freunden des großen Britten auf günstige Aufnahme rechnen.

Oft genug ist der Einfluß geschildert, den Frankreich auf unsere Kulturentwickelung, namentlich auch zu wiederholtenmalen auf die litterarischen Zustände Deutschlands ausgeübt hat. Dagegen fehlte es für die Gegenleistungen unsererseits bisher nicht nur an einer zusammenfassenden Darstellung, sondern sogar fast ganz an speciellen Vorarbeiten. Um so freudiger und dankbarer ist es zu begrüßen, daß Prof. Th. Süpfle in Metz, der sich bereits früher als ein für diese Aufgabe in hervorragender Weise Berufener legitimiert hatte, es unternommen hat, eine **Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich**, mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung, zu schreiben. (Gotha, E. F. Thienemanns Hofbuchhdlg.) Der uns vorliegende erste Band, der von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstocks reicht, läßt die überraschende Fülle von Anregungen erkennen, welche das Nachbarland lange vor der angeblichen Entdeckungsreise der Frau von Staël von diesseit des Rheins empfangen hat, nicht minder aber die ungemeine Sorgfalt und umfassende Belesenheit des Verfassers, welcher zumal in den fast die Hälfte des Bandes einnehmenden Anmerkungen eine erstaunliche Masse namentlich bibliographischen Materials niedergelegt hat. Der Ton der Darstellung ist frisch und fesselnd, er verrät zugleich ein warmes Interesse an dem nationalen Stoffe und eine wohlthuende Unparteilichkeit gegenüber dem Auslande. Mit Spannung sehen wir dem abschließenden zweiten Bande entgegen.

Einen verwandten Gegenstand behandelt Th. Thiemann in seiner Schrift **Deutsche Kultur und Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik.** (Oppeln, E. Francks Buchhandlung.) Das fleißige und gut geschriebene Buch verdient um so mehr Anerkennung, als die Aufgabe an sich eine sehr undankbare war, da die Urteile der wenigen italienischen Kritiker, welche in Frage kommen, bei der verhältnismäßig geringen geistigen Bedeutung derselben kein sonderliches Interesse zu erwecken im stande sind.

* * *

Eine Frühlingsfahrt nach den Kanarischen Inseln schildert uns der namhafte Schweizer Botaniker H. Christ. (Basel, H. Georgs Verlag.) Die Reisebilder von der spanischen und marokkanischen Küste — der Verfasser benutzte auf dem Hinwege einen Marseiller Küstendampfer — packen durch ihre frische Unmittelbarkeit und den Reichtum an eigenartigen Beobachtungen. Auf den Kanaren selbst überwiegt das botanische Interesse, doch fehlt es auch hier nicht an feinen und anmutenden Schilderungen von Land und Leuten. Von den sechsundzwanzig Ansichten nach Originalskizzen des Verfassers hätte freilich ein guter Teil ohne Schaden für das Buch fehlen können: sie erinnern in ihrer Technik

vielfach an landschaftliche Kupfer in Reisewerken des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Weltteilen von Max Strack. Zweite Sammlung: Adria; Bilder aus Palästina und Syrien; Ägypten. Bearbeitet und herausgegeben von Prof. H. Strack. (Karlsruhe, H. Reuther.) — Schlichte, aber gerade in ihrer Anspruchslosigkeit ansprechende Aufzeichnungen eines Orientpilgers, eines Pilgers im eigentlichen Sinne, denn das heilige Land und Syrien sind, wie sie jetzt die Mitte und Kernmasse des Buches bilden, auch das wahre Reiseziel. Eigentümlich ist dem Verfasser denn auch das lebhafte Interesse an Stiftungen und Missionen, an der Bedeutung und den Verhältnissen der christlichen Bevölkerung im Geburtslande des Christentums. Daneben aber erfreut ein reifes Verständnis für die Größe der alten Kulturen und die Ziele der modernen Kulturarbeit. Das Buch sei namentlich denen warm empfohlen, welche selbst den Orient gesehen haben und nachträglich wenn auch in fremdem Spiegel das Genossene noch einmal in der Erinnerung genießen möchten.

Ein Reisewerk ersten Ranges und zugleich ein solches, das gerade jetzt jeden Deutschen, der für die kolonialen Bestrebungen seines Vaterlandes ein Herz hat, auf das lebhafteste interessieren muß, ist H. H. Johnstons Buch **Der Kilima-Ndjaro.** (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Der Verfasser hat die Gebirgsmasse des Kilima-Ndjaro, des höchsten bekannten Berggipfels im schwarzen Erdteil, im Auftrage zweier gelehrter Gesellschaften Englands besucht zunächst mit der Absicht, von der Flora und Fauna dieses eigenartigen Gebietes eine sicherere Kenntnis zu gewinnen, als es seinen Vorgängern, die dasselbe meist nur flüchtig berührt hatten, möglich gewesen. Die Ergebnisse seiner Forschungen nach dieser Seite hin, sowie seiner anthropologischen und linguistischen Studien hat er in systematischer Darstellung in der zweiten Hälfte des umfangreichen Bandes niedergelegt. Die erste enthält den ungeschminkten und doch farbenreichen Reisebericht. Nach einem orientierenden Einleitungskapitel, in welchem neben dem guten Humor Johnstons die ehrliche Anerkennung seiner deutschen und englischen Vorgänger auf gleichen Bahnen besonders erfreulich berührt, werden wir nach Zanzibar in das Haus des vielgenannten Generalkonsuls Sir John Kirk geführt und von da in raschem, energischem Tempo geradeswegs zum Fuße des gewaltigen Bergmassivs. Am Hofe Mandaras, des Fürsten von Moschi, der in der Entdeckungsgeschichte dieser Landschaften eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so bedeutende Rolle spielt wie Mtesa am Ukerewe, erleben wir mit Johnston von seinem frischen Humor freundlich verklärte Tage des Friedens, aber auch Tage der bangen Sorge, wie sie dank der Launenhaftigkeit dieser schwarzen Selbstherrscher keinem Afrikareisenden erspart bleiben. Zweimal versucht Johnston die höchste Spitze des Kilima-Ndjaro, den Kibo, zu besteigen; in einer Höhe von nahezu 5000 m, nur 750 m unter dem Gipfel zwingen ihn Zeit und Witterung zur Umkehr. Nach sechsmonatlichem Aufenthalte in den Regionen des Kibo und Kimawensi erfolgt unter allerhand Fährlichkeiten, in denen einmal nur ein glücklicher Einfall die Expedition rettet, der Rückmarsch zur Küste. Am letzten Tage des Jahres 1884 trifft der Reisende wieder in London ein, von wo er anfangs März ausgefahren — Daten, welche zur Genüge beweisen, wie nahe uns im Laufe der letzten Jahre selbst das unerforschte Innere Afrikas gerückt ist. Was Johnston in dem letzten Kapitel seines Werkes: „Aussichten für den Handel mit dem östlichen äquatorialen Afrika“, seinen Landsleuten als drohende Gefahr vor die Augen stellt, ist inzwischen Wahrheit geworden: die Wadatschi, die Deutschen, von deren Vordringen der Reisende im Binnenlande allerlei abenteuerliche Gerüchte vernahm, sind Herren des Kilima-Ndjaro, eines der zukunftsreichsten Gebiete, welche der schwarze Erdteil noch zu vergeben hatte, und es ist ein Stück Gerechtigkeit des Weltlaufes, daß ihnen gerade diese Erwerbung gelungen, denn Deutsche, Krapf, Rebmann, von der Decken, waren es, die zuerst den „König von Afrikas Bergen“, wie ihn Bayard Taylor nennt, sahen und den Weg zu ihm erschlossen. Johnstons Buch ist mit dem Porträt des Verfassers, über achtzig durchweg wohlgelungenen Abbildungen nach Zeichnungen desselben und vier Karten geschmückt. Die Übersetzung von W. v. Freeden liest sich wie ein Original. Alles in allem ein Reisewerk, das trotz der großen Konkurrenz seinesgleichen sucht.

Noch wollen wir im Anschluß an dies Referat einer Schrift Erwähnung thun, die dem gegenwärtig so lebhaften Interesse an den deutschen Kolonialbestrebungen ihre Entstehung verdankt: **Der wissenschaftliche Wert von Deutsch-Ostafrika** von Dr. Grimm, Ministerialpräsident a. D. (Berlin, Walther u. Apolant.) Es ist dies eine nicht geographisch, sondern nach Materien geordnete Zusammenstellung von Angaben älterer und neuerer Forschungsreisenden über Klima, Bodenbeschaffenheit und Produkte der neuerworbenen oder beanspruchten Gebiete der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

* *
*

Aus dieser Welt der Komödie. Von Otto Spielberg. (Leipzig, Heusers Verlag.) —

Der Verfasser dieser geistvollen Skizzen, Phantasien und Lebensregeln will zwar von dem Frankfurter Philosophen sehr wenig wissen, aber er selbst ist doch so von der Richtigkeit alles dessen durchdrungen, was fast allen Menschen lieb und erstrebenswert erscheint, daß man auch ihn zu den Pessimisten zählen muß, mag er wollen oder nicht. Man liest mit gewissem Wohlbehagen all die schönen Lebensregeln, die man leider meist nicht brauchen kann, ohne aus der Gesellschaft hinausgewiesen zu werden; man erfreut sich an der sarkastischen, eigentümlich stilisierten Darstellungsweise des Satirikers, der kein Blatt vor den Mund nimmt, der uns armen Weltkindern wieder einmal so recht — die Wahrheit sagt; indessen auch er heilt uns nicht. Wir Unverbesserlichen lesen sein Buch, freuen uns daran und spielen dann unsere Rolle weiter in dieser bisher noch immer besten aller Welten.

Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn L. v. Holberg. In der ältesten deutschen Übersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. Hoffory und Dr. P. Schlenther. Lieferung 4 bis 8. (Berlin, G. Reimer.) — Wollte heute jemand Homers Ilias in der Sprache der Nibelungen, oder Molières Komödien in der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts wiedergeben, so würde dieser Einfall vielen geistreich, aber immerhin seltsam erscheinen. Nach der trefflichen Übersetzung von Prutz dürfte auch diese Neuausgabe auf Grundlage einer Übersetzung aus dem achtzehnten Jahrhundert manchem seltsam vorkommen; allein das „Archaisierende“ gefällt, wie in den Tagen Hadrians; der „philologische“ Geschmack herrscht, und so handelten die Herausgeber schon am besten, daß sie sich die nichtige Mühe ersparten, etwa selber in der Sprache des vergangenen Jahrhunderts die ungeschminkten, von wirklicher vis comica belebten Bühnenwerke des dänischen Dichters neu zu beleben.

* * *

Ein im besten Sinne des Wortes volkstümlich geschriebenes Werk ist: Potonié, **Illustrierte Flora von Mittel- und Nord-Deutschland.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Berlin, Brachvogel u. Boas.) Der Verfasser steht auf dem heutigen Standpunkte wissenschaftlicher Floristik. Durch die Beigabe von dreihundertdreiundvierzig sauber ausgeführten Holzschnitten wird namentlich der Anfänger beim Bestimmen der gefundenen Pflanzen unterstützt. Der allgemeine Teil ist kurz, doch klar und genügend behandelt; der specielle Teil giebt die Bestimmungstabellen, wobei das Eichlersche System zu Grunde gelegt ist. Für botanische Exkursionen ein zuverlässiger Begleiter, dürfte sich das Buch auf den höheren Schulen sehr bald einbürgern.

* * *

Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes, herausgegeben von H. Blum. Erster Jahrgang, zweites Heft. (Leipzig, C. F. Winter.) Von diesem für Kriminalisten, Ärzte und Schriftsteller schätzenswerten Unternehmen liegt das zweite Heft vor. Neben Darstellung einer psychologisch interessanten Mordthat aus den sechziger Jahren beschäftigt es sich mit den Verbrechen einiger deutscher Anarchisten aus jüngst vergangener Zeit. Verdient der Herausgeber für seine Neubelebung des alten Pitaval Dank und Anerkennung, so möge er doch auch den Rat beherzigen, alle Wendungen zu vermeiden, welche an den Geschworenensaal oder, was noch schlimmer ist, an den Kriminalroman erinnern. Derartige rhetorische Kunststückchen sind vollständig überflüssig.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Bis zum 28. Februar gingen nachfolgende neu erschienene Werke ꝛc. ꝛc. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig die Titel derselben und behalten uns Besprechung, soweit eine Berücksichtigung für unsere Leser ersprießlich, für später vor.

Adolf, G.: Schlimme Geschichten. Drei Novellen. Zürich, Verlags-Magazin.

Brand, Silvia: König Zeit und Königin Ewigkeit. Ein Märchen für große und kleine Kinder. Dresden, C. Weiske.

Breidenbach, E. von: Sibyllas Traum und anderes. Berlin u. Rostock, Verlag der Albumstiftung (Carl Hinstorffs Verlag).

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Heft 232/237. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Buchwald, H.: Herzensrätsel. Novellen. Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung (Carl Hinstorffs Verlag).

Clasen, L.: Erlebtes und Verwebtes. Aus der Schreibmappe eines Malers. Leipzig, E. Peterson.

Conrad, H.: George Eliot, ihr Leben und Schaffen, dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern. Berlin, Georg Reimer.

Crescenzia, Amalie: Eine Feuerprobe. Ein Roman. Wien, Carl Konegen.

Deppe, A.: Kriegszüge des Tiberius in Deutschland 4 und 5 nach Chr. Bielefeld, August Helmich.

Dietrich, K.: Protest gegen die moderne Wissenschaft. An die deutschen Universitäten. Hamburg, Kommissionsverlag von König u. Schulz.

Dostojewski, Theodor: Arme Leute. Ein Roman. Aus dem Russischen von A. L. Hauff. Dresden, H. Minden.

Eckstein, E.: Die vier Lebensalter. Studien und Beiträge zu ihrer Charakteristik. Leipzig, Carl Reißner.

Ehrenfels, Chr. von: Melusine. Ein dramatisches Gedicht. Wien, C. Konegen.

Enberg, A. von R. (Frau von Gottberg): Was zum Ziele führt. Ein Roman. Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung (Carl Hinstorffs Verlag).

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Erste Abteilung, Lfrg. 50. Zweite Abteilung, Lfrg. 39/41. Breslau, Ed. Trewendt.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 12/13: Die Damen von Croix-Mort, von Georges Ohnet. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn.

Foerster, W.: Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. (Zweite Folge.) Berlin, Georg Reimer.

Frauenberuf. Zeitschrift für die Interessen der gebildeten Frauenwelt. Erscheint monatlich zweimal. Weimar, H. Weißbach.

Grasberger, H.: Aus der ewigen Stadt. Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Günther, F.: Der Harz. In Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern geschildert. Lfrg. 8. Hannover, Carl Meyer.

Heines, Heinrich, sämtliche Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten von Dr. Ernst Elster. Lfrg. 1. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hellwald, Fr. von: Frankreich in Wort und Bild. Heft 50/57. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Hinrichsen, A.: De Evers. Zweite Auflage. Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung (Carl Hinstorffs Verlag).

Hirth, G.: Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. München, G. Hirths Kunstverlag.

Johnstons Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. F. Dornblüth. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Lfrg. 1/3. Stuttgart, C. Krabbe.

Jungdeutschland. Eine Schrift für alle reichsfeindlichen Söhne des Vaterlandes. Mit zahlreichen statistischen Nachweisen und Berechnungen von Arminius. Leipzig, R. Werther.

Junkermanns Humoristikum. Eine Sammlung heiterer Vortragsstücke von erprobter Wirksamkeit meist aus dem Repertoire des Herausgebers August Junkermann. Stuttgart, Levy u. Müller.

Kalender, Deutsch-nationaler, für Österreich auf das Jahr 1887, geleitet von C. W. Gawalowski. 2. Jahrg. Graz, F. Goll.

Keyserling-Rautenburg, Cécile Gräfin: Wahres und Erträumtes. Berlin u. Rostock, Verlag der Albumstiftung (Carl Hinstorffs Verlag).

Kleinpaul, R.: Florenz in Wort und Bild. Lfrg. 12/13. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Köhler, H.: Joseph Bärenfuß. Eine Märchenerzählung für die Jugend. Leipzig, E. Peterson.

Krauß, F.: Von der Ostsee bis zum Nordkap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Lfrg. 2/8. Neutitschein, Rainer Hosch.

Kunow, E.: Theoderich, König der Ostgoten. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Mayer u. Müller.

Lenze, K.: Volapük? Die Weltsprache und ihre Bedeutung für den Völkerverkehr. Ein Mahnruf an alle Gebildeten. Leipzig, G. A. Gloeckner.

Mackay, J. H.: Schatten. Novellistische Studien. Leipzig, E. Peterson.

Meine Welt. Herausgegeben von Wilhelm Eick, redigiert von Adolf Hinrichsen. Erster Band. Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung (C. Hinstorffs Verlag).

Monarchie, Die österreichisch-ungarische, in Wort und Bild. Lfrg. 28/30. Wien, A. Hölder, k. k. Hof- u. Universitätsbuchhändler.

Napoleon I. und sein Hof. Vierter Band: Memoiren der Generalin Durand, ersten Palastdame der Kaiserin Marie Luise. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Köln, A. Ahn.

Paulus, Ed.: Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Jubiläumsausgabe. Stuttgart, C. Krabbe.

Raymond, G. L.: Ballads of the Revolution and other Poems. New-York und London, G. P. Putnams Sons.

Rocca, O.: Alldeutschland. Ein Schauspiel aus großer Zeit. Breslau, L. Köhlers Hofbuchhdlg.

Sack, Ed.: Schlaglichter zur Volksbildung. Heft 5. Nürnberg, Wörlein u. Co.

Schlachten-Atlas des neunzehnten Jahrhunderts. Zeitraum: 1820 bis zur Gegenwart. Lfrg. 6/7. Iglau, P. Bäuerle.

Semmig, H.: Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Zweite Aufl. Leipzig, E. Peterson.

Verne, J.: Von der Erde zum Monde. Direkte Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten. Autorisierte Ausgabe. Achte Aufl. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Vollbrecht, C.: Dissonanzen. Zwei Novellen. Weimar, A. Krüger.

Voß, R.: Brigitta. Ein Trauerspiel. Dresden, H. Minden.

Waldmüller, R. (Eduard Duboc): Das Geheimnis. Eine Doppelnovelle. Berlin u. Rostock, Verlag der Albumstiftung (C. Hinstorffs Verlag).

Wanderbilder, Europäische. Nr. 114, 115, 116: Lugano und die Verbindungslinie zwischen den drei oberitalienischen Seen. Von J. Hardmeyer. Zürich, Orell Füßli u. Co.

Was Ihr wollt! Sociale Blätter für das deutsche Volk. Erster Band, Heft 2. Herausgegeben von F. Ronnemann. Leipzig, R. Werther.

Weitbrecht, J.: Adalbert Stifter. Ein Bild des Dichters. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Widemann, G. O.: Die geometrische Darstellung der Quadratur des Kreises. Berlin, Georg Otto Widemann.

Wundt, W.: Philosophische Studien. Vierter Band, 1. Heft. Leipzig, W. Engelmann.

Civilanstellung von Offizieren.

Der Deutsche Offizier-Verein hat es in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen, verabschiedeten Offizieren Beschäftigung und Anstellungen zu vermitteln, da es denselben, vielfachen Erfahrungen zufolge, sehr schwer fällt, ohne eine solche vermittelnde Centralstelle sich einen neuen Thätigkeitskreis im bürgerlichen Leben zu eröffnen. Um nun die Angebote aller derjenigen Stellen, welche sich zur Besetzung durch ehemalige Offiziere eignen, dem Deutschen Offizier-Verein fortlaufend zuzuführen, hat sich derselbe nicht blos an Behörden 2c. gewandt, sondern strebt es auch an, die gesammten Kreise der Communalverwaltungen, der Großgrundbesitzer und Großindustriellen 2c. hierfür zu interessiren. Gerade auf dem Gebiete der Industrie und des Großgrundbesitzes macht sich an vielen Stellen das Bedürfniß geltend, für besondere Vertrauensfunctionen, wie z. B. Kassenverwaltungen, Oberaufsicht über Bureaux oder Arbeitsplätze, Buchführung bei größeren Güter-Complexen oder Fabrikanlagen, Führung und Registrirung von Geschäfts- und Privatcorrespondenzen, sowie in allen Stellen der Selbstverwaltung, wo der betreffende Besitzer 2c. nicht Zeit hat, sich selbst dieser Thätigkeit zu widmen, Persönlichkeiten zu gewinnen, welche mit verhältnißmäßig geringen Gehaltsansprüchen große Zuverlässigkeit und einen höheren Bildungsgrad verbinden. Diese Bedingungen sind aber gerade beim verabschiedeten Offizier zu finden, da derselbe infolge des Bezuges einer Staatspension nicht lediglich auf das Einkommen aus seiner Stellung angewiesen ist. Bei Anmeldung vakanter Stellungen ist der Offizier-Verein bereit, Vorschläge geeigneter Persönlichkeiten unter Beifügung aller bezüglichen Referenzen zu machen und alle erforderlichen Recherchen anzustellen, ohne daß dem Anfragenden hieraus irgend welche Unkosten erwachsen. Die Adresse ist: **„Deutscher Offizier-Verein, Berlin N.W., Dorotheenstraße 77—79".**

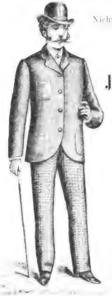
Versand-Geschäft Mey & Edlich

Königl. Sächs. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nichtgefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.



Sommer-Jaquettes, Joppen und Staubmäntel für Herren.

Bei Bestellungen beliebe man den **Brustumfang**, unter den [illegible] und die **hintere Länge** anzugeben.
Stoffproben versenden wir [illegible]



Jaquet.

Joppe.



Staubmantel.

Jaquet.

Nr. 102. **Jaquet** aus *[illegible]*, *baumwollenem [illegible]*, besonders geeignet als Haus- und Gartenrock . . . . **M. 2.50.**

Nr. 105. **Jaquet** aus *[illegible]* *Stoff*, als Bureaux-Rock sehr passend . . **M. 3.—.**

Nr. 112. **Jaquet** aus *[illegible]* [illegible], ausserordentlich elegant. [illegible] Vorräthig: [illegible] . . **M. 11.50.**

Hierzu passende Westen aus gl[illegible] Stoff, ohne [illegible] Futter, mit [illegible] aus [illegible] . **M. 5.75.**

Nr. 115. **Jaquet** aus *[illegible]* *Lüstre* mit gefütterten Aermeln . . . . . **M. 4.25.**

Nr. 117. **Jaquet** aus *[illegible]* *Lustre*, mit gefütterten Aermeln, sehr [illegible] und [illegible] . . . . . . **M. 6.—.**

Nr. 119. **Jaquet** aus *[illegible]* [illegible] **M. 7.—.**

Joppe.

Nr. 122. **Jaquet** aus *halbwollenem, sehr gutem schwarzem Renforcé*, **mit** Zanella gefuttert, sowie mit Satin-Aermelfutter; sehr solid im Tragen u. elegant aussehend. Als Strassen- od. Bureaux-Rock besonders zu empfehlen . . . . . . **M. 13,50.**

Nr. 125. **Joppe** aus *grünlichem, baumwollenem, kräftigem Stoff*, sehr praktisches Kleidungsstück für Gärtner u. s. w. . . . . . . **M. 2,50.**

Nr. 127. **Joppe** aus *baumwollenem, kleincarrirtem Stoff*, elegant und dauerhaft, als Gartenrock etc. sehr geeignet. Vorräthig: *grau-weiss u. braun-weiss carrirt* . . **M. 5,—.**

Nr. 130. **Joppe** aus *halbleinenem, wasserdicht präpar., grünlichem Stoff*, Jagdliebhabern besonders zu empfehlen . . . . . . **M. 7,75.**

Wir bezeichnen diese Joppe *nicht* als *absolut wasserdicht*, da die Nähte derselben bei anhaltender Nässe immerhin etwas Feuchtigkeit durchlassen.

	klein	mittel	gross
Nr. 1[illegible]. **Staubmantel** aus [illegible], zweckmässigstes Kleidungsstück zum Schutz der Kleider gegen Staub auf der Reise . . . . M.	5.25.	5.50.	5.75.
Nr. 135. **Staubmantel** aus *[illegible]* Stoff . . . . M.	5.30.	5.60.	5,90.
Nr. 138. **Staubmantel** aus [illegible], elegant im Aussehen [illegible] . . . . M.	10.—.	10,50.	11,—.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Tito, der Retter.

Eine sicilianische Geschichte

von

Konrad Telmann.

II.

Wie ein nächtlicher Spuk war das ganze Ereignis vorübergebraust, und Tito, der sich wieder mühsam auf dem Rücken seines Pferdes aufrecht hielt, wußte kaum, ob er das alles geträumt oder wirklich erlebt hatte, ob er nun wirklich der rechtmäßige Ehegatte Gioconda Delverdes sei oder ob man nur einen grausamen Scherz mit ihm getrieben hatte. Aber allmählich kam ihm doch eine zu deutliche Erinnerung an alles Vorgefallene, und er hörte ganz genau die Worte des Priesters, die ihn und Gioconda als Eheleute vor Gott und den Menschen erklärten, in seinen Ohren wiederhallen. Er war also vermählt. Der Gedanke trieb ihm das Blut siedend heiß durch die Adern, und es fehlte nicht viel, so hätte er im Bewußtsein seines Glücks laut vor sich hinausgejubelt und geschrien. Aber die rauschartige Empfindung einer plötzlich über ihn hereingebrochenen Seligkeit wurde ihm ebenso plötzlich wieder durch die Erinnerung an Giocondas düster-trotziges Antlitz und durch die Vorstellung gestört, daß sie ihm nicht freiwillig vor den Altar gefolgt sei, sondern von den Briganten mit Gewalt dorthin hatte geführt werden müssen. Sie war trotz alledem nun seine Frau, daran ließ sich nichts mehr ändern; aber würde sie es ihm je verzeihen, daß sie es geworden war? Und was sollte überhaupt aus ihnen beiden werden? Wohin brachte man sie? Nach Racalmuto zurück? Dort war seines Bleibens nicht mehr, seit er unter die Briganten geraten war und man ihm ohne Erbarmen den Prozeß machen würde, sobald er sich fangen ließ. Ins Gebirge? Was sollte er dort mit Gioconda? Wovon wollten sie leben und wie sollte ihr Dasein sich weiter gestalten? Auf das alles wußte er keine Antwort, und der wilde Ritt durch die nächtliche Hochebene ließ keine Klarheit in seinen Gedanken aufkommen, die ihn einem aufgescheuchten Bienenschwarm gleich umsummten. Nur das eine, daß Gioconda

sein Weib geworden, daß er den höchsten Wunsch seines Lebens hatte in Erfüllung gehen sehen, stieg immer wieder und wieder in siegreicher Klarheit vor ihm auf und ließ ihn in trunkenem Jubel dahinstürmen. Er hatte sie erobert, er wollte sie behalten, gleichviel wie. Aus dem faulen Tito war ein glücklicher Tito geworden. Und wenn er zeitlebens Brigant bleiben mußte, er, der die Briganten gehaßt und ihnen allen Verderben geschworen hatte: um den Preis, Gioconda sein Weib nennen zu dürfen, wollte er auch das jetzt tragen.

Wieder hielt der Reitertrupp, und wieder riß man Tito vom Pferde herab, um ihn weiter ins Gebirg zu führen. Diesmal nicht zu weit. Etwa eine halbe Stunde mochte es gewährt haben, seit sie die Sättel verlassen, als man Halt machte. Ein Lagerplatz der Briganten, deren sie mehrere in den verschiedensten Gebirgsgegenden besaßen, war erreicht, nur ein kleiner Hause aber hatte die beiden Neuvermählten bis dorthin begleitet. Unter denselben befand sich der „schwarze Bär“. Als man Titos Binde abgestreift hatte, trat der Brigantenhauptmann lachend auf ihn zu, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Nun, mein Bursch, habe ich mein Versprechen gehalten und meine Sache gut gemacht? Du siehst, der ‚schwarze Bär‘ bleibt niemand etwas schuldig. Von heute an sind wir quitt. Nun sieh allein zu, wie du deine Sache weiter führst. Ich selbst habe anderwärts zu thun, aber ein paar von unseren Leuten bleiben in der Nähe, und wenn dich's gelüstet, uns nachzuziehen, so kostet's dich ein Wort an sie und sie führen dich. Sonst bist du frei und kannst gehen, wohin du willst. Verraten kannst du ja nichts; dagegen haben wir uns gesichert. Du und deine Frau, ihr sollt beide bei uns willkommen sein, wenn ihr's mit uns versuchen mögt. Anderenfalls zieht heim, den Weg wird man euch morgen weisen. Und bewahrt mir ein gutes Andenken, he? Auf Wiedersehen, mein Bursch!“

Er schüttelte dem unsicher vor sich hinblickenden Tito kräftig die Hand, nickte Gioconda zu, der man eben auch die Binde von den Augen genommen hatte, pfiff den Seinigen und stieg in dem noch immer von keinem Morgengrau durchspielten Dunkel weiter in die kahle Bergwelt hinauf. Tito wandte sich mit leisem Schauder nach Gioconda um, die mit über der Brust gekreuzten Armen trotzig dastand und der er zum erstenmal als seiner Frau im Zwielicht des Sternenhimmels ins Gesicht sah. Was er dort las, war freilich nicht sonderlich tröstlich für ihn, und sein Blick ward nicht erwidert. Wie hilfeflehend wandte er sich nun an einen der zurückgebliebenen Briganten, die sich ihre Lagerstätte zu bereiten begannen und ihre Büchsen zusammenstellten. „Für Euch hat der Capitano die Grotte dort bestimmt, Signor Tito,“ sagte der Räuber und wies auf einen überhängenden Fels in der Nähe, „macht's Euch dort mit Eurer Frau bequem! Vor allem aber laßt uns jetzt schlafen, denn wir sind auch nur Menschen und meinen's verdient zu haben, daß man uns Ruhe gönnt. Gute Nacht! Auf morgen!“

Das halbe Dutzend Briganten streckte sich auf Mänteln und Decken nieder, ohne sich ferner um das junge Paar zu kümmern, das, ohne sich zu rühren, noch eine Weile auf der gleichen Stelle stehen blieb, bis Tito sich endlich ein Herz faßte, einen Schritt näher an Gioconda herantrat und schüchtern sagte:

„Willst du nicht auch schlafen? Du wirst müde sein, Conda.“

Sie gab keine Antwort und regte sich nicht. Es sah aus, als sei kein Leben in ihr. Da trat Tito dicht neben sie, ergriff ihre schlaff herabhängende Hand und sagte bittend: „Komm, Gioconda.“ Sie aber zuckte bei seiner Berührung zusammen, als ob sie ein giftiges Getier gestochen hätte, schüttelte seine Hand von sich ab und kehrte ihm den Rücken zu. „Gioconda,“ fing er beklommen zum drittenmal an, „ich begreife, daß du mir grollst und daß du voller Trotz und Wut dich von mir abkehrst. Aber ich schwöre dir's

zu, daß ich an dem Geschehenen unschuldig bin. Glaubst du mir nicht?"

Ein leises Zittern schien ihren schlanken Körper zu durchlaufen. Aber auch jetzt kam keine Antwort. Nur daß sie sich langsam wandte und der Felsgrotte zuschritt, die der Brigant Tito vorher gewiesen hatte. Sie trat jedoch nicht ein, sondern kauerte sich im Eingang nieder und lehnte den Kopf gegen das harte Gestein, die beiden Hände im Schoß gefaltet. Tito war ihr zögernd gefolgt. Ihr gerade gegenüber am Eingang der natürlichen Höhle ließ nun auch er sich nieder und sah von Zeit zu Zeit nur scheu zu ihr hinüber. Eine Zeit lang war's ganz still. Dann aber hielt Tito, dem das ungestüm klopfende Herz schier die Brust zu zersprengen drohte, es nicht länger aus, sondern sagte ganz leise: „Ist dein Zorn gegen mich sehr groß, Gioconda?"

„Zweifelst du daran?" fragte sie mit wildem Trotz zurück, ohne ihn anzublicken, nur so in die Nacht hinaus. „Ich zürne dir nicht nur, ich hasse dich sogar."

„Und weshalb, Gioconda?"

„Fragst du das noch, Elender? Um dieser schmählichen Gewaltthat willen."

„Ich sagte dir schon, daß ich keine Schuld daran trage, Conda. Sie geschah ohne mein Wissen und Wollen, mir selber nicht minder überraschend als dir."

„Das lügst du!" stieß sie wild heraus.

„Conda," sagte er, immer in dem gleichen bittenden, demütigen Ton, „that ich das je? Du kannst mir vieles mit Recht vorwerfen, das aber nicht. Und so wiederhole ich dir: ich wußte nichts davon."

„Und liefst nicht unter die Briganten, um mit ihrer Hilfe mich zu fangen und zu zwingen, da du wußtest, daß ich ohne Zwang nie — nie dir angehören würde?"

„Nein, Conda. Der ‚schwarze Bär' beschied mich zu sich, um mir meinen Mantel zurückzugeben, mit dem er damals entflohen war. Und da ich ihm sagte, was mir am Herzen lag — er fragte mich aus und ich konnte nicht heucheln — so beschloß er, mir zu helfen, wie ich ihm geholfen hatte. Ich bin nicht unter die Briganten gelaufen, Conda; man hat mich eingebracht und gefangen gehalten. Noch als man mich heute nacht wachrüttelte und fortschleppte, wußte ich nicht, was werden sollte, und ahnte nichts von der Wahrheit."

„Und nun?" fragte sie hart nach einer kurzen Pause, während der er sie rascher hatte atmen hören. „Was soll nun werden?"

„Ich weiß nicht," erwiderte er seufzend und ließ sein Haupt noch tiefer auf die Brust herabhängen; „ich habe es nicht gewollt. Du bist nun meine Frau, Conda."

„Aber ich will es nicht sein," fiel sie zornig ein, „nie — nie — nie!"

Tito krampfte sich das Herz wehvoll zusammen, doch er bezwang sich. „Gioconda," sagte er, mühsam seine Fassung behauptend, traurig und anklagenden Tons, „was geschehen ist, kannst du nicht ändern, und ich kann es nicht und keiner kann es. Höchstens der heilige Vater in Rom. Es ist gerade so unabänderlich wie das Gelübde, das du deinem sterbenden Vater geleistet hattest. Du bist meine Frau, denn der Priester hat uns getraut. Wir können uns trennen, wenn du nicht mit mir zusammenleben willst, aber meine Frau bleibst du doch."

„Wag es, mich so zu nennen!" rief sie mit einer Stimme, die vor Groll bebte. „Wag es nur! Ich werde nie einen anderen heiraten können, das hast du erreicht, und du wolltest es ja schon einmal mit roher Gewalt von mir erzwingen. Aber dir gehöre ich auch nicht an und werde es nie, und ich will sehen, wer mich dazu bringen kann!"

„Gut denn," sagte er seltsam ruhig, „du willst es so und ich wundere mich nicht darüber. Komm also!"

„Wohin?"

„Nach Racalmuto. Schlafen willst du nicht, wie es scheint, und der Morgen ist nicht mehr weit. Wozu wolltest du hier also nur eine Stunde umsonst bleiben? Es muß dir ja daran liegen, so bald wie möglich wieder nach Hause zu kommen."

Sie sah erstaunt zu ihm hinüber,

konnte aber den Ausdruck seines Gesichts in dem matt und trübe heraufdämmernden Frühlicht nicht unterscheiden. „Nach Hause?“ wiederholte sie zögernd, als ob ihr dieser Gedanke noch gar nicht gekommen sei; und nach einer kurzen Weile setzte sie hinzu: „Und du?“

„Ich?“ fragte er müde zurück; „was kümmert es dich, was ich thue? Ich gehe nicht mit zurück nach Racalmuto; das wird dir genügen, zu erfahren. Ich werde dich bis an den Weg führen, von wo aus du dich allein bis nach Racalmuto zurückfindest, und dann bist du von mir befreit und wirst wohl nie mehr von mir zu leiden haben. Komm!“

Es mußte irgend etwas in dem Ton seiner Stimme liegen, was sie bedenklich oder doch stutzig machte. Denn sie verharrte auf ihrem Platze und schwieg. „Wenn du erst ruhen willst,“ fing Tito wieder an, „so will ich abseits gehen, um dich nicht zu stören. Du hast nichts von mir zu fürchten.“

Nun stand sie langsam auf, sah in den sich erhellenden Osthimmel hinaus und entgegnete:

„Du hast ganz recht. Wir können gehen.“

Tito sprang empor, legte sich den Mantel um die Schultern und ging auf den Lagerplatz der Briganten zu, um einen derselben am Arm zu rütteln, bis er erwachte. Und als der Mann unmutig auffuhr und fragte, was es denn eigentlich gäbe, bat ihn Tito um einen Imbiß für seine Frau — seine Stimme zitterte, als er das Wort aussprach — und um einen Wegführer bis zur großen Straße, von wo man allein nach Racalmuto zurück-könne.

Der Brigant unterdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und sagte endlich schlaftrunken: „Sticht dich die Tarantel, Freund, daß du dir die Hochzeitsnacht mutwillig abkürzest, noch ehe die Sonne herauf ist? Ein Stück Brot und einen Schluck Wein findest du drüben im Sack für euch; und was den Weg betrifft, so wird man euch eine Strecke weit mit verbundenen Augen führen, nachher findet ihr euch schon allein zurecht.“

Tito nickte zustimmend, suchte aus einem der Provisionssäcke, die halb entleert am Boden verstreut lagen, Brot und eine Korbflasche mit Wein hervor und kam zu Gioconda zurück, die eben damit beschäftigt war, sich ihr schönes, dunkles Haar neu aufzuflechten. In dem noch ungewissen Dämmerlicht sah sie bei dieser Thätigkeit reizvoller und begehrenswerter aus, als Tito sie je gesehen. Da er ihr stumm hinreichte, was er für sie geholt hatte, traf ihn ein verwundert-fragender Blick aus ihren Augen. Er aber schlug die seinen davor nieder und fragte nur: „Du mußt Hunger und Durst haben, Conda, nicht wahr? Nimm und stärke dich, ehe wir uns aufmachen. Es kann ein weiter Weg sein bis Racalmuto, ich weiß es nicht.“

Sie nahm sichtlich zögernd entgegen, was er ihr bot, trank einen langen Schluck und fragte dann, die Flasche zurückreichend: „Und du?“

„Mich verlangt nicht danach,“ erwiderte er kurz.

So aß sie schweigend fort und schweigend sah er ihr zu. Dann nahte einer von den Briganten in voller Ausrüstung und fragte: „Ihr wollt fort? Ich dachte, ihr würdet bleiben. Und jetzt schon?“

„Jetzt schon,“ erwiderte Tito; „bringt uns bis dahin, von wo man nach Racalmuto zurückfindet, ohne sich verirren zu können. Wir verlassen uns auf Euch.“

„Das könnt ihr!“ rief der Brigant, zog die Binden heraus und verschloß Titos wie Giocondas Augen. „Nun vorwärts!“ kommandierte er, „faßt euch bei den Händen, und Ihr, Signor Tito, nehmt die meine. So wird es am ehesten gehen!“

„Du mußt dich schon darein finden, Conda,“ sagte Tito, „es währt ja nicht lange.“ Dabei griff er nach ihrer Hand, die sie ihm willig überließ, und hielt sie fest in der seinen, während der Brigant vorausschritt. Eine Weile ging es so langsam über Steingeröll und Felsbrocken

auf Zickzackwegen abwärts, und keiner von den dreien redete ein Wort. Nur durchschauerte es Tito hin und wieder mit einem wohligen Gefühl, daß er die kleine braune Hand Giocondas mit der seinen umschließen durfte.

Auf ebeneren Pfaden schritt man leichter und rascher vorwärts, der Morgenwind strich kühl durchs Gebirg und von fernher herüber läuteten die Glöckchen weidender Ziegen. Endlich machte der Brigant Halt. „Wir sind zur Stelle,“ sagte er und nestelte die Binden seiner beiden Schutzbefohlenen los. Und als Tito mit seinen lichtentwöhnten Augen suchend umherblinzelte, fuhr er fort, ihm den ausgestreckten Arm auf die Schulter legend und an seinem Gesicht vorüber in die Ferne deutend: „Seht Ihr's? Der Maulwurfshügel dort drüben gehört zu den Erdarbeiten an der neuen Eisenbahn. Gerade darauf zu führt hier der Weg durch die Bergwerke, und von dort kennt Ihr den Heimweg selber. In einer halben Stunde seid Ihr drüben. Braucht Ihr noch weiteren Bescheid?“

Tito schüttelte, scharf in das Weite blickend, das Haupt. „Nein, ich dank Euch, es ist gut so.“

„Dann gehabt Euch wohl, Signor Tito. Mir ist's leid, daß Ihr nicht bei uns bleibt; denke, wir wären gute Freunde geworden.“

Der Brigant reichte Tito wie zum Abschiede die Hand hin; der aber entgegnete rasch, mit trübem Lächeln: „Darauf können wir's ankommen lassen. Ich kehre zurück. Wenn ich — meine Frau noch eine Strecke Weges weiter geleitet habe und sicher bin, daß sie sich zurückfindet, kehr ich um und bitte Euch, mich hier zu erwarten, damit Ihr mich zum Lager geleiten könnt.“

„Hoho!“ machte der Brigant, verwundert dreinstarrend, „ist's so gemeint? Nun, der Capitano wird eine Freude an Eurem Entschluß haben, der hat einen Narren an Euch gefressen. Übrigens richtet Eure Beine dann nur danach ein, heute noch einen mehrstündigen Marsch durchs Gebirge zu machen, denn bei anbrechender Dunkelheit ziehen wir ab und dem Capitano nach. In den nächsten Wochen giebt's Arbeit, denk ich.“

Tito hörte nicht mehr auf das, was der andere redete. Er war zu Gioconda herangetreten, die stumm und finster vor sich hinbrütend dastand, und sagte leise: „Wenn du nicht zu müde bist, können wir jetzt weiter gehen, Conda.“

„Ich finde den Weg schon allein,“ erwiderte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ich aber gehe noch eine Strecke Weges mit dir,“ versetzte er mit ruhiger Entschiedenheit. „Komm!“

Es funkelte sekundenlang etwas wie trotzige Widerstandslust in ihren Augen auf, aber sie entgegnete dennoch nichts mehr, und als er voraufschritt und nur dem Briganten, der sich niedergekauert hatte, noch ein Wort zurief, folgte sie ihm nach, als müsse es so sein. Und als der Weg sich verbreiterte, so daß sie beide Raum hatten, nebeneinander herzuwandern, schritt sie an seiner Seite, so nahe, daß manchmal ihre Schulter die seine streifte. Aber auch jetzt sprachen sie nichts zusammen. Der Wind pfiff und summte zwischen den kahlen Felskuppen, unter denen sie hergingen und in deren Fugen nur hin und wieder ein goldgelber blühender Ginsterbusch oder ein verkrüppeltes Piniengestrüpp herabhing. Dann plötzlich ging die Sonne auf. Aus lichtgrauer Wolkenwand, die den ganzen östlichen Horizont umsäumt hatte, stieg sie mit sieghafter Allgewalt empor, groß und majestätisch, ein blendendes Riesenauge des Himmels, vor dem die beiden Wanderer die ihrigen niederschlagen mußten.

Und mitten in dem funkelnden Glanz, der über die nackten, gigantischen Steinwände einen verklärenden Schimmer breitete und die Öde mit einem märchenhaften Hauch umfloß, standen die beiden plötzlich still, wie auf ein höheres Geheiß. Tito blickte Gioconda an, reichte ihr die Hand hinüber und sagte:

„Hier wollen wir scheiden. Du kannst den Weg nun nicht mehr fehlen, und ich

will mich dir nicht länger aufdrängen. Lebe wohl!"

Sie legte ihre Hand in die seine, sah aber an ihm vorüber, als sie hastig und leise fragte: „Und du gehst zurück?"

Er nickte. „Wohin sollte ich sonst gehen? Meinst du, ich könnte nach Racalmuto kommen und so wie früher neben dir hinleben, da ich doch weiß, daß der Priester uns beide zusammengegeben hat? Nein, Gioconda, das geht über mein Vermögen. Lieber will ich zu denen, die mich gern den Ihrigen nennen."

Darauf gab sie keine Antwort, nur ihr Busen wogte ungestüm auf und nieder.

„Grüße meinen Vater," sagte er, „lebe wohl und sei glücklich!"

Er drückte ihre Hand fest in der seinen, vermied es aber nun auch, sie anzusehen, und wandte sich. „Lebe wohl!" klang es ihm aus gepreßter Kehle nach. Er wartete auf kein anderes Wort und blickte nicht mehr zurück. So rasch ihn seine Füße tragen wollten, schritt er davon. Erst an einer Wegbiegung drehte er sich nochmals um. Da gewahrte er, daß sie noch an dem gleichen Platze stand, als wolle sie ihn zurückrufen oder ihm folgen. Aber nun, da sie wahrnahm, daß er stehen geblieben war und ihr Zaudern bemerkt hatte, wandte sie sich, ohne ein Zeichen oder einen Ruf, der ihn noch erreicht hätte, von sich zu geben, und schlug den Weg nach den Eisenbahnbauten von Racalmuto ein. Schon in der nächsten Minute war sie seinen Augen entschwunden. Da schritt auch er rüstiger vorwärts. Nur einen Augenblick lang übte die Erinnerung an das, was in dieser Nacht geschehen war, einen beinah überwältigenden Einfluß auf ihn aus, und da er daran dachte, daß dort eben ihn sein Weib verlassen auf Nimmerwiedersehen und daß dies Weib Gioconda Delverde heiße, traten ihm die Thränen in die Augen und er mußte sich auf einem Stein am Wegrande niederhocken, um seiner Bewegung Herr zu werden. Dann aber schämte er sich seiner Schwäche wieder, strich sich unwillig mit dem Arm über das Gesicht hin und stand auf. „Viva Tito il brigante!" murmelte er trotzig vor sich hin und wanderte der Stelle zu, wo der Brigant seiner harrte.

* * *

Nun war aus dem faulen Tito in Wahrheit Tito der Brigant geworden. In seiner trotzigen Verzweiflung war er zu dem „schwarzen Bären" zurückgekommen und hatte ihm gesagt, daß er bei ihm bleiben und ein Mitglied seiner Bande werden wolle. Nach Racalmuto heimkommen konnte er nicht und wollte er nicht, und was für ein Leben blieb ihm sonst? Was lag ihm überhaupt jetzt noch am Leben? So war er bei den Briganten angeworben und machte die unstäten Kreuz- und Querzüge durchs Gebirge mit, zu denen die immer von den Gendarmen verfolgte und umdrohte Bande des „schwarzen Bären" gezwungen war. Nur noch der unerhörten Tollkühnheit dieses letzteren selbst und der geradezu genialen Führerschaft desselben verdankte sie überhaupt ihre Forteristenz und vor allem die Möglichkeit, sich in einer Gegend zu halten, die allmählich bis in die verborgensten Schlupfwinkel hinein von den rührigen und entschlossenen Karabinieri durchforscht war und durch die vorschreitende Civilisation und die wachsende Erkenntlichkeit der Bewohner für die Segnungen des neuen Regimes immer weniger Boden für die Unternehmungen der Briganten bot und immer mehr gefährdet wurde. Daß ihres Bleibens auf diesem unsicheren Grunde nicht lange mehr sein könne, darüber waren sich trotzdem alle klar und keiner klarer als der „schwarze Bär", eine so trotzige Sorglosigkeit er auch zur Schau trug. Aber eben deshalb gelüstete es ihn, etwas Großes zu wagen und zu vollbringen, ehe er von dem langjährigen Schauplatze seiner Thaten endgültig verschwand und an einem anderen Orte sein Wesen zu treiben begann, und unter seinen Leuten war keiner, der nicht diesen Wunsch aus vollem Herzen geteilt

hätte. Wenn es nur darauf auslief, den Gendarmen einen letzten Streich zu spielen oder der regierungsfreundlichen Partei in der Gegend einen Denkzettel für längere Zeit hinaus zukommen zu lassen, so waren sie schon willig und zufriedengestellt. War ihnen doch wochenlang kein noch so schlau vorbereiteter Fang mehr gelungen, und hatte doch Tito von dem Brigantenhandwerk überhaupt noch nichts anderes kennen gelernt als rastloses Umherstreifen, hartes Lager, schmale Kost und ewige Kampfbereitschaft. Weder zu einem Rencontre noch zu einem „ricatto“ — d. h. zur Wegführung und Auslösung eines der reicheren Grundbesitzer der Gegend — war es gekommen, und mißmutig harrte die Bande besserer Zeiten.

Der „schwarze Bär“ hatte sich mit einer Anzahl seiner Getreuen endlich auf den Weg gemacht und den übrigen die bestimmte Weisung zu ruhigem Abwarten auf einem der sichersten, weil unzugänglichsten Lagerplätze zurückgelassen. Es ging das Gerücht unter den Briganten, daß ein großes Unternehmen im Werke sei, das man schon lange geplant, dessen Ausführung aber durch widrige Umstände immer wieder vereitelt worden sei; jetzt solle es zu stande kommen, denn der Capitano habe seinen Kopf darauf gesetzt, daß er's vollenden werde, und es sei etwas, wovon man in der ganzen Provinz Girgenti, ja in Sicilien und im Königreich noch lange sprechen solle und was die Erinnerungen an die Bande des „schwarzen Bären“ und an den Brigantaggio im Lande eine geraume Weile hindurch aufrecht erhalten müsse.

Tito gab auf das Gerede nicht viel. Er kannte den Hang zur Prahlerei bei seinen Landsleuten, der sich unter den Briganten, die bisweilen in der That Wunder an Tapferkeit und Schlauheit verrichteten, oft bis zu buntem Lügengewebe auswuchs und nicht wenig zu den märchenhaften Berichten der Räuberthaten beitrug, wie sie in den Volksliedern des Landes fortlebten. Diesmal aber trat die Siegeszuversicht der Briganten so nachdrücklich hervor wie nie, und die besser Unterrichteten rieben sich die Hände und meinten mit schadenfrohem Lächeln, diesmal werde man sich davon überzeugen, daß es noch einen Brigantaggio in Sicilien gäbe. In dem Vorgeschmack des sicher zu erwartenden Triumphes ging man sogar so weit, die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln mehr, als klug war, außer acht zu lassen, und erst die Botschaft eines der auf Requisition ausgeschickten Briganten, er habe einen Trupp Karabinieri im Gebirge gewahrt und sei mit Not und Mühe entschlüpft, ja dieselben seien so weit vorgedrungen gewesen, wie man sie noch nie gesehen, brachte alle Mann wieder an die Büchsen und hieß die Lagerwachen doppelt aufmerksam auf ihrem Posten sein.

In der folgenden Nacht erschien unvermutet der „schwarze Bär“ in dem Lager. Er war nur von einem seiner Leute begleitet, ließ sich kurzen Bericht über etwaige Vorkommnisse erstatten und erteilte dann seine Befehle. Als jeder die ihm zukommende Weisung in Empfang genommen hatte, blieb nur Tito noch ohne Auftrag. Der Hauptmann rief ihn zu sich, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte: „Und du, mein Bursch, sollst diesmal die Hauptsache thun und dein Probestück ablegen, damit man dich zum Meister schlagen darf. Bist du bereit?“

„Freilich,“ war Titos Erwiderung, „aber was gilt es denn?“

„Das, mein Bursch, wollen wir in diesem Augenblick nun gerade nicht erörtern. Nur so viel, daß wir in der kommenden Nacht etwas Entscheidendes vorhaben und daß ich auf deine Klugheit und Unerschrockenheit rechne. Das Nähere erfährst du an Ort und Stelle. Eine Mine loszubrennen verstehst du wohl?“

„Will's meinen, Hauptmann.“

„Nun, das und ein verabredetes Signalgeben wird die Hauptsache sein. Im weiteren hast du dich dann nur noch auf die Geschwindigkeit deiner Beine zu verlassen.“

„Gut so.“

„Morgen mittag brechen wir alle bis

auf Beppo und Nino, die der Späherschaft wegen hier bleiben müssen, auf. Bis dahin können wir ruhen. Übrigens habe ich sichere Botschaft, daß die Gendarmen etwas gegen uns im Schilde führen; es gilt also, ihnen zuvorzukommen, und übermorgen sind wir, wenn sich nicht Himmel und Hölle gegen uns verschwören, schon weit im Norden. Wer noch einen Zettel für seine Angehörigen befördert haben will, der schreibe ihn bis morgen, wo wir den tauben Battista nach Caldare schicken. Und nun gute Nacht miteinander!"

Er streckte sich auf seinem Mantel nieder, und die anderen folgten seinem Beispiel. Auch Tito versuchte zu schlafen, aber die Gedanken, die durch des Hauptmanns Worte in ihm aufgeregt worden waren, ließen ihm keine Ruhe. Er sollte morgen eine Hauptrolle in dem geplanten großen Unternehmen ausführen, sollte sich zum erstenmal als Brigant zeigen, der er geworden war, sollte vielleicht Menschenblut vergießen — eine Mine anzünden — Wozu? Um Menschenwerk zu vernichten, um die Arbeit friedlichen Bürgerfleißes zu zerstören? Wie fern hatte das alles ihm vor wenigen Wochen noch gelegen, als er die Briganten gehaßt und an ein Glück gedacht hatte, das ihm an Giocondas Seite erblühen sollte! Und nun — Wie grausam hatte das Schicksal doch mit ihm gespielt! Und was Gioconda, eben dieselbe Gioconda, die wider ihren Willen sein Weib geworden war, wohl dazu sagen würde, wenn sie hörte, das neue, große Unternehmen der Briganten komme in erster Linie auf seine, auf des faulen Tito Rechnung, dem nie einer etwas Ähnliches zugetraut hätte, den sie alle nur verhöhnt und verlacht hatten? Ob sie ihn vielleicht gar um solch einer Brigantenthat willen lieben lernte? Ob ihr Haß gegen ihn durch die Bewunderung für ihn und sein Thun besiegt werden konnte? Und wenn sie dann käme, um ihm zu sagen, daß sie ihn jetzt liebe und sein Weib nicht nur mehr heißen, sondern auch sein wolle, weil er sich ihrer endlich würdig gezeigt, dann — dann wollte er die Hand verschmähen, die sie ihm entgegenstreckte, und ihr in gerechtem Stolz erwidern, es verlange ihn nun nach ihrer Liebe nicht mehr, denn er habe als der faule Tito von Racalmuto und nicht als Tito der Brigant von ihr geliebt werden wollen. Und wenn auch sein Herz darüber brechen sollte, so und nicht anders wollte er sprechen.

In solchen irren Träumen und Phantasien ging ihm die Nacht hin. Als er aber aus einem unruhigen Morgenschlummer erwachte und die in seiner Nähe lagernden Briganten damit beschäftigt sah, einem der wenigen Schreibkundigen aus der Bande Nachrichten für die Ihrigen zu diktieren, die der oft zu Botengängen verwandte verschmitzte, taubstumme Battista, der Sohn eines gefallenen Räubers, sicher zu überbringen verstand, da ward ihm das Herz doch wieder recht schwer, wenn er daran dachte, daß auch er ein Weib daheim habe, daß aber sein Weib nichts nach ihm frage und er ihr keinerlei Botschaft senden könne, ja daß sie es vielleicht nicht einmal oder doch erst nach langer Zeit erfahren werde, wenn er gefallen. Solche Nachricht aber würde sie schwerlich traurig stimmen, vielmehr könne sie sich ja dann frei fühlen und als seine Witwe eine andere Ehe eingehen, und es würde wohl kaum lange währen, bis das geschah.

In finsterem Trotz, zu allen wilden und gewaltsamen Thaten aufgelegt, ja danach lechzend, solche zu begehen, schloß sich Tito dem allgemeinen Aufbruch der Briganten um Mittag an. Auch er trug jetzt, gleich den anderen, Revolver und Dolchmesser im Gurt und hatte die geladene Doppelbüchse über der Schulter hängen. Lautlos bewegte der lange Zug sich auf schmalen Pfaden durchs Gebirge fort. Auf all den wetterbraunen, bärtigen, narbenzerrissenen Gesichtern lag düstere Entschlossenheit und die Voraussicht blutiger, gefahrdrohender Thätigkeit ausgeprägt. Sie redeten nicht miteinander, sondern tauschten nur hin und wieder Blicke und Zeichen. Titos Herz schlug laut zum Zerspringen.

Bis heute hatte er vom Brigantenleben nichts kennen gelernt als schmale Kost und hartes Lager, an die er sich gewöhnt; jetzt sollte er erfahren, was es hieß „in die Berge gehen“, der bestehenden Rechtsordnung den Krieg erklären und einen Kampf bis aufs Messer mit den Dienern der Gerechtigkeit führen. Ihm grauste im geheimen davor, aber er war entschlossen, von seinem innerlichen Aufruhr niemanden etwas gewahren zu lassen. Die Hand krampfhaft fest um den Griff seines Gurtmessers gepreßt, schritt er fort.

Um die früh hereinbrechende Dämmerung des Wintertages wurde Halt gemacht. Man hatte einen freien Platz am Ausgang der Bergwelt erreicht, von wo der Blick bis zu den Eisenbahnbauten oberhalb Racalmutos hinüberschweifte und das Mundloch des großen Tunnels deutlich in dem herrschenden Zwielicht erkennen konnte. Eine Weile hielt man hier Rast, die Flaschen kreisten und die Mundvorräte wurden verzehrt. Dann teilte der „schwarze Bär“ die ganze Bande in verschiedene Trupps, ernannte für jeden einen Anführer und gab gedämpften Tons seine Befehle, die er sich, um jedes Mißverständnis auszuschließen, wörtlich von den einzelnen wiederholen ließ. So schritt er von Gruppe zu Gruppe, schärfte einigen unter den Leuten noch besondere Verhaltungsmaßregeln ein und ließ endlich die Abteilungen nacheinander abmarschieren.

Tito war zu keiner von denselben kommandiert worden. In wachsender Erregung sah er eine nach der anderen in der beginnenden Dunkelheit verschwinden und befand sich endlich mit dem Hauptmann und zwei anderen Briganten allein. „Nun kommt's an dich, mein Bursch,“ fing der „schwarze Bär“ an, als er Titos Augen erwartungsvoll auf sich gerichtet sah; „merke gut auf! Um was es sich hier handelt, hast du wohl schon erraten. Wir wollen den wackeren Leuten, ehe wir diese Gegend für immer verlassen und uns weiter nördlich unser Brot suchen, einen Denkzettel von uns geben, der sie ein paar Jahre lang beschäftigen wird. Kurz und bündig: die Eisenbahn, mit der sie über uns gesiegt zu haben denken, soll in die Luft fliegen, als wäre sie nie dagewesen. Alles ist vorbereitet. An den verschiedensten Punkten sind Minen gelegt und unsere Leute stehen bereit. Sechs Tunnels und vier Viadukte sollen zu gleicher Zeit gesprengt werden. Die Arbeiter, die nach der Beendigung der hiesigen Bahnarbeiten weiter nach Canicatti zu gezogen sind, haben von unserem Attentat gegen die fertige Strecke keine Ahnung und konnten nichts merken. Der Haupttunnel hier uns gegenüber fällt auf dich. Die Mine ist gelegt; bis gestern um Mitternacht waren wir fleißig bei der Arbeit. Du nimmst Camillo mit dir, kontrollierst die Arbeiten und sendest ihn, wenn Zündschnur und Schwefelfaden in Ordnung, zu den übrigen Posten weiter, deren Standpunkt er kennt, um ihnen zu melden, daß es losgehen kann. Hat sich auf den übrigen neun Punkten nirgends eine Unregelmäßigkeit oder ein Hindernis gezeigt, so bleibt Camillo auf dem letzten Posten zurück; anderenfalls bringt er dir die betreffende Meldung, und du richtest deine weiteren Unternehmungen danach ein. Kommt Camillo nicht zurück — bis elf Uhr erwartest du ihn —, so heißt dies soviel, als daß alles bereit ist. Gegen halb zwölf brennst du an und läßt gleichzeitig die Rakete steigen, welche Camillo dir zeigen wird. Knall und Feuerschein sind das Signal für die übrigen, loszubrennen. Während der allgemeinen Detonation flüchtet ihr nach den Colli neri zu und schlagt euch von dort, sobald ihr alle beisammen seid, unter Giovannis Führung in die Berge, wo ein Sammelplatz verabredet ist. Morgen früh um sechs Uhr stoßen wir dort zu euch. Ich selber leite, sobald die Explosion erfolgt und eine allgemeine Verwirrung angerichtet worden ist, einen Plünderungseinfall gegen das Podere des Marchese Rovilli bei Le Grotte, bringe hoffentlich gute Beute heim und treffe euch alle heil und gesund am verabredeten Punkt, von wo wir, ohne zu säumen, weiterziehen. Denn eine heillose Erregung wird

es wohl geben, und wenn man sich erst ein bißchen von dem Schreck erholt hat, wird die ganze Meute bald blutgierig hinter uns her sein. Wir aber flüchten nach Norden. Und nun, mein Bursch, das Herz auf dem rechten Fleck und den Kopf klar! Du siehst, was von dir abhängt. Die anderen warten auf dein Signal und die Explosion des Haupttunnels. Erfolgen dieselben nicht, so ist das für sie das Zeichen, daß deine Unternehmung mißglückt ist, daß Gefahr droht und daß du deine Aufgabe nicht erledigen kannst. Sie haben alsdann den Befehl, ihre Minen gleichfalls im Stiche zu lassen und die Flucht nach den Colli neri zu ergreifen. Bis halb ein Uhr warten sie. Du begreifst, welche Verantwortung du mit einer Zögerung auf dich ladest. Wenn dich nicht Außergewöhnliches hindert, deine Pflicht zu erfüllen, so ist jede Säumnis unentschuldbar und zieht die schwersten Folgen nach sich. Daran denke! Und nun sprich ein paar Paternoster vor dich hin, sei kaltblütig und unerschrocken und denke, daß du dich heute als echter Brigant zeigen sollst! Hast du alles begriffen?"

„Alles, Hauptmann —"

„So leb wohl, mein Bursch! Auf ein gutes Wiedersehen!"

Er schüttelte Tito derb die Hand, nickte ihm zu und ging mit einem der beiden Briganten in die Nacht hinaus. Tito blieb mit dem anderen allein.

Eine Weile hindurch saß er wie betäubt von allem, was er vernommen, auf einem Felsblock am Wegrand und starrte vor sich hin. Es war, als könne er das Ungeheure nicht fassen. Dann aber kam es wie ein Frohlocken über ihn, daß er zu so gewaltiger That ausersehen sei, daß von ihm das Gelingen dieses Unternehmens abhängen solle, das nicht nur seinen Heimatsort, sondern die ganze Provinz, ja die Insel Sicilien in Erstaunen und Schrecken versetzen werde. Vielleicht sang man auch von ihm dereinst in den Liedern, die der Briganten Heldenthaten verherrlichten, als von einem, der das Unerhörteste vollbracht hatte. Und wie lange war's her, daß man ihn noch den „faulen Tito" geheißen? Wie langsam die Stunden vergingen! Ihm wäre es lieber gewesen, er hätte nicht erst die verabredete Zeit erwarten müssen, sondern hätte gleich jetzt mit diesem Thatendrang in der Seele, in diesem wilden Ungestüm, von dem er sich beherrscht fühlte, vorgehen und losschlagen dürfen. Wenigstens wollte er auf dem Schauplatze seiner Zerstörungsthätigkeit selber den entscheidenden Augenblick erwarten und sich an der Vorfreude über sein Vernichtungswerk weiden. „Vorwärts, Camillo," kommandierte er mit dem Ausdruck düsterer Entschlossenheit, „wir lagern uns vor dem Tunnel selber, bis es Zeit ist. Komm!"

* *
*

Gioconda Delverde, die nun kraft priesterlichen Wortes Gioconda Nostrella hieß, war an jenem Morgen nach der verhängnisvollen Nacht, in der sie des faulen Tito Weib geworden, wunderlich verändert nach Racalmuto zurückgekehrt. Auf die erstaunten Fragen der Leute, wo sie gewesen — in der Abenddämmerung, als sie vom Felde heimgekehrt, hatten die aus dem Hinterhalte brechenden Briganten sie aufgegriffen, gebunden und fortgeführt — hatte sie keine Erwiderung, sondern meinte trotzig, daß das ihre eigene Sache sei und keiner danach zu fragen habe. Die Leute sahen sich durch solche Antwort in ihrem Verdachte bestärkt, daß die schöne Gioconda eine geheime Zusammenkunft mit Luigi Rocca, dem Hafenaufseher von Porto Empedocle gehabt habe, und ließen es an versteckten und offenen Anspielungen, Spöttereien und Fragen nicht fehlen. Das alles ertrug Gioconda, ohne eine Miene zu verziehen, ja, sie forderte die wiederholten Hohnworte der anderen sogar noch dadurch heraus, daß sie am hellen Tage und so, daß jedermann sie beide gewahren konnte, mit Luigi Rocca zusammentraf und eifrig und geheimnisvoll zugleich mit ihm Zwiesprache hielt. In Racalmuto glaubte seither jeder, daß der

Hafenaufseher und die schöne Gioconda miteinander einig seien, und man wunderte sich nur, daß die „Verbindung“ nicht öffentlich vollzogen wurde, da man keinen Grund für die Verzögerung einsah.

Mit der im stillen vorgegangenen Verständigung der beiden brachte man auch das rätselhafte Verschwinden Titos in Verbindung. Ob derselbe wirklich unter die Briganten gelaufen sei, gar von jeher schon es mit den Briganten gehalten habe, ließ man dahingestellt; daß er aus Kummer und Wut über Giocondas Verhältnis zu Luigi Rocca und die Aussichtslosigkeit seiner eigenen Leidenschaft für das schöne Mädchen davongelaufen und in die Welt hinausgegangen sei, glaubte alle Welt. Selbst Titos Vater, Sandro Nostrella, glaubte daran. Er hatte auch daneben noch die geheime Hoffnung, daß sein Sohn eines schönen Tages, des Vagabundierens müde, zurückkommen und das bequeme Leben auf der väterlichen Scholle wieder aufnehmen werde, um im gewohnten dolce far niente seine zwecklose Liebe zu vergessen; trotzdem aber hatte er, von innerer Unruhe getrieben, über Titos Verschwinden der Behörde Bericht erstattet und von dieser die Zusicherung erhalten, daß alles aufgeboten werden solle, um des Verschwundenen wieder habhaft zu werden oder über seinen Verbleib etwas in Erfahrung zu bringen. Der Telegraph hatte um Titos willen durch die ganze Insel gespielt, alle Hafenbehörden besaßen sein Signalement, jedes Detachement der Karabinieri fahndete auf ihn. Bisher war auch noch nicht das Geringste über ihn zu erkunden gewesen, und die heimische Behörde neigte sich mehr und mehr der Ansicht zu, Tito Nostrella befinde sich wirklich unter den Briganten. Übrigens, gab man dem Vater zu verstehen, werde man hierüber bald genug Klarheit erlangen, denn die Tage der Brigantenherrschaft in hiesiger Gegend seien gezählt und bei dem bevorstehenden, lange vorbereiteten Hauptschlag gegen die Bande des „schwarzen Bären“ werde es sich ja herausstellen, ob Tito zu derselben gehöre und freiwillig oder gezwungen das Räuberhandwerk betreibe.

Von alledem vernahm Gioconda durch die Zungen schwatzender Burschen und Dirnen, aber sie hörte es ruhig mit an, ohne je auch nur mit einem Worte zu verraten, daß sie Titos Aufenthalt kenne und keiner besser als sie, und sie ganz allein wisse, daß und weshalb er unter den Briganten lebe. Titos Name kam nie über ihre Lippen. Um so ungeduldiger sah sie den jetzt täglich sich wiederholenden Besuchen Luigi Roccas entgegen, um so angstvoller schien sie auf das zu horchen, was der Hafenaufseher von Porto Empedocle mit ihr redete, wenn er neben ihr auf dem steinernen, brombeerumrankten Feldrand saß und Bericht erstattete. Wovon die beiden aber in der Dämmerung des Wintertages redeten, ahnte niemand.

Denn wenn Luigi Rocca auch in der That in die schöne Gioconda verliebt war und nur in der Hoffnung, sie allmählich zu seinen gunsten zu stimmen, sich um sie bemühte und ihr in allen Dingen zu Willen war, so war doch selten oder nie von Liebe zwischen ihnen die Rede, wenigstens sicherlich nicht von seiten Giocondas, und was sie mitsammen schwatzten, betraf vielmehr die Briganten und die geplanten Unternehmungen der Gendarmenabteilung gegen dieselbe. Denn Luigi Rocca, der als ehemaliger Brigant in alle Kniffe und Pfiffe des Räuberlebens eingeweiht war und der Behörde, bei der er sich in Gunst erhalten mußte, mit mancherlei Aufschlüssen und Vorschlägen an die Hand gehen konnte, war von den Plänen der Karabinieri gegen die Bande des „schwarzen Bären“ bis ins kleinste unterrichtet und machte Gioconda gegenüber, die ihm alle seine Nachrichten abschmeichelte, kein Hehl daraus, sondern that ihr den Gefallen, sie ihr mit wichtiger Miene und in der Hoffnung auf holde Belohnung mitzuteilen.

Die holde Belohnung blieb nun freilich vorläufig aus, und es lag ein gewisses Etwas in der Art, wie Gioconda

sie immer wieder auf den kommenden Tag verschob, was den verliebten Luigi verstimmte und sogar bedenklich machte; aber so oft er sich auch vornahm, ihr nicht mehr den Willen zu thun und nicht eher mit seinen Geheimnissen herauszukommen, als bis er zum mindesten einmal die neugierige Fragerin habe küssen dürfen: wenn Gioconda ihn so verheißungsvoll anlächelte und seine Hand mit der ihren streichelte und ihren Kopf seiner Schulter näherte und ihn von der Seite her ansah, war's mit allen seinen männlichen Vorsätzen vorbei und er fing an zu schwatzen wie ein altes Weib, und behielt auch nicht das kleinste bei sich, was er wußte. Und wenn er dann wieder keinen Kuß bekommen hatte, schimpfte er über die Weiber, nahm sich vor, das nächste Mal klüger zu sein, und hinkte ärgerlich davon.

Und dann kam der entscheidende Tag, wo er es doch wieder nicht aushielt, den Gekränkten zu spielen, wo vielmehr die Wichtigkeit dessen, was er zu melden hatte, ihm die sichere Gewähr zu bieten schien, er werde nun dem Ziele seiner Wünsche nahe kommen, und wo er infolgedessen nach Racalmuto eilte, so schnell es sein lahmer Fuß nur irgend gestattete. Um die beginnende Dämmerung langte er an und sah Gioconda am Feldrain, wie immer, seiner warten, und es kam ihm vor, als harre sie in brennender Ungeduld auf ihn, und ihre Augen sahen so rot aus, als habe sie geweint. Das griff dem alten Briganten ans Herz, und er rief ihr schon von ferne entgegen: „Da bin ich ja wieder — lasse dich nicht im Stiche — bleibe dir treu, Conda, wenn nur auch du ein bißchen zärtlicher —“

Sie aber ließ ihn nicht zu Ende reden, flog auf, ihm in den Weg, gerade an den Hals, daß es ihn wie mit einem nie gekannten Wonneschauer durchrieselte, und rief, während ihr Busen stürmisch wogte: „Ist es denn wahr? Ist es denn wirklich wahr?“

„Was denn? Was soll denn wahr sein?“ fragte Luigi, halb bestürzt, halb freudig erregt, während er seine beiden Arme um die Schultern des zitternden Weibes schlang.

„Daß sie heute nacht noch losschlagen, daß die Briganten unrettbar verloren sind — von allen Seiten umstellt, in einen Hinterhalt gelockt? Ist das wahr? Sage mir, ob es wahr ist; du wirst es wissen!“

In wilder Erregung umklammerte sie seine beiden Arme und sah ihm gerade ins Gesicht mit zwei großen, geisterhaft starren Augen, in denen eine Welt von Schreck, Angst und Weh ausgeprägt lag. Luigi begriff dies ungebärdige Wesen nicht ganz. „Freilich ist's wahr,“ entgegnete er halb unsicher, „und eben deshalb — aber ich weiß nicht, was du hast, Conda, was kümmern im Grunde dich und mich die Briganten?“

„Was sie mich kümmern?“ stieß Gioconda in beinah verzweifeltem Ton aus, „mich kümmern?“ Dann, wie sich plötzlich besinnend, strich sie sich mit der Hand über die perlende Stirn hin und setzte zischenden Tones hinzu, während ihre Augen von ihm abglitten und sich starr ins Leere hinaus hefteten: „Was sie mich kümmern? Ich hasse sie. Weißt du's noch nicht? Alles Ungemach meines Lebens kommt allein von ihnen. Wenn sie zu Grunde gehen, werde ich jubeln.“ Und ihn loslassend fuhr sie in plötzlich ernstem, scheinbar ruhigem Tone fort, der zugleich etwas Befehlendes an sich hatte und keinen Widerspruch dulden zu wollen schien: „Und nun erzähle mir alles, wann und wo es vor sich gehen soll. Du begreifst, daß ich es wissen muß, daß mich's danach gelüstet, zu erfahren, wie man meine Todfeinde vernichten will. Aber eile dich, ich habe wenig Zeit heute.“

Sie kauerte sich unter einem Muttergottesbilde nieder, das am Feldrain stand, hieß ihn sich neben sie setzen und sah ihn mit ihren weit offenen, brennenden Augen so gebieterisch an, daß dem wackeren Luigi ganz wunderlich dabei zu Mute wurde. Er hatte sich fest vorgenommen, ihr heute erst dann seine wichtigen Ge-

heimnisse anzuvertrauen, wenn er von ihr erreicht haben würde, wonach ihm schon so lange der Sinn stand. Aber diesen Augen gegenüber schmolz seine Festigkeit dahin, und der eine Augenblick, wo er das bebende, liebeatmende Weib in seinen Armen gehalten, hatte ihn vollends um den letzten Rest seiner Vernunft gebracht. Und so setzte er sich denn dicht neben sie, legte ihr den Arm vertraulich um die Schulter und sagte: „Ja, mit den Briganten ist es aus. In dieser Nacht wird ihnen der Hals gebrochen. So schlau sie sind, da finden sie nimmermehr heraus.“ Und nun begann er mit wichtiger Miene Gioconda den ganzen nächtlichen Feldzugsplan der Karabinieri zu enthüllen, nahm bei seinen Erklärungen Steine und Holzstückchen, mit denen er die Terrainschwierigkeiten deutlich zu machen versuchte, zu Hilfe, und bewies seiner stumm lauschenden Zuhörerin mit sichtlicher innerer Genugthuung, daß die Räuber, deren Schlupfwinkel man nun endlich genau ausgekundschaftet, nicht mehr entkommen könnten, sondern unrettbar verloren seien. „Und ich habe das Meinige dazu gethan!“ schloß er mit listigem Grinsen.

Gioconda sah ihn an mit einem Blick, vor dem es ihn seltsam durchgrauste, der aber seiner Meinung nach wohl eigentlich den Briganten gelten sollte, fuhr sich mit beiden Händen in ihr reiches Haar, schüttelte sich und stand auf. „Wenn sie in ihren Schlupfwinkeln sind, sind sie verloren,“ sagte sie dabei leise vor sich hin, das erste Wort scharf betonend, und wiederholte: „Wenn —“

„Und sie sind darin, sie sind!“ schrie Luigi, sich mit den Händen auf die Knie schlagend.

„Und wenn ihnen einer Botschaft brächte — könnten sie sich auch dann nicht mehr rechtzeitig retten?“

Gioconda stand jetzt dicht neben ihm, und ihre Augen funkelten ihn an wie die eines Raubtieres. Luigis Lachen, mit dem er ihr Antwort gab, klang nicht ganz ungezwungen; der Haß und die wilde Leidenschaft, die das Mädchen zu durchglühen schienen, kamen ihm fast unheimlich vor. „Wer wollte ihnen denn Botschaft bringen, he?“ kicherte er, „wer möchte denn Kopf und Kragen dabei riskieren? Denn wenn sie ihn aufgriffen — und wie sollte er an ihnen vorbeischlüpfen? — würden sie keinen langen Prozeß mit ihm machen. Spione und Verräter schießen sie nieder, wenn sie Krieg führen, wie jetzt.“

Gioconda nickte ein paarmal, wie in schweren Gedanken, vor sich hin. Dann streckte sie dem Hafenwächter ihre Hand entgegen und sagte mit völlig veränderter Stimme: „Ich danke dir, Luigi, und nun: gute Nacht!“

„Nun, nun,“ machte er, ihre Hand haltend, halb unwirsch, halb zärtlich, „so gar eilig wirst es ja wohl doch noch nicht haben, und gute Botschaft ist ihren besonderen Lohn wert, mein ich.“

Er wollte sie näher zu sich heranziehen, und sein Atem kam schneller aus der Brust. Sie aber riß sich mit einer jähen Bewegung los und rief ihm herben Tones zu: „Vergiß nicht, mit wem du es zu thun hast! — Noch einmal: gute Nacht!“

Und damit ging sie. Freilich nicht weit und nicht in der Richtung auf das Anwesen ihres Brotherrn zu. Vielmehr blieb sie an der Wegbiegung, im Schatten der Opuntienhecke stehen und wartete, daß Luigi gehen sollte. Und als der wirklich brummend und vor sich hinschimpfend davonhinkte, warf sie sich in den weißen Wegstaub nieder und betete mit gerungenen Händen heiß und inbrünstig, ja, so leidenschaftlich, als wollte sie ihrem Schutzpatron und der Madonna schier mit Gewalt die Gewährung ihrer flehentlichen Bitte abdringen.

Und doch wußte sie, daß es beinah Unmögliches war, was sie forderte. Sie wollte die Briganten warnen und retten — nein, nicht die Briganten, was lag ihr an deren Leben und Rettung? aber Tito, Tito Nostrella, ihren Gatten. Und wenn sie es nicht vermochte, so wollte sie

zu Grunde gehen mit ihm, um seinetwillen. Warum sie es wollte — mußte? Sie wußte es selber nicht. Aber es stand so klar als etwas Unabweisliches vor ihr, daß auch keine Regung des Zweifels, der Furcht, nur des Nachsinnens über sie kam. Es war ihr so natürlich wie das Gebet. Dabei fragte sie sich auch nicht erst, ob es notwendig sei und warum? Sie mußte eben beten. Und sie rief die Madonna auch nicht um Gnade an für sich selber, nicht um Erhaltung ihres Lebens, nicht um Schutz gegen alle die Gefahren, denen sie mutig entgegenging, o nein, was lag an ihr, und wie wäre ihr auch nur der Gedanke an das eigene Wohl und Wehe gekommen? Um das Gelingen ihres Planes, um seine Rettung allein betete sie. Er war ja unschuldig. Die Gebenedeite konnte ihn nicht mit den anderen, mit den Schuldigen zugleich verderben lassen. Er war ja kein Brigant. Nur sie, sie allein hatte ihn dazu gemacht, nur um ihretwillen war er bei der Bande geblieben. So mochte die himmlische Jungfrau denn auch ihr Leben für das seinige nehmen und ihn frei ausgehen lassen, wie er's verdiente. Sie wenigstens konnte und wollte es nicht überleben, daß er unschuldig zu Grunde ging — vielleicht mit einem Fluche gegen sie auf den Lippen. Darum vorwärts, vorwärts!

Und Gioconda bekreuzte sich mit bebenden Fingern, stand auf und lief in die Nacht hinaus. Und während sie auf dem Wege nach dem Gebirge zu forthastete, so schnell ihre Füße sie nur tragen wollten, wurde die Erzählung Luigi Roccas wieder vor ihrer Seele lebendig, und Wort für Wort, das der lahme Hafenaufseher gesprochen, klang in ihr nach und prägte sich ihr klar und scharf ein. Und sie kannte den Weg wieder, den sie damals gewandert war, als Tito sie heimgeleitet hatte, und lief auf ihm fort und meinte, ihn neben sich schreiten zu sehen und den Klang seiner Schritte zu vernehmen in der schauervollen nächtigen Einsamkeit, die sie umgab. Das flößte ihr Mut ein. Ja, hin und wieder kam es über sie wie ein Wonneschauer, wenn sie ihres Begleiters von damals gedachte, und gedachte, daß sie ihn wiederfinden und etwas für sein Wohl wagen und vielleicht — vielleicht gar für ihn sterben könne. Der Tod mußte leicht und süß sein, wenn er ihr sein Leben dankte, wenn sie wieder wett gemacht hatte, was sie gegen ihn gesündigt.

Horch! Was war das? Ein Klirren, wie von Waffen — jetzt ein gedämpfter Kommandoruf, und nun tiefe, unheimliche Stille. Kam sie schon zu spät? Waren die Verfolger ihr voraus? Sich tief herabbückend schlich sie langsam und so leise, daß sie selber kein Geräusch ihrer Schritte vernahm, weiter durch das unwegsame Steinmeer des kahlen Gebirgsrückens in der Richtung fort, in welcher nach Luigis Bericht und ihren eigenen Erinnerungen das Lager der Briganten sich befinden mußte. Ihre Brust keuchte schon unter der ungeheuren Anstrengung, und ihre Knie zitterten. Aber sie achtete nicht darauf. Mit gespanntem Ohr vor sich hinaushorchend, sich hier und da mit den Händen forttastend, klomm sie rastlos weiter. Die Füße schmerzten ihr und ihr Kopf brannte fieberhaft; sie wußte nichts davon. Nur wenn das Blut ihr gar zu wild und ungestüm gegen die Schläfen kreiste und sie zu sprengen drohte, hielt sie sekundenlang aufatmend inne und lehnte die heiße Stirn gegen einen kalten Felsblock. Dann aber ging es nur um so rascher wieder vorwärts.

Jetzt jedoch blieb sie stehen, beugte sich einen Augenblick lang spähend vor und war im nächsten hinter einem Stein zur Erde niedergeduckt. In dem ungewissen Zwielicht der Sternennacht, die ihr zu Häupten funkelte, hatte sie drüben in einer leichten Bodensenkung sich etwas regen gesehen. Nun sie ihre Augen scharf darauf richtete, unterschied sie die dunklen Gestalten von Männern, die lautlos in Reih und Glied, die Büchsen bei Fuß, aufgerichtet dastanden. Kein Zweifel: es war ein Trupp Karabinieri. Gioconda sah die dreieckigen Hüte und die radarti-

gen Mäntel der Männer. Keiner von ihnen rührte sich oder sprach ein Wort; sie schienen auf irgend eine Botschaft zu warten, die ihr ferneres Thun bestimmen sollte. Und diese Botschaft kam. Gioconda, die mit halb vorgebeugtem Oberkörper hinter dem Felsblock hervorlugte und angehaltenen Atems, mit der Anspannung all ihrer Sinne hinüberhorchte, sah einen Mann den Felspfad hinunterkriechen, sah ihn an den Vordersten der Karabinieri herantreten und hörte ihn diesem zuraunen: „Das Nest ist leer. Die Spuren deuten nach Osten." Und der Gendarm stieß unwillkürlich aus: „Unmöglich; das wäre gegen die Eisenbahn zu." Der andere zuckte die Achseln und sekundenlang trat Schweigen ein. Dann flüsterte der Führer der Karabinieri eine kurze Weile mit dem, der als Späher gedient hatte, sah auf die Uhr und kommandierte endlich halblaut: „Wir trennen uns hier. Sechs von euch gehen in östlicher Richtung fort unter Leitung Beppinos, die anderen mit mir geradeaus nach Norden zu. Sobald sich das geringste Verdächtige zeigt, gebt ihr das Signal. Wenn ihr nichts findet, kehrt ihr hierher zurück. Marsch! Vorwärts!"

Gioconda sah den kleinen Trupp abschwenken und in der angedeuteten Richtung sich langsam und vorsichtig fortbewegen; die anderen verharrten noch lautlos auf dem nämlichen Platze. Das Herz stand ihr sekundenlang still in ratloser Angst. Wohin sollte sie sich wenden? Welchem der beiden Verfolgerschwärme sich nachstürzen? Und war nicht hier wie dort jede Aussicht auf Rettung abgeschnitten? Das Nest sei leer, hatte der Späher berichtet, und die Spuren deuteten nach Osten. Und nach Osten zu zogen die Gendarmen fort. Dort also war die nächste, die drohendste Gefahr. Ihr mußte sie zuvorkommen. Die schwerbewaffneten Männer konnten nur langsam vorwärts dringen, es konnte ihr nicht schwer fallen, sie zu überholen, wenn sie es nur fertig brachte, geschickt zur Seite bei ihnen vorüberzuschleichen und sich nicht aufgreifen zu lassen. Hier galt es ebensoviel Schlauheit als Behendigkeit. Und Gioconda schickte noch rasch ein Stoßgebet zum Himmel, machte sich fertig und kroch auf allen vieren eine geraume Weile in der gleichen Richtung, welche die Gendarmen eingeschlagen hatten, abseits vom schmalen Felspfade durch Dickicht und Geröll fort. Erst nach einiger Zeit wagte sie es wieder, sich halb aufzurichten und nun in verdoppelter Schnelligkeit fortzustürmen. Hin und wieder blieb sie aufhorchend stehen. Endlich war's ihr, als vernähme sie das leise Waffenklirren und die langsam-schwerfälligen Schritte, auf welche sie lauschte, in ihrem Rücken. Und nun galt es. Jede Minute war kostbar, denn jede konnte Titos Rettung, vielleicht sein Leben bedeuten.

Mit der Anspannung ihrer äußersten Kräfte flog Gioconda durch die nächtige Felsenwildnis dahin. Sie kroch die steilen Abhänge hinauf, daß sie manchmal glaubte, der Atem stehe ihr still und das Herz habe seinen letzten Schlag gethan; sie wand sich durch das dichte Gerank und die wild wie von Titanenhand umher verstreuten Steinblöcke hindurch, die ihr Weiterdringen hemmten, sie jagte die Böschungen des Weges hinab, ohne der zu beiden Seiten aufklaffenden Abgründe zu achten, in die ein Fehltritt sie stürzen mußte. Pfeifend rang ihre Brust nach Atem, der kalte Schweiß stand ihr auf der Stirn, ein Zittern durchlief ihre Glieder und alle ihre Pulse klopften heiß, wahnsinnig, zum Zerspringen. Aber sie mußte ja weiter und sie wollte es. Über jede sekundenhastige Anwandlung von Schwäche, in der sie sich am liebsten da gerade mitten unter die überwucherten Steine hingeworfen hätte, um nur Ruhe zu haben, um nur ein einziges Mal aufatmen und den rasenden Herzschlag beschwichtigen zu können, siegte immer wieder der eine Gedanke, der ihr in den Ohren nachgellte und in der Seele wiederklang wie eine Stimme vom Jenseits: jede nutzlos verrinnende Minute kann seinen Tod bedeuten, und dann hast du ihn

gemordet! Weiter — weiter! Ihre Knie waren wund geworden und schmerzten heftig; von ihrer Schläfe, die sie gegen eine spitze Felskante gestoßen, rieselte es ihr warm über die Wange hinab, ohne daß sie sich Zeit ließ, ihr Tuch darauf zu drücken, in ihrer Brust fühlte sie brennende Stiche, die ihr den Atem versetzten. Aber sie wollte trotz alledem weiter — nur weiter.

Allmählich begannen ihr die Sinne zu schwindeln. War sie denn noch in der Richtung, in der sie fort wollte? War sie nicht lange vom Wege abgekommen, hatte sich aussichtslos in Nacht und Gebirgseinsamkeit verirrt und würde niemals zurückfinden? Sie wußte es nicht mehr; sie sah nichts mehr als Dunkel, undurchdringliches Dunkel rund um sie her, sie hörte nichts mehr als den rasenden Herzschlag in ihrer Brust. Eine unbeschreibbare Angst befiel sie. Wenn sie zu spät kam, wenn nur durch ihr Zuspätkommen Tito verloren war! Weiter — weiter! Sie hätte gern mit der letzten Kraft ihrer Lungen Titos Namen laut und gellend in die Nacht hinausgeschrien, um ihn zu warnen, aber gerade das konnte die Verfolger auf seine Spur bringen. Nein, sie mußte ihn finden. Nur daß ihre Schritte immer langsamer wurden, daß es ihr vor den Ohren wunderlich surrte und vor den Augen flimmerte, und daß es allein das sich ihr aufdrängende Bewußtsein ihrer versagenden Kräfte war, was so seltsame Gedanken, Entschlüsse und Bilder vor ihr wachrief. Und von den Briganten nirgends eine Spur. Ob sie nicht besser that, umzukehren? Aber sie wußte nicht mehr, von wo sie gekommen war, wo sie sich befand, wohin sie eilen sollte. Vor ihr begann jetzt plötzlich alles zu tanzen, sich zu verwirren, ineinander zu schlingen. Ein Druck, wie von Centnergewichten, lastete auf ihrem Kopf, ihre Knie wankten. Noch einmal versuchte sie sich aufzurichten, sie griff mit den Armen in die Luft, als ob sie nach einer Stütze suche, dann rang sich ein schwerer Seufzer aus ihrer Brust los und die Sinne schwanden ihr. Ohnmächtig sank sie zwischen den Felstrümmern des Weges zu Boden.

* *
*

Vor dem Mundloch des großen Tunnels, das wie der Rachen eines riesenhaften Ungeheuers ihm entgegengähnte, saß Tito auf einem abgesprengten Steinbrocken, die Büchse vor sich über die Knie gelegt, die eine Hand am Kolben seines Karabiners im Gurt. Camillo war gegangen, um den vorgeschriebenen Rundgang bei den anderen Brigantenposten zu machen, die längs der neuen Eisenbahnstrecke verteilt waren und die Viadukte und Tunnels derselben im Auge hielten. Tito wartete, ob er ein Signal geben werde. Aber die Zeit verstrich und nichts ließ sich hören. Das hieß soviel als: alles sei in Ordnung und man könne überall losbrennen. Jetzt warteten sie nur noch auf Titos Raketenzeichen, und dann wurden die Minen angezündet und der ganze stolze Bau der neuen Eisenbahn, der so viele Arbeiter jahrelang beschäftigt hatte, der so ungeheure Schwierigkeiten siegreich überwunden hatte und, weil er ein Beweis für die sieghafte Macht des menschlichen Genies und der menschlichen Thatkraft war, den Stolz der ganzen Gegend bildete, dieser stolze Bau flog in die Luft, war in wenigen Minuten ein Trümmerfeld, ein Nichts, als ob er niemals vorher gewesen. Ein eigentümlicher Gedanke, mit dem Tito spielte und der doch zugleich etwas Grausiges für ihn hatte. Wenn er dachte, wie viele Leute sich tagaus tagein mehrere Jahre hindurch emsig und rastlos gemüht hatten, diesen Bau auszuführen, mit dem sie den tausend Hemmnissen der feindseligen Natur trotzten, und nun — wenn ein einziger Schwefelfaden auflohte, war alles umsonst gewesen, hatten sie umsonst gearbeitet und die starre Felsenwildnis besiegt und sich gemüht und ihr Leben hundertfach aufs Spiel gesetzt; sie konnten von vorn wieder anfangen, wenn es sie danach gelüstete.

Titos Brust hob sich unter einem un-

willkürlichen Seufzer, als er daran dachte, wie wenn ihm selber die Aufgabe zufallen würde, solche Sisyphusarbeit wieder zu verrichten, oder als ob ihn ein Bedauern mit denen beschleiche, die sich ihr unterziehen mußten. Dann spähte er in die Nacht hinaus, ohne etwas zu vernehmen als einmal den heiseren Schrei eines Raubvogels aus dem Gebirge, sonst war alles still — eine fast beängstigende Stille, in der Tito nur den Schlag seines eigenen Herzens vernahm. Es war nicht zu verwundern, daß es sehr laut und rasch schlug. Welch eine That wollte er vollbringen! Was lag in diesen Minuten alles in seinen Händen! Das Wohl und Wehe der ganzen Gegend, die Zukunft seiner Heimat — Und er, Tito Nostrella, den sie in Racalmuto allezeit den faulen Tito geheißen hatten, er würde ein Werk ausführen, davon man nach Jahren noch reden sollte, dessen Gedächtnis sich auf kommende Geschlechter hinaus vererben konnte. Früher hatten sie seiner gespottet, jetzt würden sie ihn fürchten lernen. Sogar hassen würden sie ihn; immerhin! Wenn sie nur aufhörten, mit Hohn und Nichtachtung seiner zu denken. Freilich: was die anderen dachten, galt ihm im Grunde gleich, aber Gioconda — was würde Gioconda zu dem Ungeheuerlichen sagen, das er gethan?

Bei der Erinnerung an Gioconda durchflog den in seinen Mantel eingehüllten Briganten ein leiser Schauder. Gioconda — sein Weib — Die Vorstellung, daß dies Mädchen, an dem er, solange er denken konnte, mit zäher Leidenschaft gehangen, kraft Priesterworts sein Weib sei und daß er trotzdem von ihr getrennt sei, ebenso, nein, mehr, als wenn er tausend und abertausend Meilen von ihr entfernt lebe, brachte ihn immer noch halb von Sinnen. Er hatte gemeint, das stolze, ungetreue Weib in den Aufregungen des Brigantenlebens vergessen zu können, aber es war ihm nicht geglückt. In jeder stillen Stunde mußte er sich eingestehen, daß er mit rasendem Verlangen ihrer gedenke, daß es ohne sie kein Leben für ihn gab und alles nur Selbstbetrug und elende Täuschung sei, wenn er je gemeint, er könne sie entbehren und ohne sie fröhlich und guter Dinge sein und das Leben genießen und sich wohl fühlen in seinem starren Trotz, mit dem er den ihrigen noch zu übertrumpfen wähnte. Nein und abermals nein; — ein erbärmliches Dasein war's ohne sie und ihn ekelte davor; nur daß er's keinem bekennen wollte, am wenigsten sich selber.

Und jetzt wollte er vollends zum Verbrecher werden und dann die Heimat verlassen und nie wiederkommen, Gioconda nie wiedersehen und früher oder später den Brigantentod sterben, hier oder dort — was lag daran? Was sie wohl sagen würde, wenn man erfuhr, er sei es gewesen, der die erste Mine angezündet und damit zugleich das Signal für alle übrigen gegeben habe, er sei der Haupträdelsführer bei diesem großen, nie erhörten, nie dagewesenen Unternehmen? Sie konnte ja dann zufrieden sein, sie hatte ja immer nur einen Briganten heiraten wollen und ihn damals ausgeschlagen, weil er keiner gewesen war. Es war ihm eine wilde Genugthuung, denken zu dürfen, daß sie doch nun keines anderen Weib mehr werden konnte, weil sie das seine geworden war, eines Briganten Weib! Aber war's denn auch ein Brigantenhandwerk, das er hier ausüben wollte? Seit wann waren die Briganten denn Mordbrenner und Zerstörer fremden Eigentums, seit wann richteten sie denn ihre Anschläge, die doch nur den Reichen und Besitzenden gelten sollten, welche die andere größere Hälfte der Menschheit ungerecht darben und entbehren ließen, gegen Eisenbahnen und gegen Menschenwerk? War das wirklich eine That, die eines Briganten würdig war, eben diese, zu der er sich jetzt rüstete? Würde Gioconda ihn um derentwillen bewundern? Würden die anderen sie als ein Heldenstück anstaunen, auch wenn sie sie verdammen mußten, wie sonstige Räuberthaten, bei denen die Kühnheit und Entschlossenheit der Thäter gerühmt ward, gleichviel ob sie einem verderblichen Wag-

nis gedient hatten? Nein. Man würde diese That rückhaltlos verfluchen, weil sie keinem zum Vorteil, Tausenden aber zum Verderben gereichte. Und was hatte er damit zu schaffen? Krieg gegen die reichen Unterdrücker, Hilfe den Armen und Elenden! Das war die Brigantenlosung, unter ihr war er in die Bande des „schwarzen Bären" eingetreten. Was hatte das ehrliche Räuberhandwerk mit Brandstiftung und Zerstörung zu thun? War es denn ein Kampf gegen die friedliche, mühvolle Arbeit regsamer Menschenhände, den sie führen wollten? Was hatten die tausend geschäftigen Arbeiter, was die Ingenieure und Bauinspektoren verschuldet, daß man das Werk ihrer jahrelangen Anstrengungen, ihrer kühnen Wagnisse und ihrer schweren Leiden hinterlistig in Asche legte? Daß man die Hoffnungen so vieler Unschuldiger, die sich an die Eröffnung dieser Eisenbahn knüpften, den Stolz und die Zierde der ganzen Gegend mutwillig und zwecklos zertrümmern wollte wie ein nichtiges Kinderspielzeug? Wozu? Und an seinen Namen würde sich der Fluch knüpfen, den die verbrecherische That nach sich zog, an seinen unbescholtenen, redlichen Namen, den die Leute früher nur in gutmütigem Spott genannt hatten, weil sein Träger keine Lust zur Arbeit und einen unüberwindlichen Hang zu Nichtsthun und Träumerei besaß, und bei dem sie nun die Faust ballen und vor dem sie ausspeien würden wie vor dem eines Verworfenen.

An seinen Namen! Das wäre noch hingegangen, denn was lag an ihm? Für ihn war doch alles schon verdorben und verloren. Aber seinen Namen trug seit jener verhängnisvollen Nacht auch Gioconda, sein Weib, und würde ihn tragen müssen, bis man ihn im Kampfe eines Tages erschossen hatte. Und auf sie fiel all die Schmach und aller Schimpf, den man auf diesen Namen häufen würde, und sie allein mußte ihn ertragen, während er selbst weit droben im nördlichen Gebirge der Fluchenden lachen durfte, die ihn nicht erreichen konnten. War das die Handlungsweise eines Galantuomo gegen das Weib, das die Briganten auf freiem Felde aufgegriffen hatten, um es mit ihm gemeinsam vor den Altar zu schleppen? Mußte er ihr, der er seinen Namen wahrlich gegen ihren Willen aufgedrungen hatte, diesen Namen nicht zum wenigsten rein erhalten von Schmach und Niedrigkeit? Einen Briganten hatte sie heiraten wollen, und keine Dirne in Racalmuto fühlte sich geschändet, wenn ein Brigant sie heimführte; aber einen Mordbrenner — einen Verbrecher mußte sie verabscheuen. Giocondas Bild war's, das in dieser bangen Nachtstunde plötzlich vor Tito, den Briganten, hintrat und ihm zurief, um ihretwillen, um ihrer Ehre und um ihres Rufes willen dürfe er nicht zum gemeinen Missethäter werden, seinem Weibe sei er es schuldig, ein ehrlicher Räuber zu bleiben — Und Tito starrte in den gähnenden Rachen des Tunnels, der ihm jetzt plötzlich wie die klaffende Pforte der Hölle erschien, und schlug ein Kreuz. „Nein — nein!" rief er laut vor sich hin, „ich will nicht — ich darf nicht."

Und unwillkürlich mußte er jenes ersten Males denken, da er bei seinem planlosen Schlendern hierher gekommen war und das Riesenwerk des Eisenbahnbaus mit staunenden Blicken vor sich gesehen hatte. Damals hatte ihn der Gedanke an die Allgewalt des Menschengeistes, an die unermüdliche Arbeitskraft werkthätiger Hände mit einem ehrfürchtigen Schauer erfüllt, wie er ihn nie zuvor in seinem Leben empfunden. Was lag zwischen damals und jetzt denn so Ungeheures, daß er jetzt hierher gekommen war, um zu zerstören, was er damals bewundert? Wie lange war es denn her? Und so tief war er in dieser kurzen Spanne Zeit gesunken? Nein — nein — Ein Grausen überrann ihn vor sich selber und seiner eigenen Verworfenheit —

Aber konnte er denn nicht mehr zurück? Bei ihm allein stand ja das Gelingen des ganzen Unternehmens. Wenn er es unterließ, die Rakete steigen zu lassen, die den

anderen zum Signal dienen sollte, wenn er die Mine nicht entzündete, traten auch die übrigen von ihrem Vorhaben zurück, glaubten das ganze Wagnis vereitelt, ließen alles stehen und liegen und ergriffen die Flucht, um sich am verabredeten Sammelplatz einzufinden und gemeinsam den Zug nach Norden zu beginnen. Und er würde das Signal nicht geben — Er sah auf die Uhr. Mitternacht war ganz nahe. Noch eine halbe Stunde! Wenn sie verstrich, ohne daß die Rakete stieg, rüstete alles zum Aufbruch, und der Bau war gerettet. Aber was dann? Mit den Briganten sich wieder vereinigen und weiter fliehen? Und wie sollte er seine Unterlassungssünde vor ihnen, vor dem Hauptmann rechtfertigen? Würden sie ihn nicht ohne viel Federlesen als Verräter niederschießen, weil er das geplante große Unternehmen vereitelt hatte — aus Feigheit, aus kindischen Bedenken, aus einer memmenhaften Anwandlung unwürdiger Schwäche? Aber was blieb ihm denn sonst? Nach Racalmuto zurückgehen? Wo sie ihn als Briganten festsetzen würden, wo er seines Lebens nicht mehr sicher war vor der Rache seiner Genossen, wo Gioconda weilte, die ihm angetraut worden war und ihn doch zurückstieß und verachtete wie einen Aussätzigen?

In welch ein Labyrinth war er da geraten! Er wußte weder vorwärts noch rückwärts mehr, und wohin er sich wandte, da drohte ihm Verderben. Mochte es denn sein! Dann wollte er wenigstens so sterben, daß er seinem Weibe keinen geschändeten Namen hinterließ. Gerade fort von hier aus wollte er zu dem nächsten Gendarmerieposten laufen und sich anzeigen und ehrlich und offen erzählen, wie alles gekommen war und was er vorgehabt hatte. Und dann sollten sie ihm die Augen verbinden und ihn niederknien lassen und zusammenschießen, wie er's verdiente. Und einen letzten Gruß wollte er seinem Weibe bestellen lassen und sie bitten, am Allerseelentage auf den Gottesacker zu seinem Grabe zu kommen und ein paar Vaterunser drauf zu beten und ihm zu verzeihen, weil er sie doch Zeit seines Lebens gar so lieb gehabt.

Tito hing seine Büchse um, warf noch einen letzten Blick auf den klaffenden Schlund des Tunnels und verließ in fluchtähnlichem Lauf die Stelle, von wo aus er hatte über die ganze Gegend Fluch und Verderben bringen wollen. Es war ihm, als sei ihm jemand auf den Fersen und ein Arm greife in der Dunkelheit nach ihm und zerre ihn am Mantel und wolle ihn zurückreißen, und um solcher Verfolgung zu entgehen, lief er immer schneller und schneller, ohne auf den Weg zu achten, ohne an eine bestimmte Richtung zu denken, die er einschlagen wolle; nur in der Todesangst, man könne ihn zurückholen und ihn zwingen, die Mine anzuzünden. Ja, es war ihm, als höre er schon hinter sich die Trümmer des zerschmetterten Tunnels mit donnerähnlichem Getöse durcheinanderrollen und wirbeln und die Steine flögen ihm an den Kopf, daß er sich ducken und bergen müsse, um nicht von ihnen getroffen und verwundet zu werden. Als er dann keuchend stehen blieb und sich den kalten Angstschweiß von der Stirn fortwischte, merkte er freilich, daß seine Füße nur das Geröll des abschüssigen Weges ins Laufen gebracht hatten, das nun polternd und kollernd thalab stürzte. Sonst war es ganz still umher. Aber Titos Pulse jagten doch fieberisch, und er floh weiter, wie vor etwas Gräßlichem, das auf ihn lauerte, und sah nichts vor sich und hörte nichts mehr als das Brausen des eigenen Bluts.

Da plötzlich stockte sein Fuß. Er hatte an etwas angestoßen, das quer über den Weg hingestreckt lag — etwas Weiches — keine Baumwurzel und kein Felsblock. Tito hielt inne, seine Knie sanken unter ihm, er beugte sich nieder, tastete mit zitternden Händen vor sich hin — Ein Mensch! Kein Toter, sondern ein Lebender; denn er fühlte das Schlagen eines Herzens gegen seine Finger. Und ein Weib! Denn er fühlte die weiche Rundung eines Frauenbusens — Jesus Maria!

Sein Weib — Gioconda! Die Sternennacht wies ihm deutlich genug die wohlbekannten, jetzt so bleichen, reglosen Züge. Er fragte sich nicht, wie sie hierhergekommen, er dachte nicht daran, daß sie ihn hasse und verabscheue, er strich ihr nur zärtlich über die Wangen hin und rief in qualvoller Angst und in seliger Hoffnung zugleich hundertmal kosend, bittend, flehend ihren Namen: Gioconda! Gioconda! Dann besann er sich, riß sie in seinen Armen empor, griff nach seiner Feldflasche, die ihm an der Seite hing, und flößte den halb offenen, lechzenden Lippen von dem Branntwein ein, den sie barg. Und er sah, wie sie ihn gierig schlürften, und fühlte, wie danach neues Leben in die zusammengesunkene Gestalt kam, hörte, wie ein tiefer Seufzer sich aus der ermatteten Brust losrang. Das erfüllte ihn mit einem wonnigen Schauer. Und noch einmal führte er die Flasche mit den belebenden Tropfen an die schmachtenden Lippen, und noch einmal trank Gioconda hastig und jäh; dann fiel sie ihm wieder schwer in die sie umklammernden Arme.

Und Tito hielt sie fest darin. Er dachte nichts, er fragte nichts, er wußte nur, daß sie, daß sein Weib an seinem Herzen ruhte, und alles in ihm war Jubel und Seligkeit; mochte danach kommen, was da wollte, einmal, ein einziges Mal war er doch glücklich gewesen!

Da war's Gioconda, die ihre Augen aufschlug und ihm mit starren, verwunderten, tödlich erschrockenen Blicken ins Gesicht schaute und mit allmählich zurückkehrender Besinnung angstvoll, stotternd rief: „Du bist's, Tito, du? Und sie suchen dich und um deinetwillen — flieh, um Gottes Jesu willen flieh — oder du bist verloren —"

Er aber rührte sich nicht und sah sie nur unverwandt an, wie geistesabwesend, wie in einem seligen Traum befangen, der nie enden sollte. „Fliehen?" wiederholte er kopfschüttelnd, „wozu? wohin? Ich bin ja geflohen, ich will es ja nicht thun und wäre schon in Racalmuto, wenn ich nicht dich hier — — Woher kommst du, Conda? Was ist geschehen? Und ist dir jetzt besser?"

Er hielt noch immer den Arm fest um sie geschlungen und ihr Haupt ruhte eng an seiner Schulter und er fühlte ihren Atem über sein Gesicht hinwehen. Nun aber fuhr sie mit einer schreckhaften, ruckartigen Bewegung vollends in die Höhe, ließ noch einmal einen besorgten Blick über ihn hinschweifen und stieß dann, ihn am Arm umklammernd, angstvoll aus: „Die Gendarmen sind euch auf den Fersen, Tito. Sie haben alle eure Schlupfwinkel ausspioniert und euch umzingelt. Ein kleiner Trupp kommt in dieser Richtung heran — jeden Augenblick können sie hier sein. Ich war ihnen voraus — aber meine Kräfte ließen mich im Stiche. Um Gottes Barmherzigkeit willen flieh, flieh — nach dort hinaus, von wo du gekommen bist, dort wirst du am ehesten unbemerkt entschlüpfen können."

Tito hörte mit wachsendem Erstaunen mit an, wie sie das und anderes in tödlicher Angst hervorsprudelte und sich bemühte, ihn wach zu rütteln, und ihn anflehte, sich zu retten. Er begriff das alles noch nicht und regte sich nicht und sah sie nur wie verzückt an, wie schön sie war in ihrer wilden Erregung. Und erst allmählich dämmerte es in ihm auf, daß diese Angst ihm galt, daß sie sich um seinetwillen allein sorgte und daß sie in die Nacht hinausgelaufen war und die Felsenwildnis, in der tausend Gefahren ihrer lauerten, durchirrt hatte, um endlich todmüde vor Erschöpfung mitten in der bergigen Öde zusammenzubrechen, um ihn zu warnen, um ihn zu retten. Der Gedanke packte ihn mit so stürmischer Gewalt, daß er seine Kräfte darunter schwinden fühlte und anfing zu zittern wie ein Kind, ohne daß er selber wußte, ob es vor Wonne oder vor Entsetzen sei. Und so, am ganzen Körper bebend, Thränen an der Wimper, mit ungestüm wogender Brust konnte Tito, der Brigant, nur brechenden Tones, halb fragend, halb anklagend hervorstottern: „Um meinetwillen, Conda? Und ich — ich — ich

wäre beinahe zum Verbrecher — O Conda! Conda!"

Weiter vermochte er nichts herauszubringen, die Thränen stürzten ihm, ohne daß er's wußte, aus den Augen und erstickten seine Stimme. Gioconda aber fügte rasch hinterdrein, um ihrer Scham und Verwirrung so am besten Herr zu werden: „Was ich that, danach frage jetzt nicht, Tito. Zum letztenmal beschwöre ich dich: flieh, flieh — oder es war ja alles umsonst, was ich that —"

In ihrer Erregung legte sie ihm den Arm um die Schulter. Da zog er sie mit einem aufjauchzenden, halb in Schluchzen vergehenden Freudenschrei an seine Brust, und da sie sich nicht sträubte, sondern wehrlos hingegossen in seinen Armen lag, preßte er sie eng an sich und bedeckte ihr Lippen und Wangen mit seinen glühenden Küssen. „Das alles — für mich," stammelte er dazwischen, „und ich dachte: du haßtest mich, Conda. Hassest du mich denn nicht mehr?"

Sie schüttelte den Kopf. „Seit jenem Morgen nicht mehr," sagte sie leise, „du weißt; — wenn es mein Stolz gelitten hätte, wär ich schon damals mit dir gegangen. Und seither — o, ich habe nicht viele frohe Stunden gehabt vor Sorge um dich, Tito, und wie nun alles werden solle — aber um Jesu willen, wir sitzen hier und schwatzen, und jede Minute ist kostbar. Du mußt ja fort — schnell fort, soweit deine Füße dich tragen."

Sie war wieder in irrer Angst aufgesprungen, aber er zog sie aufs neue zu sich nieder. „Fort? Und wohin? Und allein?"

„Ich kann jetzt nicht mit dir, Tito," stieß sie ängstlich heraus und streichelte ihm schmeichelnd Wangen und Stirn, „ich bin zu müde und würde dich nur aufhalten. Aber ich komme dir nach, so wahr ein Gott im Himmel lebt, wann du mich rufst und wohin du willst; mir gilt alles gleich. Ich bin schuld daran, daß du unter die Briganten gegangen bist, und ich will nun mit dir tragen, was sich nicht mehr ändern läßt. Nur jetzt, nur in dieser Stunde kann ich noch nicht mit dir. Also flieh allein — oder alles war umsonst, meine Verstellung, meine Überlistung des verliebten Luigi Rocca, meine wahnsinnige Jagd durch das nächtige Gebirge — alles."

„Conda," fiel er ihr ins Wort und sah sie in strahlendem Glück an, „wie soll ich dir das alles jemals danken?"

„Dadurch, daß du jetzt fliehst, Tito. Ich bitte dich darum — ich will's."

Da schüttelte er ernst die Stirn. „Nein, Conda," sagte er, und seine Stimme klang zum erstenmal so fest und männlich, wie sie niemals vorher sie vernommen hatte, „ich fliehe nicht mehr. Schon ehe ich dich hier fand, war ich entschlossen, diesem schmählichen Spiel ein Ende zu machen. Ich war auf dem Wege nach Racalmuto, um mich den Karabinieri zu stellen. Ich will über mich ergehen lassen, was man für Recht hält. Ich bin kein Brigant, bin es nie mit Leib und Seele gewesen. Der Trotz und der Zorn haben mich dazu gemacht, und der unglückliche Zufall hatte seine Hand mit im Spiele. Heut aber hat man mich zum Mordbrenner machen wollen, und es fehlte nicht viel, daß ich's geworden wäre. Noch im letzten Augenblick habe ich mich zum Guten besonnen. Damit ist's aber aus und vorbei. Ich weiß nun, wohin ich mich verirrt habe und was aus mir werden könnte, wenn ich bliebe. Ich will wieder ehrlich werden und jedermann frei ins Gesicht sehen dürfen. Ich will die Rache der Briganten nicht fliehen und die Strafe vom Gericht nicht fürchten; mein Name soll nicht geschändet werden. Und es ist auch zugleich dein Name, Conda."

Sie hatte sich erschauernd an ihn geschmiegt. Ihr Atem ging schnell und ihre Pulse jagten, aber sie drang nicht weiter in ihn. Es hatte in seinen Worten etwas geklungen, wogegen sie nicht mehr ankämpfen konnte und durfte. Das fühlte sie und entgegnete nur noch halblaut, ergeben:

„Wie du willst, Tito. So bleiben wir zusammen, und die Gendarmen mögen

uns beide beieinander finden und mit sich führen, mir ist's recht so."

Bei ihren letzten Worten fuhr er erschrocken in die Höhe und warf einen wilden Blick um sich. Klang nicht in der Ferne Geräusch auf, wie von schweren Fußtritten? Kollerten nicht ein paar Steine dort durchs Geröll und schlugen unten dumpf auf den harten Felsboden? Kamen sie wirklich schon, um ihn zu fangen, zu binden und fortzuschleppen — ihn und Gioconda? Nein, noch nicht — so nicht! „Gioconda," flüsterte er und riß sie in seinen Armen empor, „siehst du dort oben rechts die schmale Felsspalte? Sie führt in eine Grotte, die niemand kennt als die Briganten. Schon einmal hab ich mich dort hinein vor den Gendarmen geflüchtet. Kannst du bis dahin klettern? So und hier will ich ihnen nicht in die Hände fallen, sondern mich freiwillig ihnen stellen, wenn es Tag ist. Willst du dich mit mir dort verbergen, bis sie vorüber sind?"

Er fühlte, wie sie in seinen Armen zitterte. „Gioconda," sagte er ganz leise und tonlos, aber doch so, daß es von seinen Lippen wie ein heißer Hauch über ihre Wange hinstrich, „du bist mein Weib, Gioconda. Damals wolltest du nicht mit mir in die Grotte eintreten, die uns von den Briganten zum Hochzeitsgemach gewiesen ward; willst du es heute? Es könnte unsere Brautnacht werden, Gioconda."

Sie erwiderte nichts, aber sie wehrte sich auch nicht. Halb von ihm getragen, klomm sie an seiner Seite, von seinem Arm gestützt, die steile Felswand empor. Hinter ihnen war jedes Geräusch verstummt; Tito mochte sich getäuscht haben, als er das Nahen der Bewaffneten zu hören geglaubt hatte. Aber auch wenn es keine Täuschung gewesen wäre, die beiden hätten keine Anzeichen drohender Gefahren mehr vernommen, denn sie hörten nichts mehr als das rasende Klopfen ihrer Herzen in der nächtigen Stille der Wildnis. Und dann, nach kurzem Zaudern, zwängte sich droben Gioconda durch die enge Felsspalte, und Tito folgte ihr hastig. Dann war's, als sei die Welt hinter ihnen beiden versunken. —

Im Frühlicht des neuen Tages wanderten Tito und Gioconda Hand in Hand in ihrer Heimatstadt ein. Vor der Kaserne des Karabinieri-Postens machten sie Halt, verschlangen ihre Hände zu kurzem Abschiedsgruß ineinander, sahen sich mit inniger Zärtlichkeit in die Augen und trennten sich wortlos. Gioconda ging in das Haus des alten Sandro Nostrella. Tito aber trat unerschrocken bei den Gendarmen ein, ließ sich vor den Hauptmann führen und erklärte ihm, daß er gekommen sei, um sich selber dem Gerichte einzuliefern und alles auszusagen, was er wisse. Er sei ein Brigant und habe schwere Schuld auf dem Gewissen.

Der Hauptmann empfing ihn halb verwundert, halb freudig erregt. Sein verdüstertes Gesicht, das die abermals verfehlte Expedition dieser Nacht gegen die Briganten, eine Expedition, die eigentlich gar nicht hatte mißlingen können, schwer umwölkt hatte, begann sich aufzuheitern. Als aber Tito nun gar zu erzählen begann, wie er unter die Räuber gekommen war, wie man ihm Gioconda Delverde zum Weibe gegeben hatte, wie er, weil jene nichts habe von ihm wissen wollen, geblieben und mit den Räubern kreuz und quer durch die Berge gezogen war; welche Aufgabe man ihm in dieser Nacht zuerteilt hatte, und wie er nahe daran gewesen, sie zu erfüllen, als er plötzlich sein Gewissen erwachen gefühlt habe und davongelaufen sei, um so die Eisenbahn zu retten und sich selber dem Gerichte auszuliefern: da that der Hauptmann der Karabinieri zu Racalmuto einen Freudensprung und schrie: „Also sie sind fort? Diese Mordbuben sind fort? Auf Nimmerwiederkehr? Nun, daneben ist alles andere gleichgültig; mögen denn nun die Herren Waffenbrüder oben im Norden ihr Heil mit ihnen versuchen, wir hier — wir haben uns weidlich genug mit ihnen herumgequält und uns von ihnen die gute Laune verderben lassen! Also deshalb — des-

halb waren sie heute nacht aus allen Nestern ausgeflogen? Sieh einmal einer an! Die Eisenbahn in die Luft sprengen! Daß dich —! Da hatten wir freilich gut suchen. Und es war alles so fein eingefädelt. Aber wer hätte ahnen können, daß sie gerade in dieser Nacht, wo wir sie schon so sicher in den Fingern hatten — Madre di Dio! Und die Kerle, die in der Richtung auf die Eisenbahn zu ausgeschickt waren, sind unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Daß dich —! Daß dich —! Man könnte sich die letzten Haare ausraufen, die einem in all der Aufregung und Not noch geblieben sind. Nun, weg sind sie — das läßt mich aufatmen. Und du, mein Sohn, du hast uns, der Stadt, dem Königreich und der ganzen Menschheit einen ungeheuren Dienst geleistet. Du hast die Eisenbahn gerettet — die Eisenbahn! Weißt du auch, was das heißt?"

Er blieb, während er bis dahin durch die Wachtstube hin und her getanzt war, als ob er einen Saltarello zum besten geben wolle, bei den letzten Worten vor dem wehmütig dreinschauenden Tito stehen, schlug ihm die beiden Hände auf die Schultern und sah ihm mit seinem schnauzbärtigen, gutmütigen Gesicht gerade in die Augen. „He," wiederholte er, als Tito schwieg, und drängte seinen Spitzbauch noch näher an ihn heran, „weißt du's, mein Sohn?"

„Es wäre gewiß ein großer Verlust gewesen, wenn wir sie wirklich zerstört hätten," erwiderte Tito kleinlaut, mit gesenkten Wimpern.

Der andere lachte laut auf und schlug sich klatschend gegen die Oberschenkel. „Großer Verlust!" ahmte er in Titos kläglichem Tone nach, „großer Verlust! Es ist köstlich. Cristo santo — unser Ruin wär es gewesen, mein Junge, unser Untergang, unser Verderben. Diese Gegend kann nur bestehen und emporblühen, wenn wir die Eisenbahn bekommen, wenn wir mit der Kultur der großen Seestädte in Verbindung gebracht werden, wenn man uns die Civilisation nahe heranträgt. Sonst werden wir ein Raub der Dummheit, der Faulheit und des Aberwitzes; wir versumpfen, wir verkommen, wir sterben ab. Nun, und diese Eisenbahn, von der unser Wohl und Wehe, von der unsere Existenz abhängt, will der Staat, der es gut meint mit dem geringsten seiner Anhängsel, uns gewähren. Er will uns retten. Da türmen sich unermeßliche Schwierigkeiten auf, die das weise und liebevolle Vorhaben verhindern, Gefahren aller Art bedrohen es, die Kräfte der Mutigsten erlahmen. Aber der Staat hat sein Wort gegeben, und der Staat hält es. Er scheut keine Opfer an Menschenleben und an Geld, um es zu halten. Das Äußerste wird aufgeboten, was Menschenkunst, Energie, Ausdauer und Klugheit zu leisten vermögen, um dem harten Felsboden unserer Gegenden das civilisatorische Joch der Eisenbahn aufzuzwingen, ungeheure Hemmnisse werden besiegt, das technische Genie und der Geist der Neuzeit tragen am letzten Ende den Sieg davon. Triumph! Die Eisenbahn, die uns im Fluge nach Catania, nach Syrakus, nach Messina und gar nach Palermo tragen wird, ist ihrer Vollendung nahe; jahrelange unsägliche Mühen haben das große Ziel uns in Sicht gebracht. Da beschließt eine Mordbrennerbande, das stolze Werk des triumphierenden Menschengeistes, ehe es vollends gekrönt wird, zu vernichten. In einer einzigen Nacht soll das Resultat von Jahren des Schweißes und der Arbeit zertrümmert werden. Man will die Gegend, die man fortan meiden muß, da treffen, wo man sie unheilbar bis ins Innerste ihrer Existenz hinein verwunden, ja, vernichten kann. Es ist die satanischste Rache, die je von einer Menschenseele ausgebrütet worden ist. Alles ist bereit, die Minen sind gelegt, Ort, Zeit und Gelegenheit so günstig, wie sie nur erdacht werden können. Nichts kann die Zerstörung mehr verhindern. Da besinnt sich der, dem die Initiative bei der Greuelthat zugedacht war, eines Besseren; höherer Eingebung folgend wirft er den schon

glimmenden Zunder fort, flieht die Stätte, an der das Unerhörte vor sich gehen sollte, und vereitelt dadurch das ungeheure Unternehmen. Der das in der letzten Minute that, warst du, Tito Nostrella. ‚Tito, il brigante' haben sie dich geheißen. Ich aber sage dir: ‚Tito, il salvatore' sollst du von Stund an heißen, Tito, der Retter, denn du bist deiner Heimat zum Retter geworden, und man soll dich feiern wie einen Nationalhelden!"

Und wieder schlug der Hauptmann der Karabinieri von Racalmuto dem regungslos vor ihm Stehenden derb auf beide Schultern, packte ihn dann aber, einer plötzlichen Eingebung folgend, wie zum Zeichen seines patriotischen Enthusiasmus und in der Überschwenglichkeit seines südlichen Naturells um den Leib und umarmte ihn. „Tito, der Retter!" sagte er dabei noch einmal mit großem Nachdruck.

Tito ließ diese ungewöhnliche Beifallsäußerung zu dem, was er gethan, widerspruchslos, aber auch ohne jede freudige Erregung über sich ergehen, senkte danach den Kopf noch tiefer und fragte sehr kleinlaut: „Was soll aber nun werden?"

„Was nun werden soll?" wiederholte der andere, sich in die Brust werfend. „Das will ich dir sagen: im Municipalrat soll man dir eine Dankadresse votieren und dich zum Ehrenbürger unseres Ortes ernennen. In feierlicher Prozession soll man dich auf den Schultern durch die Gassen tragen, die Eisenbahnarbeiter sollen Spalier bilden, die Frauenzimmer sollen dir Kränze winden, die Jugend soll Lieder zu deinem Preise anstimmen und der Kurat soll von deiner That in der Kirche predigen. Bist du damit zufrieden, mein Sohn?"

Tito starrte den Sprecher an, als ob er an dessen Verstandesfähigkeiten berechtigte Zweifel hegte, und sagte dann mit schüchternem Augenaufschlag und unsicherer Stimme: „Ich meinte nur, weil ich doch eigentlich ein Brigant bin und beinahe —"

Die Worte fuhren wie ein jäher Blitz in die Gestalt des Karabinieri-Hauptmanns. Er richtete sich so hoch auf, als seine kleine Figur es irgend gestattete, legte die rechte Hand zwischen die zwei obersten Knöpfe seines Uniformrocks, bog den Kopf in den Nacken und sagte, nachdem er sich geräuspert hatte, in völlig verändertem Ton: „Wir werden ins Untersuchungsgefängnis spazieren, mein Sohn. Wir werden vor die Assisen nach Girgenti kommen. Verstanden? Den Briganten legt man das Handwerk heutzutage schon. Verführt oder nicht, mildernde Umstände oder nicht, das wird das Gericht entscheiden; für uns ist Brigant Brigant, wir geben keinen Pardon!"

Und er schritt majestätisch zur Thür, schellte, beorderte zwei Gendarmen und hieß sie den Briganten Tito Nostrella ins Gewahrsam führen; das weitere werde unverzüglich veranlaßt werden.

Tito folgte seinen Begleitern mit gesenktem Haupt, ohne ein Wort des Einspruchs. Der Hauptmann aber blieb mit einem Gesicht zurück, als ob eigentlich er selber der Verbrecher sei. „Das ist eine ganz verdammte Geschichte," murmelte er in seinen langen Schnauzbart vor sich hin, „da finde ein anderer heraus!" Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch nieder und verfaßte einen langen Bericht über das Vorgefallene und Gehörte an die vorgesetzte Behörde zu Girgenti, und noch nie hatte der Hauptmann der Karabinieri zu Racalmuto in gleich blühendem Stil ein amtliches Schriftstück verfaßt, noch nie hatte man in Girgenti eine gleich enthusiastische Lobrede auf einen eingelieferten Missethäter zu lesen bekommen.

Als das umfangreiche Aktenstück beendigt und abgesandt worden war, atmete der Hauptmann auf. Aber leicht war es ihm immer noch nicht ums Herz. Er hatte keine Lust zu frühstücken, was ein sehr übles Zeichen bei ihm war. Mit barscher Stimme beorderte er eine Ordonnanz, die Eisenbahnstrecke abzusuchen und auf Feuerwerkskörper und Pulverminen in der Nähe der Tunnels und Viadukte zu fahnden, alle gefundenen Sprengvorrichtungen sorgfältig zu zerstören und alsbald eingehenden Bericht

zu erstatten. Dann verließ er die Wachtstube und schlug nachdenklich den Weg nach dem Pfarrhause ein.

Er war sonst gerade kein häufig gesehener Gast dort. Nur wenn es die unausbleiblichen Reibereien zwischen staatlicher und kirchlicher Autorität zu schlichten galt, wenn er dem Pfarrer ins Gewissen reden wollte, am Tage des Verfassungsfestes keine antimonarchischen Anspielungen in seiner Ansprache zu machen und ähnliches, trat der Hauptmann, der ein schneidiger Verfechter des Königtums und der Staatsgewalt war, bei dem Seelsorger von Racalmuto ein. Heut aber kam er mit einem friedvollen Ansinnen. Staat und Kirche sollten sich vereinigen, bat er, dem Pseudo-Briganten Tito Nostrella Gnade auszuwirken, und trug dem erstaunten Hirten die wunderbare Geschichte vor, die er vernommen.

Und Padre Eusebio, der Pfarrer von Racalmuto, war ein milddenkender und edelsinniger Hirt seiner Gemeinde, dem die Lebensschicksale und Unglücksfälle Titos, des Briganten, zu Herzen gingen. Er gab dem Vertreter der Staatsgewalt recht darin, daß hier keine Strafe am Platze sei, sondern Verzeihung für den reuigen Verführten eintreten müsse, und erklärte sich bereit, ein Bittgesuch für Tito Nostrella, sobald er denselben persönlich gesprochen, auch mit dessen Weibe Gioconda Rücksprache genommen habe, an Seine Majestät den König nach Rom zu senden.

Noch am gleichen Tage ging das von Padre Eusebio aufgesetzte, von ihm und Gioconda unterzeichnete Gnadengesuch unter Beischluß eines von dem Hauptmann verfaßten ausführlichen amtlichen Berichts an das königliche Kabinett ab. So viel wie an diesem Tage war in Racalmuto nicht geschrieben worden seit Menschengedenken.

Tito blieb einstweilen in Haft. Aber er hatte es nicht allzu schwer darin. Denn der menschenfreundliche Hauptmann gestattete Gioconda, nachdem die ausgeschickte Ordonnanz die Minen an der Eisenbahn gefunden und zerstört hatte, wodurch Titos Bericht bestätigt wurde, ihren Gatten täglich stundenlang in seinem Gefängnisse zu besuchen. Und wenn sie ihn verließ, kam der alte Sandro Nostrella zu seinem Sohne, nach diesem der Pfarrer, und so kamen einer nach dem anderen alle Honoratioren von Racalmuto unter dem Vorwand der Vetter- und Gevatterschaft und alle drückten ihm die Hände und sprachen ihm ihr Beileid und ihren Dank aus für den Dienst, den er der ganzen Einwohnerschaft geleistet, und brachten ihm Wein und Maccaroni und was der guten Dinge mehr waren an Früchten und Viktualien, so daß Titos Zelle schließlich einer wohlversorgten Vorratskammer glich und er sich eigentlich kaum mehr ein anderes und besseres Leben hätte wünschen können. Und der Ruhm seiner Thaten, sowie die Seltsamkeit seiner Schicksale und Erlebnisse verbreiteten sich, während Tito in seinem Gefängnisse Audienzen erteilte wie ein Fürst und sich des Überflusses an Speise und Trank kaum zu erwehren wußte, im ganzen Ort und weiter in der Gegend. Es blieb auch nicht aus, daß man das Geschehene mit der Lebhaftigkeit südlicher Phantasie weit über die Wirklichkeit hinaus vergrößerte und mit allerlei märchenhaften Zuthaten ausschmückte, so daß Tito alsbald zum Helden einer ganzen Legende wurde und man einen Ruhmeskranz um seine Stirn flocht, von dem er in seiner Harmlosigkeit nichts ahnte. Ja, eine Deputation von Bahnarbeitern unter Führung eines Ingenieurs erschien in seiner Zelle, um ihm im Namen der ganzen Eisenbahnverwaltung ihren Dank für seine edle That auszudrücken, durch die er das Werk der jahrelangen Mühen Hunderter geschützt und bewahrt hatte; und eines Tages hörte er vor seiner vergitterten Fensterluke ein Lied singen, in dem sein Name beinah in jeder Zeile vorkam. Das Lied hatte der lahme Pietro Voghera gedichtet, der sonst das Gewerbe eines Kürbiskernverkäufers betrieb, aber stark von poetischen Anwandlungen heimgesucht wurde; es erzählte Titos Thaten und

Erlebnisse in dichterischer Ausschmückung, unter freigebiger Verwendung ehrender Beiwörter, und schloß mit dem erhebenden Refrain:

Al nostro Tito ogni onore!
Evviva, evviva il salvatore!

Seit das Lied zum erstenmal erklungen war, sangen es schon die Kinder auf den Gassen nach und die Burschen pfiffen es bei der Feldarbeit. „Tito il salvatore!“ ging es von Mund zu Mund. Und als endlich die Freudenbotschaft sich verbreitete, es sei der Bescheid eingegangen, daß der gute und gerechte König Umberto in Rücksichtnahme auf Titos Verdienste um das Gemeinwohl und nach eingehender Prüfung aller Umstände sich dahin entschieden habe: man solle die Untersuchung wider Tito Nostrella niederschlagen und den Begnadigten alsbald in Freiheit setzen, da empfing den aus dem Gefängnis Entlassenen eine ungeheure Volksmenge, schwenkte die Hüte, johlte, sang und schrie: „Viva Tito! Viva Tito, il salvatore!“ Und im Triumph geleitete man ihn und die glückstrahlende Gioconda in Sandro Nostrellas Haus.

So war aus dem „faulen Tito“ „Tito der Brigant“ und aus diesem wieder „Tito der Retter“ geworden, ohne daß der, den man also nannte, viel dazu gethan hätte, sich den einen oder anderen Namen zu verdienen. Der letztere aber verblieb ihm nunmehr und vererbte sich weiter auf eine heranwachsende Generation, so daß viele den wahren Vatersnamen des so Geehrten kaum mehr kannten. Selbst Titos und Giocondas Kinder nannte man später die „Kinder des Retters“.

Die Bande des „schwarzen Bären“, die glücklich nach Norden zu entkommen war, wurde nach Jahren in der Provinz Termini teils aufgerieben, teils gefangen; der tapfere Brigantenführer selbst, der so lange der Schrecken der Insel gewesen war, fiel nach mutiger Gegenwehr im Gefecht. Ihren ehemaligen Genossen Tito, von dem sie glaubten, daß er abgefangen worden, ehe er die Mine hatte entzünden können, ließen sie unbehelligt, obgleich bis zu ihnen der Ruf gedrungen sein mochte, daß man ihn als Retter der Eisenbahn betrachtete. Ihre Macht reichte ohnehin nicht mehr weit, und die Gendarmen waren ihnen überall scharf auf den Fersen. Die Tage ihrer Herrschaft auf der Insel waren gezählt.

Tito aber, der aus seinen merkwürdigen Schicksalen sich eine auffallende Abneigung gegen den Müßiggang und einen starken Hang zu nutzbringender Arbeit mit in sein späteres friedvolles Dasein hinübergenommen hatte, trat, als er sich den eigenen Herd gegründet, bei dem Eisenbahnbau, den er gerettet, als Arbeiter ein und galt bald als einer der tüchtigsten und brauchbarsten in seinem Fache. Er war von allen geliebt und geehrt; daß man ihn dereinst den „Faulen“ genannt und verlacht hatte, war vergessen. Nur der Hafenaufseher von Porto Empedocle, Luigi Rocca, ballte die Faust gegen ihn, wenn man von ihm sprach; er kam nie mehr nach Racalmuto, verachtete die Weiber und knirschte vor geheimem Ingrimm mit den Zähnen, wenn der Name „Gioconda“ einmal genannt ward. Weshalb? erfuhr jedoch niemand; und was kümmerte der Zorn des ehemaligen Briganten Luigi Rocca den ehemaligen Briganten Tito Nostrella?

Heute saust der Bahnzug in ununterbrochenem Lauf von Catania nach Girgenti und Palermo. Auf den Eisenschienen, die Menschengeist der widerwilligen Erde aufzwang, hält die Civilisation der modernen Zeit mit allen ihren Segnungen ihren Einzug in den öden Wüsteneien der einst durch ihre Fruchtbarkeit berühmten Insel Sicilien, der „Kornkammer des römischen Reiches“; sie wird dort nach den Hoffnungen aller eine neue und bessere Epoche einleiten. Wenn man von ihr redet und träumt, gedenkt man dankbar dessen, der auch das Seinige dazu gethan hat, sie heraufzuführen, und heißt ihn mit Stolz einen Bürger von Racalmuto, „Tito, den Retter.“

Budapest.

Von

Ludwig Pietsch.

II.

Vom Franz-Josephsplatz in südlicher Richtung an der Donau entlang, auf der Höhe des Uferquais führt der anmutigste Promenadenweg vorüber an einer Flucht kolossaler Gebäude, Hotels, Privat- und Miethäusern, dem Börsengebäude (1872 von Kolbenheyer gebaut), dem Thonethof (1871 von Skalnitzki und Koch für den Fabrikanten Thonet ausgeführt); vorüber an der Statue des als Parlamentsredner im ungarischen Nationalkostüm dargestellten Barons Eötvös, von dem gepriesenen ungarischen Meister Huszar. An dieser Quaipromenade liegt weiter südlich der von Gartenanlagen und einem davon umgebenen, gefälligen Kaffeehauspavillon eingenommene Platz, dessen Ostseite das Redoutengebäude einnimmt. Es hat eine wunderliche Architektur. Die Absicht des Architekten Feszl, nach dessen Plänen dieser Bau in den Jahren von 1859 bis 1864 ausgeführt wurde, hier etwas recht national Ungarisches zu schaffen, ist dem Werk nicht eben gut bekommen. Mit der Million Gulden, welche der Bau und seine innere Ausschmückung gekostet haben, ist die Herrlichkeit etwas teuer bezahlt. Die schwerfällige Masse des Gebäudes wird in der Fassade im Erdgeschoß des etwas zurückliegenden Mittelbaus durch fünf mächtige rundbogige Zugänge, im Hauptgeschoß durch fünf ungeheure rundbogige Fenster durchbrochen. In jedem der vorspringenden beiden Eckrisalite entspricht dem je eine Portalöffnung und ein Fenster darüber. Über dem Mittelbau erhebt sich weiter zurückliegend noch ein ebenfalls von fünf Rundbogenfenstern durchbrochener krönender Aufsatz. Eine interessante und künstlerisch bedeutende Dekoration hat das Innere des Gebäudes im Treppenhaus und in den Sälen, dem Redouten- und dem Büffettsaal, durch die Freskomalereien von Moritz Thorn, Karl Lotz und Alexander Wagner (aus München) erhalten.

Auf der von den Bäumen der Allee beschatteten Quaipromenade, auf welcher besonders an schönen Sommerabenden ein Strom von Spaziergängern, Reitern und Equipagen auf- und abflutet, während dichte Gruppen an den Tischchen vor den Cafés und Bierstuben sitzen, sich am Anblick des herrlichen Bildes der jenseitigen Ufer erfreuend, dem Strom entlang, nach Süden hin wandelnd, erreichen wir bald den Petöfiplatz. Er hat seinen Namen von einer zweiten Monumentalstatue Huszars, der des nationalen Dichters Alexander Petöfi, des feurigen Freiheitsängers. Auf hohem, einfachem, vierseitigem Postament, das sich über einem stufenförmigen Unterbau erhebt, steht die eherne Porträtstatue des Dichters, ziemlich theatralisch in einen Mantel drapiert



Der Franz-Josephsquai.

und mit ebenso theatralischer Bewegung der erhobenen Rechten, als ob er, wie er es 1848 gethan, zum Volke spräche, mit dem Vortrag seiner zündenden Strophen dasselbe zum revolutionären Enthusiasmus entflammend.

An dem Schwurplatz vorüber, auf welchem vor der ihn südlich abschließenden Mariä-Himmelfahrtskirche König Franz Joseph im Juni 1867 den Schwur auf die Verfassung geleistet hat, führt die Quaistraße immer in südlicher Richtung zu dem Geflügelmarkt neben dem von Ybl erbauten Zollamtsgebäude, einem schönen Monumentalbau im Renaissancestil, und zu den großartigen 1879 bis 1883 errichteten Lagerhausanlagen, dem riesenhaften Elevator und dem Lastenbahnhof der ungarischen Staatsbahn, in welchen die Geleise aller Staatsbahnen einmünden. Er zieht sich bis zu der Verbindungsbahnbrücke über die Donau hin, welche dort weit südlich unterhalb des Blocksberges seit 1874 sich über die Breite des Stromes spannt. Durch die gewaltigen Arbeiten der Donauregulierung ist hier erst das Terrain für diese grandiosen Anlagen geschaffen worden, welche Budapest zum natürlichen Stapelplatz des zu einer ungeheuren Entwickelung gelangten ungarischen Getreidehandels gemacht haben. Der Staat hat diesen Baugrund unentgeltlich hergegeben, die Stadt Pest die Kosten des Baus der Lagerhäuser und des Elevators getragen. Durch beide ist ein Centralpunkt des Handels in der Hauptstadt geschaffen worden, an welchem alle Verkehrswege zusammentreffen und alle Bedingungen gegeben sind, um das Umladen aller eintreffenden und abgehenden Waren von den Schiffen zur Bahn und umgekehrt, ebenso wie auf die Straßenbahn und jede Art von Fuhrwerk in der einfachsten Weise zu bewerkstelligen. Aus einer für die Errichtung des Elevators 1879 ausgeschriebenen Konkurrenz ging 1880 der Architekt Christian Ullrich als Sieger hervor. Als Mitarbeiter haben ihm der Architekt v. Flüttich und der Direktor

der Siemeringer Wagenbaufabrik Hugo Zipperling zur Seite gestanden. 1884 ist unter der Leitung des erstgenannten Architekten das in seiner Art ganz originelle grandiose Bauwerk, das eine Fläche von 5000 qm bedeckt und eine Höhe von 52 m bis zur Laterne, von 31 m bis zum Hauptgesims der Oberkante erreicht, vollendet worden. Von den fünf Stockwerken des merkwürdigen Gebäudes enthält das Souterrain die Kammern zur Aufnahme der schiedener Größe zur Aufnahme des Getreides, welches hier bis zur Abholung durch seine Lieferanten deponiert wird. Der hohe Dachraum dient zu Zwecken der Bewegung des Getreides und bleibt außerdem noch der Aufstellung von Getreideputzmaschinen



Der Petőfiplatz mit Petőfidenkmal.

Elevatoren, welche von hier aus (5 m unter dem Terrain) bis unter das Dach reichen. Das Erdgeschoß ist für den Eisenbahnverkehr wie für die Fuhrwerke und für die Straßenbahn, welche hier das Getreide abladen und wieder aufnehmen, und für die Aufnahmewagen eingerichtet, welche das Getreide direkt von den Transportmitteln empfangen und nach geschehener Abwägung den Elevatoren zur Einlagerung übergeben. Im Zwischengeschoß liegen die Wagen für die Abgabe des Getreides aus dem Elevator angeordnet. Der große Magazinraum darüber enthält die 290 Caissons vorbehalten. An der der Stadt zugewendeten östlichen Langseite des Gebäudes befinden sich die Perrons zur Verladung des per Fuhrwerk ankommenden und abgehenden Getreides. An der Donauseite liegt ein Vorbau für die mechanische Vorrichtung zur Entladung der Schiffe. An der schmalen nördlichen Stirnseite befindet sich ein Anbau für die in sei-

nem ersten Geschoß gelagerten Dampfmaschinen.

Dieses kolossale, alles überragende Gebäude des Elevators bildet das charakteristische Wahr- und Merkzeichen des dortigen südlichsten Stadtteils von Pest, jenes Industrieviertels, dessen rapide und großartige Entwickelung Hand in Hand gegangen ist mit der der ungarischen Landwirtschaft und ganz speciell der jetzt schon fast ohnegleichen in Europa dastehenden Mühlenindustrie. Kolossale Dampfmühlen, aber auch andere Fabrikgebäude erheben sich hier zur Seite der Schienengeleise, welche den Elevator mit dem Hauptzollamt und mit dem Lastenbahnhof der ungarischen Staatsbahn verbinden.

Noch weiter südlich, aber weiter ab vom Strome liegen hier auch die Baulichkeiten des großen hauptstädtischen Schlachthauses, welches in den Jahren 1870 bis 1872 durch die Berliner Baumeister van der Hude und Hennicke ausgeführt wurde und seiner Bestimmung durch eminent zweckentsprechende Einrichtungen im vollen Umfang zu dienen vermag. Die Ställe beherbergen 600 Stück großes, 2000 Stück Kleinvieh, die Hürden 5000 Stück Rinder und 10000 Stück Kleinvieh. Täglich werden durchschnittlich 150 Stück geschlachtet. Durch einen berühmten Berliner Bildhauer hat dies Gebäude einen interessanten und bedeutenden plastisch-monumentalen Schmuck erhalten. Reinhold Begas modellierte und meißelte die beiden Kolossalgruppen ungarischer Stiere mit ihren Bändigern, welche auf den breiten, massigen Seitenpfeilern des Eingangsgitterthors zu dem Vorhof als auf ihren Sockeln ruhen.

Nach der Donau zu kehrte Pest, seit es begonnen hat, sich aus seinem alten halbasiatischen Urzustande heraus und zu einer europäischen Hauptstadt zu entwickeln, seine schönste Seite. Lange hat dieser prächtigen und sich immer noch verschönernden Stirnseite das, was sich dahinter ausbreitete, nur sehr wenig entsprochen. Ein Netz von meist regellosen, launisch gekrümmten Straßen und Gassen, denen der malerische Reiz der Gäßchen unserer alten Städte völlig mangelt, breitete sich zunächst dahinter aus. In den Jahren der Wiedergeburt Ungarns seit 1867 erst sind innerhalb dieser Gassenlabyrinthe zum Segen für die Bevölkerung einzelne gartenähnliche größere Schmuckplätze oder Squares angelegt: die Elisabethpromenade, deren anmutige Parkanlagen einen gefälligen Kiosk umgeben; der Josephsplatz, in dessen Mitte seit 1869 das von Halbig in München modellierte, von Miller gegossene Standbild des um Ungarn hochverdienten Palatin, des Erzherzogs Joseph, im Ornat seines Amtes aufragt. Breitere und geradere gossenlose Straßen, viele von Tramwaygeleisen durchzogen, durchschneiden gegenwärtig diese Pester Quartiere, Innere Stadt, Leopoldstadt, Theresienstadt, Josephstadt, Franzstadt, in allen Richtungen. So die große Ulloer Straße, welche in der Fortsetzung der Kronprinzengasse im schrägen Winkel aus der Nähe der Donau südöstlich weit hinaus zur letzten Stadtgrenze nach jenseit des neuen botanischen Gartens und des Orczyparks zum neuen großen städtischen Krankenhause führt. So der große mit Baumalleen eingefaßte Boulevard der Waitzener Ringstraße, welche anfangs parallel der Donau hinter der Ostseite des Neugebäudes durch das alte Gassennetz getrieben ist, dann sich einerseits als Museumsringstraße in südwestlicher Richtung bis zum Calvinplatz und zur unteren Donauzeile hin fortsetzt, andererseits im rechten Winkel gegen den Museumsring sich als Tabaksgasse in nordöstlicher Richtung fortsetzt. Im spitzen Winkel gegen die Tabaksgasse läuft vom Museumsring aus geradlinig gegen Osten eine außerordentlich belebte Hauptverkehrs- und Handelsstraße Pests, die Kerepeserstraße. Von deren Mitte zweigt sich nach Südosten hin, der Ulloerstraße parallel, die Volkstheatergasse ab, welche bis zum neuen allgemeinen Friedhof an der östlichen Grenze von Pest führt.

Eine zweite durch Geschäfts- und Handelsverkehr sehr belebte ältere Hauptstraße Pests ist die vom südlichsten Punkt der großen Waitzener Ringstraße da, wo diese in den Karlsring übergeht, in nordöstlicher Richtung ausgehende Königsstraße. Sie führt direkt auf die Stadtwäldchenallee und durch diese auf jene ungemein reizvolle, ausgedehnte Parkanlage des Stadtwäldchens mit seinen Seen, Inseln und Wasserläufen, dessen südöstlicher Teil das Bauterrain und den Park für die ungarische Landesindustrie- und Kunstausstellung im Sommer 1885 hergeben mußte. Beinahe parallel dieser Königsstraße, um eine kleine Strecke nach Norden hin von ihr entfernt, ist nun die neue große und prächtige, eine englische Meile lange Radial- oder Andrassystraße gebrochen worden. Sie verbindet die Waitzener Ringstraße, mit welcher sie einen Winkel von 45 Grad bildet, in schnurgerader Linie unmittelbar mit dem Stadtwäldchen. Diese vielbewunderte und wahrhaft großartige architektonische Schöpfung hat auch in den größten modernen Hauptstädten Europas kaum ihresgleichen in Bezug auf die Zahl und Art der künstlerischen Monumentalbauten, die sich zu beiden Seiten der den holzgepflasterten Mittelweg säumenden Baumalleen aneinander reihen. Graf Andrassy, der berühmte ungarische Staatsmann, dessen Namen nun die ursprünglich Radialstraße (Sugar-Ut) getaufte glänzendste Verkehrsader Pests führt, ist der geistige Urheber des kühnen Unternehmens, durch welches die Königsstraße entlastet und vor allem Luft und Licht in die gassenreiche, meist von armseligen Baulichkeiten eingenommene Theresienstadt gebracht worden ist. Innerhalb zehn Jahren, von 1873 bis 1883, ist das Werk, an dessen Möglichkeit man anfangs zweifelte, in einer bewundernswürdigen Vollendung durchgeführt worden. Die Wohn- und Miethäuser dieser Straße stehen auf deren größerer Strecke bis zum sogenannten Rondeau hin meist Schulter an Schulter geschlossen. Erst von da ab bis zum Stadtwäldchen treten getrennte, gartenumgebene, oft außerordentlich graziöse und künstlerisch durchgeführte Villen an deren Stelle. Die besten Architekten des heutigen Ungarn, deren Mehrzahl freilich in ihren Namen so wenig den deutschen Ursprung als in ihren Bauten die Wiener Schule verleugnen kann, haben die Pläne nicht nur der großen öffentlichen, sondern auch der Privatgebäude der Andrassystraße geliefert. Nicht wenige dieser Wohnhäuser sind mit einem verschwenderischen künstlerischen Luxus in der Benutzung der edelsten Materialien, in der Raumverteilung, in der architektonischen Komposition und Dekoration ausgeführt worden.

Das erste öffentliche Monumentalgebäude, von der Waitzener Ringstraße aus, eine der schönsten und meisterhaftesten architektonischen Schöpfungen des neuen Pest, sehen wir an der linken nordwestlichen Seite der Straße. Es ist das neue königlich ungarische Opernhaus. Nikolaus Ybl, der vielgenannte Architekt, ging 1873 als Sieger aus der Konkurrenz um dessen Bau hervor, an welcher er mit vier anderen Kunstgenossen sich zu beteiligen eingeladen war. 1875 begann man mit der Fundamentierung, am 27. September 1884 konnte die feierliche Eröffnung in Gegenwart des Königs stattfinden. Dies Opernhaus vereinigt in ungewöhnlicher Weise edle und gediegene künstlerische Pracht mit praktischer Angemessenheit der Anlage. Seine Fassade kehrt es der Andrassystraße zu. Die Auffahrtsrampe führt zu einem sich mit drei rundbogigen Thüren öffnenden, mit einem breiten Altan bedeckten Vorbau mit dorischen Halbsäulen vor den Bogenpfeilern, zu dem in der Front eine Freitreppe hinansteigt. In seiner Rückseite öffnen sich im Sockel des Gebäudes die drei Eingangsthüren zum Inneren. Über dem aus Almaser Kalkstein gearbeiteten mächtigen Sockel in der Höhe jenes Altans steigt das Hauptgeschoß dieses Frontmittelrisalits auf. Fünf rundbogige, durch korinthische Säulen getrennte, mit Balustraden geschützte Fensterthürenöffnungen, flan-

kiert von zwei Pilasternischen mit den Statuen der Erato und der Terpsichore, beleben und schmücken die Front dieses Mittelbaues im Hauptgeschoß. Zwei andere Nischen in seinen beiden Seitenflächen enthalten die Statuen der Thalia und der Melpomene. Auch in der Front des Erdgeschosses zu beiden Seiten des Portalvorbaues sind zwei Nischen angebracht, in welchen die von Strobl modellierten sitzenden Statuen Liszts und Erckels, der ungarischen Musiker, aufgestellt sind. Die Zwickel jener Bogenstellungen des Mittelrisalits im ersten Geschoß sind durch vorzügliche, dort lagernde symbolische Gestalten von Feßler geschmückt. Die Balustradenattika des Hauptgesimses (24,65 m über dem Trottoir) trägt sechzehn Standbilder berühmter Tonsetzer. Weiter zurück steigt über diesem Frontrisalit ein mit vierseitigem, konvex geschweiftem Dach gekrönter Aufsatz auf. Die weit zurückliegenden Seitenteile der Fassade zeigen jeder eine Eingangsthür im Erdgeschoß, eine mächtige rundbogige Fensterthürenöffnung mit Balustrade im Hauptgeschoß. Bühne und Zuschauerraum überragen mit einem hohen Aufbau den des Front- und Vestibülteiles.

Ich muß auf eine eingehende Schilderung des Innern verzichten, das an schöner, künstlerischer Pracht und Reichtum der Dekoration, wie der Wirkungen durch das farbige Material und die Wand- und Deckenmalereien von Szekely, Moritz Than, K. Lotz, G. Vastagh, Feszcy und C. Lovacs, mit Ausnahme der großen Oper zu Paris kaum seinesgleichen hat. Diese Pracht gipfelt in den überreich ausgestatteten beiden Foyers, dem für das Publikum und dem für die kaiserliche Familie, und in den Hoflogen. Der hufeisenförmige Zuschauerraum enthält nur Sitzplätze (im ganzen 1267). Alle Einrichtungen sind so getroffen, daß die denkbar größte Behaglichkeit und Bequemlichkeit für die Zuschauer daraus resultiert. Ebenso aber ist hier dafür gesorgt, daß auch alle die Bühne betreffenden Einrichtungen als



Der Calvinplatz.

wahrhaft mustergültige gelten können. Das System der maschinellen und dekorativen Bühneneinrichtung, welches die Wiener der Höhe und Rundung hin gleich mächtig entwickelte Gestalt im grünen ungarischen Schnürenrock, mit dem weißen Kalpak



Das Opernhaus.

Gesellschaft „Asphaleia" aufgestellt hat, ist hier zum erstenmal zur wirklichen Ausführung gebracht, wenn auch vorläufig noch auf die Einführung ihres elektrischen Beleuchtungssystems verzichtet wurde.

Jene Einrichtungen: den gemalten Horizont, welcher den Hintergrund der Bühne und diese zugleich auch seitlich bis zur zweiten vorderen Coulissengasse schließt, das durch hydraulischen Druck in kleinen Teilen, aber auch in seiner ganzen Ausdehnung beliebig zu hebende, zu senkende, ja zu schaukelnde Bühnenpodium und die Schutzvorrichtungen gegen alle Feuersgefahr, hat dies königliche Opernhaus vor allen Theatergebäuden der Erde voraus. Ebenso musterhaft ist die Disposition seiner die Bühne in allen Stockwerken umgebenden Nebenräume, sind seine Garderoben-, Waffen- und Requisitensammlungen. Imposant in hohem Grade ist zu alledem auch der — Portier, dessen nach auf dem würdigen bärtigen Haupt, in der Hand den hohen Stab mit dem großen goldenen Knopfe, jeden Opernbesucher von neuem in frohes Erstaunen versetzt. Selbstverständlich stolzieren auch sämtliche Logenschließer in ungarischer Nationaltracht. Augenblicklich war der gefeierten Diva der Oper, Signora Turolla, der Gebrauch des italienischen Idioms gestattet, sonst wird nur ungarisch auf dieser Bühne gesungen, wenn auch nicht nur ungarische Musik. Das Ballet behauptet seinen Rang neben den ersten Europas.

Gegenüber dem Opernhause erhebt sich ein fremdartig dreinschauendes Privatgebäude (von Partos und Lehner errichtet) mit Arkaden vor dem Erdgeschoß und großen Café- und Restaurantlokalitäten in demselben wie im Keller. In seiner Fassade wie in der inneren Ausstattung und Dekoration der Räume ist der Versuch der Schöpfung oder der Wiedergeburt und konsequenten Durchführung

eines angeblich rein magyarischen Stils gemacht worden. Daß mittels desselben im Inneren jener Café- und Restaurantsäle eigenartig prächtige und interessante dekorative Wirkungen durch Formen und



Das Stadtwäldchen.

Farben hervorgebracht sind, soll nicht bestritten werden.

Nördlich vom Opernhause erweitert sich die Andrassystraße einmal zum sogenannten Oktogon. Hier wird sie später von der bereits in Angriff genommenen großen Gürtelstraße gekreuzt werden, welche in weitem Halbkreise, dessen Sehne die Donau bildet, von der Margaretenbrücke bis zum Zollamt die innere Stadt durchschneiden soll. Wieder eine Strecke weiter gegen das Stadtwäldchen hin, geht die Straße durch den kreisförmigen Platz, das Rondeau, von pompösen Häusern (von den Architekten Petschacher, Kauße und Bukowicz) eingefaßt; die Fassaden prangen mit reichen Sgrafittodekorationen. Zwischen dem Oktogon und dem Rondeau reihen sich besonders auf der rechten südöstlichen Straßenseite mehrere der künstlerisch vornehmsten Gebäude im Stil der Hochrenaissance, ob auch sehr verschieden in der Fassadengestaltung und Dekoration: das schöne Künstlerhaus mit seinen Kunstausstellungslokalitäten, die Landes-Musterzeichenschule, die Landes-Musikakademie.

Sehr bald jenseit des Rondeau hören die geschlossenen Häuserreihen auf und die Villen beginnen, unter denen nicht wenige sehr gefällige und geschmackvolle Bauwerke dieser Gattung uns zum Verweilen davor und zur genauen Betrachtung locken. Diese gartenumgebenen, launisch gestalteten Landhäuser vermitteln den fast unmerklichen Übergang der grandiosen Straße in die Wege des reizenden Parks, auf welchen sie hier an ihrem nordöstlichen Ende mündet. Gerade in ihrer Achse vor ihrem Ausgangspunkt erhebt sich die monumentale Umkleidung des hier vor einigen Jahren durch den Ingenieur Zsigmondy, den Quellenfinder, gegrabenen artesischen Brunnens. Aus einer Tiefe von tausend Meter ist diese mächtige heiße Schwefelquelle hervorgelockt worden. In Bezug auf Zusammensetzung, Temperatur und Ursprung ist sie der auf der entlegenen Margareteninsel völlig gleich. Das Stadtwäldchen, von welchem sich links vom Ausgang der Radialstraße der zoologische Garten abzweigt, ist ein anmutiger Schmuck der ungarischen Hauptstadt und ein höchst segensreicher Besitz für deren Bevölkerung. Die Schönheit und Fülle der Vegetation, des Laubes und des Rasens, womit er gegenwärtig während der Sommermonate prangt, ist vor allem die Frucht der Wasserleitung, welche von Lindley erbaut, 1868 begonnen, hier seit einigen Jahren funktioniert. Das Wäldchen ist reich an schattigen Promenaden, Alleen für Wagen, umbuschten Wegen, Rasenplätzen, hübschen wohlgepflegten Gartenanlagen. Einen besonderen Reiz geben ihm die ausgedehnten Teiche und kleinen Seen, aus denen baum- und buschreiche Inseln, mit den Ufern durch zierliche Eisenbrücken verbunden, sich erheben. Auf der einen dieser Inseln, der nach dem großen Gra-

fen Szechenyi genannten (Széchényisget), ist ein behagliches Café errichtet; auf der größeren, der Palatins-Insel, liegen das Bade-Etablissement, dessen Wannen aus der heißen Schwefelquelle des artesischen Brunnens gespeist werden, und Logierhäuser für Badegäste. Das Stadtwäldchen bildet selbstverständlich ein Lieblingsziel und einen Lieblingsschauplatz der Promenaden der Pester Bevölkerung. Die Stefaniestraße, welche es am Westufer des Sees und am artesischen Brunnen vorüber in fast rechtwinkliger Richtung gegen die Radialstraße durchschneidet und zum südöstlich davon gelegenen Rennplatz führt, ist die bevorzugte Korsostraße der eleganten Welt. Wer nach dem Anblick schöner Frauen und schöner Pferde verlangt, der findet hier reichlichere Gelegenheit zur gleichzeitigen Befriedigung beider Wünsche als an einer anderen Stelle der Stadt.

Der Andrassystraße läßt sich ebenso wie in Bezug auf Länge, Breite und korrekte Geradlinigkeit, auch hinsichtlich der architektonischen Schönheit ihrer Gebäude keine zweite Budapests vergleichen. Aber noch an manchen Gassen und Plätzen außer ihr und den Donauquais auf dieser linken Donauseite erheben sich bedeutende öffentliche Gebäude, die einen mehr durch ihre Bestimmung oder ihren Inhalt, andere auch wohl durch ihre äußere architektonische Gestalt interessierend. Fast alle diese Bauten aber sind neueren Ursprungs, und je neuer, desto beachtenswerter und würdiger.

Ärmer noch als Berlin ist Pest an hervorragenden Denkmalen der Kirchenbaukunst. Die teilweise noch dem Mittelalter (1500) entstammende Hauptkirche der Stadt, „Mariä Himmelfahrt“ am Schwurplatz, ist 1726 im Jesuitenstil bis zur Unkenntlichkeit ihrer ursprünglichen Gestalt umgebaut oder doch wenigstens äußerlich maskiert und dazu 1795 durch ein nüchtern zopfiges Türmepaar noch schlimmer entstellt worden. — Die Kirche, welche die stattlichste von allen werden und ein würdiges Seitenstück zu dem berühmten Dom zu Gran auf der Höhe über der Donau bilden sollte, die Leopoldstädter Basilika an der Waitzener Ringstraße, hat die in sie gesetzten Er-



Das Palais Waas.

wartungen übel getäuscht. Die nach dem Projekt des Baumeisters Hild in der Mitte der sechziger Jahre aufgeführte Kuppel stürzte 1867 noch vor der Vollendung ein. Seitdem experimentierte und „doktorte“ man an den stehen gebliebenen Ruinen und an dem Hildschen Projekt herum, bis das schwere Werk der bessernden Umgestaltung und der endlichen Durchführung des Baues dem vielerprobten trefflichen Ybl, der 1874 die im Süden Pests gelegene schöne Franzstädter Kirche erbaut hatte, anvertraut wurde. Unter seiner Leitung wird das verunglückte Gotteshaus von neuem erstehen und hoffentlich zu einer glücklichen Vollendung bald gelangen. Des künstlerisch schönsten Tempelgebäudes in Pest kann sich die jüdische Gemeinde rühmen; die in mehrfarbigem Backstein in einer Art arabischem Stil mit zwei von kugelförmigen Kuppeln gekrönten Türmen aufgeführte Synagoge am Anfang der Tabaksgasse, gegenüber der kolossalen Karlskaserne, dem ehemaligen Invalidenpalais, ist das Werk des Wiener Architekten Ferstel.

Den Wissenschaften, den Künsten und den humanen Werken der Erziehung und der Krankenpflege sind fast zahlreichere Tempel in Pest errichtet als dem Gott der Christen. Der architektonisch kümmerlichste dieser Tempel der Wissenschaft war das Universitätsgebäude, bis es durch einen daran gefügten Neubau seit cirka zehn Jahren eine wesentlich anständigere Gestalt und entsprechenderen Umfang erhalten hat. Ein ganz anderes, glücklicheres Aussehen hat die in der Nachbarschaft am Franziskanerplatz gelegene Universitätsbibliothek, das Werk Kolbenheyers, mit turmartig abgerundetem, von hohen Säulen über dem Rustika-Erdgeschoß gegliedertem Eckbau, den oberhalb des kräftig ausladenden runden Hauptgesimses eine hohe schlanke Kuppel krönt. In ähnlichen Formen erbaut, erhebt sich dieser Bibliothek gegen-



Das Nationaltheater.

über mit seinem Kuppelturm das Haus der „Vaterländischen Sparkasse", jener Kasse, die finanziell so glücklich gestellt ist, daß sie stein ausgeführt, durch Gartenanlagen unter sich getrennt, gruppieren sich um das stattliche im Renaissancestil erbaute



Das Volkstheater.

Aufnahmegebäude. Sie bieten Raum und Betten für siebenhundert und zwanzig Kranke und ermangeln keiner jener Einrichtungen, welche die moderne Wissenschaft und die praktische Erfahrung auf dem Gebiet der Krankenpflege als die besten und zweckentsprechendsten für solche Institute erkannt hat. Professor Hausmann ist der Baumeister dieses großen Krankenhauses. In seiner Art als ebenso mustergültig gerühmt wird das Stefanie-Kinderhospital, das eine Strecke weiter zur Stadt hin an der Ulloer Straße nordwestlich von dem Josephineum, dem städtischen Knabenwaisenhause, liegt. Jenes von Franz Kolbenheyer erbaute Hospital ist nur zum kleineren Teil auf Kosten der Regierung und der Stadt Pest errichtet. Durch freiwillige Sammlungen wurde die größere Masse des erforderlichen Kapitals herbeigeschafft. Auch dies Krankenhaus ist in ein Hauptgebäude und einzelne Pavillons mit Garten- und Rasenplätzen zwi-

der Stadt zum Geschenk und zur Zierde auf dem benachbarten Calvinplatz vor der reformierten Kirche nahe am nördlichen Eingang der langen Ulloer Straße und nahe dem Museum an der hier einschneidenden Museums-Ringstraße, den großen monumentalen Brunnen mit kolossalen sitzenden weiblichen Idealgestalten unterhalb der unteren seiner beiden Schalen errichten lassen konnte.

Am entgegengesetzten südöstlichsten Ende der langen Ulloer Straße noch über den angrenzenden botanischen Garten und den weiten öffentlichen Orczypark hinaus, in welchem fern vom städtischen Treiben das kolossale Gebäude der ungarischen Kriegsakademie, das Ludoviceum, liegt, trifft man auf das an Ausdehnung noch kolossalere hauptstädtische Hospital. Es gleicht einer kleinen Ortschaft. Sechzehn einzelne Gebäude, geschmackvoll in Back-

schen ihnen gegliedert. Diese Pavillons sind ausschließlich für die an ansteckenden Krankheiten leidenden Knaben bestimmt.

Noch ein anderes der ärztlichen Wissenschaft und Kunst dienendes Institut, dessen Gebäude nach den Plänen desselben Architekten Kolbenheyer später durch A. Weber ausgeführt sind, grenzt an die Ulloer Straße in ihrem nordwestlichsten Teil da, wo die Herbstgasse sie durchschneidet. Das sind die Universitätskliniken. Auch ihnen kommt es vortrefflich zu statten, daß sie erst in neuerer Zeit errichtet und somit nach Principien angelegt werden konnten, welche aus der vorgeschrittenen wissenschaftlichen Erkenntnis der Gegenwart resultieren.

Da, wo die Ulloer Straße in die Ringstraße mündet, erblicken wir nahe vor uns an der rechten östlichen Seite dieses Boulevards das Gebäude des Nationalmuseums. Sein vorspringender Mittelbau kehrt der Straße die Giebelfassade eines antiken Tempels mit acht korinthischen Säulen und breiter, zur Vorhalle hinansteigender Treppe zu. Das Institut selbst ist recht eigentlich eine Schöpfung der ganzen Nation und ihrer großen Patrioten. Graf Franz Szechenyi hatte 1802 dem Lande seine große Bibliothek, seine Antiquitäten- und Münzsammlung geschenkt. Der Palatin, Erzherzog Joseph, trug 1807 beim Reichstage darauf an, diese Schenkung zum Grundstock eines Nationalmuseums zu machen. Durch beträchtliche Zuweisungen aus den Steuererträgen und reiche Schenkungen der Großen wuchsen die Sammlungen während der ersten Hälfte des Jahrhunderts bereits zu bedeutendem Umfang und Gehalt heran. Auf dem vom Grafen Anton Bathiany geschenkten Terrain wurde in den vierziger Jahren durch den Architekten Pollak das Gebäude errichtet. Seine Grundfläche bildet ein Rechteck und ist durch den durchgehenden Mittelbau in zwei Höfe geteilt. Das stattliche Treppenhaus ist durch Fresken von Than und Lotz dekoriert. Das Museum umfaßt eine Bildergalerie, eine ethnographische Sammlung, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinett, eine Münz- und Antiquitätensammlung. Unter dem Direktorat Franz von Pulskys hat das Institut eine vorzügliche Organisation erhalten und einen glänzenden Aufschwung genommen.

Eine kurze Strecke weiter gegen Norden hin sehen wir an derselben östlichen Seite der Museumsringstraße (der alten Landstraße) das von E. Steindl 1884 vollendete schöne Gebäude des neuen Polytechnikums mit polychrom durch Verblendziegel gemusterter, in ein Erdgeschoß und zwei obere Stockwerke geteilter, von rundbogigen Fenstern durchbrochener, mit kräftig ausladendem Kranzgesims ohne sichtbares Dach horizontal abschließender Palastfassade, deren mittlere Eingangspforte ein auf dorischen Säulen ruhender Altan beschattet. Das ganze Institut, dessen Organisation und Leistungen durchaus auf der Höhe der polytechnischen Schulen anderer Hauptstädte stehen sollen, ist eine Schöpfung des Unterrichtsministers Trefort.

Der nationalen dramatischen Kunst sind in Pest zwei Pflegestätten errichtet: das Nationaltheater und das Volkstheater. Beide liegen an den mehrerwähnten geradlinig vom Franziskanerplatz nach der östlichen Stadtgrenze führenden Kerepeserstraße, das erstere an deren Südseite nahe der Kreuzungsstelle mit dem Museumsringe, das letztere in der Straße selbst, etwa in der Mitte ihrer Länge dort, wo die Volkstheaterstraße im spitzen Winkel in sie mündet. Das Gebäude des Nationaltheaters (bis 1840 mußte das ungarische Schauspiel in der Hauptstadt des Reiches sich an einer Bretterbude genügen lassen), von kolossalen Mietkasernen eingeschlossen, kehrt der Straße eine verhältnismäßig schmale Fassade zu. Über dem hohen Unterbau zeigt dieselbe eine durch vier korinthische Säulen dreigeteilte, mit einem Tempelgiebel gekrönte Hauptgeschoßfront. Seine inneren Einrichtungen können in Bezug auf Weiträumigkeit, Komfort und Luxus sich nicht

entfernt mit denen des Opernhauses vergleichen, auch nicht mit denen des neuen, aus städtischen Mitteln geschaffenen, nach den Plänen des Wiener Architekten Fellner in den letzten Jahren erst erbauten Volkstheaters. Die Frontseite zeigt einen breiten vortretenden Mittelbau, mit schmalen zurückliegenden Seitenteilen und einem mittelsten Risalit, über dessen Unterbau mit den drei rundbogigen Haupteingängen eine korinthische Säulenstellung das Gebälk und den Tempelgiebel trägt, mit hoher Attika über dem Hauptgesims. Der Winkel zwischen den Seitenteilen und dem Mittelbau wird auf jeder Seite in der Höhe des Erdgeschoßsimses von einem auf einer Säule ruhenden Balken eingenommen, Rampen führen zu den seitlichen Eingängen in der Mitte der Langseiten des Gebäudes unter dem daran hervortretenden Altan. Im Inneren dieses Theaters ist allen modernen Anforderungen an ein solches in ausgiebiger Weise genügt. Auf dieser Bühne wird ganz vortrefflich gespielt. Die Frische, die Lebenswahrheit, das Temperament, das echt nationale Gepräge in den Aufführungen der ungarischen Volksstücke machen dieselben auch denjenigen zur Quelle herzlichen Ergötzens, welche von der magyarischen Sprache kein Wort verstehen oder sprechen.

Das deutsche Theater muß sich mit einem sehr anspruchslosen und bescheidenen Häuschen an der Wollgasse, einer Querstraße des Waitzener Ringes, behelfen.

Die fortschreitende Ausbildung des ungarischen Eisenbahnnetzes hat sich in zehn Jahren versechsfacht (von 746 km im Jahre 1874 auf 4296 km im Jahre 1884) und ein stetiges Anwachsen der hauptstädtischen Institute zur notwendigen Folge gehabt, welche dem Post- und Bahnverkehr dienen, die Beförderung der Briefe, Depeschen, Güter oder Personen nach und durch Pest vermitteln. Das Haupt-Post- und Telegraphenamt in der Kronprinz-Rudolfgasse, in der Nähe des mehrerwähnten Franziskanerplatzes, beansprucht einen Palastbau von kolossaler Ausdehnung, welchen Skalnitzky und Koch neuerdings dafür errichtet haben; und trotz seiner gewaltigen Verhältnisse vermag derselbe heute schon den gesteigerten Bedürfnissen kaum noch zu genügen.

Wo die Waitzener Ringstraße an ihrem Nordende in dem nördlichen Mühlen- und Fabrikviertel zwischen ihr und der Donau auf jene Fabrikengasse trifft, welche die Fortsetzung der vom Pester Kopf der Margaretenbrücke in südöstlicher Richtung ausgehenden Straße ist, erhebt sich das mächtige Backstein-, Eisen- und Glasgebäude des Bahnhofs der österreichisch-ungarischen Staatsbahngesellschaft. Der Straße kehrt es die unmaskierte Frontgiebelwand (aus Glas und Eisen) der großen Halle zu. Im Erdgeschoß zieht sich eine rundbogige Arkadenreihe hin. Diese Hallenfront wird von zwei großen Pavillons mit vierseitigen Kuppeldächern und zwei bekuppelten Türmchen auf jedem Front-Eckpfeiler flankiert. An die lange Mittelhalle legen sich an der Südost- und der Nordwestseite die niedrigeren Seitenbauten für die Ankunft- und Abfahrträume. Für den Bahnübergang ist eine Brücke mit zwei Auffahrtrampen und zwei Tunnels hergestellt. Generalinspektor de Serres ist der Erbauer dieses seit 1875 vollendeten Werkes.

Es wird an Großartigkeit der Anlage und der Maße noch überboten durch den 1884 dem Verkehr übergebenen Centralbahnhof der Königl. Ungarischen Staatsbahnen. Die Kerepeser Straße führt direkt auf die Front des imposanten Gebäudes los, dessen Längsachse genau von Westen nach Osten läuft. In ihrer dem römischen Triumphthor nachgebildeten Form gleicht der hohe Mittelteil dieser westlichen Bahnhoffassade der des Lehrter Bahnhofs zu Berlin. Der überwölbten inneren Halle entspricht das 22 m breite rundbogige Fenster zwischen den gewaltigen Seitenpfeilern und unter der von einer kolossalen symbolischen Statuengruppe gekrönten Attika. Zwei breite, niedrigere zweistöckige Pavillons mit fla-

chen, gewölbten vierseitigen Kuppeldächern schließen sich, etwas zurücktretend, seitlich an diese Triumphbogen und Pfeiler an. Zwei ähnliche Pavillons wiederholen sich am Ostende der 40 m breiten und 180 m langen, fünf Geleise und drei Perrons enthaltenden Halle. In der Mitte der äußeren Längsseiten tritt je ein ähnlicher dritter Pavillon vor, der mit den beiden Eckpavillons durch Arkaden mit hohen rundbogigen Fenstern verbunden ist. Oberingenieur Rochlitz ist der Autor des Planes und der Erbauer dieses durchweg mit elektrischem Licht erleuchteten monumentalen Bahnhofsgebäudes.

In einer großen modernen Hauptstadt eines freien, an der Verwaltung seiner Angelegenheiten thätig mitwirkenden Volkes pflegen außer dem Palast des Herrschers unter den Schöpfungen der Profanarchitektur immer besonders zwei öffentliche Gebäude durch großartige Anlage und charaktervolle Erscheinung hervorzuragen: das Parlamentshaus und das Rathaus. Daß das letztere der Bedeutung des Gemeinwesens und der Macht seines Regimentes würdig gestaltet wurde, dafür wußten die Städte schon im Mittelalter bestens zu sorgen. Andere, deren Größe erst aus neuerer Zeit datiert, haben den Mangel eines älteren Jahrhunderten entstammenden Rathausgebäudes durch tüchtige, auch wohl prächtige architektonische Neuschöpfungen dieser Bestimmung zu ersetzen gestrebt. Pest, die Stadt, in welcher mit allen Resten des Mittelalters noch viel radikaler als selbst in Berlin aufgeräumt worden ist, nennt das Rathaus bereits sein „altes“, welches im Jahre 1844 nach dem Plan des Baumeisters Kasselik am Rathausplatz nahe der Stadtpfarrkirche in Kastenform mit vierstöckiger, über dem Erdgeschoß durch korinthische Pilaster gegliederter, von einer Simsbalustrade mit Statuen gekrönter, von einem hohen vierseitigen Turm überragter Fassade errichtet wurde. Nach wenigen Jahrzehnten schon hat es nicht mehr zu seinem Zweck genügt, und in geringer Entfernung, südlich davon, ist von der Leopoldgasse nach Steindls Entwürfen das „neue Rathaus“, ein gotischer Ziegelbau mit schön disponierten Treppenhäusern und Sitzungssälen, aber im ganzen kein gerade imponierendes architektonisches Kunstwerk, erbaut worden, in welchem die Väter der Stadt heute über das Wohl dieser großen, fort und



Der Centralbahnhof.

fort wachsenden Gemeinde tagen und beraten.

Die erwählten Vertreter des ungarischen Volkes haben sich, in Erwartung der einstigen Vollendung des grandiosesten aller kontinentalen Parlamentsgebäude, für jetzt noch mit und in einem ziemlich anspruchslosen Hause in der Sandorgasse nahe dem Nationalmuseum eingerichtet. Erst nach dem erfolgten Ausgleich mit Österreich und der wiederhergestellten Verfassung ist das Bedürfnis nach einem Parlamentshause eingetreten, und in der Zeit von sechs Wochen ist dann dies provisorische Haus mit einem in der Fassade durch schlichte Pilaster geteilten Hauptgeschoß über dem von hohen rundbogigen Arkadenöffnungen durchbrochenen Erdgeschoß errichtet worden.

Das neue Reichstagsgebäude, das sich künftig am Pester Donauufer erheben wird, ist charakteristisch für das Volk und Land, dessen Vertreter darin tagen werden. Seine kolossalen Verhältnisse, die Großartigkeit und Pracht seiner ganzen Anlage scheinen außer Proportion mit der wirklichen Größe des Reiches und der Bevölkerungszahl zu stehen. Die modernen Ungarn sind gar zu leicht geneigt, die Größe und Macht der eigenen Nation zu überschätzen, und verlernen das auf Vergleichung gestützte unbefangene Urteilen, wo diese und deren Eigenschaften in Frage kommen. Aber diese Eigentümlichkeit, welche von anderen Völkern oft als Schwäche belächelt wird, ist doch auch wieder die Hauptquelle ihrer Stärke geworden. Wenn du dir nur selbst vertraust, vertrauen dir auch die anderen Seelen. Nur diese leidenschaftliche Überzeugung von der unversieglichen, unzerstörbaren Kraft des eigenen Volkstums hat sie in den Zeiten der furchtbarsten Heimsuchung, Demütigung und Unterdrückung nicht untergehen lassen. Dadurch ist das heutige Ungarn zu der Machtstellung, die es in der österreichischen Monarchie behauptet, zu der raschen erstaunlichen Entwickelung auf allen Gebieten des Lebens und der Kultur gelangt, deren Zeuge wir seit zwanzig Jahren sind, und dadurch ist auch Budapest das geworden, was es heute ist. Wenn es je von einem Volk, das sich nach tiefem Fall wieder zu glänzender Höhe aufgeschwungen hat, gelten konnte, so gilt es von dem ungarischen: Dein Glaube hat dir geholfen!

Christian Dietrich Grabbe.

Eine biographisch-litterarische Studie

von

Konrad Alberti.

Nirgend prägt sich der Gegensatz zwischen französischem und deutschem Wesen so scharf und deutlich aus als in den beiden Völkern eigentümlichen Anschauungen von der Stellung des einzelnen zu der Gesellschaft und in dem Einfluß, den diese Anschauungen auf die Charakterbildung haben. Der Franzose fühlt sich im allgemeinen ganz als ζῷον πολιτικόν, wie der Ausdruck des griechischen Philosophen lautet, als ein Glied einer großen Gesamtheit, er erhebt gleiche Ansprüche auf politische Rechte und bürgerliche Achtung wie alle übrigen, er sieht in der gesellschaftlichen Stellung ein Hauptziel seines Ehrgeizes und bestrebt sich darum, in allem gleichen Schritt und gleichen Schnitt mit seinen Mitbürgern zu halten, in keiner Weise hinter ihnen zurückzubleiben, sich in den äußeren Lebensverhältnissen so wenig als möglich von ihnen zu unterscheiden. Der Deutsche, viel später seßhaft geworden als der Romane und Kelte, fühlt sich in viel stärkerem Grade als Einzelwesen, er lebt, denkt und schafft für sich, ja er sucht etwas darin, anders zu sein als die neben ihm. Dem Franzosen ist die Achtung anderer alles, dem Deutschen die Selbstachtung. Darum ist Frankreich das Land der Mode, der Geselligkeit, Deutschland das der Originale. Nie könnte der Franzose wie der Deutsche glücklich sein in einer einsamen Alpenhütte, bei Wasser und Brot, in dem Bewußtsein, die Handschrift einer unsterblichen Tragödie in der Brusttasche zu bewahren — er fühlt sich unglücklich in der Einsamkeit oder wenn ihm der Erfolg ausbleibt, der ihm alles ist und auf den der Deutsche hinwiederum nicht selten wie auf ein Nebensächliches herabsieht. Ihn zu erringen, ist des Franzosen heißester Wunsch, ihn zu verschmähen, scheint dem Deutschen höchster Ruhm. Jener sieht über den Gebrauch nicht berechtigter Mittel wohl hinweg, wenn sie zum Ziele führen, und spottet nur, wenn der Streber trotz seiner unerlaubten Mittel den Zweck doch nicht erreicht; diesem ist schon der Gebrauch eines nicht ganz ehrenvollen Mittels ein Verbrechen, er spricht schon von Bosheit, wo jener nur von Intriguen redet. Jenem erscheint es lächerlich, sich außerhalb der Gesellschaft zu stellen, und auch das schwerste Unrecht oder Unglück könnte ihn nicht zum Einsiedler machen; diesem erscheint der Mann erhaben, der aus solchen Gründen auf den Verkehr mit der übrigen Welt verzichtet und nur sich selbst lebt. Tartuf und Misanthrop sind dem Franzosen komische, dem Deutschen tragische Gestalten. Jenem ist die Natur ohne den Menschen eine tote Masse, dieser findet die Welt „vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual". (Man glaube nicht, dies mit dem Beispiel Rousseaus

widerlegen zu können, Rousseau ist seinen Anschauungen nach mehr Deutscher wie Franzose.) Der Franzose wird immer vor seinen Mitmenschen sich besser und liebenswürdiger zu machen suchen, als er ist, weil er ihnen nur so imponieren zu können glaubt — um anders zu sein als sie, macht sich der Deutsche nicht selten schlechter, härter und rauher. Dem Franzosen imponiert man durch genaueste Beobachtung aller gesellschaftlichen Formen, dem Deutschen durch absichtliche Verletzung derselben; jenem, indem man ihm schmeichelnd seine möglichste Hochachtung bezeigt, diesem, wenn man durch Vernachlässigung ihm andeutet, daß man seiner nicht bedürfe. Dies alles gilt nun freilich von den heutigen Deutschen nicht mehr in vollem Maße, denn die letzten Jahrzehnte haben manche Umwandlung der gesellschaftlichen Anschauungen in Deutschland hervorgerufen. Wenn der auch noch immer bei uns Bewunderung findet, der den Mut hat, die individuelle Art der Welt gegenüber voll zum Ausdruck zu bringen und von der konventionellen Schablone möglichst abzuweichen, so haben wir doch wenigstens schon einen gewissen Normalton durch stillschweigende Übereinkunft festgesetzt, auf den jeder gestimmt sein muß, so oft er sich zu der Gesellschaft in Beziehungen setzt. Aber vor sechzig, siebzig Jahren und früher war dies noch nicht der Fall. Originalität galt damals noch als der höchste Charakterzug der Deutschen, und der wurde bewundert, welcher der angeborenen und nicht selten auch angewöhnten Eigenart um der Gesellschaft willen am wenigsten Fesseln anlegte. Ein Beispiel dieser Originalitätssucht, die eigenartig sein wollte um jeden Preis und die Folgerungen ihrer Denk- und Handlungsweise bis ins äußerste, ja fast bis an die Grenzen der Überspanntheit zog, ja vielleicht das charakteristischste Beispiel dieser Art in der ganzen Litteratur ist Grabbe. Eine von Haus aus zur Bizarrerie angelegte Natur, wunderbares Zusammentreffen sonderbarer Lebensumstände, die ihn beeinflußten, Mangel an innerem wie an äußerem Halt, kurz alles, was auf das Leben eines Menschen Einfluß üben kann, vereinigte sich bei ihm, ihn von der Bahn der gewöhnlichen aber tüchtigen Entfaltung der angeborenen Kräfte abzudrängen und auf die Straße des Strebens nach Seltsamkeit und Eigenart zu werfen, die ihn schließlich bis hart vor den Rachen des Wahnsinns führte und alle edlen Triebe, die in ihm lagen, entweder unterdrückte und knickte, oder so üppig in die Breite wuchern ließ, daß sich aus keinem derselben ein kräftiger, gesunder Stamm entwickeln konnte. Düster und schwer setzt Grabbes Leben und Schaffen ein, schauerlich und erschütternd entwickelt es sich: eine Symphonie in Molltönen, nur von ein paar freundlichen Durklängen unterbrochen, bewegt ein Satz sich in immer grelleren Dissonanzen als der andere, selbst im Scherzo springt nur ein grausiger Humor toll quiekend auf und nieder, und mit einem grellen Aufschrei sämtlicher Instrumente schließt das Ganze — ein drückender Sommertag von peinlicher Schwüle, die immer beängstigender wird, je höher die Sonne steigt und stechende Glutstrahlen niederwirft — und dann wird es immer düsterer und unheimlicher, und endlich ist es, kaum daß der Nachmittag angefangen, fast nachtdunkel, das Gewitter bricht herein, es hagelt, stürmt, blitzt und donnert, und der Schrecken hört nicht auf, immer weiter tobt es draußen, kein freundlicher Abend sinkt hernieder, vergeblich wartet man auf ein Ende des Gewitters, der Sturm heult immer fort, und unter Donner und Blitz sucht man endlich die Ruhe auf. So ungefähr ist das Bild, das Grabbes Leben und Schaffen gewährt, und so eng sind in demselben alle unheilbringenden Fäden verschlungen, daß man kaum sagen kann, wieviel und wo in demselben eigene Schuld und angeflogenes Unglück sich verknüpfen.

Im Hause des Jammers und Verbrechens beginnt Grabbes Leben. Der Vater war Zuchtmeister und Leihbankverwalter in Detmold, und in seiner Amtswohnung

im Zuchthause gebar ihm seine Frau nach achtjähriger kinderloser Ehe am 11. Dezember 1801 einen Sohn, der den Namen Dietrich Christian erhielt. Die Eltern waren nicht gerade unbemittelt, der Vater auch nicht ganz ohne Bildung. Von der Mutter, die zeitlebens nur ihr westfälisches Platt sprach, erbte er eine gewisse Heftigkeit und Halsstarrigkeit, den Hang zum Sonderbaren. Einer der wenigen Menschen, mit denen Grabbe in früher Jugend Verkehr hatte — wer hätte zu ihm ins Zuchthaus kommen sollen? — war ein ehemaliger Mörder, der, halb begnadigt, kleine Dienste im Hause verrichtete und mit Christian im Gefängnishofe spazieren ging. Die furchtbaren und widrigen Scenen mancherlei Art in einem Zuchthause, namentlich bei der früheren inhumanen Art der Rechtspflege, jener tägliche Verkehr, das sind Jugendeindrücke, die sich nie vergessen, die von Anfang an bestimmend auf ein jugendliches Gemüt tief einwirken müssen. Christian blieb der einzige Sohn, alle Liebe, deren Elternherzen fähig sind, wurde ihm zugewandt, und er ward, wie bei einzigen Kindern nicht selten, verzogen. Die Eltern liebten ihn sehr, ja vielleicht zu sehr; es ist leeres Gespräch, was späterhin an Verleumdungen über die Mutter verbreitet wurde. Jeder Wille, jedes Gelüst wurde ihm nachgegeben, der Sohn war ein Genie, er war zu Großem bestimmt, und alles, was die Eltern besaßen, sollte auf seine Ausbildung verwendet werden, daß er nur ja größer und anders würde als die übrigen. Eine Anekdote aus seinen Kinderjahren ist oft nacherzählt worden, und sie beweist, wenn auch der kritische Herausgeber der Werke Grabbes es bestreitet, daß in dem Kinde der Mann schon fast fertig war. Um die Herbstzeit herum empfand Grabbe eine wahre Begier nach den unreifen Früchten der Pflaumbäume von Detmold, er aß sie mit Leidenschaft und wachte eifrig, daß kein anderer ihm darin gleichthäte oder eine raube; kaum waren sie reif, so kümmerte er sich nicht mehr um sie, sondern überließ sie willig den Genossen. Auch im späteren Leben reizte Grabbe immer nur das Unreife, Werdende, nie das Fertige, Reife, und als er in seinem Schaffen endlich nach langem Irren auf die rechte Bahn gekommen schien und eine gerade Straße vor ihm lag, sprang er schnell von derselben zur Seite und bahnte sich durch das Dickicht einen neuen Weg. Ein krankhafter Hang zum Seltsamen, die Neigung, anders zu sein als alle übrigen, war ihm angeboren; zum Unglück ward er von Anfang an darin bestärkt, und so entstand sein unglückliches Wesen, welches sich nie mit der Gegenwart, der Realität vertragen konnte. Bis auf die kleinsten Umstände, bis auf die Sprache erstreckte sich dasselbe, das Wort „außerordentlich" gebrauchte er nur in dem Sinne von „abweichend von der Regel", außer der für alle geltenden Ordnung, und es war sein Ehrgeiz, in diesem Verstande für einen außerordentlichen Menschen und Dichter zu gelten.

Einige glückliche und von entschiedenem Talent zeugende Aufsätze verschafften ihm bereits auf der Schule den Ruf eines Genies. Aber nun wollte er dieses Genie auch in jeder Hinsicht sein, er wollte den Anschein erwecken, als ob ihm selbst das, was man sich nur durch gründliches Studium aneignen kann, wie einem Gottbegnadeten vom Himmel zufliege, und wenn er Besuch erhielt, warf er schnell die Klassiker und Lehrbücher in die Ecke und nahm einen Roman vor, nur um glauben zu machen, er brauche, um zu wissen, nicht zu lernen. Er las eifrig Shakespeare. Nichts zog ihn so mächtig an als die gewaltige dramatische Leidenschaft dieses Dichters, und gleichzeitig begann er eine Tragödie: „Herzog Theodor von Gothland", die über alles, was Shakespeare geschrieben, hinausgehen sollte. Aber um seinen Geist von den hohen Flügen in das Land der phantastischen Dichtung zu erholen, in das er ihn führte, gewöhnte er sich zur selben Zeit die niedersten Leidenschaften an, Trinken der stärksten Getränke und Rauchen im Übermaß, und er

suchte seine Kraft darin, alle seine Mitschüler in diesen Dingen zu übertreffen. So untergrub er von früh an seine Gesundheit, denn die Eltern waren zu schwach, um ihm zu wehren. Alles ging ihm vortrefflich, die Eltern liebten ihn, seine Lehrer waren ihm zugethan, Freunde des Hauses, wie der Archivrat Klostermeier, förderten ihn, wo es anging, seine Kameraden bewunderten ihn, die halbe Stadt staunte ihn als ein Talent an — er aber wühlte sich immer tiefer und tiefer in einen selbstersonnenen Pessimismus hinein, er wollte nicht sehen, wie sich gerade ihm die Welt von einer besseren Seite gab, als sie es wohl sonst pflegt, er wollte alles elend und schlecht finden, seine Natur drängte ihn dazu, sie ließ ihn immer eigensinnig an den Häfen des Lebens vorbei- und nur den Klippen zusteuern. Wenn ein kräftiger und begabter Mann Jahrzehnte lang gewaltig mit den Fluten des Lebens ringt und widrige Winde ihn gegen dieselben nicht aufkommen lassen, und er dann ob des stetigen Mißgeschicks verzweifelnd seinen letzten Trost in der düsteren Weltanschauung des Pessimismus findet, wenn ein scharfer Denker die Erscheinungen des Lebens bis in alle Einzelheiten beobachtet und dann aus den Ergebnissen langer Forschungen den Schluß von der Jämmerlichkeit der Welt zieht, so ist in diesen Fällen der Pessimismus zu begreifen und vielleicht sogar zu verteidigen. Wenn aber ein junger Mensch, der kaum in die Welt getreten, dem es noch in keiner Hinsicht fehlt, dem jedermann mit Interesse begegnet, sich den vergrämtesten und verzweifeltsten Anschauungen und Empfindungen ergiebt und diese in einem Kunstwerk niederzulegen und zu gestalten sucht, so ist man wohl berechtigt, in diesem Falle eine krankhaft organisierte Natur anzunehmen.

Von Detmold aus kam Grabbe im Jahre 1820 nach Leipzig, wo er Jura studieren sollte. Von letzterem war wenig die Rede. Bald wie ein Einsiedler verschlossen und unzugänglich auf seinem Zimmer liegend, bald sich in Gesellschaft von ähnlich Gesinnten den wüstesten Orgien ergebend, dabei unausgesetzt an seiner Tragödie arbeitend, dann, verlockt durch den Beifall, den man einigen seiner mit großem Pathos vorgetragenen Deklamationen schenkte, sich mit dem Vorsatz tragend, Schauspieler zu werden, welchen Beruf seine Erscheinung ihm jedoch gar nicht verstattete — so verbrachte er hier sein Leben. Mit dem vollendeten Manuskript des Trauerspiels „Herzog Theodor von Gothland“ in der Tasche, siedelte er im folgenden Jahre nach Berlin über. Wo er erschien, erweckte er sogleich dauerndes Interesse. Das Phantastische, Schmerzzerrissene in seinem Wesen reizte die Leute, seine von Genieblitzen sprühende Unterhaltung fesselte sie. Seine Erscheinung, sein ganzes Wesen war so eigenartig, so neu, so ungewöhnlich! Niemand gab sich die Mühe, nach der Ursache und Entstehung desselben zu forschen. Es war Grabbes Wesen zu blenden, zu verblüffen, aber er vermochte nicht festzuhalten, was er vertrat; wie Hannibal, der von früh an sein Lieblingsheld war, verstand er zu siegen, nicht aber den Sieg zu gebrauchen. „Wenn Grabbe in Gesellschaft war,“ sagte späterhin Immermann, „beschäftigte man sich ausschließlich mit ihm, aber nie erwähnte man auch nur seiner, wenn er nicht da war.“ Die Kraftgenialität seines Gothland, den er in Privatzirkeln bekannt machte, zog namentlich die Jugend, der alles Überschäumende gefällt, mächtig an. Einst war der junge Heinrich Heine, der auch damals in Berlin lebte, bei Gubitz, dem Redacteur des „Gesellschafters“, einem für Poesie ziemlich verständnislosen Mann. „Lesen Sie nur dieses tolle Zeug,“ sagte Gubitz zu Heine, indem er ihn auf einige Stellen des Gothland hinwies, „der Verfasser muß vollständig verrückt sein.“ Heine las ein paar Scenen und sagte dann: „Sie irren, lieber Gubitz, der das geschrieben, ist kein Narr, sondern ein Genie.“ So kam Grabbe schnell in jenen tollen Kreis, der sich des Abends in der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener zu ver-

sammeln pflegte. Neben den älteren Serapionsbrüdern, wie Devrient und Hoffmann, saßen hier die jüngeren Genies der damaligen Berliner Schule, Heine, Robert, Gustorff, Köchy, v. Üchtritz und andere, und hier wurden nun Nacht für Nacht die phantastischsten Orgien, die wildesten Gelage aufgeführt. Im nüchternen, um nicht zu sagen katzenjämmerlichen Zustande des folgenden Tages sah aber dann Grabbe wieder die Welt im fahlsten Lichte, dann redete er, dem es an nichts fehlte, sich ein, verhungern zu müssen, und sandte einen kläglichen Brief an den Kronprinzen mit der Bitte, ihn vom Elend zu retten — einen Brief, dessen sonderbarer Ton schon im voraus eine Antwort verhinderte. Sein Glaube an sich selbst und seine Dichtergröße stieg aber immer höher. Er sandte sein Manuskript an das damalige Orakel aller dramatischen Kunstanfänger, an Ludwig Tieck, mit der Bitte um ein Urteil und der Aufforderung, „ihn öffentlich für einen erbärmlichen Dichterling zu erklären, wenn er sein Trauerspiel den Produkten der gewöhnlichen Dichter jener Zeit ähnlich finde." Tiecks Urteil lautete, wie vorauszusehen war: er erkannte die große Begabung des Dichters, die Leidenschaft, die Genialität seiner Darstellung an, fühlte sich aber durch den wahren Kult des Häßlichen, der darin getrieben wurde, das Schwelgen im Rohen und Widerwärtigen, die Art, in der aller Psychologie oft der bitterste Hohn gesprochen wurde, seltsam abgestoßen. In der That ist Theodor von Gothland ein Werk, das wohl in der deutschen Litteratur einzig dasteht. Es enthält Scenen und Momente von hinreißender Kraft und Leidenschaft und dicht daneben wieder wahrhaft kindliche Naivetäten; Schönheit und Roheit ringen um die Palme und nur zu oft erhält die letztere die Oberhand. Die Voraussetzung, die Fabel beruhen auf ungeheuerlichen Unmöglichkeiten. Dennoch aber verdient der Dichter manchen Tadel nicht, der ihm geworden, so jenen, daß der Held, der ein Brudermörder geworden ist, um angeblichen Brudermord zu rächen, nachdem er erfahren, daß er den Bruder ungerecht erschlagen, sich nicht in sein eigenes Schwert stürzt, sondern an Gott und der sittlichen Weltordnung verzweifelnd, zum Schurken und Verräter werde und von Verbrechen zu Verbrechen taumele. Gerade darin giebt sich ein meisterhafter seelischer Tiefblick des Dichters kund, denn gerade so zeigt sich der Naturmensch, der Theodor ist, stark, schlau, listig, aber naiv, und nicht gewohnt, über die höchsten Probleme nachzudenken, so daß er verzweifelt und sich berechtigt glaubt, alles ungestraft zu thun, wenn ein anderer ungestraft an ihm einen Schurkenstreich begehen durfte. Entweder es ist Gott und Gerechtigkeit in der Welt, denkt er, und dann dürfen sie solche himmelschreiende Verbrechen nicht geschehen lassen, oder jene geschehen und es ist kein Gott, und dann darf sie jeder straflos üben. Das ist ganz die Logik eines Naturmenschen wie Gothland. In den zwei ersten Akten ist die Komposition streng und geschlossen, diese dürften auch auf der Bühne der gewaltigsten Wirkung gewiß sein, wie überhaupt der Gothland von allen Stücken Grabbes sich vielleicht noch am ehesten für die scenische Darstellung eignet; dann aber zerfällt dieselbe in ein lockeres Gefüge aneinandergereihter Scenen. Dennoch könnte vielleicht ein tüchtiger Regisseur auch diese in geschickter Weise vereinfachen, binden und für die Darstellung von allen Roheiten und Auswüchsen, die ihnen ankleben, reinigen. Neben vielem Schwulst und Bombast enthält dieses, als Erstlingswerk betrachtet, kolossale Stück auch Reden und Scenen von einem fortreißenden Schwunge: dazu gehören die Monologe Gothlands und Berdoas, die Klagen des alten Gothland an der Leiche seines Sohnes. Ein abgrundtiefer Pessimismus spricht sich in dem Werke aus.

> Der Mensch ist so verderbt, daß es unmöglich ist
> Sich an 'nem Menschen zu versünd'gen, was
> Für Leid ich ihm auch anthu, er hat es
> Verdient

heißt es, und dementsprechend sind auch alle Gestalten des Stückes Meineidige,

Verbrecher und Schurken. Des Dichters Welt- und Himmelsverachtung aber gipfelt in dem Worte:

> Nein, nein,
> Es ist kein Gott, zu seiner Ehre
> Will ich das glauben.

Es dürfte in der ganzen deutschen Litteratur kein Werk geben, welches eine ähnliche Vermischung von großartiger Gewalt, Abscheulichkeit und Lächerlichkeit darstellt, das Stück ist ein Wunder und Monstrum zugleich. Die damalige junge litterarische Welt aber fühlte sich gerade durch den ihrem Wesen so ganz entsprechenden Hauch, der aus dem Werke wehte, mächtig von demselben angezogen und pries den Dichter als einen zweiten Shakespeare. Grabbe schrieb nun kurz hintereinander noch „Nanette und Maria", ein mehr angedeutetes als ausgeführtes Trauerspiel, die Posse „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" — ein ziemlich wertloses Produkt, in dem hauptsächlich billige Scherze über damalige Litteraturgrößen zum Ausdruck gelangten, eine jener Litteraturkomödien, welche außer ein paar Hundert Schriftstellern niemanden interessieren, und begann ein neues Trauerspiel „Marius und Sulla". Aber kaum, daß er sich in Berlin zu leidlichen Verbindungen durchgerungen, gefiel es ihm nicht mehr daselbst — die Pflaumen fingen an zu reifen, und darum begehrte er ihrer nicht mehr: er siedelte nach Dresden über, indem er von Tieck Unterstützung und Förderung erhoffte. Auch hier begegnete ihm alles mit der größten Zuvorkommenheit, Tieck und Könneritz öffneten ihm ihre Salons, das Hoftheater honorierte ihm „Nanette und Maria", obwohl keine Aussicht für ihn war, das ohne Rücksicht auf das Theater gearbeitete Stück jemals aufgeführt zu sehen; Blümner bemühte sich, ihm eine Anstellung zu verschaffen — er aber konnte sein angeborenes Mißtrauen gegen fremde Güte nicht verwinden, er glaubte an keinen Edelsinn im Menschen, sondern sah hinter jeder Freundlichkeit nur Eigennutz lauern, er fand die Zuvorkommenheit, die man ihm entgegenbrachte, verdächtig und kehrte, obwohl er nach einer Anstellung dringend begehrte, zurück in die Heimat. Hier machte er sein juristisches Examen und ließ sich als Advokat nieder. Allein ohne Befriedigung in seinem Berufe, der ihn zwang, sich alltäglich mit läppischen Kleinigkeiten eingehend zu befassen, fühlte er sich tief unglücklich. Sein Gönner, der Archivrat Klostermeier, war bemüht, ihm eine Anstellung als sein Gehilfe und späterer Nachfolger zu verschaffen; als diese Absicht jedoch mißglückte, verfiel Grabbe sogleich wieder in die tiefste Verzweiflung und rief aus: „Wär ich tot, es wäre mir lieb, lebt ich nie, es wäre besser." Grabbe war von Hause aus eine weiche, schwache, energielose Natur, der ein innerer, moralischer Halt fehlte. Er kannte nicht die furchtbare sittliche Kraft der echten pessimistischen Weltanschauung, jenes erhabene Herabsehen auf die kleinen Erbärmlichkeiten des Alltagslebens, er begriff nicht, daß andererseits gerade der Pessimist der fröhlichste und heiterste Mensch und Gesellschafter sein könne, sein Pessimismus war grämlicher, weinerlicher Art und das Ergebnis seiner schwachen Natur. Diese ließ ihn bei dem kleinsten glücklichen Ereignis hoch aufschnellen und sofort das Größte erwarten, aber bei der geringsten Verzögerung oder Wendung des Glücks sogleich wieder in den tiefsten Mißmut versinken. So erscheint es denn klar, daß solch ein Mann, selbst mit dem größten poetischen Talent begabt, vollendete Kunstwerke nie hätte schaffen können, denn das tragische Kunstwerk verlangt zunächst das Fundament einer tiefen, umfassenden sittlichen Weltanschauung, gleichgültig welcher philosophischen Richtung. Nur über einer solchen können sich unsterbliche Werke, wie Ödipus, Antigone, Othello, Richard III., Macbeth, Faust, Tell aufbauen. Vergrämtheit und Menschenhaß haben noch keinen großen tragischen Dichter gemacht. Grabbe ist ein bedeutender Dramatiker, in seinen Stücken pulsiert wahres und reges dramatisches Leben, viele der Gestalten, die er geschaffen, sind von echter

Lebenskraft erfüllt und gleichen keineswegs dramatischen Schemen, und das wirkliche Leben in seiner blendenden Mannigfaltigkeit spiegelt sich glänzend in ihnen wieder. Aber ebensowenig wie Grabbe Theatraliker ist, wie er sich eigensinnig und absichtlich über die Anforderungen der modernen Bühne hinwegsetzt, ebenso fehlt seinen Dichtungen der wahrhaft tragische Gehalt. Er reizt höchstens unsere Neugier für das Schicksal seiner Gestalten, nie aber unser Mitgefühl für dieselben, er erschreckt und erfreut, aber zerschmettert und erhebt nicht. Daß jedoch der tragische Gehalt einer Dichtung den eigentlichen Wert derselben ausmacht und ohne diesen selbst bei dem echtesten dramatischen Leben, selbst bei der größten Bühnenmäßigkeit derselben dem Zuschauer oder Leser doch immer ein Gefühl der Unbefriedigung zurückbleibt, sehen wir in neuester Zeit erst wieder an den Dichtungen Wildenbruchs. Um wie viel mehr ist dies der Fall bei Grabbe, der als Dramatiker wohl hoch über Wildenbruch zu stellen ist, da seine Menschen zumeist wirkliche Menschen, keine Theaterfiguren sind, während Bühnenfähigkeit seinen Stücken völlig mangelt. Ja, Grabbe verzichtete schließlich eigensinnig völlig auf die Wirkung durch das Theater, da ihm die Verhältnisse der Scene zu klein und beschränkt schienen, um alle seine riesenhaften Gedanken auf derselben darstellen zu können. So ist er der eigentliche Vater jener Zwittergattung, des sogenannten Buchdramas geworden, welches sich in der letzten Zeit in Deutschland so breit gemacht hat. Aber seine Nachfolger erbten nur Grabbes Fehler, sie schrieben Stücke, welche über den Rahmen der Bühne hinauswuchsen, ohne doch durch die Gewalt der Leidenschaft, die scharfe Charakteristik der handelnden Personen zu entschädigen: ihre Stücke waren einfach langweilig. Auch hier zeigt sich wieder der Gegensatz zwischen deutschem und französischem Wesen. Frankreich kennt die Bastardart des Buchdramas nur in ganz geringem Maße, dem Franzosen würde es lächerlich erscheinen, ein Theaterstück zu schreiben, das nie aufs Theater kommen soll, wie er sich schwerlich ein Kleid arbeiten ließe, um es nie zu tragen, sondern nur um es im Schrank zu bewundern, denn ihm ist der Zweck, der Effekt alles. Der Deutsche dagegen bewundert es als grandiose Kühnheit, lieber auf die Ehren und Erfolge der Aufführung zu verzichten, als von seinen poetischen Absichten nur eine einzige aufzuopfern. So erfreuten sich denn auch Grabbes Dramen, als sie in jener Zeit zum erstenmal gesammelt im Verlage seines Freundes Kettembeil erschienen, den er noch von seiner Studienzeit her kannte, der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Er hatte denselben eine Abhandlung über die Shakespearomanie beigegeben, in welcher er mit viel Geist gegen die Übertreibung der Shakespearebegeisterung zu Felde zog und dem Dichter manche Schwäche und Nachlässigkeit nachwies. Aus dem ganzen Aufsatze aber ging hervor, daß er sich berufen fühlte, ein nationaler Shakespeare und größer als dieser zu werden. Es gehörte ein hoher Grad von Selbstbewußtsein dazu, wie ihn bloß Grabbe besaß, solches vor der Öffentlichkeit nur anzudeuten. Aber es ist ja bekannt, daß sich mit der größten Weichlichkeit und Energielosigkeit oft das höchste Selbstbewußtsein paart, es ist dies eben das natürliche Gegengewicht jener Eigenschaften. Wir finden das z. B. in ähnlicher Weise, wenn auch in schwächerem Grade, bei Platen.

Im Jahre 1827 erhielt Grabbe das Amt eines Auditeurs beim Lippeschen Militär. Die Stellung brachte ihm viele Geschäfte und Mühen und nur sechzehn Thaler monatlichen Gehalt. Dennoch fand er Zeit genug, sich poetischen Arbeiten zu widmen. Es war damals die Zeit der Fauste. Angeregt durch Goethes Drama fühlte jeder Dichter sich verpflichtet, auch einen Faust in die Welt zu senden, aber keiner vermochte sich zu gleich poetischer und gedankentiefer Auffassung der alten Sage emporzuschwingen wie der Meister von Weimar. Grabbe fing seine Bearbeitung des Stoffes in einer durchaus

neuen Weise an, er brachte Faust mit Don Juan zusammen, den ewig grübelnden und forschenden Menschengeist mit dem nur dem Augenblick lebenden, das Ringen nach Weisheit mit dem Streben nach Genuß, und vereinigte beide im Verlangen nach dem Besitze der Donna Anna, die jedem von ihnen als Ideal erschien und im Streben nach der sie beide untergingen. Gewiß eine großartige, des ersten der Dichtung der Hauch unmittelbar zündender, fortreißender Leidenschaft, die den Gothland so ausgezeichnet hatte. Donna Anna selbst, auf die der Dichter seine ganze Kunst hätte konzentrieren müssen, ist so uninteressant als möglich. Die ganze Dichtung hat etwas akademisch Kaltes. So hat sie sich auch auf der Bühne nicht behaupten können. Sie wurde am Hoftheater in Detmold aufgeführt, aber ohne sonderlichen



Christian Dietrich Grabbe.

Dichters würdige Idee, die rastlose Forschung und den ruhelosen Genuß ihre Grenzen an der Seelenhoheit des reinen Weibes finden zu lassen, eine Idee, die, wäre die Ausführung ihrer Größe entsprechend gewesen, sicherlich ein Kunstwerk allerersten Ranges gezeugt hätte. Allein letztere blieb weit hinter der ersteren zurück. Don Juan und Faust wuchsen dem Dichter nicht zu ganzen lebenswahren Gestalten empor, sondern blieben ihm nur notdürftig mit dem Flimmer einer poetischen Sprache bekleidete Begriffe, es fehlte Erfolg. Dennoch fehlt es ihr nicht an Stellen von hoher Schönheit, voll großer Gedanken und wahrer Empfindung. Zu diesen gehört unter anderen Fausts Monolog auf dem Aventin oder seine erschütternde Klage an der Leiche Annas, die er getötet, weil sie ihm ihre Liebe verweigerte:

Anna!
Wie edel schön auch noch in deinem Tode!
In diesen Thränen, die ich weine, spür
Ich es: es gab einst einen Gott, der ward
Zerschlagen. Wir sind seine Stücke. Sprache
Und Wehmut, Lieb, Religion und Schmerz
Sind Träume nur von ihm.

Kaum hatte Grabbe dieses Drama vollendet, als er schon wieder an die Ausarbeitung eines neuen, großartigen Planes ging. Jene Epoche ist wohl die gesundeste und thatenreichste seines Lebens, die innere Zerrissenheit schien für den Augenblick vollständig gewichen und Ruhe und Schaffensfreudigkeit in sein Herz eingezogen. Schon in dem Aufsatze über die Shakespearomanie hatte Grabbe dargethan, daß ein wahrer und großer deutscher Dramatiker gut thun würde, seine Stoffe der nationalen Geschichte zu entnehmen — ein Verlangen, dessen Berechtigung niemand in Zweifel ziehen wird, dem es um eine wahrhaft nationale Kunst mit Ernst zu thun ist. Es schmälert Schillers poetische Größe nicht, wenn man behauptet, daß die Schillerverehrung heut nicht, wie sie es wirklich ist, im langsamen Sinken begriffen wäre, falls er für seine Dramen nationale Stoffe gewählt hätte. Grabbe machte sich nun daran, was er gefordert, auch selbst auszuführen. Die glänzenden Zeiten der Hohenstaufen schienen ihm wie geeignet zu einer Reihe mächtiger, ergreifender Tragödien. Diese Folge deutscher Kaiserdramen sollte das eigentliche Werk seines Lebens werden. Man darf nicht, wie Immermann gethan, mit dem Dichter darüber streiten, ob gerade dieser Stoff der geeignetste ist für ein nationales Drama. Der Dichter adelt seinen Stoff, er erhebt ihn in eine höhere Sphäre, er kann mit genialer Intuition auch den sprödesten so weich und geschmeidig machen, daß er dankbar wird wie kein anderer. Beweis dafür ist Schillers Don Carlos. Und gewiß ist, daß gerade die Staufenzeit mit ihrer kolossalen Abwechslung von höchstem Glück und tiefstem Leid, ihren gewaltigen, alle menschlichen Leidenschaften aufregenden Kämpfen, den riesigen Gegensätzen von Welfen- und Staufentum, weltlicher und geistlicher Macht, höfischem und dörfischem Wesen die mannigfaltigsten poetischen Motive gewährt. Nicht am Stoffe ist Grabbes genial gedachtes Unternehmen gescheitert, sondern an der Auffassung und Ausführung. Grabbe dachte sich seine Hohenstaufendramen nicht als einen Cyklus einzelner, ganz selbständiger, nur durch ein ideales Band zusammengehaltener Stücke, sondern mehr als eine einzige gewaltige Tragödie von zwanzig oder dreißig Akten, die in mehrere Unterabteilungen getrennt war. Ein solches Unternehmen aber mußte natürlich an seiner eigenen Überkühnheit scheitern, und so kommt es, daß jede Tragödie an sich betrachtet kein vollständiges, geschlossenes, durch sich selbst befriedigendes Kunstwerk ist wie die einzelnen Teile von Shakespeares Königsdramen, sondern immer nur ein verlängerter Wechsel auf die nächstfolgende Tragödie. Ein solches Unternehmen verbot seine regelmäßige Vollendung auch selbst, so kolossal angelegte Werke bleiben fast immer Fragment, und in der That hat Grabbe nur die ersten beiden Tragödien „Barbarossa" und „Heinrich VI." vollendet. Nachdem er nach langem Irren endlich in dem letztgenannten Stücke jenes wahre, undefinierbare Etwas erfaßt hatte, was dem poetischen Kunstwerk erst die volle Fähigkeit zu zünden verleiht, nachdem er sich die Gattung erobert, die seiner Begabung am meisten zu entsprechen schien, gab er sie plötzlich wieder auf und wandte sich suchend einer neuen zu — die Pflaumen waren wieder einmal beinah reif geworden, und darum verschmähte er sie.

Was Grabbe an Shakespeares historischen Dramen tadelte, das konnte auch mit Recht von den seinen gelten: sie seien nichts als poetisch verzierte Chroniken, aber keine Tragödien. Er nimmt einfach die historischen Ereignisse und stellt sie in Dialogform dar, der tiefe psychologische Scharfblick, der historische und ethische Hintergrund fehlt. Was er giebt, sind farbige, gut gewählte Illustrationen zur Weltgeschichte, eine Art Geschichtsatlas in dramatischer Form, aber keine historischen Trauerspiele. Die tiefen Ausblicke fehlen. Wie echt tragisch wäre der Konflikt zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen gewesen, wenn dieser, weil er die Verderblichkeit der italienischen Politik

Barbarossas erkennt und die Wurzeln der kaiserlichen Macht in Deutschland sucht, aus Vaterlandsliebe und politischer Einsicht zum Verräter an Kaiser und Reich wird. Aber dieses Motiv, die im poetischen Sinne eigentliche tragische Schuld der Staufen, hat Grabbe nur schwach angedeutet und durch zu viele Zuthaten anderer Art, besonders durch die starke Betonung des Familienhasses zwischen den Häusern Welf und Waiblingen, abgeschwächt und verwischt. Auch die historische Begründung des Konfliktes zwischen weltlicher und geistlicher Macht ist nicht scharf genug hervorgehoben. Das Meiste in den Tragödien ist sprunghaft, es fehlt die allmähliche innere Entwickelung, es fehlt auch die einheitliche Handlung, ohne welche kein Drama bestehen kann; anstatt, wie es das Drama verlangt, die Charaktere um der Handlung willen hinzustellen, führt er, wie es Sache des Romandichters ist, die Handlungen um der Charaktere willen durch. Nicht in Handlungen, sondern in Monologen enthüllen uns Grabbes Gestalten ihr Innerstes. Darin aber unterscheidet sich der echte Dichter vom falschen, daß die Gestalten des ersteren zum Zuschauer sprechen: das bist du — indem sie ihm wie in einem Spiegel sein eigenes Selbst vorführen, die des falschen aber sagen: das bin ich, und ihren eigenen Charakter vor ihm selbst analysieren. Auch nimmt in Grabbes sämtlichen Dichtungen das weibliche Element einen viel zu geringen Raum ein, es tritt fast nur episodisch auf; die weibliche Seele mit ihren tausend geheimnisvollen Falten war ihm ein Labyrinth, in das er keinen Fuß zu setzen wagte. Ebenso ungerecht aber wie die heut beliebte, aus Frankreich importierte einseitige Bevorzugung des weiblichen Charakters in der poetischen Darstellung ist die gänzliche Vernachlässigung desselben; der wahre Künstler wird beiden Geschlechtern gleiches Interesse entgegenbringen und das eine nicht hinter dem anderen zurücksetzen, da sein Werk sonst entweder zu weichlich oder zu rauh wird. Dies alles aber hindert nicht anzuerkennen, daß Grabbes Hohenstaufendramen ewig zwei Perlen der deutschen Litteratur bleiben werden, denn sie sind bis heute noch die edelste poetische Darstellung jener wunderbaren Zeit, und es sprudelt eine Fülle von Kraft und eigenartiger, herber Schönheit in ihnen. Die Charakteristik einzelner Gestalten, wie die Heinrichs des Löwen und Kaiser Heinrichs VI., ist markig, gedrungen und vollendet, namentlich das zweite Stück bietet ein grandioses Charaktergemälde des harten, seine Pläne rücksichtslos durchführenden Tyrannen, und in einer Sprache von seltener Fülle werden uns prachtvolle Naturschilderungen und große, echt patriotische Gedanken geboten. Farbenreiche und bewegte kulturgeschichtliche Bilder wechseln mit Scenen voll Anmut und voll Leidenschaft, und in den Volksscenen entfaltet Grabbe eine nicht selten zündende Kraft naturwüchsigen, gesunden Humors, wie er im Leben des Dichters nie zum Durchbruch kam. Die Trauerspiele erregten im ganzen deutschen Lande das größte Aufsehen und allerorten sprach man von dem Dichter im Tone der höchsten Verehrung. Grabbe hätte ein glücklicher Mensch sein und bleiben können, wenn es eben nicht seine Natur gewesen wäre, den „Heautontimorumenos" zu spielen — es war die einzige Rolle, in der er sich gefiel. Er verstand es nicht, Poesie und Akten zu vereinigen, er besaß nicht die großartige Geisteshöhe Grillparzers, der seine dichterische so gut von seiner Beamtenthätigkeit zu trennen wußte und in der einen Trost und Erholung von der anderen fand. Er fühlte sich unglücklich in seinem engen, beschränkten Amte und strebte mit aller Macht, es mit einer anderen Beschäftigung zu vertauschen — bald wollte er als Offizier, bald als freier Schriftsteller leben. Er vernachlässigte sein Amt auf jede Weise und zog sich dadurch viele Unannehmlichkeiten zu. Die meisten Leute in dem engen, beschränkten Detmold, echte Kleinstädter, verstanden ihn nicht, er ertrug ihre Gesellschaft nicht, und um der Verzweiflung

der Einsamkeit zu entgehen, ergab er sich mit wenigen Genossen denselben wüsten Ausschweifungen, denen er schon früher gehuldigt hatte. Er trieb die größten Barockheiten, teils um die Philister zu ärgern, teils um Aufsehen zu erregen — man weiß nicht, was an seinem wunderlichen Betragen natürlich und ursprünglich, was gemacht und ausgeheckt war. Oft schlief er auf einer Landkarte, um, wie er sagte, die Welt unter sich zu haben, ganze Nächte hindurch spielte er Orgel, trank tagelang ununterbrochen den stärksten Rum, wurde in seiner Gesellschaft plötzlich so frivol und cynisch, daß alles in Bestürzung geriet. Offiziere, die zu ihm kamen, um den Fahneneid zu leisten, empfing er zur Hälfte in Galakostüm, zur Hälfte in den Nachtanzug gekleidet. Es war seine größte Freude, andere, namentlich Fremde, die ihn besuchten, zu verletzen und zu beleidigen, und nach und nach entwickelte sein Charakter eine schlimme Seite nach der anderen, Schadenfroheit, Cynismus, Völlerei, Grobheit. Wie alle schwachen Menschen war er sehr eitel und lobbegierig. Dabei unterließ er nichts, was seine Mitbürger verletzen und kränken konnte. In der Absicht, nur um alles in der Welt nicht in seiner wahren, weichen Natur erkannt zu werden, bemühte er sich fortwährend, mit verstelltem Wesen aufzutreten, und trieb dies so lange, bis ihm die Lüge zur Natur geworden war und die Wahrheit ihn gänzlich verlassen hatte. So stürmte er selbst wider seine besten Eigenschaften los; es war physischer und psychischer Selbstmord, was er hier Tag um Tag trieb, und kein Freund war da, der Kraft und Mut besaß, ihn gegen sich selbst zu schützen. Für das, was um ihn her in der Welt, in Politik und Litteratur vor sich ging, zeigte er wenig Interesse. Ob Deutschland eine Verfassung erhalten sollte oder nicht, war ihm ganz gleich, er spottete über die freiheitlichen Bestrebungen und nannte alle anderen Schriftsteller seiner Zeit, Leute wie Börne, Heine u. s. w., Dummköpfe und Affen.

So auf einer Bahn angelangt, die ihn unwiderruflich immer schneller abwärts führen mußte, beging er die größte Thorheit seines Lebens, die sein Verhängnis mit schnellen Schritten beschleunigte — er verheiratete sich. Hätte er eine kluge, ruhige, verständige Frau genommen, die ihn mit sanfter Energie von seinen Ausschreitungen ab- und zur Arbeit angehalten hätte, so wäre Rettung für ihn vielleicht noch möglich geworden. Die Frau aber, die er heimführte, wurde sein böser Dämon. Es war Lucie, die Tochter seines unlängst verstorbenen Gönners, des Archivrats Klostermeier. Sie war eine üppige Schönheit, aber fünf Jahre älter als er. Er hatte sie im Jahre 1829 gelegentlich der Regulierung des Nachlasses ihres Vaters kennen gelernt und sogleich eine stürmische Neigung zu ihr gefaßt. Nun war er aber kaum der Mann, Gegenliebe zu erwecken; weder sein wechselndes, bald leidenschaftlich aufgeregtes, bald kalt frivoles Betragen, noch sein Äußeres waren dazu angethan. Das letztere schildert Immermann mit folgenden Worten: „Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart — Hände und Füße von solcher Kleinheit, daß sie mir wie unentwickelt vorkamen, regte er sich in eckigen, rohen und ungeschlachten Bewegungen. Die Arme wußten nicht, was die Hände thaten, Oberkörper und Arme standen nicht selten im Widerstreite. Diese Kontraste erreichten in seinem Gesicht ihren Gipfel. Eine Stirn, hoch, oval, gewölbt, wie ich sie nur in Shakespeares Bildnisse von ähnlicher Pracht gesehen habe, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase. Bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt. Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hangend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze weitere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz

hervorbaute." Nimmt man dazu eine kleine Figur, einen schwankenden Gang, so wird man begreifen, daß Grabbes äußere Erscheinung nicht besonders liebeerweckend war. Lucie wies ihn denn auch ab. Allein nun erwachte seine Leidenschaft erst recht und äußerte sich der Angebeteten gegenüber in geradezu brutaler und verletzender Weise, bis er eines Tages mit einem schlechten Witz den Verkehr abbrach. Bald darauf verfiel er einer anderen Leidenschaft zu einem hübschen Detmolder Bürgermädchen, aber auch dieses schreckte er durch sein sonderbares Betragen, seine Rücksichtslosigkeit und Formlosigkeit ab, so daß die fast schon fest beschlossene Partie zurückging. Nun wandte er sich wieder seiner ersten Liebe zu, und zwar gab ein Gedicht seines jungen Landsmannes Freiligrath, der seine ersten poetischen Flüge wagte, die Veranlassung zur Aussöhnung und Wiederanknüpfung, die endlich im Jahre 1833 zur Hochzeit führte. Lucie war in keiner Hinsicht eine Frau für Grabbe. Sie war schlau und listig, dabei im höchsten Grade ehrgeizig, herrschsüchtig und geldgierig. Sie wollte der Mittelpunkt des Hauses sein, nach ihr sollte sich alles richten. Grabbe aber liebte seine alte Mutter über alles, ja, diese Liebe ist der hellste Lichtpunkt in der sonst düsteren Nacht seines Charakters. Mit dieser Mutter, einer ebenfalls etwas barocken und wunderlichen Frau, konnte Lucie sich gar nicht vertragen, die beiden haßten einander in den Tod, und Grabbe mußte, zwischen sie gestellt, die Angriffe seiner Frau über sich ergehen lassen, da er gegen seine Mutter nicht Partei nehmen mochte. So war eine Quelle zu ewigem Unfrieden erschlossen.

Lucie war litterarisch gebildet genug, um über Gegenstände dieses Faches mit sprechen zu können, aber nicht genug, ihren Mann zu verstehen und zu würdigen. Sie bildete sich etwas darauf ein, im Detmolder Archiv genauen Bescheid zu wissen, und die Schrift ihres Vaters: „Wo Hermann den Varus schlug", die sie auswendig wußte, schien ihr mehr wert als alle Meisterwerke der deutschen Litteratur. So hatte sie oft nur Hohn und Spott für die Dichtungen und Pläne ihres Mannes. Sie trat nicht gegen den Cynismus des letzteren auf, sondern suchte ihn in Gesellschaft womöglich noch zu übertrumpfen. Ihr Hauptlaster aber war Geiz und Eigensucht in erschrecklichem Grade. Mit dieser Frau, die so gar nicht für ihn paßte, war er nun zusammengeschmiedet auf Lebenszeit. Bald genug sollte er erfahren, welches Unglück er auf seine Schultern geladen hatte.

Inzwischen hatte Grabbe seinen „Napoleon oder die hundert Tage" vollendet und damit wieder eine neue Etappe seiner dichterischen Entwickelung zurückgelegt. Die dämonische Gewalt, die in der Gestalt des Imperators lebte, hatte ihn von je mächtig angezogen und ihn zur poetischen Gestaltung gedrängt. Mehr als je zeigte Grabbe in diesem Werke seine dichterische Objektivität, die ihn in wunderbarer Weise auszeichnet; er kennt als Dichter keine Vorliebe für diese oder jene Figur, sondern stellt alle mit gleicher Liebe und Sorgfalt wie ein echter Dramatiker dar. „Napoleon" ist ein großartig angelegtes und ausgeführtes politisches Zeitgemälde im Freskenstil, wimmelnd von einer Menge wohlgetroffener Porträtgestalten — ein Drama ist es nicht, so wenig als etwa A. v. Werners Kaiserproklamation oder Kongreßbild trotz aller porträtistischen und historischen Reize künstlerisch wirkende Gemälde sind. Die Charakterisierung einzelner Figuren im „Napoleon", wie die der Herzogin von Angoulême, Blüchers, Wellingtons und anderer, ist vollendet; in den Volksscenen vor dem Palais Royal oder im Bivouac der Verbündeten weht durchweg ein frischer, gesunder Humor, aber das Ganze löst sich in eine endlose Reihe kleiner Geschichtsbilder auf. Auf die theatralische Aufführung ist von vornherein Verzicht geleistet, der Dichter bringt ganze Schlachten, wie die von Ligny und Belle-Alliance, auf seine ideale Bühne, er läßt Kavallerieregimenter und Batterien über dieselbe stürmen. Aber trotz der

Zerfaserung des Ganzen waren die Vorzüge des Werkes groß genug, um demselben einen mächtigen Erfolg zu verschaffen. Am meisten gefiel die gedrängte Kürze und wuchtige Markigkeit der Sprache. Da ist kein überflüssiges, rhetorisches Wortgeklingel; keine Silbe ließe sich diesem Dialog abstreichen, ohne das Stück selbst zu verwunden. Zuerst von allen deutschen Dichtern hat Grabbe die Poesie des Lakonismus begriffen und durchgeführt. Darum verzichtete er von nun an auch auf den Vers, der nie seine starke Seite war, und schrieb in der ihm eigenen knappen Prosa. Aber alle seine Gestalten reden dieselbe fast epigrammatisch zugespitzte Sprache, und dies erscheint auf die Dauer ebenso unnatürlich als Schillers allenthalben gleiches rhetorisches Pathos. So verschieden, wie die Charaktere der Menschen sind, so verschieden ist auch die Art, in der ihre Leidenschaften sich äußern: bei dem einen in breit hinströmendem Wortschwall, bei dem anderen in knappen aber markigen Worten, und ein Zeichen des wahrhaft großen Dichters ist es, jeder Gestalt die Sprache so fließen zu lassen, wie es ihrer Charakterart eigentümlich ist.

Wenn Grabbe von seinen hohen Dichterflügen zurückkam, mußte er sich in den kleinlichen und streng geregelten Gang seiner Amtsgeschäfte vertiefen. Wie widerte ihn dieses Amt an, wie empfand er es als eine drückende, lähmende Bürde, wie sehnte er sich hinaus aus den Fesseln desselben in die Freiheit. Allein bei seiner Frau, die ihm in diesen Tagen der inneren Kämpfe mit liebender Ermunterung hätte zur Seite stehen sollen, fand er kein Eingehen auf seine Pläne. Er behielt sein Amt, allein er führte die Verwaltung desselben so unordentlich, daß fortwährend Klagen gegen ihn bei seiner vorgesetzten Behörde einliefen. Endlich erbat er sich einen längeren Urlaub, und schließlich wurde er gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Nun stand er, die energielose Natur, der jeder Blick fürs Praktische fehlte, mittel- und existenzlos in der Welt, denn seine Schriften brachten nicht so viel, daß er davon leben konnte. Seine Mitbürger, welche ihn zuerst als Genie angestaunt, beklatschten und beredeten ihn nun, selbstverständlich, da seine materiellen Erfolge nicht gleichen Schritt hielten mit seinen idealen und da sein sonderbares Wesen, seine sich immer steigernde Trunksucht, seine innere Haltlosigkeit stets deutlicher hervortraten. Und zu alledem noch die Hölle im eigenen Hause, fortwährende Zwistigkeiten zwischen Gattin und Mutter, und der Spott, die rücksichtslosesten Angriffe seitens der ersteren, deren Geldgier und Besorgnis um ihr Eingebrachtes, wenn auch zufolge der angeborenen Liederlichkeit Grabbes nicht ganz unbegründet, doch weit über die Grenzen des zwischen Ehegatten Erlaubten hinausgingen. Was Wunder, daß er endlich dieser täglichen Schreckensscenen und Ärgernisse müde, seinem Hause den Rücken kehrte und versuchte, sich anderwärts, in Frankfurt a. M., allein eine Existenz zu gründen? Leider erging es ihm nun hier wie überall: man interessierte sich allgemein für den begabten Mann, man überschätzte sogar vielleicht sein Talent, man kam ihm fördernd entgegen, allein er selbst verdarb sich durch den Mangel an Selbstbeherrschung, sein alle gesellschaftlichen Formen überspringendes und verletzendes Wesen, seine wüste, zügellose Lebensart, selbst seine Zukunft. Es war der guten Gesellschaft nicht möglich, ihn lange unter sich zu dulden — auch in Frankfurt konnte seines Bleibens nicht sein. Da in der tiefsten Not versuchte er einen letzten Ausweg. Er wandte sich hilfeflehend zuerst an Wolfgang Menzel, dann an Karl Immermann, der in Düsseldorf soeben seine Musterbühne eröffnet hatte, aus der heraus er das ideale deutsche Nationaltheater schaffen wollte. Immermann, der Grabbe von Detmold aus kannte, fühlte sich geschmeichelt, daß der berühmte Dichter sich an ihn um Beistand wandte, gedachte vielleicht auch aus Grabbes dramaturgischer Thätigkeit Nutzen zu ziehen, und ging freundlich auf seine Bitten ein. So siedelte denn Grabbe Ende November 1834

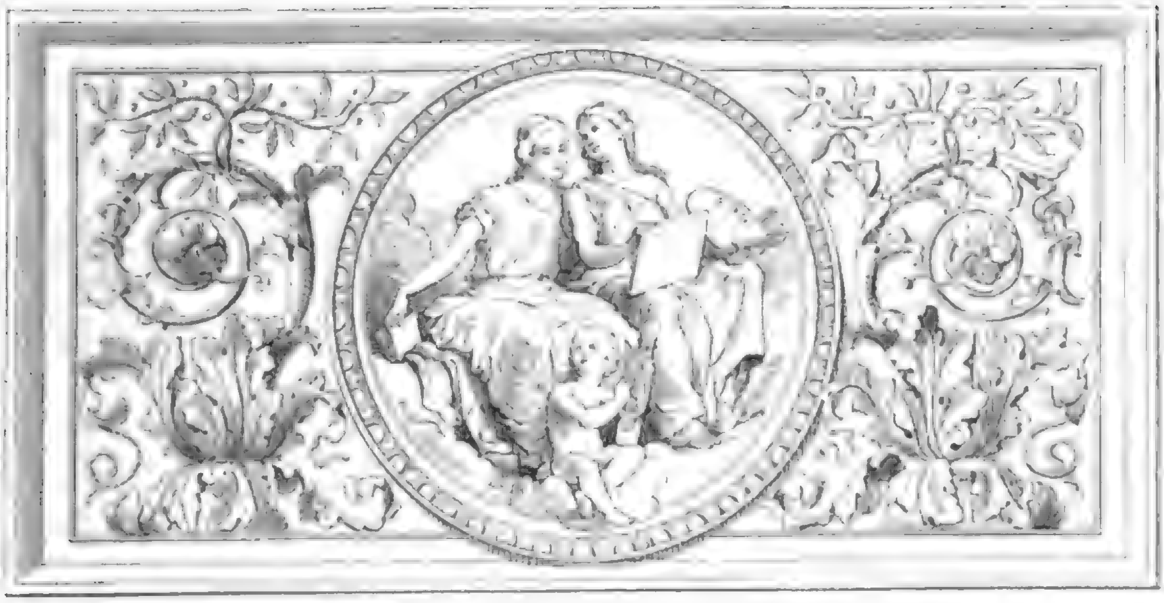
nach Düsseldorf über. Im Anfang schien wie immer alles vortrefflich zu gehen. Ein neuer, guter Geist schien durch Immermanns liebevolles Entgegenkommen in ihm geweckt, er wußte das Opfer zu würdigen, das der feine, diplomatische Oberlandesgerichtsrat ihm brachte, indem er ihn in seine Cirkel, in das Haus seiner aristokratischen Freundin, der Gräfin Ahlefeldt, einführte, er schien seine wüste Lebensweise einstellen zu wollen, bekehrte sich zur Solidheit und arbeitete eifrig an seinem „Hannibal“, wobei der Freund ihm mit gutem Rat zur Seite stand, wiewohl er schon aus der ganzen Anlage des Stückes sah, daß dasselbe der Bühne keinen Vorteil bringen würde. In der That zeigt dasselbe alle Vorzüge und alle Fehler der Grabbeschen Kunst unverändert: da ist dieselbe scharf ausgeprägte Charakterisierung der Hauptpersonen, dieselbe lakonische, markige Sprache, derselbe fein satirische Humor, so namentlich in der köstlichen Charakteristik des jämmerlichen Königs Prusias und der feigen karthagischen Bürger und Obrigkeiten, aber auch die gleiche Zerrissenheit der Handlung, dieselbe Formlosigkeit und technische Unbehilflichkeit, dasselbe Schweifen ins Ungemessene wie bei seinen früheren Stücken. Grabbe versuchte seine Dankesschuld gegen Immermann abzutragen, indem er eine kleine Schrift über das Düsseldorfer Theater zum Lobe seines Gönners veröffentlichte. Selbst durch die fortwährenden Zwistigkeiten mit seiner Frau, die unaufhörlich darauf ausging, ihr Mitgebrachtes sicherzustellen, ließ er sich nicht allzusehr bewegen — kurz alles schien vortrefflich zu gehen. Da mußte Immermann über den Sommer und Herbst 1835 verreisen, und Grabbe blieb ohne eine moralische Bewachung zurück. Zu seinem Unglück machte er die Bekanntschaft eines jungen, hochbegabten, aber heruntergekommenen und ausschweifenden Musikers Norbert Burgmüller, und dieser ward sein Unglück. Die Harmonie der Charaktere, die gleiche Liebe zum Trunk führte beide zusammen. Den ganzen Tag verbrachten sie in den Schenken am Rheine, und die alten wüsten Ausschreitungen begannen wieder. Grabbe schrieb für den Freund einen Operntext „Der Cid“, eine tolle Parodie auf die blöden Operntexte jener Zeit. Als Immermann zurückkam, fand er Grabbe tiefer gesunken, als er je vordem gewesen, ja vollständig versumpft. Zu allem begann Grabbe noch im „Düsseldorfer Tageblatt“ Recensionen über das Theater zu schreiben, wobei er, neben vielen feinen und geistreichen Einzelbemerkungen, seiner Bosheit nicht selten ungezügelten Lauf ließ. Der empfindliche Immermann, dadurch gekränkt und verletzt — wer ist leichter zu verletzen als ein Theaterdirektor? — führte einen völligen Bruch herbei, und Grabbe war gezwungen, elender und ärmer als er ausgezogen, wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren. Wer ihn jetzt sah, entsetzte sich: er war schon damals vollständig dem Marasmus anheimgefallen, seine Körperkräfte waren beinah erschöpft, sein Magen vertrug nicht einmal mehr feste Speisen, er lebte fast ausschließlich von geistigen Getränken, der Glanz seines Blickes war erloschen, sein Antlitz eingefallen, sein Körper schlotterig und sein Geist, immer zu Extravaganzen geneigt, „begann zu schwärmen“ und sich der Fessel des Willens zu entledigen. Dies prägt sich auch klar in seinem letzten Werke, der „Hermannsschlacht“ aus, welche sich in ihrer barocken Formlosigkeit fast wie eine Travestie des Grabbeschen Stils ausnimmt. Unbegreiflich erscheint das Urteil des Herausgebers der Werke Grabbes, seine „Hermannsschlacht“ sei, wenn auch nicht besser, so doch nicht schlechter als die Kleists. Grabbes Versuch, sein letztes Werk an die heimatlichen Erinnerungen und Traditionen anzuknüpfen — ein schöner Gedanke — war gescheitert.

Der Zurückgekehrte weigerte sich zuerst, seine Frau aufzusuchen, und wohnte von derselben getrennt, dadurch natürlich den Klatschzungen der kleinen Stadt neue Nahrung gebend. Endlich, als sein Gesundheitszustand sich immer verschlimmerte, entschloß er sich zu einer Versöhnung mit

seiner Gattin, die wenigstens dem Schein nach zu stande kam. Er lebte jetzt wieder mit seiner Frau zusammen, und das Haus, in dem er von nun ab bis zu seinem Tode wohnte, grenzte Wand an Wand an das Geburtshaus Ferdinand Freiligraths, der ja ebenfalls ein Detmolder Kind war. Aber Lucie hörte nicht auf, ihn zu verhöhnen, zu quälen, ja sogar die Scheidung zu betreiben. Er konnte sich nicht lange aufrecht erhalten, er war kaum mehr der Schatten seiner selbst. Er trug sich mit Selbstmordgedanken, aber nicht einmal diese wagte er auszuführen. Trotzdem ihn die Arbeitslust nicht verließ, trotzdem ihm die Gestalten Eulenspiegels, Alexanders und Christi zu poetischer Verherrlichung oft vor Augen schwebten, konnte er sich zu wirklichem, zielbewußtem Arbeiten doch nicht aufraffen. Körper und Geist verfielen immer mehr, er schlich nur noch durch das Leben. Als er endlich auf dem Bette lag, von dem er sich nicht mehr erheben sollte, zeigte sich seine Frau noch immer in ihrer ganzen Niedrigkeit. Ja, als Grabbe endlich am 19. September 1836 die Augen für immer geschlossen hatte, rief sie, die sich kaum flüchtig vor dem Sterbenden hatte sehen lassen, laut aus: „Gottlob, daß er tot ist!"

Mehr als fünfzig Jahre sind jetzt seit des Dichters Tode vergangen, und das Urteil der Nachwelt über ihn hat sich geklärt. Wir stimmen nicht mehr in jene grenzenlose Bewunderung seiner barocken Genialität ein, wie es zum Teil die frühere Zeit that, die ihn auf eine Stufe mit Shakespeare und Calderon stellte, wir sind aber ebenso frei von der bedingungslosen Verurteilung, die andere an ihm übten, welche all sein Dichten für zusammenhangloses, puppenkomödienhaftes Blendwerk, sein Leben für eine einzige Bahn von bewußt begangenen Fehlzügen erklärten. Wir wissen, es steckte ein edler und herrlicher Kern in ihm, der, wäre ihm von Anfang an die rechte Pflege und Wartung zu teil geworden, sich voll und prächtig hätte entfalten können. Wäre es Grabbe gelungen, sich schon früh frei zu machen von den Fesseln eines unglücklichen Temperaments, hätte eine zeitige Selbstzucht ihn der Pflichten größte und schwerste gelehrt, der eigenen bösen Triebe Herr zu werden und sie zu zwingen, den guten zu dienen — wer weiß, dann glänzte der Name Grabbe vielleicht heute neben den strahlendsten der Weltlitteratur. So aber lehrt uns sein Leben und Schaffen nur die alte traurige Wahrheit aufs neue, daß selbst das reichste Genie an seiner eigenen Überfülle kläglich zu Grunde geht, wenn es dieselbe nicht zur rechten Zeit und am rechten Orte einzudämmen versteht, und daß kein Talent groß genug sein kann, um auf die Stütze des Charakters, die Fessel der Vernunft verzichten zu können.

In einem Garten, so erzählt die Sage, standen zwei Bäume. Als der Frühling herankam und alle Zweige sich mit Grün bedeckten und mächtig in die Breite schossen, reichte der eine Baum freiwillig seine Zweige dem Gärtner hernieder, daß er sie beschneide, der andere aber verspottete die Feigherzigkeit und den Sklavensinn seines Genossen und wehrte sich gegen die Schere des Gärtners. „Frei will ich mich entwickeln, wie die Natur mich geschaffen hat," rief er, „und mich durch kein Eisen in der Pracht meines üppigen Wuchses stutzen lassen." So duldete er nicht die Operation, litt auch nicht, daß der Gärtner durch einen Pflock ihn gegen die Angriffe des Sturmes schütze. Als aber der Herbst kam, da trug der Baum, der in der unbehinderten Naturentwickelung aufgewachsen war, nur wenige kleine unscheinbare Früchte, und der Gärtner wandte sich mit Achselzucken von ihm; der andere aber war über und über bedeckt mit herrlichen, schwellenden Früchten, die Gaumen und Herz erfreuten.



Vom nordischen Strand.

Eine Erzählung

von

M. Eichler.

Droben im hohen Norden, zwischen Romsdal und Bergenhus, wo die Fjorde tief einschneiden in das felsige Ufer, da liegt Norwiksdal, eingebettet zwischen hohen, ernsten, schneegekrönten Bergen, deren Fuß das Meer umspült, das majestätische, ewig junge Meer!

Es ist eine alte Geschichte, die ich erzählen will. Ich habe sie von Nils Tune und der hat sie einst von seiner Urgroßmutter gehört. Ob diese sie noch mit erlebt hat? Wer weiß?

Mehr als ein und ein halbes Jahrhundert sind seitdem verrauscht ins Meer der Ewigkeit.

Nils Tune ist ein alter, alter Mann mit schneeweißem Haar und buschigen Augenbrauen über einem Paar klaren, blauen Nordlandsaugen, mit denen er noch jetzt den Raubvogel auf den Kongstuenklippen erspäht, trotz seiner achtzig Jahre. Einmal vor langer Zeit ist er unten gewesen in Christiania und weiter noch nach Schweden hinein, bis nach Götland und Södermanland hinüber, aber es hat ihm nimmer dort gefallen in den Städten, bei dem lauten Treiben der Menschen. Hier oben in der weltfremden Hocheinsamkeit, da ist sein Platz, seine Heimat, und da will er auch bleiben, bis sie ihn hinüberschiffen werden über den Fjord zu dem kleinen Friedhof von Asbjörn, wo die Seinen ruhen in ewigem Schlaf.

In der kurzen Sommerszeit sitzt er vor der Thür seiner Hütte und schaut hinauf zu den schwindelnden Höhen, mit ewigem Schnee bedeckt, von dem die blendend weißen Schaumwolken des Erda-Foß rauschend in die Tiefe stürzen, und zu dem Fichtenhang, an dem der steile Saeterpfad sich windet. Wenn aber die Windsbraut brausend daherfährt, daß die Wellen im Fjord hochaufschäumen und alles unter ihrem eisigen Hauche erstarrt zum langen, langen Winterschlaf, dann ruht er an warmer Feuerstätte, und alte, ferne Geschichten ziehen wie Träume durch seine Seele. Er schüttelt ernst das greise

Haupt und murmelt leise vor sich hin, als spräche er mit den Geistern derer, die längst nicht mehr sind, bis die einzelnen Worte sich Glied an Glied zu einer Kette reihen.

So habe ich erfahren, was in den folgenden Blättern enthalten ist.

* *
*

Drüben im Thal, das sich mit seinen wogenden Gerstenfeldern und saftigen Wiesenflächen als ein schmaler Streifen am Ufer hinzieht, just am Fuße des Norwikdalhorns, lag dazumal das kleine Haus von Ambjör Ankarkrona, dem stattlichen Gehöft von Ole Braalsen gerade gegenüber.

Mutterseelenallein wohnte die alte Ambjör in ihrer Hütte, die, aus unbehauenen Steinen erbaut, sich an einen niederen Hügel anlehnte und auf deren dunklem Dach dichtes Moos üppig grünte. Drinnen in dem geräumigen Gemach, mit dem sauber geschnitzten Gerät, wurde der Blick sofort von dem merkwürdigen Bilde des schwedischen Ahnen angezogen. Über dem riesigen Kamin, in welchem selbst zur Sommerszeit das Feuer selten erlosch, saß im lederbezogenen Lehnstuhl die alte gebückte Frau jahraus jahrein. Der Webstuhl stand müßig in der Ecke, nur am Rocken noch konnte sie schaffen; sie hatte es am Griff, den Faden so fein zu spinnen, auch wenn sie ihn nicht sah, denn Ambjör war blind, blind schon seit manchem Jahr.

Waren die Schneekronen der Bergesgipfel, die so blendend hinableuchteten in das Thal, oder der goldige Glanz des Meeres im Fjord daran schuld, oder gar die Thränen, die vielen tausend Thränen, die Ambjör in ihrem Leben geweint hat?

Das sind nun zwei Decennien und noch ein halbes her, da war sie eine frohe, glückliche Gattin und Mutter von drei frischen, blondhaarigen Knaben, und den vierten, den Gott ihr schenken wollte, trug sie noch unter dem Herzen. Heute war keiner mehr davon da, kein einziger. Alle waren sie hinausgefahren auf das weite, große Meer und alle waren sie nicht heimgekehrt.

Von vieren wußte sie es genau, daß sie ein kühles, nasses Grab gefunden unter den rauschenden Wellen, die ihre einförmigen, alten Weisen murmeln wie Sterbelieder.

Zuerst ging er, dem sie sich in Liebe und Treue ergeben, der Vater ihrer Kinder, und ließ sie allein zurück mit den drei Knaben und dem Kleinen, der erst das Licht der Welt erblickte, nachdem sich die Vateraugen für immer geschlossen hatten. Da gab es Sorgen in Fülle für die Witwe, denn Kapitän Ankarkrona hatte just keine Schätze hinterlassen, und der reiche Nachbar Braalsen mußte manchesmal hilfreiche Hand bieten. Trotzdem wuchsen die Vaterlosen heran so kräftig und stark wie echte Nordlandskinder, und da sie groß waren, kannten sie alle nur ein Ziel, eine Sehnsucht, das war über das Meer hinauszufahren in die bunte, lustige Welt, hinaus über die stürmenden Wogen, hinein in das frohe, frische Leben!

Und sie schieden alle. Erst Knut, ihr Erstgeborener, ihr Stolz! Dann der mutige Halvor, seines Vaters einstige Freude, und endlich auch noch Lars, der wilde Knabe. Je nach Jahresfrist kam die Kunde zu Ambjör, daß das junge, blühende Leben, welches sie einst geboren, zum Tode erstarrt sei bei der feuchten Umarmung des weiten Oceans.

Nur Henrik, ihr jüngster, ihr Augapfel, das Ebenbild seines Vaters mit dem goldblonden Gelock um die hohe Stirn und den blitzenden, lichten Augen, war ihr noch geblieben. Wie sie ihn liebte, den süßen Knaben, und wie sie über ihm wachte Tag und Nacht mit aufopfernder, heißer Mutterliebe! Ja, das war schön gewesen zu jener Zeit, trotz dem vorangegangenen Leid, trotzdem, daß Ambjörs Augen schon damals anfingen trüb zu werden. Wie droben das Licht über die grauen Granitmassen, so flog noch jetzt ein sonniges

Lächeln über die alten, welken Züge der Einsamen, wenn sie daran dachte, wie er hier neben ihr gekniet und im flackernden Feuerschein sein Blondhaar glänzte wie eitel Gold.

„Gelt, Mütterlein, Ihr erzählt mir heute eine von Euren besten Geschichten," bat er und blickte schmeichelnd zu ihr auf mit fragenden, klugen Augen. Dann besann sich Ambjör auf das Schönste, was sie wußte. Manch dunkle Saga grauer Vorzeit, als noch das Hünengeschlecht der Wikinger in den nordischen Reichen gehaust, hörte er gern, oder auch die Abenteuer seines Vorfahren, der ein Schwede war und dessen Bildnis dort über dem Kamin er gut kannte. Freilich hatten der Rauch und die zerstörende Zeit es arg geschwärzt; aber dennoch konnte man die markige Gestalt eines Ritters erkennen, wie sie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit König Gustav nach Deutschland gezogen waren. Über dem breiten Spitzenkragen zeigte sich ein ernstes Antlitz, und zwischen den zusammengezogenen Brauen stand etwas geschrieben wie ein dunkles Rätsel. Was mochte den Ritter bewogen haben, aus den fruchtbaren, reichen Geländen Schwedens, als düsterer Fremdling in den einsamen Bergen von Norwiksdal eine Zuflucht zu suchen? Niemand wußte es. Auch Ambjör konnte oder wollte es ihrem Knaben nicht sagen, dessen Blicke wie gebannt immer und immer wieder an dem Bilde hingen. Aber siehe! wenn Ambjör erzählte, that sich oft leise die Thür auf, und herein huschte die leichte Gestalt eines kleinen Mädchens.

„O liebe Mutter Ambjör, laßt es mich auch hören, was Ihr dem Henrik kündet, bitte, bitte. Sehet, daheim ist niemand, der solche schönen Geschichten weiß." Und die kleine Göta neigte traurig das Köpfchen mit den schweren Seidenflechten, deren tiefes Braun eine große Seltenheit war unter den flachsköpfigen Töchtern des nordischen Landes.

Göta war das einzige Kind Ole Braalsens, des reichen Besitzers vom Herrengaard.* Sie hatte keine Mutter mehr, die ruhte unter dem blumengeschmückten Hügel neben dem alten aus Holz erbauten Kirchlein von Norwiksdal. Daher kam es auch, daß Göta so gern in Ambjörs Hütte weilte. Sie sehnte sich nach einem treuen Mutterherzen und sie wußte genau, daß dort ein solches schlug. Die alte Sigrid, die ihres Vaters Haushalt besorgte, war mürrisch und wortkarg und sie hatte gar zu viel zu schaffen mit der großen Wirtschaft im Thal und auf dem Saeter. Zwar sorgte sie aufs beste für Götas leibliches Wohl, aber von dem tiefen Bedürfnis eines Kinderherzens nach mütterlicher Liebe und Verständnis seiner kleinen Welt ahnte ihre ehrliche Seele nichts. Die fand Göta nur drüben in dem Häuschen der Witwe Ankarkrona, bei deren wundersamen Erzählungen oft bunte, thörichte Träume durch den kleinen Kopf zogen.

Am liebsten hörte sie die traurige Mär von dem treuen Roß zu Forneas; das hatte, als der „schwarze Tod" an dem Orte wütete, alle Verstorbenen, bis auf den letzten, über die Berge gefahren, damit diese in der geweihten Erde, auf dem Friedhof ihres Pfarrdorfes, eine Ruhestatt finden sollten, und als diese schwere Arbeit vollbracht war, sich selbst, zum Tode erschöpft, in die tiefen Schluchten des Gebirges gestürzt.

Bei dieser Saga quollen unter dunklen, langen Wimpern, aus den blauen, süßen Augen feuchte Tropfen hervor, und erst wenn Henrik seinen Arm um den Nacken des kleinen Mädchens schlang und ihr das zarte Gesichtchen streichelte, hörte sie auf zu weinen.

Ihr Vater, Ole Braalsen, war einer von denen, die im Lande bleiben. Er wollte nicht hinaus auf die stürmische See, sondern betrieb sein friedliches Geschäft als Landwirt auf dem Hofe, den er von seinen Vätern ererbt hatte. Es war ein ansehnliches Heimwesen, und das reich mit Schnitzwerk verzierte Wohnhaus, welches neben den weiten Scheunen und

* Herrenhof.

Ställen stand, barg manches köstliche Stück Hausrat, das die Altvorderen von fremden Schiffern gekauft haben mochten. Ole Vraalsen liebte sein seßhaftes Leben, und nur manchmal zur Pirschzeit stieg er mit der Büchse hinauf, um Elen und Renntier zu jagen. Das war kein kleines Wagnis, denn schon oft hatte er dort oben in der eisumstarrten Wildnis Meister Petz getroffen und ihm tüchtig eins auf den Pelz gebrannt, so daß dem Braunen das Aufstehen vergangen war. Drunten in Götas Schlafgemach lag vor ihrem Bettchen das prächtige, zottige Fell der Jagdbeute, in dem der kleine, rosige Fuß versank, wenn sie zur Schlafenszeit darauf stand und ihr Nachtgebet sprach.

Nachbar Vraalsen war für Ambjör Ankarkrona stets ein treuer Berater gewesen, und als nun Henrik heranwuchs, war er es auch, von dem sie Beistand und Hilfe erwartete.

„Sehet," sagte sie ihm, „er ist noch mein einziger, und ich würde es nimmer überleben, wenn er auch hinausginge, um nie wiederzukehren. Nehmt Euch seiner an und macht ihn mit den Geschäften eines Ansässigen vertraut."

„Ihr könnt dessen sicher sein, Ambjör Ankarkrona," erwiderte Ole Vraalsen. „Sind mir doch selbst männliche Nachkommen versagt; und bei Gott, der Knabe ist meines Herzens Freude, als wäre er mein eigen. Wir werden es schon erleben, daß ein tüchtiger Bönder* aus ihm wird."

„Das gebe Gott," sagte Ambjör seufzend. „Schaut, dort läuft er mit Eurem Töchterlein schon wieder den Hügel hinab zum Strande. Henrik, Henrik, komm herauf!" Aber er hörte nicht mehr. Schon stand er unten am Ufer, zwischen den Netzen, die dort die Fischer zum Trocknen aufgehängt hatten, und winkte seiner kleinen Spielgefährtin, ihm nachzukommen.

Dem Knaben steckte das Seemannsblut zu tief in den Adern. In seinen Mußestunden zimmerte er heimlich kleine beflaggte Schiffchen, die er mit Göta im Verborgenen schwimmen ließ. Und wundersam! Das Boot, das den Namen des kleinen Mädchens trug, stieß immer zusammen mit der stolzen Schaluppe „Henrik", die doppelt so groß war und ein ordentliches Segel hatte. Wie glühten da seine Wangen im Eifer des Spiels, und wie wehte der leichte Seewind ihm das blonde Haar um die reine Stirn! O glückliche Kinderzeit! Wenn sie nur nicht vorübergezogen wäre so schnell!

Aber die Zeiten änderten sich. Jahre vergingen.

Henrik war ein schlanker Jüngling geworden und spielte nicht mehr so viel mit der kleinen Nachbarin, die Sigrid nun fleißig zum Nähen, Spinnen und Weben anhielt. In der Seele des heranwachsenden Mannes lebte nur der eine Wunsch, auch hinauszuziehen wie Vater und Bruder, hinaus aus der stillen Heimat von Norwiksdal, hinaus über den brausenden Ocean in die schöne, schöne Welt.

Wie lag er zur warmen Jahreszeit stundenlang am Felsenhang und schaute über den Fjord hinweg auf den blinkenden Wasserspiegel, und jede Welle schien ihm eine schmeichelnde, süße Stimme, die ihn in die blaue, verheißungsreiche Ferne lockte. Doch auch wenn dunkle, sturmgepeitschte Wolken über den Himmel jagten, so daß Gischt und Schaum hoch aufspritzten an den düsteren Felswänden, lauschte er hinaus auf die lauten, schaurigen Lieder, die seinen Ohren lieblich klangen. Er breitete seine Arme sehnsüchtig aus. Ja, kämpfen und ringen — das wollte auch er, das gebührte dem Manne! Mochten die Weiber daheim sitzen am Herde. Er wollte seine Kraft erproben und sie stählen im wilden Wettkampf des Lebens.

Oder er blickte gedankenvoll auf das Bild des ritterlichen Ahnen, der gewiß auch einst die Welt durchzogen und dem Glücke nachgespürt hatte. Aber wie war er hierher gekommen? Wer löste das Rätsel dieser seltsamen Augen, die mit

* Norwegischer Landmann.

dämonischer Macht aus dem verwitterten Gesichte schauten?

Und wieder, wie einst als Knabe, fing Henrik an zu bitten bei seiner alten Mutter, daß sie ihn fortlasse. Aber sie wollte nichts davon hören. Nein, er durfte nicht gehen wie die anderen. Er, ihr einziger, mußte ihr bleiben!

Sie schilderte ihm Tod, Untergang, Verderben! Aber er lächelte nur dazu.

„Das waren jene, Mutter, nicht ich. Mir wird es nicht so ergehen. Nein, nein! Frohes Leben, Reichtum und auch das Glück, das Glück werde ich draußen finden. Was soll ich hier im engen Thal, wo die Berge den Blick begrenzen? O, laß mich ziehen, laß mich ziehen, liebste Mutter!"

Aber Ambjör schüttelte den Kopf. Sie wußte besser als er, was draußen auf dem Ocean und in der Welt zu holen sei und daß keiner, der ging, wiederkehrte. Sie blieb diesmal fest, ganz fest. Sie gab es nun und nimmer zu.

Des Jünglings Sehnsucht wuchs von Jahr zu Jahr, so daß er alles andere darüber vergaß. Alles! Auch die Herzen, die ihn liebten, auch daß er seiner Mutter einziger Trost war. Zur Qual wurde ihm jede Arbeit, und endlich erfaßte es ihn wie ein Fieber, und in schlaflosen Nächten reifte der Entschluß, heimlich von dannen zu gehen. Niemand sollte es wissen, denn es verstand ihn ja doch niemand hier.

Niemand? Eine hatte ihn sonst immer verstanden. Nur wenn er vom Fortgehen gesprochen, dann hatte sie das holde Köpfchen traurig gesenkt und die Wimpern über die tiefblauen Sterne gezogen; dann hatte auch sie kein Wort für ihn gehabt. Sie war ein großes schlankes Mädchen geworden, die kleine Göta, und beim letzten Erntefeste, in Ole Vraalsens Hause, hatte sie schon mitgetanzt unter den erwachsenen Mädchen, und mancher der jungen Hofbesitzer, die zu dem Feste gekommen waren, hatte ihr ein begeistertes „Skål"* dargebracht. Ja, Skål, Skål, wie hatte das so fröhlich geklungen und wie hatte man die Gläser immer wieder frisch gefüllt! Göta hatte allen freundlich und gleichmäßig Bescheid gethan; nur als Henrik mit ihr anstieß, färbte ein flüchtiges Rot die lieblichen Züge.

* Zur Gesundheit.

Also fort wollte er! Morgen schon. Er hatte es fest beschlossen. Er konnte nicht anders. Es war ja gerade die beste Zeit zum Wandern, denn ein warmer Frühlingshauch hatte die vom Winterschlaf umfangene, eisumgürtete Welt aufgerüttelt aus ihrem tiefen Schweigen, aus ihrer trägen Ruhe, und überall begann neues, junges Leben zu sprießen.

Ein kleines Boot sollte ihn hinübertragen über den Fjord bis zu dem großen Schiff, das draußen ankerte. Aber nun das Ersehnte so nahe lag, war es ihm doch so eigen ums Herz. Noch einmal wollte er die alte Heimat grüßen, noch einmal stieg er hinauf auf den kleinen Hügel, der vor den mächtigen Bergriesen lagerte, wo er so oft mit Göta gesessen hatte.

Auf der Spitze dieser Anhöhe stand ein uralter Stein, ein Runenstein, der mit allerlei Figuren und Schriftzeichen bedeckt war, und von dem man sagt, daß er einst ein geweihtes Heiligtum gewesen, auf dem die Wikinger in grauer Vorzeit dem Odin blutige Opfer gebracht hatten. Weißstämmige Birken, die schon das erste zarte Grün schmückte, umstanden den stillen Ort, und eine Drossel sang ihr lockendes Lied in den Zweigen. Er wußte, daß er in dieser Abendstunde die Gespielin seiner Kindheit dort treffen würde. Auf dem Rasen zwischen den duftenden Veilchen saß sie und wand einen Kranz von Frühlingsblumen, und von ihren Lippen schwebten die Töne des alten, heimischen Lenzliedes:

Wenn der Lenz erwacht und in Blütenpracht
Anger, Feld und Heide stehn,
Wenn im grünen Wald süßer Klang erschallt
Und die lauen Lüfte wehn,
Schlinget sich beim mitternächt'gen Mondenschein,
Schlinget sich der Elfen Ringel, Ringelreihn;
Wenn der Lenz erwacht und in Blütenpracht
Anger, Feld und Heide stehn.

Wenn der Lenz erwacht und wenn Liebesmacht
Dich gefesselt hält im Leide,
Wandle nicht allein nachts beim Mondenschein
Durch die grüne, grüne Heide.
In der Elfen Ringel, Ringelreihn
Zieht's in seine Schlingen zaub'risch dich hinein,
Wenn der Lenz erwacht und wenn Liebesmacht
Dich gefesselt hält im Leide.

„Gott grüß dich, Göta," sagte Henrik weich, als sie geendet.

Sie wandte den Kopf und sah ihm in die leuchtenden Augen.

Es war nicht nur eine Ahnung, sondern eine plötzliche Gewißheit dessen, was sie längst gefürchtet hatte, die sie durchbebte. Als sie seinem Blick begegnete, wußte sie alles, alles. Sie brauchte nicht mehr zu fragen, und sie sagte zögernd:

„Du kommst, um Abschied zu nehmen, Henrik?"

„Wer sagte es dir?" fragte er hastig.

„Niemand, aber ich weiß ja längst, daß deine Seele keinen anderen Wunsch hat als den, zu ziehen und die zu lassen, die dich lieb haben."

„Göta," rief er, „sieh, ihr alle versteht mich nicht; ihr wißt nicht, welch ein verzehrendes Feuer in mir brennt! Die Welt von Norwiksdal ist mir zu klein; draußen will ich mein Glück suchen. Gott mag mir verzeihen, wenn's unrecht ist. Ich kann nicht anders."

Göta schwieg und Henrik ließ sich neben ihr am Abhang nieder und spielte mit den Blumen, die ihren zitternden Händen entglitten.

Da war es mit einemmal so seltsam still um sie her; nur das Zwitschern der kleinen Vögel und der Abendhauch in den Zweigen der Birken!

Wie war es gekommen, daß Götas Kopf an seiner Schulter ruhte und er ihr leise, süße Abschiedsworte von Scheiden und Wiedersehen, von Liebe und Glück zuflüsterte? Hatte sie recht gehört? War's kein Traum?

Aber nun war er schon fort. Dort bog er, zum letztenmal grüßend, um des Hügels Ecke. Noch einen langen, traurigen Blick aus ihren thränenden Augen konnte sie ihm nachsenden, dann war sie allein und lehnte den heißen Kopf an den kalten Stein.

Droben auf den Gipfeln der Berge erstarb langsam das letzte Tageslicht. Graue Dämmerung umhüllte alles ringsumher, und über den Wassern stiegen wallende Nebelschleier empor.

* * *

Seit jenem Tage waren nun schon drei Jahre verflossen.

Die alte Ambjör konnte es lange nicht fassen, daß ihr letztes Kind geschieden sein sollte. Erst als eine Frist nach der anderen verstrich, lernte sie es verstehen; sie sandte einen bitter vorwurfsvollen Blick zu dem Bilde des schwedischen Ahnen, und ihre trüben Augen weinten die letzten heißen Thränen, dann wurde es Nacht für sie, tiefe, dunkle Nacht für immer.

Einmal noch hatte Henrik ihr einen Brief durch ein schwedisches Schiff gesandt, das an der norwegischen Küste kreuzte; aber das war schon in den ersten Monaten nach seinem Fortgange gewesen. Er hatte darin voll Begeisterung geschrieben, daß er schwedische Kriegsdienste genommen und an der pommerischen Küste bei der mächtigen Stadt Stralsund gelandet sei, die von den Feinden des großen Königs Karl XII. hart bedrängt werde. Seitdem war keine Nachricht mehr gekommen, und die Leute in Norwiksdal fingen bereits an, den Henrik Ankarkrona auch als einen zu betrachten, der gestorben und verdorben war wie seine Brüder, und über neuen, anderen Dingen vergaßen sie seiner, wie das so der Lauf der Welt ist.

Es war ein hartes, einsames Los, das der alten Ambjör. Nur einen Lichtstrahl gab es in ihrem umnachteten Dasein, das waren die Stunden, wenn ein liebliches Mädchenantlitz auf dem Schoße der alten Frau ruhte und ihre welken Hände über das wundervolle, welliglänzende Haar strichen.

Das alte, gebeugte und das junge, hoffende Herz verstanden sich wohl; denn

beider Denken umschloß ein und denselben Gegenstand mit gleicher treuer, schlichter Liebe, die so fest hält wie die dunklen Fichten droben am Felsgestein, wenn schon die Stürme ihr Haupt umtosen. Wenn Ambjör arm an Hoffnung war, so war Göta desto reicher daran. Die heimlichen Thränen, die sie weinte, konnte ja die Blinde nicht sehen.

Wie saßen sie beieinander in so mancher Winternacht und träumten, träumten wie die schneebedeckte Welt von der Frühlingszeit. Sie wurden nie müde von dem Entfernten zu reden, und oft meinten sie, er müsse durch die niedere Pforte treten wie sonst.

Wie war doch das Lied, das er zuweilen gesungen?

Ambjör konnte sich nicht besinnen, aber Göta wußte es, und süß und lieblich tönte ihre Stimme durch das stille Gemach:*

Es zieht der Strom seine Gleise
In rauschendem Träumen;
Es flüstert der Wind so leise
Hoch in den Bäumen.
Und unten in dem Busch erklingt
Ein Lied, das lockend die Drossel singt.
Der Himmel leuchtet wie Silberschein,
Der Sonne Goldstrahl entflieht vor der Nacht,
Der Friede zieht in die Welt hinein
Und die Liebe erwacht.
Welche Worte beschrieben
Den Zauberklang,
Der herniederbebt?
Vom Himmel schwebt
Lieb und Gesang,
Gesang und Lieben.

Ole Vraalsen sah es nicht gern, daß Göta so viel bei der Alten saß. Er gönnte der greisen Nachbarin die Freude wohl, aber er wollte sein Kind glücklich sehen und war sehr böse auf Henrik, den thörichten Knaben, der so gerade dem Glück aus dem Wege gelaufen war, das er für ihn in Bereitschaft gehalten hatte. Wäre Henrik daheim geblieben, so hätte Götas Vater ihn als Eidam willkommen geheißen, obschon er arm war; nun er aber in wildem Ungestüm hinausgezogen, sollte das Mädchen nicht ihr Leben um ihn vertrauern. Roar Roarsen drüben vom Moldefjord war auch ein stattlicher Bewerber und begütert dazu. Noch heute wollte er als Vater ein ernstes Wort mit ihr sprechen. Er wurde alt und brauchte eine Stütze, den stolzen Herrenhof zu regieren, und wenn der Henrik Göta einst lieb gewesen, so hatte sie nun lange genug auf seine Heimkehr gewartet. Sollte sie die schönsten Jahre ihres Lebens im müßigen Harren verbringen? Nein, nein, sie mußte bereit sein, dem von ihm Erkorenen die Hand zu reichen. Er würde dem Mädchen schon gefallen; vielleicht hatte sie Henrik längst vergessen.

Prest Konow, der alte Hirt, der im Sommer mit den Saetermägden Karin und Ingeborg die Herden zu Berge trieb, wußte, daß dem nicht so war, denn wenn er droben am Abhang des Norwikdalhorns stand, so konnte er hinabsehen auf den Runenstein, der ganz in der Ferne aus den grünen Feldern aufragte. Dort erspähten seine scharfen Augen gar oft Göta, wie sie am Abhang saß und träumerisch in die Weite schaute.

„Die denkt an ihren Schatz draußen auf dem Meere," dachte Prest Konow und schüttelte den alten, wettergebräunten Kopf. Er hatte Erfahrung in solchen Dingen, obschon es dreißig oder vierzig Jahre her waren, seit sein schmuckes Mädel einen anderen genommen, einen Reichen drüben über den Bergen.

„Ja, Scheiden und Meiden," murmelte er und trieb seine Kühe höher die steile Matte hinauf, wo die würzigen Kräuter stehen.

Und Prest Konow hatte recht!

Just heute hatte Göta ihrem Vater gesagt, daß sie Roar Roarsens Weib nicht werden könne, und als Ole Vraalsen endlich nun einmal im Zorn aufgebraust war, da hatte sie ihn mit sanftester Stimme gebeten, doch noch ein Jahr Geduld zu haben und zu warten, dann wolle sie seinen Willen erfüllen als gehorsames Kind. Nun war sie hinausgelaufen zu dem alten Lieblingsplatz, wo sie in der Einsamkeit träumerische Stunden verlebte. Er war

* Schwedisches Volkslied, übersetzt von Gustav Kastropp.

ihr der liebste Freund, dieser Ort. Dort trug ihr ein leiser Windhauch auf weichem Fittich den Duft der wilden Blumen und der dunklen Föhren her, wie süße Erinnerung an eine selige Stunde. Oder die Birken streuten ihr gelbes Laub über den altersgrauen Stein mit den seltsamen Runen der Vergangenheit — gleich dunkel wie die Zukunft, und der herbstliche Sturm rauschte über der Einsamen, die lange, lange hinausblickte auf die schaumgekrönten Wellen. Sollten sie ihn nie, nie mehr heimtragen zum nordischen Strand? Hatte er vergessen, daß dort zwei in Treue seiner harrten? Wo weilte er, an dem ihr starkes, junges Herz hing mit der ganzen Kraft seiner Liebe? War er der Mitternachtssonne entgegengezogen oder gen Süden zum wärmeren Gestade?

So viel sie auch sann, sie konnte die Fragen nicht lösen. Hoffen und Verzagen trieben das alte, wilde Spiel, das endlich müde macht, ach so müde! —

Der, an den sie dachte, war nicht gestorben und verdorben wie die anderen. Er hatte recht gehabt: das Leben hatte ihm glänzende Perlen in den Schoß geworfen, als er kaum sein Netz danach in die Flut getaucht.

Der tollkühne Ritt Karls XII., des Siegers von Narva, von der Türkei nach Stralsund entflammte des Jünglings Herz für den heldenmütigen Schwedenkönig, der sich nun genötigt sah, der Übermacht seiner Feinde zu weichen. Von der Heeresmacht dreier Länder, von Preußen, Sachsen, Dänemark, eingeschlossen, mußte sich die tapfere Stadt Stralsund ergeben, doch nicht, bevor sie ihren König in seinem nordischen Reich in Sicherheit gebracht. Dänische und preußische Schiffe beherrschten alle Zugänge von der Seeseite, dazu war starker Eisgang eingetreten, der besonders für kleinere Schiffe so viel wie sicherer Untergang bedeutete. Wer wollte die gefährliche Fahrt wagen? Alte, erfahrene Seeleute schüttelten den Kopf. Das hieße ja offenbar dem Tode entgegengehen!

Da trat aus der Menge einer hervor. Er stand erst seit kurzem in schwedischen Diensten, hatte sich aber durch seine außerordentliche Tapferkeit bereits bis zum Kapitän eines schwedischen Kutters emporgeschwungen. Henrik Ankarkrona war sein Name.

Mit fliegendem Atem und glühenden Wangen stand er da, der kräftige Nordlandsrecke, und erklärte sich bereit, das kühne Wagnis zu unternehmen und mit seinem Leben für das Leben des Königs zu bürgen.

In einer finsteren Dezembernacht betrat Karl XII., nur von einem Adjutanten begleitet, Henriks Schiff.

Die Fahrt war grauenvoll. In steter Gefahr, von den treibenden Eisschollen zerdrückt zu werden, war der Kutter den wachsamen Spähern auf den feindlichen Schiffen nicht entgangen, und letztere sandten Schuß auf Schuß über das verdächtige Fahrzeug. Wie ein Felsen stand Henrik am Steuer, die pfeifenden Kugeln sausten ihm um den Kopf. Von den sechs Matrosen der Besatzung wurden zwei getötet, die der kaltblütige Kapitän sofort in die stürmischen Wogen versenken ließ, um das angeschossene Schiff zu erleichtern. Keiner der übrigen Bootsleute war ohne Verwundung, nur der König noch unverletzt.

Dunkle Blutstropfen quollen aus einer Wunde an Henriks Arm, und immer grausiger tosten die Wellen und öffneten ihr schaurig tiefes Flutengrab. Nur noch eine Viertelstunde, dann war ein auf hoher See kreuzendes schwedisches Kriegsschiff erreicht. Der sinkende Mut belebte sich noch einmal. Die letzte Kraft wurde zusammengerafft und — das Werk war gelungen, der König gerettet!

An Bord seines Schiffes steuerte er gegen Schweden und mit ihm sein Retter, der brave Kutterkapitän, den der König zum Lohn für seine treuen Dienste in seiner Nähe behielt, nachdem er ihn zum Freiherrn von Ankarkrona gemacht hatte.

Ha, wie schwoll ihm da das stolze Herz! War das noch nicht Glück?

Und nun ging es weiter an den Hof des großen Königs, der ihn, den streitbaren Helden, seinen Retter, mit immer größerer Huld belohnte. Wo wurde nun nicht der Name Ankarkrona genannt, und der ihn trug, hob sein Haupt stolz empor als einer der ersten im Lande. — —

Kerzenglanz, Blumenduft und Musik! Es war ein rauschendes Fest im Königspalast.

Prinzessin Ulrike Eleonore, die Schwester des Königs, empfing ihre Gäste; Kavaliere in glänzenden Hofkleidern und Damen mit schweren Seidenschleppen und funkelndem Geschmeide schritten durch kostbar geschmückte Säle und Hallen.

„Habt ihr schon den Ankarkrona gesehen, den neuen Günstling des Königs?" sagte Graf Lenholm zu seinem Nachbar. „Schaut, dort tritt er ein im Gefolge Sr. Majestät. Sieht er nicht aus, als gehöre er zu einem anderen, längst vergangenen Geschlecht?"

Ja, wie ein Recke der Vorzeit, der noch nicht seine Kraft verloren im weichen, wollüstigen Leben der Großstadt, schritt er daher in der Nähe des Königs, vor dem sich alles in tiefster Reverenz rechts und links neigte.

Manch schönes Auge begegnete dem funkelnden Blick des neuen Günstlings, auch die tiefschwarzen Glutaugen des Ehrenfräuleins Hildur von Versteeghen, die am Hofe des Polenkönigs Stanislaus Leczinski erzogen war und sich nun, da dessen kurze Herrlichkeit vorüber, hierher geflüchtet hatte.

Wie schnell und leicht hatte der neue Freiherr gelernt, in galanter, höfischer Weise zu reden! Wie funkelte der Wein im spitzen Kelchglas und wie ungestüm und laut schlug das Herz im heißen Verlangen gegen das goldgestickte Galakleid! Alles warb um seine Gunst und beugte sich vor ihm! Auch die schwarzen Augen lächelten ihm zu; warum sollte er, der Vielumworbene, nicht noch mehr vom Glücke hoffen dürfen?

Das bunte, herrliche Leben riß ihn fort. Es schlang seine bestrickenden Fäden fester und fester, und Henrik Ankarkrona vergaß alles Vergangene und schlürfte den Schaum von dem ersten Becher der Lust.

Aber im Taumel hörte er nicht, was Neid und Mißgunst einander ins Ohr zischelten, noch heimlich und leise, aber stetig und lauernd auf den richtigen Augenblick.

Zu Hildurs Füßen durfte er endlich seine Wünsche gestehen. Ihre Hand sollte sein Lohn sein; wenn er die ehrenvolle und wichtige Mission, welche der König ihm anvertraute, zu Ende geführt haben würde, dann würde sein Stern im Zenith stehen.

Die Botschaft Karls XII. entsandte ihn nach Dresden an den üppigen Hof des Polenkönigs August II., und von neuem wurde er dort von lautem, rauschendem Leben, von einem Strudel des Genießens umfangen.

Aber die Zeit seiner Abwesenheit von Stockholm war ein günstiger Boden, um bösen Samen auszustreuen. Und sieh da! Er begann aufzugehen.

Man erinnerte sich plötzlich, daß es schon früher einen Ankarkrona am Königshofe zu Stockholm gegeben, vor fast hundert Jahren, der dazumal ein Vertrauter König Gustavs gewesen und ihn nach Deutschland begleitet hatte. Besann man sich recht, so tönte das schreckliche Wort „Königsmord" schaurig durch das trauernde Land, als man den bei Lützen gefallenen Helden heimholte in die Gruft seiner Väter. Und immer gewaltiger wurde der Ruf, und da war es, wo man auch damals den Namen Ankarkrona genannt, erst leise und dann laut und lauter, bis der unschuldig Verklagte fliehen mußte wie ein Verfemter. Einige sagten, er sei tot; andere meinten, er und sein Geschlecht lebe noch in den Bergen.

Das war der Ahn, dessen düster-ernstes Bild in Mutter Ambjörs Hütte hing.

Die alte, vergessene Geschichte wurde plötzlich überall wieder wach, und als die Nachricht kam, daß der Freiherr von Ankarkrona wenig Gutes am Hofe zu

Dresden ausgerichtet, wurden die Stimmen, die erst nur leise geflüstert, lauter und lauter, und häßlicher, schwarzer Neid, Haß und Verleumdung webten ein festes, lügnerisches Gespinst.

Als der königliche Bote heimkehrte, wurde er anders empfangen als beim Abschied, und da er den Falschen Trotz zu bieten wagte, sah er sich plötzlich von einer Schar von Feinden umgeben.

Doch er wußte dem erbittertsten der Gegner zu antworten, wie es einem an seiner Ehre Gekränkten zukommt.

Graue Dämmerfrühe umfing den einsamen Platz, entfernt von dem Geräusch der Hauptstadt, wo er auf Leben und Tod kämpfen wollte mit dem Verleumder. Wollten sie sich nicht versöhnen? Nein! Die Kugeln sausten durch die Luft, und das Blut des Gegners färbte das braune Heideland. Henrik blieb Sieger.

Was wird der König sagen, wenn er von dem Handel hört und daß ein Sprosse aus dem ältesten Adelsgeschlechte Schwedens dem Zweikampf zum Opfer gefallen?

Großmütig und königlich verzieh er seinem Lebensretter, aber er mußte ihn trotzdem aus seinen Diensten entlassen, nur den verliehenen Titel sollten die Ankarkronas weiter tragen zur Erinnerung an die heldenmütige Rettung Sr. Majestät, wie es in dem Entlassungsschreiben hieß.

Nun wohl, so war immer noch eine Hoffnung, deren Erfüllung er von Hildur erwartete. Wenn sich auch des Glückes Sonne ein wenig verdunkelte, noch blieb ihm Liebe und Freundschaft, die köstlichsten Güter auf Erden.

Sein blindes Vertrauen wurde mit Hohn beantwortet. Dem geehrten Günstling des Königs war Hildur geneigt gewesen, nicht dem emporgekommenen Fremdling; den reichbelohnten Höfling brauchte man zum Freunde — was sollte man mit dem aus dem königlichen Dienste Entlassenen?

Als Henrik sich umsah, stand er allein. Nicht einer war, der zu ihm gehalten hätte. Alle Gunst, alle Freundschaft, alle Liebe war verschwunden, wohin er auch blickte.

Ein einsamer, ausgestoßener Mann irrte er vorüber an den prunkenden Palästen der nordischen Königin, durch dunkle, menschenleere Gassen, dumpfen Schmerz und Verzweiflung im Herzen.

Wie hatte ihn das falsche Getriebe mit seinen hohlen Freuden geblendet und verlockt und wie konnte er den gleißenden Flitterkram für echtes Gold nehmen? Das also war die Welt! Dieselbe Menge, die ihn umschmeichelt und bewundert hatte, wandte ihm nun achselzuckend den Rücken. Er fühlte es nicht, daß Regen und Sturm seine heiße Stirn peitschten, nur immer vorwärts, fort von den enttäuschenden Thorheiten der Welt, fort von diesem Scheinleben. Gab es auf Erden keinen Platz mehr, wo der Quell lauterer Wahrheit noch floß?

* *
*

Vergessen hatte er die Heimat im Taumel des Scheinglücks! Nun erst stiegen langsam alle ihre süßen Bilder in seiner Seele auf und es umwehte ihn wie Hochlandsluft und Freiheit nach langer dumpfer Kerkerhaft.

Über das Meer zur Heimat! Aus dem Geräusch der Welt zu ihrer Stille, die nur von dem Geläut der Herdenglocken und dem Murmeln der Wellen unterbrochen wurde. Er war müde von dem lauten Gewirr da draußen. Am heimischen Fjord bei den alten, treuen Herzen wollte er ausruhen. Dort hatte man ihn wohl nicht vergessen, obgleich er wußte, daß er liebendes Gedenken schlecht verdient hatte.

Und so eilte er vorwärts, rastlos und ohne Aufenthalt, über das im Herbstwind brandende Meer, bis er endlich, endlich den schneebedeckten Gipfel des Norwikdalhorns begrüßen konnte.

Da lag das stille Dörfchen im Herbstessonnenschein! Aus Ole Braalsens Gehöft stieg kerzengerade der Rauch auf. Es

gab dort viel zu schaffen heute, denn morgen trieb Prest Konow die Herde zu Thal und man feierte wie alljährlich das Erntefest. Sigrid hatte alle Hände voll zu thun, daß das „Fladbröt“ und die „Flödegröt“* so gut geraten wie stets, und wer weiß, ob sie nächstes Jahr noch ihren alten Ruhm im Backen und Kochen bewähren kann, oder ob die junge Hausfrau ihn dann allein beanspruchen wird! Sigrid lächelte bei dem Gedanken und schob die große, weiße Haube, welche die Töchter ihres Landes tragen, zurecht.

Ja, morgen war Erntefest! Auch Göta wußte es. Da kam Roar Roarsen herüber vom Moldefjord, und sie mußte ihr gegebenes Wort halten und dem täppischen, ehrlichen Bewerber die Hand reichen, wenn sie nicht ihres Vaters Zorn aufs höchste reizen wollte. Soviel es auch zu schaffen gab, sie stahl sich von dannen, hinüber zu Mutter Ambjörs Haus. Sie wollte zum letztenmal an dem traulichen Herde der Alten früherer Zeiten gedenken.

Herbstlich kühl wehte die Luft. Dort stand noch ein Stenglein blühendes Heidekraut und eine verspätete Glockenblume. Ja, der kurze Sommer war vorbei, und es war Zeit, von allen holden Erinnerungen zu scheiden. Mutter Ambjör saß wie immer im Lehnstuhl, als Göta eintrat, und streckte ihr die zitternde, magere Hand entgegen. Das Mädchen stellte den Korb mit Kuchen, den sie der Alten brachte, beiseite und kniete neben ihr nieder wie sonst.

Sagen konnte sie kein Wort. Die Thränen erstickten ihre Stimme. Es sollten und mußten die letzten sein, die sie dem Geschiedenen nachweinte, aber darum eben rannen sie so reichlich über das liebliche Gesicht. Lange, lange hielten die beiden, die miteinander geharrt hatten, sich umschlungen. Kein Laut störte die Stille, nur das Knistern der verlöschenden Funken im weiten Kamin, die vergehen wie die letzten holden Träume des weinenden Mädchens.

Da nahten sich Schritte. Göta sprang auf. War es ihr Vater, der kam, um sie heimzuholen? — Nein, das waren leichte, beflügelte Tritte, nicht Ole Braalsens schwerfälliger Gang. Da springt die Thür der Hütte auf, noch einen Augenblick und mit dem Rufe: „Mutter, Mutter!“ sinkt Henrik an das Herz der alten Ambjör.

Was ist die kurze Qual, die er draußen erduldet, gegen das köstliche Glück der Heimkehr an das treue Mutterherz! und Freudenthränen rinnen über das bärtige Antlitz.

„Henrik, mein einziger, mein Kind!“ Das ist alles, was Ambjör hervorbringen kann. Sie kann ihn nicht mehr sehen, aber sie hört seine tiefe, melodische Stimme, die ebenso klingt wie die seines Vaters.

Doch noch ruht eine Frage ungelöst in Henriks Seele. Er hebt langsam den Kopf, auf dem die segnenden Mutterhände ruhen, und schaut auf zu Göta, die bescheiden im Hintergrund steht. Darf er, der fremdgewordene, weltmüde Wandersmann, seine Augen erheben zu der unbefleckten, weißen Nordlandsblume? Aber nur ein einziger Blick in die klaren, tiefblauen Heimataugen, und er weiß, daß sie ihm Treue gehalten haben, obgleich er sie vergessen hatte über anderen trügerischen Sternen.

Süßer und schöner hatten sich die beiden treuen Frauenherzen das Wiedersehen nicht geträumt, und wer kann sagen, welche die Glücklichste von ihnen war?

„Da schau mir einer den wilden Jungen an, den Weltumsegler! Hat sich wohl die Hörner nun abgelaufen da draußen? Gottes Wunder ist's, daß er den Weg zur alten Heimat noch wiedergefunden hat. Hat ihm manches draußen nicht gefallen, gelt? Dachte mir's schon. Nun sind die alten Freunde hier oben wieder gut genug,“ polterte Ole Braalsen, aber dabei lief über sein Gesicht ein so glückliches Schmunzeln, und wenn er sich auch

* Skandinavische Nationalgerichte.

böse stellte, so war doch niemand froher als er, daß „der Seemannsjunge" wieder daheim war.

„Wie wird's denn aber nun mit Roar Roarsen?" Ole Braalsen kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. Das traf sich ja herrlich, daß ein Bote vom Moldefjord kam und seines Herrn Nichterscheinen beim morgenden Feste entschuldigte. Da konnte Braalsen es abwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Er wollte ja nur seines Kindes Glück, und im Grunde ist ihm „der Teufelsjunge" doch der liebste Eidam. Höllisch stattlich und schmuck sah er aus, das mußte man sagen, und ein Wunder war's nicht, daß sein Mädchen sich drei Jahre lang fast die Augen nach ihm ausgeschaut hatte.

Göta ließ Mutter Ambjör keine Ruhe; sie mußte mit hinüber zum Erntefest kommen, und sorgsam führte der reckenhafte Sohn das alte, blinde Mütterlein in Ole Braalsens geschmücktes Haus.

Dort waren schon die Nachbarn versammelt und „Willkommen, willkommen" tönte es von allen Seiten. Alle umringten den Heimgekehrten und streckten ihm die Rechte entgegen zum Gruß, so daß er kaum Hände genug hatte, sie alle zu ergreifen.

Zuletzt kam Prest Konow, der Saeterhirt. „Guten Tag, junger Herr, wieder daheim in Norwiksdal? Gelt, es ist der schönste Platz auf der Welt? Werdet Ihr nun für immer hier bleiben, junger Herr?" fragte der Alte und schielte dabei seitwärts, wo Göta neben der alten Ambjör stand.

„Ja, alter Freund, für immer," sagte Henrik.

Nun, dachte da Prest Konow, dann wird's ja wohl bald Hochzeitskuchen hier geben. Ja, ja, auf den Bergen wohnen auch noch Leute, die wissen manchmal mehr wie die im Thal, und Prest Konow ging hinüber, wo für das Gesinde aufgetragen wurde, um mit einem tüchtigen Schluck „Bränwin" den guten Gedanken und frommen Wunsch zu begießen.

Auch die vornehmen Gäste saßen nieder zum fröhlichen Mahle. Sigrid trug den saftigen Bärenschinken auf und das geräucherte Renntierfleisch, und fröhlich klangen die Becher aneinander und wieder tönte es „Skål, Skål" von Mund zu Munde.

Je weiter das Mahl vorschritt und je mehr die Heiterkeit um sich griff, desto öfter trafen sich zwei Paar Augen, und zwei Hände verschlangen sich zu leisem, innigem Druck.

Spät erst trennten sich die Gäste von dem fröhlichen Fest, und es wurde nach der lärmenden Freude still auf Ole Braalsens Gehöft. Aber bevor Henrik von Göta schied, schüttete er ihr sein ganzes reumütiges Herz aus, und sie — was verzeiht die wahre Liebe nicht!

Klarer Mondenschein ergoß sich über die herbstliche Landschaft. Er schimmerte glänzend auf dem reichgeschnitzten First des Herrengaards und sein bleiches Licht schien in das stille Gemach im Giebel, wo Göta schlief. Nein, sie schlief noch nicht. Mit seligen, offenen Augen schaute sie auf den silbernen Lichtglanz, der von draußen hereinflutete, und horch! da drangen die sanften, süßen Töne einer tiefen, weichen Männerstimme an ihr Ohr. Der Bewerber sang nach der Sitte des Landes unter dem Fenster der Geliebten. Sie preßte die kleinen Hände auf das laut pochende Herz und lauschte mit unsäglichem Entzücken hinaus in die stille feierliche Nacht den Worten des heimischen Liedes:*

In dem tiefsten Walde war,
Purpurübergossen,
Eine Rose wunderbar
Dichtem Laub entsprossen.
Und die süße Knospe neigt
Lieberglüht sich nieder,
Und ein holdes Traumbild zeigt
Immerdar sie wieder.
Komm, an meinem Herzen ruh,
Nordischen Waldes Rose du!

Nicht im düstren Walde mehr
Sollst du ferner weilen,
Sage, daß du wonneschwer
Wollest zu mir eilen!

---

* Norwegisches Volkslied, übersetzt von Gustav Kastropp.

Sage, daß ich lieb dir bin
Wie zu frühren Stunden,
Daß sich unser Herz und Sinn
Immerdar gefunden.
Komm, an meinem Herzen ruh,
Nordischen Waldes Rose du!

* *
*

Mutter Ambjör hat es noch erlebt, daß ein neues, junges Geschlecht neben ihr aufblühte, und ihr alter, müder Kopf konnte oft nicht das Einst vom Jetzt unterscheiden. Sie meinte fast, daß es ihre eigenen Knaben wären, die nun wiedergekehrt, wenn ihre Enkelkinder zu ihr kamen. Wenn sie sie auch nicht sehen konnte, so tastete sie doch auf ihre lockigen Köpfchen und merkte, wie sie wuchsen und wie groß sie schon waren.

Da war wieder Knut, ein schlanker Knabe, und Halvor und auch der kleine Lars, den seine dicken Beinchen fast noch nicht tragen konnten; und Göta, die junge schöne Mutter, hoffte, daß es dieses Mal eine kleine Ambjör sein würde.

Jubelnd kamen die drei in der Großmutter Hütte gesprungen und verkündeten, daß der erste Schnee über nacht gefallen und daß die zwei Ältesten den Kleinen im Rennschlitten herübergefahren hatten.

Mag er kommen, der grimme Winter! Mag der Fjord erstarren zu eisigem Glast und die Tannen sich beugen unter der Last der schneeigen Flocken, was kümmert es die, die glücklich sind? Wenn auch draußen alles erstirbt, um sie her sproßt junges, blühendes Menschenleben und im Herzen wohnen Glück und Frieden beieinander im schönsten Verein.

* *
*

Wenn Nils Tune diese Geschichte erzählt hat, so pflegt er mit der Hand nach Süden zu deuten, und er fügt hinzu: „Hier oben ist keiner mehr von ihnen zu finden. Sie haben es alle gemacht wie Henrik; alle sind sie hinabgezogen nach Schweden, aber dort leben sie fort, die Ankarkronas, ein freies, starkes Nordlandsgeschlecht, solche Söhne, wie das Vaterland sie brauchen kann zu allen Zeiten!“

Erinnerungen an Heinrich Heine.

Von

Fanny Lewald.

III.

Einmal erzählte ich Heine, daß ich am verwichenen Tage in einem seiner an Stahr gesendeten Bände gelesen habe und daß mich und Hartmann seine Erklärung der Bibelerzählungen entzückt hätten; namentlich sei uns die Erhabenheit des Stiles aufgefallen, und ich setze die Stelle getrost hierher, da sicher jetzt viele sie nicht mehr kennen und die, welche sie ihrer Zeit gelesen, sie schwerlich mehr gegenwärtig haben. Sie lautete:

„Welch ein Buch, groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, alles ist in diesem Buche" — und dann von der Darstellung: „wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich."

Ich erwähnte dieser Stelle, die ich tags zuvor einmal wieder gelesen. „Und doch müßte ich jetzt alles ganz neu schreiben," sagte er, „jetzt, wo ich die Poesie und die kulturhistorische Bedeutung der Bibel wie auch ihren ethischen und religiösen Gehalt weit besser verstehe."

Wir kamen dann auf die gewöhnliche Behandlung der Bibel durch die Geistlichen zu reden, und Stahr erzählte bei der Gelegenheit, daß er einmal mit einem Bremer Pastor eine Fehde ausgefochten, während Hamburg noch in Flammen gestanden. Der Pastor hatte sich damals nämlich gemüßigt gefunden, sich in einer Strafpredigt zu ergehen und den erschreckten Mitfühlenden zu erklären: Das hat Gott gethan!

Stahr hatte, ich weiß nicht, ob in der Bremer, der Weser-Zeitung oder in einer kleinen Schrift, darauf mit einem Artikel geantwortet, der die Aufschrift getragen: Schämen Sie sich, Herr Pastor T... — (ich setze den ausgeschriebenen Namen nicht hierher).

„Da haben Sie aber unrecht gehabt!" rief Heine lebhaft dazwischen, „und der Pastor recht. Sie kennen Hamburg nicht, Sie wissen nicht, welch ein Sündennest es war. Sehen Sie, was dies Hamburg mir für Leid angethan; wie profund unglücklich ich dort gewesen bin, das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides gethan, das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer alle gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klatschereien von dem anderen Volke. Diese hochmütige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit, dieser Haß

gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen alles, was mehr ist als sie selber, diese heuchlerische bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantasielosen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das alles! Berlin ist sehr langweilig, sehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Pläsir, daß ich mir dort besser vorkam als alle anderen."

Später beauftragte er uns abermals, Varnhagen für seinen Brief zu danken. „Sie können ihm ja weit mehr sagen," meinte er, „als ich ihm durch den Menschen, meinen Sekretär, diktieren lassen kann. Und dann sagen Sie ihm auch, daß ich in meinem Zerwürfnis mit meinem Vetter Karl Heine weniger strafbar sei, als Varnhagen glaube. Ich würde auch sein wohlgemeintes Abraten befolgt haben, hätte mich damals Lassalle nicht so umstrickt und beherrscht, daß ich seine Rachsucht gleichsam eingesogen und mich meiner augenblicklichen Erbitterung auch in blinder Rachsucht überlassen hätte, was ich nachträglich bedauert."

Er sprach viel von Lassalles gewaltthätiger Kraft, von seinem Verkehr mit ihm, von Varnhagens Meinungen, offenbar voraussetzend, daß wir von dem allen wüßten, was nicht der Fall war. Wir wollten auch davon nicht wissen und sagten ihm das, um nicht in ein Hin- und Hergerede gedrängt zu werden, das nachträglich doch nichts mehr an den Thatsachen ändern konnte.

Als er dabei wieder auf seine schwierigen Geldangelegenheiten zurückkam, sagte Stahr, wie er das Geld als das einzige Mittel zur Freiheit immer höher achten lerne und wie er es leicht finde, sich Entbehrungen aufzulegen, um Geld zu sammeln um des Freiseins willen.

„Sie auch?" rief Heine. „Meine Frau lacht immer, wenn ich Geld zähle, denn ich zähle nie un Louis, deux Louis, sondern un ami, deux amis u. s. w. — Gestern abend habe ich aber sehr heitere und gute Stunden gehabt. Ich hatte mir das Kind — wir fanden das kleine Mädchen oft dort und vermuteten, daß es ein Kind aus dem Hause sei, an das er und seine Frau sich gewöhnt — also ich hatte mir das Kind eingeladen, mit mir Kuchen zu essen, und habe ihm dabei Himmel und Hölle erklärt: le ciel où c'est si beau et si brillant, qu'on y mange du gâteau du matin au soir; et comme le bon dieu a des marmitons qui sont les anges; et que les anges quand ils ont bien mangé s'essuient la bouche avec leurs ailes blanches, ce qui est bien sale de leur part! — oui! bien sale! hat das Kind ganz empört gesagt, und meine Frau hat darüber, wie das Kind sich in den Gedanken vertieft hatte, und über meine Freude daran, so gelacht, daß sie sich auf dem Sofa gewälzt hat. Nachher habe ich die ganze Nacht sehr lustige Verse gemacht."

Von lustigen Versen kamen wir, ich weiß nicht wie, auf das Wintermärchen, und Stahr und Heine recitierten einzelne Verse daraus, während Heine beschrieb, welchen Eindruck ihm die Rückkehr nach Deutschland gemacht hatte. „So sehr ich leider alles beim alten und miserabel fand, so mutete mich doch alles, sogar das schlechte Essen an, und das ist wohl auch der Grund, daß das ganze Gedicht so gutmütig ist. Ich hätte können viel schärfere Hiebe austeilen, aber ich habe es nicht gethan, es wirkte in jener Zeit auch so ein gutes Teil. Denken Sie! das Buch hat in Amerika zwölf Auflagen erlebt."

* *
*

Stahr hatte Heine auf dessen Wunsch Georg Jungs „Geschichte der Frauen" geschickt. Er sprach davon mit großem Lobe gegen Stahr, fügte jedoch hinzu, daß Jung zu enthusiastisch für die Frauen eingenommen sei.

„Ich bin nicht für diese schrankenlose Emancipation. Es geht mir mit den Frauen wie Napoleon mit den Schwarzen."

„Warum wollen Sie die Schwarzen nicht emancipieren, Sire?" fragte man ihn.

„Je vous le dirai en deux mots — parceque je suis blanc! — Und ich — ich bin verheiratet. Wir vertrauen ja den Frauen die ganze Zukunft, die künftige Generation; da können wir sie doch nicht so ohne weiteres auf der Gasse umherlaufen lassen. Vor socialen Ungerechtigkeiten müssen wir sie beschirmen durch unsere Institutionen — im übrigen für sie sorgen. Das ist die Sache."

Den Tag war Heine so angegriffen, daß Stahr nur kurze Zeit bei ihm blieb; aber er mußte versprechen, bald wiederzukommen.

* *
*

Neulich, als wir uns bei Heine entschuldigten, daß wir ihm das Buch über Börne und noch ein anderes, das er uns gesendet, nicht mitgebracht, sagte er: „Nein! Sie sollen die Bücher ja behalten! Das Buch über Börne, das habe ich Ihnen, Stahr, als Buße geschickt — und le Rapport sur l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices par Courtois fait à la Séance du 16 Nivôse, das kann ich doch schwerlich mehr benutzen, nehmen Sie es also, dem es doch vielleicht dienen kann."

Ich sagte, daß ich mir von Stahr das Wintermärchen, das Heine ihm neulich geschenkt, hätte schenken lassen, und daß er mir nachher doch einen Frank dafür abgehandelt hätte. Heine lächelte sehr heiter dazu.

„Das freut mich, denn das ist ein Beweis, daß meine Bücher jetzt noch nicht ganz wertlos sind, wie der Campe mir gern einreden möchte! Sie sollen aber Ihr eigenes Exemplar von mir haben und nicht ein abgebetteltes; und Ihnen, Stahr, will ich ein Stück des Manuskriptes vom Atta Troll zum Andenken mitgeben, weil Sie den so lieb haben!"

Bei diesem Sprechen über die beiden Satiren wurde bald einer, bald ein anderer Vers aus denselben erwähnt, und ich sagte, ein Wort oder ein Ausspruch von ihm habe mir immer einen besonderen Eindruck gemacht. Er verlangte zu wissen, welcher es sei und wo derselbe stehe.

„Es ist aus der Schilderung Luthers vor dem Reichstag, in dem Augenblicke, in welchem der Herzog von Braunschweig dem erschöpften Reformator die Kanne Eimbecker Bier bringen läßt. Sie fügen der Erzählung des Vorganges die Worte hinzu: Ich werde diese edle That dem Hause Braunschweig nie vergessen!"

Beide Männer lachten und Heine fragte: „Aber was hat Ihnen denn daran so besonders gefallen?"

„Es hat mir immer so de paire en paire, so souverän geklungen!" entgegnete ich.

„Wie die Frauen Derartiges empfinden! wie sie oft erraten, was wir selbst kaum in uns erkennen! Man sollte nicht sagen: vox populi vox dei — sondern Frauen Stimme, Gottes Stimme. Aber seien Sie bedankt dafür!"

Das Gespräch war gleich wieder darüber hinaus, und da es Zeit zum Aufbruch war, trug Heine uns noch verschiedene Bestellungen an Varnhagen auf. „Ich würde Sie nicht damit beschweren," sagte er, „wenn ich einen verläßlichen Sekretär, einen vertrauten Menschen um mich hätte wie Goethe an Eckermann. Den habe ich aber nicht, und so helfe ich mir damit, daß ich jeden Brief, der irgend etwas Besonderes enthält, von zwei, drei verschiedenen Personen auf einzelnen Zetteln schreiben lasse; das ist aber eine so elende und mühevolle Arbeit, daß ich nur das Unerläßlichste diktiere. Wenn ich mich nur ein bißchen mehr rühren könnte! Bei meiner Abneigung gegen die Langeweile der Seligkeit möchte ich, so elend ich bin, doch noch lange leben, denn die miserabelste Erdenexistenz scheint mir noch beneidenswert und weit vorzuziehen vor den himmlischen Freuden! Ach, der herrliche Achill wußte es wohl, warum er lieber ein frönender Knecht sein wollte im Lichte des Tages als dort unten ein König über die Schatten der Toten! — Bei Lebenbleiben fällt mir ein: wissen Sie etwas von einem Musenalmanach von

Schede oder Schade? Man geht mich um Beiträge an, und ich möchte etwas geben, wenn es ein ordentlicher Mensch wäre. Ich bin sehr für solche Musenalmanache und habe auch immer gern etwas dazu gegeben; erkundigen Sie sich doch, was daran ist."

So sprach er heiter fort, und ich schied schweren Herzens, da ich wußte, daß wir, oder wenigstens ich, ihn nicht wiedersehen würde, denn unsere Abreise stand vor der Thür.

* *
*

* Ich ging noch einmal allein zu ihm am 23. Oktober. Heine war schwerer leidend als jemals. „Ich habe Sie hereinkommen lassen," sagte er, „obschon ich diesmal wirklich nicht lange werde Ihren Besuch haben können, denn ich leide schrecklich! zwei Nächte schlaflos, ohne einen Augenblick Schmerzenrast! Ach, es ist schrecklich, schrecklich — warum muß eine Menschenkreatur so viel leiden!" Er war einen Augenblick still, dann reichte er mir die feine, fast zur Durchsichtigkeit abgemagerte Hand hin und sagte: „Es thut mir wohl, Sie bei mir zu haben und zu sehen." Er zog bei diesen Worten mit dem Zeigefinger das Lid des rechten Auges, das allein noch Sehkraft hatte, etwas in die Höhe und sah mich mit einem unaussprechlich rührenden Blicke an. Dann fuhr er fort: „Ich habe vom ersten Augenblicke an zu Ihnen und zu Fanny Lewald ein solches Vertrauen gehabt, ich habe in diesem Vertrauen zu Ihnen gesprochen wie zu mir selbst; Sie werden das beide nicht mißbrauchen. Ich bin ja schon so unglücklich!" Mir wurden die Augen feucht. „Kommen Sie doch um das Bett herum," fuhr er fort, „da auf dem kleinen Tische liegt etwas für Sie, ich habe an Sie gedacht und Ihnen etwas eingeschrieben in das ‚Wintermärchen', das Sie so gern haben." Ich nahm das Buch. Mit zitternder Hand waren auf das Titelblatt in Bleistiftzügen die Worte geschrieben: „An Adolf Stahr zur schönsten freundschaftlichen Erinnerung von Heinrich Heine. Paris, 23. Oktober 1850." „Das Atta-Troll-Manuskript," fuhr er fort, „konnte ich nicht finden. Aber es bleibt Ihnen, wenn Sie wiederkommen. Sie kommen doch gewiß?" Ich bejahte mit schwankender Stimme. Wir kamen dann noch einmal auf die furchtbare Liste von Courtois zurück. Ich erwähnte verschiedene Thatsachen, die ich eben in den Tagen von François Sabatier über die Septembriseurs vernommen, und Heine bemerkte dazu: „Die Specialakten dieser Revolution sind noch lange nicht ausgebeutet, und Charaktere wie Robespierre und Danton werden noch lange Rätsel bleiben."

Ich erzählte Heine, wie ich von Sabatier erfahren, daß über Danton eigenhändige Aufzeichnungen eines Konventsmitgliedes während seines Prozesses existieren, die das Archiv der Polizeipräfektur bewahrt, und berichtete, was Sabatier, der sie gelesen, mir aus denselben mitgeteilt.

„Mir ist," meinte Heine, „Dantons Anhänglichkeit am Boden des Vaterlandes immer rührend gewesen. Wie gern möchte ich selber in Deutschland sein, wär's auch nur, um dort zu sterben. Ich sehne mich oft dahin!"

„Wäre es denn nicht möglich, das auszuführen?" fragte ich.

„Es wäre wohl," versetzte er, „aber ich müßte einen eigenen Wagen dazu bauen lassen, das würde sehr viel Geld kosten. Und am Ende" — setzte er noch immer scherzend hinzu — „ist das Transportstück doch das Postgeld nicht mehr wert."

Er schickte mich fort; die Notlüge, daß ich bald wiederkommen würde, fiel mir schwer. „Kommen Sie wieder! kommen Sie wieder!" scholl mir's noch durch die geöffnete Thüre nach.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen damals — und nicht geglaubt, ihn wiederzusehen.

* *
*

* Nach einer Aufzeichnung von Stahr.

1855.

Mit den Worten dieses letzten Kapitels enden die Aufzeichnungen über den Verkehr mit Heine im Jahre 1850. Wir verließen Paris wenige Tage danach. Stahr war noch kurz vor unserer Abreise durch die furchtbare Nachricht erschreckt worden, daß sein langjähriger Freund und Lebensgenosse, Hofrat Starklof in Oldenburg, seinem Leben ein Ende gemacht, und wir hatten uns jenseit der Grenze getrennt, um in unsere verschiedenen Heimaten zu gehen.

Erst im Herbste von 1855 kamen wir wieder einmal nach Paris. Wir hatten uns endlich im Februar dieses Jahres verheiraten können, waren im Sommer mehrere Wochen bei meinem Onkel Friedrich Lewald, dem Gründer und technischen Direktor der Bahn von Breslau bis Krakau, in Breslau gewesen, hatten danach mit Stahrs Töchtern einen kleinen Aufenthalt in Kösen gemacht, wo Liszt uns in Treue besucht, waren über Dresden für ein paar andere Wochen nach Baden-Baden und schließlich zur ersten Weltkunstausstellung nach Paris, in die uns von dem früheren Aufenthalte liebgewordene Pension Chamorin in der Rue Castiglione gegangen, in der es auf ein mehrmonatliches Verweilen abgesehen war.

Stahrs Arbeit über die Kunst der alten Welt, der „Torso", war im Jahre vorher erschienen, und er wünschte nun eine vollständige Anschauung von der zeitgenössischen Kunst zu gewinnen, wofür Paris eben in jener Ausstellung die Möglichkeit bot. Ich hatte auch freie Zeit, und Stahr in seinem fünfzigsten Jahre, ich im fünfundvierzigsten, waren heiter und zufrieden, als wären wir sehr viel jünger und hätten eine nachträgliche Hochzeitsreise zu machen. Es waren schöne, glückbegünstigte Zeiten. Dazu fanden wir unsere Pariser samt und sonders in Paris und eine Anzahl von unseren anderen Freunden dort versammelt, welche wie wir von der Ausstellung herbeigezogen worden waren.

Meine beiden Cousins: Heinrich Simon von Breslau, der Deutschland nach der Revolution verlassen mußte und seitdem in Zürich lebte, ebenso wie sein Bruder Gustav, der ihm aus Bruderliebe mit Frau und Kindern nach der Schweiz gefolgt, waren schon vor uns in Paris angelangt, und da wir soviel als möglich mit ihnen und mit englischen Bekannten zusammen sein wollten, während Stahr die ganzen langen Tage in der Ausstellung verweilte, verging eine geraume Zeit, ehe er zu Heine hinkam, obschon an jedem Morgen davon die Rede war.

Das erste Mal ging er wieder allein zu ihm. Heine hatte sein früheres Quartier auf der Höhe der stillen Rue d'Amsterdam verlassen und war hinabgezogen in die Avenue Matignon 3, hart an den Champs Elysees, wo er — hundertfünf Stufen hoch — ein paar Zimmer mit Balkons bewohnte.

Stahr fand ihn genau wie vor fünf Jahren auf einer Art von Diwan, den man aus Matratzen aufgebaut. Er hatte einen Bleistift in der Hand, eine Mappe vor sich. Sein Sekretär war erkrankt, und er hatte versuchen wollen, selbst etwas zu schreiben. Stahr fand ihn äußerlich nicht sehr verändert.

„Ihnen muß es merkwürdig vorkommen," sagte Heine — nach freundlichster Begrüßung —, „daß Sie mich noch am Leben treffen; ist es mir doch bisweilen, als löge ich mir selber damit etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumschlafe aufwache und mich noch in meiner Stube wiederfinde. Aber glauben Sie mir, das nächste Mal finden Sie mich nicht mehr! Es wäre auch langweilig für meine Freunde; es gehört eine Teilnahme von Kautschuk dazu, um solche Ausdehnung auszuhalten."

Heine erzählte dann von seinem mühseligen Umzug in die neue Wohnung, die ihm eine Wohlthat sei, weil der Balkon die Möglichkeit gewähre, ihn in guten Stunden hinauszubringen und Licht und Luft genießen zu lassen, und forderte Stahr auf, von draußen den Blick über die Elyseeischen Felder streifen zu lassen.

„Sie können sich nicht denken, wie mir zu Mute war, als ich nach so viel Jahren von hier aus wieder einmal mit meinem halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig," sagte Heine. „Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolinenröcken seine Pastetchen anbot — und jedem Hunde — und jedem Menschen! Ich hatte sie alle um ihre freie Bewegung zu beneiden — und machte das Glas zu."

Die Wärterin kam, ihm einen Trank zu reichen, und trug ihn dann, wie man ein Kind trägt, auf den Händen von der niedrigen Couchette, auf welcher Stahr ihn hingestreckt gefunden, wieder in sein Bett zurück.

Heine hatte unterdessen das Gespräch auf Deutschland gebracht und sich über die Angriffe beklagt, die er in letzter Zeit dort erfahren habe, wofür ihn, seiner Aussage nach, die Erfolge entschädigten und trösteten, die seine Sachen in der französischen Übersetzung in Frankreich davontrügen, und bemerkte schließlich mit seinem eigentümlichen leisen und heimlichen Lachen: „Während meine Freunde in Deutschland mich prügeln, trägt man mich in Frankreich auf den Händen. Sie sahen es ja eben!" — Stahr gab ihm zu, daß seine „Lutetia" viel Anstoß erregt habe, und nicht ohne Grund. Er unterbrach ihn mit den Worten: „Ah, ich weiß, ich weiß, bei Ihnen auch! Man hat es mir geschrieben. Aber Ihnen kann ich das nachsehen. Sie sind ehrlich als Freund und Feind; und dann hat man es Sie ja auch, wie ich gehört habe, im lieben Vaterlande entgelten lassen, daß Sie mich einmal gelobt und als den sterbenden Aristophanes qualifiziert haben. Und doch bin ich gerade ein so guter Aristophanes, wie ihn die heutigen Athener verlangen können."

Er klagte dann über den gänzlichen Mangel an deutschen Büchern und fragte, ob ich nicht wenigstens meinen Roman „Wandlungen" mit mir hätte, von dem er habe reden hören. Stahr sagte, daß er ihm denselben schaffen und daß ich zu ihm kommen würde, wenn Besuche ihn nicht anstrengten. Er wollte, daß ich bald käme, sagte, wir wären ihm immer willkommen. „Sie thun ein gutes Werk," versicherte er, „wenn Sie mir beide ein paar Stunden zuwenden, selbst wenn es mir schadet. Ein Genuß ist es mir immer, und Verkürzung meines Daseins durch Genuß ist ja geradezu ein Glück in meinem Falle."

Stahr war traurig, als er nach Hause kam. „Welch ein Dasein ist das!" sagte er, „das dieses arme Menschenwesen nun seit sieben Jahren führt, und dem er Trotz bietet mit höhnender Selbstironie und mit dem jammervollen Troste, daß selbst ein solches Sein mit all seinem Elende noch vorzuziehen sei dem vernichtenden Nichtsein!"

Ich schaffte die „Wandlungen" sogleich aus der Buchhandlung und sendete sie ihm hin. Etwa acht Tage danach erhielt Stahr, der gewünscht hatte, Heines ins Französische übersetzte Sachen zu sehen, diese von ihm zum Geschenk, und das beste dabei war der von Heines Hand mit Bleistift geschriebene Brief. Er lautet:

„Ich bin nicht nachlässig, liebster Freund, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher besorgen.

Die Allemagne, die Lutèce und die Poëmes et Légendes bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und sie mögen in Ihrer Bibliothek als Kuriosität prangen.

Den zerrissenen ersten Teil des Salons, sowie auch die Revue des Deux Mondes bitte ich jedoch, sobald Sie dieselben nicht mehr bedürfen, mir zurückzusenden.

Ich habe dem Herrn Taillandier Ihre Adresse gegeben, der unserer hochgeehrten und liebenswürdigen Freundin seine Aufwartung machen wollte. Ich schmachte nach ihrem Kommen um so mehr, als ich nichts mehr zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund und kämpfe

gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen leider ein sehr zähes Leben haben!

Paris, 7. Oktober 1855.

Ihr Freund Heinrich Heine."

* * *

Es war gegen Abend, und die verhängte Lampe erhellte Heines Lager nur matt, als wir zusammen zu ihm kamen. Er hatte sich bereit erklärt, uns abends zu empfangen, weil er wußte, wie Stahrs Tagesstunden seinen Studien gehörten.

Er beglückwünschte mich zu unserer Heirat, sprach von unserer Vergangenheit, scherzend und gerührt durcheinander, aber es war ein ehrlicher, herzlicher Ton in der Stimme, die mir allerdings matter klang als vor Jahren. Wir machten jedoch dem Sprechen von unseren Angelegenheiten baldigst ein Ende, und während ich mich nach seinem Ergehen erkundigte, rief er plötzlich: „Hören Sie! Ihr Roman hat mich sehr beschäftigt. Deutschland kommt mir ordentlich fremd vor, weil man ihm wieder so ernsthafte Bücher bieten kann; und über Sie wundere ich mich auch."

„Über mich? Weshalb?"

Heine: „Daß Sie so mit der Sprache hinausgehen, so alles sagen."

„Ja! wie kann man denn anders?"

Heine: „Und obenein Ihre Ansichten über Ethik und Religion! Alles so nackt und blank, nirgends ein Ausweg gelassen! Es hat mir etwas Unheimliches! Dieses unverblümte Hinstellen der eigenen Tendenz! Dieses offene Preisgeben der innersten Meinung kann Ihnen einmal teuer zu stehen kommen. Sie müssen durchaus vorsichtiger sein! Ich sage Ihnen das, weil ich es gut mit Ihnen meine."

„Lieber Heine, das hilft mir nichts. Willkür habe ich über meine Gestalten, und auch die oft nur halb unbewußt, im Moment des Schaffens. Wenn sie da sind, bekommen sie selber die zwingende Kraft ihrer inneren Folgerichtigkeit; und über meine Überzeugungen habe ich nur die Gewalt, sie ganz auszusprechen oder sie zu verschweigen. Müßte ich das thun, so würde ich eben nicht mehr schreiben."

Heine: „Wie wird es aber sein, wenn Ihre Ansichten sich einmal ändern? Und ändern können sie sich doch. Wenn dann einer kommen wird, und wird Ihnen sagen: damals hast du so gedacht und jetzt denkst du so! — und Sie haben sich gar keinen Rückzug freigelassen. Haben Sie daran nie gedacht? Er hat mich beim Vorlesen förmlich verfolgt, der Gedanke, ob Sie darüber gar keine Besorgnis hegen?"

„Gar keine! Sie sehen ja an dem Titel des Buches, daß ich den Menschen für wandelbar halte, also kann ich mir wohl vorstellen, daß auch meine Ansichten sich noch ändern können. Aber da ich eine feste Lebensüberzeugung habe, so können alle meine Wandlungen doch immer nur aus dem einen Kerne hervorgehen und Berichtigungen oder Erweiterungen meiner Erkenntnis sein, und wenn mir jemand das einmal nachweisen will, so ängstigt mich das ebensowenig, als wenn er den Leuten erzählt, daß ich erst klein gewesen, dann gewachsen bin und schließlich alt werden würde. Das hat mich nie gehindert, darüber bin ich immer sehr unbesorgt gewesen."

Heine: „Immer? Also Sie haben nie daran gedacht: wie wird man diese Gesinnung jetzt und nachher beurteilen?"

„Nein, wahrhaftig nicht, dazu war ich meiner zu selbstgewiß und mein ganzes Wesen und Leben von je zu sehr aus einem Stück."

Heine zu Stahr: „Es giebt doch glückliche Naturen, denn dies In-sich-selbst-beruhen ist ein großes Glück. Ich habe es nie gehabt, ich habe immer die ganze Vergangenheit, die Gegenwart, die ganze Zukunft vor mir auf dem Halse gehabt, und ich bin auch zu gutmütig gewesen, selbst mit meinen alten Irrtümern zu brechen. Ich habe sie mitgenommen von Anfang an. Man kann nicht wissen, wozu man sie noch braucht, ein guter Wirt soll nichts wegwerfen. Glauben Sie mir,"

fuhr er immer heiterer fort, „solche alte Irrtümer sind mir oft liebere Freunde als viele zweibeinige, die sich meist nur darum unsere Freunde nennen, um das Recht zu beanspruchen, uns Dinge ins Gesicht zu sagen, die sie sonst zu sagen sich nicht unterstehen würden."

Er lachte, weil wir lachten, und die Sache hatte damit für den Tag ein Ende, aber er kam noch bei den späteren Besuchen darauf zurück, daß ihm Deutschland fremd geworden sei, daß er die Deutschen nicht mehr kenne und daß ich unrecht thäte, mich gegenüber einem so splitterrichternden Volke wie die Deutschen ganz unumwunden auszusprechen.

Er wiederholte dabei mehrmals die Frage, ob denn in den Deutschen wirklich so viel sittlicher Ernst vorhanden sei, als ich annähme? Und als wir entgegneten: in vielen Menschen ganz gewiß, deshalb habe man meinen Roman auch anerkennend und zustimmend aufgenommen, sagte er: „Nun, mir kann das recht sein, meinen Sachen wird es nicht schaden, denn genau betrachtet finde ich immer, daß ich in meinen Schriften eigentlich sittlicher gewesen bin als Goethe und vollends als der lüsterne Beranger."

„Das glauben Sie sich doch selbst nicht, lieber Heine!" rief ich unwillkürlich aus.

„Wer sollte es denn thun, wenn ich's nicht thäte?" antwortete er mir lachend; „aber Sie machen es mit mir gerade wie die Grisette mit dem Polen in meiner Geschichte von Kopernikus!"

Obschon wir diese Geschichte früher von Moritz Hartmann gehört hatten, fragten wir, was das für eine Geschichte sei, denn er hatte eben Lust sie zu erzählen. „Ah!" hub er an, „sie muß irgendwo in meinen Sachen gedruckt sein. Ich brauchte einmal gegen eine Grisette den Ausdruck: das sei so gewiß, als daß die Erde sich um die Sonne drehe. ‚Ah pas mal,' versetzte sie, ‚qui vous a dit cela?' — ‚Copernicus!' — ‚Connais pas; qui est ce Copernicus?' — ‚Mais c'était un grand savant, un Polonais.' — ‚Un Polonais?' unterbrach sie mich lachend, ‚alors je ne le crois pas!'"

Er war wieder einmal so heiter geworden, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen, aber wir kürzten unseren Besuch ab, da es gegen den Abend hinging, und wir fürchteten, das lebhafte Sprechen könne seine Nachtruhe beeinträchtigen.

„Für den Kranken müssen die Gesunden Vernunft haben!" meinte ich.

„Ach!" scherzte er, „wenn die Gesunden immer für den Gesunden Vernunft hätten, wäre mancher Kranke nicht krank; aber für den Kranken giebt es nur eine Vernunft — das Morphium! Diese wahre Gabe Gottes!"

Damit schieden wir an dem Abend, und es verging wieder eine längere Zeit, in der wir ihn nicht sahen, weil wir genötigt waren, um meinetwillen von Paris fortzugehen und einen Landaufenthalt zu machen, zu welchem wir eine Pension in dem reizenden Biever Thale erwählten.

Der tägliche vielstündige Aufenthalt in der Ausstellung hatte mich überreizt. Sowie ich mich abends zur Ruhe legte, sah ich die Bilder, die sich verschwimmend ineinander verwandelten, und mit jeder Viertelstunde wurde die Hast und die Fülle des Bildersehens größer und quälender, so daß ich wie im Fieber kein Auge schloß und am Morgen auf das äußerste ermüdet war. Der Arzt, den wir berieten, erklärte den quälenden Zustand für eine Überreizung der Augennerven; und der Aufenthalt im Freien, in schöner, herbstlich frischer Natur, stellte mich denn auch wieder her, so daß wir nach der Stadt zurückkehren konnten.

Stahr hatte seine versäumte Zeit in der Ausstellung nachzuholen, ich durfte ihn nicht wie sonst immer begleiten, und so fuhr ich an einem Mittage ohne ihn zu Heine. Es war das einzige Mal, daß ich ihn überhaupt allein gesehen habe.

* *
*

„Sie allein!" rief er mir entgegen, „das ist ja eine ganz unerwartete Neuerung! Stahr ist doch nicht krank?"

„Dann wäre ich nicht hier," entgegnete ich.

„Sie trennen sich wohl überhaupt nicht viel?" fragte er, noch ehe ich mich nach seinem Ergehen erkundigen konnte, das mir insofern verändert schien, als die Hand zitterte, mit welcher er sein Augenlid aufhob. Ich hatte das früher nicht bemerkt.

„Wenn es sein kann," antwortete ich, „bleiben wir beieinander; ich denke, man heiratet sich zum Zusammensein!"

„Bei Ihnen vielleicht! Hier und namentlich in der großen und auch in der kleinen Welt heiratet man die Loge, das Coupé, und nimmt für die Freiheit, sie ohne den Besitzer derselben benutzen zu können, ihn mit in den Kauf und in sein Leben auf. Man kommt aber auch dabei zu einem recht hübschen landesüblichen und standesgemäßen Glück!" Er wollte lachen, geriet aber in einen der Anfälle von Krampfhusten, die seit einiger Zeit seine Leiden vermehrten. Ich wollte die Klingel ziehen, die Wärterin herbeizurufen, er wehrte es ab. Als der Anfall vorüber war, fragte er, wo Stahr sei; ich nannte die Ausstellung. Ich sollte ihm davon erzählen. Ich sagte, daß es uns aufgefallen sei, wie die große Masse an den Heiligenbildern, an den biblischen Darstellungen völlig gleichgültig vorübergehe, obschon schöne derartige Bilder in der Ausstellung vorhanden wären. Die Bilder, auf denen Zuaven wären, seien die angestauntesten.

„Die Franzosen sind kein religiöses Volk mehr!" bedeutete er.

„Aber die Kirchen, wenn man hineinkommt, sind immer besucht und an den Sonntagen voll von —"

„Frauen!" ergänzte er. „Denken Sie sich doch das Vergnügen, vor einem anderen seine süßesten Sünden erzählen zu dürfen, um sie sich verzeihen zu lassen und die Versicherung zu erhalten, daß der liebe Gott sich über die büßende Sünderin mehr freue als über hundert Gerechte. Die Beichte ist eine mit tiefster Menschenkenntnis auf die Menschennatur gegründete Institution. Nehmen Sie der Kirche das Sakrament der Beichte, und Sie werden sehen, wie die Hallen veröden würden."

Ich kannte verschiedene Fälle, in welchen der Rat und Einfluß eines verständigen Geistlichen sehr segensreich gewirkt, und wußte von nahen Freundinnen, was der in unserer Revolution bekannte freisinnige Kaplan v. Berg ihnen als Führer wert gewesen war. Heine hörte das an, brach davon ab und sagte: „Stellen Sie sich vor, daß ich, der ich die Kunst liebe, jetzt seit vollen sieben Jahren kein Bild mehr gesehen habe. Überhaupt! Wer denkt meinen Zustand aus? Die Parole meines Daseins ist das Wort ‚nicht mehr!' Haben Sie wohl darüber nachgedacht, welch ein furchtbares Wort das ist? Nicht mehr gehen! Nicht mehr sehen! Nicht mehr! Wie eine schwere erdrückende Walze wälzt es sich an uns heran, auf alles rollt sie nieder — und zuletzt liegen auch wir unter ihr, und das Nichtmehr ist vollendet!"

Es ergriff ihn ein neuer noch stärkerer Husten, er klingelte selbst nach seiner Wärterin, winkte mir mit der Hand, zu gehen — und wie er mir dann die schmale heiße Hand zum Abschied hinreichte, war es zum Abschied für immer.

— — — — — — — — — — —

Stahr war nachher noch ohne mich bei Heine, wurde nicht angenommen, weil er zu leidend war, und als er dann wiederkehrte, fand er ihn auch sehr verändert und krank; doch führten sie eine lange Unterhaltung über die Übersetzung von Heines Schriften, an denen er eine große Freude hatte, so daß selbst Übertragungen, die uns im höchsten Grade mißfielen, ja abgeschmackt und unerträglich dünkten, ihn nicht störten. Ich führe nur als Probe die Verse an:

> Wenn du eine Rose siehst,
> Sag, ich laß sie grüßen.

Si tu aperçois une rose, dis-lui, que je lui envoie mes plus empressés compliments! — Und das war nicht ein Spott, sondern ein trübseliger Ernst. Daß bei der

Übersetzung des Wintermärchens „neunundneunzig Hundertteile der Wirkung und des Witzes zu Grunde gegangen seien", gestand Heine zu. Er hegte aber eine große Vorliebe für die von Gerard de Nerval in den Poèmes et Légendes übersetzten Nordseelieder u. s. w., die bei Michel Levy erschienen waren, und Stahr meinte, daß sich diese Vorliebe auf Heines wahre Freundschaft für Nerval begründete. Er nannte gegen mich den Nachruf, welchen Heine Gerard de Nerval gewidmet, als dieser seinem Leben ein Ende gemacht, „wohl das Aufrichtigste und Herzlichste, was Heine überhaupt geschrieben." Ich kenne die Arbeit nicht, weiß auch nicht, in welchem von Heines Werken sie sich befindet. Andererseits bezeichnete Stahr Nervals Urteil über Heine als das richtigste und charakteristischste, was je ein Franzose über Heine gesagt. Ich setze es in Stahrs Verdeutschung an diese Stelle.

„Heine ist grausam und zärtlich, naiv und perfide, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, er ist sentimental und spöttisch, leidenschaftlich und eiskalt, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär zu gleicher Zeit. Er hat alle guten Eigenschaften und, wenn man so will, alle Fehler, die sonst einander ausschließen. Er ist der Mensch der Gegenwart, und das ohne Gewaltsamkeit, ohne parti pris, durch seine pantheistische Natur, die alle Emotionen empfindet und alle Bilder aufnimmt." Ebenso ist es eine ganz richtige Bezeichnung, wenn Gerard de Nerval die Hauptkraft Heines in den unvergleichlichen Realismus seiner Zeichnung und Darstellung setzt. „Idee und Form," sagt er ganz richtig, „identifizieren sich bei ihm vollständig, und niemand besitzt in solchem Maße das Relief und die Farbe. Seine Bilder sehen aus wie die Spiegelungen einer Camera obscura; seine Figuren heben sich ab vom Grunde und wirken durch die Stärke der Illusion ebenso überraschend wie Porträtbilder, wenn sie aus den Rahmen träten. Die Worte sind bei ihm nicht Zeichen für die Objekte, sie rufen sie ins Leben. Heine ist halb Franzose und halb Deutscher, Voltaires schrilles Witzgelächter durchtönt mit einem tiefen melancholischen Tone aus des Knaben Wunderhorn." Nur das specifisch Orientalische, das Jüdische in Heine, hat Nerval nicht in Betracht gezogen, und doch ist dieses sehr vorherrschend.

Aus jener Zeit finde ich keine Aufzeichnungen mehr von meiner Hand, da ich eben selber nicht mehr zu Heine gekommen war; und nur aus Stahrs kleinen Notizbüchern hat er selbst noch einige Züge in seine damaligen Pariser Studien aufgenommen, die er bei der Heimkehr von Heine angemerkt.

Einmal heißt es: Als der Arzt Heines Brust untersuchte und ihn dabei fragte: „Pouvez-vous siffler?" antwortete er: „Hélas, non! Pas même les pièces de Monsieur Scribe!"

Und von dem letzten Besuche bei dem Kranken sind die folgenden Zeilen herrührend, aus einem Gespräche über die damaligen Zustände Frankreichs und der französischen Welt. „Es hilft alles nichts," sagte Heine, „die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiose Komödie aufzuführen erlaubt hat? Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verleugnen, er weiß besser als sie, daß dann doch noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden."

Auch an dem letzten Tage, an welchem Stahr bei Heine gewesen, war dieser, wie fast immer, auf seine „Memoiren" zu sprechen gekommen. Wir hatten damals beide nicht geglaubt, daß er solche geschrieben, weil er meist nur im Scherze, meist nur mit dem Zusatz davon gesprochen, er betrachte sie als seine letzte Waffe; er drohe mit ihnen seinen Verlegern und seinen Gegnern. Und es war, selbst wenn man ihn näher kannte, bei ihm nicht leicht zu unterscheiden, was Ernst, was Scherz sei, weil er gewohnt war, jedem Gedanken augenblicklich Ausdruck zu geben und

vor dem Gewagtesten und dem sich Widersprechendsten nicht zurückzuschrecken.

„Ein Dichter zu sein, muß man Mut haben und Malice!“ hatte er einmal zu Stahr gesagt, „und Schiller und Goethe haben das in den Xenien bewiesen. Was hätte man mir angethan, hätte ich mich ausgelassen wie die beiden!“

Wir haben in unserem persönlichen Verkehr mit Heine nur gute Eindrücke gewonnen, und Stahr hatte seine abwehrende Empfindung mehr und mehr verloren. — Ich habe jetzt alles, was ich noch Geschriebenes über Heine besaß, verbrannt, damit nicht irgend ein unberechenbarer Zufall etwa einmal die Äußerungen Heines bekannt werden läßt, in denen er Urteile über Zeitgenossen ausgesprochen, die nur für uns berechnet — und oft vielleicht auch unberechtigt waren.

Der Richter und die, über welche er zu Gericht gesessen, sind nicht mehr! Sie gehören fast alle schon der Vergangenheit an, und es hat mich erschüttert, dies zu erkennen, als ich die Blätter zusammengestellt.

Ich meine sie nicht besser abschließen zu können als mit den Worten, welche Stahr bei der Kunde von Heines Tod geschrieben und danach als Nachschrift seinem Pariser Tagebuch von 1855 (Nach fünf Jahren) angehängt. Sie lauten:

„In dem Augenblicke, wo ich mein Tagebuch zusammenstelle, trifft mich die Nachricht, daß die flackernde Flamme von Heines Leben endlich erloschen ist!

„Sonderbar! Dieser Tod, den man jahrelang täglich erwarten, ja herbeiwünschen mußte, trifft mich und viele mit mir überraschender als manches Hinscheiden in der Fülle der Kraft. Ist es doch, als ob die Langwierigkeit des Leidens selbst uns gewöhnt hätte, an die sichere Dauer eines Lebens zu glauben, das solchen Qualen eines unerhörten Siechtums so energisch Widerstand geleistet und im jahrelangen Todeskampfe sich solche Kraft des Geistes über den zum Schatten hingeschwundenen, zur Hälfte fast schon erstorbenen Leib bewahrt hatte! Als ich in der Mitte des November zum letztenmale zu ihm ging, um Abschied zu nehmen, war er eben von so furchtbaren Krampfanfällen heimgesucht worden, daß es ihm nicht möglich war, mich zu sehen. Aber er bat um Wiederkehr in zwei Tagen. Der Drang der Abreise verhinderte mich, diesem Wunsche zu entsprechen — ich habe ihn nicht mehr gesehen.

„Ich fühle mich nicht aufgelegt, in diesem Augenblicke jenen harmlosen Mitteilungen eine Würdigung Heines und seiner ganzen Bedeutung für unsere Litteratur folgen zu lassen. Im ganzen hat sich das Gericht über ihn schon bei seinen Lebzeiten vollzogen und ihm die Stelle angewiesen, die ihm als Dichter gebührt: die Stelle eines Marksteines der deutschen Romantik, deren formlose Nebelgedanken sich in ihm zu praktischer Gestaltung verkörpert haben. Heine ist der Vollender derselben Romantik, gegen die er sein ganzes Leben hindurch gekämpft hat, oder vielmehr gekämpft zu haben glaubte. Er ist es in jedem Sinne, im guten wie im bösen, und er hat nach beiden Seiten hin in gewisser Beziehung ein Äußerstes erreicht, über das hinauszugehen dem Verwegensten versagt bleiben muß. Wenn im Laufe der Zeiten das Wehen des Geistes der Menschheit die Fülle der Spreu zerstäubt haben wird, in deren widerlicher Umhüllung das reiche Gold der Fruchtkörner in seiner Dichtung jetzt noch vor uns liegt, dann werden diese letzteren, wenn auch gering an Zahl, zu dem Köstlichsten zählen, was die deutsche Sprache besitzt, und dem Dichter, der sie ihr gewonnen — was und wie viel auch ‚der Mensch‘ gesündigt — wird die von ihm so heiß ersehnte Unsterblichkeit nimmer zu entziehen sein!“



Blick von Groß-Hesselohe auf das Isarthal und München.

Die Umgebung Münchens.

Von

Karl v. Heigel.

I.

Möge der Frühling wie seit vielen Jahren die Völker nur zur „Reise“ in der neuhochdeutschen Bedeutung des Wortes rufen, nicht Reisige, nur Reisende über alle Gauen verstreuen! Schon wird es auf den Bahnhöfen der Grenzorte lebendig. Mit den zunehmenden Tagen greift die Wanderlust immer weiter um sich. Jeder trachtet — und sei's nur eine Woche lang —

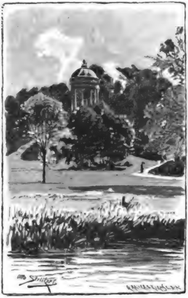
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge

in die freie Natur zu entfliehen. Und nicht auf den Städter beschränkt sich der Trieb. Wenigstens in Bayern und Tirol zählt der bemittelte Bauer heute die Reise ins „Badl“ zu den schönen, freundlichen Gewohnheiten.

Aber werden denn alle diese hunderttausend Reisende wahrhaft von Naturschwärmerei getrieben? Die Erfahrungen, welche ich während eines vieljährigen Aufenthaltes in den Bergen gesammelt habe, berechtigen mich zum Zweifel. Wie selten fand ich bei Sommerfrischlern aus Nord und Süd den Hang zu einsamen Wanderungen, der, fast möchte ich sagen, das einzig sichere Merkmal des wahren Naturfreundes ist. Ich fürchte, diese Massenflucht ins Gebirge und ans Meer ist auch nur ein Ausdruck „der inneren Unruhe der Nationen, deren höchste Steigerung uns heute zur Verzweiflung treibt“.

Aber auch wenn dem so wäre, würde man das Bekanntwerden neuer Reiseziele

und die Eroberung bisher unbeachteter Sommergebiete mit Freuden begrüßen müssen. Deshalb stimme ich mit denjenigen



Der Tempel im Englischen Garten.

durchaus nicht überein, welche die Eröffnung der bayerischen Königsschlösser für das reisende Publikum tadeln. Kaum war der Besuch derselben gestattet, wurden sie in allen Zeitungen des In- und Auslandes ausführlich geschildert. Jedermann weiß also, was er in den Schlössern selbst zu erwarten hat. Von einer Irreleitung der Neugier, von einer Beleidigung des guten Geschmacks und der vaterländischen Gesinnung kann nicht die Rede sein. Man besucht sie ebensowenig unvorbereitet wie gezwungen. Aber diese Königssitze sind in Gegenden gelegen, die allein schon die Reise dahin lohnen und bisher nicht so bekannt und besucht waren, wie sie es wegen ihrer landschaftlichen Schönheiten und gesunden Lüfte verdienten. Einmal dem Fremdenverkehr erschlossen, werden sie, müssen sie erhalten, was der Fremde überall außer in den bayerischen Voralpen findet: bequeme Transportmittel und gute, reinliche Gasthöfe. Die Seßhaften hinwieder werden sehr bald erkennen, daß sie vom Einbruch der modernen Welt immer mehr zu hoffen als zu fürchten haben.

Der Besuch der Königsschlösser wird dem Rufe der Münchener Umgebung, in welche die Villeggiaturen des unglücklichen Fürsten mit Recht einbezogen werden, von erheblichem Nutzen sein. Während München als Kunststadt weltberühmt ist, werden seine Lage und sein Klima von aller Welt geschmäht. Indessen sind beide besser als ihr Ruf. Ebenso blindlings behauptete man früher, daß rings um Berlin eine kahle Sandwüste sich ausbreite. Und wie herzerfreuend doch ist eine Wanderung unter den schlanken Kiefern, an den schilfumkränzten Seen der Mark!

Aber auch den Föhrenwald
Laß ich mir nicht schelten ...

Die Schilderungen, welche Fontane, Trinius und andere von der Berliner Umgebung und ihrer stillen Schönheit gaben, die allgemeine Freude und Teilnahme an der Reichshauptstadt haben jene Vorurteile zerstreut. Ist denn zur Verteidigung und zum Preise der oberbayerischen Landschaften nichts geschrieben worden? O ja; doch während Noës Schriften über Tirol und Oberitalien in aller Händen sind, ward sein Buch „In den Voralpen" im Verhältnis zu seinem Inhalt und Wert viel zu wenig bekannt. Manche vortreffliche Monographien über oberbayerische Schlösser und Seen u. s. w. fanden nur im engsten Kreise Leser.

„Ich habe dir viele Herrlichkeiten meiner Heimat gezeigt," sagt Noë am Schluß seines Werkes; „dort stehen ihre erhabenen Alpen mit den oft geschilderten, nie ergründeten Wundern, da rauschen ihre grünen Ströme zur großen Donau hinab; überall begrenzen hohe Forste ihre gesegneten Fluren. Aus den Hügelkränzen der Vorlande wie aus den Mulden eistragender Hochgebirge schauen die uner-

gründlichen Seen, in denen sich ihr reiner Himmel spiegelt. In den weiten Gauen wohnt ein Volk, dem alle Fähigkeiten innewohnen, so glücklich zu werden, als es die Welt erlaubt. Das echt Menschliche lebt in ihm, und böse Jahrhunderte haben es nicht unterdrückt."

Kann man mit wenig Sätzen anschaulicher, verlockender Land und Leute schildern? Und doch ist dieser Ruf eines vielgereisten, beliebten Schriftstellers beinahe wirkungslos verhallt. Nachdem der Fremde die Münchener Kunstsammlungen gesehen und das Hofbräuhaus, das die allerunvorteilhafteste, eine zudem falsche Vorstellung vom Münchener giebt, besucht hat, gestattet er sich höchstens noch eine Eisenbahnfahrt nach dem Starnberger See und eilt sodann auf dem kürzesten Wege ins Tirolsche oder in die Schweiz oder zurück nach dem Norden. Es ist nicht anders: das weitverbreitete Vorurteil gegen das oberbayerische Volk erstreckt sich auch auf das Land. Der Niederdeutsche, der Franke, der Schwabe blickt auf den Oberbayern, wie weiland der Athener auf den Böotier. Aber es gab auch dumme Athener... Allerdings kenne ich altbayerische Gepflogenheiten, welche jenes Vorurteil unterstützen. Vor allem sollten die Münchener immer im Auge behalten, daß nicht das Bier, sondern König Ludwig I. ihre Stadt zu einer Großstadt machte, und ferner bedenken, daß es bei dem seither entbrannten edlen Wettstreit der deutschen Städte, Pflegestätten der Kunst und Wissenschaft zu sein, im Geiste jenes großartig thätigen Fürsten weiter und vorwärts schreiten müsse, wenn es nicht trotz seiner kostbaren Gebäude, Statuen und Bilder hinter sehr vielen anderen Städten zurückbleiben will. Höre man doch auf die mahnenden und ratenden Stimmen aus der eigenen Künstlerwelt! Da ist z. B. Friedrich Pecht, der bezüglich der Münchener Galerien und der bayerischen Kunstpflege mehr als einmal goldene Worte gesprochen hat.

Der wohlwollende Fremde aber erinnere sich an der Isar an das Wort des Engländers, das gerade dem oberbayerischen Stammesgenossen gegenüber fast immer zutrifft: Habe ein wenig Geduld, und du wirst den Menschen lieben!

Möge das Schicksal König Ludwigs II. einen versöhnenden Abschluß dadurch finden, daß die von ihm gegründeten Stätten, jetzt die Lockung und das Ziel zahlreicher Touristenschwärme aus aller Herren Ländern, Ursache des Wohlstandes



Am Wasserfall im Englischen Garten.

und Gedeihens und der Fortentwickelung für jene Gaue werden. Zu seiner Verehrung des allerschlimmsten Franzosen-

tums wird man wehmütig lächeln, aber seinen immer sieghaften Blick für die Schönheiten der Natur bewundern. In letzterer Beziehung können wir auch aus den Fenstern des neuen Versailles von ihm lernen, sehen und genießen lernen!

Die Majestät der Einsamkeit, welche ihm über alles ging, wird unter dem Hin und Her der Besucher leiden. Aber nicht den Schwärmern gehört die Welt. Für die Mehrheit büßen Wald und See, sogar die Schneegefilde des Hochgebirges an Reiz nicht ein, wenn sie von fröhlichen Wanderern bevölkert, von Menschenstimmen belebt werden.

Diese für den Erbauer wenig segensreichen Schlösser am Chiemsee, an der Amper und Pöllat dienen am Ende doch der schönsten patriotischen Aufgabe, der Verbrüderung der nord- und süddeutschen Stämme.

Aber die vortrefflichen Zeichnungen Otto Strützels, zu denen ich kurze Erläuterungen geben will, und die mich zu einem so langen Vorwort verführten, sprechen beredter als ich zu Gunsten der Münchener Umgebung. Laß, lieber Leser, wenn du nach Bayerns Hauptstadt kommst, den Eindruck dieser liebenswürdigen Künstlergabe in dir nachwirken, vergiß nicht über den Malern des Quattrecento und Cinquecento die minder klangvoll benannten Meister unserer Zeit und unseres Vaterlandes und denke daran, daß deren viele — ich führe, da man Tote ja nennen darf, als Beispiel den verstorbenen, aber in seinen Werken lebendiger und siegreicher denn je wirkenden Bürkel an — auf den unklassischen Fluren und aus dem frischquellenden Volksleben Oberbayerns ihre Stoffe schöpften und schöpfen, und wandere hinaus in diese Natur!

Im Englischen Garten und an der Isar.

Als Karl Theodor von der Pfalz 1777 Herr von Pfalzbayern werden sollte, gelüstete ihn der Übersiedelung von Mannheim nach München so wenig, daß er mit Österreich wegen der Abtretung Bayerns in Verhandlung trat. Kaiser Joseph II. wußte die politische Tragweite dieser Aneignung für das Haus Habsburg sehr wohl zu schätzen, aber Friedrich II. von Preußen nicht minder. Die Frucht des zahmen bayerischen Erbfolgekrieges war, daß Österreich mit dem schönen Innviertel sich begnügte, Bayern selbständig und Karl Theodor in München blieb. Eben dieser mißmutige Fürst schenkte München den Englischen Garten, indem er den verwahrlosten Militärgarten in den sumpfigen Isaranlagen in einen öffentlichen Park verwandeln ließ. Die Anregung dazu ging von Karl Theodors Rat und Günstling, dem Amerikaner Benjamin Thompson aus. Mr. Thompson, nachmals mit dem Namen Rumford in den Grafenstand erhoben, war im Jahre 1784 seiner militärischen Fachkenntnisse halber nach München berufen worden. Nicht zum Vorteil der bayerischen Heeresverfassung, aber sehr zum Vorteil anderer Kulturgüter. Er ordnete die Armenpflege, gründete Suppenanstalten u. s. w. Glücklicherweise ein Apostel des englischen Naturparkes wie Jean Jaques Rousseau, berief er den rechten Mann, den Meister „der bildenden Gartenkunst“, Friedrich Ludwig Skell aus Schwetzingen, um

den faulen Sumpf dort abzuziehn.

Der Englische Garten grenzt dicht an den Hofgarten. Letzterer ist ein mit Kastanien bestandener Platz, größer als der Markusplatz in Venedig. Wie mich dünkt, wird er nicht genug gewürdigt. Wenn man ihn auch gegen Osten harmonisch abschlösse, mit mehr Wasser und weniger Kies verschönerte, den originellen Kiosk inmitten in frischem Farbenschmuck wiederherstellte, würde München um ein Kleinod reicher sein. Eine dankbare Aufgabe für die Wittelsbacher.

Wo die Straße zur weiland dem Prinzen Karl gehörigen Villa sachte sich hinabsenkt, steht ein marmornes Standbild, ein anmutiger Jüngling, ein Corydon, Thyrsis oder Daphnis, der uns laut der Inschrift auf dem Sockel zum Genuß der

schönen Natur einladet. Mehr noch als der poetische Willkomm gilt uns der Name des Bildhauers als gute Vorbedeutung, ein klang- und ruhmvoller Name: Franz Schwanthaler, der Vater Ludwig Schwanthalers, schuf das Werk.

Dem Andenken an Gründung und Vollendung des Englischen Gartens, dem Gedächtnis Karl Theodors und Maximilians I., erbaute König Ludwig I. einen Monopteros, die luftige, von einer Kuppel überwölbte Säulenhalle, die wir alsbald genug, um uns die nahe Fahrstraße vergessen zu lassen. An Ruhebänken fehlt es nicht. Es ist ein traulicher Platz an warmen Lenztagen oder morgens im Sommer. An warmen Lenztagen! In der Regel wehen die Mailüfte über München nicht wie „ein leiser Harfenton“, sondern kommen als rauhe Windstöße aus dem Gebirge. Ein Dickicht von glatten, hellen, von altersbraunen, gefurchten Stämmen breitet sein Geäst über uns aus, und durch das mannigfaltige Laub



Isarübergang auf dem Wege nach Groß-Hesselohe.

jenseit einer großen, von Baumgruppen eingefaßten Rasenfläche auf grünem Hügel ragen sehen. Über der Wiese leuchten weiße Fittiche auf. Es sind Lachmöwen, die am Pilsen- und Wörtsee im Ampergebiet ihr Heim haben, aber regelmäßig mit jedem Frühling ihre Flüge zum Schwabingerbach im Englischen Garten beginnen. Indem wir uns rechts halten und einem stillen, aber behenden Wasser folgen, welches das bewegliche Laubdach wiederstrahlt, gelangen wir zum Wasserfall. In einer weiten Ausbuchtung über bemooste Steinblöcke ergießt sich der Fall, nicht von schwindelnder Höhe, nicht mit Donnergebrüll, immerhin rauscht er laut scheint das holde Licht als goldener Funke, als schwanker Strahl und volle Garbe. Vom durchleuchteten Grün blicken wir auf den weißen Gischt des stürzenden Wassers und auf die Wirbel und hastige Flucht der Flut nach dem Sturz.

Wir wandern weiter, immer von Vogelstimmen begleitet, klaren Bächen entlang, zwischen hohen mächtigen Bäumen, üppigem Buschwerk; aber da und dort öffnet sich die grüne Mauer, und wir blicken auf freundliche Matten. Der morsche chinesische Turm und der etwas verwahrloste Klein-Hesseloher See locken uns nicht; wir folgen dem Wege, der zur Eisenbrücke über die Isar führt. ... Da eilt

sie smaragdgrün in kiesigem Bett dahin, Isara, das wilde Gebirgskind!

Diese Ufer waren noch im zwölften Jahrhundert finsterer Wald. Lang bevor der trotzigste aller Welfen, Heinrich der Löwe, am Gehänge des linken Isarufers Markt und Münzstätte anlegte und den Fluß überbrückte, stand eine Schwaige dort, wahrscheinlich von Angehörigen des Klosters Tegernsee bewirtschaftet — Municha; und früher noch schauten die alten Siedelungen Veringa und Heidhusir (jetzt Oberföhring und Haidhausen) auf den ewig jungen Fluß hinab.

Nicht ganz so urgermanisch und urwäldlich, immer noch wild genug sah es in den Isarauen hinter dem Paradiesgarten, dem Paul Heyses schöner Roman neuen, unvergänglichen Reiz verlieh, nachdem er als Wirtsgarten längst alle Anziehung und seinen Ruf verloren hatte, und jenseit von Brunnthal bis zum Gasteig bis vor dreißig Jahren aus. Ich erinnere mich, wie wir als Knaben dort in den eiskalten Rinnsalen zwischen Weiden und Erlen badeten und auf angeschwemmten Sandinseln „Räuber“ spielten. Jetzt erstrecken sich auf dem linken Ufer die Häuserzeilen bis zum eingedämmten Fluß, und drüben ist die Thalsohle wie die Höhe ein anmutiger Park, das Geschenk Maximilians II. Wohlgehaltene Wege führen uns sachte empor. Wir wandeln wie im Englischen Garten zwischen Busch und Baum; dennoch haben diese Anlagen einen anderen Charakter. Man vergißt nie die Nähe der Stadt, auch wenn uns Baumgruppen das Häuserwirrsal und die ragenden Kuppeln und Türme jenseits verdecken.

Am Maximilianeum vorbei geht es hinab zur Maximiliansbrücke. Brausend und schäumend stürzt die Isar vom nahen Wehr und schießt pfeilschnell unter den Bogen dahin.

Im Süden der Stadt ist die Ursprünglichkeit der Isargestade besser gewahrt. Einer der beliebtesten Ausflüge in jener Richtung ist Hesselohe. Auf dem Schienenweg erreicht man es in einer halben Stunde. Wir ziehen den alten Weg, wo wir den Strom im Auge behalten, der Bahnfahrt vor. Bald sind wir in freier, ungeleckter Natur. Die steilen waldbedeckten Ufer hüben und drüben bilden eine Schlucht, in deren Tiefe der grüne Alpenstrom ungestüm sich herwälzt. Das Wasser, die felsigen Ufer, die Flora würden uns verraten, daß wir den Bergen entgegengehen, auch wenn wir sie nicht vor uns sähen. Die dort mit dem blauen Duft der Ferne über der Thalschlucht zu schweben scheinen, sind die schneebedeckten Berge von Partenkirchen.

Der Weg führt uns an einer kleinen Ortschaft, Harlaching, vorüber. Durch ein Mißverständnis wuchs die Sage heran, daß hier Claude Lorrain (Claude Gelée 1600 bis 1682) ein Landhaus besessen habe. Wer kennt nicht Bilder von Claude Lorrain! wer konnte sich dem Zauber seines „Morgen“ und „Abend“ in der Münchener Pinakothek entziehen! Wie leicht begriff man, daß gerade dieser Himmel, diese Landschaft einen so feinfühligen Künstler bezauberten, aber — es ist bitter zu sagen, und muß doch gesagt werden: nicht der Maler Gelée, sondern — ein Pastetenbäcker dieses Namens hat hier ein Landhäuschen bewohnt.

Aus einem kleinen Gehölz hinter der Menterschwaige gelangen wir zum Isarübergang, zur Eisenbahnbrücke bei Hesselohe. Wir betreten sie und schauen, über schwindelnder Tiefe schwebend, stromab, stromauf. Im Norden bildet die Stadt den Hintergrund; eine große Stadt, wie die Flaggen der modernen Zeit, die Rauchwirbel der Fabrikschlöte beweisen. Aber wie alt, wie jung er sei und ob er kirchlich gesinnt sei oder nicht, der geborene Oberbayer wird das Wahrzeichen des alten Münchens, die dunklen Türme der Frauenkirche, nicht ohne gemütliche Bewegung sehen. Wenn wir uns gegen Süden wenden, sind wir so zu sagen hundert Meilen weit allem städtischen Getriebe entrückt, schauen nur das wilde Wasser und Fels und Wald und haben den immer und ewig schönsten, gewaltigsten Hintergrund, das Hochgebirge.

Hesselohe wird in einer Urkunde des achten Jahrhunderts erwähnt. Thassilo II. (der letzte Agilolfinger) schenkt alles, was Hatto von Hesselohe (Hazziluo, Haselwald) besessen, an die Kirche des heiligen Dionysius, das heißt dem Kloster Scheftlare. War der Name derer von Haselwald erloschen, oder ihr Hab und Gut vom zürnenden Landesherrn „eingezogen“ worden? Jetzt steht eine kleine Kapelle und ein großes Wirtshaus dort.

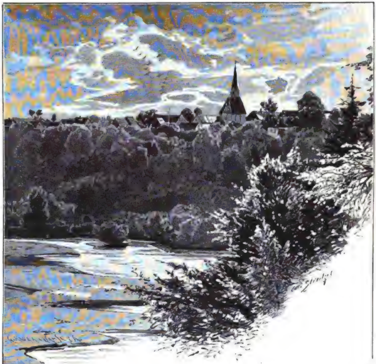
Uns nimmt der Wald auf, herrlicher Buchenwald mit eingesprengten Fichten und Tannen. In diesem Wald feiern seit vielen Jahren die Münchener Künstler ihre Sommerfeste. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen naht der lange Zug der Festgenossen, Meister und Jünger und Freunde, Männer und Frauen. Man lagert sich im Walde, und nun beginnt eins der Feste, deren Inhalt im Grunde immer der gleiche, deren Reiz dennoch unvergänglich ist, Feste, die nur Gottfried Keller schildern kann.

Nach kurzem Wandern in „grün-goldner Zweige Dämmerung“ betreten wir eine Blöße, die bis zum steilen Abhang sich erstreckt. Da das Flußthal hier eine Krümmung macht, gewinnt die Aussicht von der Höhe doppelten Reiz. Inmitten des freien Platzes erhebt sich Burg Schwaneck. Eine Burg mit Ringmauern und Wartturm, aber nicht älter als vierzig und einige Jahre. Ihr Erbauer, Ludwig Schwanthaler, zahlte damit der Romantik seinen Tribut, die neben dem Hellenismus ihre krausen Blüten trieb. Nach Schwanthalers Tod ging die Burg in den Besitz eines Herrn von Mair über. Dieser nahm die Romantik sehr ernsthaft. Ihm war das Wappenkleinod des bescheidensten Raubritters bekannt, und er konnte jeden Augenblick ein Turnei nach allen Rechten und Regeln nicht nur anordnen, sondern auch ausrüsten, denn er war ein leidenschaftlicher Sammler. Wahrscheinlich war ihm Schwaneck nicht alt genug, denn wenn ich mich recht erinnere, erwarb er später die echte Burg Karneid bei Bozen. Übrigens soll er ein sehr wackerer Herr gewesen sein, weshalb ich mit Bedauern hinzusetze, daß er seitdem „In gott entschlaffen ist“.



Schloß Schwaneck.

Auch der Ausblick vom Wirtsgarten des etwas weiter entfernten Dorfes Pullach (Puochloh, Buchwald) ist wundervoll, hinab ins tiefe Thal und über die endlosen Waldeswogen zu den nun schon plastisch hervortretenden, mächtigen Bergen. Über die Wipfel des gegenüberliegenden Uferhanges steigt ein viereckiger Turm empor, der Turm von Grünwald. Dort stand ein Römerkastell, eine Brücke führte unten über die Isara auf eine der vielen „Römerstraßen“, welche Rätien und Noricum durchzogen. Aus den Trüm-



Pullach an der Isar.

mern des Kastells erstand ein Jagdschloß der Bayernherzöge, in unserem Jahrhundert ward der Turm ein Pulvermagazin.

Nichts von den alten Römern, genug des Mittelalters! fleht mein Begleiter. Gut, so will ich denn nur noch sagen, daß die Luft, als sie der Tuba langgezogene Töne, als sie des Hifthorns „weidenliche“ Klänge weitertrug, nicht reiner sein konnte als heute. Ruhen wir aus und lassen wir uns von ihr die Brust erweitern!

Schleißheim. — Nymphenburg.

Und doch kann ich dem Leser ein wenig bayerische Geschichte nicht ersparen, da wir die Schlösser Nymphenburg und Schleißheim* besuchen. Beide sind öd und traurig, wenn wir sie nicht mit den Gestalten bevölkern, welche in ihrer bunten Tracht, in ihrem Wesen besser in den prächtigen, wenn auch verblichenen Rahmen passen, als wir im schlichten Reisekleid.

Aus grauen Tagen ist nur so viel zu berichten, daß „dies Moos (das Dachauer Moor) von Dachau bis Weihensteffen un gen München ein wilder Wald sei gewesen, darin manig Mord und Räuberei geschehen“. Wie wir schon erwähnten, gab es in diesen Wäldern ausgerodete Strecken mit Viehhöfen, Schwaigen. Solche Schwai-

* Zu den von mir erwähnten vortrefflichen Monographien zähle ich besonders: Geschichte des königlichen Lustschlosses Schleißheim von Dr. Johann Mayerhofer nebst Erläuterungen zu dem Kupferwerke von G. F. Seidel. (Leipzig 1885.)

gen waren im Nordosten des heutigen Münchens Neuherberg, Ober- und Unter-Hochmuting und Klein- und Unter-Schleißheim: Sliuunsheim, Heimat des Sliu. Über Herkunft und Bedeutung des Namens Sliu sind die Gelehrten noch nicht einig. Jedenfalls hatte der Urahn des letzten Sliu noch keine Ahnung von den Klöstern, die wir im sechzehnten Jahrhundert in Besitz der Schleißheimer Gründe treffen, im Jahrhundert des prachtliebenden Albrecht V. und des frommen Wilhelm V. Jener Albrecht hat den Grund zu den Kunstsammlungen wie zu den Bücherschätzen Münchens gelegt. So wurden allein für Goldschmiedearbeiten 200000 Gulden an Münchener und Augsburger Meister gezahlt. Da war freilich die erste Tagesfrage des Herzogs an seinen Hofmarschall Pancratius von Freyberg in der Regel die: Hofmarschalch! Wie steht es mit der Finanz?

Auch seinem Sohn und Nachfolger Wilhelm mögen die Finanzen noch manche schwere Stunde bereitet haben. Da er zudem zu beschaulichem Leben neigte, verzichtete er 1597 zu Gunsten seines Sohnes Max, der kräftigere Schultern hatte, auf die Regierung. Um jene Zeit wurden in seinem Auftrage den Klöstern Bernried, Indersdorf und Freising die Schwaigen Ried, Ober- und Unter-Hochmuting und Kleinschleißheim abgekauft und es ward im jetzigen Ober- oder Neu-Schleißheim sofort mit einem Schloßbau begonnen.

Der Augsburger Patricier Hainhofer, der im Jahre 1611 Schleißheim besucht hat, beschreibt den „Bau", das heißt den für die herzogliche Wohnung bestimmten



Bei Dachau.

Teil, also: „Imm rechten baw unden zwo Dürnitzen für das Hofgesindlein und Frauenzimmer. Oben auf die Tafelstuben, Ihrer Dchlt. Zimmer, der Fürsten Zimmer, Herzog Albrechts Zimmer, Item für die Officierer und Hofgesindlein — aber mehrertheils alles nur mit schwartzen tapetze-

reien, teppichen und umbhängen, oder theils weißen, gar wenig mit grünen, außer der gastzimmer behängt, auch mit nichts als mit gaistlichen tafeln herum und mit etlichen schönen hirschgewichten und Rehkürnlein (Hirschgeweihen und Rehhörnchen) gezieret."

Mit den „schwarzen tapetzereien" war die Tracht des Hausherrn in Übereinstimmung, er ging „gaistlich geklaidet wie ein canonicus nur inn tuch und grogran (= Grosgrain)."

Um so großartiger betrieb Wilhelm die Wirtschaft der Schwaige. Er träumte von einer Musterwirtschaft. In den Ställen standen über 100 Ochsen, 100 Kühe, 1100 Schafe, 18 Büffel, 50 Pferde im Gestüt u. s. w. 1000 Fuder Heu und Grummet, 200 Fuder Hafer, 140 Fuder Gerste, 160 Fuder Korn waren der Fruchtertrag des Gutes. Leider überstiegen die Erhaltungskosten der Schwaige die Einnahmen daraus um so viel, daß Wilhelm sich gezwungen sah, sie seinem Sohne Max zum Kaufe anzubieten. Max, ein kluger Staatsmann, also ein guter Rechner, sandte eine Kommission nach Schleißheim. Da der Bericht derselben bei Beseitigung alles Unnützen und vernünftigem Betrieb einen jährlichen Reinertrag des Gutes von 2000 bis 2500 Gulden in Aussicht stellte, willigte Max in die Übernahme. Daß dem Vater nach wie vor das Schloß Schleißheim offen blieb, versteht sich von selbst. Glatte Rechnung und Kindesliebe schließen einander nicht aus.

Wilhelm V. ist denn auch zu Schleißheim in seiner Himmelbettstatt mit „Schwarz Arlessen-Fürhenngen" gestorben. Der Kanonendonner des entbrannten Religionskrieges beunruhigte seine letzten Lebensjahre, ohne seinen Glauben an das gute Recht und den Sieg der Liga zu erschüttern. Sechs Jahre nach seinem Tode kam die Wende. Am 16. September 1631 siegte Gustav Adolf bei Breitenstein, am 17. Mai des folgenden Jahres zog er in das preisgegebene München ein.

Ein berühmter Geschichtsforscher hat Bayerns Geschichte „die Geschichte versäumter Gelegenheiten" genannt. Vielleicht war auch die ablehnende Haltung Maximilians gegen die bekannten Vorschläge der Union, welche dem Ausbruch des Krieges vorangingen, solch eine „versäumte Gelegenheit". Vielleicht würde es klüger gewesen sein, „einmal nicht klug zu sein".

Bei Schleißheim fand das letzte Gefecht des fürchterlichsten aller Kriege statt. Am 6. Oktober 1648 hielt Generalissimus Wrangel dort eine Hirschjagd ab. Währenddem war die vereinigte kaiserliche und bayerische Reiterei über die Isar gegangen, griff die bei Dachau lagernden viertausend Schwedenreiter an, schlug sie in die Flucht und machte viele Gefangene und große Beute. Wrangel selbst entkam ohne Pferd und ohne Degen im Dunkel der Nacht.

Am 25. Oktober war das Glockengeläute endlich Friede! Unter dem Friedensfürsten Ferdinand Maria wurde viel zur Verschönerung Schleißheims gethan. Der Reisende Samuel Chapuzeau rühmt den Bau, die kostbaren alten und neuen Gemälde, den Reiz von Flur und Wald, die Fischerei und Jagd und den Marstall.

Das Schloß, durch Umbauten und Neubauten vergrößert, umfaßte nunmehr einhundertzwanzig Gemächer. Sie waren prächtig und doch behaglich eingerichtet, mit wertvollen Gemälden („Bild an Bild") geschmückt. Wöchentlich zweimal fand dort Kammermusik statt.

Auch jener sanfte Fürst entschlief in Schleißheim zum ewigen Schlaf.

Sein Nachfolger Max Emanuel erkor Schleißheim zum Lieblingssitz, das heißt, sofern Politik und Krieg dem Ruhelosen Ruhe gestatteten. Nach der Jagd gab es nicht selten eine Komödie. So wurde am 11. Juni 1681 von den „kurfürstlich deutschen Hofkomödianten" das Schäferspiel „Silvia und Amintas" und am 20. Juli 1684 eine deutsche Komödie „Doktor Johann Faustus" aufgeführt. Für letztere Vorstellung empfing die Gesellschaft einen „Recompens von Treuzig fl."

Zu seinem und Bayerns Unglück nahm sich Max Emanuel nicht die edle Einfachheit seines Vaters, sondern das Großmogultum des vierzehnten Ludwigs von Frankreich zum Beispiel. Da genügte das alte Schloß nicht mehr. Der Italiener Emilio Zuccali wurde mit Entwurf und Ausführung eines neuen Schlosses beauftragt, der Bau 1683 begonnen. Zur Entwässerung des Moorlandes entstanden die Kanalbauten, die zum größten Teil heute noch vorhanden sind: der Schleißheimer- und der Würmkanal. An einem dritten, der aus der Isar gespeist und durch München über Milbertshofen nach Schleißheim geführt werden sollte, wurde von den achthundertvierzig gefangenen Türken, die im Jahre 1686 nach München gebracht worden waren, gearbeitet, der begonnene fünfundvierzig Fuß breite Graben aber nur eine Strecke weit geführt, dann wieder zugeschüttet. Jene längst städtisch gewordene Gegend heißt heute noch „am Türkengraben“.

Gleichzeitig wurde der einhundertdreiundsechzig Tagewerk große Garten angelegt und das „Gartenhaus“ Lustheim inmitten desselben erbaut. Im Frühjahr 1701 legte der Kurfürst selbst den Grundstein zum neuen Schloß gegenüber dem alten Wilhelmsbau.

Unter drohendem Himmel!

Als Max Emanuel im Oktober desselben Jahres seinen Namenstag zu Schleißheim mit Galatafel und großem Feuerwerk feierte, stand die kurbayerische Armee im Lager bei Schwabing schon marschbereit. Und bald nachdem der Bau, mit der Hast vor einem Gewitter gefördert, unter Dach gebracht worden war, trat das Verhängnis ein. Max Emanuel ward flüchtig, Bayern wurde von Österreich besetzt und zehn Jahre lang „administriert“.

Nach Max Emanuels Rückkehr wurde das Schloß im Inneren vollendet. Baurat Jos. Effner trat an des inzwischen verstorbenen Zuccali Stelle. Viele einheimische und fremde Künstler wurden berufen, Handwerker und Handlanger hatten vollauf zu thun.

Ich nenne den „Stuccator“ Dubut, der für Schleißheim zahlreiche Arbeiten ausgeführt hat, z. B. vier Sphinxe und dreiundzwanzig Kapitäle für die Stiege, vierundzwanzig Figuren für den Viktoriensaal u. s. w., nenne ihn zuerst, weil er in Armut zu München gestorben ist. Die bedeutendsten Deckengemälde im Schloß sind von dem Venezianer Amiconi. Im Vorsaal des Äneas Kampf mit Turnus, im Viktoriensaal wieder Äneas, von Dido empfangen — — Gott sei Dank, daß wir heute endlich sagen: Was ist uns Hekuba!

Die übrigen zehn Gemälde des Viktoriensaals sind von Franz Beich und stellen Max Emanuels Türkenkämpfe dar.

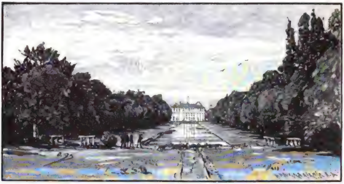
Nicht minder ameisenemsig ging es im Garten her. Eine Kaskade namentlich sollte Gewaltiges werden, ist aber heute noch unvollendet. „Zwischen ihr und dem Schlosse breitete sich das riesige Parterre aus mit seiner bunten in Rahmenschneckenform gezwängten Blumenpracht, die von achtundfünfzig springenden Fontänen belebt und erfrischt wurde.“* Auf den Kanälen fehlten nicht prächtige oder zierliche Gondeln nach holländischen und venezianischen Mustern.

Alle diese Unternehmungen verschlangen riesige Summen, und doch starb Dubut in Armut, doch mußten des Bildhauers Villemosse Schulden laut gerichtlicher Entscheidung aus seinem Guthaben bei Hofe getilgt werden, doch bot der Hauswirt Amiconis drei von der Landschaft ausgestellte und auf 4285 Gulden lautende Haftscheine für gelieferte Malereien A.s für 2000 Gulden aus.

Im Oktober 1722 fand die Vermählung des Thronfolgers Karl Albert mit Maria Amalia, der Tochter des Kaisers Joseph I., zu Wien und der Einzug der Neuvermählten in München statt. Für die Festlichkeiten zu Ehren dieses Ereignisses — dieses „Friedenssymptoms“ würden heute die Zeitungen sagen — war Schleißheim die rechte Bühne. Der Beichtvater der jungen Kurfürstin, F. Pierre de Bretagne,

* J. Mayerhofer a. a. O.

hat die Feste und bei dieser Gelegenheit das Schloß selbst geschildert. Wir sehen beim Lesen des Büchleins die ganze in Samt und Seide prunkende, von Gold



Schloß Schleißheim.

und Edelsteinen glitzernde Gesellschaft und den ebenso bunten Dienerschwarm vor uns. Man spricht italienisch und französisch, kein Wort deutsch. Der Beichtvater, ein feiner geschmeidiger Herr, hat für alles Augen, vor allem dafür, was für Augen sein Beichtkind macht. Schon das blinkende Kupferdach und die vergoldete Balustrade werden bewundert. Dann schreitet man über den großen Hof und über die kleine Freitreppe in die säulengetragene Vorhalle, die zur großen Stiege führt. Damals war letztere noch von Holz und nur mit Farben „marmoriert“. Allein der Franzose ließ sich täuschen. „Diese Treppe ist ganz von inländischem Marmor, der dem Porphyr ähnelt,“ schreibt er.

Droben geht es durch den Vorsaal mit Amiconis Deckengemälden in die marmorgepflasterte Bildergalerie. Das Lob eines Franzosen läßt sich nur französisch sagen: „il n'est pas dans l'Europe,“ schreibt Pater Pierre, „une plus grande Galerie des peintures, plus riche, plus abondante et mieux assortie de tout ce qu'il y a de plus recherché.“

Dann kam der „Herkulische Viktoriensaal“, kamen die Zimmer für die Hoheiten u. s. w. Die kostbaren Spitzen und Stickereien an Vorhängen, Kissen und Möbelbezügen erregten die besondere Aufmerksamkeit der Kurfürstin. Sie hörte mit Teilnahme, daß diese Stickereien von sehr geschickten Arbeitern gefertigt seien, die der Kurfürst eigens aus der Pariser Gobelinsfabrik berufen habe, und vernahm mit Vergnügen, daß ihre lebhaften Farben Münchener Schönfärberei seien.

Alles in allem: die hohe Frau war entzückt, aber die schönen Tage von Schleißheim waren dennoch vorüber. Vier Jahre später starb Max Emanuel, und dem jungen Ehepaar gefiel Nymphenburg besser als Schleißheim, auch war Karl Albert im Gegensatz zu seinem Vater haushälterisch und sparsam — weniger aus Anlage, als durch Umstände gezwungen. Denn auch Karl Albert hatte sein Phantom: die österreichische Erbfolge und die Kaiserkrone. Letztere wurde ihm zu teil, doch an demselben Tage, an welchem die von Goethe verewigte Kaiserkrönung zu Frankfurt am Main stattfand, zogen die Österreicher in München ein: der Menzel mit seinen Husaren. Im Mai suchte ein anderer jener Führer, die mehr Raubritter als Strategen waren, die „Festung“ München heim. Er nahm den Isarturm, brannte eine Vorstadt, das Lehel, nieder

und ließ sodann durch einen Trompeter die Stadt auffordern, sich zu übergeben, widrigenfalls „er beide Lustschlösser, Nymphenburg und Schleißheim, durch die bereits dahin kommandierten Husaren in Brand stecken ließe“. Ich glaube, daß seine Braven sehr vieles gerettet haben würden, aber nicht die Rubens und van Dyck. Glücklicherweise, vernünftigerweise ergab sich die Stadt, bevor es brannte.

Nach dem Tode Karl Alberts, der für ihn wahrhaft Erlösung war, drei Jahre nach der verhängnisvollen Kaiserkrönung, zog sich die Kaiserin-Witwe Amalie nach Schleißheim zurück. Sie lebte dort in stiller Trauer bis zu ihrem Ende 1756. Schleißheim wurde auch für Amaliens Tochter Maria Anna, Markgräfin von Baden-Baden, der Witwensitz. Zuweilen hielt sich der Kurfürst Max III. Joseph selbst dort auf. Er hatte in Schleißheim, was ihm liebste Erholung war: eine Drechselbank und gute Bilder. Dieser Fürst war in der Bereicherung der Gemäldegalerie unermüdlich. Verständnis wurde von Glück unterstützt. Von einem Privatsammler, dem Hofkammerrat Duffrene, erwarb er Rembrandts Porträt eines Niederländers in schwarzer Tracht und die vier Elemente von Jan Breughel und van Baalen um 750 Gulden. Und da Duffrene starb, erhielt der Kurfürst als Vermächtnis sieben kostbare Gemälde von van Dyck, Murillo, Rubens, G. Douw, Slingeland und Berghem.

Karl Theodor ließ die besten Bilder Schleißheims nach München bringen. Das Schloß blieb während seiner Regierung wie unter seinem Nachfolger Max IV. Joseph vernachlässigt. Erst unter König Ludwig I. kamen wieder bessere Tage. Er ließ die große Treppe in Marmor ausführen, Gebäude und Garten wieder in stand setzen. Die Kosten dafür betrugen 95 000 Gulden.

In all den guten und schlimmen Tagen stand der Betrieb der Schwaigwirtschaft niemals still. Doch wurde sie unter Montgelas dem Staatsvermögen einverleibt. Seit 1880 hat auch die „Staatsgutsverwaltung Schleißheim“ aufgehört zu sein, die Forste wurden dem Forstamt Freising zugeteilt, für den Torfstich eine Torfverwaltung errichtet, die alte Schwaige



Im Park von Schleißheim.

Wilhelms selbst aber zum Remontedepot bestimmt.

Die Bierbrauerei war von der erwähnten Kommission Maximilians I. gestrichen worden, aber sie erstand unter Karl Theodor wieder und braut heute noch — ob gutes oder schlechtes Bier, weiß ich nicht zu sagen, wohl aber kann ich dem Leser versichern, daß ihm ein Besuch Schleißheims Freude bereiten wird. Ich gebe zu, daß der Anblick einer Ruine weniger traurig stimmt als der eines leidlich erhaltenen, aber verwaisten Herrenhauses. Aber was von der Glanzzeit Schleißheims noch vorhanden ist, wirkt so liebenswürdig, daß wir zur Trauer über das Verlorene keine Zeit finden. Es giebt alte Damen, die für uns keine Runzeln mehr haben, wenn sie eine Weile lang plauderten.

Es sei an das prächtige Treppenhaus, an das anmutige „Kaiser-Schlafzimmer", an die Schmiedeeisenarbeiten und Hautelissetapeten erinnert. Auch bietet die Bildergalerie immer noch manche künstlerisch wertvolle und sehr viele kulturgeschichtlich merkwürdige Bilder.

Und in der Rosenzeit blühen im Garten tausende und abertausende von Rosen!

Wir kehren nicht mit der Bahn, sondern über Dachau an der sanften Amper zurück. Obwohl wir am Horizont die große Stadt sehen, dünkt uns das braune Moorland mit seinen Bauminseln unermeßlich. Und der Himmel darüber erscheint so feierlich. Wenn der Leser einen Sommerabend in Dachau verbracht haben sollte, so wird er mir recht geben, daß Dachau die häßlichste Bauerntracht und die schönsten Sonnenuntergänge hat.

* *
*

Das Schloß Nymphenburg ist ein Mittelbau mit zwei Seitenflügeln, oder sagen wir ein italienischer Palast, dem hüben und drüben mittels Galerien Pavillons französischer Herkunft angehängt sind. Trotz des mächtigen Springbrunnens auf dem Schloßplatz, fehlt es dem Ganzen an „Stimmung". Wie ich glaube, würde die streng gezirkelte Ordnung nicht so kalt, so nüchtern wirken, wenn die Stirnseite der Gebäude farbig wäre. Ich bin ein Freund der Farbe, sie ersetzt uns den südlichen Himmel.

Die Geschichte Nymphenburgs ist um so rascher erzählt, da sie von nunmehr Bekannten handelt. Als Adelheid von Savoyen ihrem Gemahl Ferdinand Maria das erste Kind gebar, schenkte er ihr in seiner Herzensfreude die Schwaige Kemnat, die er von den Edlen von Gaßner, und zwei angrenzende Höfe, die er vom Kloster Dietramszelt erwarb, damit sie auf ihrem Grund und Boden nach eigenem Gefallen und Geschmack ein Lustschloß aufführe. Adelheid übertrug dem Bolognesen Agostino Barella den Bau des Schlosses, für das sie den Namen Borgo delle nimfe, Nymphenburg, wählte. Sofort wurde ein stattlicher Verbindungsweg mit der Stadt hergestellt; von der Freitreppe des Schlosses sah man in gerader Linie auf den Schwabinger Kirchturm, von der Auffahrt zur Gartenseite auf das Dorf Piping zurück. Nach den bildlichen Darstellungen war die Schloßfassade ohne allen Prunk. Der Garten wird klein, ein sogenannter giardinetto gewesen sein, „wie ein regelmäßiges Ornamentenfeld angelegt".

Für den baulustigen Sohn Adelheids wurde nach dem Tode der Eltern Nymphenburg ebenso verführerisch wie Schleißheim. Im Jahre 1701 giebt Max Emanuel für Nymphenburg 698 Fl. 35 Kr. aus, schon im nächsten Jahr betragen die Kosten für Bauten und Kanalanlagen in Nymphenburg 38286 Fl. 37 Kr. 2 Hll. Nach seiner Rückkehr aus der Verbannung werden innerhalb vier Jahren ungefähr 400000 Fl. für die gleichen Zwecke geopfert.

Giovanni Viscardi, später Effner waren die Leiter der Umbauten und Neubauten. Nach den Kupferstichen des kurfürstlichen Gartenbauingenieurs Diesel zum erwähnten Werkchen des P. Pierre de Bretagne bot sich das Schloß im wesentlichen wie

heute dar. An den Mittelbau reihten sich auf jeder Seite, durch schmale Galerien verbunden, drei niedrige Pavillons. Große Flügelbauten waren geplant, wurden indes nicht ausgeführt. Dubut erhielt die Stuccaturarbeiten; Amiconi malte das Deckenbild des Festsaals in der Badenburg; Nikolas Bertin (für 1500 Gulden) dasjenige im Badezimmer; Franz Beich schmückte die Galerien mit Ansichten bayerischer Schlösser in Dughets Manier; der aus den Niederlanden berufene Dominique Nollet malte Landschaften und Schlachten; ihm waren die wertvollen Kunstsammlungen des Kurfürsten anvertraut. Die Mehrzahl der Rubens, Teniers, Salvator Rosa, Breughel, die Pierre de Bretagne als den köstlichsten Schmuck der Nymphenburger Gemächer anführt, sind heute der Schmuck der Münchener Pinakothek. Die meisten Familienbilder waren von Vivien, dem Schüler Lebruns.

In allen Zimmern gab es hohe Spiegel, Marmorkamine, vergoldete Möbel mit gestickten Bezügen. Als die Erzherzogin Amalie Nymphenburg besuchte, war sie auch dort, wie ihr Beichtvater sagt, „vor Bewunderung starr".

P. Bretagne rühmt den Blick aus den Fenstern des großen Saales. Es sei eine Aussicht wie an wenig anderen Punkten der Erde; über reizende Gartenanlagen und Wasserwerke hinweg öffne sich eine Landschaft, anmutig wie ein Gesang der Georgica, und majestätisch heiter schlössen die blauen Berge den Rundblick ab.

Die Gartenanlagen waren selbstverständlich im Geschmack der Zeit „reizend". Die strenge Symmetrie, die Herrschaft der Architektur über die Gartenkunst, waren noch Merkmale der italienischen Renaissance; doch die Beete bildeten jetzt die wunderlichen Schnörkel des Rokoko. Diese Schnörkel machen den üblichen Vergleich des Parterre mit einem buntfarbigen Teppich zu Schanden oder es war ein Teppich mit abscheulichem Muster. Farbenprächtig werden die Blumen wohl gewesen sein; und Wasserkünste belebten, marmorne Vasen und Standbilder von Wilhelm de Groff, Giuseppe Volpine u. a. schmückten den Raum. Inmitten sprang eine starke Wassersäule und fiel in zahllosen Stäubchen auf die Fluß- und Liebesgötter zurück, die das breite Becken bevölkerten. Davon sind nur noch zwei anmutige Figürchen erhalten und an den Brunnenschalen in der „Badenburg" willkürlich angebracht.

Breite Fahrwege zogen sich mitten durch das Parterre und um dasselbe. Geradlinige Taxuswände von Bäumen überragt, die zu Kugeln und Pyramiden verschnitten waren, faßten das ganze, ungeheure Mittelstück mauerartig ein. Hinter den Hecken liefen Laubengänge mit Ruhebänken, Göttern und Nymphen und Trophäen nach allen Richtungen des Gartens, hier zu einem natürlichen Theater mit Coulissen aus Taxushecken, dort zu einer Terrasse mit Kegelbahn oder zum Platz für das beliebte Mailspiel. Springbrunnen rauschten überall und allerlei Wasserkünste bedrohten den Ahnungslosen. In einem Hain stand eine indische Pagode, aber in Form eines Maltheserkreuzes gebaut, im Inneren mit Porzellanplatten bekleidet. Geschmackvoller ist die Badenburg, ein Sommerhaus, das sogar der nüchterne Nikolai „ein in seiner Art vollendetes Kunstwerk in bester sanfter Eurhythmie" nannte. Aus einem Schwanenteich stieg damals eine Freitreppe zum Saal empor. Alle Räume waren mit Wandgemälden, mit Bildhauerwerk aus Metall, Marmor und Stucco überreich geschmückt. Jetzt sind Mauern und Wände kahl. Aus dem Baderaum trat man auf eine Marmorterrasse mit einem Rosenparterre, das Laubengänge einfaßten. Sodann gab es eine künstliche Ruine, die aber eine Kapelle war und jetzt noch ist, der heiligen Magdalena geweiht. Badenburg und Magdalenenkapelle vertrugen sich so gut und schlecht wie heute das Wirtshaus neben der Dorfkirche. Die Etikette regelte und maßregelte alles. Man ging an den Nymphen vorbei zur heiligen Magdalene, und von der Heili-



Schloß Nymphenburg.

gen wieder zu den Nymphen, ohne im einen oder anderen Fall „dabei sich was zu denken".

Das schöne Eisengitter in der Kapelle ist von dem Pariser Schlosser Mottée gefertigt.

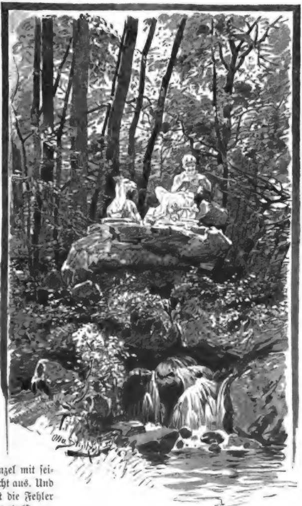
Eine Kaskade mit Flußgöttern und Delphinen wurde von einem Kanal gespeist, der aus dem bunten Marmorbecken zwischen Taxuswänden schnurgerade durch den Garten floß. An den Garten grenzte ein wildreicher Wald; er maß acht Meilen im Umfang. Nach Jagden war gewöhnlich Tafel im großen Saal. Jagdfanfaren klangen zu den Trinksprüchen. Als Ereignis galt es, wenn nach der Mahlzeit ein dunkelfarbiges Getränk, Kaffee, in chinesischen Schalen präsentiert wurde; nur die beherztesten Nimrode aber vermaßen sich „Tabak zu trinken". Inzwischen wurden die Kanäle und Teiche mit schwimmenden Lichtern erhellt, Strahlengewinde schlangen sich von Baum zu Baum, die Blumenbeete des Parterres waren in bunte Lichtarabesken verwandelt. Dann bestiegen die geputzten Herren und Damen die bereit liegenden Gondeln und fuhren unter Klängen eines unsichtbaren Orchesters hin und her. Die Kaskade verhinderte sie, auch in den schweigenden Wald zu fahren, auf dem nur das Mondlicht lag.

Es muß ein lustiger Anblick gewesen sein — für die Gondelfahrer selbst und die Lakaien auf den Ufern. Alles hat eine Ursache, sagt das Sprichwort.

Wenn ein Mann ohne Rückgrat, wie Pölnitz, Nymphenburg über alle Maßen lobt, will es nicht viel heißen, aber der Ruf Nymphenburgs und Darstellungen in Wort und Bild müssen doch sehr verbreitet gewesen sein, da auch Friedrich der Große in seiner Histoire de mon temps Nymphenburg zu den Bauwerken zählt, welche seinerzeit als die schönsten galten.

Sowohl Karl Albert wie seine Gemahlin Amalie hielten sich am liebsten in Nymphenburg auf. Sie war eine leidenschaftliche Jägerin und ritt oft schon mit Tagesanbruch in den Forst. Ihr zu Ehren wurde im Garten die Amalien-

burg nach dem Plane des Hofbaumeisters Cuvillies erbaut, eine der glücklichsten Schöpfungen des Rokoko. Das Innere, der gelbe Saal sowie der anstoßende Spiegelsaal entzücken heute noch jeden, der auch das Gefälligegelten läßt.



Pangruppe im Park von Nymphenburg.

Der sogenannte Nymphenburger Vertrag ist, wie ich nicht ohne Genugthuung sage, durch den Geschichtsforscher K. Th. Heigel als Märchen erwiesen worden, doch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß all der Luxus am bayerischen Hofe wie an sehr vielen anderen deutschen Höfen damaliger Zeit zum Teil mit französischem Gelde bestritten wurde. Die Strafe, der Menzel mit seinen Husaren, blieb nicht aus. Und Max III. Joseph hat die Fehler seiner Vorfahren aufs edelste gesühnt. Dieser wahre Menschenfreund betrachtete es als seine Fürstenpflicht, anstatt persönlicher Zwecke willen den Krieg ins Land zu tragen, den Arbeitsgeist und die Sittlichkeit im Volke zu fördern und Kenntnisse zu verbreiten. Im sogenannten grünen Zimmer des Schlosses hängt ein vom älteren Dorner gemaltes Bild, das uns den Kurfürsten an der Drehbank zeigt, sein Freund Graf Salern steht ihm zur Seite.

1781 errichtete er im üppigen Nymphenburg eine Porzellanfabrik.

Von den deutschen Künstlern, die unter Max Joseph arbeiteten, läßt sich wenig Gutes sagen. Die deutsche Muse mußte sich erst wieder auf sich selbst besinnen. Der Künstler bedarf eines Vaterlandes; nur aus dem heimatlichen Boden wächst ihm die beste Kraft! Das ist kein Chau-

vinismus, das ist ein allgemein gültiger Satz; die besten Meister aller Jahrhunderte beweisen ihn durch ihre Werke.

Max Josephs Nachfolger Karl Theodor entzog auch der Nymphenburger Sammlung die wertvollsten Nummern, aber in sehr guter Absicht! Damit jedermann an den fürstlichen Kunstschätzen sich erfreuen könne, ließ er zu ihrer Aufnahme ein eigenes Haus am Hofgarten zu München erbauen. Karl Theodor war's auch, der den Nymphenburger Park dem Publikum eröffnete.

1781 kam Nikolai dahin. Seinem Lobe über die Bauten fügte er hinzu: „Wenn ich aber zuweilen einen Blick neben der Allee auf das Land that und sah, wie kaum die Hälfte davon bebaut war, so klopfte mir das Herz.“ Der Mann hatte recht; wir können es heute ohne Erröten zugestehen, denn welch ein Umschwung hat sich seitdem vollzogen, dank der unermüdlichen Einwirkung der Regierung auf den etwas langsamen bayerischen Landmann durch Musterschulen, Vorträge, Ausstellungen, Preise 2c. — Vorwärts!

Als im Juni 1800 Moreaus Armee München besetzte, wurde das Hauptquartier nach Nymphenburg verlegt. Die französischen Offiziere veranstalteten in den Palästen der Stadt auf Kosten der entflohenen Hausherren täglich Feste und Gelage. Moreau dagegen blieb einsam in Nymphenburg. Napoleon selbst kam sechs Jahre später nach Nymphenburg — als Gönner und Verwandter. Auch er, der große Feldherr und ausgezeichnete Schauspieler, pflegte einsam am Schreibtisch zu sitzen. Ein rascher Ritt durch den Park war seine Erholung.

In diesem Park hatte unterdessen auch eine Revolution, aber eine friedliche, fröhliche stattgefunden. 1804 gab Kurfürst Max Joseph dem Hofgartenintendanten Skell den Auftrag, den französischen Garten zu Nymphenburg in einen Park in modernem Geschmack umzuwandeln. Skell behielt den im großen Stil angelegten Mittelgrund mit den majestätischen Alleen, dem geradlinigen Kanal und der terrassenförmig aufgebauten Kaskade bei. Aber Busch und Baum wurden nicht mehr beschnitten und verstümmelt, die Unnatur verbannt, und dadurch ein wohlthuender Übergang vom Prunkgarten zum Park im Landschaftsstil erreicht. Durch Anlagen von Hügeln, sorgfältige Auswahl der Baum- und Straucharten ist für schlichte, dennoch entzückende Überraschungen gesorgt. Nadel- und Laubhölzer wirken entweder als gesonderte stolze Massen oder freundschaftlich zu Gruppen verbunden. Jedes prangt in seinem eigenartigen Reiz und hebt die anderen. Die ernste Tanne, die helllaubige Hainbuche, die dunkelblätterige Rotbuche, die schlanke Fichte, die bewegliche Esche. Wenn irgendwo, so ist hier das Wasser die Seele des Gartens. Klare Bäche spiegeln den Wald, und Springbrunnen rauschen!

> Und unter den Bäumen ergangen
> Erblick ich ein ander Geschlecht!

(Schluß folgt.)

Die Erhebung der deutschen Städte
für Kaiser und Reich
im
Kampf Heinrichs IV. mit Fürstentum und Papsttum.

Von
Heinrich Volbert.

Der fünfzigjährige Kampf zwischen dem deutschen Kaisertum und dem römischen Papsttum im Mittelalter ist schon so oft und von so verschiedener Seite dargestellt worden, daß es wahrlich eines neuen Versuches nicht bedarf. Doch fast ganz unbeachtet oder höchstens nur sehr nebensächlich behandelt ist bisher eine Episode dieses Kampfes geblieben, die zu den lichtvollsten, interessantesten und erhebendsten der ganzen deutschen Geschichte gehört: die Erhebung der deutschen Städte zu Gunsten ihres Kaisers Heinrich IV.

Sie verdient aber eine gesonderte und eingehende Darstellung, denn sie erweist sich als ein Vorgang von großartiger Bedeutung: sie ist eben die erste selbständige politische That des deutschen Bürgertums und als solche zugleich eine Erhebung, die aus den berechtigtsten, ja edelsten Motiven ihren Ausgang nahm und die Mannhaftigkeit und Opferwilligkeit des freien deutschen Bürgers in herrlicher Weise zur Erscheinung brachte. Die uralte deutsche Tugend, welche unser großes Volksepos, das Nibelungenlied, in seinen ritterlichen Heldengestalten uns vor die Seele führt, offenbart sich in jener Erhebung zum erstenmal auch als das unverkürzte Erbe des freien deutschen Bürgertums, es ist das die deutsche Treue bis in den Tod.

Die Jugendgeschichte Heinrichs IV. ist jedem gebildeten deutschen Leser genugsam bekannt. Infolge verkehrter Erziehung war er unter der Obhut des allzu strengen Anno von Köln, dann aber unter der des allzu nachsichtigen Adalbert von Bremen zu einem ebenso unerfahrenen und unbesonnenen wie leidenschaftlichen und übermütigen Jünglinge herangewachsen. Die an Adalberts Hofe eingesogene Abneigung gegen die Sachsen hatte ihn während seines mehrjährigen Aufenthalts mitten unter diesen zu einer Reihe von Thorheiten verleitet, die diesen kräftigen und freiheitsstolzen Stamm endlich zur Empörung reizten. Im Anfange des Augustmonates 1073 brach dieselbe plötzlich aus. An sechzigtausend Mann standen in den Waffen und rückten von allen Seiten auf die Harzburg los, wo der nichts ahnende dreiundzwanzigjährige König im Kreise seiner leichtfertigen jugendlichen Freunde Hof hielt. Voll jähen Schreckens floh er in der Nacht vom 8. auf den 9. August aus der Feste, und einem gehetzten Wilde gleich eilte er auf heimlichen Wegen südwärts durch die Wälder des

16*

Harzes und Eichsfeldes aus dem Lande. Am 12. August kam er in Eschwege an und befand sich nun wieder auf heimatlicher fränkischer Erde außer Gefahr; am folgenden Tage erschien er in Hersfeld und wandte sich von hier aus an die deutschen Fürsten der übrigen Stämme, um sie zur Reichshilfe gegen die aufständischen Sachsen zu bestimmen. Aber schon bald mußte er merken, wie wenig auf ihre Treue zu bauen sei. Von seiner gedrückten und verzagten Stimmung giebt Zeugnis der traurige Brief, den er in eben jenen Tagen an Papst Gregor VII. richtete, ein Brief — so charakterisiert ihn der Papst selbst — „wie weder der König noch einer seiner Vorgänger jemals an einen römischen Bischof gesandt hat", worin er in den unterwürfigsten Ausdrücken sich bereit erklärte, alle Wünsche Gregors zu befriedigen („mit der größten Sorgfalt soll euer Befehl in allen Dingen erfüllt werden").

In der That ist Heinrichs Kleinmut während jener Augusttage in Hessen nur zu sehr begründet. Sein nächster Verwandter, sein eigener Schwager, der Schwabenherzog Rudolf von Rheinfelden, hatte sich von ihm abgewandt und war offen zur Partei seiner Gegner übergegangen. Zu eben dieser bekannte sich die große Mehrzahl der nichtsächsischen Fürsten. Zu Gerstungen verhandeln sie über die Klagen gegen den König und maßen sich so thatsächlich bereits an, Richter über ihren Herrn und König zu sein. Immer feindseliger wird ihre Stimmung gegen ihn. Bereits lädt der erste geistliche Fürst und Kanzler des Reiches, Erzbischof Siegfried von Mainz, seine Mitfürsten zu einer Versammlung in seine Bischofsstadt, um hier die Anklagen gegen den König zu prüfen; deutlich tritt schon der Plan hervor, ihn abzusetzen und an seiner Statt den Herzog Rudolf zu wählen.

Wohl mochte Heinrich der Verzweiflung nahe sein, als er bei solchen Aussichten und von allen Fürsten verlassen gegen Ende des Jahres Hessen verließ und sich dem Rheine zuwandte. Aber hier ereilte ihn ein neues Unglück; als er bei Ladenburg am Neckar stand, wurde er vom Fieber ergriffen. Doch seine jugendkräftige Natur rettet ihn; er rafft sich auf vom Krankenlager, und noch halb krank eilt er gen Worms. Welch eine Fülle von Empfindungen bitterster Art mochte wohl die Seele des königlichen Flüchtlings umschweben, als er blaß und matt zu den Mauern und Türmen der stolzen Stadt hinaufschaute! Worms war ja die Stadt seiner Ahnen; als königliche Gaugrafen hatten sie einst hier gewaltet und bei steigender Macht hier sich bald auch Herzoge genannt. Noch vor achtzig Jahren ragte ihre stolze und feste Burg mitten in der Stadt. Aber kluge Bischöfe hatten für sich die Grafengewalt von der freigebigen Huld der sächsischen Kaiser zu erwerben und endlich durch den letzten von diesen auch den Herzog Otto, den Urgroßvater Heinrichs, zur Auslieferung der ihnen verhaßten Burg gegen eine Entschädigung zu bestimmen gewußt. Sofort war diese niedergerissen und auf ihrem Platze die Pauluskirche gebaut worden. Seitdem man so Heinrichs Vorfahren aus der Stadt hinausgedrängt hatte, waren die Bischöfe Herren derselben, und anstatt des königlichen Gaugrafen handhabte der bischöfliche Burggraf mit den bischöflichen Dienstmannen das Stadtregiment. Bischof war 1073 Adalbert, ein Sachse und Feind Heinrichs; er hatte seinen Dienstmannen Befehl gegeben, dem unglücklichen Könige die Thore zu verschließen. Dessen Lage erschien jetzt hoffnungslos; aber in diesem Augenblicke der höchsten Not leuchtete ihm endlich ein froher Hoffnungsstrahl. Von deutschen Fürsten und Bischöfen (nur fünf von letzteren harrten treu bei ihm aus) seit fünf Monden gedemütigt, verlassen und befeindet, fand er Zuflucht bei deutschen Bürgern, welche jetzt zum erstenmal mit Gut und Blut für Kaiser und Reich gegen Fürsten und Bischöfe eintreten. Hören wir, was ein Zeitgenosse und Gegner Heinrichs, Mönch Lambert von Hersfeld, staunend und widerwillig zum Lobe der Wormser Bürger berichtet.

„Aber noch kaum von seiner Schwäche genesen, eilte Heinrich nach Worms, wo er mit großem Gepränge von den Bürgern in die Stadt aufgenommen wurde. Denn diese hatten kurz zuvor, um ihre Ergebenheit an ihn noch herrlicher an den Tag zu legen, die Dienstmannen des Bischofs, welche seinen Einzug zu hindern versuchten, aus der Stadt vertrieben. Und sie würden den Bischof selbst, wenn er nicht zeitig, in schleuniger Flucht entschlüpfend, die Stadt verlassen hätte, ergriffen und als Gefangenen dem Könige ausgeliefert haben. Bei seiner Ankunft also kamen sie ihm bewaffnet und gerüstet entgegen, nicht um Gewalt zu üben, sondern um durch den Anblick ihrer Menge, durch ihre Wehrhaftigkeit, durch die Zahl ihrer kampfbereiten jungen Mannschaft ihm zu zeigen, wie große Hoffnung er in seinem Unglück auf sie setzen solle. Freudig versprechen sie ihm ihre Dienste, verpflichten sich eidlich, erbieten sich, die Kosten der Kriegsführung ein jeder gemäß seinem Vermögen nach seinem Anteil aufzubringen, und beteuern ihm, daß sie zeitlebens für seine Ehre mit Hingebung streiten werden. So gewann der König diese so feste Stadt, und sie war für ihn von nun an der Waffenplatz des Krieges, die Burg des Reiches und, wie auch die Sachen ausfallen mochten, der sicherste Zufluchtsort; denn sie war sehr volkreich, durch die Festigkeit ihrer Mauern unbezwinglich, durch die Fruchtbarkeit ihrer Umgegend sehr reich und mit allen Kriegsbedürfnissen wohl versehen."

So weit Lambert. Wahrlich, ein herrlicheres Zeugnis als dieses von der Hand eines Mönches und Gegners hätte der Königs- und Reichstreue einer deutschen Bürgerschaft nicht ausgestellt werden können! In einer prächtigeren und herzerhebenderen Weise hätte sich das deutsche Bürgertum nimmermehr in die Reichsgeschichte einführen können, als es hier geschehen ist! Ja, man merkt es an der lebhaften und gehobenen Darstellung Lamberts, daß er selber von Bewunderung ergriffen ist und, wenn auch halb widerwillig und unbewußt, mit den wackeren Wormsern sympathisiert.

Mächtig aber wirkte die That der Wormser Bürger auf das so leicht empfängliche Gemüt des jungen Königs. Sein so tief gesunkener Mut richtete sich hoffnungsvoll wieder empor. Von den innigsten Gefühlen seines Dankes aber giebt der Freibrief Zeugnis, den er den treuen Bürgern bald nach seinem Einzuge am 18. Januar 1074 ausgestellt hat.

„Die Wormser Bürger" — sagt darin Heinrich — „erkläre ich für würdiger als die aller anderen Städte, weil sie, selbst den Tod nicht fürchtend, aus freien Stücken in der größten Gefahr die größte Treue mir bewiesen haben zu einer Zeit, wo alle von mir abgefallen waren und die Fürsten des Reiches, ihrer Pflicht vergessend, gegen ihren König sich empört hatten. Während die übrigen Städte bei meiner Ankunft die Thore schlossen, hat Worms allein für mich gerüstet und sich verteidigt. Also mögen dessen Bürger auch den Lohn für diesen Dienst empfangen; ihr Beispiel möge allen voranleuchten, da sie alle in Erfüllung heiliger Pflichten übertroffen haben. Die Einwohner der Städte insbesondere mögen auf des Königs Dankbarkeit vertrauen, die jetzt den Wormser Bürgern offenbar werden soll, und wenn sie in der Belohnung der Stadt meine Freigebigkeit erkennen, mögen sie von ihr lernen, dem Könige Treue zu halten." Im folgenden wird dann den Einwohnern Zollfreiheit an den sechs königlichen Zollstätten Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Engern verliehen.

Die große That der Wormser war von gewaltiger Wirkung im ganzen Reiche. Zunächst drang die Kunde davon in das nahe Mainz. Die dort bereits um Erzbischof Siegfried versammelten Fürsten erschraken und eilten auseinander; aus der geplanten Absetzung Heinrichs und Wahl Rudolfs wurde nichts. Bald sammelten sich nun auch in Worms von nah und fern die treugebliebenen Anhänger des Königs; er stand wieder an der Spitze einer ansehnlichen Streit-

macht, und schon am 2. Februar konnte er mit seinen Gegnern in Gerstungen einen vermittelnden Frieden schließen. Dieser aber war durch Schuld der Sachsen und zum Vorteil des Königs nur von kurzer Dauer; der Ingrimm, womit jene über die königlichen Burgen in ihrem Lande hergefallen waren und sich dort sogar an den heiligen Stätten vergriffen hatten, hatte ihnen die Sympathien der übrigen Stämme entfremdet und viele wieder zur Partei des Königs zurückgebracht.

Und auch der im Wormser Freibrief ausgesprochene königliche Appell an die Treue der übrigen Städte äußerte bald schon seine Wirkungen. Zunächst war es Köln, nach Mainz damals die mächtigste Stadt Deutschlands, wo sich die Bürger, dem Beispiele der Wormser folgend, für ihren König erhoben. Während aber die Erhebung in Worms von glücklichem und noch dazu unblutigem Erfolge gekrönt war, gestaltete sie sich in Köln zu einem blutigen Unglücksdrama.

Berichterstatter ist auch hier wieder Mönch Lambert von Hersfeld.

In Köln waltete als Erzbischof und Stadtherr Anno. Bei ihm weilte während der Ostertage des Jahres 1074 der Bischof Friedrich von Münster. Als dieser nun nach den Feiertagen abreisen wollte, gab der Erzbischof seinen Dienstmannen Befehl, ein zur Heimreise seines Gastes geeignetes Schiff aufzusuchen. Sie finden ein solches; aber es ist das Eigentum eines sehr reichen und angesehenen Kölner Kaufmannes, und zudem ist es schon mit Waren beladen. Doch ohne alle Rücksicht hierauf befehlen die Dienstmannen den Schiffsknechten, schnell die Waren aus dem Fahrzeug hinauszuschaffen und es für den Dienst des Bischofs bereitzustellen. Diese weigern sich; jene erneuern den Befehl und versteigen sich zu Drohungen. Da laufen die Knechte vom Schiffe in die Stadt zum Hause ihres Herrn, um diesem den Vorfall zu melden und zu fragen, was zu thun sei. Doch der ist abwesend, aber an seiner Stelle steht sein Sohn, ein kräftiger, mutvoller junger Mann, der nicht nur wegen seiner Verwandtschaft mit den ersten Bürgerfamilien der Stadt, sondern auch bereits wegen seiner persönlichen Verdienste bei den Bürgern in allgemeiner Achtung steht. Kaum hat er die Kunde vernommen, da eilt er zornigen Mutes mit den Knechten zum Rheinufer; unterwegs schließt sich noch ein Haufe von jungen Bürgersöhnen, als sie hören, um was es sich handelt, an ihn an. Beim Fahrzeuge findet er die bischöflichen Dienstmannen; in heftigem Tone fordern sie nun auch von ihm die Auslieferung desselben, mit gleicher Heftigkeit weist der Erzürnte sie von seines Vaters Eigentum. Da erscheint das Haupt der städtischen Polizei, der erzbischöfliche Stadtvogt; aber auch seine Forderung wird abgewiesen, und als er durch seine Mannen Gewalt anwenden will, werden diese von den erbitterten Bürgern zurückgejagt.

Jetzt meldet man dem Erzbischof in seiner Pfalz den Trotz der Bürger. Anno war, sagt uns ganz treuherzig Mönch Lambert, ein gar wackerer Mann, nur konnte er im Zorn seine Zunge nicht im Zaum halten; und so erging er denn auch jetzt sich in den maßlosesten Ausdrücken über den trotzigen Kaufmannssohn.

Dieser aber kehrte nun mit seinen Begleitern gleich wie im Triumph in die Stadt zurück. Laut schalten sie die Anmaßung des Erzbischofs, seinen kecken Eingriff in das Eigentumsrecht eines freien Bürgers.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt. Die Bürgerschaft geriet in Bewegung. Ihre Häupter — wahrscheinlich sind es die Mitglieder der uralten und mächtigen Gilde, die Richerzecheit genannt — traten zu einer Beratung zusammen.

Offenbar war es nicht erst dieser Vorfall, der den Zorn der Bürger gegen ihren Erzbischof wachrief. Unverkennbar war ihre Abneigung gegen diesen und, müssen wir hinzufügen, auch die Annos gegen die Bürger schon längst eine hochgesteigerte. Das deutet auch unser Gewährsmann

Lambert an, indem er berichtet, noch in letztvergangener Osterwoche habe Anno in einer der Hauptkirchen der Stadt weidlich gegen die Kölner losgedonnert und sich in seiner Predigt sogar zu der exaltierten Behauptung verstiegen, wenn sie nicht Gottes Zorn schleunigst durch Buße abzuwenden sich bemühten, werde die Stadt nächster Tage zu Grunde gehen. Jedenfalls war ein Zwiespalt schon da, er war die naturnotwendige Folge des scharfen Gegensatzes zwischen dem herrischen und harten Gebieter und den ihrer Macht und ihres Reichtums sich bewußten lebensfrohen Bürgern.

Von letzteren liefert uns Lambert bei dieser Gelegenheit eine hochinteressante Beschreibung, die ebenso charakteristisch für den Autor wie für jene ist. Die Kölner, meint er, seien von Jugend auf mitten in den städtischen Genüssen auferzogen; im Kriegswesen hätten sie keine Erfahrung, und doch pflegten sie darüber abends nach Schluß der Geschäfte bei Wein und Bier zu disputieren; alles, was ihnen einfiele, glaubten sie, sei ebenso leicht auszuführen als zu besprechen.

Man sieht schon aus diesen Notizen des Hersfelder Mönchs: die Kölner Bürger waren selbstbewußte, beherzte und kühne Leute. Und so wurde denn der in ihren Herzen längst glimmende Haß gegen den strengen Gebieter durch dessen versuchte Gewaltthat zur hellen Flamme entfacht. Um das Haus, in welchem die Häupter der Bürgerschaft zur Beratung zusammengetreten waren, sammelten sich die Massen des Volkes. Das Beispiel der Wormser, die noch erst vor wenigen Monden ihren Bischof samt seinen Dienstmannen aus ihrer Stadt verjagt hatten, stand lebendig vor ihren Seelen. Aber hier in Köln war die Wut größer: Nicht länger mehr dürfe man die Anmaßung Annos feigen Weibern gleich ertragen; nicht aus der Stadt treiben, nein, totschlagen müsse man den tyrannischen Erzbischof; so erscholl es aus der lärmenden und tobenden Menge.

Nachmittags brach der Sturm los. Die Massen strömten zur erzbischöflichen Pfalz, an ihrer Spitze stand der beleidigte junge Kaufmannssohn. Anno flüchtete sich mit seinen Getreuen in den Dom, dessen Pforten man von innen eiligst verrammelte. Die Volksmassen umlagerten den Dom und drohten ihn zu verbrennen, wenn Anno nicht ausgeliefert werde. Diesem aber gelang es, in das anstoßende Domstift zu entschlüpfen und dann weiter in das Haus eines Kanonikers, das an der Stadtmauer lag, von wo er in der nächsten Nacht nach Neuß entwich. Seine Pfalz aber ward im ersten Ansturm genommen. Drinnen schaltete die Volksmenge in wildem Siegesübermut. Die Thüren wurden erbrochen, die Geräte weggeschleppt oder zertrümmert, im Keller die Weinfässer zerschlagen, so daß einige Stürmer in der Menge des ausgelaufenen Weines fast ertrunken wären. In einem Versteck entdeckte man einen Menschen; wie uns Lambert mitteilt, hielt man ihn im ersten blinden Eifer für den Erzbischof; die wütende und wohl auch schon trunkene Menge erschlug ihn. Ähnliche Scenen spielten auf den Straßen der Stadt. Die Bürger aber sandten sofort an den König Boten, welche ihm die Verjagung ihres Erzbischofs melden und ihn zur Einkehr in ihre Stadt einladen sollten.

Aber noch ehe der König, der damals in Bamberg weilte, an ein Erscheinen denken konnte, ja ehe die Boten bei ihm anlangten, hatte Annos gewaltige Energie schon über das Schicksal der Stadt entschieden. Bereits am vierten Tage nach seiner Entweichung erschien er mit einem eiligst in der Umgegend aufgebotenen zahlreichen Heere vor der Stadt. Die Bürger waren völlig überrascht, sie wagten nicht zu widerstehen. Anno zog mit seinen Scharen ein und lud die Empörer für den folgenden Morgen vor seinen Richterstuhl. Die Hauptschuldigen, darunter jener Kaufmannssohn, der Anstifter des Aufruhrs, wurden vor den Erzbischof geführt; ihnen wurden die Augen ausgestochen, ihr Vermögen konfisziert. Freilich hatte man nicht aller habhaft werden können; denn in der vorhergehenden Nacht waren an

sechshundert Kaufleute aus der Stadt geflohen; sie eilten zum König, um dessen Hilfe gegen den Erzbischof anzurufen.

Während aber Anno sein fürchterliches Gericht hielt, feierten seine siegesübermütigen Scharen ihre Orgien in der Stadt. Sie drangen in die Bürgerhäuser, plünderten, schlugen und mordeten nach Herzenslust — gegen Wissen und Willen des Erzbischofs, sagt Lambert; aber das ist kaum glaublich, denn jener war der Mann nicht, um sich seine Dienstmannen über den Kopf wachsen zu lassen. Alle in der Stadt verbliebenen Bürger mußten dann noch durch einen Eid sich für den Erzbischof und gegen ihre entflohenen Mitbürger verpflichten.

Die Ruhe war nun wieder in Köln eingekehrt, aber es war die Ruhe des Grabes. „So wurde die Stadt“ — klagt Lambert — „die bis dahin so volkreich an Bürgern und nächst Mainz das Haupt und die Fürstin der Rheinstädte gewesen, plötzlich fast zur Einöde; die Straßen, die vordem die Menschenschwärme kaum zu fassen vermochten, lagen jetzt fast menschenleer; Schweigen und Schrecken herrschte an den Orten der früheren Lust und Freude.“ Es sind wehmutvolle Anklänge an die ihm wohlbekannten Klagelieder des Jeremias, welche hier dem frommen, gefühlvollen Chronisten aus der Feder kommen.

Seines blutigen, grausigen Triumphes aber sollte Anno selber nimmer froh werden. Seine Nachbarn, die niederrheinischen Fürsten, schon längst mißtrauisch gegen ihn, wandten sich nach der Blutthat noch mehr von ihm ab. Trotz seiner Macht stand er isoliert da, in einer Stadt, worin ihn der stumme Haß der Bürger rings umgab, bedroht von den zahlreichen Flüchtlingen, die nur auf den nächsten günstigen Augenblick warteten, um ihre Heimkehr und eine neue Erhebung zu versuchen. Aus dieser unbehaglichen Lage befreite sich der energische Mann durch raschen Entschluß; schon am 1. Juli machte er zu Andernach Frieden mit dem Könige, der bald darauf in Köln selbst erschien. Aber Lossprechung der Stadt von der Exkommunikation sowie Amnestierung der geflüchteten Bürger konnte dieser dem noch immer ergrimmten hartnäckigen Greise nicht abringen. Das gelang erst fast nach Jahresfrist einer höheren Macht. Der alte Mann fühlte, daß er dem Grabe nicht mehr fern sei, und da peinigte ihn das Gewissen ob seiner Blutthat. Hinzu kam noch ein Traum, der auf den mönchischen Sinn desselben mächtig wirkte. Es träumte ihm, erzählt uns Lambert, als sei er in einen Palast gekommen, in welchem er eine Menge gestorbener Bischöfe, die er zum Teil noch gekannt hatte, in feierlicher Versammlung fand. In schneeweißen Gewändern saßen sie da wie zu einem Gerichte. Auch er trug ein solches Gewand, aber ein schwarzer Flecken war darauf, den er vergebens mit der Hand zu verdecken suchte. Und als er nun zu jenen sich setzen wollte, wehrte es ihm sein eigener Freund, der Bischof von Worms, indem er ihm bedeutete, daß sein Kleid unrein sei. Bestürzt erzählte der Greis am anderen Morgen seinen Traum einem Vertrauten. Dieser deutete den Flecken als die Blutschuld an Köln. Das wirkte: am nächsten Osterfeste (1075) sprach der Erzbischof die Stadt vom Kirchenbann los, amnestierte die geflüchteten und geächteten Bürger und gab ihnen die konfiszierten Güter zurück. Acht Monate später starb er.

Inzwischen aber hatte sich das Glück wieder auf die Seite Heinrichs gewandt. Während des Jahres 1074 hatte er durch kluge Nachgiebigkeit den größten Teil der Fürsten auf seine Seite gebracht und so die Sachsen isoliert; im folgenden Jahre hatte er gegen diese den Schlag geführt und sie völlig niedergeworfen. Aber seine leidenschaftliche, durch das Unglück noch immer nicht geläuterte, im Glück wie im Unglück maßlose Natur ließ ihn seinen Sieg mißbrauchen und gab so dem Papste die willkommene Gelegenheit, in die deutschen Verhältnisse einzugreifen und seine Idee von der Oberherrlichkeit des Papsttums über das Kaisertum zu reali-

sieren. Heinrich, der die geistige Macht des Papsttums über die Gemüter völlig unterschätzt hatte, war mit seinem Übermut bald zu Ende. Der Koalition des römischen Papsttums mit der wieder bald von ihm abtrünnigen Fürstengewalt unterlag er bald. Rasch folgte Schlag auf Schlag: die Versammlung von Tribur (16. bis 23. Okt. 1076), wo er von seinen Fürsten gleichsam mit Fußtritten behandelt wurde, die schmachvollen Tage von Canossa (25. bis 28. Januar 1077) und endlich der Tag der Absetzung und die Wahl seines Schwagers Rudolf zum Gegenkönig (15. März 1077).

Wieder steht der König in gleicher Verlassenheit da wie gegen Ende 1073, und wieder sind es die deutschen Städte, die als seine Retter in äußerster Not auftreten. Aber jetzt zeigt es sich, wie mächtig das Beispiel der Wormser in den Herzen der deutschen Bürger überall im ganzen Reiche gewirkt hatte; denn diesmal sind es nicht etwa wieder zwei Städte, die sich für ihren König erheben; nein, ein ganzer Kranz von Städten tritt für ihn ein und bildet die Schutzwehr für den hochbedrängten König. Den stolzen Reigen eröffnet das goldene Mainz, damals die erste und größte Stadt Deutschlands. Hierhin hatte sich nach Heinrichs Absetzung und Rudolfs Wahl der letztere mit seinem fürstlichen Anhang begeben; hier hatte ihn Erzbischof Siegfried, der Haupturheber der Wahl, im Dom am 26. März gekrönt. Aber mit Ingrimm hatte dem allem die Heinrich treuergebene Bürgerschaft zugeschaut. Noch am Krönungstage kam es zum Aufstand. Nach der Krönung hatte Rudolf für sein Gefolge ein Festspiel veranstaltet; unter die Festgenossen hatten sich junge Bürgersöhne gemischt, die nur eine Gelegenheit suchten, um über die Unbewaffneten herzufallen. Einer von ihnen schnitt einem königlichen Dienstmann die kostbare Halskrause ab. Das war der Anfang des Getümmels; die Bürger fielen über die unbewaffneten Festgenossen her, diese flüchteten sich in die erzbischöfliche Pfalz; um sie wogten jetzt die bewaffneten Volksmassen und drohten sie in Brand zu stecken und den „Pfaffenkönig" — so nannten sie Rudolf — zu töten. Diesem gelang es, mit seinem Anhange sich durch die Menge zu schlagen und die zu einer Verteidigung hoch und isoliert gelegene Martinskirche zu erreichen; von hier machte er sogar auf die nachgeströmte Menge einen glücklichen Ausfall, der manchem Bürger das Leben kostete. Aber das war nur ein Augenblickserfolg. Denn er blieb nach wie vor umlagert, und hätte er sich durch die Massen auch durchschlagen können, so wären ihm doch die wohlbewachten Stadtthore verschlossen geblieben. Kurz und gut, der neue Gegenkönig saß mit seinem Anhang in der Falle, und Erzbischof Siegfried mußte sich seinen eigenen Unterthanen als Unterpfand für den Abzug Rudolfs ausliefern. Dieser zog mit seinem Anhang ab, und Siegfried wurde ihm dann von den Bürgern mit Schimpf und Schande nachgejagt. Beide haben die Stadt nimmer wiedergesehen. Mainz stand siegreich für Heinrich da.

Rudolf und Siegfried hatten ihren Weg nach Worms genommen; aber ehe sie anlangten, hatten die treuen Wormser sich aufs neue für ihren König erhoben und ihren erst seit einigen Monaten in die Stadt zurückgekehrten Bischof wiederum mit gewaffneter Hand verjagt. Dieser schloß sich an Rudolf an, der mit den Seinigen, um Worms ausbiegend, über Tribur, Lorsch, Eßlingen und Ulm nach Augsburg zog, wo er Ostern feierte. Aber bald merkte er, daß hier seines Bleibens nicht sei. Der Augsburger Bischof trat ihm mit solcher Schroffheit entgegen, daß dessen Anhänglichkeit an Heinrichs Sache nicht zu verkennen war. Gleiche Gesinnung bekundete auch die Bürgerschaft, welche zudem arg erbittert wurde, als die Rudolf begleitenden päpstlichen Legaten bei Gelegenheit der Osterfeier in kurzsichtigem Eifer die alten in Regensburg üblichen kirchlichen Ceremonien abstellten und den neuen römischen Ritus an die Stelle setzten. Rudolf zog schon bald

aus der Stadt hinaus und wandte sich in sein heimatliches Herzogtum Schwaben, wo er unter seinen durch die Cluniacensermönche eifrig bearbeiteten Landsleuten starken Anhang zu finden hoffte.

Währenddem hatte Heinrich nach seiner Abreise von Canossa mehrere Wochen unter seinen Anhängern in der Lombardei verweilt; als er hier die Nachricht von seiner Absetzung und der Wahl Rudolfs erhalten hatte, brach er nach Deutschland auf, um seine Krone zu retten. Da ihm aber Rudolfs Anhänger in Schwaben und besonders der Bayernherzog Welf die schwäbischen und bayerischen Alpenpässe versperrten, sah er sich genötigt, in weitem Umwege durch Friaul und Kärnten die Heimkehr zu machen. Erst gegen Ende April langte er in Bayern an und näherte sich Regensburg, der ersten Stadt des Herzogtums. Freudig öffneten ihm die treuen Bürger die Thore. Am 1. Mai hielt er seinen Einzug, und bald sammelten sich hier um ihn die Großen des Bayerlandes, welche mit ihrem Herzog Welf, dem Parteigänger Rudolfs, verfeindet waren. In kurzer Zeit sah er sich an der Spitze eines Heeres von zwölftausend Mann. Er rückte mit diesen zuerst nordwärts, um den verheißenen Zuzug aus Böhmen in Empfang zu nehmen, dann schwenkte er unvermutet südwestwärts in seines Gegenkönigs Herzogtum Schwaben hinein. Hier bewies Ulm sofort seine Anhänglichkeit an ihn; freudig öffneten die Bürger dem König ihre Thore. Unter den ersten Fürsten, die hier um ihn sich sammelten, war der getreue Bischof von Augsburg; seinem Beispiele folgten fast ausnahmslos die Bischöfe Schwabens und des Oberrheins. Vor den zahlreich versammelten Fürsten sprach hier Heinrich die Reichsacht über Rudolf und dessen Anhänger aus.

Von Ulm marschierte Heinrich im Juni zu seiner Pfalzstadt Nürnberg, dessen Bürger gleichfalls treu zur Sache ihres Königs standen, dann ging der Heereszug westwärts zum Rhein nach Worms und Mainz. Jubelnd empfingen ihn hier die Bürger und stellten sich in großen Scharen unter seine Fahnen. So stark war seitens der deutschen Bürger der Zuzug, daß nach der Aussage eines sächsischen Chronisten gar „der größte Teil seines Heeres aus Kaufleuten bestand.“

Rudolf, der seine Sache in Süddeutschland unterliegen sah, hatte sich im Frühsommer zu den Todfeinden Heinrichs nach Sachsen begeben und hier ein mächtiges Heer gesammelt. Mit diesem rückte er Ende Juli gegen Würzburg vor. Diese Stadt war die erste gewesen, die dem Beispiel von Mainz und Worms gefolgt war. Gleich nach Rudolfs Krönung hatte sie sich für Heinrich erhoben und den Bischof Adalbero, einen Anhänger Rudolfs, hinausgetrieben. Gegenkönig und Bischof lagerten jetzt mit dem Sachsenheere vier Wochen vor der Stadt, aber sie hielt sich tapfer und schlug Rudolfs Stürme mit Erfolg zurück. Der fruchtlosen Belagerung überdrüssig, zog dieser dann westwärts und vereinigte am unteren Neckar sein Sachsenheer mit den Scharen, die ihm Herzog Welf aus Bayern und Schwaben zuführte. Solcher Übermacht gegenüber stand Heinrich mit seinem Bürgerheer am anderen Neckarufer in so günstiger Stellung, daß jene ihn nicht anzugreifen wagten.

So standen die Aussichten beider Parteien im ganzen und großen im Herbst wieder gleich, während sechs Monate vorher Heinrichs Sache schon gänzlich verloren schien. Wem verdankte er diesen Umschwung? Sich selber wahrlich nicht; auch der Treue seiner fürstlichen Anhänger nur zu einem sehr geringen Teile. Im wesentlichen war es die heldenmütige Treue der Städte, der er seine zweite Rettung und bald darauf auch seinen Sieg über den „Pfaffenkönig“ verdankte.

Die Kämpfe der nächsten zwölf Jahre können wir, da sie minder wichtig und minder kritisch sind, füglich übergehen; es genügt über sie zu sagen, daß die Treue der deutschen Bürger gegen ihren Kaiser auch während dieser Zeit unerschüttert blieb. Wenden wir uns nun-

mehr der Schlußkatastrophe zu, dem letzten und bittersten Kampfe des Kaisers gegen seinen eigenen gleichnamigen Sohn und Nachfolger König Heinrich. Dieser war auf Betreiben des Vaters schon im Jahre 1097 von den Fürsten zum Könige und Nachfolger gewählt und auch als solcher gekrönt worden. Längst von den päpstlichen und fürstlichen Gegnern des Kaisers umgarnt, verließ der junge König Ende 1104 dessen Lager und ward seinem eigenen Vater Gegner, Verräter und Verderber. In diesem letzten Kampfe des nach so schweren Schicksalsschlägen früh gealterten und durch den Abfall seines Sohnes tief erschütterten Kaisers stehen die deutschen Städte wieder treu und fest, mutig und opferwillig auf der Seite ihres kaiserlichen Herrn.

Gleich nach des Sohnes Abfall hatte sich der Kaiser nach Mainz begeben und hier aus Rittern und Bürgern ein kleines Heer gesammelt. Als König Heinrich im Juni mit gewaltiger Übermacht gegen Mainz vorrückte, konnte der Kaiser ihm freilich auf offenem Felde die Spitze nicht bieten, dagegen gelang es, ihm den Übergang über den Rheinstrom zu wehren. Der König zog dann gegen Würzburg; hier wagten die Bürger diesmal keinen Widerstand und übergaben die Stadt. Er ließ sich von ihnen Geiseln stellen und rückte weiter gegen Nürnberg; mit allem Eifer begann er dann die Belagerung dieser kaisertreuen Stadt. Aber die Nürnberger wehrten sich mit Heldenmut. Reichsritter und Bürger wetteiferten in der Verteidigung, und zwei Monate lang blieben alle Anstrengungen des königlichen Heeres fruchtlos. Erst als der Kaiser, der dem Sohne mit seinem kleinen Heere von fern gefolgt war und von den Würzburgern trotz der dem Könige gestellten Geiseln freudig aufgenommen hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, aber wegen der feindlichen Übermacht die bedrängte Stadt zu entsetzen nicht wagen durfte, von der Aussichtslosigkeit längeren Widerstandes überzeugt, selber seine getreuen Nürnberger zur Übergabe aufforderte, öffneten diese dem gekrönten Revolutionär ihre Thore.

Nach Nürnbergs Eroberung glaubte der König seiner großen Streitmacht schon nicht länger mehr zu bedürfen. Er entließ den größten Teil derselben und begab sich mit dem Reste nach Regensburg, das sich ihm, wohl durch Nürnbergs Fall eingeschüchtert, ohne Widerstand ergab. Aber diesen günstigen Moment benutzte der Kaiser; rasch war er von Würzburg aus dem Könige gefolgt. Kaum ist dieser in die Stadt Regensburg eingerückt, da erscheint auch schon der Kaiser mit den Seinigen am nördlichen Donauufer; seine kühnen Reiter sprengen durch den Fluß an die Stadtthore heran. Da erhebt sich die Bürgerschaft für ihren Kaiser gegen den königlichen Eindringling; in Eile und Not rettet sich dieser aus der Stadt, in welche nun unter dem Jubel der Bürger der Kaiser seinen Einzug feiert. Aber diese Freude sollte nicht von langer Dauer sein. Denn bald nahte sich wieder der König mit neuen Streitkräften und nahm Stellung am anderen Ufer der Donau. Eine Entscheidungsschlacht schien bevorstehend; da geschah das Unerwartete: der alternde Kaiser, durch die vielen argen Erfahrungen seines Lebens immer mißtrauischer geworden, bekam Zweifel an der Treue seines eigenen Heeres und verließ es plötzlich. Wie vorauszusehen, löste sich dieses, seines Führers beraubt, rasch auf; und nun mußte Regensburg seine Anhänglichkeit an den Kaiser schwer büßen, denn König Heinrich hielt über die Bürger ein strenges und blutiges Gericht.

In einem ergreifenden Gegensatz zu diesem Wankelmut des an Treue und Glauben irre gewordenen Kaisers steht die Gesinnung der Mainzer Bürger. In Mainz nämlich hatten nicht bloß die Bürger dem Kaiser die Treue gewahrt, auch die erzbischöflichen Dienstmannen hatten sich gegen ihren Erzbischof auf die Seite der Bürger und des Kaisers gestellt. Darum zog sich jetzt von allen Seiten ein Un-

wetter gegen die herrliche Stadt zusammen. Aus Bayern rückte der König selbst, aus Schwaben und Lothringen seine Anhänger auf die Stadt los. Doch die Mainzer zagten nicht; im Angesicht des kommenden Sturmes richteten sie ein Schreiben an den Kaiser, das uns zufällig erhalten ist, dessen Inhalt noch heute auf jedes wahrhaft deutsche Herz seine Wirkung nicht verfehlen wird. Darin bitten sie ihn, doch selber zu kommen oder Hilfe zu schicken, da sie allein der Übermacht nicht gewachsen seien. „Doch verzage nicht, wenn deiner Anhänger nicht so viel sind, als du wünschest. Trösten wir uns aneinander, du an uns und wir an dir! Denn alle unsere Nachbarstädte zu beiden Seiten des Rheins haben mit uns geschworen, treu bei dir auszuharren, und es wurden ihrer, Ritter und Fußvolk, an zwanzigtausend gezählt. Und wenn uns Gott den Sieg verleiht, so wirst du in Zukunft um so fester auf deinem Throne sitzen, wir aber werden unangefochten bei unserem Rechte bleiben."

Kaiser Heinrich kam nach Mainz; aber das war nicht mehr der stolze, mutige Mann der früheren Jahre, sondern ein früh gealterter, kleinmütiger und unglücklicher Greis, an Leib und Seele gebrochen, sowohl sich und seinen Kräften als auch seinen Anhängern und den ihrigen mißtrauend und überall Verrat witternd. Als nun gar der bestochene Burggraf von Speier dem heranziehenden Sohne des Kaisers den Übergang über den Rhein ermöglichte und Speier in dessen Hände fiel, da ward es dem arglistigen Sohne, der seines Vaters Schwächen nur zu gut kannte, ein Leichtes, den Vater durch Botschafter an der Treue seines eigenen Heeres in Mainz irre zu machen. Der Betrogene verließ plötzlich Stadt und Heer und floh rheinabwärts. Für die Mainzer war jetzt längerer Widerstand zwecklos geworden. Schweren Herzens öffneten sie ihrem erzürnten Erzbischof die Stadt, und nun erging auch hier wieder ein strenges Blutgericht über die Bürger, die es gewagt, ihrem Kaiser treu zu sein.

Der ganze Oberrhein war nunmehr in König Heinrichs Macht, aber noch stand in Niederlothringen eine Reihe von Städten auf der Seite des Kaisers, an ihrer Spitze Lüttich und Köln. In letztere Stadt hatte sich der Kaiser von Mainz aus geflüchtet, und hier sammelten sich nun von neuem seine Anhänger von nah und fern. Mit diesen rückte er dann gegen Anfang des Winters rheinaufwärts gegen seinen Sohn ins Feld. Bei Koblenz trafen beide aufeinander. Der König griff wieder zu dem schon bei Mainz erprobten Mittel der Verhandlungen, und auch diesmal mit Erfolg. Es kam in Koblenz zu einer Versöhnungsscene, die wohl von keiner Seite ernstlich gemeint war. Der Sohn überlistete den Vater diesmal vollständig.

Unter dem Vorgeben, daß er diesen nach Mainz führen und dort für seine Aussöhnung mit den Fürsten und dem Papste wirken wolle, verleitete er den jetzt einmal gerade zur Unzeit vertrauensseligen Vater dazu, den größten Teil seines Gefolges zu entlassen und sich zu ihm auf die Burg in Bingen zu begeben; hier nahm er ihn gefangen und schickte ihn in die nahe Burg Böckelheim an der Nahe, wo der Bischof von Speier des edlen Amtes eines Kerkermeisters bei dem greisen und unglücklichen Kaiser mit schmachvoller Strenge waltete. Im Kerker feierte hier dann der Vater, auf glänzendem Fürstentage in Mainz der Sohn sein Weihnachtsfest. Schon bald hatte man durch weitere Drangsalierungen den Kaiser so weit gebracht, daß er Befehl gab, dem Sohne die Reichskleinodien auszuliefern, und sich bereit erklärte, abzudanken. Zu diesem Zwecke wurde er aus seinem Kerker nach der Ingelheimer Kaiserpfalz geschleppt, denn hier sollte nach dem Plane des Sohnes, der den Mainzern noch immer nicht traute, die Abdankung vor sich gehen. Aber in Ingelheim fand der Kaiser Gelegenheit, seinen Wächtern zu entschlüpfen und auf einem Rheinschiff nach Köln zu entfliehen. Von hier eilte er weiter über Aachen, welches ihm in alter

Treue anhing, nach Lüttich, wo nicht nur die Bürgerschaft, sondern auch der Bischof — in diesen Jahren eine seltene Ausnahme — auf seiner Seite stand.

Noch vor des Kaisers Flucht hatte der König einen Zug an den Oberrhein gemacht, aber dabei auch hier bitter erfahren, wie wenig geneigt ihm die Städte waren. Mit geringem Gefolge war er in das elsässische Städtchen Ruffach eingeritten, aber kaum war er darin, als die Bürger sich plötzlich gegen ihn erhoben. Der König mußte eiligst aus der Stadt flüchten, und so groß war seine Überraschung und sein Schrecken, daß er sogar die kurz zuvor dem Vater abgedrungenen Reichsinsignien in der Stadt zurückließ. Freilich erschien er dann bald racheschnaubend an der Spitze seines Heeres vor der Stadt und steckte sie in Brand; indes war diese strenge Strafe zu nichts weniger geeignet als ihm Zuneigung unter den oberrheinischen Städten zu erwerben.

Aber jetzt gelangte zu ihm die Nachricht von der Flucht des Vaters und gleich darauf die Bitte des Kölner Erzbischofs, ihm gegen den Kaiser beizustehen. Rasch wandte der König dem Elsaß den Rücken und eilte mit seinem Heere an den Niederrhein, über Köln nach Aachen. Von Lüttich aus rückten ihm die Kaiserlichen entgegen. Es kam zu Plänkeleien, eines Tages aber erlitt das Heer des Königs an der Maas eine tüchtige Schlappe, die ihn bestimmte umzukehren und sich nach Köln zu wenden. Als ihm aber diese Stadt die Thore sperrte, zog er nach Bonn, wo er die Tage des Osterfestes zubrachte, und kehrte dann einem Geschlagenen gleich nach Mainz zurück.

Diese Mißerfolge des Königs verursachten im kaiserlichen Hauptquartier zu Lüttich natürlich frohen Jubel und neue Hoffnung. Gleich nach Ostern eilte der greise Kaiser selbst nach Köln, um den Eifer der Bürger für seine Sache durch seine Gegenwart zu beleben. Erzbischof Friedrich verließ vor ihm die Stadt, in die dann der Kaiser, aufs herzlichste empfangen, einkehrte. Mit einem feierlichen Eide gelobten ihm die Bürger, ihre Stadt gegen seine Feinde zu verteidigen; alle Vorbereitungen dazu wurden mit Eifer und Umsicht ins Werk gesetzt.

Als dann aber König Heinrich von Bonn sich nach Mainz zurückzog, kehrte auch der Kaiser zu den Seinigen nach Lüttich zurück. Kölns Verteidigung glaubte er ruhig den tapferen Bürgern überlassen zu können, und in der That rechtfertigten diese bald aufs herrlichste das vom Kaiser in sie gesetzte Vertrauen. Denn schon zu Anfang Juni näherte sich der König mit einem mächtigen Heere wieder der Stadt, und begann mit seinen zwanzigtausend Mann die Belagerung. Wiederholt schritt man zum Sturme, aber mit wahrem Heldenmut ward er jedesmal von den Bürgern abgeschlagen. „Die Kölner aber," erzählt uns der Hildesheimer Annalist, „standen als gute Krieger unerschrocken, sie leisteten tapferen Widerstand und kämpften äußerst wacker, wie man nie zuvor gesehen hat." Zudem sperrten sie den Rheinfluß und schnitten dadurch den Belagerern zum guten Teil die Zufuhr ab. So stellte sich bei diesen Mangel an Lebensmitteln ein, und als nun gar noch Seuchen im Lager ausbrachen, verzweifelte der König hier am Erfolge; nach dreiwöchentlicher vergeblicher Belagerung brach er mit seinem durch die Stürme und Seuchen stark gelichteten Heere nach Aachen auf, um seinen kaiserlichen Vater, der noch immer in Lüttich stand, anzugreifen. Aachen wagte dem königlichen Heere nicht zu widerstehen; der König rückte in die Stadt ein und knüpfte von hier aus wieder Unterhandlungen mit seinem Vater an, aber diesmal wurde er kurzer Hand abgewiesen.

So standen sich denn wieder Kaiser und König, Vater und Sohn, gerüstet und kampfbereit mit ihren Heeren nahe gegenüber; eine nahe blutige Entscheidungsschlacht schien sicher bevorzustehen. Aber das Schicksal fügte es anders: am 5. August starb der Kaiser. Da zeigte sich denn die innige Anhänglichkeit der Lütticher Bürger an ihren Kaiser in rühren-

der Weise. Trotz des Widerstrebens der Domherren wurde die Leiche des Gebannten feierlich im Dome ausgestellt, unablässig strömten die Volksscharen trauernd und klagend hinzu, um noch einmal den toten Kaiser zu schauen. Ähnliches geschah in Speier, als hier im September der Sarg des Kaisers anlangte, um im Dome seiner Väter eine Ruhestätte zu suchen, die ihm aber erst nach fünf Jahren bewilligt werden sollte.

Mit dem Tode des Kaisers hatte selbstverständlich auch die städtische Erhebung für ihn ihr Ende. Köln beeilte sich, mit König Heinrich Frieden zu schließen, den er der Stadt gegen Zahlung von sechstausend Pfund Silber bewilligte.

So nahm denn also der zweiundzwanzig Jahre lang geführte Kampf ein unglückliches Ende. Die heroischen Anstrengungen des deutschen Bürgertums, seine großartigen Opfer an Gut und Blut für seinen Kaiser waren vergebens. Aber wahrlich, der deutsche Bürger hatte keinen Grund, sich des Geschehenen zu schämen, denn nicht er trug die Schuld des Mißlingens. Die Hauptschuld aber trägt der unstäte, planlose und wankelmütige Charakter seines Kaisers, der in seiner Jugend unbesonnen, übermütig und maßlos, in seinen älteren Tagen mißtrauisch und kleinmütig sich niemals zu einer besonnenen und konsequenten, festen Zielen entgegensteuernden Politik emporzuschwingen vermochte. Wäre eine solche bei Heinrich IV. je vorhanden gewesen, so würde bei so imposanten Hilfskräften, wie sie sich damals dem Kaiser noch boten, dieser schwerlich einer Niederlage entgegengetrieben sein. Dies lehrt uns auch schon ein Blick in die Geschichte des französischen Nachbarlandes. Hier hat es die kluge Politik der Könige, gestützt auf die stets von ihnen geschützten und geförderten Städte, mit Erfolg durchgesetzt, sowohl die Macht der Großen wieder unter das Königtum zu beugen als auch maßlose Ansprüche des Papsttums zurückzuweisen und so ein nationales Königtum zu befestigen.

Ganz anders gingen die Wege der nationalen Entwickelung in Deutschland. Infolge der fehlerhaften kaiserlichen Politik siegte hier das mit dem Papsttum verbündete deutsche Fürstentum über das deutsche Königtum. Durch diesen Sieg ward für die Territorialgewalt der deutschen Fürsten der feste Grund gelegt, und auch die gewaltigen staufischen Kaiser waren trotz ihres energischen Ringens nicht im stande, die weitere Fortentwickelung dieser fürstlichen Territorialgewalt, ihre innere und äußere Ausdehnung zu hemmen; die partikularistische Zersplitterung Deutschlands war nicht mehr aufzuhalten. Und da stehen wir an einem Punkte, wo wir dem Kampf der deutschen Städte für Heinrich IV. einen großen Erfolg zuerkennen müssen, den freilich die wackeren bürgerlichen Streiter damals weder beabsichtigten, noch überhaupt ahnten.

In seinem mutigen Eintreten für den Kaiser hat das deutsche Bürgertum zuerst seine Kraft kennen gelernt, sich neben das Fürstentum und Rittertum gestellt und selbständige Politik getrieben. Das Bewußtsein der Kraft, die es damals erprobt hat, der politische Sinn, der damals ihm erwachte, beide blieben auch nach der Niederlage im deutschen Bürgertum wach und wirksam. Vor wie nach wollte der deutsche Bürger nicht Unterthan eines Fürsten, sondern nur des Kaisers, nicht Angehöriger eines Fürstentums, sondern nur des Reiches sein. Und nach hundertjährigem Mühen und Ringen haben die deutschen Städte dieses Ziel erreicht; als die Hohenstaufen untergingen, standen sie als kaiserliche freie Reichsstädte da.

Es erübrigt nun noch, nach den Beweggründen zu forschen, die den deutschen Bürger zu seinem Eintreten für den Kaiser veranlaßten. Ganz irrig wäre es, dafür eine dem Papsttum feindliche religiöse Richtung anzunehmen; mochte eine solche immerhin vielfach bei der höheren Geistlichkeit und hier und da auch bei der niederen in Deutschland vorhanden sein, im Bürgertum finden wir keine Spur davon. Ebenso unbegründet wäre es, die

Ursache zur Erhebung der Städte in einer Abneigung gegen die weltliche Herrschaft der Bischöfe und in einem Streben nach politischer Selbständigkeit zu suchen. Dies hieße Erscheinungen einer späteren Zeit in die frühere übertragen. Zwar ist es richtig, daß bei jener Erhebung die Bischofsstädte in erster Linie, die königlichen Pfalzstädte aber mehr zurückstehen. Aber das hat ganz andere Gründe. Die Bischofsstädte waren eben viel älter und bedeutender, die königlichen Pfalzstädte viel jünger und an Volkszahl und Macht geringer. Wenn letztere durch ihr Eintreten für den Kaiser sich weniger bemerklich machten, so lag das in dem Umstande, daß sie eben als kaiserliche Pfalzstädte unter dem Kaiser und für den Kaiser standen. Wie energisch auch sie für den Kaiser eintraten, sehen wir namentlich an Nürnbergs Beispiele im Jahre 1105. Die Bischofsstädte dagegen, welche im Vordergrunde der Bewegung stehen, machen sich eben dadurch vor den anderen bemerklich, daß sie, um für den Kaiser eintreten zu können, sich erst gegen ihre Herren, die Bischöfe, welche gegen den Kaiser standen, erheben mußten. Darum treten denn auch diejenigen Bischofsstädte, deren Bischöfe für den Kaiser standen, gleichfalls in den Hintergrund; nicht als ob diese in ihren Sympathien für den Kaiser jenen nachgestanden hätten, aber da sie eben in ihrer kaiserlichen Gesinnung mit ihren bischöflichen Stadtherren einig waren, war ihr Eintreten für den Kaiser mehr selbstverständlich und wenig auffallend. Aber weder bei jenen, noch bei diesen Bischofsstädten finden wir damals schon eine Abneigung gegen die bischöfliche Stadtherrschaft als solche. Letztere wurde damals noch nirgends als eine drückende empfunden, im Gegenteil war es gerade der glänzende fürstliche Hof der Bischöfe, an den sich die Anfänge des Handels und der Gewerbe ansetzten; andererseits hatten auch die Bischöfe an der wachsenden Größe und dem zunehmenden Wohlstande selber das nächste und lebhafteste Interesse, da diese ihren eigenen Glanz, ihre eigene Macht und, was nicht gering anzuschlagen ist, auch ihre eigenen Einkünfte mehrten. Wo vor Ausbruch des Kampfes schon Konflikte zwischen Bürgern und Bischof vorhanden waren, wie in Köln, da waren Mißgriffe des Stadtherrn die Veranlassung; aber solche waren Ausnahme, nicht Regel.

Nein, was jene Bischofsstädte in den Kampf für ihren Kaiser selbst gegen ihre bischöflichen Herren einzutreten veranlaßte, das waren drei klar ersichtliche Beweggründe, zwei von sehr idealer, der dritte von sehr realer Natur.

In jenen Städten wirkte noch mit Macht die alte Anhänglichkeit an den deutschen König und Kaiser, an dessen Würde sich alle großen Erinnerungen der Nation knüpften. Auf dem flachen Lande war das Volk längst der Hörigkeit verfallen; indem die Fürsten hier ihre privatrechtlichen Befugnisse mit ihren fürstlichen Amtsrechten vermischten, hatte sich hier die Fürstengewalt bereits als eine feste Mittelgewalt zwischen Volk und Kaiser geschoben; vor dem Fürsten war der Kaiser hier mehr in den fernen, dunklen Hintergrund getreten. Ganz anders stand es in jenen Städten; da war eine freie Bürgerschaft, die noch durch mannigfache Beziehungen mit dem Kaiser in Verbindung stand. Dort galt im lebendigen Rechtsbewußtsein noch der Kaiser als Quelle und Hort alles Rechts, wie für den Fürsten so für den Bürger, und das oftmalige Erscheinen des Kaisers in den Städten war ein wirksames Mittel, um jene Beziehungen und diese Rechtsanschauung recht lebendig und stark zu erhalten. „Keiner hat Gerichtsgewalt in Metz" — heißt es in dem uralten, in wallonischem Dialekt geschriebenen uralten Weistum dieser Stadt — „als der Herr Bischof oder wer von ihm sie hat. Die Herrn Bischof haben sie vom Kaiser" (Nul n'a ban ne destroit en Mets, se messire li evesque non ou de lui ces thient. Messires li evesques le thient de l'Empereour.) So ist es ganz erklärlich, daß die Einwohner jener Städte in warmer

Begeisterung sich für ihren Kaiser erheben.

Dazu kam aber ein anderes nicht minder ideales Motiv, die Sorge für die eigene Freiheit. Wenn die Fürstengewalt über den Kaiser obsiegte, dann stand mit Recht zu befürchten, daß der Ausdehnung der Fürstengewalt nach oben dem Kaiser gegenüber auf dem Fuße folgen werde der Versuch, sie auch nach untenhin dem Volk gegenüber auszudehnen. Auf dem Lande war, wie bereits gesagt, die Freiheit längst verschwunden, in den Städten standen die Angehörigen der Zünfte, die Handwerker und Kleinhändler, ebenfalls in der unfreien Hörigkeit. Da stand also in sicherer Aussicht, daß die Fürsten nach dem Siege über den Kaiser auch die Axt an die Wurzeln des letzten Baumes der deutschen Volksfreiheit legen würden, die freien Bürger — „liberi homines civitatis“ heißen sie in den deutschen Städteurkunden, „les frans hommes dou Pallais“ in dem Metzer Weistum — unter das Joch der Hörigkeit zu beugen versuchen würden. Diese Erkenntnis ist den klugen Bürgern nicht entgangen, und so ist es wieder ganz natürlich, daß sie im Interesse ihrer eigenen Freiheit für den Kaiser standen.

Indes wie überall bei großen idealen Bewegungen auch materielle Rücksichten und Ziele mitwirken, so auch hier. Den Kern und die Mehrzahl der freien Bürgerschaft in den großen Städten bildeten die Kaufleute, die Großhändler. Der Großhandel war die Quelle und der Lebensnerv des steigenden Wohlstandes, und seine Interessen schrieben darum den freien Bürgern gebieterisch ihre Politik vor. Daraus erklärt sich denn auch, daß die Wormser vom Kaiser als Lohn ihrer Treue kein politisches, sondern ein Handelsprivileg erhielten. Die Lebensluft des Großhandels ist ja der freie und gesicherte Verkehr mit dem Auslande. Dieser aber war damals an ganz andere Bedingungen gebunden als heute. Der Großhändler machte damals seine Geschäfte nicht in seinem heimatlichen Comptoir durch brieflichen Verkehr, nein, er erwarb durch Kauf oder Miete, allein oder im Verein mit anderen, ein Schiff, belud es, reiste selber mit ins Ausland und wickelte hier persönlich seine Verkaufs- und Einkaufsgeschäfte ab. Nun war aber nach den mittelalterlichen Rechtsanschauungen, welche ein internationales Privatrecht noch gar nicht, das nationale aber nur in seiner territorialen Begrenzung kannten, der Ausländer dem Inländer gegenüber fast völlig rechtlos. Der im Auslande weilende deutsche Großhändler bedurfte also dort gar sehr eines Schützers seiner Rechte, und als solcher konnte ihm dort nicht irgend ein deutscher Kleinfürst, dessen Name im Ausland vielleicht kaum bekannt war, sondern nur der Kaiser dienen, der damals noch als der mächtigste Herr der Christenheit auch im Ausland geachtet und gefürchtet wurde, der damals zudem noch über mehrere Nachbarreiche eine Oberlehensherrlichkeit hatte. So lag es dem freien Bürger sehr nahe, für die Erhaltung eines mächtigen Kaisertums im Reiche einzutreten, um seines mächtigen Schutzes außerhalb des Reiches versichert zu sein.

Nicht blinde, leidenschaftliche Aufwallung also, nicht unedle Motive sind es, die in jener Zeit das deutsche Bürgertum zur Erhebung für den Kaiser bestimmt haben, sondern ideale Begeisterung für hohe nationale Güter und einsichtige Vertretung der wichtigsten Lebensinteressen. Das verleiht dieser ersten politischen That des deutschen Bürgertums ein erhöhtes Interesse und nötigt zu warmer Anerkennung. Möge jene erste mannhafte That im deutschen Bürgertum stets unvergessen bleiben, in ruhigen Tagen ein Gegenstand freudiger Bewunderung, in ernsten Zeitläuften ein Vorbild herzhaften, zu allen Opfern bereiten Eintretens für die idealen Güter und die Lebensinteressen der Nation!



Spätsommertage.

Novellette

von

Moritz v. Reichenbach.

Ein schwüler Spätsommertag. Gelbe Kürbisse, deren große grüne Blätter welk niederhängen, liegen auf den Gartenmauern im glühenden Strahl der Sonne, die üppigen Ranken des wilden Weines breiten sich daneben aus wie lang herabfallende, von roten Blättern durchmusterte Schleppen, und hundert bunte Blumenaugen: Astern, Georginen und späte Rosen blicken aus den kleinen Gärten empor zu dem Bahnzuge, der eilig dahinsaust, schwarze Dampfwolken über die prangende Spätsommerherrlichkeit wälzend. Jetzt mäßigt der Zug seine rasende Schnelligkeit, der gellende Pfiff der Lokomotive verkündet das Nahen eines Haltepunktes. Vorüber an dem Walde, dessen Wipfel regungslos zum blauen Himmel aufragen, vorüber an dem Gartenpavillon, an dessen Geländer eine Frau in hellen Gewändern mit zwei blondlockigen Kindern steht und winkend grüßt. Jetzt hält der Zug. Aus einem Coupé der ersten Klasse beugte sich ein Mann weit vor und sog in langem Atemzuge den frischen Duft ein, der von den Waldhügeln herüberzog.

„Heimatsluft, Kindheitserinnerungen!“ klang es in ihm, und sein Auge schien die Waldhügel zu überfliegen und etwas zu suchen, was hinter denselben lag. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Der Mann blieb am Fenster stehen, und während er über die kleinen Gärten der Dörfer hinblickte, in denen die Früchte des Herbstes reiften, und über die Wiesen, auf denen das duftende Heu geerntet wurde, dachte er:

Es ist Erntezeit. Vorüber ist das Jahr mit seinem Frühlingswerden und seinen Sommergewittern, die Früchte reifen, die Ernte kommt und dann die Ruhe! Wo reift mir meine Ernte? Wo blühen die Blumen, die ich pflanzte?

Er seufzte. Seine Hand glitt durch sein noch volles braunes Haar. Er war noch jung. Und doch schien es ihm, als läge schon ein langes Leben hinter ihm und habe ihm nichts gebracht, auf das er nun bei der endlichen Heimkehr mit Stolz und

Freude hinweisen könnte. Nichts? Sein Blick flog zu dem braunen Handkoffer hin, und in Gedanken breitete er den Inhalt desselben vor sich aus. Da waren Bücher, die ihn als Autor nannten, Zeitungen, die ihn rühmten, Biographien mit seinem Bilde geschmückt. Er dachte daran, wie sein alter Vater schmunzelnd lesen würde, daß man seinen Sohn als geistvollen Schriftsteller pries, denselben Sohn, der vor zehn Jahren nach der Neuen Welt hinüber mußte, weil er für die alte zu übermütig und leichtsinnig war. Er war damals der „verlorene Sohn" gewesen, der Kummer des Vaters, die Sorge der Frau, die er Mutter nannte, wenn sie ihm auch nicht das Leben gegeben hatte. Und er war doch ein so weichherziger Junge, er weinte mit einem Auge und lachte mit dem anderen, und sein Herz war krank bei fremdem Leid und jubelte bei fremdem Glück. Nun kehrte er heim, ein gereifter Mann. Er glaubte gelernt zu haben, seinem Herzen Schweigen zu gebieten. Er glaubte praktisch geworden zu sein. Er kannte die Welt und kannte die Menschen, und sein wildes Drängen nach unklaren Idealen war einem zielbewußten Ehrgeiz gewichen. Mit dem stolzen Gefühl eines Mannes, der sich seinen Platz in der Welt eroberte, hatte er sich eingeschifft, und nun, wo er der Heimat nahe kam, jetzt, wo der Duft der Wälder, die seine Kindheit umrauscht hatten, ihm entgegenwehte, erschien es ihm plötzlich, als sei er besser gewesen damals vor zehn Jahren, und als bringe er jetzt neben den Zeichen seines Ruhmes eine traurige Last häßlicher Erinnerungen und toter Herzensträume mit nach Hause. Nach Hause! Das Wort hatte einen besonderen Klang für den landfremd gewordenen Wanderer — einen Klang, dessen Zauber er seit lange entwöhnt war.

Wieder blickte er hinaus und wieder klang es in seinem Herzen: Wo reift mir die Ernte? Ein plötzliches Sehnen nach Ruhe überkam ihn. Ihm war, als sei diese Fahrt ein Bild seines Lebens, als sei er immer nur an den blühenden Gärten der anderen vorübergerast, hier und dort eine Blume brechend, um sie schnell wieder zu verlieren, sich immer nur an Gewordenem, nie an Werdendem freuend.

Nun hatte er die Endstation erreicht. Es war nicht mehr dasselbe kleine Bahnhofsgebäude, von welchem aus er vor zehn Jahren in die Welt hinauszog. Ein fremdes neues Haus und fremde Gesichter empfingen ihn. Er hatte den Tag seiner Ankunft den Seinen nicht genannt, er wollte sie überraschen. Und nun schien es ihm doch seltsam, daß niemand da war, um ihn willkommen zu heißen in der Heimat, und ihm war, als sei er im Hafen von New-York nicht so einsam und fremd gewesen als hier in dem Bergstädtchen, in dem er früher jeden Menschen und jeden Hund beim Namen rief. Er ließ sein Gepäck auf einen kleinen offenen Wagen bringen, den er hinter dem Bahnhofe fand, und nannte das Landgut, welches das Ziel seiner Reise war. Jahre waren vergangen, ohne daß er diesen Namen ausgesprochen hatte. Jetzt, da er ihn nannte und der Kutscher dazu nickte, wie beim Klange eines wohlbekannten Wortes, durchzog ihn das Gefühl, in der Heimat zu sein, mit Macht, und der junge Bursche auf dem Kutscherbock, den er nie gesehen hatte, schien ihm ein alter Bekannter. Sie fuhren den Weg hinab am Ufer des Flusses hin. Hier war alles unverändert. Die Bäume waren wohl etwas höher und schattiger geworden, der Mühlenhof zeigte vielleicht ein paar neue Dächer zwischen den graugrünen Weiden, die ihn umstanden — aber das war derselbe Fluß, an dem er als Knabe geangelt, das war derselbe Wald, in dem er den ersten Raubvogel geschossen hatte. Und da war der vorspringende Fels mit dem sonderbaren Profil, das fast einem alten Manne glich, da stand die Eiche, deren Krone einst der Blitz gespalten hatte und die dennoch fortgrünte, da lagen die Häuser des Dorfes so friedlich wie damals zwischen dem Grün der Uferbäume, der Rauch kräuselte sich über den Dächern und das Kreuz des Kirchturms

blitzte im Strahl der Sonne, die noch einmal neugierig in die Thalspalten zu lugen schien, ehe sie zur Rüste ging.

Der Mann blickte um sich wie einer, der aus einem Traume erwacht und sich plötzlich wieder in der altbekannten Umgebung findet. Waren wirklich zehn Jahre vergangen, seit er den Fluß und das Dorf und die Waldberge zuletzt sah? Oder war er noch gestern hier vorübergewandert?

Unruhig hob er sich von seinem Sitze empor.

„In zehn Minuten müssen wir Walddorf vor uns sehen; nicht wahr, Kutscher?"

„Ja, Herr, sobald wir um die Chausseeecke biegen."

„Waren Sie kürzlich einmal dort?"

„Freilich, ich fahre alle Sonntage mit dem Herrn Rechtsanwalt heraus."

„So, so, und sie sind alle wohlauf in Walddorf?"

„Ja, alle, der alte Herr und die gnädige Frau und das Fräulein."

Das Fräulein!

Die Bezeichnung klang dem Heimkehrenden sonderbar. Aber der Bursche hatte recht. Maxi war sechs Jahre alt gewesen damals — sie war nun ein Fräulein. Wie sie wohl aussehen mochte, seine kleine blonde Schwester?

Es war, als antwortete der Bursche auf seine stumme Frage.

„Ja, gar ein schönes und liebes Fräulein ist es, und der Herr Rechtsanwalt — So, Brauner," unterbrach er sich plötzlich und zog die Zügel schärfer an; „sehen Sie, Herr, so ein Pferd hat Menschenverstand. Der Braune kennt den Weg nach Walddorf so genau; sobald der Hof in Sicht kommt, fängt er an zu galoppieren; ho, ho, hübsch ruhig, Brauner, sonst kommen wir zu heiß an, ho, ho!"

Nun fuhr der Wagen durch das Thor, die Räder knirschten auf dem Kies der Einfahrt. Ein alter Diener blickte aus einem Seiteneingang des Hauses. Es war derselbe, der damals mit feuchten Augen dem jungen Herrn „alles Glück für die Reise" gewünscht hatte. Jetzt blickte er dem Ankommenden fremd entgegen. Dieser aber sprang auf und winkte ihm zu — es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er ihm um den Hals gefallen.

„Friedrich, ich bin es ja, der Hans; kennst du mich nicht?"

Der Alte stand vor ihm und blickte ihn einen Augenblick fast erschrocken an; dann ging es wie ein Wetterleuchten über das runzlige Gesicht, er ergriff die Hände des Ankommenden und drückte seine Lippen darauf.

„Der junge Herr Hans, unser junger Herr!"

Der Kutscher blickte mit teilnehmendem Lächeln von seinem Bock herab.

„Und nun sind die Herrschaften gerade ausgefahren," klagte der Diener, „gerade heute, nur das Fräulein ist daheim — wird das aber eine Freude sein!"

„Und wo ist — meine Schwester?"

„Drüben, im Garten, ich will gleich hinlaufen —"

„Nein, nein, ich will selbst gehen, zeige mir nur den Weg, Friedrich; oder nein, laß, ich finde ihn selbst —"

Er durchschritt das Haus, von dem Alten gefolgt. Da stand der große braune Schrank, in dem die Vogelflinte hing, die er als Knabe geführt hatte; auch das Geweih des Zwölfenders hing noch darüber, und der ausgestopfte Steinadler auf dem Schrank breitete seine Flügel aus; es fehlte ihm auch noch das eine gelbe Glasauge, das Hans ihm einst ausgeschossen hatte. Dort war die Thür, die nach dem Garten führte; die oberste Scheibe rechts hatte wieder einen Sprung — natürlich, Papa warf die Thür stets hart hinter sich zu, das war schon immer so gewesen. Ja, es war alles genau wie vor zehn Jahren. Ein intensiver Äpfel- und Birnengeruch drang Hans entgegen. Auf dem Rasen standen Körbe mit Obst, ein Schwarm Kinder lief und stand zwischen denselben umher; zwei Männer in Hemdsärmeln, die sie bis über die braunen Ellenbogen aufgestreift hatten, brachten eben einen neuen Korb, und eine helle, fröhliche Stimme rief:

„So, Kinder, der ist nun für euch; jetzt geht es an das Verteilen!"

Hans stand auf der obersten Stufe der Freitreppe und winkte den Diener zurück, der voraneilen und seine Ankunft verkünden wollte. Eine schlanke, weißgekleidete Mädchengestalt stand zwischen den Obstkörben. Sie drehte Hans den Rücken zu, aber seine Augen folgten ihren weichen Bewegungen mit einem stillen Lächeln. Sie beugte ihren schlanken Nacken über den großen Korb, raffte so viel Obst zusammen, als ihre Hände fassen konnten, und warf es in die ausgestreckten Mützen und Schürzen der jubelnden Dorfkinder, die sich um sie her drängten.

„Da, Anna; da Käthe — warte, Hans, sei nicht so ungeduldig!"

Und während sie den kleinen Hans abwehrte, stieg der große Träger desselben Namens die Freitreppe hinab.

„Maxi!"

Sie richtete sich auf und wandte dem Näherkommenden ihr sanft gerötetes, von Jugend und Frische strahlendes Gesicht zu. Die großen blauen Augen blickten dem Fremden fragend entgegen, ihr roter knospenhafter Mund lächelte noch, aber um die feinen Nasenflügel zuckte es wie stolze Ablehnung der vertraulichen Ansprache eines Unbekannten. Mit einer leichten Bewegung warf sie den blonden Zopf, der sich in ihrem Nacken gelöst hatte, über die Schulter zurück und blickte mit einem reizenden Anflug von Verlegenheit an dem Fremden vorbei, auf den sich die erstaunten Augen der Kinder jetzt richteten.

Er stand schon dicht vor ihr und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Maxi — kleine, große Schwester — willst du mich nicht kennen?"

Das Blut schoß ihr in Stirn und Wangen; sie wich einen Schritt zurück, dann lagen ihre Hände in den seinen, er zog sie an sich und küßte ihre Stirn. Er fühlte, daß ein leichtes Zittern ihre Gestalt durchflog, und unwillkürlich legte er den Arm fester um ihre Taille und blickte ihr in die Augen.

„Maxi, wie groß du geworden bist und wie schön!"

Mit einer hastigen Bewegung machte sie sich los und strich über ihre Stirn hin, als wolle sie den Kuß fortwischen, der dort brannte. Dann blickte sie ihn an, ihre Brust hob und senkte sich schneller, sie öffnete die Lippen, als wolle sie ein Wort der Bewillkommnung sagen, und senkte dann in hilfloser Verwirrung das Köpfchen, weil sie das rechte Wort nicht fand.

„Hast du denn nie daran gedacht, daß du einen Bruder draußen in der Welt hattest, Maxi, und bin ich dir nun so ganz, ganz fremd?" fragte er mit leisem Vorwurf.

Sie hob den Kopf und blickte ihn mit einem plötzlichen Aufleuchten in den Augen an.

„Ich habe an dich gedacht, alle Tage; dein Bild steht auf meinem Schreibtisch, und alle deine Briefe kann ich fast auswendig, so oft habe ich sie gelesen; aber — aber du bist nun doch anders als der Bruder, an den ich so oft dachte —" Sie schlang die Hände ineinander und blickte ihm fragend und forschend in das Gesicht. „Nein, du bist es doch, das ist derselbe Blick wie auf dem Bilde! Ja, du bist es, Hans, mein Bruder; verzeih, daß ich dich so kalt empfing — mein lieber, lieber Bruder!"

Wieder faßte sie seine Hände und drückte sie. Er erwiderte den Druck warm und innig, aber diesmal zog er sie nicht an sich, um sie zu küssen. Scheu und stille Freude zugleich lag in dem Blick, den er in ihre Augen senkte.

* *
*

Seit acht Tagen war Hans in Walddorf. Nun fühlte er sich wirklich daheim, und wie ein wirrer Traum lagen die letzten Jahre mit ihrem Hasten und Treiben hinter ihm. Es freute ihn, wenn er erwachte, die grünen Zweige vor seinen Fenstern winken zu sehen, es freute ihn seine Eltern sprechen zu hören und der

jungen frohen Stimme Maxis zu lauschen. Alles schien ihm altvertraut und doch neu, er war glücklich, ohne darüber nachzudenken, worin denn dieses Glück bestand.

An einem sonnigen Morgen ging er mit Maxi in den Wald. Sie stiegen zu einer Felsplatte auf, die über dem Fluß hing und von der man das Thal und die Waldhügel überblickte. Es war Maxis Lieblingsplatz und sie wollte ihn dem Bruder zeigen. Und wie sie dort oben saßen und den Kreis von Wäldern und Dörfern überblickten, der Maxi so weit schien und der doch so eng war, begann Hans ihr von einer Reise zu erzählen, die er mit der Pacificbahn gemacht hatte. Sie hörte ihm schweigend zu und blickte traumverloren in die Landschaft zu ihren Füßen. Plötzlich seufzte sie tief auf.

„Was hast du, Maxi?"

„O, ich, ich wünschte, ich könnte fliegen!"

„Fliegen? Bist du denn nicht glücklich in deinem warmen Neste? Wohin willst du denn?"

Sie senkte den Kopf.

„O Maxi, ich glaube, du weißt gar nicht, wie schön es hier ist. Sieh, ich erzähle dir da von allerhand, das mir gerade durch den Kopf geht. Aber ich sage dir, zwischen all den Wundern der Neuen Welt habe ich mich nie so wohl gefühlt, als seit ich wieder bei euch bin. Abwechselung, Ruhm, Erfolg, was ist das alles gegen ein festgegründetes, stetiges Glück, wie es ein liebes Heim umschließt, gegen das Gefühl, von Menschen umgeben zu sein, die uns wahrhaft nahe stehen, die nicht nur irgend einen bunten Schimmer unseres Seins lieben, sondern uns selbst mit all unseren Fehlern. Du senkst die Augen, Maxi, du glaubst mir nicht?"

„Doch, Hans, und so meinte ich es auch nicht, daß ich von hier fortfliegen möchte, um nicht wiederzukehren. Nur wenn du so erzählst, denke ich, ich möchte auch einmal einen Blick in diese bunte Welt thun, damit ich dann nicht so dumm dir gegenübersitzen müßte, wenn du davon sprichst."

„Liebe, kleine Maxi! Meinetwegen möchtest du fliegen? Aber du bist klug genug für mich, du verstehst alles, du verstehst das, was ich meine, sogar besser als die meisten anderen Menschen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ja, Maxi, wenn ich darüber nachdenke, so glaube ich, daß du es bist, die mir Walddorf so lieb macht."

„Ich, Hans? O, ich bin ja nur ein einfältiges Mädchen, und ich meine, du müßtest mich recht langweilig finden. Und wenn du mich so ansiehst, so wie eben nur du einen Menschen ansehen kannst, dann glaube ich, daß du jeden Gedanken liest, der durch meinen dummen Kopf geht."

„Wie sonderbar das ist. Maxi — ich, ich weiß manchmal gar nicht, was du denkst, und grüble darüber nach."

„Du grübelst über das, was ich denke? Aber das ist ja alles so einfach, Hans, und gar nicht der Mühe wert, darüber nachzusinnen."

„Meinst du? Nun, ich möchte zum Beispiel wissen, weshalb du mir in den ersten beiden Tagen hier immer ausgewichen bist, so daß ich eigentlich gar nicht glaubte, daß du meine Briefe so genau kanntest und dich überhaupt mit mir beschäftigt hattest, während ich fort war. Warum war das so, Maxi?"

„Das weiß ich nicht. Ich hatte dich doch gleich sehr lieb!"

„Wirklich?" Er beugte sich vor und blickte fragend in ihr Gesicht.

„Ja, Hans."

Jetzt begegneten sich ihre Blicke. Maxi lächelte, aber Hans' Stirn rötete sich. Dann sahen beide lange schweigend in das Thal hinab. Endlich erhob sich Maxi.

„Komm, wir wollen nach Hause, Mama wird auf uns warten."

Er erhob sich und folgte ihr. In Walddorf war inzwischen ein Tischgast eingetroffen, der junge Rechtsanwalt aus der kleinen benachbarten Stadt.

Hans fand, daß derselbe Maxis Hand übermäßig lange bei der Begrüßung festhielt, und es ärgerte ihn, daß Maxi ihm zulächelte. Er fand alles alltäglich, was

der Rechtsanwalt sagte, und dachte, daß er ihm irgend einen Formfehler oder selbst eine kleine Dummheit lieber verziehen haben würde als die platte Korrektheit, mit welcher er sich bewegte und äußerte. Oft flog sein Blick fragend zu Maxi hinüber. Wenn sie es bemerkte, nickte sie ihm lächelnd zu, im übrigen war sie heiter und unbefangen, während Hans von Stunde zu Stunde verstimmter wurde. Endlich fuhr der Rechtsanwalt fort, nachdem er eine Bergpartie für einen der nächsten Tage mit der Familie verabredet hatte.

„Was ist das für ein fader Mensch!" rief Hans, als er fort war.

Maxi sah ihn erstaunt an. „Er gefällt dir nicht?"

„Du bist im Zweifel darüber, Maxi? Das begreife ich nicht."

Maxi sah einen Augenblick schweigend vor sich hin. Dann hob sie den Kopf.

„Er ist sehr gut zu mir, Hans; wie sollte ich schlecht von ihm denken?"

„Schlecht? Nein, schlecht sollst du gar nicht von ihm denken; der Mensch ist nur durch und durch unbedeutend und nicht wert, daß du überhaupt an ihn denkst."

„Wie hart du urteilst, Hans."

„O Maxi, ihr Mädchen seid doch alle gleich! Mag ein Mann sein, wie er will, wenn er euch nur den Hof macht, so entdeckt ihr sofort ungeahnte Vorzüge an ihm."

Maxi sah ihn erschrocken an, und seine Heftigkeit that ihm leid.

„Sei mir nicht böse, Maxi, aber ich mag den Rechtsanwalt nun einmal nicht leiden. Wir wollen nicht mehr an ihn denken. Komm, laß uns noch einmal bis zum Fluß hinabgehen, der Abend ist so schön."

* *
*

Der Wagen kehrte von der Landpartie, welche der Rechtsanwalt vorgeschlagen hatte, zurück. Maxi war heute stiller gewesen als sonst. Auch jetzt saß sie schweigend neben dem Rechtsanwalt auf dem Rücksitz, dem alten Paare gegenüber.

„Was ist dir, Maxi, bist du krank?" fragte ihre Mutter besorgt, und obgleich Maxi das Gegenteil versicherte, hüllte der Rechtsanwalt sie doch in eins der mitgenommenen Plaids. Er war dabei so sorgsam, daß Maxi ihn dankbar anblickte. Er war doch so gut, stets so besorgt für sie, immer bereit, an ihren kleinen Freuden und Leiden teilzunehmen. Die Rede kam auf Hans. Der Rechtsanwalt war sehr eingenommen von ihm, pries seine Bücher, von denen er mehrere gelesen hatte, und sprach voller Anerkennung über ihn. Was brachte nur Hans so gegen ihn auf? fragte sich Maxi.

Hans folgte dem Wagen zu Fuß. Er hatte den Hut abgenommen, seine Stirn brannte.

„Sie ist ja gar nicht meine Schwester," murmelte er, „sie stammt aus der ersten Ehe ihrer Mutter, wie ich aus der ersten Ehe meines Vaters stamme. Was thut es uns, daß ihre Mutter und mein Vater sich die Hand reichten? Was die Eltern vereinte, kann uns das trennen? Sie ist noch ein halbes Kind und denkt nicht daran. Sie sieht in mir nur den Bruder — aber sie liebt diesen Bruder mit ihrem reinen Kinderherzen, und ich — o, ich weiß, was ich für Maxi empfinde, seit ich zum erstenmale sah, wie ihre Hand in der dieses unerträglichen Menschen ruhte, dieses Menschen, der sie nicht versteht und der sie doch mit seinen Blicken verfolgt. Ich weiß es, sie wird erschrecken, wenn ich vor sie hintrete und ihr sage: es ist nicht der Bruder, der deine Liebe sucht, es ist der Mann, der um das Weib wirbt. Ja, sie wird erschrecken wie ein scheuer Vogel, aber — sie wird mein sein. O, wie will ich sie hüten und pflegen! In meinen Armen soll sie das Leben kennen lernen und die Liebe! Sie sagen, ich sei ungestüm — für Maxi werde ich sanft sein. Und ungenügsam schelten sie mich, ehrgeizig, flatterhaft — wie sie sich täuschen werden! Ich habe ja bis jetzt nicht gewußt, was das Glück ist. Jetzt habe ich es gefunden! O Maxi, Maxi!"

Er hatte den Wagen längst aus den Blicken verloren und stürmte auf einem einsamen Feldwege dahin, weltvergessen, allein mit seinem Herzen, das ganz erfüllt war von einer Liebe, die alle Erinnerungen verlöschte und den Glauben an die Zukunft stark in ihm machte.

* *
*

Am nächsten Tage saß er neben Maxi im Garten und sah ihr zu, wie sie bunte Blätter und Blumen in einer Schale ordnete. Plötzlich ergriff er eine ihrer weißen Hände und küßte sie. Sie sah ihn freundlich an.

„Du bist so gut zu mir, Hans, und du kannst doch so hart in deinem Urteil sein."

„Was meinst du damit, Maxi?"

Sie errötete und neigte sich über ihre Blumen. „Der Rechtsanwalt hat gestern so nett und anerkennend von dir gesprochen."

„Ich bin ihm außerordentlich dankbar — ah, Maxi, deine Bemerkung bezog sich also auf mein Urteil über diesen Menschen. Ja, sage mir nur, was ich eigentlich an ihm bewundern soll, denn daß er dir den Hof macht, das finde ich weder verwunderlich noch verdienstlich."

„Er macht mir gar nicht den Hof."

„Nicht? Nun, weshalb kommt er denn alle Sonntage nach Walddorf?"

„Weil er sich sehr einsam in der Stadt fühlt. Er ist an ein schönes Familienleben gewöhnt gewesen. Da ist vor einem halben Jahre seine Mutter, die er zärtlich liebte, gestorben. Er ist dann in unsere Stadt versetzt worden, wo er gar keinen ansprechenden Umgang gefunden hat."

„Das wundert mich! Ein Mensch wie er findet doch überall Gesinnungsgenossen, die gern ein Glas Wein trinken, einen Skat spielen und den neuesten Stadtklatsch besprechen."

„Du bist wirklich ungerecht, Hans: der Rechtsanwalt liebt weder das Wirtshaus noch die Karten, oder gar den Stadtklatsch. Er ist nicht weit in der Welt herumgekommen, das ist wahr, aber er liest gern gute Bücher und ist überhaupt kein oberflächlicher Mensch."

„Nicht? Nun, ein beschränkter ist er jedenfalls, und ich gehe jede Wette ein, daß sein Gesichtskreis den Umfang eines Desserttellers nicht überschreitet."

„Das kannst du gar nicht wissen, du hast dich ja nicht mit ihm unterhalten."

„Verteidige ihn nur, Maxi; ihm nutzt es zwar nichts, aber dir steht es gut, wenn du für deine Freunde eintrittst."

Maxi war sehr rot geworden. Sie warf mit einer schnellen Bewegung die überflüssigen Blumen fort und trug die Schale in das Haus. Hans stand auf und ging erregt den Kiesweg auf und ab, ihre Rückkehr erwartend. Sie kam nicht und er folgte ihr in das Haus. Er durchschritt die Wohnzimmer und blickte sogar in die Küche. Maxi war nirgends. Er begegnete dem Diener und fragte nach ihr. Der gnädige Herr habe das Fräulein in sein Zimmer gerufen, berichtete dieser. Hans ging im Korridor auf und ab und grübelte darüber nach, was sein Vater Maxi so besonderes zu sagen haben könne. Plötzlich wurde die Thür des Arbeitszimmers geöffnet. Mit hochrotem Gesicht flog Maxi an Hans vorüber, blieb dann plötzlich stehen, kehrte zurück und warf sich an seine Brust. „Hans, mein lieber, lieber Hans!"

„Maxi, was hast du?"

„Bleibe mir gut, Hans, ich habe dich ja so sehr, sehr lieb!"

Er preßte sie an sich. „Du hast mich lieb, Maxi? Weißt du denn nicht, daß alle meine Gedanken dir gehören?"

„Mein Bruder, mein Hans, behalte mich nur etwas lieb — und, wenn du kannst, denke besser von ihm."

Er ließ sie plötzlich los. Er war sehr blaß geworden, und ein seltsamer Glanz brannte in seinen Augen.

„Von ‚ihm', Maxi, was soll das alles?"

Sie senkte den Kopf. „Papa wird es dir sagen, Hans." Einen Augenblick stand sie zaudernd, dann sah sie ihn an: „Nein,

du sollst es lieber von mir erfahren, ich habe mich ja nicht zu schämen, denn wirklich, Hans, du bist ungerecht — ich — habe Werner Warburg mein Jawort gegeben."

Er starrte sie an, als habe sie ihm unverständliche Worte gesagt, dann wiederholte er mechanisch: „Werner Warburg, dem Rechtsanwalt — dein Jawort."

Sie legte wieder die Arme um seinen Hals. „Er ist so gut, Hans, und er hat mich so lieb!"

Er löste ihre Hände sanft von seinem Halse, hielt sie einen Augenblick wortlos in den seinen und ließ sie dann herabgleiten. Seine brennenden Augen ruhten mit dem Ausdruck tiefsten Leides auf Mari.

Sie erbebte unter diesem Blick. „O, Hans, wenn du wüßtest, wie weh du mir thust!"

Da regten sich endlich seine Lippen. „Ich — dir? Kind — Kind!" Er wandte sich langsam ab und schritt der Gartenthür zu, hinter welcher er verschwand.

* *
*

Durch die norddeutsche Ebene braust der Hamburger Kurierzug. Hans sitzt tief in die Wagenecke gedrückt. An den Fenstern gleitet die graubraune Landschaft vorüber, der Herbstwind wirbelt gelbe Blätter umher, eins davon ist durch das offene Fenster geflogen und liegt zu den Füßen des einsamen Reisenden.

Er blickt darauf herab. Vor seinem Geiste gleiten die buntblühenden Gärten, in denen die Früchte reiften, als er sich der Heimat näherte, wie eine Vision vorüber. Ihm ist, als sei von all der bunten Herrlichkeit nur dieses welke Blatt übriggeblieben. Ein müdes Lächeln zuckt um seinen Mund.

Nein, dieses welke Blatt blieb nicht allein übrig. Die Früchte reiften — aber andere ernten sie.

„Vielleicht war es ein thörichter Traum," murmelte er, „vielleicht wären die Grenzen des Glückes, das ich dort suchte, zu eng für mich gewesen — und doch, es schien so süß, auszuruhen, sich geliebt zu glauben und zu lieben. Glückliche Menschen, die ihr euch beschränkt in euren Wünschen und Zielen!"

An seiner Erinnerung zieht der Waldweg vorüber, der stille Garten, das Haus mit seiner warmen Behaglichkeit. Vor wenigen Tagen ist er dort gewandelt, ein glücklicher Mensch. Und jetzt? Er sieht einen blonden Mann und ein schlankes Mädchen dieselben Wege wandeln — sie gehen Hand in Hand, sie denken nicht über den kommenden Tag hinaus und sind glücklich.

„Vorbei," murmelt er, „vorbei! Mir bleibt die Welt — die Freiheit — der Ehrgeiz!"

Litterarische Mitteilungen.

Ludwig Kellers Waldenserbücher.

Selten wohl haben kirchengeschichtliche Forschungen eines Nichttheologen in der theologischen Welt ein solches Aufsehen erregt und gleichzeitig das Interesse aller Gebildeten in dem Maße beanspruchen dürfen, wie die Reihe von Schriften, in welchen der Staatsarchivar Dr. Ludwig Keller zu Münster Geschichte und Wesen der christlichen Reformparteien des Mittelalters und der Neuzeit, als deren namhafteste Vertreter die Waldenser gelten können, in ein neues Licht zu stellen versucht hat. Keller ist nicht von der letztgenannten „Sekte“ ausgegangen: seine Stellung in Münster, der wir auch eine „Geschichte der Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein“ (Publikationen aus den Königl. Preuß. Staatsarchiven, IX. Band) aus seiner Feder verdanken, hat ihn zunächst zu einer eingehenden Beschäftigung mit jener ebenso seltsamen als greuelvollen Episode der Reformationsbewegung geführt, deren Schauplatz im Jahre 1534 eben die Hauptstadt Westfalens war; die Ergebnisse dieser Untersuchungen liegen in einer **Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reiches zu Münster** (Münster, 1880) vor. Je tiefer er dabei, zumal in die Vorgeschichte der Taufgesinnten eindrang, desto mehr befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß die landläufige Auffassung des münsterischen Zion als des Höhen- und Gipfelpunktes des ganzen sogenannten Anabaptismus eine irrige, daß das wahre Wesen des letzteren nicht bei jenen durch eine jahrelange erbarmungslose Hetze zur Verzweiflung getriebenen Schwärmern, sondern bei denen zu suchen sei, die in besseren Zeiten ein unsichtbares Gottesreich aufzubauen versucht hatten.

Unter diesen Männern, welche unabhängig von Luther und Zwingli und ihren Genossen, ja bald im Gegensatze zu denselben an der in sehr verschiedener Form durch ganz Deutschland gehenden religiösen Bewegung thätigen Anteil nahmen, war es vor allen die edle Märtyrergestalt des Täuferapostels Johannes Denck, die Kellers wissenschaftliches und herzliches Interesse gewann. Zeugnis dafür legt das biographische Denkmal ab, das er demselben in dem Buche: **Ein Apostel der Wiedertäufer** (Leipzig, S. Hirzel, 1882) errichtet hat. Ist es ihm in diesem Buche doch nicht bloß darum zu thun, als Geschichtschreiber das Dunkel zu lichten, das Zeit und Zeitverhältnisse, nicht minder aber die Feindschaft mächtigerer Gegner über die äußeren Lebensschicksale und die geistige Persönlichkeit des unglücklichen Mannes gebreitet haben — auch zu dem Zwecke will er die religiösen Anschauungen, die Denck in einer Reihe wenig umfangreicher Bekenntnis- und Verteidigungsschriften niedergelegt hat, wieder hervorgezogen haben, damit dieselben „wie vor dreihundert Jahren dazu beitragen möchten, einzelnen tiefer angelegten Naturen den Frieden der Seele zurückzugeben, der so manchem bloß deshalb verloren gegangen ist, weil er über dem Zweifel an dem Glauben der herrschenden Kirchen den religiösen Glauben überhaupt verworfen hat.“ Vornehmlich diesem letzteren Zwecke dienen die eingehenden Analysen der erwähnten Schriften und die auszugsweise Wiedergabe der wesentlichsten und schönsten Stellen derselben. Daß bei solcher Tendenz das Buch, in welchem man den mitfühlenden Herzschlag des Verfassers auf jeder Seite zu verspüren glaubt, eine Apologie Dencks und seiner Richtung geworden und daß vor der überaus sympathischen, weil rein humanen Persönlichkeit des Helden seine Gegner in eine minder günstige Beleuchtung getreten sind, lag in der Natur der Sache und hindert uns nicht, diese biographische Studie ein ebenso schönes und liebenswürdiges, als erbauliches Buch zu nennen. Ebenso natürlich war es aber, daß neben mancher Zustimmung auch mancher Widerspruch zumal aus konfessionellen Kreisen

hervorklang. Keller konnte sich durch beides nur zu weiterer immer tiefer dringender Beschäftigung mit der Partei Dencks und ihrer Geschichte veranlaßt sehen.

Als erste Frucht dieser Studien erschien im Historischen Taschenbuche für 1885 der Aufsatz: **Johann von Staupitz und das Waldensertum.** Derselbe beschäftigt sich eingehend mit den Thatsachen, daß der alte Freund und Förderer Luthers in seinen letzten Lebensjahren seit 1521 sich mehr und mehr von dem letzteren zurückzog, ja in seiner Schrift von dem heiligen rechten christlichen Glauben ihm geradezu entgegentrat und daß er dennoch von der römischen Kirche nicht als ihr Angehöriger, sondern als Häretiker angesehen wurde und wird. Diese Thatsachen weiß Keller dahin zu erklären, daß Staupitz einer religiösen Richtung angehört habe, die zwischen den beiden herrschenden Kirchen stand, eben derjenigen, die in ausgeprägter Gemeindeform in Denck ein hervorragendes Haupt erhielt. Im Zusammenhange damit wird auch der kunstgeschichtlich bedeutsame Kreis humanistisch gerichteter Männer Nürnbergs, welchem Dürer, die Tucher, Holzschuher und andere angehörten und in welchem Staupitz bei seinen Besuchen in der Metropole der Kunst und Litteratur eine erste Stelle einzunehmen pflegte, zu jener religiösen Richtung in Beziehung gesetzt — alles aber mit einer Zurückhaltung und Vorsicht namentlich in der Formulierung der Ergebnisse, welche die heftigen Angriffe, die gerade dieser Aufsatz erfahren hat, als doppelt ungerechtfertigt erscheinen läßt.

Im selben Jahre mit der Abhandlung über Staupitz erschien das Hauptwerk Kellers auf diesem Gebiete: **Die Reformation und die älteren Reformationsparteien.** In ihrem Zusammenhange dargestellt. (Leipzig, S. Hirzel, 1885.) Das Eigentümliche des Buches liegt schon in dem Zusatze zum Titel angedeutet: den inneren Zusammenhang der älteren Reformparteien — der Waldenser, Gottesfreunde, Mystiker von der Richtung Eckarts und Taulers, Begharden, Böhmischen Brüder, Taufgesinnten und unter welchem Namen sonst altevangelische Bestrebungen im Laufe der letzten drei Jahrhunderte vor der Reformation auftauchen mögen — unter sich und mit den Bauhütten einerseits, den Rosenkreuzern und Freimaurern anderseits nachzuweisen, das ist das Ziel des Buches, und eine gewaltige Arbeitskraft, eine großartige Kombinationsgabe sind an dieses Ziel gewandt. Von der Fülle des verarbeiteten Materials läßt sich auch nicht annähernd eine Vorstellung geben, man müßte denn die Inhaltsangaben der zwanzig Kapitel, in welche das Buch zerfällt, abdrucken. Bedenkt man aber, nach wie vielen Seiten hin sich die Untersuchungen erstrecken mußten, wie dunkel und verdunkelt naturgemäß diese ganze „Ketzergeschichte“ ferner Jahrhunderte in Akten, Briefen und Traktaten vergraben lag, so tief, daß auf einzelne Partien hier zum erstenmal ein Lichtstrahl fällt — so kann man dem unermüdlichen Forscher den Zoll aufrichtiger Anerkennung nicht versagen, auch wenn man in noch so vielen Einzelheiten, wenn man selbst in sehr wesentlichen Punkten seine Resultate nicht zu unterschreiben vermag. Es sei uns gestattet, einige dieser Punkte, soweit es hier thunlich erscheint, kurz zu berühren. Bei den handgreiflichen Schäden der römischen Kirche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters war nichts natürlicher, als daß wieder und wieder wahrhaft gemütsfromme Menschen sich zu den ältesten und reinsten Quellen des Christentums zurückwandten; sie mußten dabei auf die eigene Lehre Christi, wie sie zumal in den Evangelien überliefert ist, das Hauptgewicht legen, dem Alten Testamente aber, auf dessen Analogien sich wesentlich das hierarchische Gebäude der Kirche stützte, nur einen sekundären Wert beimessen. Infolge dieser notwendigen Beschränkung mußten sie auch eine von weltlichen Rücksichten beeinflußte gezwungene Auslegung von Christi Worten verwerfen, sie durften nicht schwören, sie hießen und waren „Brüder“, „Christen“ im prägnanten Sinne, sie mußten in erhöhtem Maße die Werke der christlichen Liebe pflegen und dergleichen mehr: alle diese Züge ergeben sich mit Notwendigkeit aus dem Wesen jeder rein auf religiösen Bedürfnissen gegründeten Opposition zur römischen Kirche und sind somit keine Beweise für eine direkte, ununterbrochene Überlieferung evangelischer Lehrsätze und Lebensregeln unter den „Sekten“ wohl gar von altchristlicher Zeit her. Weiter lag es aber im Interesse der herrschenden Kirche, jede derartige irgendwo neuauftretende Bewegung als das Wiedererwachen einer bereits früher verdammten speciellen Ketzerei zu bezeichnen, um indicta causa die Verfolgung zu eröffnen, wie es andererseits wieder im Interesse dieser Bewegungen lag, wo sie irgend in der Vergangenheit Vertreter ähnlicher Gedanken fanden, diese als ihre Ahnen und Stützen in Anspruch zu nehmen, ihre Schriften von neuem zu verbreiten, um so dem Vorwurfe einer neumodischen und subjektiven Auffassung der christlichen Lehre zu entgehen. Auch diese Umstände dürfen also nicht wohl als Beweise für einen vorausgesetzten Zusammenhang der altevangelischen Bestrebungen verwandt werden. Neben solchen naturgemäßen Übereinstimmungen trifft man ferner hier und da schroffe Gegensätze in mehr willkürlichen Dingen: es wird uns schwer, ja unmöglich, an

ein engeres Band zwischen den Straßburger Gottesfreunden und den Bauhütten zu glauben, wenn die ersteren, in dieser „specifischen Eigentümlichkeit“ mit den Waldensern übereinstimmend, gegen steingewölbte Kirchen einen entschiedenen Widerwillen zeigten und sich über dieselben auf das geringschätzigste äußerten, die Bauhütten aber wenn nicht ihre Existenz, so doch ihre Blüte eben diesen „Steinhäusern“ verdankten. Auch in seinen Folgerungen im Einzelnen geht Keller öfter zu weit, so läßt sich z. B. aus dem Sprachmaterial der Ergebenheitsadresse, welche eine Reihe oberdeutscher Städte an den widerpäpstlichen Kaiser Ludwig den Bayer richtete, noch nicht auf die Zugehörigkeit ihres Verfassers zur Bauhütte oder auch nur zum Baugewerke schließen. Richtig ist, daß derselbe astronomische Kenntnisse besitzen mußte, um den Vergleich der beiden christlichen Obermächte mit Sonne und Mond so durchführen zu können, wie er es gethan hat: aber diese Kenntnisse besaß jeder leidliche Schüler des Quadrivium. Richtig ist ferner, daß Ausdrücke, wie fabricator mundi, machina sæculi, dispositor und ähnliche mehr bautechnisch anklingen, aber einmal war das bei der schulmäßigen Durchführung des Bildes vom Himmelsgewölbe kaum zu vermeiden, sodann kommen alle jene Ausdrücke, auf welche Keller ein besonderes Gewicht legt, ausnahmslos schon im klassischen Latein in demselben übertragenen Gebrauch vom Weltbauherrn und Weltgerüste (machina mundi) vor und sind in eben dieser Bedeutung schon von früheren Kirchenschriftstellern nachgebraucht.

Doch mehr solcher Specialitäten könnten den Leser ermüden und schließlich wohl gar den Eindruck hervorrufen, als sollten damit Kellers Aufstellungen über die Reformparteien im Mittelalter überhaupt abgelehnt werden. Nichts läge uns ferner: so wenig uns seine Gründe genügen, um eine Art von ununterbrochener Tradition der altevangelischen Ideen von frühchristlicher Zeit bis zur Reformation glaublich zu machen, so vieles, der Natur des Gegenstandes entsprechend, bis auf weiteres nur den Wert einer geistreichen Hypothese hat — ebenso unumstößlich erscheinen uns die Beweise dafür, daß jene vielnamigen „Ketzer“ sich vielfach untereinander berührt und beeinflußt haben, daß sie im wesentlichen e i n e r Richtung angehörten, die sich als eine altevangelische bezeichnen läßt, daß die abenteuerlichen und greuelhaften Dinge, welche die Ketzerhistorie den meisten von ihnen anhängt, durchweg böswillige Erfindungen sind — nebenher bemerkt sehen sie dem, was heidnischer Aberglaube den Christen der ersten Jahrhunderte nachsagte, so ähnlich, als wären sie aus Minucius Felix oder irgend einem anderen Apologeten abgeschrieben — und endlich, daß diese sogenannten Ketzer zumeist den Frömmsten und Besten ihrer Zeit zugezählt werden müssen.

In der zweiten Hälfte des Werkes behandelt Keller die Geschichte der Gemeinden während der Reformation. Auch hier sind Beziehungen aufgespürt und dargelegt, an die in diesem Sinne niemand gedacht: auf die Humanistenkreise von Basel und Nürnberg, auf die Wandlungen, welche ein großer Teil der deutschen Reformfreunde in ihrer Stellung zu Luthers Werken durchmachten, auf die Anfänge der großen Täuferbewegung, ihre Entwickelung und Verkümmerung fällt neues Licht, viel Verborgenes und Vergessenes wird an den Tag gezogen, darunter manches, vor dem auch der lutherische Leser sein Auge am liebsten verschließen möchte: die zahllosen Martyrien der Taufgesinnten „des Glaubens halber“ auch in Landen, welche der Reformation anhingen, das placet mihi Luthero unter dem Gutachten der wittenbergischen Theologen, auf Grund dessen der Kurfürst von Sachsen gegen die „gewißlich vom Teufel“ stammende Sekte mit Leibes- und Lebensstrafen einschritt — solche Dinge berühren empfindlich. Angesichts derselben versteht man auch und verzeiht, daß Keller Luther nicht gerecht geworden ist; denn das muß einmal auch hier ausgesprochen werden: Dencks weiche Güte, sein sublimiertes Christentum an Stelle Luthers und dessen starrer Position — und der Protestantismus führte vielleicht heute wieder ein Sektendasein ähnlich dem der evangelischen Gemeinden vor fünfhundert Jahren.

Nur skizziert wird die Katastrophe der Wiedertäufer in Münster, welchen Keller, wie bereits erwähnt, schon früher ein eigenes Buch gewidmet hatte, ebenso im letzten Kapitel die Fortbildung der altevangelischen Ideen in der Folgezeit und ihr Einfluß auf die geistigen Strömungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, auf Rosenkreuzer und Freimaurer einer-, auf Lessing und Kant andererseits. Was hier gegeben wird, sind anregende und darum dankenswerte Andeutungen, doch bedarf gerade dieser Teil der Kellerschen Aufstellungen, ehe man sich ein Urteil darüber bilden kann, noch einer gründlichen Ausgestaltung.

Eine solche hat Keller seither einer anderen Frage, die er ebenfalls zuerst angerührt hatte, zu teil werden lassen in seinem jüngsten Buche: **Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen.** Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation. (Leipzig, S. Hirzel, 1886.) Den Kern desselben bilden Untersuchungen über die Herkunft einer mittelhochdeutschen Übersetzung des Neuen Testamentes, welche Klimesch 1884 aus einer in dem böhmischen Kloster Tepl (daher codex Teplensis) aufbewahrten Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts ver-

öffentlicht hatte, sowie über ihre Beziehungen zur Bibelübersetzung Luthers. Keller war der erste gewesen, der in seinem Werke über die Reformparteien darauf hingewiesen hatte, daß man es hier wahrscheinlich mit einer Waldenserarbeit zu thun habe. Diesem Fingerzeige waren andere nachgegangen, und binnen Jahresfrist hatte sich bereits eine ganze Litteratur für und wider diese Ansicht gebildet. Die Wichtigkeit der Frage leuchtet ein, wenn man erfährt, daß sämtliche deutsche Bibeldrucke vor Luther — es sind ihrer dreizehn — und zum mindesten eine ganze Reihe der weit zahlreicheren Teil-Ausgaben namentlich der Evangelien gerade diese Tepler Verdeutschung zur Grundlage haben, obwohl außer ihr noch heute eine große Zahl handschriftlicher Übersetzungen der heiligen Schriften, aus den letzten Jahrhunderten vor der Reformation stammend, in unseren Bibliotheken vorhanden sind. Woher die Bevorzugung gerade dieser einen Version? Kellers Antwort lautet kurz formuliert: Weil sie die recipierte deutsche Bibel der altevangelischen Gemeinden war. Er geht davon aus, daß die katholische Kirche stets gegen die Benutzung der Bibel in den Landessprachen gewesen sei und solche bis zur Reformation durch weltliche und geistliche Autoritäten habe verbieten lassen, daß dagegen die Verbreitung der Evangelien und Episteln in den Landessprachen stets als ein wesentlicher Zug der Waldenser und verwandter Richtungen von ihren Gegnern hervorgehoben werde. Danach dürfe man von vornherein auf ketzerischen Ursprung und Gebrauch einer Übersetzung schließen, die nachweislich schon vor der Erfindung der Buchdruckerkunst in Abschriften, seit 1470 aber in zahlreichen Drucken verbreitet worden. Nun sei es aber weiter eine auffällige Thatsache, daß Luthers Übersetzung in einer Reihe wesentlicher Stellen mit dem Tepler Texte übereinstimme, und daß gerade diese Übereinstimmungen einem katholischen Gegner Luthers, Hieronymus Emser — dem ersten, der mit fürstlicher und bischöflicher Approbation eine deutsche Bibel drucken ließ — Anlaß zu dem Vorwurfe gegeben habe, Luther habe bei seiner Arbeit ein „hussisches Exemplar" benutzt, „in welchem was den Glauben und die heiligen Sakramente antrifft, mit Fleiß verkehrt oder gar ausgelassen worden ist". — Unsererseits auf diese Fragen einzugehen* oder die weiteren Beweisstücke, mit denen Keller den waldensischen Ursprung des codex Teplensis und den Einfluß dieser Dolmetschung auf die Luthersche darzuthun versucht, sowie die zahlreichen, wertvollen Nachträge zur Geschichte der Reformparteien auch nur kurz zu verzeichnen, müssen wir uns mit Rücksicht auf den Raum versagen und dürfen es, denn unser Aufsatz hat nur den Zweck, weitere Kreise auf die Kellerschen Bücher aufmerksam zu machen und das Studium derselben zu empfehlen. Nur ein paar Worte noch zum ersten Kapitel. Dasselbe enthält eine im wesentlichen wohlgelungene Abwehr der Angriffe, welche Kellers frühere Arbeiten von seiten einiger theologischer Fachmänner erfahren haben. So ruhig diese Abwehr durchweg gehalten ist, fühlt man doch heraus, wie tief der Ton der gegnerischen Polemik den Verfasser verwundet hat; und in der That ist es bedauerlich, einen Mann, dessen wissenschaftliche Befähigung und Bedeutung keinem Zweifel unterliegen kann, der bei aller Kühnheit der Kombination doch im Geltendmachen des schließlich Erwiesenen sich stets maßvoll zu bescheiden weiß, der endlich, mag er auch mit seiner ganzen Persönlichkeit mehr als andere wissenschaftliche Forscher innerhalb der von ihm vertretenen Anschauungen stehen, doch überall redlich zu Werke geht und schon durch seine Stellungnahme einen ehrenwerten Mut der Überzeugung beweist — einen solchen Mann in Formen bekämpft zu sehen, die Lessing für ganz andere Kategorien von Schriftstellern reserviert wissen will. Auch wer in keinem Punkte den Untersuchungen Kellers zustimmen kann, der sollte doch zum mindesten die unendliche Förderung dankbar in Rechnung ziehen, welche der Wissenschaft durch dieselben mittelbar zu teil wird: zweifelsohne wird sich im Anschluß an diese Untersuchungen auf einem der dunkelsten Gebiete der Kirchen- und Kulturgeschichte eine rege Thätigkeit der Erforschung und des Anbaus entwickeln, und wie viele Straßen auch eine spätere Zeit — vielleicht in anderer Richtung — hindurchführen wird, Keller war der Pfadfinder!

W. Br.

* Von gegnerischer Seite hat namentlich F. Jostes in zwei ausführlichen Kritiken (Paderborn, Schöningh) die von H. Haupt selbständig ausgestaltete Hypothese Kellers mit sehr beachtenswerten Gründen bekämpft.

Litterarische Notizen.

Aus Herrn Walthers jungen Tagen. Eine Geschichte aus Österreichs Vorzeit von Viktor Wodiczka. (Leipzig, H. Haessel.) — Auch dieser Roman gehört zu den kulturhistorischen; aber er vermeidet glücklich den einen Fehler, welcher meist derartigen Werken anhaftet:

das unnötige, unkünstlerisch angebrachte Prunken mit übermäßiger Gelehrsamkeit. In lebhaften Farben entrollt der Verfasser ein Bild aus der Blütezeit der Hohenstaufen. Die äußerst spannende Handlung hat Wien mit seiner weiten Umgebung zum Hintergrunde. Wohlgelungen und psychologisch annehmbar ist die Charakterentwickelung des Helden, unseres großen mittelalterlichen Lyrikers, dargestellt; poetisch schön wird das Wesen der „niederen" und „hohen" Minne, wie die Fachausdrücke lauten, in den beiden Frauengestalten Ursel und Hildegunde veranschaulicht. Nur in der Sprachbehandlung hätte der Dichter sich größerer Einfachheit befleißigen sollen. Wozu alle psychologischen Vorgänge, zumal bei derartigen Stoffen, gar so umständlich auseinanderlegen? Eine That, eine Bewegung, ein Wort der betreffenden Personen erzielen viel schönere und dichterisch allein berechtigte Wirkungen. „Beschreibungen", in welcher Umhüllung sie auch auftreten, sind immer vom Übel.

Sören Kierkegaard: **Stadien auf dem Lebenswege.** Übersetzt von A. Berthold. (Leipzig, J. Lehmann.) — Der Übersetzer sagt im Vorworte: „Als dies Werk zum erstenmal erschien (1845, wenige Tage vor Kierkegaards zweiunddreißigstem Geburtstage), kam es zu früh, in demselben Sinne, wie Sokrates in seiner Zeit zu früh kam, da eben noch die Sophisten das Volk bezauberten. Seitdem ist die Reflexion merklich gewachsen — und in demselben Maße ist man wohl diesem Buche näher gekommen." Trotzdem ist kaum zu glauben, daß es viele geben wird, welche dieses sehr umfangreiche Buch zu Ende lesen. Der Humor und die Satire des Verfassers liegen zu versteckt. Dazu kommt, daß über dem Ganzen ein Hauch von Dumpfheit weht, welcher den ästhetisch gestimmten Leser selten recht froh werden läßt. Die Studie: „Schuldig — nicht schuldig?" wird sogar vielen widerwärtig vorkommen, so fein auch die Charakteristik des jämmerlichen „Helden" ist. Der Tod der Dichtkunst wäre da, würden solche Erscheinungen „Modelektüre", während hinwiederum der Wissenschaft mit Hervorbringung derartiger Schöpfungen wenig geholfen ist.

Richard Wagners Frauengestalten. Von Ella Mensch, Dr. phil. Dritte Auflage. (Stuttgart, Levy und Müller.) — „Wagner und immer wieder Wagner!" werden viele mißmutig ausrufen. „Giebt's keine Mysterien mehr in den Werken der klassischen Meister? Warum nicht einmal wirklich Neues über Brahms, Rubinstein u. s. w.?" Der Verfasserin mag es Herzensbedürfnis gewesen sein, kurz zu wiederholen, was andere ausführlich geschrieben haben; aber giebt sie uns bessere Einsicht in das Wesen dieses dämonischen Tönezauberers? Sie sagt: „obgleich jeder Detailmalerei abgeneigt wie kaum ein anderer Dichter" — aber wie diese anbringen in einem Operntexte? Außerdem ist dieselbe ja vorhanden im — Orchester! Jeder Verständige wird im allgemeinen der Verfasserin beistimmen und nur nicht begreifen, weshalb gedruckt wird, was man viel lieber in geistvoller Abendgesellschaft hört und — schon gehört hat!

* * *

Credo. Gesammelte Aufsätze von Fritz Mauthner. (Berlin, J. J. Heine.) — Aus einer Reihe von „Feuilletons", die meist schon in Zeitungen und Wochenschriften erschienen sind, setzte der Verfasser dieses geistvolle Buch zusammen. In vielen Dingen wird man der Unerschrockenheit Mauthners beipflichten, in einigen nicht. So ist die Parallele zwischen Richard Wagner und Klopstock durchaus mißlungen; letzterer ließe sich viel eher Viktor Hugo an die Seite stellen, wenn derartige Vergleichungen überhaupt von Wert sind. Höchst befremdlich nimmt sich daneben der Hymnus aus auf Heinrich Heine und Jakob Offenbach. Sollte sich der verklärte Heine in der Unterwelt wirklich die Duzbrüderschaft Offenbachs als eines gleich „hohen Mitstrebenden" gefallen lassen? Wir glauben doch, Heine zöge den Umgang mit Richard Wagner vor, dessen Werke dem bekannten Spiegel von Lichtenberg gleichen. Trotz dieser beiden Aufsätze, in welchen dem Verfasser nicht sein nach Wahrheit ringender Verstand, sondern das durch Zeitströmungen beeinflußte Herz die Feder führte, enthält das Buch eine Fülle von anmutigen Scherzen, Einfällen, mit guter Laune gezeichneten Lebensbildern. Ernsthafte Leser wird es genug geben, denen gerade eine solche Behandlung von „Zeit- und Streitfragen" behagt.

* * *

Einen neuen, vielversprechenden ungarischen Lyriker lernen wir kennen in Ludwig von Bartók: **Karpathenlieder.** Erinnerung an die ungarischen Alpen. Dem Magyarischen nachgedichtet von A. Silberstein. (Budapest, Verlag des Franklinvereins.) Hier und da ist der Einfluß Heines und französischer Lyriker bemerkbar, von Petöfi zu geschweigen; aber der junge Dichter (er ist 1848 geboren) besitzt unbestreitbar großes Talent. Wer die Alpenwelt der Karpathen kennt, wird sie in diesem Buche wieder auferstehen sehen, vom Glanz der Poesie doppelt verschönt. Ganz besonders verdienen noch die Illustrationen hervorgehoben zu werden nach Zeichnungen des ungarischen Landschaftsmalers B. Spányi.

Welt und Wille. Gedichte von K. Bleibtreu. (Dessau, P. Baumann.) Der seltsam gesuchte Titel läßt freilich alles andere eher vermuten als einen Strauß Gedichte, aber wir haben trotzdem wirkliche Poesien vor uns. Manche Verse wie: „Das Werden wird, damit es eben wird. War und wird sein unbedingt, unbeirrt" — sind nur scheinbar tiefsinnig; indessen trotz vieler Mängel im Ausdruck redet der Verfasser doch seine eigene Sprache. Karl Bleibtreu, wie aus seinen Versen ersichtlich ist, hat Ungarn, Schottland, Norwegen gesehen, Nebel, Wolken und Berge: Entschlösse er sich jetzt einmal, den Zauber des hesperischen Landes auf seine Seele wirken zu lassen, so käme das der Ausbildung seines ästhetischen Formgefühles gewiß sehr zu statten. Wem es in der Lyrik vor allem auf die Persönlichkeit ankommt, der wird an dieser eigenartigen Musengabe nicht achtlos vorübergehen.

Hinemoa. Eine neuseeländische Sage von H. Schön. (Leipzig, A. Unflad.) — Der Verfasser, welcher den Schauplatz dieser poetischen Erzählung mit eigenen Augen sah, hat derselben ein altes Maorimärchen zu Grunde gelegt. Man kann dem Dichter beistimmen, wenn er behauptet, daß sich diese Sage wohl mit unseren schönsten Volkssagen vergleichen lasse. Verschiedene eingelegte Lieder, teils Übersetzungen, teils freie Nachbildungen, geben zugleich einen Begriff von der Dichtweise dieses hochbegabten Volkes.

* *
*

Weitab von der gewöhnlichen litterarischen Heerstraße wandelt E. Epp mit seinem Werke: **Vom Dorf und aus der Stadt.** Sätze und Aufsätze, Sprüche und kleine Geschichten. (Mannheim, T. Löffler.) Das Buch enthält volkstümlich geschriebene Bilder aus dem Leben, kurze Anekdoten und sehr viele oft ganz neue Betrachtungen über Religion, Kunst und Leben. Der Verfasser hat wohl nicht an die „gewohnheitsmäßigen" Leser gedacht; wer aber selten liest und, hat er einmal Muße, dann gern etwas Gediegenes zur Hand nimmt, der sei auf dieses eigentümliche Buch aufmerksam gemacht.

Anders geartet ist und an einen ganz bestimmten Leserkreis wendet sich Sara Hutzler (Frau Kainz) mit ihrem liebenswürdigen Büchlein: **Kleine Menschen.** Aus dem Kinderleben. (Berlin, F. F. Heine.) Jede dieser neun Skizzen hat ihren eigenen Reiz, langweilig ist keine, nur hin und wieder stört etwas zu viel „Parfüm". Auch ist die Moral in „unserem Jungen" allzu zart; der Leser wird es mit dem „Onkel" halten, welcher für die Ungezogenheiten dieses Bürschchens nur das Urväterrezept für gut hält: „Ein wenig mit dem spanischen Röhrchen!" Auch die Sprachbehandlung könnte noch sorgfältiger sein. Eine Wendung wie diese: „eine zurückgeschlagene, elegant trabende Droschke", oder gar: „Ein leiser Seufzer huschte über der Mutter Lippen und zog sich scheu und ungesehen in das Frauenherz zurück", ist sehr bedenklich. Der Verfasser der Reisebilder „vom Kreml bis zur Alhambra" hat eine, wie immer, geistvolle Kritik als Vorwort zu dem Werkchen geschrieben, das, wenn auch völlig harmlos, „kleinen Menschen" nicht in die Hand gegeben werden sollte.

Ganz dem Gebiete der Phantastik, der Sage gehören an: **Liebesmärchen** von E. Ertl. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Eine bedeutungsvolle Parabel dient zur Einleitung der acht mitgeteilten Märchen. Der dieser Dichtungsart eigene Ton ist glücklich getroffen, alles Süßliche, Ungesunde vermieden. Durch die beigegebenen Photogravüren und Heliotypien erhält das Buch einen besonderen Schmuck und macht es zum Geschenke für bestimmte Gelegenheiten sehr geeignet.

* *
*

Die Extreme berühren sich. Finden Gussow, Skarbina und andere von Tag zu Tag mehr Anhänger, so wird sich auch die Schar derer vergrößern, welche nur von Böcklins Farbenwundern und Märchenungetümen „etwas wissen" wollen. Ebenso in der Litteratur. Will der Naturalismus allzu sehr sich breit machen, so wird das schöpferische, mit hoher Phantasie begabte Geister veranlassen, dem Trotz zu bieten und mit Leistungen aufzutreten, welche im ersten Augenblicke so seltsam, so ungewöhnlich erscheinen, daß der Mitlebende kaum den Maßstab zu richtiger Beurteilung findet. In diese Lage wird unser deutsches Publikum gebracht, wenn es die Schöpfung **Der ewige Jude**, ein dramatisches Gedicht in drei Teilen von Max Haushofer (Leipzig, A. G. Liebeskind), einer aufmerksameren Betrachtung würdigt. Romanische Völker wüßten mit diesem Phantasiegemälde überhaupt nichts anzufangen. In der Form schließt sich der Dichter an Goethes Faust an: er giebt uns fünfhundert Seiten voll gereimter Verse. Von Bühnenfähigkeit ist natürlich auch keine Rede. Das Ganze stellt mehr eine Reihe von Bildern dar, von denen einzelne von hochpoetischer Wirkung sind und die nur durch das Band der symbolischen Idee miteinander verbunden werden. Übrigens ist der „Held" hier nicht als Vertreter der Menschheit aufgefaßt, wenn er auch gleichsam die wandelnde Unsterblichkeit veranschaulicht. „Denk an die Schuld von Golgatha!" heißt es im Anfang. Den „Mythos" des ersten Teiles mit seinen Zwischenbildern, die Tragödie, den zweiten Teil, läßt vielleicht jeder ohne „Bemerken" hingehen; rätselhaft wird vielen die „phantastische Ko-

mödie", der dritte Teil, bleiben. Hier tritt ein gewisser Markus Schwarz auf, mit dem Bewußtsein, der nun rund 1854 Jahre alte Ahasver zu sein. Ist solche poetische Fiktion in moderner Umgebung noch erlaubt? Ist diese Vorstellung nicht grauenerregend? Freilich läßt uns der Verfasser in seinem dämonischen Humor am Schlusse des tollen Spieles auch bei Morgendämmerung eine Irrenanstalt sehen! Wer sich um ernsthafte Litteratur noch kümmert, lasse sich diesen ewigen Juden nicht entgehen. Für die gewollte Formlosigkeit im alten Sinn wird er entschädigt durch eine Fülle einzelner Schönheiten und tiefsinniger Ideen. Man bedauert unwillkürlich, daß man nicht hören kann, was wohl der alte Goethe zu einer solchen Dichtung gesagt hätte.

* *
*

Sicherlich als ein gutes Zeichen der Zeit ist die Erscheinung zu begrüßen, daß unsere Fachgelehrten es nicht mehr unter ihrer Würde halten, dem gebildeten Volke die neuesten Ergebnisse ihrer Wissenschaft so schnell als möglich mitzuteilen und in allgemein verständlicher Form vorzutragen. Ein in diesem Sinne sehr lesenswertes Buch ist die neueste Veröffentlichung des allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur: **Kosmische Weltansichten.** Astronomische Beobachtungen und Ideen von M. W. Meyer. (Berlin, E. Paetel.) Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, über sein Gebiet, die Astronomie, so zu plaudern, daß, wer nur lesen gelernt hat, ihm bis in die höchsten Regionen zu folgen vermag, ohne schwindelig zu werden. Ein Werk wie das vorliegende, es besteht aus siebzehn Aufsätzen, sollte in keiner größeren Hausbibliothek fehlen. Selbst „rascher lebende" Menschen werden zu demselben in stillen Stunden der Einkehr öfter zurückkehren, und stets Neues darin zur Erweiterung ihrer eigenen Lebensbetrachtung und Weltanschauung finden.

Die Ungarn feiern im Jahre 1887 das tausendjährige Bestehen ihres Reiches, ein Ereignis, das auch über die Grenzen hinaus freudig begrüßt werden dürfte. Wer dieses in jeder Hinsicht interessante und noch viel zu wenig bekannte Land genauer kennen lernen will, für den empfiehlt sich das soeben erschienene Werk eines Deutsch-Ungarn: **Aus dem Reiche der Karpathen.** Ungarische Landschafts-, Sitten-, Litteratur- und Kulturbilder von Dr. Adolf Kohut. (Stuttgart, Göschensche Verlagshandlung.) Das Buch zerfällt in eine Reihe frisch, oft glänzend geschriebener Feuilletons, was aber dem Inhalte als solchem nicht zum Schaden gereicht. Die Schilderung von Land und Leuten ist recht anschaulich. Eigentümliche Betrachtungen erweckt der Aufsatz über Heines Einfluß auf die ungarische Litteratur.

An einen kleineren Kreis von Lesern wendet sich Hans v. Wolzogen mit seinem Buche **Kleine Schriften.** Erster Band: Über Sprache und Schrift. (Leipzig, E. Schloemp.) Einzelne dieser Abhandlungen wie: „Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen", „Frosch — rana — batrachos" sind recht lesenswert. Zustimmen wird man dem Verfasser, wenn er in seinen „Proben modernen ästhetischen Stiles" und in der „deutschen Rechtschreibung" gegen den allzu großen Eifer einiger Sprachreiniger Front macht und der historisch gewordenen Schreibweise ihr Recht zukommen läßt. Gar köstlich und freilich auch sehr betrübend ist die am Schlusse mitgeteilte kleine Satire: „Der Turmbau zu Babel." Wir sehen daraus, wie selbst die gefeiertsten Schriftsteller des Tages sich Verstöße gegen die Logik unserer Sprache zu schulden kommen lassen, die unglaublich erschienen, wenn sie nicht eben gedruckt vorlägen.

Für „Leute vom Fach" oder solche, die sich diesem Berufe zuwenden wollen, ist: **Aus der Werkstatt des Schauspielers.** Dramaturgische Aufsätze von C. F. Frey. (Leipzig, E. Schloemp.) Der Verfasser, selber Schauspieler, faßt seinen Beruf noch von der idealen Seite auf. Auch für Dilettanten enthält das Buch viele schätzenswerte Winke. In dem, was Frey über Virtuosentum und zumal die Schäden desselben für die Entwickelung kleinerer Kunstinstitute sagt, wird man ihm rückhaltslos beipflichten müssen.

* *
*

Briefe von J. S. Turgenjew. Erste Sammlung (1840 bis 1883). Aus dem Russischen übersetzt und mit Einleitung versehen von Dr. H. Ruhe. (Leipzig, F. W. v. Biedermann.) — Wer diese Sammlung von Briefen, es sind ihrer vierhundertachtundachtzig, durchgelesen hat, wird mit erneuter Bewunderung sich im Geiste die große Erscheinung des russischen Erzählers vergegenwärtigen, der bis jetzt, weit mehr als Puschkin und Lermontoff, als Repräsentant der russischen Nationallitteratur gelten kann. Diese Briefe zeigen uns den Menschen Turgenjew, wie er lebte, fühlte und dachte, dachte in religiösen, politischen und künstlerischen Dingen. Niemals wird man in diesen Briefen, von denen die meisten zugleich in wahrhaft klassischem Briefstile gehalten sind, Züge bemerken, welche das Bild des Dichters entstellen könnten. Eine fast kindliche Seelengüte durchklingt seine Antworten und Ratschläge; selbst da, wo er grob sein könnte und sollte, zumal gegen die Unbescheidenheit jüngerer, ist er bescheiden, nicht heuchlerisch, sondern von Herzen bescheiden.

Die Sammlung enthält zahllose Stellen, welche vielen als „Sentenzen“ zur Führung auf dem Lebenswege dienen können. Interessant und wohl nicht jedermann bekannt ist, daß Turgenjew sich für Balzacs Kunstweise niemals zu erwärmen vermochte, und daß er auch, als echter Erzähler, sich gegen Zolas Manier sehr zurückhaltend verhielt Jedenfalls gehört diese Sammlung zu den wenigen Büchern, die bei erneutem Lesen stets neuen Reiz gewähren.

* *
*

Heidelberger Festtage und andere. Gesammelte Feuilletons von J. Grosser. (Breslau, S. Schottlaender.) Sogenannte „Augenblickslektüre“; die Schilderung der Heidelberger Festtage, des Kölner Domfestes werden diejenigen, welche „dabei“ waren, gern noch einmal lesen. In einem launig geschriebenen Vorwort erklärt der Verfasser, weshalb er sich berechtigt fühle, aus Zeitungsartikeln dieses Buch zu machen. Er führt das Beispiel französischer Feuilletonisten und einiger deutscher an. Gewiß mit Recht. Ob aber derartige Bücher in Deutschland auch auf Entgegenkommen zu rechnen haben, muß der Erfolg lehren.

* *
*

Braunschweig am Ende des Mittelalters. Von O. Hohnstein. (Braunschweig, Ramdohrsche Buchhandlung [E. Kallmeyer].) — Ein eigenartiges Büchlein! Nicht in der strengen Form des kulturgeschichtlichen Essays wird uns ein Bild des spätmittelalterlichen Braunschweig entworfen, nicht als Schauplatz eines historischen Romans wird die alte Hansestadt mit dichterischer Freiheit geschildert — der Verfasser hat einen, wie es uns scheinen will, recht glücklichen Mittelweg eingeschlagen: er geleitet den Leser als stadt[illegible] den Gast in das Haus des reichen Patri[illegible]s Tile von Damm und weist diesem die Rolle des kundigen Führers auf einer mehrtägigen Wanderung durch die fünf Weichbilder der Stadt zu. Freilich läßt sich diese Fiktion bei der Verschiedenheit der Denkart und aller Interessen von damals und von heute nicht durchweg aufrecht erhalten; aber dieser Mangel an Einheit und Geschlossenheit wird reichlich dadurch aufgewogen, daß die gewählte Einkleidung einen wirkungsvollen subjektiven Zug in die streng historischen Schilderungen von Zuständen und Ereignissen hineinbringt, welcher selbst den an sich trockenen rein topographischen Mitteilungen eine gewisse Frische verleiht. Auch die Auswahl der typischen Vorgänge, mit denen Hohnstein die verschiedenen Bezirke der Stadt belebt, verrät eine glückliche Hand. An geeigneten Stellen sind die wichtigsten Ereignisse aus der älteren Geschichte Braunschweigs zum Teil in ausführlicher Darstellung eingeflochten, so im ersten Abschnitte der große Aufruhr, die „Schicht“ von 1374, im vierten die Streitigkeiten der Stadt mit den Herzögen. Auch eine Fülle von interessanten Zügen aus dem Alltagsleben der Zeit hat der Verfasser gelegentlich einzustreuen verstanden. Die Darstellungsform ist gewandt und reich an Abwechselung. Wir zweifeln nicht, daß die schöne und dankenswerte Arbeit bei dem lebhaften Interesse für deutsches Städteleben im Mittelalter, das gerade in unseren Tagen durch das Zusammenwirken von Geschichte und Dichtung neu erweckt scheint, nicht bloß in der Bürgerschaft der alten Brunswik, sondern auch außerhalb derselben vielfach freudig willkommen geheißen wird.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Bis zum 31. März gingen nachfolgende neu erschienene Werke ꝛc. ꝛc. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig die Titel derselben und behalten uns Besprechung, soweit eine Berücksichtigung für unsere Leser ersprießlich, für später vor.

Amyntor, Gerhard von: Durch Nacht zum Licht. Leipzig, W. Friedrich.

Armenische Bibliothek. Herausg. v. Abgar Joannissiany. Vierter Band: Märchen und Sagen. Mit einer Einleitung von Grikor Chalatianz. Leipzig, W. Friedrich.

Auswahl englischer Gedichte, mit Nachrichten über die Verfasser. Zusammengestellt von E. Gropp und E. Hausknecht. Leipzig, Rengersche Buchhdlg.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 61: Don Karlos, von Schiller. Nr. 62: Die Leiden des jungen Werther, von Goethe. Nr. 63: Faust, zweiter Teil, von Goethe. Nr. 64: Zriny, von Theodor Körner. Nr. 65: Die bezauberte Rose, von Ernst Schulze. Nr. 66: Bilderbuch ohne Bilder, von H. Chr. Andersen. Nr. 67: Undine, von Fr. de la Motte-Fouqué. Nr. 68: Der Weihnachtsabend, von Charles Dickens. Nr. 69: Paul und Virginie, von Bernhardin de Saint-Pierre. Nr. 70/71: Buch der Lieder, von Heinrich Heine. Nr. 72: Atta Troll, von Heinrich Heine. Nr. 73/74: Reisebilder I. Memoiren von Heinrich Heine. Nr. 75: Neue Gedichte von Heinrich Heine. Nr. 76/77: Romancero, von Heinrich Heine. Nr. 78: Letzte Gedichte von Heinrich Heine. Nr. 79: Die Braut von Messina, von Schiller. Nr. 80: Der Geizige, von J. B. Molière. Nr. 81/82: Reisebilder II. Fragmente von Heinrich Heine.

Bleibtreu, K.: Geschichte der englischen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig W. Friedrich.

Bölsche, W.: Der Zauber des Königs Arpus. Humoristischer Roman aus der römischen Kaiserzeit. Leipzig, C. Reißner.

Bormann, Ed.: Von Gamerun bis zum Schwandeiche. Dritter Band der Boesieen ännes alden Leibz'gersch. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Breul, K.: Sir Gowther. Eine englische Romanze aus dem 15. Jahrhundert. Oppeln, Eugen Francks Buchhdlg.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Heft 238/240 und Heft 1 des Supplementbandes. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Burgerstein, L.: Die Gesundheitspflege in der Mittelschule. Hygiene des Körpers nebst beiläufigen Bemerkungen. Wien, A. Hölder.

Diemer, L.: Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel. Hamburg, L. Friederichsen u. Co.

Duruy, V.: Geschichte des römischen Kaiserreichs. Aus dem Französischen von Prof. Dr. G. Hertzberg. Lfrg. 49/51. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Edel, A.: Maria von Brabant. Ein historisches Trauerspiel in fünf Akten. Würzburg, A. Stubers Verlagsbuchhdlg.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 14: Die Glocken von Plurs, von Ernst Pasqué. Band 15: Fromont junior und Risler senior, von A. Daudet. Erster Band. Stuttgart, J. Engelhorn.

Fleischmann, A.: Gotthelf Greiner. Historisches Volksstück in fünf Akten. Saalfeld, C. Riese.

Frank, U.: Weltliche Beichte. Leipzig, W. Friedrich.

Frenzel, K.: Dunst. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Galitzin, Fürst N. S.: Allgemeine Kriegsgeschichte der neuesten Zeit. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. Erster Band, erste Hälfte. Kassel, Th. Kay.

Groth, P.: Grundriß der Edelsteinkunde. Ein allgemeinverständlicher Leitfaden zur Bestimmung und Unterscheidung roher und geschliffener Edelsteine. Leipzig, W. Engelmann.

Heine, Heinrich: Dichtungen. Ausgewählt und erläutert von K. Hessel. Bonn, Ed. Webers Verlag.

**

Heinzerling, Chr.: Abriß der chemischen Technologie mit besonderer Rücksicht auf Statistik und Preisverhältnisse. Lfrg. 1. Cassel, Th. Fischer.

v. Henk: Organisation der Kaiserlich Deutschen Marine und Carrieren in der Kriegs- und Handelsmarine. Supplement zu dem Marine-Prachtwerk „Zur See". Berlin, A. Hofmann u. Co.

Hildebrandt, A. M.: Wappenfibel. Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., W. Rommel.

Hirth, Georg: Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. Zweite Auflage. München, G. Hirths Kunstverlag.

Horowitz, V. J.: Marokko. Das Wesentliche und Interessanteste über Land und Leute. Leipzig, W. Friedrich.

Kipper, H.: Opus 96. Die Spinnstube. Singspielchen für Mädchen. Düsseldorf, L. Schwannsche Verlagshdlg.

Kipper, H.: Zigeunerleben. Gedicht von Emanuel Geibel, komponiert von Rob. Schumann. Op. 29, Nr. 3. Düsseldorf, L. Schwannsche Verlagshdlg.

Kirchhoff, A.: Länderkunde des Erdteils Europa. Lfrg. 21/25. Leipzig-Prag, Freytag-Tempsky.

Klein, Hermann J.: Stern-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung. Lfrg. 3. Leipzig, E. H. Mayer.

Kleinpaul, R.: Florenz in Wort und Bild. Lfrg. 14/15. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Koberstein, K.: Preußisches Bilderbuch. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Koerting, H.: Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert. Zweiter Band: Der realistische Roman. Oppeln, Eugen Francks Buchhdlg.

Knebel, E.: Antiqua oder Fraktur? Danzig, F. Axt.

Liliencron, Detlev von: Breide Hummelsbüttel. Ein Roman. Leipzig, W. Friedrich.

Monarchie, Die österreichisch-ungarische, in Wort und Bild. Lfrg. 31/32. Wien, A. Hölder.

Pichler, F.: Aias. Tragödie in zwei Aufzügen. Nach Sophokles frei bearbeitet. Wien, K. K. Hof- u. Staatsdruckerei.

Pougin, A.: Verdi. Sein Leben und seine Werke. Deutsch von A. Schulze. Leipzig, C. Reißner.

Preuß, H.: Friedenspräsenz und Reichsverfassung. Eine staatsrechtliche Studie. Berlin, S. Rosenbaum.

Prölß, R.: Das herzoglich Meiningensche Hoftheater. Seine Entwickelung, seine Bestrebungen und die Bedeutung seiner Gastspiele. Leipzig, F. Conrad.

Püttner, Elise: Konrad Letzkau und seine Tochter. Ein Roman aus dem 15. Jahrhundert. Drei Bände. Leipzig, C. Reißner.

Ouida: Othmar. Ein Roman. Autorisierte Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von Th. Osterloh. Drei Bände. Leipzig, A. Bergmann.

Rieger, C. H.: Goldkörner aus dem deutschen evang. Predigtschatz alter und neuer Zeit. Vier Jahrgänge kurzgefaßter Predigten über die sonntäglichen Evangelien und Episteln des evang. Kirchenjahrs. Lfrg. 1. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.

Rosenthal, H.: Frauenlob. Satirisches Epos. Berlin, A. Boettcher.

Schaube, Ad.: König Wilhelms Kaiserfahrt. Epische Dichtung in sechs Gesängen. Leipzig, E. Peterson.

Schultz, A.: Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Lfrg. 10/12. Leipzig, G. Freytag.

Stecher, J.: Histoire de la littérature néerlandaise en Belgique. Brüssel, J. Lebègue u. Co.

Subert, F. A.: Hans Wierauer. Drama in fünf Aufzügen. Autorisierte Übersetzung von Ed. Grün. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

Tolstoi, Graf L. N.: Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern, R. Jennis Buchhdlg.

Universalbibliothek der bildenden Künste. Nr. 10/15. Leipzig, Br. Lemme.

Walloth, W.: Aus der Praxis. Ein Roman. Leipzig, W. Friedrich.

Weber, Georg: Allgemeine Weltgeschichte. Zweite Auflage. Lfrg. 82/84. Leipzig, W. Engelmann.

Weilen, A. von: Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Wien, A. Hölder.

v. Wenckstern: Theatralia. Harmloses aus der Kulissenwelt. Berlin, Walther u. Apolant.

Wichert, E.: Der Große Kurfürst in Preußen. Dritte Abteilung: Christian Ludwig von Kalckstein. Zwei Bände. Leipzig, C. Reißner.

Zeitungs-Katalog sämtlicher Zeitungen, Journale und Zeitschriften. 21. Auflage. Berlin, Rudolf Mosse.

Zusammenstellungen, Statistische, als Material für die Reform der Verzehrungssteuer in geschlossenen Orten und auf dem flachen Lande. Auf Grund eines Beschlusses des Verzehrungssteuer-Ausschusses des Abgeordnetenhauses gesammelt und geordnet vom Abgeordneten Dr. Max Menger. Wien, Hof- u. Staatsdruckerei.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Ill. D. Monatshefte. Juni 1887.

Schloß Linderhof.



Die Rechte.

Eine Geschichte
von
E. M. Vacano.

Es war in Rom, in der Gemäldegalerie eines Banquiers, welcher ebensoviel Geschmack als Geld und Glück gehabt hatte: des Banquiers Torloniato. Es giebt da unter anderem eine „göttliche" Madonna im Azur von Prescotto und einen „göttlichen" San Giuseppe von Giotto. An die Gemäldegalerie reiht sich ein Statuensaal, welcher „göttliche" Originale von Chios und Megala enthält.

Wenn man in Rom das Kapitol gesehen hat und den Vatikan und das Kolosseum, dann besucht man die weltberühmte Torloniato-Galerie; vorzüglich, wenn man aus England kommt, denn in England giebt es die meisten Reisehandbücher und zugleich die meisten Gläubigen für die Reisehandbücher.

Um die Mittagsstunde eines heißen Tages waren aber nur wenige Besucher in den Loggien der Galerie. Bloß drei Gruppen: ein alter Herr, eine junge Dame und ein Groom; dann ein dicknasiger Herr mit einer dickhalsigen Frau; und endlich ein Kavalier ohne weitere Begleitung.

Der Kavalier (dem Aussehen nach ein Italiener) entsetzte sich vor dem dicknasigen und dickhalsigen Ehepaare so heftig, daß er mit Vehemenz an den schönsten Bildern vorüberlief, um in die Nähe der ersten Gruppe zu kommen.

Der alte Herr dieser Gruppe hatte die Eigenschaft, sich stets in Fensternischen zu setzen, um sich von Genüssen auszuruhen, die er noch gar nicht gehabt hatte. Sein Groom in den roten Plüschhosen stand stets an der Statue oder bei dem Bilde neben der Eingangsthür wie angenagelt und wartete aufs Fortgehen. Und die schöne junge Dame trippelte flüchtig an all den Bildern und Statuen vorbei, als habe sie dieselben schon oftmals gesehen.

Der Kavalier kam endlich neben sie. „Ich muß mich nur immer ärgern, so oft ich diese Madonna von Giotto erblicke," sagte er halblaut. „Wie kann man eine solche Marionette mit blutroten verdrehten Augen schön finden? Ich be-

greise wohl die Würde der Bejahrtheit und des Greisentumes — aber dieses Greisentum der Kunst?!"

„Das berechtigt höchstens zu einer Ehrenstelle in unserem Vorzimmer, nicht wahr?" sagte die schöne fremde Dame ebenso halblaut, wie man in Gemäldegalerien zu reden pflegt, wenn man von anderen gehört werden will.

„Gewiß!" sagte der italienische Kavalier lustig. „Sie haben da das beste Urteil gesprochen, Signora. Die Reise zur Fußwaschung macht noch nicht die Reise zum Kunstwerke. Das war stets meine Maxime. Ein Bild ist mir nie besser erschienen, weil es vor zwölf Jahren gemalt worden. Und vor allem die Madonnen hasse ich!"

„Warum?" fragte die Dame, mehr intriguiert als entsetzt.

„Weil sie stets mit ihrem Alter prahlen!" lachte der Italiener. „Eine Madonna aus dem vierten Jahrhundert ist unfehlbar ein Wunderbild gegen eine neue Muttergottes. Und ..."

Die Dame lachte. „Und ein griechischer Athlet ist besser als ein mittelalterlicher heiliger Joseph? Nun, ich glaube es selber. Da sehen Sie sich einmal diesen weltberühmten Michelangelo an: er erreicht in seiner Groteskheit wirklich nur Benvenuto Cellini — abgesehen von seiner Genialität der Auffassung."

„Wissen Sie, daß Sie schon entsetzlich blasiert sein müssen von der Kunst, um so scharf, kalt und treffend zu kritisieren, Signora?" sagte der Kavalier und ließ die Blätter seines Kataloges durch die Finger rauschen, als schlüge er die Volte.

Die Dame ließ sich auf einem der Sammetdiwans nieder, die inmitten der Säle standen. Der Kavalier setzte sich an das andere Ende desselben. „Blasiert von der Kunst?" sagte sie. „Nein. Ich hoffe, daß das nicht der Fall ist. Aber blasiert von der Kunst in Italien? Ja, gewiß. Übrigens, Sie scheinen dasselbe Schicksal zu haben wie ich. Kennen Sie eine schrecklichere Marter, als — sagen wir — sechs Jahre hindurch allherbstlich nach Italien zu wandern und immer wieder dieselben Galerien, dieselben Posaden und dieselben schönen Fischergesichter zu sehen?"

„Aber wer zwingt Sie denn dazu?"

„Mein Gott, ich selber! Denn kennen Sie etwas Zwingenderes als die Sehnsucht nach Italien, wenn man recht weit davon weg ist? Giebt es wohl etwas Einfarbigeres als diesen Lapis-lazuli-Himmel, etwas Häßlicheres und Unappetitlicheres als diese staubgrauen Gebüsche von Oliven und Oleander, etwas Abscheulicheres als diese schmutzigbraunen Kinder, etwas Komischeres als die Männchen, welche die italienischen Lazzaroni, Bauern oder Vetturini machen, voll plumper weibischer Koketterie, die stets an den Seiltänzer gemahnt? Kurz, kennen Sie etwas weniger Begehrenswertes als dieses ganze trostlose, glühheiße, staubige, schmutzige und komödiantenhafte Italien? — Und dennoch, kennen Sie etwas Unwiderstehlicheres für uns Deutsche, wenn wir daheim sind?"

Der Kavalier unterbrach hier die Dame. Er lachte, und seine weißen Zähne blitzten. „O, wie ich das verstehe!" rief er. „Das hat der Deutsche an sich, daß er sich fortsehnt von seinem kräftig klaren Firmament, von seinen frischgrünen Büschen, von seiner majestätischen Textur der Heimat, immer und immer wieder. Und ich habe das nie begreifen können. Aber ich meine ..."

Die schöne Dame lächelte. „Ich meine, das kommt daher, weil der Deutsche ein Gewohnheitsmensch ist und — so ernst und tiefgelehrt er auch angelegt sein mag — ein Modennarr, wie es keinen zweiten giebt. Und weil man uns immer und immer wieder Italien besingt, so sehnen wir uns immer und immer wieder danach, und wenn wir hier sind, finden wir es grotesk und — nicht der Mühe wert."

„Wie Sie mir aus der Seele sprechen, Signora!"

„Aber Sie scheinen ja kein Deutscher?"

„Nein, aber ich bin ein Dalmatiner. Und wir Dalmatiner hassen Italien."

„Das Land, dessen Sprache Sie sprechen?"

„Liebt man jemals seine Stiefmutter, selbst wenn sie unsere Landsmännin ist?"

Die Dame erhob sich. „Oh, d'accord!" sagte sie und reichte dem Kavalier frei die Hand, wie echte große Damen thun, die an Reisen gewöhnt sind. „Und wenn wir uns wieder treffen sollten — en passant — hier in Rom, dann wollen wir von Paris reden — oder von der Schweiz."

„Darf ich Sie wieder treffen?"

„Was soll das heißen?"

„Darf ich Sie aufsuchen?"

„Aber warum denn nicht? Stellen Sie sich dort dem dicken Herrn vor, der jetzt in der Nische schläft... Morgen besuchen wir die Campagna."

„Ich danke Ihnen, Signora. Also wecken wir Ihren Herrn — Herrn Onkel."

„Jawohl, meinen Onkel. Wie heißen Sie?"

„Ich bin der Chevalier Pierre de Wukassovich."

Die Dame blieb mitten in ihrem langsamen Gange nach der Fensternische stehen, schaute den Kavalier nochmals mit ihren dunklen Augen an und lachte laut auf, während sie ihren Katalog gegen die Sonne hielt, um besser zu sehen.

„Sie finden meinen Namen — zum Lachen?"

„O, nicht den Namen, aber ..."

„Signora ..."

„Nun, nun, machen Sie kein so ernstes Gesicht! Ich erlaube Ihnen, ebenfalls zu lachen, wenn Sie unsere Namen hören. Mein Onkel dort ist der Graf Teudo Merwingen."

Jetzt lachte der Kavalier wirklich auf. „Nicht möglich! — Und dann sind Sie ..."

„Ich bin die Gräfin Pauline Helon."

„Ah, das ist doch merkwürdig! Und hier in Rom treffen wir uns! Guten Tag, Cousine!"

„Guten Tag, Cousin!" Und die beiden schüttelten einander nochmals die Hände und lachten so fröhlich, daß einer der uniformierten Saaldiener darüber im süßen Vormittagsschlummer gestört wurde und mit Ostentation ärgerlich scharrte, schnupfte, hustete und nieste. Die Galerie war in diesem Augenblicke fast leer, denn auf dem Petersplatze war irgend eine Alumnenparade, welcher alle Welt beiwohnen wollte, weil dabei vielleicht ein Stückchen Segen abfiel — selbst für die Protestanten mit gutem Willen. Wukassovich und die Gräfin blieben auf ihrem Wege zum Onkel neben einem wunderbar schönen Jünglings-Eros des Praxiteles stehen. Die Statue war büstenartig verstümmelt, und der Marmor, aus welchem sie bestand, hatte breite Spuren von vandalischer Behandlung; er war wie mit Blatternarben übersäet. Aber die urewige Schönheit dieses Eros-Ideals leuchtete und strahlte um das antike Gebilde gleich dem Nimbus eines Heiligen. Und die gelbschimmernden Sonnenstrahlen eines römischen Mittags umflossen die Statue. Gräfin Pauline legte ihre kleine feine, grau behandschuhte Hand auf das Gitter, welches das Piedestal dieses Kunstwerkes umgab. Ihre schwarzen Locken glänzten dabei wie geschmolzener Achat in dem Nimbus von Sonnenstäubchen.

„Also hier in Rom treffen wir uns!" sagte sie lustig. „Und Sie wollten doch schon im vorigen Jahre Schloß Merwingen besuchen... Wir erwarteten Sie aber vergebens. Es war ein so langweiliger Sommer in den Bergen, daß wir alle schon recht neugierig waren auf den Cousin, der endlich einmal von der See zurückkommen sollte."

„Und ich kam auch von der See zurück," sagte der Kavalier halb traurig, halb lustig, „aber nicht bis zu den deutschen Verwandten."

„Und weshalb ließen Sie uns vergebens warten?"

„Weil mir das Herz weh that. Denken Sie, mit sechzehn Jahren lief ich meinen guten Eltern aus Sebenico davon."

„Ja, man nennt Sie in der Familie noch immer den Taugenichts."

„Taugenichts! Das ist der Verwandtenausdruck für alle, welche nicht am

Wasserkopf leiden! Ich lief davon, weil die weißen Vögel so kühn über der unermeßlichen Flut verschwanden und weil ich dachte: da draußen, mitten im Meere, müsse ein Paradies sein, dem so glänzende Vögel zusegelten — und nicht zu fern müsse es sein, weil der schwanke Fittich eines Vogels es erreichen könnte. Ich lief davon, weil ich dachte — Ach, was weiß ich noch, wie und warum ein sechzehnjähriger Bursche denkt! Ich war ein Kind der Küste; die Muscheln des Strandes hatten mir stets so seltsame Geschichten von drüben zugeraunt, wenn ich sie dicht ans Ohr hielt. Ich wollte übers Wasser, ins Wasser, kurz überallhin, nur daheim bleiben wollte ich nicht. Der Garten war so dürr, das Schloß so sturmdurchwimmert, und mein älterer Bruder war viel zu brav in den Lernstunden. Ich lief zu Schiff, wurde Schiffsjunge, Matrose, zweiter Bootsmann, und plötzlich waren zehn, zwölf Jahre vergangen, ich wußte nicht wie. Von Afrika aus hatte ich meinen Eltern geschrieben, dann von St. Louis aus. Ich hatte sie jetzt viel lieber, weil ich draußen war. Ich ließ in den Briefen sogar meinen Bruder Jean grüßen, der mir immer als Beispiel aufgestellt worden war. Meine guten Eltern antworteten mir, verziehen mir; Mama, die Schwester des süßschlummernden Onkels dort, verschaffte mir durch ihre Konnexionen die Schiffslieutenantsstelle, und ich fuhr eifriger als je auf den Fluten hin. Das Paradies habe ich wohl nicht gefunden und nicht die Erfüllung der gestaltlosen Knabenträume. Wohl hat jeder Mensch seine eigengestaltete Sehnsucht in der Brust; die meine aber muß wohl hier auf Erden nicht erfüllbar sein, da ich so falsche Wege einschlug, ihre Erfüllung zu suchen. Da traf mich in Pittsburg die Nachricht von dem Tode meiner Mutter. Eine Mutter ist etwas, das sich von selber versteht und wonach man keine Sehnsucht trägt. Und sobald man ihren Tod erfährt, ist uns doch, als ob die Sonne ausgelöscht sei. Wir wollten nun gern eilig nachholen, was wir versäumt haben. Die Erkenntnis des Mutterherzens wird uns plötzlich eingeimpft, eingezaubert. Tausend längstverlorene Erinnerungen aus unserer Kindheit tauchen da auf: wie sie in unserer Krankheit den Thee umrührte; wir hören deutlich wieder das Klirren des Silberlöffels an den Tassenrand; und dann, wie wir uns einmal vor dem Vater fürchteten, und Mama breitete die Falten ihres Kleides aus, damit wir in der Fensternische nicht entdeckt würden. Alles das wird zu einer unerträglichen Qual, zu einem Gewissensbisse, als ob wir ein Räuber oder Mörder seien. Und so ging es mir. Das Meer, für welches ich die Mutter verlassen hatte — was war es mir fortan? Das Wandern, die Welt, die Freiheit! ... Ach Gott, was war das alles, alles gegen die süße Sklaverei des Geliebtseins, des Geliebtseins von einer Mutter! ... Ich eilte nach Hause, ich warf die Uniform von mir, ich haßte das Meer, als habe es mich um mein höchstes Glück betrogen. Ich kam nach Hause und fand auch meinen Vater tot. Im Schloß von Sebenico waltete allein mein blonder musterhafter Bruder, welcher einen neuen Dünger für den Steinboden erfunden hatte und mir nicht einmal einen Vorwurf machte, sondern mir bloß mein Erbteil auszahlte. Ich wollte damals zu Onkel Teudo, zu dem Bruder meiner Mutter. Aber wie ich nach Österreich kam, da schien mir alles so froh zu sein und so glücklich und laut, und mein Herz that mir so weh, und ich ging lieber nach Paris. Aber in diesem Jahre komme ich nach Merwingen. Das Herz ist mir jetzt ruhiger geworden, und ich fürchte mich nicht mehr vor stillen, ruhigen Schlössern."

Wukassovich schwieg. Gräfin Pauline hatte ihm nicht nur mit ihren Ohren, sondern auch mit ihren Augen zugehört. Sie hatte ihren warmen dunklen Blick voll auf dem schönen wettergebräunten Manne ruhen lassen, der ihr sein Leben gleichsam in die Sonnenstäubchen hineinzeichnete, wie man mystische Figuren in den Sand zeichnet. Gräfin Pauline war nicht nur jung und schön und geistvoll,

sie hatte auch ein warmes, gutmütiges Herz. Und sie liebte ihren Vetter innig von diesem Augenblicke an mit jener Liebe, wie nur Frauen sie fühlen können: mit der Liebe, die im Gerührtsein entsteht und durch die Schönheit des Geliebten rasch Wurzeln faßt. Gräfin Pauline, eine Verwandte des Hauses Merwingen, war vierundzwanzig Jahre alt, die Witwe eines lothringischen Grafen, der an der Schwindsucht gestorben war, und galt überall für ebenso emancipiert als brav. Während Wukassovich sprach, sah sie ihn im schönsten Sommerschatten: denn der große Eros-Torso des Praxiteles warf einen durchsichtigen, schleierhaften Schatten über den Kavalier. Er war schön wie ein echter Mann. In den feinsten Zügen drückte sich bei ihm die höchste Energie aus. Sein Gesicht war rosig gebräunt und sein Haar dunkel gelockt, wie von einem liebkosenden Sturm zerwühlt. Gräfin Pauline sah das alles, wie er sprach. Sie hatte ein warmes Herz und sah in Gedanken diesen armen schönen Vagabunden seiner Sehnsucht von Sturm umtost auf wilder See. Und sie war glücklich, ihn da neben sich zu wissen, gesichert und lächelnd, und wie sie ihr Auge von ihm weg auf den Eros gleiten ließ, da lächelte auch sie und — sie seufzte. Seufzte, wie nur ein Weib seufzt, dessen Herz langsamer und schwerer zu pochen beginnt.

„Armer Peter!“ sagte sie deutsch. „Aber diesmal kommen Sie sicher nach Merwingen? Wir werden uns da miteinander nach Italien sehnen, ganz froh darüber, daß wir von da fort sind. Wie seltsam, daß wir uns hier treffen mußten!“

„Sie gefielen mir, Gräfin, da ich nicht wußte, daß Sie meine Cousine seien.“

„Schönen Dank! Also jetzt gefalle ich Ihnen nicht mehr? Jetzt kommen Sie, den Grafen Teudo zu wecken. Er muß Ihnen gleich das Versprechen abfordern, daß Sie uns nicht wieder sitzen lassen in Merwingen.“

„Glauben Sie, daß ich mich nicht nach Merwingen sehne, seit ich Sie kenne?“ sagte er herzlich. „Wie gut plaudert sich's mit Ihnen! Aber Sie sagen immer: Wir. Wer ist noch im Schlosse im Sommer?“

„Nun, niemand als Graf Teudo, ich, manchmal eine kleine Schar aus den Nachbarschlössern, früher die alte Dame Müller und jetzt Hanna.“

„Wer ist Müller?“

„Die Schloßverwalterin. Eine Generalswitwe, die mit den Merwingens stets befreundet war und seit Jahren das Gut ‚bewacht‘ hatte, bis zu ihrem Tode. Und Hanna ist ihre Tochter und Nachfolgerin, ein recht liebes, hübsches Mädchen, das gern mit ihren Wirtschaftsschlüsseln klirrt.“

„Ist auch eine Jagd da?“

„So! Sie fürchten sich jetzt schon, daß Ihnen der Park zu langweilig wird und meine Gesellschaft dito? Wohl ist eine Jagd da, aber die hilft Ihnen in diesem Falle nichts, denn ich selber jage mit.“

„O, desto besser!“

„Wirklich?“

Man war an der Fensternische angekommen, wo im Schatten der grünen Gardine Graf Teudo mit geschlossenen Augen seine Kunststudien machte. Graf Teudo Merwingen war ein korpulenter, aber rüstiger Witwer, ein echter Edelmann, ein rechter Gourmand, ein guter Landwirt und zu Zeiten noch immer ein Galanthomme. Er ließ sich seit zwei Jahren wieder nach Italien schleppen, weil ihm seine Nichte, Gräfin Pauline, einredete, er müsse sich zerstreuen in dem Schmerze über den Verlust seiner Gattin, die vor drei Jahren an einer neuerfundenen ätzenden weißen Schminke gestorben war. Er war es gewöhnt, in Kunstgalerien in Fensternischen einzuschlummern. Er behauptete, er sehe die Sache von da im vorteilhaftesten Lichte — übrigens habe er alles das schon als junger Mensch auf seinen Reisen mit dem Hofmeister gesehen. Manchmal wurde er von Gräfin Pauline geweckt und gezwungen, eine neuentdeckte Schönheit an einem neuentdeckten Kunstwerke zu bewundern. Er glaubte auch jetzt, wie er die wasserblauen Augen weit

öffnete, nicht anders, als daß er zu irgend einem Sonnenaufgang vom alten Phierici geschleppt werden würde. Statt dessen wurde ihm sein Neffe vorgestellt. Das ermunterte den alten Grafen plötzlich. Das war also der Sohn seiner Schwester, der Pietro, der wohl ein wenig Vagabund gewesen war; aber wo kam das nicht in guten Familien vor? Und er küßte den braunen jungen Mann mit echter Herzlichkeit und Rührung. Man freute sich, man schwatzte und man verließ beim Herannahen der Schlußstunde die Galerie, während die mittleren Glocken vom Petersplatze herüberklangen, wo eben die Alumnenprozession in Gang kam.

Die invaliden Saaldiener schlossen die Säle wie im Schlafe wandelnd und über die Marmorböden schlürfend, als seien ihre alten Beine mit Blei gefüllt. Die Bilder und die Statuen blieben allein.

* *
*

Der Nachmittag verging der Gesellschaft, wie alle Siestastunden in Rom vergehen. Die Melonenmädchen flüchteten sich in dunkelschattige Thorbogen vor der Glutenhitze und dem Sonnenlichte. Dort beklatschten sie die Ereignisse des Morgens, heftig gestikulierend und mit der tiefen, rauhen Stimme der Trasteverinerinnen mehr singend als sprechend. Die Bretter mit den Melonenschnitten standen unbeachtet auf den Steinbänken der schattigen Triumphbogen oder auf den Steinstufen der Kirchenkorridore.

Die Buben, welche das Eiswasser feilboten, rotteten sich ebenso zusammen unter antike Portale oder an die Ecke von Winkelstraßen in dieser totenstillen Siestastunde. Sie hatten alle die Brust entblößt, und ihre bloßen Füße suchten die kühleren Steine gegen die dürre Erde; die blauschwarzen Haare hingen ihnen fettglänzend von Schweiß ins Gesicht herab. Die einen spielten Mora und die anderen lagen auf dem Bauche und dachten an gar nichts.

Die Bedienten in den Palästen der Kardinäle streckten die roten Plüschhosen über die Balustrade der Galerien, und die geistlichen Würdenträger selber schienen von der Erdoberfläche verschwunden zu sein; sie hatten sich in ihr entlegenstes Allerheiligstes zurückgezogen. Der Sekretär an der Straßenecke, welcher den Dienstmägden die Liebesbriefe schrieb, schloß den großen Leinwandsonnenschirm über sich, so daß er samt seinem Tische unter demselben verschwand, gleich einem Insekt, über welchem sich die märchenhafte Blumendolde schließt, um es nicht mehr frei zu lassen.

Wukassovich brachte den Nachmittag bei seinen neugefundenen Verwandten zu in dem Hotel garni, welches sie bewohnten. Das war ein alter ehemaliger Palazzo. Man verhängte alle Fenster des Siestazimmers mit allen Teppichen, die man nur finden konnte, und wiegte sich in der leichtesten Toilette in Schaukelstühlen mit einer wahrhaft pagodenhaften Regelmäßigkeit. Graf Teudo plauderte ganz gemächlich von Schloß Merwingen und wie kühl es da sei unter den Pappeln; Wukassovich erzählte von den Eistürmen der Nordsee, und Gräfin Pauline erwähnte den prächtigen Eiskaffee der frères provençaux in Paris. Kurz, jeder that das Seine, um die Glutenhitze selbst durch das Gespräch zu kühlen und komfortabler zu machen. Dann nahm man Zeitungen zur Hand. Und während Graf Teudo in einen Artikel vertieft war, rief Gräfin Pauline ihren Vetter neben sich, worauf er samt seinem Schaukelstuhle eine kleine Schlittenpartie über den Teppich bis an ihre Seite unternahm. Man sprach anfangs über einen Artikel, dann ließ man die Zeitungen sinken und auf den Boden hinabgleiten und flüsterte Pläne für den Sommer.

„Und vor dem Winter dürfen Sie nicht wieder fort, Peter," sagte Gräfin Pauline zuletzt wichtig.

„Gewiß nicht!" sagte der braune Seemann darauf in seiner raschen, geraden Weise. „Und am liebsten wäre es mir,

Pauline, wenn ich von Ihnen überhaupt nimmer wieder fortdürfte!"

Sie schaute ihn lange an, ohne zu antworten; ihr Köpfchen lag müde auf der Lehne ihres Schaukelstuhles. „Aber das kommt ja nur auf Sie an, Cousin," sagte sie endlich leise.

Am Abend ging man einen Akt ins Argentina-Theater. Nachher machte man eine Mond-Spazierfahrt nach dem Ruinenteile der Stadt, gegen das Kolosseum. Denn man hat das Kolosseum nicht gesehen, wenn man es nicht im Mondschein gesehen hat, weil man es in poetischen Handbüchern stets als mondbeleuchtet erwähnt findet. Dann kam man nach Hause und trennte sich endlich.

Der Mond schien und glänzte noch immer, obschon es bereits weit nach Mitternacht war.

Wukassovich lag auf einem Diwan auf dem Balkon seiner Gasthofstube und blies künstliche Kreise von Rauchwolken in die dunkelblaue Sternenluft hinauf. Sein braunes Antlitz war fast weiß in diesem Mondlicht. Er war eine ruhelose Seemannsseele: aber diese Seele schien jetzt zu rasten, wie er mit den strahlenden Falkenaugen den Rauchwolken in den dunklen Azur hinauffolgte, wo sie weißlich zerrinnend verschwanden. „Sie ist wie der Himmel selber, so wechselvoll, und dabei so gleich! So unermeßlich in ihrer Lebenskenntnis, und so einfach und gerade in ihrer Art, sich zu geben. Sie ist eine Frau, wie ich noch niemals eine getroffen habe. Ich fürchte mich vor ihr, und — und ich möchte immer bei ihr sein. Ich fürchte, ich bin zu geistlos für sie. Aber trotzdem möchte ich in diesem Augenblick so viel Diamanten geben als Sterne am Himmel sind, wenn ich ihre Stimme hören könnte. Und wie mir das Herz pocht ...! Mir scheint, das ist eine Amourette, wie ich schon so viele durchmachte — gleich einem Schnupfen ... Aber ich möchte, daß wir schon auf Schloß Merwingen wären; ich stelle mir das Ganze vor: den dicken Turm, das Parkgitter, den Fluß dabei, und das musikalische Lachen der einzigen Gräfin Pauline, und daneben irgend eine stumme, trotzige Wirtschafterin ... Und so wahr Gott lebt! Die Pauline ist die Frau, die einen Ruhelosen zum Friedreichen machen könnte! Mir ist so sicher und ruhig zu Mute, seit ich sie sah!" — Die Cigarette verdampfte rasch in den Azur hinauf; sie hatte Eile, denn sie trug auf ihren Fittichen viele Gedanken an Frieden und Glück und erfüllte Sehnsucht, die lilienweiß gegen den Nachthimmel abstachen.

Und Gräfin Pauline saß daheim an einem großen, unheimlich grellen venezianischen Toilettespiegel ihres Ankleidezimmers in dieser stillen Nachtstunde. „Wenn nur schon Spätsommer wäre!" seufzte sie und lachte sich im Spiegel an. „Wie lustig das werden wird mit dem lustigen Vetter!" — Sie dachte nicht weiter, aber sie lachte noch. Die Welt erschien ihr so wunderbar schön, seit sie den braunen jungen Seemann gesehen; und sie erschien ihr so wunderbar weit und unermeßlich seit diesem Augenblicke. Und dennoch ragte ihr Vetter Wukassovich noch weit über die Erde hinaus: einem Atlas gleich hob er mit der Riesenschulter ein Stück vom Himmelsgewölbe weg und zeigte damit den Weg zur Seligkeit. — „Wird er mich denn auch lieben können?" fragte sie sich. „Aber alle Welt liebt mich ja. Und — und er hat Augen."

* *
*

Schloß Merwingen lag auf einer lieblichen Anhöhe Niederösterreichs. Es war ein freundliches, komfortables Gebäude, fast ganz modern, obgleich sein Ursprung bis auf die Babenberger Herzoge zurückging. Aber die alten Flügel wurden so oft restauriert und der jedesmaligen Mode der Jahrhunderte angepaßt, daß aus der plumpen Zwingburg heute wirklich ein wunderschönes, geschmackvolles Schloß im Stile der englischen Georgszeit geworden war. Der große Park wucherte wild und fessellos über die Hügelgelände hin, fast bis zur Donau herab. Ein Teil des-

selben war durch die landwirtschaftliche Laune des vorigen Besitzers sogar zum Ackerfelde entadelt. Vom Schloßturm aus hatte man eine herrliche Übersicht über die unbeschreiblich schönen Donauthäler, von denen schon das Nibelungenlied spricht bei der Beschreibung der Reise Kriemhilds zum König Attila.

Es war ein wunderschöner Spätsommertag. Die Rosen waren sämtlich bereits in ihrer vollsten Reife und hatten einen müden, gelblichen Teint. Die Nelkendolde zersprengte überquellend ihren zarten graugrünen Kelch und die Georginenknospen wurden schon grün und groß.

In der Speisekammer war zu derselben Stunde das regste Leben. Hanna Müller, die Tochter der Generalswitwe, welche letztere bis zu ihrem vor kurzem erfolgten Tode die Hauswirtschaft ihres Freundes Merwingen geführt hatte, ordnete eben ein Bataillon von Fruchtgläsern, welche zwei Mägde auf die Regale stellten. Das junge Mädchen trug noch ein schwarzes Trauerkleid. Aber über demselben war eine blühweiße Schürze und ein blühweißes Manschettenpaar sichtbar. Hanna hatte das blonde Haar schlicht gescheitelt und trug ein kleines Schlüsselbund am schwarzen Ledergürtel. Sie hatte trotz ihrer Jugend ein ernstes, hausmütterliches Gesicht, dem man kaum ein Lächeln zutraute.

„So, Gertrud. Nur die Hagebuttengläser stelle weiter nach rückwärts, weil wir die erst im Winter brauchen. Und die Pfeffergurken, Christiane, die müssen nicht hinuntergestellt werden, sondern im Gegenteil da hinauf, wo die Zugluft hinkann durch die offenen Fenster, damit das Glas nicht lau wird und der Essig schal. So. Jetzt bringt noch die Pfirsiche in die Gläser drüben und dann schnell auch herüber damit!"

Die Mägde verließen die Vorratskammer, und Fräulein Hanna musterte mit ihrem ernsten blauen Auge die ganze Reihe der Gläser, die sorgsam hermetisch verschlossen waren. Sie zählte sie mit stiller Lippenbewegung und hatte dabei die Händchen in die Hüften gestemmt. Und wiederum hatte sie das Aussehen eines Hausmütterchens, so jung und hübsch sie auch war.

Und in der That war Fräulein Hanna die Hausmutter des Schlosses. Ihre Mama, die Generalin, hatte als Witwe das Schloßwesen ihres alten Freundes Merwingen geleitet, indes Hanna Beethoven interpretieren und Racine lesen lernte. Daneben unterstützte aber das junge Mädchen schon ihre Mutter in dem Hausregimente; anfangs bloß zur Unterhaltung. Aber als die alte Generalin kränklicher wurde, da war es Fräulein Hanna, welche die ganze Führung des gastfreundlichen, im Sommer so belebten Schlosses leitete. Und als die Generalswitwe starb, trat Fräulein Hanna ungefragt und gleichsam selbstverständlich an die Stelle ihrer Mutter. Sie war nun das „Kind" und die „Mutter" des Hauses zugleich.

Wie Fräulein Hanna jetzt dastand, die Hände in die Seite gestemmt und mit beweglichen Lippen still die Gläserreihe durchzählend, wurde sie plötzlich durch eine laute Stimme gestört, die dicht an ihrem Ohre erscholl, während sich ein weiches Händchen auf ihre Achsel legte.

„O, Hanna! Wenn er nur schon da wäre!" sagte diese Stimme.

„Wer?" sagte Hanna, als sie die Gräfin Pauline erblickte.

„Aber mein Gott," antwortete diese, „der göttlichste Cousin von der Welt, der Wukassovich. Er ist der einzige, mit dem sich auf die Dauer leben läßt, Hanna!" fuhr Gräfin Pauline fort, und hockte sich auf einen der Milchtische. Gräfin Pauline war nicht nur geistreich und schön, sie war auch manchmal kindisch, und vor allem hatte sie ein gutes Herz gerettet aus ihrer gouvernantenverfälschten Kindheit heraus. Sie war mit Fräulein Hanna Müller auf dem Fuße einer Freundin, freilich nur insoweit gemütliche Vertraulichkeit ins Spiel kam. Im Allerinnersten waren die beiden Wesen zu verschieden nach ihren Anschauungen, Erlebnissen und Aussichten, als daß da eine rückhaltslose

freundschaftliche Ergänzung hätte stattfinden können. Aber freundschaftliche Neigung bestand dennoch zwischen der jungen Witwe, welche von der Lucca und von Mierzwinski und dann von der Patti und von Naudin das ganze Repertoire der italienischen Oper gehört hatte in London und Paris; welche ein Stück des pompejanischen Alexander-Mosaiks heimgebracht hatte und welche bis ins Mezzanin des St. Bernard gekommen war — und der kleinen einfachen Tochter der Generalswitwe, welche die Musik nur aus ihren eigenen Studien, und die berühmten Modegegenden der Welt nur aus den Aufsätzen in den wissenschaftlichen Zeitschriften kannte, und die dabei ihr Leben ganz auf die Sorge für das Schloß verwandte, das ihr eine Heimat geworden war seit ihren Mädchenjahren.

Fräulein Hanna lächelte. Und sie hatte ein seltsames Lächeln, so ernst, daß es mehr wie ein Nordlicht als wie Sonnenschein berührte, mit dem man doch so gerne das Lächeln eines jugendlichen Gesichtes vergleicht. „Aber Pauline, du bist ja ganz verliebt in den göttlichen Cousin?"

Gräfin Pauline lachte und faltete ihre Hände über ihren Knien. Dabei schaute sie mit ihren Augen schalkhaft blitzend auf Hanna.

„Hanna, dis-donc, ma mie, weißt du denn, was das ist: verliebt sein?"

Hanna wurde tiefrot. Nicht aus prüder Verlegenheit, sondern mit jenem Erröten, welches wie eine Ahnung der Glückesrosen des künftigen Lebens über ein Mädchengesicht aufflammt, um im nächsten Momente einer fast krankhaften Farblosigkeit Platz zu machen, die sich nur langsam wieder in den normalen Alltagsteint verliert. „Nein. Ich weiß es eigentlich nicht, denn ich war noch nicht verliebt," sagte sie dann mit ihrer ersten Lustigkeit und klirrte wie spielend mit ihrem Schlüsselbunde am Gürtel.

„Nun siehst du wohl!" lachte Pauline und schlug die Hände noch tiefer um die Knie. „Und doch willst du mich necken, mich, eine Witwe, du kecker Gelbschnabel! Nein — aber Spaß beiseite, Hannchen! Ich bin wirklich nicht verliebt in Vetter Wukassovich. Aber ich meine, es ist noch ernster als das Verliebtsein. Ich werde ihn heiraten!" Und Gräfin Pauline ließ sich vom Tische herabgleiten, wurde herzlich ernst und blieb dabei doch lächelnd, machte einen Schritt an das offene Fenster der Speisekammer und rieb das Blatt eines blühenden Geraniumstockes zwischen den Fingern.

„Heiraten!" rief Hanna erstaunt und faltete die Hände wichtig über dem Gürtel. „Und ist das schon ganz gewiß, Pauline?"

„Gewiß? mais à peu près. Schau, ich bin wirklich nicht verliebt in Cousin Peter. Das heißt, ich kann lustig sein, auch wenn er nicht da ist. Aber dabei denke ich an ihn. Und dann, ich weiß nicht sein Bild zu zeichnen. Ich habe es heute vergebens versucht.. Ich bin also nicht verliebt. Aber dennoch meine ich, ich kann nicht mehr leben ohne ihn. Denn seit wir von Italien zurück sind, denke ich an ihn und erwarte ihn mit Ungeduld. Er hätte schon längst hier sein können! Nun wünsche ich aber allen den Frauen Böses, die ihn etwa abhalten. Denn ich meine, alle müssen ihn . . ."

„Nicht wahr, Pauline, du erlaubst, daß ich hier die Konfektgläser abstäube? Ich höre ganz gut, was du sagst. Bitte, erzähle weiter. Ja?" sagte Hanna.

„Ja. Also ich meine, alle müssen ihn gern haben. Ich möchte dann oft weinen. Ich habe früher stets nur meinen armen kranken Mann lieb haben dürfen. Aber jetzt . . . Und dann, man kann mit keinem Menschen so gut über Italien plaudern als mit ihm. Er kennt jede Statue und jede Sängerin, sage ich dir. Und dabei hat er ein Gemüt, so tief und so einsam zugleich. Es ist, als belebe sich ein Gedicht von Byron. Byron war mein Lieblingsdichter, Hanna. Aber was ist Byron gegen diesen schönen, lebendigen Einsamen? Er ist von der Sonne gebräunt, aber seine weißen Zähne erhellen das ganze Gesicht. Er sieht so leicht-

sinnig aus, er spricht dabei so tiefdenkend — und er ist sicher gut, Hannchen ...“

Hanna stand wieder wie neckend vor ihrer Freundin und ließ das Staubtuch ruhen. Sie legte ihre Hand, die keinen Ring trug, auf die Hand Paulinens, welche noch treu den Ehering trug.

„Wie nennt man das alles?“ sagte das Mädchen.

Pauline nahm ihr den Kopf zwischen die Hände und sagte: „Das nennt man lieben.“

„Nein, das nennt man heiraten!“ spottete Hanna.

Nichts ist lieblicher als der Spott eines gutherzigen, unerfahrenen Mädchens in Heiratssachen. Hanna hielt die Hand vor den Mund und lachte dazu. Gräfin Pauline tätschelte sie auf den Arm.

„Du Schlimme!“ lachte sie. „Laß mir doch ein Weilchen noch den Cousin als Märchenprinzen und mache mir ihn nicht gleich zum Bräutigam!“

„Aber heiraten wirst du ihn doch — und so endet er zuletzt immer als Bräutigam!“ nickte Hanna wieder. „Aber jetzt muß ich in den Meierhof hinaus, damit man Eis fährt in den Eiskeller. Sonst bekommen wir heute zum Souper kein Atom Gefrorenes — und das Wetter wird immer schwüler. Wann kommt denn der — dein — der Märchenprinz, Pauline?“

„In acht Tagen, glaube ich, Hanna. Und dann geht das Leben an! Er hat gesagt, daß er nicht leben kann, ohne von der Oper oder von den Galerien der Uffici und des Vatikans zu plaudern. Du kannst dir denken, wie wir da ‚schwärmen‘ werden, ich und er! O, wie ich mich freue!“ Und die schöne schwarzlockige Gräfin drehte sich kindisch-heiter zwei-, dreimal um sich selber, wobei sie ihre wolkige Sommerrobe flattern machte.

* * *

Hanna mußte an diesem Nachmittage noch in den Meierhof hinausgehen. Denn es war wirklich entsetzlich schwül, niederdrückend heiß, und man mußte vorsorgen für das Souper. Der Weg vom Meierhofe bis zum Schlosse war ziemlich weit; der Wagenweg führte durch eine Kastanienallee, die im Regen stets überschwemmt war. Der Himmel runzelte gleichsam schon seine Augenbrauen und wurde grauer und dunkler. Hanna eilte also schnell zum Meierhofe. Sie war stets elegant und nach der letzten Mode gekleidet, und sie machte doch ihre Kleider selber.

Der Spätnachmittag war immer drückender und schwüler geworden. Am Waldraine angekommen, ließ Hanna ihr leichtes graues Tuch an der Taille hinabgleiten und strich sich das Haar zurück aus der rosigen Stirne. Die Schwüle wurde in der That unerträglich und ein frischer Wind brauste doch schon durch die Bodengräser einher.

Plötzlich stand ein Jäger vor ihr. Zwischen dem dunkelnden Nadelholz stand er überraschend vor ihr da. Er grüßte und sie dankte und zog ihr Tuch über die Schulter hinauf. Sie wußte, daß es der neue Jäger des Nachbarbarons Ehrbar sein müsse. Und dennoch hatte sie fast Angst. Dieser Jäger war ihr so seltsam bekannt. Wenn er sie ansprach, so hätte sie ihm nicht einmal barsch antworten können; denn es war ihr, als hätte sie dieses seltsame scharfe Gesicht schon Tag für Tag gedacht, gesehen oder geträumt, und als müsse sie ihm wie einem alten lieben Bekannten Rede stehen. Er war ein junger, schlanker und kräftiger Jägersmann. Der graue, grün eingefaßte Lodenrock stand ihm so prächtig an. Sein Hut war bestaubt und die Gebirgsfeder darauf zerzaust. Er hatte sicher eine Fußreise gemacht durch den ganzen Forst, obwohl er kein Gewehr bei sich hatte.

Hanna traf ihn just am Waldrande. Die Felder weiterhin waren ganz verdunkelt vom finster schauenden Himmel. Ein schwefliches Licht leuchtete manchmal tief am Horizonte auf. Sie erinnerte sich daran, daß die Mädchen im Kindermärchen stets einem Jäger begegnen, und zwar oft im Beginne eines Gewitters.

Es fehlte hier nur das Reh, welches sprechen konnte.

„Bitte, ist das der Weg zum Schloß Merwingen?“ fragte der Jäger.

„Ja. Aber der Jäger ist nicht daheim, wenn Sie Ihren Kameraden suchen,“ sagte Hanna. „Der übernachtet im Meierhofe.“

Der Jäger dankte und sagte: „Ich küsse Ihnen die Hände, gnädiges Fräulein. Aber ich wollte nur den Weg wissen.“ Damit verschwand er im Walde.

Hanna wandte sich zwei-, dreimal um; er war nicht mehr zu sehen! Und nun grollte schon der Donner. Und ins Schloß hatte er eine Viertelstunde durch den Wald, während er in den Meierhof nur fünf Minuten gebraucht hätte. Es war ihr so schwer ums Herz und so schwach wie noch nie im Leben. An dem Thore des Meierhofes blieb sie stehen. Der Sturm war so stark, daß sie ihren Shawl mit allen zehn Fingern unter dem Kinn halten mußte. Und der Jäger war verschwunden. „Nun wird er durch und durch naß werden,“ sagte sie. Und damit eilte sie in den Meierhof. Sobald sie in der Stube der Frau Kastner war, brach ein Platzregen los. Die Frau Kastner segnete sich und freute sich über die Rettung des gnädigen Fräuleins. Das gnädige Fräulein aber lief zum Fenster und rief im plötzlichen Donnergetöse: „Um Gotteswillen, jetzt hat es eingeschlagen!... Doch nicht im Walde?“

„Hoffentlich nur im Walde!“ tröstete die Kastnerin.

* *
*

Abends nahm man das Souper auf der Schloßterrasse, denn der Regen hatte aufgehört. Und nichts ist schöner und herrlicher als ein Sommerabend nach dem Regen. Die Aussicht über das wunderbare Donauthal war von schönster Klarheit und Frische geworden. Die grünen Bergabhänge vom Schlosse bis tief hinab zum Flusse glänzten und glitzerten, ganz übersät von zitterndem Regentau. Im Städtchen am Ufer unten wurde es so laut an Kindergeschrei und Jubel, daß man's bis zum Schlosse herauf hörte. Denn niemals jubeln ja die Kinder lauter, als wenn sie eine Stunde lang hinter den trüben Fenstern der Stube dem plötzlichen zornigen Regen zuschauen mußten, wie er ihre Spielplätze in Pfützen verwandelt und ihre Gärtchen zerstört. Und wenn dann die Sonne wieder hervorlacht und den Regen vertreibt, da geht's an ein Siegesjauchzen unter den Kleinen über den besiegten Feind, und lustig watet man mit den bloßen Füßchen in den Pfützen, dieses neue Spiel schnell benutzend, ehe das Regenwasser verläuft. Die Fernsicht war hell und klar wie selten. Man konnte die fernsten Berge erblicken: den Sonntagberg mit seinen Zinnen des Wallfahrtsdomes und links hinab den Ötscher. Auf der Donau wanderten wieder zahlreiche Kähne von den verschiedenen Ortschaften aus, hinüber und herüber.

Die Gesellschaft auf der Schloßterrasse war fast so laut wie die Kindergesellschaft im Dorfe unten. Graf Merwingen stand mit einem Fernrohre an der Brüstung und zeigte seinem Gaste, dem Fürsten Soltis, die verschiedenen Punkte des Aussichtstableaus. Fürst Soltis schien ebensowohl mit dem Munde wie mit den Augen zu sehen; denn wenn er angestrengt auf einen Punkt blickte, öffnete er den Mund ebensoweit wie seine beiden Augen. Seine schielende Schwester Luise klagte laut durch die Nase, daß sie einmal gehört habe, nach einem Regen sei selbst die Sommerluft gefährlich, und wickelte sich dabei ein Plaid um ihre Knochen. Die fettsüchtige Baronin Wolschan agierte ganz zornig hin und her und bewies dem vor zwei Stunden während des Gewitters angekommenen Cousin des Hauses, dem Herrn von Wukassovich, daß es unverzeihlich sei von unserem Herrgott, wenn er eine im schönsten Stadium begriffene Fettsuchtheilung verzögere, indem er nicht einmal einen Blitz „einschlagen“ lasse ins Schloß.

„Denn ich brauche Aufregung, wissen

Sie, Baron," eiferte sie fettvibrierend. „Nur Aufregungen können Sie retten, sagt mir mein Doktor. Und jetzt wäre die beste Gelegenheit dagewesen! Gott, wenn so neben mir der Blitz eingeschlagen — vielleicht gar meine Kammerjungfer getötet hätte! ... Ich wäre morgen früh vielleicht schlank gewesen wie eine Pinie! Aber da liest man immer von Unglücksfällen durch den Blitz: alberne Bauern werden erschlagen unter Lindenbäumen, oder er zündet einen Kirchturm an; aber wo man den Blitz brauchen könnte, wo er eine Kur unterstützen würde, da erwartet man ihn vergebens!"

Wukassovich und Gräfin Pauline hatten ein gewaltiges Gelächter aufgeschlagen und schauten einander an. „Sie haben recht, Baronin!" rief der Cousin, und seine weißen Zähne blitzten wieder unter dem dunklen Bärtchen hervor. „Selbst das Gewitter ist schon zu nichts mehr nütze auf dieser altersschwachen, nutzlosen Welt! Aber trösten Sie sich, über dem Sonntagberg drüben wird der Himmel wieder dunkler — es kommt schon noch eine Aufregung!" Und wie er das sagte, stand er vom Schaukelstuhle auf und trat ebenfalls an die Terrassenbrüstung, wie um besser auf die Berge deuten zu können zwischen dem Schlingepheu der Terrassensäulen hindurch. In der That aber, um besser lachen zu können. Gräfin Pauline folgte ihm. „J'étouffe!" machte sie hinter ihrem Fächer.

Pauline und Cousin Wukassovich waren jetzt nebeneinander an die Brüstung gelehnt, fast isoliert von der Gesellschaft durch die wehenden, überwuchernden Epheuranken, die sich wie ein grüner Schleier über ihnen hin und herwiegten. „O, was für köstliche Exemplare haben Sie da aufgegabelt, Cousine!" lachte Wukassovich halblaut und deutete dabei in die Ferne. „Das ist ja eine unbezahlbare Gesellschaft ...! Der schielende Fürst und seine Schwester mit den Sommersprossen und die fettsüchtige Baronin! Da begreift sich's freilich, daß man auf Merwingen im Sommer niemals Langeweile fühlt!"

„Haben Sie sich davor gefürchtet, Cousin?" sagte Pauline halb neckend, halb herzlich.

„O, das glauben Sie selber nicht!" sagte er rasch. „Im Gegenteil, ich fürchte, mein Herz wird hier — in Ihrer Nähe, nur zu viel Aufregungen haben. Und ein wenig mehr Langeweile könnte ihm nicht schaden." Er sagte das in seiner echt männlichen, kurzen Weise, und es klang wie eine Wahrheit und nicht wie eine Galanterie.

Sie wurde rot vor Freude und lächelte wieder über ihren Fächer in die tauschimmernden erfrischten Gebüsche hinab. „Aufregungen? Das klingt fast, als ob Sie ein banaler Cousin wären, Peter. Denn welcher Cousin macht seiner Cousine nicht den Hof, wenn man miteinander auf einem Schlosse übersommert? Seien Sie doch ein bißchen originell!"

„O, ich nehme mir auch ganz und gar nicht vor, Ihnen den Hof zu machen, Pauline!" sagte Wukassovich lustig. „Ich will mich allen Ernstes um Ihr Herz bewerben!"

Pauline lachte auf und hielt dann plötzlich inne.

„Sind Sie böse?" fragte er fast erschreckt. Sie schaute ihn nur an in reizender Verlegenheit und schüttelte ein ganz klein wenig den Kopf, und wandte sich zur Gesellschaft zurück. Er sah, daß sie nicht böse sei, und rieb sich ganz glücklich die Hände. „Ich meine, das wird der schönste Sommer meines Lebens werden!" flüsterte er glücklich für sich.

In diesem Augenblicke erschien auf der Terrasse eine neue Gestalt, Fräulein Hanna Müller. Graf Merwingen hatte während des Wetters noch die Equipage nach dem Meierhofe gesendet, samt Shawl und Überschuhen, um das Fräulein abzuholen. Heimgekommen, hatte sie dann nur Salontoilette gemacht, und nachdem sie im Speisezimmer die Details des Soupers überwacht und geordnet hatte, trat sie nun zur Gesellschaft, um wie alltäglich die Honneurs des Hauses zu machen neben Gräfin Pauline.

Graf Merwingen legte das Fernrohr fort und schritt lebhaft auf sie zu. „Nun, Fräulein Hanna, Sie sind uns doch nicht naß geworden?"

„Nein. Dank Ihrer Fürsorge, mir den Wagen zu schicken, Graf," sagte Hanna lächelnd.

„Wir dachten schon, du wärst uns ertrunken!" rief Gräfin Pauline.

„Das wäre eine entsetzliche Aufregung für mich gewesen!" rief die fette Baronin halb zärtlich, halb bedauernd.

„Ich bin Ihnen auf halbem Wege entgegengegangen, gnädiges Fräulein!" zirpte der junge Fürst, welcher täglich vor dem Schlafengehen ein Akrostichon über den Namen Johanna machte.

„Sie kennen noch nicht meinen Neffen, von Wukassovich, Fräulein Hanna," sagte der Graf, die beiden einander vorstellend.

Fräulein Hanna erblickte erst jetzt den neuen Gast. Und das Herz stand ihr gleichsam still. Das war der Jäger, der sich nun plötzlich zum Märchenprinzen verwandelte! Aber ach, nicht für sie!

Hanna stand einen Augenblick wie erstarrt. Sie hatte sich wohl echauffiert, und plötzlich ging es wie ein jähes heftiges Unwohlsein, ein Schwachwerden im Herzen über sie hin. Es war ihr, als drehe sich das ganze Zimmer und die ganze Welt wie im Kreise um sie. Die erste, die ureigenste Liebe des Frauenherzens beginnt stets so: das erste Sehen ist ein atemloses Erstaunen; die zweite Zusammenkunft aber ist wie eine fürchterliche Angst, wie ein schmerzhafter Krankheitsanfall im Herzen; das Mädchenherz erschrickt da vor seinem eigenen Geschick, welches von jetzt an willenlos dem Rechten anheimgegeben ist. Und bloß der Zufall bestimmt es, ob dieser Rechte ein Tyrann oder ein Beschützer ist: das Frauenherz kann daran nichts mehr ändern, es ist ihm anheimgegeben. Das ganze, entsetzliche Gefühl dieser Angst ohne Namen ging in dem Herzen Hannas bald vorüber. Sie sah in der nächsten Minute wieder die Gesellschaft, die einzelnen Säulen der Terrasse, die Fernsicht, die sich tiefer färbte im Abendlichte; und sie begrüßte den neuen Gast, und sie plauderte dann in ihrer einfachen, sich selber übersehenden Weise hierhin und dorthin, und man ging darauf zum Souper.

Gräfin Pauline, ganz von Cousin Wukassovich in Anspruch genommen, mit welchem sie die Touren über den Simplon rekapitulierte und die Unannehmlichkeiten der Abruzzenreise im Vetturinwagen, hatte Hanna gebeten, die Honneurs zu machen.

Graf Merwingen, neben welchem Fräulein Hanna saß, unterhielt sich mit ihr angelegentlich über einige Renovierungen im Ameublement, welche man projektiert hatte.

— — — — — — — — — — —

Und nachdem noch Musik gemacht und der Thee genommen war, begab sich die Schloßgesellschaft zur Ruhe. Fräulein Hanna ordnete noch bei der Hausverwalterin das morgige Jagdfrühstück an und kam erst spät in ihr Schlafzimmer. Dort band sie sich selber das reiche blonde Haar auf für die Nacht, auf ihrem Bette sitzend und den ereignisreichen Tag rekapitulierend. Sie dachte an die Anordnungen, die sie getroffen hatte, dann an die fetten und an die schielenden komischen Gäste; dann an das prächtige Gewitter vom Nachmittag, und wie der Wagen sie in der Meierei abgeholt habe; dann dachte sie an Gräfin Pauline und wie ihr ersehnter Bräutigam so recht schnell angekommen. Sie dachte daran, wie die beiden während des Abends stets nur von ihren Reisen und Erlebnissen gesprochen hatten und so selig waren darüber, weil sie einander liebten. Denn Gräfin Pauline hatte ihr's ja gesagt: „Ich bin wirklich nicht verliebt in den Cousin. Ich kann auch lustig sein, wenn er nicht da ist. Aber dabei denke ich an ihn. Und dann, ich wünsche allen Frauen Böses, die ihn etwa abhalten von mir. Denn ich meine, alle müssen ihn anbeten. Das alles zusammen heißt: Ich liebe ihn!" So hatte Pauline zu Hanna gesprochen. Und im Einschlummern hörte Hanna diese Worte zwei-, dreimal nach-

einander, wie das Murmeln eines Flusses, in welchem sie mit beklommenem Herzen untersänke.

* * *

Die folgenden Tage vergingen einer wie der andere. Vormittags that jeder was ihm gefiel. Man war schon vor Sonnenaufgang im Park, oder man schlief bis gegen Mittag, je nach Laune, Wetter und Gewohnheit. Graf Merwingen machte regelmäßig seine landwirtschaftlichen Rundgänge auf dem Gute um neun, zehn Uhr. Meistens war da Fräulein Hanna seine Begleiterin. Wukassovich und Gräfin Pauline hatten ebenfalls ziemlich gleiche Neigungen. Sie schossen nach der Scheibe im Park, oder sie durchblätterten die Schweizeralbums und die Galeriewerke des Louvre und des Vatikans, und „sprachen Kunst". Oder Wukassovich begleitete Gräfin Pauline beim Singen, und sie sprachen wieder Kunst. Manchmal stritten sie dabei recht heftig — aber dennoch wußte jedermann, daß die beiden füreinander geschaffen seien und kaum mehr ohneeinander leben konnten.

Des Nachmittags hielt man in den verschiedenen Zimmern Siesta bei dicht verschlossenen Jalousien; dann kam man im Parke wieder zusammen. Des Abends wurden alle Fenster des Terrassensalons geöffnet, und man plauderte, musizierte oder träumte in das aufleuchtende Mondlicht hinein. Vor dem Souper pflegte Graf Merwingen regelmäßig seine Partie Schach zu machen mit Fräulein Hanna.

Eines Abends, als es bereits dunkelte, war dies wieder der Fall. Der Schachtisch stand auf der Terrasse. Die Schlinggewächse um die Säulen fingen bereits an, gelb zu werden und im Abendwinde lauter zu rauschen. Die übrige Gesellschaft spielte auf der Wiese unten Balläster.

„Schach der Königin!" sagte Graf Merwingen. „Ich glaube, Sie sind verloren, Hanna."

„Noch nicht!" sagte diese. Sie war eine ernste, tiefdenkende Schachspielerin, wie man es selten bei Frauen, fast nie bei jungen Mädchen findet. Sie kombinierte noch einmal die Chancen der vorhergegangenen Züge. Sie setzte schon die Finger auf einen Pion, aber dachte dabei noch nach. Dabei hob sich ihr Blick. Sie zitterte plötzlich, wurde sehr blaß und stieß einen kleinen Schrei aus. Im offenen Fenster des Terrassensalons hatte sie ein Gesicht erblickt, welches sie wohl erkannte. Die Augen desselben waren auf sie gerichtet.

„Was haben Sie, Hanna?" fragte Graf Merwingen erschreckt und warf dabei ein paar gewonnene Figuren vom Tische. „Ist Ihnen unwohl? Um Gotteswillen … Sie …"

Fräulein Hanna atmete hoch auf, strich sich mit der zitternden Hand über die Stirn und wollte dann lächeln. „O! Verzeihung, Herr Graf," sagte sie, „ich bin nur so erschrocken, weil …"

„Weil?" sagte Graf Merwingen, selber erschreckt, wandte sich um und folgte der Richtung der entsetzten Blicke seiner Partnerin. „Ah!" machte er dann beruhigt. „Du bist's, Peter! Aber Hanna, wie kann man denn so erschrecken, weil …"

„Weil ich im Salon sitze und eine Cigarre rauche?" sagte Wukassovich, indem er in die offene Thür trat, an welcher der Schachtisch stand.

Fräulein Hanna lächelte jetzt wirklich und wurde merkwürdig ruhig in Stimme und Haltung. Sie legte die Finger auf die Figur, mit welcher sie den Zug machen wollte, und sagte: „Ich bin nicht erschrocken, weil ich Herrn von Wukassovich erblickte, sondern weil ich überhaupt jemanden erblickte. Im Salon ist es schon ganz finster, und plötzlich sah ich ein Gesicht im Fenster neben uns, und zwei Augen auf — auf uns gerichtet. Ich dachte, wir seien ganz allein hier auf der Terrasse. Und das überraschende Gegenteil störte mich in der Kombination."

„Wenn ich Sie störe, gehe ich zur Gesellschaft hinunter," sagte Wukassovich scherzend und streifte seine Cigarre am Tischrande ab.

Fräulein Hanna sagte etwas Artiges und that ihren Zug. Graf Merwingen triumphierte — sie hatte nicht den Zug gethan, den er gefürchtet hatte, eine so ausgezeichnete Schachspielerin sie auch war. „Aber Hanna!“ rief er und stellte einen Läufer voran, „wo haben Sie denn die Gedanken? Schach dem König!“

„Ich — ich bin noch nicht verloren!“ sagte Hanna, und ihre Blicke durchliefen die Schlachtlinien der kleinen Walstatt. Aber es war, als habe sie alle Kombinationen der vorhergehenden Züge verloren. Sie legte die Hand auf die Stirn und preßte die Lippen fest aneinander. Aber umsonst. „Herr von Wukassovich,“ sagte sie dann mit ihrer tiefen, stets ruhigen Stimme, „bitte, Sie stehen mir hier im Lichte, verzeihen Sie!“

„Sie sehen, Sie hätten mich gleich fortjagen sollen!“ sagte der braune junge Mann fast bitter und trat vom Tische an das Fenster zurück. „Aber ich glaube, Ihre Partie ist so wie so verloren.“

Hanna machte ihren Zug aufs Geratewohl. „Freilich!“ jubelte der Graf, „Schach und Matt! Das war eine Revanche, Hanna, für alle diese Partien, die Sie mir in den letzten Tagen vorgaben! Ah! Viktoria!“ Und herzlich lachend und siegestrunken, wie nur ein Schachspieler es sein kann, stand der Graf auf, wühlte die Schachfiguren untereinander und sagte: „So, das verdient eine Cigarre.“ Und er wählte in der Rauchkassette.

Hanna lächelte und erhob sich ebenfalls. „Ich habe heute Unglück gehabt.“

„Nichts da, zerstreut waren Sie! Peter, du hast das Fräulein so erschreckt, daß du sie jetzt um Verzeihung bitten solltest.“

„Gespenster pflegen nie um Verzeihung zu bitten,“ lachte Wukassovich, „und ich muß heute wie ein solches ausgesehen haben.“

„Wie eine Erscheinung, ja,“ sagte Hanna ernst. Graf Merwingen war währenddem die Treppe hinab in den Park geschritten.

Hanna wollte in den Salon.

„Sie gehen nicht in den Park hinab?“ sagte Wukassovich.

„Sie wissen, ich habe meine Befehle für den Thee zu geben. Es wird heute so bald dunkel, daß ich früher als sonst die Lampen anzünden lassen muß.“

Wukassovich legte seine Hand, welche die Farbe des sonnenwarmen braunen Marmors hatte, leicht auf den Arm des jungen Mädchens.

„Gehen Sie nicht früher, als bis Sie mir gesagt, weshalb Sie so jäh vor mir erschrocken sind.“

Die leichte, sekundenlange Berührung dieser Hand machte, daß Hanna stehen blieb. Es war ihr wie ein Befehl des Herzens, zu gehorchen, ohne daß sie zu gehorchen dachte. „Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, Herr von Wukassovich. Ich sah plötzlich im dunklen Hintergrunde des Fensters einen lebendigen, blassen Kopf und so schwarze Augen, die — die gerade auf das Schachbrett blickten.“

„Die auf Sie blickten! Freilich, Hanna,“ sagte Wukassovich. „Aber Sie mußten mich ja sogleich erkennen?“

„Und eben weil ich Sie erkannte!“ rief Hanna rasch, unbewußt, und hielt dann verlegen inne.

„So, ich flöße Ihnen also Furcht ein?“ sagte der schöne Seeoffizier nur halb scherzend.

Der Blick des Fräuleins hatte die merkwürdige Gabe, in gegebenen Momenten von einer Kälte zu werden, welche wie die höchste Würde berührte. „Und was sollte ich von jemandem — von Ihnen fürchten, Herr von Wukassovich?“ sagte sie leicht.

Er schaute sie mit seinen tiefen Mannesaugen an. „Ja, das ist's eben, was ich nicht errate,“ sagte er und warf seine Cigarre über die Terrassenbrüstung in das Weinblattgeginster hinab, an welchem schon langsam die schattenhafte finstere Nachtdämmerung hinaufkroch. „Was könnten Sie fürchten? Sehen Sie, gnädiges Fräulein, wie Sie jetzt da auf der Schwelle des Salons stehen, und hinter Ihnen zeich-

net sich das Zimmer nicht mehr ab, und die Spätabenddämmerung verschleiert sogar schon Ihr dunkles Kleid, so habe ich jetzt ein frappantes Bild vor mir stehen. Der Mond muß hinter den Gebüschen, denen ich den Rücken zukehre, schon mächtig werden, denn ich sehe aus dem Dunkel vor mir einzig und allein Ihr bleiches Gesicht hervortreten, als ob es vom Rumpf getrennt worden wäre, und Ihre Augen sind dunkel und glänzen und blitzen wie ein Teich unter dichten Parkbäumen, und ich —"

Er hatte ihre Hand gefaßt, aber sie hatte sich losgemacht und war ganz ins Dunkel des Salons zurückgetreten. Sie lachte kurz. Im nächsten Augenblick aber trat sie zu ihm heraus ins volle Mondlicht und wandte sich der Terrasse zu. „Ach, die Herren der Schöpfung haben stets stärkere Nerven und erschrecken nicht so leicht wie wir. Lassen wir diese Albernheit vergessen sein. Ich will durch den Park in die Küche gehen. Ich bitte —!"

Er ließ sie an sich vorüber und sagte nur kurz, dringend: „Warten Sie noch eine Sekunde, gnädiges Fräulein. Versprechen Sie mir, daß Sie nicht mehr erschrecken, wenn ich im Salon meine Abendcigarre rauche; ich thue das ja seit meiner Ankunft täglich und möchte es täglich thun."

„Täglich? Aber ich — ich habe das nie bemerkt," sagte Hanna, schon auf der zweiten Stufe nach abwärts stehend. „Ich habe Sie nie gesehen."

„Und doch ist es so," sagte Wukassovich und lehnte sich an den steinernen Kaktusbehälter der Treppenflucht. „Abend für Abend, wenn über den Park die Dämmerung herabsank, ging ich in den Salon und rauchte meine Abendcigarre und folgte Ihrem Schachspiel."

„Und ich schaute nie auf das Fenster! Warum haben Sie sich nie gemeldet?" sagte Hanna einfach. Dann erschrak sie, und eifrig setzte sie hinzu: „Ich — ich wäre dann heute nicht so erschrocken! Und weshalb blieben Sie nie bei der Gesellschaft?"

„Ich —"

„Und — aber —"

„Was?"

Fräulein Hanna zögerte. Dann sagte sie: „Nichts," und fügte wichtig hinzu: „Aber die Gesellschaft schwirrt von der Wiese her, sie verhungert, ich muß sehen, daß wir gleich den Thee nehmen können."

„Und Sie versprechen mir, sich nicht mehr vor mir zu fürchten?" rief ihr Wukassovich nach.

Fräulein Hanna that, als habe sie nichts mehr gehört, und sprang die Treppe hinab.

* *
*

Am nächsten Morgen ging Fräulein Hanna wie gewöhnlich schon zeitlich früh durch den Park, um in dem Meierhofe den Stand der Wirtschaft zu besichtigen und zu leiten, da die alte Verwalterin desselben kränklich war. Es war dies so früh am Morgen, daß der Reif noch an allen Gräsern glitzerte. Als Hanna den Park verließ und das Feldgehege desselben schloß, hörte sie plötzlich ein „Guten Morgen!" hinter sich. Es war Wukassovich, welcher mit einer Flinte über der Achsel eben das Parkgehege aufstieß.

„Guten Morgen!" sagte Hanna. „Sie gehen auf die Jagd?"

„Nun, wenn mir ein Huhn unterkommt! Der Onkel hat mich ja eigentlich zur Jagd geladen. Und sobald der Reif fällt, ist das Wildgeflügel frei!"

Hanna sagte: „Hoffentlich!" und grüßte und schlug den Feldweg zur Meierei ein.

„So warten Sie doch, Fräulein! Ich bin ja deshalb so herabgeeilt, um Sie noch einzuholen."

„Wußten Sie denn, daß ich um diese Stunde fortgehe?"

„Freilich! Ich habe Sie alle Tage durch den Park gehen sehen und mit dem Opernglase beobachtet, wohin Sie gingen, und schaute auf die Uhr und sah, daß es sechs Uhr früh sei."

„Sie waren da stets schon munter?"

„Am ersten Tage zufällig, später geflissentlich."

Er erwartete von ihr eine weitere Frage. Hanna aber antwortete nicht. Sie ging schweigend weiter. Sie hätte in diesem Augenblicke kein Wort sprechen können, nicht um die Welt! — sie hätte damit den entsetzlichen Sturm ihres Inneren verraten, einen Sturm, entsetzlich wohl, weil ihr Herz noch nie so heftig aufgerüttelt worden war aus seinem engen mädchenhaften Sorgenkreise des Hauses. Ist ja schon der Abendwind wie ein Orkan, sobald er über Frühlingsblüten streift. Sie antwortete nicht. Was konnte sie auch darauf sagen? Er hatte Abend für Abend ihrem Schachspiele mit dem Onkel zugesehen, ohne daß sie es ahnte. Und sie hatte dabei an ihn gedacht. Der Gedanke machte sie noch jetzt erröten, als ob er damals die Wanderungen ihrer Seele hätte belauschen können. Und er hatte des Morgens stets ihre Ausgänge belauscht, die Stunde derselben und ihre Richtung. Er? Wer? Mein Gott, dieser Mann, an welchen sie so oft dachte, dieser Mann mit den frischen, freien Bewegungen, mit dem bronzigen Teint, welcher von so vielen Stürmen erzählte auf dem Ocean, und mit dem dunklen Haare, welches stets wie vom Sturme gewellt war... Und das war er, und er hatte sie beobachtet! Was war sie ihm? Was konnte man denn jemandem sein? Die ganze Keuschheit des Mädchentums zitterte in diesem lieblichen Frühlingssturme, der da über unberührte Blüten wehte.

„Sie natürlich haben von dem allen nichts bemerkt und nichts gewußt!" sagte er lustig. „Wie sollten Sie auch?"

„O, ich habe Sie wohl bemerkt. Sie waren ja stets mitten in der Gesellschaft," sagte Hanna. „Und immer mit Pauline. Und da ich Pauline liebe, so sehe ich mir auch stets ihre Gesellschaft an."

Eine hübsche rosige Nüance kam über das braune Gesicht des Herrn von Wukassovich. Er lächelte, ohne daß man ahnen konnte, warum. „Also das haben Sie doch bemerkt, daß ich stets mit Gräfin Pauline war? Ja, es wäre fast eine Amourette gewesen, wenn Sie nicht wären, Fräulein Hanna."

„Wie?" sagte Hanna und nahm ihren breiten Strohhut ab.

„Nun. Als ich hierher kam, hatte ich mir den Sommer eingeteilt in Jagden, Cigarren und Musikmacherei und Reiseplauderei mit meiner schönen Cousine Pauline. Dann sah ich Sie, Fräulein Hanna. Und da war mir mein Sommer umgewandelt mit einem Schlage, bis in die kleinste Blüte der kleinsten Pflanze hinein." Der Seemann fuhr immer rascher, immer herzlicher sprechend fort. Er hatte so schlanke, unbewußt graziöse Manieren, daß es Hanna anmutete, als ob sich eine farbenprächtige Winde in ihr entrolltes Lockenhaar verginsterte, wie er sprach. Sie schritten jetzt an einem schmalen Feldraine hin. Die Ähren streiften ihren Tau ab an die beiden Fußgeher. Der Meierhof mit dem lustig-roten Dache lachte schon aus einer Waldbucht heraus. „Der Sommer war mir verändert im innersten Herzen!" fuhr er hastiger und nachdrücklicher fort. „Im Herzen, aber er konnte es nicht sein in den Äußerlichkeiten. Ich hätte mit Ihnen plaudern mögen, und mußte es mit anderen thun."

„Mit mir? Und was hätten Sie mit mir plaudern können?" fiel Hanna ein. „Ich war nie in der Schweiz."

„O!" machte er erstaunt. „Und was thut das?"

„Ja, denn ich weiß, Sie sprechen am liebsten von der Schweiz oder von Italien, oder von ... Aber da ist der Meierhof."

„O, warten Sie noch eine Sekunde, gnädiges Fräulein," sagte der junge Mann mit dem wettererfahrenen Gesichte dringend, „ich will Ihnen ja nur sagen ... damit Sie nicht erschrecken, wenn Sie mich abends im Salon meine Cigarre rauchen sehen, oder wenn wir einander früh morgens begegnen. Ich bin unzertrennlich gewesen von Cousine Pauline, denn sie war meine Rettung vor meiner eigenen Sehnsucht nach Ihnen. Konnte ich denn offen mich nach Ihnen sehnen und an Ihrer Seite weilen wollen? Aber das

hätte Sie ja zwischen der medisanten Gesellschaft in den Ruf gebracht, in mir einen Anbeter zu haben. Und Sie werden es vielleicht verstehen, Fräulein Hanna, wie sehr hier einem Mädchen ein Anbeter übelgenommen ist, an dem sie selber ganz schuldlos sein mag . . . sobald diese Liebelei keine Wahrscheinlichkeit für eine Heirat bietet. Sie müssen das wissen, aus der Medisance Ihrer Umgebung schon! Hingegen mit meiner Cousine, da hatte es keine Gefahr. Es ist Mode, daß Cousins und Cousinen auf dem Lande eine Amourette miteinander haben, den Sommer über. So etwas löst sich mit einem Adieu im Herbste. Aber . . ."

„Herr von Wukassovich, ich bin hier am Ziele. Die Sonne kommt schon weit herauf. Wenn Sie jagen wollen, beeilen Sie sich!" sagte Hanna am großen Thore des Meierhofes. Ein großer und ein kleiner Hund sprangen an ihr hinauf. Die Hühner am Gitter neigten, einen Fuß in der Höhe, erst das Haupt zur Seite, um die Ankömmlingin zu erkennen. Hanna sagte ihre Worte eilig, atemlos, aber sie lächelte dabei mit den Augen. Damit sie ihm nicht zu schnell entschwinde, reichte ihr Wukassovich die Hand hin zum Adieu. Sie legte die ihrige hinein, und war doch gleich verschwunden.

— — — — — — — — — — —

Verschwunden im Meierhof. Sie besichtigte dort und ordnete und gab ihre altklugen Befehle für den Tag. Aber so oft sie an einem Fenster vorüberkam, unterbrach sie sich, steckte ihr Köpfchen zwischen den Goldlack und die Levkojenblüten und schaute auf die Waldwiesen hinaus und hinan. Und sie lächelte oft plötzlich mitten in einer Inspektion der Flachs- oder der Milchkammer, daß die Mägde selber mitlachten, ohne zu wissen warum, so wie der große schwarze und der kleine weiße Hund heftig mit dem Schweife wedelten, so oft sie nur das Antlitz Hannas vom Hofe aus an einem Fenster erblickten, denn sie meinten, das Lächeln gelte ihnen.

* *
*

Des anderen Tages ging die ganze Gesellschaft auf das Nachbarschloß Kerschenturm der Baronin Wolschan. Es war so Sitte, daß man von acht zu acht Tagen (den Sommer über) die Schlösser wechselte, um andere Tapeten, andere Korridors und andere Zimmerwinkel zu zu sehen; das erfrischt; nichts erfrischt im Sommer so sehr als die Abwechslung. Die Baronin Wolschan beschwor auf dem Wege nach ihrem Schlosse die Gesellschaft, sie möchten ihr wo möglich einen Spiegel zerschlagen, oder vielleicht durch eine brennende Cigarre einen Vorhang in Brand stecken, damit ihre Kur befördert werde. Gräfin Pauline nahm ihre Zeichenmappe mit, denn auf dem Schlosse der Wolschan befanden sich köstliche alte Ahnenbilder und köstliche Fernsichten auf die steierischen Berge. Graf Merwingen ging nur für ein, zwei Tage mit. Er konnte nicht lange von seiner Wirtschaft, von seinem Verwalter und von seiner „Unfehlbarkeit" fernbleiben, wie Gräfin Pauline es nannte. Denn Graf Merwingen war ein echter Gentilhomme. Er liebte es nicht, Gast zu sein. Er wollte stets gebieten können und Herr sein — freilich in der höflichsten und sanftesten Weise. Wukassovich nahm seine Flinte mit und vergaß seine Cigarrenkistchen, so sehr beeilte er sich, seiner Cousine die Shawls und die Coiffürenschachtel in die Kalesche zu reichen. Und er kutschierte sie selber.

Am dritten Tage des Dortseins der Gesellschaft, nachdem man die Tapeten, die Korridors und die veränderte Kochweise schon wieder monoton zu finden anfing, kam endlich einmal ein trübes, heftiges Stürmen über die Gegend; Wolken ballten sich zusammen, der Wind rauschte dicht zwischen den Stämmen und nicht über den Wipfeln hin, und Gräfin Pauline fand Wukassovich ganz am Ende des Parkes, am kleinen Gitterthore, welches nach den Wiesen führte, die das Schloß der Wolschan von Schloß Merwingen trennten. Er stand dort ohne Kappe, die dunklen Locken dem anrasenden Regensturme preisgegeben, welcher die

mattstieligen Spätsommerblätter haufenweise von den Bäumen riß.

„Cousin, es wird bald Dinerzeit sein," sagte sie. „Ich habe Sie gesucht, damit Sie mich ins Schloß begleiten. Der Wind reißt mich beinahe um."

„O, was haben Sie denn im Parke gemacht? Das Wetter wird gleich da sein," sagte er, sich höflich überrascht umwendend, aber wie gestört.

„Ich? Ich suchte Sie. Ist das nicht genug?"

Er verneigte sich leicht. „Und ich suchte Sie bloß deshalb nicht, Cousine, weil ich Sie in Ihren Zimmern vermutete," sagte er rasch.

„Was thaten Sie hier?"

„Ich?" Der braune junge Mann lachte. „Ich schaute nach meinen Cigarren aus."

„Nach Ihren Cigarren!"

„Ja, denken Sie. Sie wissen, daß ich keine anderen als meine echten Manillas rauche, die ich mir selber aus Amerika mitgebracht habe. Und hier im Schlosse ist keine vorrätig, wie nirgends, und ich habe vergessen, mir ein Kistchen mitzunehmen; ich bin seit gestern fast krank vor Sehnsucht."

„Sie schauten also nach dem Schlosse?" sagte Gräfin Pauline langsam und wurde dabei tiefrot im Gesichte. Sie trug einen eleganten Regenmantel und einen feinen Kaschmirshawl um die glänzenden Locken. Die Blätter wirbelten um sie, und sie mußte die Falten ihres Kleides niederhalten.

„Ja, nach dem Schlosse, weil die Cigarren dort sind," sagte Wukassovich lächelnd.

„Aber warum senden Sie nicht um dieselben?"

„Ja, warum sende ich nicht?" fragte er, wie ertappt.

„Oder warum reiten Sie nicht selber darum?"

„Sie haben recht!" sagte er hastig, froh. „Ich bin ein Narr, daß ich das nicht schon gestern gethan habe! Ich werde hinreiten. Und abends bin ich wieder zurück."

„Aber es wird ein Wetter kommen. Ich in Ihrer Stelle bliebe dann schon übernacht auf Merwingen," sagte sie langsam. Wenn sie früher rot war, wurde sie jetzt seltsam blaß, und ihre Lippen waren so trocken, daß sie sie befeuchten mußte. Aber ihre Augen blieben freundlich und glänzend.

„Ja, wie gut Sie sind, Cousine!" sagte Wukassovich herzlich. „Sie haben recht. Wenn ein Wetter kommt, bleibe ich übernacht auf Merwingen."

„Natürlich! Im Sturm zurückzureiten, das wäre ja albern. Aber dieser Sturm wird gleich hier sein, Cousin, und ich in Ihrer Stelle würde sogleich aufbrechen, noch vor dem Diner. Sie finden auf Merwingen sicher eine gute Speise. Fräulein Hanna ist ja dageblieben, um die große Wäsche zu beaufsichtigen."

„Sie haben immer recht!" rief Wukassovich, entzückt die kalte Hand seiner schönen Cousine fassend. „Sie treffen immer das Beste. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie ein weibliches Wesen getroffen, welches so schön, so gescheit, so weise und so gut gewesen wäre wie Sie, Pauline."

„Das haben Sie mir schon in Italien gesagt," sprach sie traurig. „Aber eilen Sie. Weshalb sind Sie überhaupt ohne Mütze da?"

Und er eilte wirklich ins Schloß zurück, um sich ein Pferd satteln zu lassen, damit er seine Cigarren hole. Der Wind wühlte ihm die dunklen gelockten Haare auf. Er schaute noch einmal mit einem frohen Lächeln auf seine Cousine zurück. Und diese, die am Parkgitter stehen geblieben war, lächelte ihm nach. Der Himmel war schon ganz mit dunklen Wolken bedeckt. Der Wind hörte für einige Sekunden auf, wie um frische Kraft zu schöpfen. Man fühlte jetzt wieder die Schwüle.

Gräfin Pauline schritt langsam dem Parkperron der Vorderfront zu. Dort schwang sich schon Wukassovich auf einen Schimmel. Der rotgestreifte Reitknecht ordnete noch etwas an dem Maulriemen

des Rosses. Der Reiter sprengte dann fort auf dem glatten Sandwege in das Düster der Kastanienallee hinein.

Gräfin Pauline schritt die Perronstufen hinauf und schaute ihm dabei nach, bis er in der Alleebiegung verschwand. Dann brach der Sturm los: es wurde um sie und in ihr dunkel wie die Nacht, der Wind heulte plötzlich auf, und schwere, große, plumpe Tropfen wüteten auf die Blumen herab.

— — — — — — — — — — —

Wukassovich kam in strömendem Regen auf Schloß Merwingen an. Er fluchte und lachte, als er in den Schloßhof sprengte. Sein Pferd hatte den mähnenverschleierten Kopf tief zu Boden gesenkt, und der Reiter hatte den Kopf fast auf der Kruppe des Sattels aufliegen zum Schutz vor dem Sturmregen.

Die Reitknechte schliefen alle in den Ställen, lungerten in den Küchen oder in den Dorfkneipen unten, da ja die Herrschaft nicht zu Hause war. Wukassovich mußte sein pustendes, dampfendes Roß selber in den Stall führen. Fräulein Hanna ließ sogleich die Zimmer des Durchgenäßten wärmen, Wukassovich machte Toilette und ließ durch einen Bedienten bei Hanna anfragen, ob er zu Mittag einen Löffel Suppe kriege an ihrem Tische. Den zurückkehrenden Bedienten fragte er, wo Fräulein Hanna sei.

„In ihrem Zimmer!“ lautete die Antwort.

Wukassovich, in frischen, trockenen Kleidern, sprang die Treppe hinauf und klopfte an die Thür des Fräuleins. Der Regen prasselte nicht mehr an die Korridorfenster, er säuselte nur mehr hörbar auf die Gebüsche des Gartens nieder. Die Thür des Zimmers öffnete sich, und Hanna trat auf die Schwelle. Anstatt aber den Besuch einzulassen, trat sie an ihm vorbei in den Korridor hinaus. Dort reichte sie ihm in ihrer gewöhnlichen unbefangenen Manier die Hand und sagte in ihrer alten, ernsthaften Weise: „O, Herr von Wukassovich! Sie haben doch alles zu Ihrer Zufriedenheit erhalten? Sind Sie schon wieder trocken und restauriert? Soll man noch etwas arrangieren in Ihren Zimmern? Wir erwarteten Sie nicht zurück.“

„Ach, alles ist ja schnell wie der Wind und ganz trefflich arrangiert worden. Dank sei Ihnen, Fräulein Hanna!“ lachte der braune junge Mann ebenfalls in seiner ungezwungenen, ungestümen Seemannsweise. „Ich war naß bis auf die Haut. Auf der See thut einem das gar nichts. Aber weiß der Teufel, kaum ist man auf dem Lande, so werden wir wehleidig und verzärtelt.“

„Sie müssen aber schon bei drohendem Wetter von Schloß Kerschenturm fortgeritten sein?“ meinte Hanna, indem sie ein wenig mit dem Schlüsselbunde klirrte, welches an ihrem Gürtel hing. „Wie konnten Sie das nur thun?“ Hanna hatte über ihrem gewöhnlichen hausmütterlichen Kleidchen heute eine große weiße Schürze. Ihre Haare waren feucht und schwer vom Dunst des Waschhauses, und ihre Wangen waren noch röter als sonst und ihr Blick noch trotzähnlicher.

„Warum ich herkam?“ sagte er lustig, und seine Zähne schimmerten sehr weiß, und seine Stimme hatte den echten Doppelklang der sammetartigen Dalmatinerkehle. „Mein Gott, Sie werden mich auslachen, Fräulein, weil Sie es nicht verstehen werden. Ich kaprizierte mich auf meine Manillacigarren. Sie wissen nicht, wie stark die Sehnsucht des Rauchergaumens zu werden vermag.“

Hanna lächelte wie eine echte große Dame, die auf alles eingeht. „O, ich kann mir's denken,“ sagte sie plötzlich froh, wie erleichtert, und dennoch wie schweratmend. „Sie kehren also heute noch zurück. Das ist ganz einfach.“

„Ja ...“ machte er zögernd. „Natürlich. Aber über mittag bleibe ich hier. Geben Sie mir etwas zu essen?“

„Aber gewiß. Der Regen hört auf, unterdessen trocknet die Landstraße. Ich will gleich befehlen, daß man Ihnen ein Roastbeef ...“

„Gott bewahre. Ich will mit Ihnen

essen, das heißt von dem, was Sie gegessen hätten."

„Aber ich esse ja stets Frauenkost, wenn ich allein bin auf dem Schlosse, das heißt Mehlspeisen. Und heute sogar Wäscherkost, die mir die liebste ist."

„Und die will ich auch haben."

„Nun, wenn Sie es durchaus wollen. Ich werde Ihnen sogleich die Leckerbissen auf Ihr Zimmer senden. Eine Schinkenomelette ist auch dabei."

„Ja ... darf ich nicht mit Ihnen speisen?"

Hanna lachte und klirrte wieder mit den Schlüsseln. „Warum nicht gar! Sie vergessen ja, daß wir heute Waschtag haben, daß um zwei Uhr nachmittags die Wäsche alle ausgewunden sein muß, und daß ich an solchen Tagen nur stehend esse."

— — — — — — — — — — —

Nachmittags folgte schönes Wetter auf den letzten Sommersturm. Die Astern glitzerten von Regentau im reinsten Sonnenlichte. Wenn man an ein Parkgebüsch anstreifte, sprühte eine ganze kleine Kaskade in die Luft. Die Wäsche war schon ausgewunden, und die schweren Kufen wurden vom Waschhause aus auf den Trockenboden geschleppt. Fräulein Hanna hatte ihr schweres Aufseheramt beendet, hatte frische Toilette gemacht und dachte dann, als sie fertig war und auf die Uhr schaute, daß nun Herr von Wukassovich sicher schon fortreiten werde. Es war bereits vier Uhr. Er hatte auf seinem Zimmer gespeist vor zwei Stunden, hatte dann eine kleine Siesta gehalten und jetzt ritt er sicher ab. Hanna ließ ihren Blick im Hofe herumschweifen, aber der wurde nur von Mägden mit Wäschkufen durchkreuzt. Die Ställe blieben geschlossen.

Hanna setzte sich ans Fenster und nahm eine Stickerei zur Hand. Sie fabrizierte eine Lesepultstickerei für Graf Merwingen und hatte sich vorgenommen, die Hauptrose heute fertig zu sticken. Es war dies ein langwieriges Stück Arbeit durch das Sortieren der Seidenfäden, und es währte eine Stunde, bis es gethan war. Hanna hatte sich dabei ganz echauffiert. Sie schob nun die Seide zusammen und den Stickrahmen zurück und schaute in den Hof. Nein. Die Ställe waren geschlossen, man zäumte noch immer kein Pferd auf, und Herr von Wukassovich machte noch immer keine Miene zur Abreise.

Und es war schon spät am Nachmittage. Eine seltsame Unruhe ohne Namen, die fast wie eine unerklärliche Angst wirkte, webte und bebte in dem Herzen Hannas. Sie selber wußte nicht, daß es eine Unruhe sei, und wenn ihr jemand von Angst gesprochen hätte, würde sie gelacht haben. Weshalb sollte sie unruhig sein? Was war nicht in Ordnung? Was kümmerte es sie, ob Herr von Wukassovich auf dem Schlosse sei oder nicht? Aber wenn er nur schon fortreiten würde! Es wird immer später, und der Nachmittag schreitet weiter vor.

Und nichts rührt sich! Sie trat in den Korridor hinaus und von dort auf die Hoftreppe. Am Fuße derselben sah sie einen Reitburschen seine Jacke ausklopfen. Sie fragte ihn, ob Herr von Wukassovich noch nicht Befehl gegeben habe, sein Pferd zu satteln. „Nein," sagte der Bursche und schaute mit dem offenen Munde, den offenen Nasenlöchern und den offenen runden wasserlichten Augen erstaunt die Treppe hinan.

„Es ist nur," sagte Fräulein Hanna ernst, „weil Herr von Wukassovich gesagt hat, er wolle eiligst wieder zurück. Vielleicht hat er geklingelt und Joseph hat ihn nicht gehört. Gehen Sie in seine Zimmer hinauf und fragen Sie ihn, ob er wünsche, daß man ihm das Pferd sattle.

Damit begab sich Hanna in ihr Zimmer zurück und fing an, in einer Schublade nach irgend einem Gegenstande zu suchen. Sie fand ihn lange nicht. Wie sie damit zum Fenster trat, sah sie unten den Reitburschen wieder, welcher seinen Rock von neuem in der Arbeit hatte und welcher ihr verneinend hinaufdeutete, als er sie erblickte. Wukassovich hatte also noch nicht befohlen, man solle ihm das Pferd satteln.

Er dachte also nicht an das Fortgehen? Und er war doch bloß gekommen, um sich seine Cigarren zu holen. Wie konnte er nur so lange von Gräfin Pauline wegbleiben? Was würde Gräfin Pauline denken, wenn er ... Der Nachmittag schritt vorwärts — der Himmel umwölkte sich wieder. Wenn der Mann nicht eilte, so kam er vor Nacht nicht mehr zurück.

Das Herz des Fräulein Hanna war mit einer unerklärlichen Unruhe erfüllt; mit einer Unruhe — über was? Sie wußte es nicht. Was konnte sie so ängstigen, allein zu sein mit ihm? das heißt nur mit den Bediensteten und mit ihm allein im Schlosse? Das echt jungfräuliche Herz hat seine Ahnungen von Etikette, denen es keinen Grund und keinen Namen zu geben weiß. Wie der Abend herabsank, wieder schwarzwolkig, das Sonnensinken verdunkelnd, da stand Hanna von ihrer Stickerei auf, rasch entschlossen, ihrem malaise ein Ende zu machen. Sie verließ ihre Zimmer. Als sie an den Korridorfenstern vorüberschritt, sah sie im Parke unten den Herrn von Wukassovich, wie er ganz gemütlich am Schwanenteiche saß, auf einem Felsstück, und dabei eine seiner vielgeliebten Manillas dampfte, die seemännische Hausmütze weit von der Stirn nach hinten geschoben, während er ganz behaglich den goldrandigen Wolken nachsah, welche über die Pappeln hinzogen, um sich im Westen zur Abenddämmerung zu verdichten. Wukassovich saß da unten in friedlichster Ruhe und Behäbigkeit, als ob er Wurzel gefaßt hätte und nie im Leben von dieser Stelle oder diesem Schlosse weichen wolle, als bis man ihn mit Gewalt entwurzle.

Hanna hatte in ihrem kurz angebundenen, ernsthaften Wesen eine gewisse Energie, über die sie sich manchmal selber keine Rechenschaft geben konnte. Und sie ging durch den Hof in den Park. Im Hofe gebot sie dem ersten Diener, der ihr begegnete, man solle das Pferd des Herrn von Wukassovich satteln. Dann schritt sie weiter und trat in den Park hinaus. Die durchnäßten Herbstblätter wirbelten ihr freudig bewillkommnend entgegen und tanzten einen herausfordernden Tanz um sie herum. Der Sand knirschte noch feucht. Hanna hatte einen schwarzen Schleier um ihren Kopf geschlungen gegen den Wind. Sie ging gerade auf den Schwanenteich zu. Als Wukassovich Schritte knirschen hörte, wandte er sich rasch um, und seine Augen glänzten auf, als er Hanna erkannte. Er erhob sich, schob seine Mütze in die Stirn herein und warf seine Manilla in den Teich, zur größten Täuschung der Schwäne, welche majestätisch darauf losruderten.

„Ah, da kommen Sie endlich!" sagte er.

„Haben Sie mich denn erwartet? Wie konnten Sie denn wissen, daß ich herabkommen würde?"

„Ich wußte es, weil — vielleicht weil ich es wünschte," lachte er.

„Und doch war es nur Zufall," entgegnete sie. „Wenn Sie früher auf die Tageszeit bedacht gewesen wären, hätte ich nicht nötig gehabt, für Sie den Befehl zu geben, daß man Ihr Pferd satteln lasse."

„O, o! Sie haben das befohlen? Ja, wozu denn?"

„Weil es spät wird, und weil Sie heim müssen, denn es wird heute noch ein Wetter kommen."

„Glauben Sie? — Nun, dann lassen wir's kommen. Sie wissen, ich bin das Im-Wetter-Reiten schon gewöhnt von heute früh und komme sicher bald genug heim. Und ich habe so viel mit Ihnen zu sprechen!"

Die unerklärliche Angst überkam sie wieder. „Mit mir?" sagte sie. „Das bedaure ich, Herr von Wukassovich, aber ich habe heute noch viel zu thun. Und — und dann, das Pferd wird schon gesattelt, und ganz sicher ist es besser, wenn Sie ..."

Ehe sie sich dessen versah, hielt er ihre beiden Hände in seinen eigenen braunen starken Händen. Und sie sah sein Auge so nahe an dem ihrigen, daß sie in seinem Blicke gleichsam zu versinken glaubte. Das Herzblut stockte ihr, und sie atmete kaum;

die ganze Welt drehte sich um sie. Dann wurde sie plötzlich seltsam ruhig. Sie sah seine dunkelnden Augen, sein helles Lächeln, über welchem sich sein Bärtchen kräuselte, und sie fühlte, daß seine Hände zitterten, und sie hörte, wie er mit tiefer Stimme sprach: „Fräulein Hanna, Fräulein Hanna, ich muß mit Ihnen sprechen. Sehen Sie nur, wie recht Sie haben! Ein Sturm wird kommen, aber ein Herbststurm. Die Blätter umwirbeln uns, morgen werden wir schon Herbst haben: den Reif, die dürren Äste, und man wird die Abende im Salon verbringen, bei zugemachten Thüren, und nicht mehr auf der Terrasse. Die Gesellschaft wird auseinandergehen, die einen in die Winterquartiere, die anderen nach Italien hinab. Das Schloß wird leer bleiben. Und auch ich, auch ich werde fort müssen, weggewirbelt wie ein Blatt des Herbstlaubes."

Hanna versuchte nicht mehr, ihre Hand loszumachen. „Sie werden auch nach Italien gehen — mit . . . mit Gräfin Pauline und mit dem Grafen?" sagte sie rasch.

„Nein. Ich weiß nicht, wohin ich gehen werde," fuhr er schnell, mit seiner wunderbar harmonischen, konzentrierten, verschleierten Stimme fort. „Ich weiß noch nicht, wohin ich gehen werde, denn ich habe keine andere Heimat mehr als das Meer. Aber nach Italien werde ich nicht gehen. Kurz, Fräulein Hanna, das Schloß wird wieder einsam und verlassen werden, die Lüstres werden mit Gaze umhüllt, und Sie . . ."

„Und ich werde hier bleiben, wie alljährlich, und werde manchmal mit meinen Schlüsseln klirren, wenn es zu still wird, und werde mir wieder Beethoven und Schubert und Adalbert Stifter einladen, wenn es mir zu einsam werden sollte," sagte Hanna lustig. „Aber das alles sagt mir noch nicht, was . . ."

„Was ich mit Ihnen zu sprechen habe? Ich glaube es gern. Und weshalb ich hierher zurückkam, allein, und weshalb ich bleibe und warte, bis Sie mich hören wollen? O, Fräulein Hanna, ich möchte Sie fragen . . . Mein Gott, ich weiß selber nicht was! . . . Ihnen kann man wirklich nicht den Hof machen. Sagen Sie mir nur, weshalb man zu Ihnen nicht reden kann wie zu anderen? Sehen Sie, Fräulein Hanna, wenn Sie nicht böse würden, möchte ich Ihnen sagen, daß, daß . . ."

Wukassovich war ein wilder junger Seemann gewesen. Mancher Tropensturm hatte in seinem Haare gewühlt und hatte seine Haut gebräunt, und er hatte in den einzelnen Intervallen seines Festlandlebens viel die Gesellschaften geliebt und manche Liebelei glücklich zu Ende geführt. Aber jetzt wurde er merkwürdig rot und sein Auge wurde seltsam unstät.

Ach, und Hanna, Hanna wußte nicht, was er sagen wollte, aber das unabweisbare Gefühl, welches sie schon den ganzen Nachmittag hindurch beherrscht hatte, überkam sie wieder. Es war ihr, als blicke sie in einen schönen, tiefen klaren See, der sich langsam erhob, um sie zu verschlingen. Es war eine so glückselige Angst, eine so furchterfüllte Ahnung in ihr, wie sie sie noch niemals empfunden hatte in ihrem Leben. Nur eines fühlte sie sicher und unabweisbar: daß dieses stille Schloß und dieser stille Garten nicht sie und Wukassovich zugleich beherbergen konnte — sie beide allein. Er war nicht ihr Feind, und sie war ihm gut, von ganzem Herzen gut; aber sie entsetzte sich vor dem Gedanken, diesem Blicke und dieser Stimme hilflos preisgegeben zu sein, ohne daß sich ihre Seele an banale Gestalten und an den hohlen Lärm der Gesellschaft klammern konnte. „Es wird spät, und das Gewitter kommt wieder," sagte sie atemlos und hüllte sich in ihren Shawl.

„Hören Sie nicht, daß ich Ihnen etwas sagen will?" machte er fast rauh. „Daß ich Ihnen sagen will, wie sehr ich Sie lieb habe?"

Sie hörte dieses Wort, welches er hastig ausstieß, wie um sie zurückzuhalten. Und sie wurde dadurch wunderbar ruhig. Es wurde gleichsam dunkel vor ihren

Augen, und sie atmete kaum. Sie schaute ihn nur groß an.

„Daß ich Sie liebe!“ wiederholte er. „O, verzeihen Sie mir, Fräulein Hanna, daß ich das so hastig zu sagen wage; aber sehen Sie, mir ist jetzt, als ob das Boot meines Lebens mitten in einem Sturme in die offene See losgelassen worden wäre, und ich müßte es erreichen; da stürzt man sich kopfüber in die Wellen hinab, selbst wenn man den Haifischrachen in der Nähe weit offen sieht. Es wird Abend, das Wetter kehrt zurück, und ich sollte fort. Sie haben recht, Fräulein Hanna. Aber der Herbst ist morgen da, und ich muß weg aus diesem Schlosse, aus diesem Heim, in meine Heimatlosigkeit hinein. Bedenken Sie, wie mir zu Mute ist: dies ist der einzige Augenblick, wo ich noch frei und offen mein Schicksal in Ihre Hand legen darf. Ich kann nicht mehr glücklich sein ohne Sie, Fräulein Hanna, weil ich Sie liebe! Verstehen Sie, was das ist, lieben?“

Sie nickte weder noch verneinte sie. Sie senkte nur langsam das Haupt und hob ihre Hand zu dem rosigen Diadem empor, welches sich jäh auf ihrer Stirn sammelte.

„Ach, ich sehe wohl, daß Sie nicht wissen, was das heißt, lieben, weil Sie mir zürnen,“ fuhr er herzlich und zaghafter fort. „Für die Liebe kann niemand, sehen Sie. Zuerst wohl kann man sich dieselbe wählen; wir Seeleute wählen uns einen Stern, stellam maris, die Jungfrau Maria. Dann schmachtet das Herz nach Freundschaft, dann — dann gefallen uns viele Frauen, und zuletzt, zuletzt gefällt uns nur eine einzige Frau, ohne welche wir nicht weiterleben können. Das ist dann die Liebe — die echte Liebe, die nach dem Verliebtsein folgt. Und die kenne ich erst, seit ich Sie sah, Fräulein Hanna. Sind Sie mir böse deswegen? Warum schauen Sie mich nicht an? Sie könnten mich wohl niemals lieben, nicht wahr, Sie wissen gar nicht, was die Liebe ist ...“

Sie ließ die Hände sinken von ihrer Stirn, auf welcher noch immer das rosige Diadem der mädchenhaftesten Scham glänzte. Ihr Auge war klar auf ihn gerichtet und sie atmete heftig. „O ja, ich weiß es,“ sagte sie mutig, ehrlich; aber um ihren Mund zuckte es wie ein Wetterschauer am Maihimmel.

„Sie wissen, was das ist, lieben?“ rief er atemlos. „Seit wann?“

„Sie müssen wissen, ich stehe allein in der Welt,“ fuhr sie leise und atemlos fort. „Und Sie fragen mein Herz, und ich muß Ihnen antworten, weil Sie mich fragen. Aber Gott wird Sie strafen, wenn Sie mich auslachen! Ja, ich weiß, was das heißt, lieb haben, seit —“

„Seit?“

„Seit Sie mich darum fragten, Herr von Wukassovich,“ sagte Hanna rasch, leise und barg ihr Gesicht wieder in ihren Händen.

Er stieß einen Jubelruf aus und kniete halb zu ihren Füßen und küßte ihre Hände, die er von ihren Augen zog. Sie neigte sich matt und willenlos über ihn, wie die Lilie in der Sonnenglut.

„Bitte, ich will nicht stören,“ sagte in diesem Augenblicke eine sanfte, ruhige Stimme hinter ihnen. „Aber der Kammerdiener sagt, daß du die Schlüssel zum ersten Stockwerke bei dir hast, chérie.“

Es war Gräfin Pauline, die zwischen ihnen stand, das Reitkleid kühn über ihren Pantalon hinaufgezogen, die Hand ausgestreckt, die schneeweißen Zähne zeigend: „Nun, was wird's geben? Wir brauchen trockene Wäsche, Cousin — ich und der Onkel. Gieb mir nur die Schlüssel, Hanna, dann gehe ich wieder.“

* * *

Graf Merwingen hatte an diesem Nachmittage einen kleinen rheumatischen Anfall verspürt und sogleich den Entschluß gefaßt, nach Hause zurückzukehren. Diese kleinen Anfälle von Rheuma, welche ein einziger Sturmwind oder die geringste Zugluft herbeiführen konnten, währten zwar nur einen, zwei Abende hindurch,

brauchten aber rasche Pflege mit Senfteig, Transpirationspillen 2c., und Graf Merwingen liebte es, dabei den gewohnten Komfort seines eigenen Schlafzimmers zu haben. Er war also noch am Nachmittage selber nach Merwingen zurückgefahren, und Gräfin Pauline hatte ihn zu Pferde begleitet, „en cœur grise!“ wie sie lachend sagte, und mit dem Versprechen, morgen samt Wukassovich auf Kerschenturm zurückzukehren.

Gleich nach der Ankunft begab sich der Graf in seine Zimmer und ließ sich von seinem alten Jean alle siegreichen Waffen gegen den Rheumatismus beistellen.

Da Fräulein Hanna an Waschtagsabenden stets die große Rechnung über die Anzahl der Wäschstücke zu machen pflegte mit der Hausverwalterin, so nahmen Gräfin Pauline und Wukassovich das Souper miteinander allein ein.

Nach der Scene im Park war Pauline auf ihre Zimmer gegangen, hatte ihre Pantalons und ihre Reitrobe gegen ein schwarzes Seidenkleid vertauscht, welches weiße Nacken und Arme noch blendender erscheinen läßt, und war dann in das Souperzimmer hinabgekommen. Dort war schon die Lampe angezündet, und die zwei Gedecke standen einander friedlich und freundlich blinkend gegenüber auf dem Tische, samt den künstlich zu Schwänen gefalteten Servietten. Draußen war der Sturm mit Donner und Blitz von neuem losgebrochen und der mattbeleuchtete Salon wurde dadurch noch freundlicher und heimischer. Die beiden Bedienten mit den weißen Krawatten und den pomadisierten Haaren reichten halbschlafend die kalten Speisen hin und her, noch ehe die beiden Speisenden saßen. Wukassovich kam seiner Cousine beim Eintreten schon entgegen. Er lächelte wie sonst, aber sein Auge forschte unruhig in ihrem Gesichte. Gräfin Pauline war ganz so wie sonst, nur ein wenig lustiger, wie es schien. Er sah ihre weißen Zähne öfter als sonst, und dabei machte ihr reizender Mund Fältchen um die Winkel. Die beiden setzten sich und naschten an der kalten Küche herum. Wukassovich erwartete ängstlich und dennoch begierig, daß seine Cousine von der Scene von heute abend beginnen sollte — nicht direkt, da die Diener noch hier waren, aber verblümt, durch Malicen oder Sticheleien. Denn sie hatte ja die letzten Worte seiner Unterredung mit Fräulein Hanna gehört und — und er hatte ihr ja doch den Hof gemacht! ... Aber Gräfin Pauline sprach von dem Salat und von der Mayonnaise und von dem mutmaßlichen Wetter von morgen. Sie naschte hastig und erhob sich zuerst. „Wollen Sie noch Thee nehmen?“ fragte sie ihren Cousin schon stehend. „Nein,“ sagte er und erhob sich ebenfalls. „Gut. Ich auch nicht.“ Und sie weckte die zwei schlummernden Diener durch ein Gläserklingeln. Dann ging sie in den Terrassensalon nebenan, wo das Piano stand. Wukassovich folgte ihr. Alle Glasthüren desselben waren heute geschlossen und der Regen plätscherte dumpf auf die Steine draußen. Sie setzte sich ans Piano und begann einen heftigen Walzer ganz ohne Präludium. Er setzte sich auf das Taburett neben sie. Er fühlte, daß er etwas sagen müsse. Aber das Herz war ihm so voll von Hanna, daß er ganz verlegen wurde. Er blätterte in einem mürben Notenhefte. Dann faßte er einen Entschluß. Er legte seine braune Hand sanft auf ihren Arm. „Cousine,“ lächelte er. „Ich möchte Ihnen etwas sagen ...“

Der heftige Walzer verstummte plötzlich. Pauline machte ihren Arm heftig von seiner sanften Berührung los. Ihre dunklen Augen blitzten ihn an und sie erhob sich jäh. „Betrüger!“ zischte sie in das Regenrauschen hinein. „Betrüger!“ wiederholte sie dann lauter mit zornzitternder Stimme. Dann sank sie wieder auf das Pianotaburett zurück und legte ihre weißen Hände über die Augen und fing an bitterlich zu weinen. „Betrüger!“ schluchzte sie.

Wukassovich war entsetzt aufgesprungen; er wurde bald tiefrot, bald so blaß, wie es ein wettergebräuntes Gesicht nur werden kann. Diese Frau da hatte ihn also

geliebt! Und er erkannte dies in demselben Augenblicke, wo er sich's bewußt wurde, daß er ihr nur gut gewesen sei. Er hatte ein ehrliches, warmes Herz voller Mitleid, ohne daß dies Mitleid aus geckenhafter Eitelkeit entsprang. Im nächsten Augenblicke kniete er fast vor ihr und faltete heftig seine Hände, und suchte dann wieder die ihrigen von ihren überströmenden Augen zu entfernen, und fuhr sich dann wieder ganz außer sich durch sein dunkles Lockenhaar. „Um Gotteswillen, Cousine! Was sagen Sie da? Ich soll ein Betrüger sein? Und Ihnen gegenüber? Bei Gott, das bin ich nicht! Sagen Sie nur ...! Mein Himmel, was soll ich Ihnen denn nur sagen? Wenn Sie weinen, bin ich ganz verzagt. Was habe ich Ihnen denn gethan? Pauline, liebe Pauline, treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung! Ich bin mir ja doch keines Unrechts bewußt ...!"

„Wollen Sie vielleicht behaupten, daß Sie der Hanna nicht eine Erklärung gemacht haben, wollen Sie vielleicht leugnen, daß Sie sie lieben?!" zürnte sie und wandte ihm ihr schönes, thränenüberströmtes Gesicht zu.

„Nein!" rief er fest, wie einen Halt ergreifend, mit leuchtenden Augen. „Nein, das leugne ich nicht, Pauline. Ich liebe Fräulein Hanna!"

„Sie sehen also! Und mir, haben Sie mir nicht auch gesagt, daß Sie in mich verliebt seien?"

„Mein Gott, ja, und ich log nicht! O, Cousine, hören Sie mich! Sie sind die schönste, die geistvollste Frau von der Welt. Wer sollte nicht in Sie verliebt werden? Ich bin es noch immer! Und ich habe Sie nie betrogen und belogen, so wahr ich ein Edelmann bin! Aber Fräulein Hanna, das — das ist etwas anderes. O, Pauline, ich — ich bin so glücklich seit zwei Stunden. Denken Sie sich, ich habe im Leben noch so wenig Freuden gehabt, fast gar keine — ich bin ein recht armer Teufel gewesen — immer. Und jetzt, heute, bin ich so unaussprechlich glücklich, daß mir zu Mute ist, als ob mein Herz tanzte. Weil ich weiß, daß auch *sie* mir gut ist. Ich sage *sie*, als ob es nur *ein* Wesen noch auf der Welt gäbe! Aber Sie wissen ja, daß ich Fräulein Hanna meine. *Das* ist die Liebe, das ist die Liebe! O, schauen Sie mich so gütig an wie sonst, Cousine! Sehen Sie, ich *muß* jemanden haben, der mir hilft, der meine Gefühle teilt. Und das können ja doch nur *Sie* sein. Denn Sie sind gut! Ich hätte es Ihnen schon längst sagen wollen. O, lachen Sie mich aus und zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihnen da so viel Unsinn sage: bedenken Sie, daß ich noch jung bin, daß ich noch nie ein solches Gefühl gefaßt habe und daß mein Herz überströmt ...!"

Gräfin Pauline ließ ihm ihre Hände, die er küßte. Ihre Thränen waren versiegt, und sie schaute ihn an, nahe, groß, mit ruhelosen Augen, mit einem trostlosen, heimatlosen Blicke; und nur um ihre Lippen zuckte es schmerzlich, als sie flüsterte:

„Ja, ja, ja. Das ist die Liebe. O, ich kenne die Symptome dieses Gefühles bei euch Männern, denn ich habe schon wahre, heiße Liebe eingeflößt — anderen, nur dir nicht! Nur dir nicht, dem einzigen, dem ich vielleicht das Glück verdanken konnte! — O, wären wir doch nie hierher gekommen! Dieses Mädchen ... ich könnte sie zertreten, siehst du. Und du hattest mir doch gesagt, daß du mich lieb habest ...! Aber fürchte dich nicht. Ich weine nicht mehr. Mir, mir ist nur plötzlich so — so bang um mich!" Und das schöne Weib stieß einen tiefen, jammernden Seufzer aus und legte ihr Antlitz in ihre verschlungenen Arme auf das Notenpult vor sich.

Der junge Mann verzagte fast. „Und ich hätte dir so gern alles gesagt, Cousine! Und Sie sind so böse auf mich. Was kann denn ich dafür? Ich glaube, das kommt ja täglich vor: man findet eine geistvolle, blendende, schöne, lebhafte Frau und man verliebt sich in sie, und man sagt es ihr, und dann kommt uns eines Tages die rechte Liebe für die Rechte,

für die einzige. Haben wir deshalb die schöne, gütige Freundin betrogen?"

„Nein!" sagte sie bitter. „Ihr betrügt uns nicht dabei. Wir sollten nur gescheiter und weiser sein. Wir sollten euch nur besser kennen! Ach, im Grunde kennen wir euch ja, wir kennen euch genau, aber — wir glauben das nicht, was wir von euch wissen!" Es lag eine unsägliche Wehmut in diesen letzten Worten der Gräfin; in den Worten und in ihrem großen, sinnenden Blick. „Wir wissen, wie leicht der Mann das Verliebtsein für die Liebe nimmt; wir wissen, wie leicht er ehrlich zu schwören glaubt. Wir Frauen sind anders: wir wissen in unseren eigenen Herzen ganz wohl die Liebe von der Liebelei zu unterscheiden. Wir wissen ganz wohl, wie viel wir einem Manne sagen oder ihm zulächeln sollen, um wahr und ehrlich zu bleiben gegen ihn; ihr Männer habt dieses Maß nicht. Ihr glaubt immer echt und tief zu lieben, selbst dort, wo ihr bloß Launen habt. Und ihr schwört ehrlich, nur erkennt ihr in der nächsten Stunde, daß ihr falsch geschworen habt ... aus Unkenntnis des Paragraphen, wie die Advokaten sagen. Und ihr schaut uns dann abermals ehrlich an und versichert, daß ihr uns nicht betrügen wolltet. Und es ist so. Ihr habt uns nicht betrogen, ihr habt uns nur in eure eigene Täuschung hineingezogen. Ihr habt uns eine blühende Fata-Morgana-Oase gezeigt, die vor unserem Griff zerrinnt, und einsam, verschmachtend laßt ihr uns dann zurück in der Wüste des Lebens, und wir müssen uns einen neuen Pfad zu einem neuen Brunnen suchen, wenn wir es nicht etwa vorziehen, auf dem Fleck zu verkommen und zu verderben. Liebe und Liebelei! Wie leicht sich das sagt und wie schrecklich das ist!"

Sie erhob sich heftig und schritt an ihm vorüber rasch ans dunkle Fenster, an dessen matt angelaufene Scheiben sie die Stirn legte. Draußen rauschte der Regen in den Pappeln.

Er folgte ihr. Es war ihm jetzt leichter um die Brust, da sie zu zürnen begann. „O, Sie haben recht, tausendmal recht, Pauline!" sagte er. „Aber sehen Sie, in einem haben Sie unrecht: weshalb teilen Sie uns Männern die ganze Aktion zu? Sind denn die Frauen nicht auch Mitspieler? Sie zürnen mir, weil ich mich täuschte. Aber Sie zürnen mir nur aus Eitelkeit. Denn lieben, lieben thun sie Sie mich ja auch nicht. Wie könnten Sie sonst so geistreich über die Liebe diskutieren und philosophieren, und wie könnten Sie sonst so brillante Hypothesen aufstellen über unser Verhältnis, wenn Ihr Herz ernstlich dabei beteiligt wäre?"

Sie wandte ihr Gesicht wieder dem Lampenscheine zu; es war fast, als ob sie lächelte. „Jawohl, ganz recht, Cousin. Ich habe Sie auch nicht geliebt mit der Schwärmerei eines jungen Mädchens. Aber vielleicht echter, heißer und selbstsüchtiger. Ich habe ja schon so viele Triumphe gehabt im Leben, und niemals, niemals das Glück! Das macht so dürsten nach einer endlichen Wahrheit! Alle, die mir als jungem Mädchen den Hof machten, gefielen mir, aber ich fühlte nichts dabei; ich glaube, ich war kokett. Dann mußte ich meinen alten Gatten heiraten. Ihr Männer wißt es nicht, was es heißt, neben einem ungeliebten alten Manne am Altare zu stehen mit vollem, heißem Herzen und da schwören zu müssen: ‚Mein ganzes Leben sollst fortan du sein!' Ein entsetzlicher Trotz überkommt uns da. Die Frau, welche dann nicht treulos wird, wird kokett. Aber es ist das eine arme, bemitleidenswerte Koketterie! Sie will ihr schmachtendes Herz in Huldigungen berauschen, das Herz, welches doch die leere Huldigung so gut verachtet! — Dann starb mein Gatte. Man zählt da seine Jahre, man blickt in den Spiegel, und man sagt sich freudig erschreckt: Vielleicht kommt jetzt das Glück! Vielleicht fängt mein Leben jetzt an. Man zittert da voll süßer Hoffnung. Aber äußerlich bleibt man stolz, schön und geistreich. Und eines Tages begegnet man wirklich einem Mann, bei dessen Anblick wir unser Leben be-

ginnen. Wir sind ja so jung wie er, er liebt uns, und wir schicken uns an, glücklich zu sein: wir lieben ihn, wir lieben zum erstenmal echt, innig! Nicht mit der Schwärmerei eines Mädchens, sondern mit der Energie der enttäuschten, dankbaren Frau; wir, die Angebeteten, schicken uns unsererseits an, jemanden anzubeten, ehrlich, mit vollster Hingebung. Wir nehmen das Diadem aus unserem Haare, um es dem Geliebten zu Füßen zu legen. Und er — er hat sich bloß getäuscht! ... Er war nur verliebt in uns, und eine andere, seine echte Liebe tritt stets an ihn heran während dieser unserer Liebelei; es ist das ein Geschick. Er ist ehrlich und sagt es uns. Und wir, wir zürnen, und dann trösten wir uns, wir geistreichen, schönen Frauen. Wozu hätten wir auch sonst den Geist? Und wie selbstsüchtig würdet ihr uns nennen, wenn uns das Herz bräche — denn wir haben ja das Leben schon so reich genossen, wie ihr glaubt, während das arme, verlassene junge Geschöpf, das ihr wirklich liebt, in euch seine ganze Welt sieht! Ihr bedauert sie stets, selbst während ihr sie mit Liebesglück überschüttet, während uns nach eurer Meinung ganz recht geschieht! Jeder Mensch hat ja seine Mission. Wir Frauen mit dem verpfuschten Leben sind da, um stets enttäuscht zu werden, während jene dummen, rotbäckigen Dinger mit den blöden scheinheiligen Kinderaugen da sind, um von ihrem brenzlichen Kochtopfe hinweggeführt zu werden durch ihren Märchenprinzen. Alles das ist stets so gewesen und wird stets so bleiben, und es ist in der Ordnung; aber nebenbei ist es infam!"

„Infam? Von wem?" fragte er sanft.

„Weiß ich's?" zürnte sie mit konzentrierter Stimme, und streckte ihre Hand gegen die rauschende Regennacht draußen aus. „Nicht von dir, nicht von uns! Wir sind ja nur schwache, erbarmungswürdige Marionetten. Aber von Ihm, von dem, was keinen Namen hat und was uns unsere Leidenschaften und unsere Schwächen als Fluch schleppen läßt durch ein Leben, welches so schön sein könnte! Nenne es Gott oder Fatum oder Natur, nenne es Schöpfer, Bestimmung oder Despotie unserer Nerven. Warum mußt du, der einzige Mann, von dem geliebt zu sein ich mich sehne, mich nicht lieben können?"

„Sie sehen, Pauline, Sie selber sagen, Sie möchten von mir geliebt sein — aber Sie sagen nicht, daß Sie mich lieben ...!"

„Weil mein Herz wie eine halbverbrannte Knospe ist, die einen belebenden Tautropfen brauchte, um aufzublühen! Nun wird es ganz verdorren. Und sie, sie liebst du! Aber mein Gott, sehen Sie denn nicht, wie ungerecht das ist. Hat denn dieses Mädchen nach Ihnen verlangt? Hat sie von Ihnen geträumt, ehe sie Sie noch sah? Hat sie Sie erwartet? Sind Sie denn ihre letzte Hoffnung auf ein Herzensglück? Weshalb drängt ihr Männer euch denn stets an diese starrschauende, zitternde Jugend, die ohne Reiz und ohne Ahnung vor euch erzittert?"

„Weil wir sie lieben!" sagte Wukassovich einfach und warm. „Und weil man nicht leben kann ohne das, was man so liebt! Sehen Sie, Cousine, solange wir hier reden, waren mein Herz, meine Gedanken stets bei ihr. Und mein ganzes Sinnen und Denken und Trachten wird stets sie zum Mittelpunkte haben, wie es der Fall gewesen ist, seit ich sie erblickte, seit ich zum erstenmal ihre Stimme hörte. Ist Fräulein Hanna schön? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß es für mich kein schöneres Wesen giebt auf der ganzen Welt. Wie oft auf der weiten See, in stillen Mondnächten habe ich mir ein Bild meiner Sehnsucht in eine Frauengestalt kleiden wollen. Umsonst! Alles verschwamm mir ineinander wie die lichten Wolken. Jetzt weiß ich, wieso das kam. Wie kann man sich die Schönheit formen, ehe man sie erblickt hat? Kurz, Cousine, sei dem wie immer! Hören Sie mich. Bleiben Sie meine Freundin, helfen Sie uns lieber, anstatt daß Sie zürnen. Ich kann nicht mehr leben ohne Hanna."

„So! Und sie liebt Sie wohl wieder?"

„Ich glaube es."

„Ich auch. Und — was soll daraus werden?"

„Nun, eine Heirat."

Gräfin Pauline hatte sich ganz ihrem Cousin zugewendet. Das Licht der Lampe beschien hell ihr Gesicht, in welchem jetzt eine seltsame, vollständige Veränderung vorging. Sie war blaß gewesen und wurde jetzt langsam rosig, tiefrot, und wie ein Lächeln spielte es in allen ihren Mienen. Es war, als müsse sie dieses Lächeln gewaltsam zurückdrängen. Ihre Augen funkelten dabei kalt und hart. „Eine Heirat. Natürlich. Ich hatte noch gar nicht daran gedacht. Ja. Nun, das ist ja ganz einfach. Fräulein Hanna hat keine Eltern mehr und ist frei. Graf Teudo ist zwar ihr Vormund, er hat aber als solcher kein Recht, Ihnen Hanna zu verweigern: denn Sie sind ein Ehrenmann und haben Ihr Auskommen. Es steht also nichts im Wege. Ich gratuliere Ihnen."

Wukassovich seufzte erleichtert auf und streckte ihr die Hand entgegen. „Nun, dann ist ja alles gut! Sehen Sie, das wollte ich nur, daß Sie mir gut bleiben, daß Sie auf unserer Seite sind, daß Sie alles wissen, daß Sie meine beste Freundin seien nach wie vor — unsere beste Freundin, Cousine!"

Das seltsame Lächeln dräute noch immer in dem schönen Gesichte der Gräfin. „Mais comment donc!" sagte sie, und dabei waren ihre Lippen sehr dünn. „Aber gewiß. Ich liebe ja die gute Hanna auch. Und ich will herzlich gern die Vertraute Ihrer heimlichen Liaison sein."

„O, von einer heimlichen Liaison kann da keine Rede sein," sagte Wukassovich ernst. „Morgen gleich werde ich mit dem Grafen Teudo sprechen."

„Natürlich, da thun Sie recht!" sagte die Gräfin fast lustig. „Sie werden ihm erklären, daß Sie Fräulein Hanna zu Ihrer Gattin machen wollen. Und dann kann man es gleich der Welt sagen, denn es ist schicklich, daß Sie schon als ihr Bräutigam gelten diesen Herbst hindurch."

„Dann gehe ich nach Dalmatien, gründe uns dort in einem Häuschen am Seeufer unseren eigenen Herd, und . . ."

„Und erlauben mir, daß ich dann und wann nachsehen komme!" rief Gräfin Pauline und lachte dabei wirklich auf. Es war ein scharfes Lachen, wie Spott. Aber sein ehrliches Auge sah nur ihr fieberhaft-freundliches Gesicht.

„Natürlich!" jubelte er. „O, wie gut Sie sind! Ich wußte es ja, Sie haben das beste Herz von der Welt, liebe, liebe Cousine!"

„Ja, das hat man mir stets nachgesagt!" meinte sie scherzhaft nickend. „Aber jetzt gehe ich schlafen, ich glaube, ich habe mir heute den Schnupfen geholt. Wir sind also wieder gut Freund. Est-ce dit? Sans amour, sans rancune! Und morgen früh sprechen Sie gleich mit dem Grafen, nicht wahr?"

„Gewiß!" sagte er stark. „O Cousine, wie glücklich bin ich. Ich war diese ganzen Tage hindurch wie zwischen Himmel und Erde, aber jetzt, jetzt ist mir die Last von der Brust. Ich kann gar nicht glauben, daß die Welt so schön sein soll! Sie liebt mich, und Sie sind mir gut."

„Die Welt schön? Ich finde übrigens, daß draußen abscheuliches Wetter ist!" lächelte Gräfin Pauline. „Aber natürlich, wenn man liebt, ist selbst ein Hagelwetter prächtig. Also viel Glück auf morgen, Cousin! Es ist so herrlich, daß Sie Fräulein Hanna heiraten wollen!"

Er küßte ihr herzlich die Hand. Hätte er den unbeschreiblichen Spott und die Schadenfreude gesehen, die jetzt in ihrem schönen lächelnden Gesichte vibrierten, wie sie auf ihn herabschaute, er würde erschrocken sein.

* * *

Fräulein Hannas Nacht war diesmal schlaflos. Sie hatte ihre Obsorge über die Wäscherechnung rasch abgethan, hatte

dann ihren Rundgang durch das Schloß gemacht und war so zeitig als möglich in ihr Schlafzimmer geeilt. Das Herz war ihr wie zum Zerspringen. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume. Sie hatte das Fieber. Sie wiederholte sich jedes Wort, welches Herr von Wukassovich zu ihr gesprochen hatte. Hatte sie auch keines mißverstanden? Und was hatte sie selber ihm darauf geantwortet? Sie wußte es nicht mehr. Sie war ja wie in einem Zauber befangen gewesen, und sie hatte sagen müssen, was er fragte, was ihr Herz gebot. Und dann war Pauline dazugekommen und hatte gelacht. Was mußte Pauline denken? Es war Hanna, als habe sie ein Verbrechen begangen und dürfe niemandem ins Auge sehen, und dann war ihr wieder, als sei sie das glücklichste und reichste und stolzeste Mädchen auf der ganzen Welt. Sie wollte bald weinen, bald lachen, bald sich schelten und bald sich beneiden. Und so stand sie da in der Sturmnacht vor dem Jesusbilde über ihrem Bette, die Hände über ihrem Gürtel gefaltet, und wollte beten. Aber sie betete nicht. Sie horchte auf das Brausen des Windes draußen, und sie verstand jeden Ton desselben. O Gott, was würde morgen geschehen? Sie mußte ihn ja morgen wiedersehen! Sie wollte das Zimmer nicht verlassen, oder sonst in die weite Welt laufen. Denn wie konnte sie mit ihm reden? Oder was konnte er ihr sagen? Und erst Pauline! ... Die Schamröte stieg dem Mädchen in beide Wangen, und sie hatte doch nichts Übles gethan! Wenn es nur niemals, niemals morgen werden wollte, dachte sie; wenn diese laute Sturmnacht nur ewig dauern wollte, die schöne wilde Nacht, wo niegekannte Seligkeiten ihr Herz erfüllten! ... Aber sie wollte beten. Sie mußte beten. Sie sank an ihrem Bette in die Knie, und legte die gefalteten Hände auf die weißen Kissen, und schloß die Augen und begann zu beten. Aber nicht lange, denn sie mußte immer wieder lauschen auf diesen glückseligen Sturm in dieser glückseligen Nacht. Und so versank sie in einen traumlichten Schlummer.

— — — — — — — — — — — —

Und am anderen Morgen war Fräulein Hannas erster Gang in die Meierei. Der Regen hatte in der Nacht aufgehört, aber alle Wege waren tief kotig und alle Gräser naß. Hanna hätte aber nicht warten mögen, nicht um die Welt. Und Wukassovich hatte schon gewartet an seinem Fenster, und kam hinab und eilte ihr nach bis zum Parkgitter.

„Hanna, Fräulein Hanna!“ sagte er. Sie wandte sich rasch um. Sie blieb stehen und lief dann hastig einige Schritte weiter. Sie wußte nicht, sollte sie sich entsetzen oder sich freuen; sie wußte nicht, hatte sie ihn erwartet, oder hatte sie ihm ausweichen wollen? Aber er hatte schon ihre Hand gefaßt. „Hanna,“ sagte er dringend mit seiner sanften männlichen Stimme, „Hanna, verzeihen Sie mir, daß ich Sie bitte, heute morgen im Schlosse zu bleiben. Ich will heute zu dem Onkel sprechen von uns beiden. Und wer weiß, es ist vielleicht gut, wenn Sie in der Nähe sind. Ich bin recht hastig, nicht wahr? Aber Sie sehen selber, wie schnell alles gekommen ist und wie die Dinge stehen. Gräfin Pauline hat gestern gehört, wie ich Ihnen sagte, daß Sie mir teuer seien. Und sie ist uns nicht gut gesinnt. Um Ihretwillen, Fräulein Hanna, muß ich der Medisance zuvorkommen und muß meinem Onkel das erklären, was er in entstellter Weise zu hören bekommen könnte. Ich bin das Ihrem Rufe und meiner Ehre schuldig.“

Hanna schaute ihn vertrauend an. „Herr von Wukassovich, Sie sind ein braver Kavalier!“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Und ich fühle, Sie haben recht, und ich danke Ihnen für das, was Sie thun wollen. Und dann — nicht wahr, dann verlassen Sie das Schloß?“

„Das Schloß verlassen, Fräulein Hanna? Sie wünschen das? Und warum?“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Warum! Ja, wußte sie es denn selber klar, das arme Mädchen, welches zwischen ihren Wirtschaftsschlüsseln und der Schach-

partie im Salon aufgewachsen war? „Ich es wünschen? Das sage ich ja nicht. O Gott, gewiß nicht! Aber ich fühle, daß es so sein muß, ohne daß ich weiß warum. Ich bin recht albern, nicht wahr? Sehen Sie, dieses Schloß ist die einzige Heimat, die ich auf der ganzen Welt habe, und nicht einmal die gehört mir! Ich bin hier nicht geboren und gehöre nicht zur Familie. Aber es ist dennoch der einzige Fleck Erde, auf welchem ich sein und leben darf. Ich habe sonst niemanden auf der ganzen Welt; ich gehöre niemandem und nirgends hin. Und nun denken Sie, Herr von Wukassovich, ob es möglich ist, daß ich hier bleibe, wenn Sie hier sind?"

Sie schwieg. Sie hätte keinen Grund anzugeben gewußt für das, was sie sagte. Und wie anbetungswürdig erschien es dem jungen Manne, daß ihre Einfalt so weise sprach. Er küßte ihre Hand. „Seien Sie ruhig, Fräulein Hanna, Sie sollen Ihr Heim durch mich gewinnen, nicht verlieren. Aber jetzt gehen Sie in das Schloß zurück und verweilen Sie dort. Thun Sie es mir zuliebe. Wollen Sie? Ich mache nur schnell einen Gang durch die Felder."

„Ich will wohl," sagte sie sanft und gehorsam.

* *
*

Graf Teudo Merwingen war gegen mittag von seinem Rheuma schon vollständig befreit, dank seinem Senfteige und der wissenschaftlichen Praxis seines Kammerdieners in puncto Thee und heißer Limonade. Das Rheuma war fort, und das zufriedene Lächeln war wieder zurückgekehrt auf Graf Merwingens fettes, feingeschnittenes Gesicht. Er saß dann im Fauteuil am Fenster und machte seine Konvalescenz. So auch heute. Ein wunderschöner Herbsttag war auf den letzten Spätsommersturm gefolgt. Die Bäume waren über Nacht jämmerlich entblättert worden, dafür standen die Astern in voller Blüte, und ein goldener Teppich bedeckte die Wege des Gartens, und auf den Stoppelfeldern glänzte der Tau in weißen Prismen.

Auf dem Tischchen neben Graf Merwingen stand ein gutes kleines kaltes Dejeuner, auf dem Fensterkissen lagen die Morgenzeitungen und ein Schachaufgabenbuch. Er wehte mit seinem braungeränderten Battistsacktuche eben ein Atom Aspik von seiner Manschette, als sein Neffe eintrat.

„Ah, Peter, du bist's? Nun, ich bin schon ganz wohl, wie du siehst, Kind," lächelte der Graf mit seinem rosigen, fleischigen Gesichte und reichte dem jungen Manne die Hand. Er hatte ihn herzlich lieb gewonnen.

„Schon wieder gesund, Onkel? Das ist brav," sagte Wukassovich und schüttelte seinem Onkel die Hand. „Da gehen wir vielleicht noch einmal auf die Jagd, ehe der Winter da ist und ich fortziehe."

„Fortziehen? Ah, bah! Du mußt hier überwintern, Peter. Ich bin heuer faul und möchte hier bleiben. Und was fangen wir an ohne dich? Du wirst mit Pauline musizieren, ich spiele mit Hanna Schach, und . . ."

„Nein, nein, Onkel. Ich habe meine Winterpläne schon gemacht, es geht nicht! Du erlaubst wohl?" setzte er hinzu und wählte eine Cigarre am Kamin.

„Winterpläne? Du willst doch nicht aufs Meer zurück?"

„Nein."

„Oder zu deinem Bruder, dem maussaden rustre?"

„Noch weniger. Schau, Onkel, ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden, und darum bin ich jetzt zu dir gekommen."

„Etwas Wichtiges! Also deshalb hast du heute früh schon zweimal angefragt, ob ich bereits Toilette gemacht habe? Na, du hast deine Zeit gut gewählt, mon enfant. Nichts reizt den Appetit mehr als eine kleine wichtige Besprechung vor Tisch. Da, rück dir das Taburett in die Fensternische. Vorausgesetzt, daß deine wichtigen Pläne nicht auf deine Flucht hinauslaufen, helfe ich dir zu allem."

„Sie möchten also, daß ich bliebe, lie-

der Onkel?" sagte Wukassovich gerührt. „Sie sind mir gut?"

Der alte höfliche Graf konnte auch herzlich lächeln, und er that es jetzt. „Gewiß," sagte er einfach. „Tu me rapelles par trop ta mère chérie, Pierre. Sie war meine Lieblingsschwester und nicht glücklich. Und du bist ein braver Bursche geblieben, trotz deiner Aventuren, ein echtes Merwingen-Glied."

„O lieber, lieber Onkel, wenn Sie wüßten, wie mich Ihre Worte beglücken im Innersten meiner Seele!" rief Wukassovich und ergriff innig die Hand seines Oheims. „Und ich — ich will Ihnen all diese Güte mit Undank lohnen. Ich will dieses Schloß, das erste Haus, wo ich mich jemals heimisch gefühlt habe, berauben."

„O, o!"

„Jawohl. Ich — ich will etwas mitnehmen, was mir als das Schönste erschienen ist hier, damit ich mir meine Heimatlichkeit mitführe durch die ganze Welt, denn ein Wanderer bin ich ja doch einmal!"

Graf Merwingen machte große Augen und scherzte: „Du meinst doch nicht meine tscherkessische Flinte?"

Wukassovich verneinte.

Jetzt schien dem Grafen ein Licht aufzugehen. Er lachte laut mit seinem harmonischen Lachen und faßte seinen schönen Neffen, der ganz niedrig vor ihm auf dem Taburett saß, mit seiner Grübchenhand am Ohrläppchen. „O, o, jetzt verstehe ich! Mauvais sujet! Du sprichst von deiner Cousine!"

„Von Gräfin Pauline, Onkel? Nein, mein Ehrenwort, nein!" rief Wukassovich hastig. „Ich spreche nicht von ihr, Onkel."

„Ja, dann weiß ich wirklich nicht ... Ich dachte wahrhaftig, du wolltest heiraten!" machte der alte Graf noch immer lustig.

„Das will ich auch, Onkel."

„Ja um Gotteswillen wen denn? Doch nicht die Fürstin Soltis? Die wird ja bei der Trauung das Kerzelweib anschauen, indem sie dir einen Liebesblick zuwerfen will!"

„Aber Onkel! Wo denken Sie denn hin?"

„Ja also wen denn?"

„Nun, Fräulein Hanna," sagte Wukassovich froh.

Graf Merwingen antwortete nicht. Es kam eine so jähe, so auffallende Veränderung über ihn, daß Wukassovich erschrak. Das rosige fette Gesicht des Grafen wurde zuerst blaurot, dann käseweiß. Seine sonst so freundlich zwinkernden blauen Augen wurden starr und traten beinahe aus ihren Höhlen. Der kleine schwellende Mund öffnete sich weit, und die aristokratischen Grübchenhände vibrierten haltlos in der Luft.

„Onkel, was ist Ihnen denn?" rief Wukassovich hastig, erschreckt. „Ist Ihnen unwohl?"

„Unwohl? Nein!" Graf Merwingen kam mit großer Anstrengung, gleichsam auf einem Umwege, wieder in seine gewöhnliche Contenance zurück und fuhr mit der Hand über seine Stirn. „Nicht unwohl. Aber was machst du auch solche Scherze!"

„Scherze? Ich hätte gescherzt? Aber es ist ja mein voller Ernst, Onkel. Ich liebe Fräulein Hanna und bin entschlossen, sie zu heiraten, und wollte auch Ihnen damit eine Freude machen."

Graf Merwingen hatte sich schon so weit wieder gesammelt, daß er lachen konnte; und er lachte, indem er sich ein Glas Wein einschenkte. „Aber das Ganze ist ja ein Unsinn!" lachte er. „Fräulein Hanna! Es ist wirklich ein guter Witz!"

Wukassovich errötete jählings und erhob sich. Und seine Augenbrauen zogen sich scharf zusammen, und seine Stimme schwankte, wie er stark sprach: „Ich bedauere, Onkel, daß ich nicht so geistreich bin, als Sie mir aufbürden wollen; aber ich habe wirklich keinen Witz gemacht, sondern einfach die Wahrheit gesagt. Ich liebe Fräulein Hanna und bin fest entschlossen, sie zu heiraten, da ich glaube, daß sie keinen Widerwillen gegen mich hat. Da Sie noch immer lachen, Herr Graf, so halte ich es für notwendig, Ihnen meine Kavalierparole zu geben, daß ich im vollsten Ernste spreche."

War es Zorn oder Verlegenheit, was das schöne Altmännergesicht des Grafen Teudo Merwingen einen Augenblick so verzerrte? Und war es Zorn oder Verlegenheit, was seine Stimme so heiser machte, wie er zu seinem hochaufgerichtet vor ihm stehenden Neffen aufschaute und sprach: „Deine Kavalierparole? Nun ja, es ist eben deine Laune, jetzt an eine Liebelei mit Hochzeit zu denken. Aber das vergeht. Was mich betrifft, so gebe ich dir meine Parole, daß Fräulein Hanna Müller niemals die Frau des Herrn von Merwingen-Wukassovich, des Sohnes meiner Schwester, werden kann!"

„Und warum nicht, Onkel?" rief Wukassovich, und eine Ader auf seiner braunen Stirn zeichnete sich scharf bläulich ab.

„Warum nicht? Mein Gott, ich bin dir wohl keine Rechenschaft schuldig. Aber — ich bin der Vormund des Mädchens und sage nein!"

„Der Vormund hat nicht das Recht, die Hand seiner Mündel einem ehrlichen, unbescholtenen jungen Manne zu verweigern, ohne Gründe anzuführen. Was können Sie gegen mich vorbringen?"

„Gegen dich?" Graf Merwingen hatte sich wieder mit Anstrengung gefaßt. Er setzte sich wieder in sein Fauteuil und versuchte wieder, seine weißen Zähne zu zeigen. „Gegen dich? Ich habe gegen dich, daß ich dir's nicht erlaube, als dein Oheim, als das Haupt der Familie!"

„Onkel. Ich sehe jetzt, daß Sie scherzen. Aber ich beschwöre Sie, es ist jetzt keine Zeit dazu, denn die Sache ist ernst, so ernst wie mein Lebensschicksal. Ich habe mich nie um Familientyrannei gekümmert; allen Respekt vor Ihnen, aber Ihr Verbot wird mir nicht die Seele umwenden können. Und was Fräulein Hanna betrifft, so ist sie groß genug, um von keinem Vormunde mehr abzuhängen — wenigstens in der Wahl ihres Lebenszieles. Sie ist arm, ich aber habe mein Erbteil. Sie ist brav, gut, schön, und ich liebe sie. Welch eine Macht hätten Sie, uns zu trennen? Und noch mehr: welchen Grund?"

„Welchen Grund, Unglücklicher?" flüsterte Graf Merwingen, zitternd vor Aufregung.

„Gewiß, welchen Grund? Ich gehe nicht von dieser Stelle, bevor ich einen Grund höre, der Ihr Nein rechtfertigt."

Graf Merwingen stand jetzt hochaufgerichtet seinem hochaufgerichteten Neffen gegenüber.

„Du willst den Grund wissen, sagst du?" rief er aufgeregt und gebieterisch und legte seine bebende Hand auf die Brust seines Neffen; „du willst den Grund wissen, weshalb es eine Unmöglichkeit ist, daß Fräulein Hanna jemals deine Gattin werde?"

„Jawohl! Warum nicht?"

„Weil sie meine Tochter ist!"

* *
*

Seine Tochter! Hanna Müller des Grafen Merwingen Tochter! Wukassovich glaubte nicht recht gehört zu haben. In der That war das ein so unglaublicher, unfaßbarer Gedanke, welcher gleichsam für eine Sekunde die Welt um den jungen Mann aus ihren Angeln hob und dieselbe wild umherwirbeln machte. Die Tochter des Grafen Merwingen! ... Er fand noch keinen Schlüssel zu der Lösung dieses Rätsels, aber er fand eine Lösung zu vielem bisher Unlösbaren. Des Grafen Tochter! Also deshalb diese seltsame Ausnahmestellung der jugendlichen, eleganten Haushälterin, die niemand natürlich fand und die doch alle Welt acceptierte, weil diese ganze kleine große Welt um das Geheimnis wußte! ... Wukassovich erinnerte sich jäh, daß ihm diese seltsame Stellung seltsam erschienen sei vom ersten Augenblick an, daß er sie aber natürlich gefunden habe, weil jedermann sie natürlich zu finden schien. Und zugleich erinnerte sich Wukassovich an das spöttische Lachen der Gräfin Pauline am vergangenen Abend. Sie wußte es also auch! — Alle wußten es. Aber wie kam es? Wie war es möglich? Und vor allem, wie konnte das ein Grund sein, ihm Hanna zu versagen? An diesen letzten Gedan-

ken klammerten sich die wirbelnden Gedanken Wukassovichs fest. Alle diese Bilder, Gefühle und Gedanken aber waren in einem einzigen Augenblick deutlich gekommen, dagewesen und wieder zerwirbelt in der Seele des jungen Seemannes. Es brauchte dies weniger Zeit, als der Triller einer Lerche braucht. Da war er schon wieder gefaßt — freilich gewaltsam. Und sein Herz pochte schwer und matt. Er sah einen Augenblick den Herbstwind draußen in den Asternbeeten wühlen und an den leeren, winterlichen Pfirsichstaketten rütteln. Er sah die jagenden Wolken droben und dann den Grafen vor sich, der wieder in sein rotsamtenes Fauteuil gesunken war. Und er wußte, daß er jetzt zu fragen hatte, und er sagte schwer: „Ihre Tochter, Onkel?“

Graf Merwingens verstörtes, aufgeregtes Wesen, als er sein Geständnis herausgestoßen hatte, nahm langsam wieder die Grazie der gentlemanliken Gefaßtheit an; nur blieben seine fetten Wangen noch ein wenig blaß, und seine Hände spielten noch etwas unsicher mit den Trobbeln seines Fauteuils. Auch in seiner Stimme zeigte es sich, daß er sich von einer tiefen, widerwilligen Erschütterung noch nicht ganz erholt hatte.

„Jawohl, meine Tochter,“ sagte er. „Weiß Gott, ich hätte viel darum gegeben, wenn du mich nicht zu diesem Geständnis gezwungen hättest. Aber da es einmal so ist, so höre mich an. Du warst stets auf der See und weißt ja nichts von dem, was vorgeht. Aber du wirst mich verstehen. Ich war als junger Mensch rasend verliebter Natur. Ich verliebte mich zuerst standesgemäß, in ein Fräulein von Hohenaus, einen Engel. Mein Vater war nicht abgeneigt, uns zu vereinen. Da kam dann eine recht wahnsinnige Liebe über mich — zu einer Sängerin. Du weißt vielleicht, daß die Liebe zu einer Künstlerin stets stärker ist als die zu jedem anderen Weibe, weil die Eifersucht mit dem ganzen Publikum sie anfacht und fast sinnlos macht. Sie war eine Konzertsängerin. Sie war schön und dabei lieblich, so wie ihr Kind, wie Hanna. Aber was ist dir, Peter?“

Wukassovich lächelte. „Nichts, o gar nichts. Bitte, Onkel, fahren Sie fort.“

„Ich war damals ein blutjunger Bursche, dumm, leichtfertig, voller Schulden, freigebig mit meinem Herzen und mit meinem Geldbeutel, und dabei das, was man ‚edelmütig‘ nennt und was eigentlich Albernheit ist,“ fuhr Graf Merwingen ernst fort. „Was wußte ich von der Würde eines Namens, von der Pflicht der Geburt? Jeanne Millano war eine brave Dame, trotzdem daß sie so berühmt war im Konzertsaal. Ich holte sie in Wiesbaden ein, ging mit ihr nach England und — heiratete sie dort.“ Graf Merwingen wurde dabei wieder tiefrosig in seinem feinen aristokratischen Gesicht. Er beugte sich unter dem Bekenntnisse seiner Schuld vor seinem erstaunten Neffen, der ihn eben loben wollte. „Ja, ich vergaß mich so weit, sie zu heiraten. Denn sie war brav, und — und ich liebte sie mit der ganzen Sehnsucht meiner Jugend.“

„Sie vergaßen sich, sagen Sie, Onkel?“ machte Wukassovich leise. „Aber das war ja ritterlich, das war ja schön, was Sie thaten!“

Graf Merwingen zuckte die Achseln. „Du bist eben sehr jung geblieben auf der See, lieber Peter, und hast kein rechtes Bild von unserer Gesellschaft. Das Haupt eines Stammes muß diesen Namen so rein wie möglich erhalten. Das heißt, so makellos wie möglich von obskuren Verwandten, von Leuten, die dich der Verwandtschaft wegen duzen dürfen und denen du ungern begegnest in Gesellschaft einer Durchlaucht. Das geliebte Weib, welches keinen Rang, sondern nur ihre Kunst hat, ist aber stets umringt von solchen Verwandten oder Duzkameraden. Doch, was galt mir das? Ich war so jung und bei den Jesuiten erzogen. Aber bald darauf erwachte mein Gewissen. Mein Vater wurde krank zum Tode und berief mich zu sich an sein Sterbebett. Er wollte mich mit Gräfin Leonie Sternholm vermählt sehen, ehe er starb. Er wollte noch

der Vermählung beiwohnen. Ich war nicht mehr verliebt in meine heimliche Gattin, und sie — sie sehnte sich wieder nach der Kunst, die meine täppischen Flegeljahre ihr nicht zu ersetzen vermochten. Wir trennten uns de jure et de facto. Das kleine Mädchen war in England auf den falschen Namen getauft worden, den wir beide in Bath führten. Ich heiratete dann die Gräfin Leonie. So ging das Leben ruhig fort. Eines Tages las ich in der Zeitung den Tod der Konzertsängerin. Ich las denselben an dem Krankenbette meiner kränklichen Frau, die bald danach starb. Dieses mein Lieblingsschloß hier wäre beinahe verwildert, wenn nicht Fräulein von Hohenaus, meine einstige Jugendbraut, die einen General Müller geheiratet hatte, ebenfalls Witwe geworden wäre. General Müller war mein guter Freund gewesen. Seine Witwe übernahm die Leitung meiner beiden Schlößchen. Und als man mir eines Tages das kleine Mädchen ins Haus brachte, welches meine beste, meine einzige Jugendliebe, meine bürgerliche erste Frau mir geboren hatte, da war es die gute Generalin, welche das Mädchen wie ihre eigene Tochter erzog und es vor der Welt behauptete. So wuchs mein Kind in meinem Schlosse, in meiner Nähe heran. Die engelsgute Generalin galt für seine Mutter. Das Mädchen wurde brav und fleißig. Und als die alte Generalin starb, übernahm es die Herrschaft über Merwingen frischweg. Und mir ist sie eine lebendige Freude. Sie ist das Ebenbild ihrer Mutter, und sie spielt vortrefflich Schach. Ich stünde jetzt allein, wenn ich Hanna nicht in meiner Nähe wüßte. Aber freilich werde ich mich von ihr trennen müssen, denn sie muß doch heiraten. Ich glaube, ein hübscher, braver Forstpraktikant bewirbt sich um sie, und ich werde ihn zum Förster machen." Der alte Graf schwieg und seufzte wie erleichtert auf. Dann klopfte er seinem Neffen auf die Schulter und setzte hinzu: „Jetzt weißt du alles und siehst ein, daß Hanna niemals deine Frau werden kann."

Wukassovich hatte sein Haupt in seinen beiden Händen verborgen gehalten. Jetzt schaute er wieder in die Höhe, bleich, aber mit dunkelflammenden Augen.

„Nicht meine Frau, und weshalb nicht, Onkel? Ich liebe sie! Ich fühle es, mein Leben ist verloren, so wie einst, ohne ihre Nähe! Weshalb soll Hanna Merwingen oder Hanna Müller nicht meine Gattin werden können?"

„Mein liebes Kind, du hast soeben den Grund selber gesagt: Merwingen oder Müller? Johanna führt keinen dieser beiden Namen. Sie hat überhaupt keinen Namen. Und du, Peter, du bist mein echter Neffe. Dir will ich einst meinen Titel hinterlassen und nicht deinem Bruder. Deine Seeaventüren waren bloß chevaleresk, und du hast die echten Manieren eines Merwingen. Dich habe ich erwählt als den Nachfolger in dem Wappen und in diesem Schlosse. Du siehst also ein, daß eine Mesalliance unmöglich ist. Die Familie muß rein erhalten bleiben."

„Aber Sie selber haben ja doch eine Mesalliance begangen!"

„Mit achtzehn Jahren. Als ich so alt war wie du, war ich schon vernünftig. Kurz, du siehst, es ist unmöglich."

„Unmöglich! Aber weshalb?"

„Weil du eine Braut mit einem Familiennamen heiraten mußt, um die Doppelwappen fortzusetzen im Korridor."

„Aber ich liebe Hanna, und ich würde sie auf den Händen tragen! Und sie ist ja doch Ihre Tochter!"

„Sie ist meine Tochter, ja —" sagte der Graf ernst, fast ungeduldig. „Aber sie ist es nur für mich. In Wahrheit ist sie eltern- und namenlos für unsere ganze Welt, nur für die Bediensteten und für sich selber hat sie einen Namen. Sie ist mein Kind, aber nur für dich. Ich liebe sie, aber ich liebe auch meinen Namen und kenne die unerbittlichen Gesetze unserer Gesellschaft. Und ich liebe dich auch, Peter, und du bist der einzige, welcher meinen Namen ehrenhaft fortführen mag. Und ich, als Haupt der Familie, verbiete dir eine Mesalliance; oder sollte ich gegen

dich nachsichtiger sein, als ich es einst gegen mich war, wie ich zur Vernunft und zur Erkenntnis unserer Pflichten kam?"

Der Graf sprach ernst und imponierend. Es war eine entsetzliche Sache, ihn von seinem namenlosen Kinde wie von einer Entehrung für den Mann, welcher sie liebte, sprechen zu hören; aber es ist dies ein Dualismus der Gesellschaft, welcher eine Thatsache ist. Und Graf Merwingen war echt aristokratisch in seiner Art, wie er dies alles sagte: ehrlich und überzeugt zugleich. Ach, er war ja nicht mehr achtzehn Jahre alt!

Wukassovich begriff dies alles. Er fühlte, wen er vor sich habe, und er fühlte, daß hier keine Logik, sondern nur ein klarer Wille helfen konnte. Denn der Seemann war keinen Augenblick im Zweifel darüber, was seine Pflicht, sein Weg und sein Glück seien.

Sein ganzes Herz vibrierte heftig auf, wie er jetzt seine Hände fest ineinanderlegte und sprach: „Lieber Onkel! Alles, was Sie mir da an Gründen gesagt haben, verstehe ich kaum. Ich habe ja so wenig in der Gesellschaft samt ihren Ehrenpunkten gelebt. Ich weiß nur eins und verstehe nur eins: daß mein Herzensleben mit Hanna erwacht ist und daß es sich in ihr konzentriert. Und ich fühle, daß durch das Glück oder Unglück des Herzenslebens auch der Thatenweg eines Mannes verdüstert oder erhellt werden kann. Und ich nehme mein Leben ernst! Ich will wirken und schaffen; und dazu will ich glücklich sein; ich nehme mir also mein Glück zuerst, und das ist Hanna. O! lassen Sie mich ausreden, lieber, guter Onkel! Daß Hanna Ihre Tochter ist, hat mich überrascht, ebenso, daß das Kind Ihrer besten Liebe und Ihrer — wenn auch improvisierten, doch echten ersten Ehe ‚keinen Namen‘ hat — wie Sie sagen; nicht einmal den ihrer Pflegemutter. Wie gesagt, ich verstehe das nicht, aber ich denke, daß es natürlich ist in den Kreisen, denen ‚wir‘ angehören. Nun aber haben mich diese Kreise nie etwas gekümmert und sollen es auch fernerhin nicht. Und ich bin fest entschlossen, Fräulein Hanna Namenlos zu meiner Gattin, zum Glücksstern meines Lebens zu machen."

Ein jäher Zorn über die Empörung glühte in dem Grafen auf. „Ich habe dir meine Gründe gesagt, Peter, weshalb ich diese Mesalliance für unmöglich halte. Mit welchem Rechte willst du Fräulein Johanna von hier entführen?"

Jetzt brach der ganze Stolz für die Geliebte und der ganze Stolz für sich im Herzen des jungen Mannes los: „Und mit welchem Rechte werden Sie es wagen, mir Hanna vorzuenthalten, Herr Graf von Merwingen?" rief er. „Mit welchem Rechte werden Sie sie hier zurückhalten, wenn sie gehen will? Werden Sie es zu gestehen wagen, daß Sie eine billige Wirtschafterin ungern freilassen, oder daß Sie keinen besseren Partner zum Schach finden können, und daß deshalb Fräulein Hanna unverehelicht bleiben oder höchstens einen Ihnen unterthänigen Förstadjunkten zum Gatten nehmen muß? Werden Sie diesen Egoismus bekennen? Oder werden Sie es vielleicht wagen, diesem unschuldigen Mädchen, diesem Kinde, zu sagen, daß Sie seine Mutter verlassen und betrogen haben? Werden Sie sich getrauen, diesem Kinde, das Sie trotz aller Herzlosigkeit dennoch lieben und ungern vermissen, zu sagen, daß Sie sich ihrer schämen in der Familie? Werden Sie so weit Graf sein, Onkel?!"

Der alte Graf war fast weiß vor Zorn oder Erregung. Aber er blieb gefaßt. Er strich mit seiner schönen Hand das ergrauende Haar zurück und sagte mit höflicher, ruhiger Stimme: „Es ist seltsam und es ist mir betrübend, daß du, der nächste Verwandte, dem mein Herz am freundlichsten gesinnt war, mir als dem Haupte der Familie so offen entgegentrittst. Und wahrhaftig, ich hatte es nur gut für dich gemeint. Daß du keinen Sinn hast für die zartesten Ehrenpunkte eines Namens, denen oft die besten Gefühle unseres Herzens weichen müssen, das zeigt mir, daß ich mich in dir vollständig geirrt habe. Wir wollen hier nicht weiter von Grün-

den sprechen. Ich habe meine Gründe, Fräulein Hanna nicht als deine Gattin sehen zu wollen — mögen dieselben nun selbstsüchtig oder bloß aristokratischer Unsinn sein; du hast deine Gründe, Fräulein Hanna mit deiner Person beglücken zu wollen. Nun giebt es aber noch eine dritte Person. Meine . . . Fräulein Hanna selber. Bist du vielleicht mit ihr schon einverstanden?"

Wukassovichs Augen blitzten und seine Lippen preßten sich momentan fest zusammen. „Mein Ehrenwort, nein," sagte er kurz, stark.

„Aber du glaubst, daß Sie dir — wie sage ich denn schnell? — daß sie deine Gefühle teilt? daß sie dir — gut sei?"

„Ich glaube es."

Der Graf nickte und drückte an die Klingel auf dem Frühstückstischchen neben ihm. Dem eintretenden Bedienten sagte er, er lasse Fräulein Hanna Müller ersuchen, sich hierher bemühen zu wollen.

Als der Bediente sich wieder entfernt hatte, trat eine tiefe Stille ein im Zimmer. Wukassovich stand an den Kaminmantel gestützt und ließ sein Auge fest auf dem herbstlichen Sonnentage draußen ruhen. Sein Herz pochte schwer, aber ruhig. Graf Merwingen hatte ein Weißbrot vom Tische genommen und zerbröckelte die Krumen, während er mit seinen lichten großen Porträtaugen bald auf seinen Neffen, bald durch das Fenster blickte. Die Sonne draußen blitzte über die mattfarbigen Blätter und Blüten des duftlosen Herbstes. Die Luft war rein bis über die fernsten Berge hinüber und so klar, daß man das Rollen eines Fuhrwerkes an der Flußstraße unten vernahm. Der Herbst hat so kaltprächtige Tage voll müder Schönheit.

Es vergingen kaum ein paar Minuten, bis Fräulein Hanna ankam. Aber diese Minuten mit ihrer Totenstille glichen ebensovielen Jahrhunderten in einem ägyptischen Königsgrabe.

Endlich öffnete sich die Thür, und Gräfin Pauline trat herein, Arm in Arm mit Hanna. Es waren zwei reizende Köpfe, die da im Herbstlichte erschienen. „Guten Morgen!" rief Gräfin Pauline fröhlich. „Pardon, daß ich mitkam, obwohl sich die Sehnsucht Onkelchens bloß auf meine liebe Hanna bezog. Da wir aber gerade in der Küche miteinander zankten, so benutze ich die Gelegenheit, um Ihnen guten Morgen zu sagen, Onkel, und um Sie zu fragen, wie es mit Ihrem Rheumatismus geht. Doch schon besser, hoffentlich? Oder nicht? Denn Sie machen ein so ernstes Gesicht!"

Hanna trat auf den Grafen zu und sagte mit ihrem „guten Morgen": „Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Graf? Soll ich vielleicht Anordnungen treffen für den heutigen Tag? Wird jemand erwartet?" Hanna sprach sanft und ruhig wie sonst. Ein Blick auf den jungen Mann am Kaminsimse hatte sie merkwürdig sicher gemacht. Es war ihr, als fühle sie seine schützende Hand auf ihrem Scheitel.

Während Hanna zum Grafen sprach, war Gräfin Pauline zu Wukassovich an den Kamin getreten. Leise sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte: „Cousin, verzeihen Sie mir meine Grimassen von gestern. Ich habe in der Nacht lange am offenen Fenster gestanden und habe ins Dunkel hinaus- und in mich hineingeträumt. Und da habe ich meine alberne Selbstsucht überwunden. Hanna ist ein Engel, und Ihr Seeleute braucht eine gute Fee und keine Modedame. Bestehen Sie auf Ihrem Glück, Cousin. Wenn's drauf ankommt, helfe ich Ihnen von Herzen."

Dann sagte sie noch einige laute Worte und rauschte zum Zimmer hinaus.

Und wieder wurde es fast zu still in dem hohen, freundlichen Zimmer, und das helle Herbstlicht draußen schien jeden Winkel desselben transparent zu machen, so daß sich auch nicht der kleinste Gedanke verbergen ließ.

Graf Merwingen hatte die Hand Hannas ergriffen. „Hanna," sagte er mit freundlicher, väterlicher Stimme. „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil es sich um wichtige Dinge handelt. Sie sind

der gute Engel dieses Hauses, wie es einst Ihre Mutter, die gute Generalin war. Sie ersetzen ihm die fehlende Herrin und oft den kränklichen Herrn, mich selber. Sie sind noch so jung und doch uns allen schon unentbehrlich. Und dieses Haus, welches Ihnen so viel verdankt, welches Sie durch Ihre Gegenwart erhellen wie mit freundlichen Sonnenlichtern, möchte Sie niemals scheiden sehen. Nun aber will man Sie aus dieser Heimat, der Sie so nötig sind, entführen. Hier, mein Neffe, Herr von Wukassovich."

Hanna rang schwer nach Fassung, nach Atem. Sie selber hielt die Hand des Grafen Merwingen, ihres väterlichen Freundes fest. „Entführen, mich?" sagte sie verwirrt.

„Ja. Er will dich heiraten," sagte der Graf kurz, bitter und ängstlich zugleich.

Jetzt trat Wukassovich ganz auf die Gruppe am Fenster zu. Er faltete seine bronzefarbigen, starken Hände fest ineinander und legte sie an seine stark atmende Brust. Er hatte eine Miene, so entschlossen und so stolz-energisch, daß es war, als stände er mitten im Orkan auf schwanker Barke und der Sturm wühle wieder in seinen Locken.

„Ja," sagte er. „Ja, Fräulein Hanna, ich habe dem Herrn Grafen gesagt, daß ich Sie zum Weibe möchte und daß ich hoffe, innigst hoffe, Sie würden mich nicht zurückweisen. Ich habe dem Herrn Grafen gesagt, daß ich Ihnen eine arme aber sichere Heimat bieten möchte, wenn Sie mir dahin folgen wollten." Er schwieg kurz.

Hanna hielt noch immer die Hand des alten Grafen instinktmäßig fest. Sie stand still da in ihrem grauen Hauskleidchen mit dem schwarzen Schürzchen und dem schlichtgescheitelten Haare und den weißen Manschetten. Aber sie wurde plötzlich so farblos und ihre Unterlippe sank für einen Augenblick so jäh herab, als wolle sie ohnmächtig werden.

„Hanna!" rief der Graf erschreckt. „Nicht wahr, Hanna, Sie wissen nichts davon, mich — uns zu verlassen? Bedenken Sie nur, was wären wir ohne Sie! Ich halte es gut mit Ihnen, und mein Herzenswunsch wäre es, wenn Sie ..."

„Sie sind mein Wohlthäter, Herr Graf," murmelte Hanna, und ihr Auge ließ den jungen Seemann nicht los.

„Und ich, Hanna, ich vermag Ihnen wohl nichts zu bieten — keine Erinnerung an die Vergangenheit, und vielleicht manche Sorgen für die Zukunft und manchen Sturm, der vom Meere herauf an die Hütte unseres Glückes emporzürnen wird. Aber mit dem allen biete ich Ihnen mein ganzes Herz, meine ganze Jugend, das Sinnen und Streben meines ganzen künftigen Lebens. Und der Herr Graf von Merwingen verweigert Sie mir! Der Herr Graf von Merwingen verbietet mir, um Sie zu werben. Aber mein Herz ist frei. Die Umstände haben es mit sich gebracht, daß diese Stunde so rasch kam und so ernst wurde. Hanna, ich liebe Sie!"

Hanna sah das schöne jugendliche Antlitz über ihr, und sie ließ die Hand des Grafen los, und ihr Haupt neigte sich nach rückwärts, wie die Lilie den Kelch sinken läßt in der Sonne. Wer mag die Wonne beschreiben und die hilflose Dankseligkeit, die ein Frauenherz überkommt, wenn die Stimme des geliebten Mannes zum erstenmal die Worte spricht: ich liebe dich!? Welch ein Auge ist so klar, so treu wie dieses Mannesauge? Das Antlitz ist gebräunt vom Sturm des Lebens, und wie ein Schild und ein unbesieglicher Schutz lächelt es zwischen der Welt und der Geliebten beruhigend herab. Die Lippen, deren Befehlen man willenlos gehorchen muß, zittern selber wie in lieblicher Scheu bei diesen Worten; das ganze Leben scheint aus dem Herzen des Weibes entflohen, um gleich Weihrauch in die Himmel dieser schützend herabgesenkten Mannesaugen aufzuschweben, in welchen sich gleichsam ein Echo der süßesten Worte spiegelt: Ich liebe dich! O, der Nachhall dieser Worte zittert fort im Frauenherzen, bis es einst bricht. Ich liebe dich!

Hanna faltete die Hände über ihrer Brust und erhob sie dann rasch zu den

Augen. „O Mutter!“ flüsterte sie, und Thränen zitterten in dieser leisen Stimme.

„Hanna,“ sagte der Graf eindringlich und ängstlich. „Hören Sie mich. Sie haben noch Zeit, sich zu bedenken. Übereilen Sie sich nicht. Sie wissen ja noch nicht, was das ist, mit Fremden in die Fremde zu ziehen. Sagen Sie nicht ja und nicht nein. Überlegen Sie sich's einen Monat, ein halbes Jahr noch in dieser Ihrer alten, treuen Heimat ...“

„Überlegen, damit Sie mich vergessen machen in ihrem Herzen, Herr Graf?“ rief Wukassovich glühend. „Überlegen, wo es sich um mein Lebensglück, um den Frieden meines Herzens handelt. Bei Gott, ich verlasse dieses Schloß nicht, ehe Fräulein Hanna sich entschieden hat. Hanna, wollen Sie mich so fortsenden?“

Hannas gefaltete Hände sanken jetzt von ihren Augen herab, und diese klaren Lichter leuchteten auf den beiden Männern schattenlos und groß.

„Herr Graf!“ sagte sie und neigte dabei das Haupt. „Ich weiß mich kaum zu fassen. Sie sind der Freund meiner seligen Mutter gewesen und sind mein Wohlthäter und mein zweiter Vater. Ich weiß nicht, ob es recht ist, daß ich ausspreche, was mein Herz fühlt: vielleicht ist es nicht schicklich — aber ich kann nicht anders. Ich bin viel auf mich allein angewiesen gewesen von Kindheit auf und habe für mich allein denken gelernt. Herr von Wukassovich, Herr Graf, hat mir gesagt, daß — daß er Teilnahme fühle für mich und — und Freundschaft ...“

„Und Liebe, Hanna!“

„Ja,“ flüsterte Hanna leiser. „Und ich war so erstaunt und so glücklich, Herr Graf, denn Herr von Wukassovich ist ein braver Mann, ich fühle das. Und ich möchte Sie bitten, mir nicht zu zürnen darüber, daß — daß ich ihm nicht zürne.“ Die Stimme des Mädchens erlosch. Aber ihre Hand ruhte in der Hand des Seemanns.

„Onkel, segnen Sie unser Glück!“ flehte dieser wie berauscht von Freude und Stolz.

„Segnen, euch?“ rief der Graf und erhob sich zitternd. „Sie wird mich nicht verlassen, Wukassovich! Das ist ja nicht möglich, sage ich dir! Nie werde ich einwilligen! Ich verbiete es!“

Da erlosch der helle Blick des jungen Mannes im empörten Trotz. Hoch aufgerichtet stand er wieder da, die Geliebte im Arme. „Verbieten wollen Sie es? Und mit welchem Rechte, Herr Graf?“

Graf Merwingen starrte ihn einen Augenblick verwirrt an.

„Mit welchem Rechte, Herr Graf, frage ich?“ wiederholte Wukassovich stark.

Es war, als ob Graf Merwingen sprechen wollte. Ein Wort vibrierte schon auf seinen zitternden Lippen. Da traf sein Blick den reinen, ängstlichen, fragenden Blick des jungen Mädchens, und das Wort blieb ungesagt.

Er sank in seinen Stuhl zurück und barg sein Gesicht in den Händen.

„Herr Graf, Herr Graf, Sie zürnen! Sie sind böse auf mich!“ rief Hanna, fiel am Fauteuil auf die Knie, suchte die Hände des Grafen von seinen Augen zu entfernen und fing zu weinen an. „O Herr Graf, zürnen Sie mir nicht, das würde mir ja das Herz brechen, sehen Sie! Aber ich kann nicht anders — mein Gott, was soll ich Ihnen denn noch sagen?“

Der Graf erhob langsam wieder sein Antlitz. Seine Wangen waren gerötet, und in seinen Augen schimmerte ein seltsamer, feuchter Glanz, wie man ihn noch nie gesehen hatte. Er legte seine Hand auf das Haupt des jungen Mädchens und reichte die andere seinem Neffen.

„Seid glücklich,“ sagte er, und seine Stimme war merkwürdig schwankend. „Sieh zu, daß du mir so bald als möglich aus den Augen kommst, unverbesserlicher Vagabund, und richte für euch ein Nestchen zusammen bei dir daheim unten. Aber den Herbst über mußt du uns Hanna noch lassen. Und — werde ich doch das ‚Recht‘ haben, euch manchmal zu besuchen — Frau Nichte?“

Die beiden jungen Leute umarmten ihn um die Wette. Da geschah etwas Seltsames, etwas Unerhörtes. Graf Merwingen, den noch nie jemand weinen gesehen

hatte, ließ sein Haupt auf die Achsel Hannas sinken, und sie fühlte, wie er leise aufschluchzte. Sie war erschreckt und hielt sich zitternd ruhig. Das Wort, welches früher ungesagt auf seinen Lippen verhallt war, entströmte ihm jetzt als wohlthätige, stumme Thränenflut. Er gedachte der Liebe seiner Jugend, er gedachte der falschen Würde, der er so viel Freuden und so viel häuslichen Glückes geopfert hatte, und er gedachte der Herbstluft draußen, die an den Ästen der entlaubten Bäume rüttelte. Und der echte Edelmann wurde für den Augenblick ein echter armer alternder Mensch. „Nein," rief er bebend, „Sie dürfen mich nie verlassen, Hanna! Niemals, Peter, hörst du? Laß das Meer dahinbrausen, wo es will, und bleibt bei mir — immer, immer! Wer weiß, wie lange es noch währt? Seid meine Kinder!"

„Herr Graf!" weinte Hanna.

„Nein, nennen Sie mich Vater, Hanna. Du willst, daß sie es thut; nicht wahr, Peter?"

Wukassovich küßte stumm und innig die Hand des Grafen.

„Nun, Hanna?"

Hanna lächelte unter ihren Freudenthränen hervor. „Mein Vater!" sagte sie aus vollem Herzen. Und mußte wieder weinen, und wußte nicht, warum.

— — — — — — — — — — —

So kommt es, daß jetzt auf Schloß Merwingen zur Sommerzeit die Honneurs von drei glücklichen Menschen gemacht werden. Gräfin Pauline, welche einen General geheiratet hat und in Wien fröhlichen Hof hält, kommt nicht jeden Sommer hinaus. „Denn," sagt sie, „es giebt nichts Nerventötenderes als ein Schloß mit kleinen Kindern und mit einer Bonne. Oder kennen Sie etwas Schrecklicheres, Major, als das Vordeklamieren einer Lafontaineschen Fabel?"

Von Schloß Merwingen aus sind seit Jahren keine Reisen mehr gemacht worden, weder nach Amerika, noch nach Italien, noch sonst wohin.

„Ich kann nicht fort," sagt der alte Graf wichtig und kopfschüttelnd. „Die kleinen Jungen würden mir alle Blumenbeete verwüsten. Der Gärtner hat gar keine Macht über sie."

„Ich mag das Meer nicht mehr sehen," sagt Wukassovich. „Da kennt das Heute das Morgen nicht. Und mein Herz möchte immer das Heute behalten — es ist so schön!"

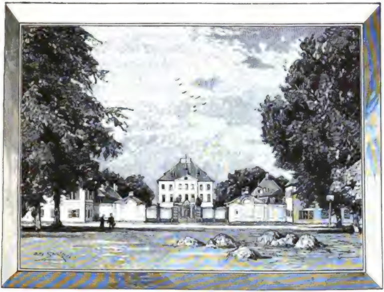
„Aber ich möchte doch einmal mit dir nach Italien gehen, oder nach Paris," sagt Hanna ernst. „Ich weiß dir noch immer nichts zu reden von den Galerien und von der Patti und der Nilson. Ich muß dir recht einförmig vorkommen, was? ... Aber es giebt so viel zu thun, siehst du!" Und sie klirrt mit ihrem kleinen Schlüsselbunde am Gürtel.

„Aber ein Liedchen kannst du mir wohl singen?" sagt ihr Gatte abends.

„Ach ja! Mir ist eben auch das Herz danach! Gehen wir jetzt in das Musikzimmer. Es dunkelt schon. Und nach dem Souper muß ich doch mit dem Onkel Schach spielen."

Und Hanna geht mit ihrem Gatten ins Musikzimmer. Die Akazien und der Jasmin duften durch die Abendluft zum Fenster herein. Und sie singt mit ihrer volltönenden Altstimme die Lieder, welche sie einst von ihrer schönen Lehrerin in Sacré Cœur, Elise Szelechi, gelernt hat: das „Gebet Samsons" von Händel, die „Semele" von demselben, das „Eja mater, fons amoris" von Pergolese, das „Bleib unser Licht" von Bach. Und wenn sie schließt, dann ist's schon mondhell geworden im stillen Zimmer, und ihr Gatte küßt ihr den Mund, der so süße Lieder zu singen weiß. „Ich kann nicht so gut singen wie die Berühmten, die ich nie gehört habe," sagt sie. „An was hast du wohl jetzt gedacht? Wo warst du jetzt mit deinen Gedanken, Lieber, während ich sang?"

„Ich? Überall. In Italien — auf dem weiten sonnenschimmernden Meere — im Himmel — bei dir, Hanna."



Fürstenried, Wohnsitz des Königs Otto von Bayern.

Die Umgebung Münchens.

Von

Karl v. Heigel.

II.

Am Starnbergersee.

Um in kürzester Zeit Starnberg zu erreichen, benutzt man die Bahn; der kürzeste Weg dahin ist die Landstraße über Untersendling und Forstenried. Obwohl diese auf der längsten Strecke durch Forste führt, bietet sie an heißen Tagen keinen Schatten. Der Wald reicht nicht an den staubigen Pfad. Beim Dorfe Forstenried biegt ein Seitenweg ab, das ist die Auffahrt zum „Lustschloß" Fürstenried. Max Emanuel ließ es auf der alten Schwaige Potschesried erbauen, das Schloß und eine dem heiligen Hubertus geweihte Kapelle. Manches Hubertusfest mag am 3. November auch in diesem Kirchlein mit feierlichem Hochamt begonnen haben. Der kurfürstliche Hofkapellmeister Torri hatte dazu eine besondere Messe komponiert. Nur Jagdhörner und andere weidgerechte Musikinstrumente begleiteten die Singstimmen. Ein Kyrie mit Jagdfanfaren erinnert an die Magdalenenkapelle zwischen Bildsäulen Aphroditens und Apolls. Dann stieg alles zu Pferde, und die Hirschjagd begann. Abends war das Schloß in allen Fenstern hell. Jetzt ist es wieder Residenz, Residenz eines Königs und doch das stillste Schloß im Lande. Der wahre Ceremonienmeister dort

ist der Arzt. Aber wenn „die Krankheit auch nicht über seine Erfahrung geht“, geht sie doch über seine Kunst. . . .

Nicht jenen Weg wollen wir wandern, sondern die Starnberger Eisenbahn wählen, oder die Straße über Sendling nach Planegg ins liebliche Mühlthal. Der Fluß, den wir hier aufwärts schreiten, ein sanft gleitendes Wasser, das im Sommer zum Bade ladet, heißt die Wirm (von Wirmina), wie denn auch der See noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts allgemein der „Würmsee“ hieß.

Obwohl die Burg der „Ritter und Herren von Starnberg“ schon im dreizehnten Jahrhundert in den Besitz der bayerischen Herzöge gelangte und Wilhelm IV. an ihrer Stelle das Schloß errichten ließ, das heute noch, freilich mannigfach verändert und verkümmert, den Hügel krönt, möchte ich Albrecht V. den ersten Sommerfrischler Starnbergs nennen, denn er zuerst dehnte sein Reich auf den See aus, indem er für sich und seinen Hof ein Lustgeschwader bauen ließ.

An die uralten Sitze freier Saalherren, die schon damals im See sich spiegelten, reihen sich jetzt die Villen wohlhabender Städter.

Wer den See und seine Gestade nur auf einer Dampfschiff-Rundfahrt kennen lernt, kehrt vielleicht enttäuscht zurück. Seine großen Zauber, das Lichtspiel der Wellen und die Alpenkette im Süden, wirken doch ganz anders, wenn wir sie auf einem Spaziergang oder an das Geländer eines Schiffersteges gelehnt oder am besten von einer schattenumspielten Waldbank mit Muße und zur rechten Stunde betrachten. Wenn das Gewässer in Mittagsonnenglanz spiegelglatt und spiegelblank uns umgiebt, beruhigen auch die grünen Ufer das geblendete Auge nicht mehr und statt des malerischen Fernduftes liegt ein fahler Dunst zwischen uns und den Bergen. Man muß den See sehen, wenn ein Gewitter heraufzieht, Himmel und Wasser drohen, indes ein letzter Sonnenblick das Gebirge streift, daß Felsenschründe und Matten wie wettergefeite Sitze der „Saligen“ aus dem Düster tauchen, ihn sehen, wenn der Abendhimmel die gewaltigen Wassermassen purpurn färbt. Dann wird man den Vorzug des Sees eben darin finden, daß die himmelhohen Berge ihn nicht von allen Seiten einschließen, sondern als ein ersehntes Ziel vor uns liegen. Viele treffliche Künstler haben an den Starnbergersee ihr Sommerhaus gebaut; Schwinds, Pilotys, Millers sen. sei trauernd dabei gedacht. Wer aber zählt die Namen der Landschafter, die nur mit Schirm und Farbenkasten dahin gewandert sind! Besonders Bernried, die letzte Dampferstation vor Seeshaupt auf dem westlichen Ufer, zog von jeher Meister und Jünger an. Wie gut oder schlecht jetzt für die Unterkunft Fremder dort gesorgt ist, weiß ich nicht; noch vor wenigen Jahren war es traurig damit bestellt. Um so besser blieb die Ländlichkeit des ganzen Orts gewahrt. Und da die gegenwärtigen Schloßbesitzer mit künstlerischem Takt und echter Naturliebe in ihrem weit ausgedehnten Park nichts verkünstelten und verdarben, vielmehr durch wohlgehaltene Wege und verständige Pflege die Natur nur — ich möchte sagen menschenfreundlicher machten, dürfte Bernried zu den anmutigsten Uferorten zu zählen sein. Eine stattliche Nußbaumallee führt vom See zum Schloß, in blumenreichem Garten liegt das Herrenhaus, im Hag von Obstbäumen das Dorf, und ein Kranz herrlichster Buchen und Eichen faßt das Ganze ein.

Für das hohe Alter der Siedelung spricht schon der Name: Bärenried. Viele Wald-, Orts- und Familiennamen erinnern an St. Corbinians Begleiter, den Bären und sein junges Welf. Wegen der Gemeingefährlichkeit des Bären war die Jagd auf ihn für frei erklärt. Der Herrschaft ziemte des Petzen Haupt und die rechte „Hand“. Der Landmann erbat sich dagegen den Schädel als Talisman, den er zum Tierschutz an die Stallthür nagelte. Die Haut erhielt der Hirt zum Wettermantel, sofern er sie nicht der Kirche

spendete. Die linke Hand des Bären war des Pfarrherrn, indem er für einen Unglücksfall bei gefährlicher Jagd mit dem Sakramente sich bereitzuhalten hatte.

Ein Graf Otto von Valey machte im zwölften Jahrhundert aus seinem Schloß Bernried ein Kloster. Einer der ersten Bewohner desselben erwarb sich einen Namen als Schriftsteller. Paulus Berniedensis war Kanonikus zu Regensburg, mußte aber von dort, da er es mit dem grimmen Papst Gregor VII. gegen Kaiser Heinrich gehalten, ins weltverlorene Kloster am Wirmsee fliehen. Hier verfaßte er die Lebensgeschichten des ehernen Papstes und der heiligen Herluca. Auch Herluca lebte nach mancherlei Abenteuern zu Bernried als Conversa, „und dies," wie der gute Westenrieder schreibt, „in Gesellschaft vieler anderer Jungfrauen, weil damals in Bayern bei vielen Mannsklöstern auch Nonnenklöster sich befanden". Herluca war Pauls geistliche Freundin. Sie soll mit prophetischem Geiste „viele Schicksale des Deutschen Reichs vorgesagt haben". Diese Prophezeiungen sind unglücklicher- oder glücklicherweise in der vatikanischen Bibliothek verwahrt, also begraben.

Seeshaupt ist die südliche Spitze des Sees. Nun werden die Wälder der Vorberge deutlich, und hinter ihnen ragt groß, in allen Linien scharf und mit der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Flächen das Hochgebirge empor. Das Dorf wurde anfangs dieses Jahrhunderts eingeäschert. Jetzt zieht es sich als zwei Zeilen weißgetünchter Häuser auf einem bescheidenen Hügel hin. Das Dorf und das nahe Gelände bieten dem Reisenden nichts, was ihn anmutet. Ich fürchte, auch dem Landwirt nichts. „An dieser kaum mittelmäßigen Beschaffung der Landwirtschaft," schloß Westenrieder sein Kapitel „über die Landwirtschaft um den See", „ist vorzüglich auch der sumpfige Boden Ursache." Und die Unmenge der Feiertage, setze ich ohne Haß, nur aus der Erfahrung eines längeren Aufenthalts hinzu. Aber der Blick von Seeshaupt gegen Norden über das breite, endlos scheinende Gewässer giebt uns für eine kleine Enttäuschung einen großen Eindruck.

Vor vielen Jahren fand am Starnbergersee ein bedeutsames Künstlerfest statt. Die Münchener Meister gaben es den Kunstgenossen, die zur ersten internationalen Kunstausstellung nach München gekommen waren. Festplatz war die Höhe zwischen Leoni und Allmannshausen, die als die Waldrast des großen Landschafters Rottmann den Namen Rottmannshöhe erhalten hat. Auf dem Gipfel unter schönen Buchen pflegte er zu ruhen. Die Fernsicht von dort oben rüttelt stumpfe Seelen wach, wie mochte sein sonnenhaftes Auge in diesen Formen und Farben schwelgen! Eine schönere, eine würdigere Stätte zu einem Verbrüderungsfest der Künstler würde schwerlich zu finden sein. Ich erinnere mich der Einzelheiten nicht mehr. Freude, die freundliche Fee, nahm alle auf ihre Schwingen und alle waren glücklich, frei und gleich. Es war keine Jugendeselei, als wir jungen Freunde, Süd- und Norddeutsche, uns umarmten, in der Liebe

Für das Land voll großer Kunde,
Das stolze Vaterland!

Jetzt steht dort oben ein stattliches Fremdenhaus, im Stil der Schweizer Gasthöfe gebaut, eingerichtet und geleitet. Ein Waldfest wie jenes kann dort nicht mehr gefeiert werden, doch der Blick ins Land ist noch so schön wie damals. Was wir damals aber nur hofften und träumten, ist heute erfüllt! ...

Wenn wir beim heiteren Leoni einen Kahn besteigen und dem Gestade entlang gegen Norden fahren, sind wir bald im Schatten des Parkes von Berg. Dann kommt eine Lichtung und wir erblicken das waldumwobene Schloß. Die Hörwarte haben es im siebzehnten Jahrhundert gebaut. Vom Kurfürsten Ferdinand Maria ward es für das Haus Wittelsbach erworben.

Ein Springbrunnen rauscht im Vorhof. Vom mäßig großen Schloß, das auch im

Innern hochgespannte Erwartungen mehr enttäuschen als befriedigen wird, führen wenige Fahrstraßen durch den Park, aber Fußpfade durchschneiden ihn nach allen Richtungen. Aus der kühlen Dämmerung des Dickichts führen sie uns auf Lichtungen mit der Aussicht auf den See und das westliche Gelände. Einzig ein prächtiger Kiosk inmitten der Waldeinsamkeit erinnert an die Prachtliebe dessen, der hier so oft sich erging. Die Zeit ist noch nicht gekommen, um eine kritische Lebensgeschichte des unglücklichsten aller Fürsten zu schreiben; aber wer immer sie schreiben wird, wird nicht Anwalt, nicht Kläger sein. Pathologische Geschichten vertragen kein Pathos.



Bernried.

Am Chiemsee.

Mit einem Eilzug fahren wir in anderthalb Stunden von München nach Rosenheim und können von da binnen einer halben Stunde in Tirol, im trauten gastlichen Kufstein sein, das am Fuß des herrlichen Kaisergebirgs liegt. Ein Ausflug ins Kaiserthal gehört zu den völlig gefahrlosen und unbeschwerlichen, dennoch zu den schönsten Bergpartien. Auf einem Wege, der wie ein Parkweg gut gehalten ist und sachte sich emporwindet, werden wir jetzt durch Wald, jetzt über Matten in das nackte Geklüft des Hochgebirges, an den Wilden Kaiser geführt. Und abends können wir wieder in München sein.

Wer nach dem Chiemsee will, fährt von Rosenheim in der Richtung gegen Salzburg weiter. Wie der Inn heute von Kufstein bis Passau die Grenze zwischen Österreich und Bayern bildet, trennte er einst die römischen Provinzen Noricum und Rätien. Die Innbrücke bei Rosenheim stellte die Verbindung zwischen Salzburg und Augsburg her. Rosenheim war das römische Innsbruck, Pons Œni. Ein Saumpfad führte schon damals von der Konsularstraße längs der Prien zum Jochübergang bei Sachrang. Chieming am Chiemsee, eine keltische Kultusstätte, gehörte also zum römischen Noricum. Nach der Sage sollen Römer auch auf der kleinen Insel Frauenwörth ansässig gewesen, der Agilolfinger Tassilo aber der Gründer der beiden Klöster Frauen- und Herrenwörth (oder Frauen- und Herrenchiem-

see) sein. Urkundlich ist beglaubigt, daß im Jahre 894 König Arnulf seine Verwandte Hildegard, Tochter König Ludwigs des Deutschen und Nichte Karlmanns und Karls des Dicken, in das Kloster Chiemsee bannte. Von Arnulf auch wurden die zwei Klöster dem Erzbistum Salzburg unterstellt. Die Hunnen zerstörten beide Klöster. Frauenchiemsee erstand alsbald wieder aus der Asche; Herrenchiemsee später, im zwölften Jahrhundert. An zahlreichen Edelsitzen im Gau, auch am See fehlte es im Mittelalter nicht. Nachdem die Berg- und Schmelzwerke „Ratenberg und Brichselegt" mit dem Zillerthal, Kufstein, Kitzbüchel durch den traurigen Landshuter Erbfolgestreit an das Haus Habsburg verloren gegangen waren, erließ Herzog Albrecht IV. Bergonnbriefe auf alle Bergwerke in seinen oberbayerischen Landen. Da war denn der See nicht nur Wallfahrtsstraße und Kirchenweg zu den Klosterstiften, sondern in viel höherem Grade wohlbenutzte Produkten-Vermitte-



Bei Seeshaupt.



Blick von Rottmannshöhe.

lungsbahn zwischen den Schmelz- und Hammerwerken Au und Aschau. Werkthätige Adelsgeschlechter an seinen lieblichen Gestaden standen mit spekulativen Großgewerken in lebhaftem Geschäftsverkehr.*

Auch das Weidwerk trug seinen Lärm aus dem Wald an die Ufer und über den See. Hoch zu Roß mit sechzig bis siebzig Rüden, mit zahlreichem Jagdgesinde kamen die gnädigen Herren. Der Wildeber wurde mit Lanze und Wurfspieß von der Seite angerannt. Wölfe gab es noch im siebzehnten Jahrhundert in solcher Menge, daß Chiemgauer Herrschaften wiederholt um weidliche Beihilfe nach München sich wandten. Ebenso gefährlich war der Luchs, und für Petzens häufige Besuche und Gewohnheiten spricht, daß dem Manne, der dem Aufgebot zur Bärenhatz nicht folgte, der Ofen eingebrochen wurde.

Die Geistlichkeit war nicht minder eifrig bei der Jagd als der Adel; die Hochgebirgsjagd auf Steinbock und Gemse war das Hauptvergnügen der Erzbischöfe von Salzburg und der Bischöfe von Chiemsee. Herrenwörth nämlich war seit dem Jahre 1215 ein Bistum geworden.

Die Jagd mit Falken, das Federspiel, wurde im bayerischen Gebirge so allgemein, daß Geistliche ihre Falken mit in die Kirche nahmen. Reiher, Enten, Strandläufer, Kiebitze, Rohrdommeln bevölkerten das Röhricht. So oft die Herzöge von Niederbayern ihrem Seerichter den Befehl zugehen ließen, das fürstliche Leitschiff „zum Reicherjaid“ aufzutakeln, insbesondere aber darin das Kabinett für das adelige Frauenzimmer lustig aufzuputzen, regte sich die Beteiligung an der fürstlichen Lustwoche in allen Seewinkeln, denn diese Reiherjagd bot dem Landadel immer eine willkommene Gelegenheit zur Audienz.

Die Einführung der Pulvergeschosse verminderte das Hochwild und entlastete den Bauern. Die Edelsitze im Gau verfielen, die Werke standen still. Immer einsamer wurde es um die Klosterinseln. Im Jahre 1803 erfolgte die Aufhebung des Frauenklosters, 1814 starb der letzte Bischof von Herrenwörth. Jenes wurde vom König Ludwig I. unter der Bedingung wieder hergestellt, daß es eine Erziehungsanstalt für Töchter bürgerlichen Standes sowie eine Arbeitsschule übernehme. Die Insel Herrenchiemsee wurde dem ersten nächsten Bieter um einen lächerlichen Preis verkauft. Die neuen Besitzer, aufgeklärte Dunkelmänner, machten aus der Kirche, nachdem sie die Türme abgetragen hatten, ein Bräuhaus. Dann that sich in Württemberg eine Aktiengesellschaft zusammen, welche die Insel erwarb, um den großen herrlichen Wald abzuholzen. Da trat König Ludwig II. ein und kaufte die Insel. Einige Jahre später bestimmte er die Insel zum Bau eines Schlosses.

Unfern der Station Enndorf erblicken wir auf der Strecke Rosenheim-Salzburg den See zuerst, nicht von der günstigsten Seite, als ein langgestrecktes Gewässer zwischen braunen flachen Ufern. Anders nimmt sich der blaue See vom nördlichen und westlichen Ufer aus. Da baut sich die Alpenkette über ihm auf, „in Linien, deren Schönheit Karl Rottmann jener des Apennin gleichstellte.“ Drei Inseln ragen aus dem See: Herrenwörth, Frauenwörth und Krautinsel. Frauenwörth ist eben nur groß genug, um dem Kloster und seinem Kirchlein, dem Wirtshaus und einigen Fischerhäusern Platz zu bieten. Mächtige Linden sind der Schmuck der Insel. Ein dürftiges Eiland, wenn dir Komfort nötiger ist als schöne Natur, ein Sommersitz von unerschöpflichem Reiz, wenn du Berge und Wasser liebst und Humor dir die Speisen würzt. Nicht ohne Grund wählten seit sechzig Jahren Künstler aus aller Herren Ländern, darunter Meister ersten Ranges, Frauenwörth wochen-, monatelang zu ihrem Standort. Hören wir, wie die Künstler

* Hartwig Peetz, „Volkswissenschaftliche Studien“ über den Kiemgau, ein wahrer Schatz für jeden, der von Fürsten und Völkern mehr als nur die Kriegsgeschichte wissen will.

selbst das wasserumflossene Siehdichum schildern:

„Wenn ein farbenprächtiger Abend zu werden versprach, dann versammelte sich wohl alles an der südlichen Ecke der alten Klostermauer, des ‚Frauenganges‘, von wo aus man den ganzen Gebirgskranz — eine Bergkette von nahezu zwei Breitegraden Länge — überblickt, um den wunderbaren Tönen nachzuschauen, die von der brennenden Glut des Abendlichtes bis zu dem düsteren Violett des Erlöschens auf ihren Waldhängen, Matten und Felskronen wechseln. Oder wenn über der Höhe von Rimsting nach schwülem Sommertag Gewitterwolken sich titanenhaft aufbäumten in das fahle Blau des Äthers, dann eilte man insgesamt an das westliche Ufer, um die grauenhafte Schönheit des hereinbrechenden Unwetters zu verfolgen. Düster und düsterer wird es; unheimlich leuchten die noch besonnten Matten und Bäume des Mittelgrundes auf der dunklen Ferne; der letzte Sonnenstrahl schwindet von den weißen Mauern des Herrenchiemseeer Schlosses, die erste rötlichgraue Wetterwolke rollt wie eine sich überstürzende Woge herein und brandet an den Felszähnen der Kampenwand. Dann erscheint auf dem noch spiegelglatten See ein dunkelgrünes Band vom Westrande her; es wird breit und breiter und ist übersät mit weißen Wellenkämmen, die der Sturmwind faßt, zu Staub zerpeitscht und als graue Schleier vor sich herwirbelt.“*

Herrenwörth (Herrenchiemsee) ist bedeutend größer als jene Maler- und Fischerinsel. Es macht von einer gewissen Entfernung und so gesehen, daß der Wald das alte Schloß und sein Drum und Dran verbirgt, einen feierlichen Eindruck. Hochstämmiger dichter Forst steigt aus den Wellen, über die Wipfel ragen die Mauern des neuen Schlosses wie ein Riesensarkophag, je nach der Beleuchtung goldig, rötlich oder bleich.

Das Dampfboot, das uns in Prien aufnimmt, bringt uns alsbald an das Inselufer. Der Weg zum neuen Schloß führt vom Garten des alten Schlosses, des ehemaligen Klosters, in die Niederung. Nach kurzem Wandern durch den Wald steigen wir sachte zur Hochfläche empor, auf der das Schloß steht. Mit der Stirnseite kehrt es sich gegen Westen, ein hundertunddrei Meter breiter Mittelbau mit zwei rückspringenden Flügeln, an deren nördlichen ein anderes Seitenwerk sich anschließt. Wenn wir der Fassade den Rücken wenden, haben wir einen großen ebenen Platz vor uns, ein sogenanntes Parterre mit ungeheuren figurenreichen, marmornen Wasserbecken, mit haushohen Seitenwänden aus wildem Wein. Über Granitstufen geht es hinab zu einem zweiten Parterre, zum Brunnen mit der „Latonagruppe“. Unter uns zieht sich ein Kanal, von Fahrstraßen eingesäumt, von den Weinhecken begleitet zum See. Die Terrassen, Hecken, Brunnen haben wir schon anderswo gesehen. Insbesondere die lebensgroßen Brunnenfiguren kommen uns wie alte Bekannte in neuer Vergoldung oder in frischem Marmorschimmer vor. Wir gehen am Kanal weit genug entlang, daß sich beim Rückblick alles schön übereinander aufbaut, und wenden uns um. Ich kenne nun alles, das sind die Bogenfenster der galerie des glaces, der Spiegelgalerie im Schlosse zu Versailles!

Diese ungeheure Summe von Stoff und Geld, von Kunst und Arbeit ward an eine Nachbildung verschwendet —

> ich sehe nun die edle souveräne
> Vernunft in ein verstimmtes Glockenspiel
> Verkehrt . . .

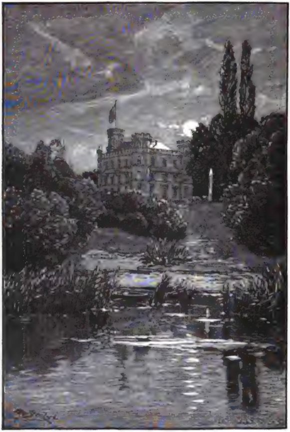
Man sage nicht, daß Schleißheim und Nymphenburg mehr oder weniger auch nur Nachahmung des Schlosses von Versailles seien. Jene Erbauer wußten es nicht besser. Aber eine Huldigung für Ludwig XIV. im neunzehnten Jahrhundert ist spät- und totgeboren.

Da das Schloßinnere zum Überdruß geschildert ist, darf ich mich im Flur bei

* Karl Haushofer in: Die Kunst für alle, 1885, Seite 9.

der Vase mit den Pfauen empfehlen. Solche Pfauen hat Versailles Nummer 1 nicht. Gleichwohl erinnern auch sie mich an Louis quatorze.

Ich kehre in den Wald zurück. Was



Schloß Berg.

für Bäume! welche Fernblicke! ... Wer kann das Schicksal, das Neu-Versailles haben wird, voraus sehen? Vielleicht bald schon steht es einsam, unfertig und verfallend, ein verwunschenes Schloß. Aber der Wald wird seinen Retter loben!

An der Amper. — Schloß Linderhof.

„Wer wäre jemals von uns Münchenern an der Amper hin spazieren gegangen, ohne entzückt zu sein über die Fülle von traulich stiller Anmut, die ihm auf Schritt und Tritt entgegenkam? Die herrlichsten Baumgruppen, die malerischsten Wege, reizendsten Dorfpartien spiegeln sich unaufhörlich in der krystallhellen Flut mit den köstlich umbuschten, bald steil abfallenden, bald flachen und blumen-

bedeckten Ufern. Bei jeder Wendung des sich behaglich herumschlängelnden Flusses löst eine neue Idylle die andere ab, während das Wasser bald rauschend über ein Wehr fällt, bald murmelnd und kosend wie stilles Liebesgeflüster unterm Schatten mächtiger Eichen versteckt dahinzieht."*



Kiosk im Park von Schloß Berg.

Ich führe gern an, was Künstler und Kunstkritiker zum Lobe der Münchener Umgebung sagen. Denn sie doch vor allen haben richtig sehen gelernt. Vom Kreuzspitz, im Rücken des Berges Kofel bei Ettal herab fallen die Quellbäche der Amper. Sie ist schon ein ansehnliches Wasser, da sie in das südliche Becken des Sees tritt; sie verläßt denselben an der Nordspitze bei Stegen. Richtiger hieße der See Ampersee, denn es ist unerfindlich, warum der Fluß bis zum Eintritt Ammer und beim Austritt Amper genannt wird. Amper ist keltisch, Wasser. Der See hat einen Umfang von 38 km, eine Länge von 15,75 km, eine größte Breite von 5,9 km und mißt in der größten Tiefe bei Hersching 88 m. Die Türme von Dießen und Andechs, die stattlichen Schlösser Seefeld und Greifenberg schauen auf ihn herab. Auf dem östlichen Ufer steht schöner Wald. Im Süden ragt über grünen Kuppen das Hochgebirg empor. Das Wasser des Sees wie des Flusses ist im Sommer milde zum Bad. Trotzdem die

* Frhr. Pecht in: Die Kunst für alle, 1889, Seite 158.

Fischerei früher ohne alle Rücksicht auf den künftigen Bestand betrieben wurde, ist der See noch immer fischreich. Er birgt den Hechtbarsch, Sander (Lucioperca), in Bayern Amaul geheißen, der, in kochendem Wasser gar gemacht, ein Leckerbissen ist. Das Klima, besonders an den windgeschützten Hängen, ist milde. Trotz allen diesen Vorzügen lag der See bis in die neueste Zeit öde; nur schwerfällige Fischerkähne durchfurchten ihn und wenige Städter bauten sich ein Sommerhaus auf seinem Gestade. Seitdem der See von einem Dampfboot befahren wird, mehrt sich der Besuch, sicherlich zum Vorteil der undichten Bevölkerung; und mit dem Wohlstand wird auch die Landwirtschaft sich heben.

Die dem See nächstgelegene Bahnstation Grafrath, an der Strecke München-Lindau, ein Wallfahrtsort, liegt mitten im Walde. Freunde von Fußwanderungen verlassen den Zug schon bei Bruck. Der Weg an der fröhlichen, weidenumstandenen Amper aufwärts bis Wildenroth (zweieinviertel Stunden) bietet die lieblichsten Bilder. Von Grafrath bis Stegen ist der Thalgrund versumpft. Wasserüberflutete Wiesen und Röhricht ziehen sich am vielgewundenen Flusse hin. Ich kann mir nicht versagen, Noës Schilderung gerade dieses Stückes Weg anzuführen. Der Naturfreund genießt auch da noch, wo gleichgültige Augen nur Rohr und saure Wiesen sehen:

„Es ist eine seltsame Wanderung. Das Wallen der Getreidefelder wechselt mit dem unnahbaren Ried des Sumpfes. Frösche und Wachteln sind Nachbaren. Die mehr hervorragenden Stellen sind eben ackerbar geworden, während die tieferen vom bräunlichen Wasser begraben bleiben. Dann tönt wieder aus dem Walde, dessen Stämme ein Steinwurf erreicht, die Stimme des Nußhähers oder das dumpfe Klopfen des Spechtes. Der Hase hat ein doppelt Haus; bald liegt er zwischen den Schwaden unter feuerrotem Kornmohn, dann wieder im tannigen Dickicht. Der Raubvogel hat die Wahl zwischen der Schlange, die im grasreichen Wasser liegt, und dem Rebhuhn, das unter den Ähren flattert. Die Kieselsteine in den herabrinnenden Wassern sind mit braunen und schwarzen Algen überzogen, und an ihren krummen Rändern ziehen sich die blauen Scharen der Myosotis hin."

Im elften Jahrhundert gehörte das Seegebiet den Grafen Dießen-Andechs. Wer gedenkt heute dieses Geschlechts? und doch steht ein recht bedeutendes Mal seiner Macht, seines ausgedehnten Eigens am Inn. Die Grafen Bertold III. und IV. von Andechs wurden dadurch, daß sie den Markt für den Inngau auf den Grund des Klosters Wilten verlegten und diesem mancherlei Vorrechte verliehen, die Gründer der Stadt Innsbruck. Sie waren auch Markgrafen von Istrien und Herzoge von Dalmatien und Kroatien. Etwa sechzig Jahre später ist der Stern des Hauses verblaßt, der Mannsstamm erloschen. Aber durch die Ehen, welche die Schwestern des letzten Grafen schlossen, lebt das Geschlecht heute noch fort in den Herrscherhäusern von Preußen und Bayern, Österreich und Italien, in den Familien der Bourbons, der Fürsten von Rudolstadt, Öttingen und Hohenlohe. Das Wappen des letzten Andechs-Dießen führte im herzförmigen Schild oben einen nach rechts schreitenden Löwen, darunter einen rechtsblickenden, fliegenden Adler. Dies blieb das Wappen des Klosters Andechs.

Alles Weh, das Feurio und Mordio des Dreißigjährigen Krieges, auch die Pest suchte die Gauen heim. Als sie leidlich sich erholt hatten, brachten der spanische und österreichische Erbfolgekrieg neues Leid. Und Mutter Erde hat es den Leuten von Anfang an hart gemacht. Das Gelände zwischen Lech und Amper, Ammer- und Wirmsee ist ein wahrer Irrgarten von Kuppen und Klippen, wasserlosen Kesseln und kleinen Seen, von freundlichen Thälern und düsteren Engen; auf fruchtbare Strecken folgt öder Bruch.

Viele Sommerausflügler machen sich



Schloß Herrenchiemsee.



Hersching am Ammersee.

schon an den dichtbeschatteten Tischen der Wirtschaft in Stegen seßhaft, wir aber fahren auf dem Dampfer gegen Süden. Von der Höhe bei Inning funkeln die Fenster des Schlosses Greifenberg. Der hochstämmige Wald zu unserer Rechten heißt noch der Weingarten. Im frühen Mittelalter wurden auch diesseit des Brenners Reben gepflanzt und Trauben gekeltert; doch wie ich aus einer Bemerkung des Otto von Freisingen schließe, bezogen die Klosterherren ihren Wein weislich von Bozen. In jenem Wald liegen uralte Grabhügel, wahrscheinlich römischen Ursprungs. Nach der Station Breitenbrunn auf dem östlichen Ufer steuert der Dampfer nach dem westlich gelegenen Utting, fährt längs dem Ufer an baumbestandenen Auen vorbei und wieder querüber in die östliche Bucht bei Hersching, wo wir ihn verlassen. In einer Urkunde aus dem Jahre 775 schenkt Isanhart der Huosier seine Besitzungen zu Hersching an das Kloster Schlehdorf. Im Lauf der Zeiten wechselte das Dorf noch oft seinen Herrn. Das jetzige Gasthaus war der Sitz derer von Hundsberg. Der letzte dieses Geschlechts wurde infolge übler Wirtschaft Wirt. Während der österreichischen Besetzung Bayerns war das Wirtshaus „kaiserliche Wyrts Tafern“.

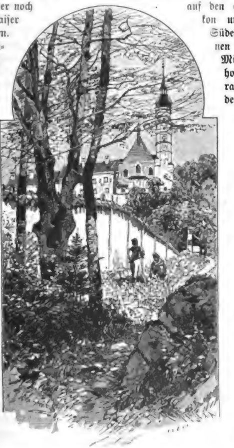
Das Dorf mit seinen mächtigen Nußbäumen hat eine reizende Lage. Von ihm führt ein wohlgebahnter Weg durch das Kienthal sachte aufwärts nach Andechs. In der Tiefe der bewaldeten Schlucht schäumt der Kienbach über Felsentrümmer. Der steile Kegel, um den die Klostergebäude sich lagern und dessen Gipfel die berühmte Wallfahrtskirche krönt, wird kurzweg der Heiligeberg genannt. Von der Feste der Grafen Andechs sind nur noch Reste der Wälle und Gräben vorhanden.

Die Geschichte des Klosters und seines Reliquienschatzes ist von einem Prior des Stifts, P. Magnus Sattler, für Gläubige geschrieben worden, ein Auszug daraus ist „Das Büchlein vom heiligen Berge Andechs“.

Genießen wir die Aussicht, die uns auf der südlichen Terrasse geboten wird, auf die blaue Flut, die dunklen Wälder und hellen Triften, auf das erhabene Gebirg. „Von Süden drängen sich überall Schneezacken und gewaltige Steinriesen heran, und zwischen den bewaldeten Kuppen zieht sich der weiße Streifen der Amper.“ Diesem weißen Streifen aufwärts folge ich in Gedanken. Er führt mich aus dem Hügelland in die Berge.

Schon atme ich ihre Luft. Wald klimmt an allen Höhen empor und überall rinnt und rauscht es. Die Berge wachsen um mich, es windet sich der Weg hinauf, hinab und wieder höher. Ich wandere am idyllischen Unter-Ammergau vorüber, dann wird es wilder und wilder; Fels und Fluß bedrängen die Straße. Nun taucht die Kuppel des bayerischen Munsalvasch, der Kirche von Ettal über Wipfeln empor, aber nicht raste ich am verödeten, immer noch herrlichen Stift Kaiser Ludwigs des Bayern. Da mündet auf meinen Weg ein Thal, ein echtes Alpenthal, von schwindelnd hohen Wänden eingeschlossen, die Geburtsstätte der Amper, das Graswangthal. Es ist ein Schlund, aber mit gutem Wege, denn in diesem Thal steht Schloß Linderhof. —

Der Leser wird in Wirklichkeit Ettal auf bequemerem Wege über Murnau und Oberau erreichen. Von Ettal gelangt er nach Graswang und durch die bewaldete Enge aufwärts zum Forsthaus Linderhof. Einige Hunderte von Schritten von diesem, jenseit der Amper, am Fuß des Hennenkopf, liegt Schloß Linderhof.



Kloster Andechs.

Das Schloß ist nur einstöckig. Von den Pfeilern der drei prächtigen Gitterthore im Erdgeschoß erheben sich Atlanten, die den säulengeschmückten Balkon zu tragen scheinen. Die zehn Zimmer des ersten Stocks liegen um das Treppenhaus, vier farbige Kabinette, Arbeits-, Schlaf- und Speisezimmer und der Spiegelsaal. Das Haus, die Malereien, die Einrichtung, alles erinnert an die Tage des Rokoko.

Vom Spiegelsaal tritt man auf den erwähnten Balkon und blickt nach Süden auf einen ebenen Platz, in dessen Mitte eine 54 m hohe Springsäule rauscht. Verschiedene Terrassen führen zu einem Säulenrund (Monopteros) mit dem Blick auf das Schloß, die reichen Gartenanlagen. Aus dem Schlafzimmer gegen Norden sehen wir auf einen Neptunsbrunnen und gewaltige Kaskaden. Ein Blick aus dem Speisezimmer gegen Westen, auf die steile Klammspitze ruft uns in die unverkünstelte Natur zurück.

Hinter dem Schloß, zwischen dem hochgelegenen Monopteros und den Kaskaden, giebt es Blumenbeete, Marmorbilder, Hecken. Alle die anderen Wunder, ein maurischer Kiosk mit

drei radschlagenden Pfauen, eine blaue Grotte überraschen die einen, enttäuschen die anderen. Die Büsten Ludwigs XIV. und XV. fehlen im Garten nicht, wie denn auch drinnen nur allzu vieles an sie erinnert. Aber auch eine Büste der Königin Marie Antoinette ist aufgestellt, und es war ein besserer Zug des Königs als seine Schwärmerei für jenes Paar, daß er vor der Unglücklichen, so oft er vorüberging, den Hut abnahm.

Hohenschwangau. — Neu-Schwanstein.

Mit einem leidlichen Gespann gelangt man vom Linderhof in vier Stunden zum



Schloß Neuschwanstein
von der Pöllatschlucht aus gesehen.

Plansee. Das marokkanische Schlößchen und die Hundinghütte liegen am Wege. Eine wundervolle Fahrt! Zwischen himmelhohen Felswänden, in unbändiger Natur auf wohlgebahnter Straße. Übrigens wurde diese, wenn ich recht berichtet bin, von König Maximilian II. angelegt. Ein einfaches Jagdhaus desselben stand auf der Stelle, wo sein Sohn den rauhen Felsen die Ziergärten des Rokoko zu tragen, die wilde Ache zu Wasserkünsten zwang. Auch von Maximilian ist der Marmorbrunnen am tannengrünen Plansee, dem Gedächtnis Kaiser Ludwigs des Bayern geweiht, der an jenem schwermütigen Gewässer — selbst ein Schwermütiger, gern rastete.

Auf der Höhe von Breitenwang, beim Stuibenfall sehen wir ins stolze Lechthal.

Von Breitenwang geht es jäh hinab nach Reutte, von Reutte in der Ebene weiter nach Füßen. An der altrömischen Heerstraße liegt Füßen mit seiner Felsenburg, mit der Prunkkirche des weiland mächtigen Stiftes von St. Mang. Fast tausend Jahre ist die Krypta der Kirche alt. Rings um Füßen sind die Stammsitze berühmter Geschlechter zerfallen, auf nahen und fernen Felsenhöhen ragen nur noch Ruinen.

Vom Schritte römischer Kohorten, die von den Alpen ins Land der Wälder und der Nebel niederstiegen, vom Lärm des deutschen Heerbanns, der — freilich niemals vollzählig — dem verhängnisvollen Königsruf nach Rom folgte, hat das Thal wiederhallt. Es sah Auszug und Heimkehr. Zu Breitenwang, in der Hütte armer Höriger, hauchte auf solch einer traurigen Heimfahrt Kaiser Lothar der Sachse die Seele aus. Friedliche Handelsherren mit schwerbepackten Saumtieren und diplomatische, nicht immer friedlich gesinnte Kardinäle, diese wie jene niemals ohne kriegerisches Geleit, zogen die Straße. Franzosen — doch wo würde ich ein Ende finden des Erzählens!

Von Füßen nach Hohenschwangau hat man etwa eine Stunde zu fahren.

Vom Säuling überragt, aus Tannicht grüßt uns der Lieblingssitz König Maximilians II., mit dem hochschäumenden Springbrunnen im Burggarten. Das Innere wird manchen großstädtischen Besuchern, welche der Pracht in neuesten Stadt- und Landhäusern reicher Leute gewohnt sind, weniger feenhaft erscheinen als den Münchener Sommerausflüglern vor dreißig Jahren. Auf andere hinwieder macht eben der bescheidene, ja häusliche Zug, der im Ganzen wie im Einzelnen sich offenbart, einen angenehmen Eindruck. Das Schloß ist im wesentlichen noch so, wie es bei Maximilians Lebzeiten war. Nur das Schlafzimmer König Ludwigs II. ist Umbau. Mir gefallen seine Kunstblumen und sein Theaterhimmel mit Mondglanz und Sternenglitzern nicht. Aber viele trinken Cichorien lieber als Mokka. Übrigens war die Mondscheinschwärmerei Ludwigs nicht Ursache, sondern Wirkung seiner Krankheit. Die Wittelsbacher sind keineswegs zum Überschwang veranlagt, sondern verständig, thätig, lebensfroh; Weidmänner wie trotz alles Herzleids Kaiser Ludwig, oder Landwirte wie bei aller Beschaulichkeit Wilhelm V., Soldaten wie Max I. und Max Emanuel, Reformatoren wie König Ludwig I.

Sage und Geschichte und landschaftliche Schönheit machen den Schwangau aller Liebe wert. Bei urkundlich beglaubigten Vorgängen treffen wir die Ritter von Schwangau bereits als Lehensträger, Ministeriale der herrschenden Welfen an. Da diese Vorgänge zumeist Tausch-, Kauf- oder Schenkungsgeschäfte gewesen sind, ist das Bild nicht sehr farbig. Nur von ihrer einem wissen wir mehr. Die berühmte Pariser handschriftliche Minnelieder-Sammlung enthält einige zwanzig


Schloß Hohenschwangau und Neuschwanstein

Lieder des Herrn Hiltepolt von Schwangau und sein Bild. Wenn ich mich einer Nachbildung recht erinnere, ist der höfische Sänger, mit dem Schwan auf Helm und Wappenrock, inmitten zweier Ritterfräulein dargestellt. Aus seinen Gedichten erfahren wir, daß er in Palästina war, daß er heimlich liebte und schließlich Erhörung fand. Vielleicht wird eins derselben dem Leser an Ort und Stelle eine angenehme Erinnerung sein. Es sind anspruchslose, aber freundliche Verse, die sicherlich zum „Reigen" gesungen wurden:

Niemals hab ich noch gesehen
Eine Maid so tugendreich,
Keine, das muß ich gestehen,
Auch so minniglich zugleich.
Ihr, mit der ich jüngst gehalten
Einen freudenvollen Tanz,
Ihr, der schönsten der Gestalten,
Ihr geziemt der erste Kranz.
Ellen und Else tanzen wohl,
Daß man beiden danken soll.

Selig sei die süße, reine,
Selig sei ihr roter Mund,
Selig sei sie, die ich meine,
Selig sei mein süßer Fund!
Selig sei, die mich gebunden,
Und von Ewigkeit das Band!
Ellen und Else tanzen wohl,
Daß man beiden danken soll.

Der Mannsstamm der Schwangauer erlosch im sechzehnten Jahrhundert, und statt der Welfen und Staufen erscheinen die Augsburger Millionäre im Gau. Der kluge Paumgarten, kaiserlicher Rat, Freund und Verwandter der Fugger, erwirbt das Eigentum, reißt den letzten Wohnsitz der Schwangauer nieder und setzt an seine Stelle ein Schloß in italienischem Stil. Sein Sohn, der echte und unverfälschte übermütige, verschwenderische Abkömmling eines frischgeadelten Sparers, nahm ein merkwürdiges, schauerliches Ende. Nach mancherlei Schicksalen kam das Schloß, nur noch Ruine, in den Besitz des Kronprinzen Maximilian von Bayern.

König Ludwig II. nahm an der Geschichte des Gaues ganz besonderen Anteil. Ich glaube, auf Anregung des Königs hat Gutzkow den Roman „Hohenschwangau" geschrieben. Da ihm die Quellen des Mittelalters zu spärlich flossen, wählte er die Reformationszeit und die Paumgarten. Aber des Königs Gedanken waren bei jenen früheren Tagen. Da deuchten ihn die Räume im väterlichen Schloß zu eng. Er sah

Manch hohen Saal, manch schlanken Turm.

Und er wußte den rechten Platz!

Auf dem Felsenrücken, der von Hohenschwangau östlich sich hinzieht, um steil dann, nichts Grünes duldend, abzustürzen, am brausenden Fall der Pöllat stand das Getrümmer eines Turms, der vom König wohl mit Recht für den Stammsitz der Schwanritter gehalten wurde. Dort baute er erst im Wunsch, dann in Wirklichkeit eine Burg sich auf.

Vier Stockwerke hoch, mit Türmen und Zinnen, mit Palas, Ritterhaus und Kemenate wächst sie aus dem Felsen in den Himmel. Wir wollen über den Stil und dies und das im Inneren nicht streiten. Dies Werk ist schön!

Ob wir es von Westen aus wie vom dunklen Wald emporgetragen oder von der Marienbrücke aus, die 90 m hoch über der Schluchtsohle schwebt, eins mit dem Felsen sehen, dies Werk ist schön.

Und was wird sein Schicksal sein?! Da stehen wir auf der Brücke und schauen auf die Burg und auf der Pöllat donnernden Sturz.

Es ist noch früh; der Sonnenbogen wölbt
Sich auf dem Gießbach noch mit Himmelsfarben —
Und dieser Silbermasse wallende Säule,
Die jäh und senkrecht von der Klippe stürzt,
Wirft ihre Linien schäumenden Lichts dahin
Wogend wie jenes fahlen Renners Schweif,
Des Riesenpferdes, das der Tod einst reitet,
Wie die Apokalypse sagt ...

Aber mein Leser sagt: Sind wir darum an die Seen und in die Berge ausgegangen, um schließlich bei der Apokalypse anzulangen? Und wieder hat der Leser recht. Ach, nicht die Wissenschaft, sondern die Poeten müssen umkehren. Vom Wandel des Glückes, von Tod und Untergang hören wir stündlich. Die Kunst lehre uns in dieser grünen blühenden Welt nicht die Vernichtung, sondern das höchste Gut, das Leben sehen!

Heinrich Leuthold.

Ein Dichterporträt
von
Ernst Ziel.

Unter den modernen Lyrikern der Schweiz sind mir drei immer besonders typisch erschienen: der Optimist Gottfried Keller, der Pessimist Dranmor (Ferdinand von Schmid) und der Formalist Heinrich Leuthold. Ihrer scharf ausgesprochenen und stark gegensätzlichen Grundstimmung nach darf man die Genannten wohl in gewissem Sinne als Vertreter der drei Hauptfärbungen aller und jeder Lyrik bezeichnen. Der Lyriker hat keinen anderen Stoff als sein eigenes Ich; das lyrische Ich aber, sofern es auf Bedeutung Anspruch erheben und nicht ein verwässertes und verschwommenes sein will, wird sich immer und mit Naturnotwendigkeit zu einer bestimmt ausgesprochenen Welt- und Lebensanschauung bekennen, es wird sich im großen Parlament der Geister entweder auf die loyale Rechte des Optimismus oder auf die oppositionelle Linke des Pessimismus zu stellen haben. Oder aber drittens: es wird, „kühl bis ans Herz hinan", auf das neutrale Gebiet des akademischen Indifferentismus flüchten, statt des ethischen ein bloß ästhetisches, ein formales Ideal aufstellen und so immer noch eine beschränkte Bedeutung behaupten können, nie aber eine erste Stellung beanspruchen dürfen. Keller* wandelt als echter Optimist unablässig wie unter dem blauen Himmel einer sanguinischen Weltanschauung und hofft in dieser besten aller Welten leidenschaftslos und zuversichtlich das Schönste und Rosigste von der Entwickelung der menschlichen Dinge. Die düstere Muse Dranmors, des Pessimisten, brütet dagegen resignierend über den Abgründen der Metaphysik und schleudert zerschmetternde Blitze gegen jede Art von Glaubensdogmen — beide aber kämpfen sie unter der aufklärerischen Fahne des Jahrhunderts, und das Gewicht des Inhalts gilt ihnen in der Dichtung mehr als der Glanz der Form. Anders Leuthold, der ästhetisierende Formalist, mit dem die nachstehenden Darlegungen sich beschäftigen werden.

Das Poetisch-Schöne, oft nur im rein äußerlichen Sinne des schönen Klangs und des ebenmäßigen strophischen Aufbaues, ist ein Hauptziel der Leutholdschen Lyrik, und nichts charakterisiert sie so sehr wie das Streben nach diesem Ziele. Was aber an geistigem Inhalt in dieser schönen Form lebt und atmet, das ist meistens weder groß noch neu, weder an sich bedeutend noch in den Spiegelungen eigenartig, die es in der Seele des Dichters erzeugt. Das formale Interesse überwiegt das innerliche, die Gestalt den Gehalt.

Eine Charakteristik Leutholds zu geben, ist schwer, wie bei allen vorwiegend auf

* Vergl. meinen Essay über diesen Dichter im November-Heft 1885 dieser Blätter. D. Verf.

die Form gerichteten Dichtern. Will man aber eine solche entwerfen, so kann es nur in ganz allgemeinen Zügen geschehen, und man wird etwa sagen müssen: es ist der einseitige Kultus des Schönen, der in diesen Gedichten zum Ausdruck kommt; es ist vor allem die Freude an der schönen Erscheinung, am Sinnlich-Schönen, die aus ihnen spricht. Ob dieses Sinnlich-Schöne sich nur subjektiv äußert, indem es in der Musik der Rhythmen und Reime in erster Linie dem Ohre schmeichelt und so sich Selbstzweck wird, oder ob die Tendenz des Dichters sich auf die Feier des Natur- und Kunstschönen richtet und so einen objektiven Kern gewinnt — immer ist es ein vorwiegend ästhetisches Ideal, zu dem sich die Muse Leutholds bekennt und hinter dem das ethische zurücktritt. Wo aber dieses letztere sich in unserem Dichter ausnahmsweise geltend macht, da geschieht es meistens — und das ist neben dem Kultus des Schönen das zweite Merkmal der Leutholdschen Poesie — vom Standpunkte einer radikalen Skepsis aus. In der Trias der schweizerischen Lyrik: Keller, Dranmor, Leuthold, ist die Entfernung vom Pessimisten Dranmor zum Skeptiker Leuthold nicht allzu groß. Es ist wahr: Dranmor hat metaphysische und religiöse Bedürfnisse; er ringt nach der Erkenntnis der Wahrheit, wenn auch mit negativem Erfolge; Leuthold dagegen kennt diese höchsten Fragen überhaupt nicht — und dieser Unterschied trennt sie. Beiden aber ist eine düstere Auffassung von Menschen und Dingen eigen; beiden fehlt das positive Element einer sich an Konfession oder Tradition anlehnenden Überzeugung — und dieses Gleichartige vereint sie. Von Leuthold zu Keller hinüber fehlt dagegen jede Brücke: Skepsis und Optimismus sind unvereinbare Gegensätze, nicht minder wie Pessimismus und Optimismus. Die Konstellation ist also diese: während Keller und Dranmor den Stoff ihrer Dichtung gemein haben, nämlich den ethischen Gedanken, auf diesem gemeinsamen Gebiete aber von den denkbar extremsten Grundstimmungen, der eine von der optimistischen, der andere von der pessimistischen, beherrscht werden und dementsprechend zu den denkbar extremsten Resultaten gelangen, schwebt der ästhetisierende Leuthold zwar annähernd in demselben Stimmungselement wie Dranmor, bildet aber im übrigen als vorwiegend formaler Poet zu jenen beiden essentiellen Dichtern einen entschiedenen Gegensatz.

Das Leben Leutholds, dieses Nebeneinander von Schicksalsungunst und Selbstverschuldung, von ungezügelter Kraft und energieloser Schlaffheit, von idealen Wolkenflügen und derben Ausschreitungen — dieses Leben spiegelt das Wesen unseres Dichters wieder und giebt den Kommentar zu mancher Seite der Leutholdschen Dichtung. Es sind schneidige Widersprüche, die sich in der Person des Sängers vom Züricher See verkörpern, aber wie ja im Grunde jeder bedeutende Mensch erst durch die Widersprüche, die in ihn gelegt sind, interessant wird und durch die ursächlichen Zusammenhänge solcher Gegensätze, durch ihren Widerstreit und ihre Ausgleichung erst sein scharf individuelles Gepräge erhält — so auch Leuthold.

Die Hauptquellen zur Biographie unseres Dichters fließen in Jakob Bächtolds trefflichen vorwortlichen Mitteilungen zu den „Gedichten“ (dritte vermehrte Auflage) und in der autobiographischen Skizze, welche Leuthold kurz vor seinem Tode dem schweizerischen Litterarhistoriker J. J. Honegger übersandte und deren Inhalt dieser in einem dankenswerten Aufsatze („Unsere Zeit“, zweites Heft von 1880) zur öffentlichen Kenntnis brachte. Beide freilich nicht immer in Einklang stehende Quellen habe ich im Nachstehenden, soweit dasselbe vom äußeren Leben unseres Poeten handelt, benutzt.

Heinrich Leuthold wurde am 9. August 1827 im Dorfe Wetzikon, Kanton Zürich, geboren. Seine Familie stammt aus dem an der Schwyzer Grenze, unweit des Züricher Sees gelegenen Orte Schönenberg. Er empfing somit wie so mancher hervorragende Genius unserer Litteratur

und Kunst seine erste geistige Nahrung in den ärmlichen Verhältnissen dörflichen Kleinlebens. Aber eine große Natur umgab ihn schon früh und warf ihre Reflexe in sein junges Gemüt:

Die ewigen Alpen schützen
Dieses Land, und südliche Lüfte buhlen
Um die Buchten.

Vielleicht halfen nicht in letzter Linie diese großen Eindrücke mit, daß er Sorge und Not, Mißkennung und die engherzigen Anschauungen ruhig ertrug, welche ihn von vornherein umgaben. Bereits in frühester Jugend war in ihm eine unwiderstehliche Neigung zur Poesie wach, und Schiller, Goethe, Lenau und Herwegh waren seine ersten dichterischen Lieblinge und Vorbilder. Völlige geistige Vereinsamung bezeichnet seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre, und es beweist nicht wenig Energie, daß er es unter so ungünstigen Verhältnissen vermochte, sich die Vorbildung für den Universitätsbesuch zu erwerben. Aber Mangel an Beharrlichkeit, eine schnell hereinbrechende lähmende Zerfahrenheit, die gerade im entscheidenden Momente eintritt, wo energisches Handeln gefordert wird — diese schwächliche Disposition im Charakter Leutholds, welche oft unberechenbar mitten in eine schon halb siegreiche Kraftentfaltung hineinfällt, wird im Leben unseres Dichters zu einem vernichtenden Verhängnis und macht sich in ihm schon früh geltend. Nach allerlei zu Bern, Zürich und Basel betriebenen Studien, die zwischen der Jurisprudenz und der schönen Litteratur haltlos hin- und hertasten, findet er endlich, 1848 nach Zürich zurückgekehrt, Muße und Ruhe, sich auf ernste Beschäftigung mit dem Recht zu konzentrieren, und ist eben im Begriff, in den Staatsdienst einzutreten, als der Dämon der Unrast und des unstäten Wesens ihn ergreift und ihn ohne geordneten Abschluß seiner Studien nach Italien treibt. Nach Honegger, welcher sich auf die soeben erwähnten eigenen Aufzeichnungen Leutholds stützt, war es eine ihm von dort aus angetragene „pädagogische Stellung“, welche ihn, von Institutionen und Pandekten hinweg, unter den südlichen Himmel versetzte — eine Motivierung seines unvernünftigen Weggangs von Zürich, welche von Bächtold mit der Behauptung in Abrede genommen wird, Leuthold habe „eine pädagogische Stellung weder dort noch sonst je bekleidet“. So viel aber steht fest: von diesem plötzlichen Sprung über die Alpen an datiert sein in jedem Sinne halt- und hoffnungsloses Leben, ein Leben, dem er durch Abbruch seiner juristischen Studien alle sichere Basis entzogen, aber freilich auch sein emsiges und hingebendes dichterisches Schaffen, das ihm einen Platz in unserer Litteratur errungen hat. Er nahm einen längeren Aufenthalt in der französischen Schweiz, Südfrankreich und Italien und war binnen kurzem Meister in der französischen und italienischen Sprache. Neben zahlreichen Übersetzungen aus beiden Litteraturen entstand in diesen vielleicht glücklichsten Lebensjahren unseres Sängers eine überaus große Anzahl eigener, meist lyrischer Hervorbringungen, welche gewissermaßen den knospenden Frühling seiner Dichtung bezeichnen, wo alle Blüten sprangen und alle Feuer der Hoffnung aufflammten. Was Leutholds Art vor allem charakterisiert: ein tiefes Versenktsein in das Geheimnis der Schönheit und eine sinnbestrickende Weichheit des poetischen Ausdrucks, das prägt sich in diesen frühen Liedern bereits eindrucksvoll aus.

In Genua hielt er sich zwei Jahre lang auf, und unweit dieser stolzen Stadt der Säulen und Paläste, in San Girolamo, entstanden 1857 die bezaubernd schönen „Lieder von der Riviera“, die mit ihrem südlichen Kolorit, ihrer lebensvollen Plastik und ihrem Hauche heißer Liebesglut als ein glänzendes Präludium der formenschwelgenden Leutholdschen Dichtung gelten dürfen. Als ein Präludium! Denn was vor ihnen an Poesie aufkeimte, die an Platen anklingenden Ghaselen, die „vaterländischen Gedichte“ und einige Liederstrophen, trägt noch zu sehr den Charakter des Werdenden und Unfertigen

und läßt den kennzeichnenden Brustton Leutholdschen Dichtens zu sehr vermissen, als daß man es im Ernst für etwas anderes ausgeben könnte als für ein versuchsweises Saitenstimmen und Intonieren, dem der volle Einsatz der lyrischen Kraft erst folgen sollte. Die fein gemeißelten und echt künstlerisch gehaltenen „Sonette" (1855 bis 1857) aber sind ihrer Mehrzahl nach vermutlich ziemlich gleichzeitig mit den „Liedern von der Riviera" entstanden. Man kann also sagen: mit diesen Liedern hebt die Leutholdsche Lyrik erst eigentlich an. Und es ist in der That ein für unseren Dichter charakteristischer Anfang: sie sind schönheitstrunken und rhythmenfroh; damit sind die beiden Grundlinien der ganzen nachfolgenden Leutholdschen Dichtung bereits vorweg angedeutet, und nehmen wir, um das Bild des Eindrucks zu vervollständigen, den starken Stich ins Sinnliche und die unverkennbare Anlehnung an bekannte Muster hinzu, wodurch diese Lieder markiert werden, so haben wir alle Merkmale der Lyrik Leutholds hier schon beisammen — alle bis auf eines: die geradezu fanatische Skepsis, welche sich in den späteren Gedichten so herbe geltend macht, fehlt diesen von keiner Reflexion zersetzten und noch am frischen Born des Lebens schöpfenden „jungen" Liedern gänzlich. Platen und Heine sind hier die übergewaltigen Vorbilder, welche mit ihrer großartigen Eigenart die kleinere dichterische Persönlichkeit ihres Schülers nahezu erdrücken, und der Einfluß des ersteren bleibt denn auch bis zum Schluß für das gesamte Schaffen Leutholds maßgebend. Aber neben augenscheinlichen Reminiscenzen finden wir unter den „Liedern von der Riviera" doch auch Strophen markanter Eigentümlichkeit, wie die nachfolgende einschmeichelnde Situationsmalerei:

Mit schattigem Kastanienwalde
Senkt sich vom Apennin die Schlucht;
Oliven schmücken reich die Halde;
Limonen reifen an der Bucht;
Ein dunkles Kloster ragt zur Seite
Des Wegs, verhüllt mit Blütenschnee —
Vor uns in ungemeßner Weite,
Ein glatter Spiegel, ruht die See.

Es stört die Welt mit keiner Kunde
Dies reizende Begrabensein;
Wir zählen weder Tag noch Stunde,
Und wie im Traum nur fällt mir ein,
Daß überm Berg dort mit den Pinien
Die Heimat liegt, an der ich hing,
Eh ich im Frieden dieser Vignen
In deinem Arm verloren ging.

Und welche Musik in dem pikant hingehauchten Seufzer der Liebe:

Es flüstert in den Cypressen
Am verfallenen Gartenthor;
Wie kann, wer einst dich besessen,
 Vergessen,
Was er an dir verlor!

Es weht um die Lauben, die düstern,
Wie verhaltene Sehnsucht nach dir ...
Ich höre ein Grüßen und Flüstern,
 So lüstern,
Als wohntest du noch hier.

Die gewissermaßen wie eine abgebrochene Welle hinterdrein wogende bloß einfüßige Verszeile (hier die vierte in jeder Strophe) ist — um dies nebenbei zu bemerken — ein bei Leuthold sehr beliebter Kunstgriff, der z. B. in dem Versschema des „Hannibal" wiederkehrt.

Die Tage im Süden, in welchen unter anderem auch umfangreiche Vorarbeiten zu einer Geschichte Genuas entstanden, die leider nur zum kleineren Teil ausgeführt wurden, gehören bei weitem zu den produktivsten unseres schweizerischen Liederdichters, und nur in den ersten siebziger Jahren erlebte er noch einmal eine Periode von ähnlicher Frische und Schaffensfreudigkeit.

Zunächst trat eine entscheidende Wendung im Leben Leutholds ein. Aus dem Süden in die schweizerische Heimat zurückgekehrt, traf er in Zürich seinen Lehrer und Freund Jakob Burkhardt, der mit Ludwig Seeger und Wilhelm Wackernagel zu den Männern gehört, die während seiner Studienzeit einen nachhaltigen Einfluß auf ihn geübt. Burkhardt nun drang in den der Jurisprudenz völlig Entfremdeten mit dem Rate, sich dauernd in Deutschland anzusiedeln und sich ganz der Litteratur zu widmen. Leuthold folgte dieser Anregung und nahm schon im Jahre 1857 seinen Wohnsitz in München, wohin der väterliche Freund ihn an Emanuel Geibel empfohlen hatte.

Ehe er sich dessen versah, war der junge Schweizer durch seinen Münchener Protektor in die damals gerade auf der Höhe stehende Dichtergesellschaft „Krokodil“ eingeführt und mußte sich dort den Namen „Alligator“ gefallen lassen. Es war eine auserlesene Gesellschaft, in die er sich versetzt sah: außer Geibel bildeten Paul Heyse, Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, Moritz Carriere, Friedr. Ad. v. Schack, Joseph Viktor Scheffel, Felix Dahn, Julius Grosse und andere die Elite dieser geistigen Tafelrunde. Leuthold war in dem auserlesenen Kreise sehr bald das Original par excellence. „Seine Reden,“ so läßt sich Bächtold vernehmen, „pflegten mit Schmeicheleien zu beginnen und mit Grobheiten zu enden; man lachte über beides. Er war der mephistophelische Schalk und hatte die Freiheit der Pritsche. Die Satire bildete einen Grundzug seines Wesens. Die alten ‚Krokodile‘ erinnern sich, wie Leuthold bei ihren Festmahlen von Stuhl zu Stuhl ging, um den Fröhlichen irgend einen Dorn ins blühende Fleisch zu setzen. Allein mehr und mehr erlangte der Dämon in ihm das Übergewicht, und er entfremdete sich manchen wohlmeinenden Freund.“ Man sieht, das Sarkastische, Kaustische in ihm kam schon in dieser Zeit mehr und mehr zum Durchbruch. Vor allem bezeichnend für seine damalige Stimmung ist das aus dem Jahre 1857 stammende und stark an Platen anklingende, schwungvolle Gedicht „Entsagung“, welches die trotzig selbstbewußten Strophen enthält:

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand,
Doch teilnahmloser fast als jene Rotten
Empfing mich mein gefeiert Vaterland.
Und dennoch hemm ich nicht das heiße Lodern
Der Brust, die immer für die Heimat schlug;
Gieb ihr, doch lerne nichts von ihr zu fodern!
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

O Ruhm, wie lange hab ich ohn Ermatten
All meine Sinne nur auf dich gewandt!
Das volle Leben tauscht ich an den Schatten,
Den ich als wesenlos zu spät erkannt.
Wen einmal nur allmächt'gen Flügelschlages
Die Weihe des Gesangs nach oben trug,
Der kann verschmähn die Kränze eines Tages —
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Dieser herb-stolze Refrain könnte sehr wohl als Motto der gesamten Leutholdschen Lyrik dienen, die von einem Zuge tiefer Verbitterung, aber auch von allen Symptomen eines seinen eigenen Wert vollauf kennenden, selbstsicheren Herzens erfüllt ist. „Duckst du mich, gut! so trag ich das Haupt um so höher,“ ist der Wahlspruch aller kräftigen Naturen; der Mann von Erfolg hat es leicht, bescheiden zu sein, dem verkannten Verdienste aber, das sich obenhin behandelt sieht wie „les autres jeunes hommes“, steht es zu, sich den Größen gegenüber, „die keine sind“, keck in die Brust zu werfen, und man schließt sicher nicht fehl, wenn man die etwas brüske Positur, die Leuthold in seinen Versen mit Vorliebe annimmt, aus der ihm als Dichter zu teil gewordenen kühlen Zurückhaltung seiner Beurteiler und der andauernden Kampfbereitschaft erklärt, zu der ihn der ewige Krieg mit des Lebens Notdurft zwang. War er in seinen Studentenjahren darauf angewiesen, durch Erteilen von Unterricht und durch Bureauarbeiten der gewöhnlichsten Art sich sein Brot zu erwerben, so sah er sich in seinen Münchener Tagen und später fast unausgesetzt genötigt, durch publicistischen Fron- und Herrendienst sein Leben zu fristen, also eine tertiäre Litteratenexistenz zu führen, die wohl zu allem anderen angethan war, nur nicht, ihn innerlich zu befriedigen — ein deutsches Poetenlos von ehedem und leider noch immer von heute! Zu solchen Frondienstleistungen Leutholds rechne ich nicht seine Aufsätze zur Geschichte und Kritik der neueren französischen Dichtung, auch nicht seine Essays über Viktor Hugo, Brizeux, Sainte-Beuve, Alfred de Musset, August Barbier u. s. w., welche in dem von Paul Heyse geleiteten „Litteraturblatt“, der von Moritz Hartmann herausgegebenen „Freya“, dem Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“ u. s. w. erschienen, wohl aber zähle ich hierzu unbedingt seine zahllosen und stets mit allzu verschwenderischem Einsatz seiner ganzen Kraft abgefaßten Kunst- und Theater-

kritiken, Bücherbesprechungen, Leitartikel u. dgl. m. Er ergriff diese ihrer Natur nach ephemeren Arbeiten ernst, als handle es sich um Kunstleistungen; er nahm auch das Geringste peinlich, als grübe er es in Marmor. So ging ihm unendlich viel Zeit verloren. Es war ein trauriges Dilemma: Ruhmesdurstig, künstlerisch zartfühlig und dichterisch hochgestimmt, wie Leuthold von Natur war, geriet er durch dieses unnatürliche fortwährende Hinabdrücken und peinlich zwangsmäßige Niederhalten seines bedeutenden Könnens — es konnte gar nicht anders sein — in einen Konflikt mit sich selbst, der seine feine Seele tief verstimmen mußte. Er sah sich zu einem subalternen Inkognito des Talentes verurteilt, das ihm nur zweimal glänzend zu durchbrechen gestattet war, einmal, als er sich an dem von Emanuel Geibel herausgegebenen „Münchener Dichterbuch" mit einer Reihe formvollendeter Gedichte beteiligen durfte, das andere Mal, als dieser gemeinsam mit ihm die prächtigen „Fünf Bücher französischer Lyrik" herausgab, Dichtungen aus dem Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage, deren Auswahl und Übersetzung zum größten Teil von Leuthold (nicht von Geibel) herrührte und deren Verdeutschungen der Mehrzahl nach in jenen oben erwähnten glücklichen Tagen an der Riviera entstanden waren. Durch diese beiden Veröffentlichungen hatte er sich unter den Auspicien Geibels aufs glücklichste in die Litteratur eingeführt. Das war im Jahre 1862, in einem Momente, der abermals einen Wendepunkt im Leben unseres Dichters bedeutet.

Leuthold hatte die Jahre von 1857 bis 1862 unter idealem Ringen nach dem Lorbeer der Dichtung und höchst prosaischen Kämpfen um die materielle Existenz in München hingebracht. Als drittes war der Drang nach Befriedigung seiner politischen Bedürfnisse hinzugetreten; denn unser Poet war eine viel politischere Natur, als dies aus seinen Dichtungen hervorgeht, und er scheint über ein scharfes und selbständiges Urteil in Sachen der Politik verfügt zu haben. Sein besonderes Interesse erregte die in diese Jahre fallende Gründung des Nationalvereins und die derselben vorangehende wie ihr folgende politische Bewegung. Die Ideen, aus denen diese Bewegung hervorgegangen, waren durchaus nach dem Herzen Leutholds, der als Publicist bis an sein Ende mit ausdauernder Treue auf der Seite der nationalgesinnten Partei in Deutschland gestanden. Es war daher begreiflich, daß, als im Jahre 1860 das erste größere süddeutsche Organ dieser Richtung ins Leben trat, die später zu allgemeiner Bedeutung gelangte „Süddeutsche Zeitung", er sich daran mit besonders warmem Eifer beteiligte. Während der gesinnungstüchtige wackere Karl Brater als Begründer des Blattes die Chefredaktion übernahm, war unser Schweizer einer der fleißigsten und regsten Mitarbeiter und abwechselnd mit seinem geistvollen Freunde Adolf Wilbrandt thätiger Redacteur des Feuilletons. Der Wendepunkt in Leutholds Leben nun, von dem ich soeben gesprochen, trat 1862 ein, als die „Süddeutsche Zeitung" unter gleichzeitiger Verschmelzung mit der „Zeit" nach Frankfurt übersiedelte. Unser Dichter folgte dem Blatte an den Main, um dort eine Rubrik des Auslandes im politischen Teile, besonders aber die Redaktion des Feuilletons fortzuführen, und wurde so seinen Münchener Kreisen entrückt, freilich nur auf einige Jahre.

Das Plötzliche, Unvermittelte in den Entschlüssen Leutholds, das in erster Linie wohl als eine Folge des Nervös-Gewaltthätigen und Krankhaft-Unstäten in seinem Charakter betrachtet werden muß, machte sich nach nur kurzem Aufenthalte unseres Dichter-Politikers in Frankfurt abermals empfindlich geltend und diesmal in tragischer Weise. Nachdem er in früheren Jahren bereits zwei Brüder durch schwere Unglücksfälle verloren und dadurch schmerzlich berührt worden war, starb — als wäre das Fatum unabwendbar — gegen Ende des Jahres 1862, als er sich kaum in Frankfurt eingelebt, sein Stiefbruder

Gotthilf Stößel, der letzte und jüngste im Kreise seiner Brüder, infolge einer bei einem nächtlichen Exceß zu München erhaltenen Verwundung. Dieser Schlag traf den vielgehetzten Mann vernichtend.

Sie war mein Bruder jung und schön, wie stolz
der Glieder schlanker Bau!

sang er ihm in dem vierzehnten Ghasel (nach einem arabischen Motiv) nach. Es war, als käme eine Ahnung über ihn, daß auch er, der letzte noch übrige von vier Brüdern, einem gleich verhängnisvollen Schicksale erliegen solle wie jene, und sicher beschleunigte er durch eine hier wie auch sonst in seinem Leben allzu heftig ausbrechende Erregtheit sein später so tragisch hereinbrechendes Geschick.

Leuthold hatte diesen Bruder leidenschaftlich geliebt. Er geriet in eine unnatürliche Erregung des Schmerzes, verlor das innere Gleichgewicht, kam ganz wie aus den Fugen. Plötzlich, als sei ihm mit dem geliebten Bruder die ganze Welt versunken, gab er seine Stellung an der „Süddeutschen Zeitung“ auf und wanderte, als müsse er den heißen Schmerz in Wind und Sturm kühlen, mitten in der Winterkälte durch Eis und Schnee in seine heimatliche Schweiz. Das historische Heimweh der Schweizer hatte ihn mit dämonischer Gewalt ergriffen. So war er auf einmal brotlos geworden — durch eigene Wahl. Wer erinnert sich angesichts dieser Gefangenschaft in der Gewalt des Augenblicks nicht jener Tage von Zürich, wo der unstäte Jüngling mit einemmal seine juristischen Studien abbrach und in Italien und Südfrankreich ein auf nichts gestelltes Poetenleben begann? Die elementare Kraft des Plötzlichen in seinen Entschlüssen hatte immer eine verhängnisvolle Macht über Leuthold. Aber nicht nur seine publicistische Carriere verscherzte er durch seinen schnellen Aufbruch nach der Schweiz, die gefährliche Fußreise zur Winterszeit hatte noch eine andere schlimme Folge für ihn: die unvermeidliche Erkältung brachte eine Lungenkrankheit zum Ausbruch, zu welcher der Keim vermutlich schon lange in ihm gelegen und von der er niemals wieder genesen. Seine Leidensjahre huben an.

Obwohl krank, machte Leuthold im Dezember 1864 einen Versuch, seine publicistische Carriere wieder aufzunehmen. Er trat in die Redaktion der damals soeben gegründeten „Schwäbischen Zeitung“ in Stuttgart, eines national-fortschrittlichen Blattes, schied aber bereits nach drei Monaten aus der ihm wenig sympathischen Stellung aus. Im Winter 1865 nahm er nach einjährigem Aufenthalte in Schwaben wiederum seinen Wohnsitz in München und brachte dorthin außer der innig und dauernd geknüpften Freundschaft mit Moritz Hartmann nicht viele erfreuliche Erinnerungen aus Stuttgart heim.

Die mit dem Jahre 1865 anhebende letzte Münchener Periode Leutholds bildet im Buche dieses trüben Lebens vielleicht das allertrübste Kapitel. In absoluter Zurückgezogenheit führte er, nach Bächtolds Mitteilungen, ein Dasein, das zwischen dem Streben nach höchsten Kunstleistungen und wenig noblen gesellschaftlichen Gewohnheiten, zwischen stolzen Pegasusritten und den allerbanalsten Ausschreitungen eines ungeordneten Lebenswandels sehr unerquicklich hin und her schwankt, hierin den tiefen Riß seiner zwiespältigen Natur peinlicher als je zuvor bekundend. Das Bedauerlichste dabei aber scheint gewesen zu sein, daß der hier so nötige ordnende und versöhnende Ausgleich von außen her ganz unmöglich geworden, da unser wohl infolge seines zunehmenden Lungenleidens zurückstoßend und schroff gewordener Dulder „alte gute Freundschaften gänzlich verscherzte“. Die Höhepunkte des dichterischen Schaffens dieser letzten Münchener Jahre werden durch die epische Dichtung „Penthesileia“ und die Rhapsodien „Hannibal“, zwei Schöpfungen, die aus tiefem Studium der antiken Klassiker, namentlich des Homer, hervorgegangen, sowie durch den reichen lyrischen Spätsommer bezeichnet, den Leutholds Muse in den ersten siebziger Jahren erlebte.

Außer den Gedichten aus der glücklichen

Zeit seines Liederfrühlings an der Riviera blühten ihm poetische Erzeugnisse niemals so reich und üppig auf wie in den Tagen deutscher Erhebung und deutschen Ruhms. Allerdings liegen die meisten der damals entstandenen Gedichte ihrem Inhalte nach von der Politik und den öffentlichen Angelegenheiten überhaupt ziemlich weit ab, aber die kriegerischen Ereignisse und vaterländischen Errungenschaften fanden in dem durchaus deutsch schlagenden Schweizerherzen unseres Poeten doch einen starken Nachhall, und eine Reihe leider meistens ungedruckt gebliebener dichterischer Produkte legt hierfür beredtes Zeugnis ab, namentlich auch eine Anzahl sapphischer und alcäischer Oden von politischem und zeitgeschichtlichem Inhalt. Schwungvoll und in der gedrungenen Weise Platens ertönt die Apostrophe an Deutschland:

Reine Freude schwellt mir das Herz, gedenk ich
Deines Schlachtenruhms und des stolzen Aufschwungs
Deiner Völker, wiedergebornes, starkes
Einiges Deutschland!

Mag im Glanze künftiger Machtentfaltung
Dir ein Gott die Tugenden stets bewahren,
Die dich groß vor anderen machen, Volk der
Dichter und Denker:

Keusche, unbestechliche Wahrheitsliebe,
Die das Eigne prüft und auch Fremdes achtet,
Hoher Sinn und sicheres Maß, die schönsten
Zierden der Thatkraft.

Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit;
Führ das Richtschwert, aber dem Schwert geselle
Stets sich die Wage!

So aufs neue nimm in der Weltgeschichte
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde,
Und den mühsalduldenden Völkern sichre
Frieden und Freiheit!

Diese Ode darf als eines der schönsten Dokumente für den warmen deutschen Patriotismus Leutholds gelten, und es ist ein trostreicher, erfreulicher Gedanke, daß der Dichter, dem so Schweres vorbehalten war, die große Zeit von 1870 und 1871 noch mit frischer, ungebrochener Begeisterungsfähigkeit durchleben durfte. Bald genug kam dann die Schlußkatastrophe, jäh und finster. Das wohl in der Anlage von vornherein kranke Leben unseres Helden, äußerlich durch Leiden und zum Teil selbstverschuldete Not gefährdet, innerlich durch hypochondrische Disposition und unbefriedigten Ehrgeiz zerklüftet, sollte ein tragisches Ende nehmen.

Die durch Honegger mitgeteilte autobiographische Skizze Leutholds bricht mit dem Jahre 1875 ab. Was der gequälte Münchener Philoktet dann noch zu erleben hatte, war tiefes grausiges Elend: zu dem Brust- und Nervenleiden gesellte sich eine Gehirnerweichung, welche Anfälle von Tobsucht in ihrem Gefolge hatte. Die Unterbringung des Gebrochenen in einem Asyl war unerläßlich notwendig. So wurde er denn im August 1877 der Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich übergeben, vor deren Fenstern der tiefblaue See liegt mit dem leuchtenden Rund der Alpen im Hintergrunde. Der arme Kranke vermochte sich dieses herzbestrickenden Landschaftsbildes nicht mehr zu freuen. Was mit Tobsucht begonnen, schwächte sich mehr und mehr in blöden Stumpfsinn ab. Es lag in der Tiefe von Leutholds Seele wie schwerer Flugsand, aus dem nichts mehr sproßte — kein Grün der Empfindung, kein knospentreibender Gedanke. Er war geistig tot.

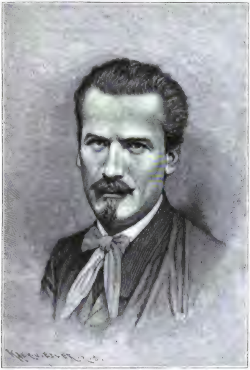
Nun war es eine grausame Ironie des Schicksals, daß der Mann, der im Leben mit so heißem Sehnen nach den Kränzen des Ruhmes gerungen, aber, gehemmt durch die eigene unglückliche Organisation, nicht die Energie gefunden, mehr als nur zerstreute Blätter seiner Poesie in die Welt hinauszusenden — es war eine harte Ironie, daß dieser Mann bereits in ewiger geistiger Nacht schmachtete, als seine Freunde sich anschickten, einen Band seiner „Gedichte" zusammenzustellen und zu veröffentlichen. Derselbe, herausgegeben von Jakob Bächtold, erschien 1879 (Frauenfeld, J. Huber) und liegt augenblicklich in dritter vermehrter Auflage mit dem Porträt des Dichters und den oben erwähnten vorwortlichen Mitteilungen des Herausgebers vor. Das ist auch ein Dichterlos — ein tragisches! Und Leuthold erfuhr von dem Erscheinen seiner Gedichte? Es ist ergreifend zu lesen, was

Bächtold hierüber schreibt: „Die mittlerweile erschienenen Gedichte nahm er mit Ingrimm auf, da der berühmte Stuttgarter Greif auf dem Titelblatte fehlte. Nach und nach wurde ihm das Bändchen werter, und er trug es, sorgfältig in viele Zeitungsblätter gewickelt, mit sich herum.

Bring meinen Thränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin!
Ach, Wolken kommen trüb daher —
Die schönen Tage sind dahin."

So Bächtold!

Ebenso wußte der Kranke das vierzehnte Ghasel, das sich auf seinen unglücklichen



Heinrich Leuthold.

Unendlich rührend anzuhören war es, wenn er ein altes Lied vor sich hinsummte, häufig — man brauchte ihm nur den ersten Vers anzusagen — im vollen Bewußtsein seines Elendes das einschmeichelnde Ghasel:

Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin,
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin —

Bruder bezieht, im Wahnsinn noch aus dem Gedächtnisse herzusagen und fragte immer, ob nicht Gotthilf ein schöner Name sei. Wenn man zustimmte, ging es einen Augenblick wie ein strahlender Maitag über sein Antlitz.

Er starb am 1. Juli 1879 und wurde am 3. desselben Monats auf dem Friedhof der Rehalp begraben, zu welcher der Züricher See aus der Tiefe heraufschim-

mert, des Dichters Heimatsee, den einst sein Lied gefeiert:

Nach langer Trennung kehr ich aus fremdem Land,
Das Weh der Sehnsucht stillend, zu dir zurück
Und grüß euch all, ihr wohlbekannten,
Wellenumplauderten Fruchtgelände!

Wie einst den Knaben lacht ihr noch heut mich an,
Dorfreiche Ufer, rebenumlaubte Höhn ...
Fernhin, wie alles Große einsam,
Ragt ihr zum Himmel, ihr ew'gen Alpen!

Der erschütternde Ausgang dieses Lebens wirft einen versöhnenden Glanz über die Mängel und Irrtümer, denen es, wie alles Irdische, unterworfen war. Über dem geschlossenen Grabe des vom Schicksal so schwer betroffenen Sängers wird man die dichterischen Leistungen desselben um so unparteiischer zu prüfen vermögen.

Was den Leutholdschen „Gedichten" gegenüber zunächst ins Auge springt, das ist die universelle Mannigfaltigkeit der angeschlagenen Töne und Formen. Beide sind oft von bestrickendem Reiz, am bestrickendsten vielleicht im einfachen Liede und besonders da, wo schmelzende Wehmut um ein versunkenes Glück mit der Klage um menschliches Leid zusammentönt, Persönliches mit Allgemeinem, wie in dem traurig-schönen Liede „Sehnsucht":

Was weckst du mich auf in der tauigen Nacht,
Du sehnsuchtflötende Nachtigall?
Nun ist mit deinem melodischen Schall
Auch ein Wiederhall
Vergangenen Glücks erwacht.

Wie heute schlugst du im Lindenbaum ...
Ich herzte und küßte mein rosiges Kind;
Die Saiten der Liebe erbebten gelind
Wie Harfen im Wind ...
O, seliger Maientraum!

— — — — — — — — — — — —

O Nachtigall, flötend im Lindenbaum!
Der Frühling vergeht und die trügende Gunst
Der Götter... Was soll uns die fröhliche Kunst?
Die Liebe ist Dunst
Und das flüchtige Leben ein Traum.

Die ganze Kette der Empfindungen vom Aufjauchzen seligen Jugendglücks bis zur resignierenden Trauer des Weltschmerzes wird hier in ergreifenden Tönen durchlaufen. Und neben diesen rein elegischen Klängen zartesten Gemütslebens stehen in der Sammlung Leutholdscher Lyrik volkstümliche Gedichte, wie das „Trinklied eines fahrenden Landsknechts" oder kecke Liebeslieder, wie das wilde „Eglantine". An mannigfach gefärbte Ghaselen im Stile Platens und edel gebaute Sonette im Geiste Geibels aber schließen sich stimmungsvoll hingehauchte Gedichte, wie das duftige:

Die Kapelle am Strande.

Langsam und kaum vernehmbar teilt
Die wellenlose Flut der Kiel;
In meiner Seele zittert nach
Der Ton aus einem Saitenspiel.

Horch! Dieser sanft gedämpfte Laut,
Der Erd und Himmel mild versöhnt ...
Das Abendläuten ist's, das fern
Von der Kapelle niedertönt.

Bescheiden von dem Felsgrund sieht
Sie übers Meer, so endlos weit;
So schauet wohl ein fromm Gemüt
Hinüber in die Ewigkeit.

Und an so weiche Melodien fügen sich wiederum dichterische Manifestationen stolzen Mannesbewußtseins und Hymnen voll einfacher Größe der Entsagung oder stachliche Epigramme und herbe Sprüche, oder endlich bittere weltverachtende Mahnungen eines vornehmen Duldergeistes:

Richte dich empor, in strammer
Haltung schlage deine Klinge!
Kämpfe, tobe ... aber singe
Nicht in solchem Katzenjammer!

Hast du allzu tief die Sorgen
Und die Not der Zeit empfunden,
O, so halte deine Wunden
Vor dem Spott der Welt verborgen!

Ihrem schadenfrohen Blicke
Zeige deine ganze Würde!
Wird dir allzu schwer die Bürde
Und erliegst du dem Geschicke:

Biete deine Brust, die bloße,
Trotzend ihrem Hohngelächter,
Als ein eleganter Fechter
Stolz und schön dem Todesstoße!

Das ist ein Beispiel dieses Genres für viele. Und während endlich die Romanze in der Sammlung mit nur drei Stücken (zwei nach dem Muster Heines, eines im Geschmacke Platens) vertreten ist, läßt die hochgestimmte Ode ihren kräftig erdröhnenden Schritt häufig genug erschallen, wobei es für die nur selten wahrhaft leidenschaftlich bewegte Muse unseres Dich-

ters bezeichnend ist, daß das alcäische Maß bloß einmal vorkommt, asklepiadische und sapphische Strophen aber die Regel bilden.

Und weiß Leuthold das dreifache Gebiet der Lyrik, das der Empfindung, der Reflexion und der Anschauung, erschöpfend auszufüllen und mit immer neuen Formen zu bevölkern, von den Übersetzungen aus fremden Zungen, die seine Sprachvirtuosität in besonders hohem Maße zeigen, gar nicht zu sprechen, so steht ihm der breite Wurf und die stolze Wucht epischen Stils nicht minder zu Gebot.

Wir besitzen in den „Gedichten" zwei epische Schöpfungen Leutholds: „Penthesileia, ein Epos in zwölf Gesängen" und das Rhapsodienfragment „Hannibal". „Penthesileia" ist im wahren Sinne des Wortes ein Herzenskind unseres Sängers. Sagt er doch selbst in der von Honegger benutzten autobiographischen Skizze über diese Dichtung: „Eine Arbeit, die für mich ganz Genuß war und die mich wie keine andere gewissermaßen in einem steten poetischen Rausche erhielt!"

Hatte Leuthold in der „Penthesileia" einen heroischen Stoff kühn ergriffen und großartig durchgeführt, so gilt dasselbe von dem leider unvollendet gebliebenen Rhapsodiencyklus „Hannibal", der mit der „Penthesileia" zum Größten und Bedeutendsten gehört, was unser Dichter geschaffen. Die „Gedichte" enthalten nur die zwei Abschnitte „Mayo" und „Vor Capua", aber diese Proben aus dem unvollendeten Cyklus genügen, um zu zeigen, daß es den in freier Breite entworfenen Völkertableaus dieses „Hannibal" nicht an einem imposanten historischen Zuge und jener Plastik des groß erfaßten Geschichtsbildes fehlt, welche in jüngster Zeit namentlich in der Lyrik des unvergleichlichen Hermann Lingg einen monumentalen Ausdruck gewonnen hat.

Überblicken wir schließlich die Leutholdsche Dichtung in ihrer Ganzheit — wie werden wir sie charakterisieren, wie ihren Kern aus der Hülle herausschälen?

Im wesentlichen kann ich zur Beantwortung dieser Frage nur wiederholen, was ich in der einleitenden Parallele zwischen Keller und Dranmor einerseits und Leuthold andererseits zur Charakterisierung des letzteren gesagt habe. Ich habe dort von einem hingebenden Schönheitskultus und einer skeptischen Welt- und Lebensanschauung als den beiden Grundzügen im dichterischen Naturell Leutholds gesprochen. Die obigen Darlegungen werden in ihrem Fortgange diese einleitende Behauptung mehrfach bestätigt haben, und wer in den „Gedichten" nachforscht, wird Schritt für Schritt auf weitere Belege für meine Auffassung stoßen.

Was nun zunächst das Schönheitsideal Leutholds betrifft — um hier das im Eingange Aufgestellte einigermaßen auszuführen —, so spricht es sich nahezu ausnahmslos in jenem einseitigen Wohlgefallen an der bloß äußeren schönen Erscheinung aus, von dem ich oben schon geredet; die Schönheit, wie Leuthold sie feiert, weiß nichts von ihrer edleren Schwester, der Sittlichkeit. Er hat keine ethischen Bedürfnisse, aber auch keine elementare Leidenschaft; seine Sinnlichkeit, fern von aller Naivetät, bekundet stets ein gewisses bewußt akademisches Maß; immer und immer ist es, wie bereits gesagt, ein vorwiegend ästhetisches Empfinden, das ihn beherrscht, und nach dieser Seite hin ist sein Verhältnis zur Frauenschönheit besonders charakteristisch für unseren Dichter.

Einer Italienerin widmet er die folgenden Trochäen:

Nach dem Takte fremder Lieder
Schwebst du lieblich hin im Tanz;
Dieser Rhythmus deiner Glieder
Fesselt meine Sinne ganz.

Diese Locken, diese dunkeln,
Dieser Ausdruck, diese Kraft,
Und im Auge dieses Funkeln
Einer trunknen Leidenschaft!

Aber Maß und Anmut zügeln
Jeden Wunsch; er schweigt besiegt,
Wo die Schönheit sich auf Flügeln
Ihres eignen Wohllauts wiegt.

Geradezu eine Entthronung der Sittlichkeit zu Gunsten der Schönheit aber

enthält die nachstehende für unseren Lyriker typische Verherrlichung des Hetärentums:

Auf eine Tote.

Ha! dieser Reize reicher Überfluß
Ist schon so frühe in den Staub gesunken!
Es hat der kalte Tod mit seinem Kuß
Schon deiner Seele heißen Wein getrunken.

Noch einmal seh ich diesen Körper an,
Halb voll Bewundrung, halb voll stummer Rührung,
Den die Natur verschwendrisch angethan
Mit jeder Schönheit weiblicher Verführung.

Die Welt tritt zischelnd an den Totenschrein
Und wirft, gebläht von stummem Eigenruhme,
Herzlos auf die Gefallne Stein um Stein,
Verhöhnend die so früh geknickte Blume.

Ich aber starr auf diesen Tempel hin,
Der, lang entweiht, verfallen der Vernichtung,
Und um den Leib der schönen Sünderin
Werf ich den Purpurmantel meiner Dichtung.

Ähnlichen Gedanken leihen endlich die viel feiner empfundenen Verse „An Thaïs“ Ausdruck, und das „Entnervt vom Kuß der Frauen“, das die Schlußdissonanz der Lieder „Auf den Tod eines jungen Dichters“ bildet, ist ein hervorstechendes Mischteil der Leutholdschen Erotik, welche, namentlich in der späteren Zeit, mehrfach etwas vom Hautgout des Überreifen bekundet.

Vom Überreifen und Blasierten ist aber überall nur ein Schritt zum Skeptischen — oder umgekehrt: vom Skeptischen zum Blasierten — oder, wenn man will: beides steht im Verhältnis der Wechselwirkung. Wer kann die Fäden, welche herüber und hinüber führen, hier in ihren vielfachen Verschlingungen verfolgen, wer sie entwirren? Genug, wie die eigentliche Lyrik unseres Dichters von der einseitigen Verherrlichung des Schönen ausgeht — man denke an die „Lieder von der Riviera“! — um sehr bald ins Üppige und Herbe zu fallen, so nehmen seine mehr reflektierten Gedichte, zumal seine Oden, Ghaselen, Sprüche und Distichen, mehr und mehr eine bittere, welt- und menschenfeindliche Haltung an, und das Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni! ist die Devise so ziemlich der gesamten gedanklichen Poesie Leutholds. Man könnte versucht sein, die ätzend satirische Tonweise einer überlegenen Skepsis, die hier vorherrscht, als die unserem Poeten entsprechendste zu betrachten, und in der That, hier liegt eine besondere Stärke seines Talents. Er kennt die Welt und die Menschen, und welcher Welt- und Menschenkenner wird nicht herzlich mit ihm sympathisieren in der scharfen und immer zielsicheren Weise, mit welcher er die Waffen führt gegen Schlechtigkeit und Dummheit, gegen Vorurteil und Tradition, gegen Engherzigkeit und Kleinheit des Standpunkts in Staat und Gesellschaft, gegen alle Dogmen in Leben und Kunst? Man liest es mit wahrer Wonne, wie er die heute so tagesüblichen Dutzendgeburten aus Eigenliebe und Lüge mit Humor und Satire abthut, diese Ritter des Strebertums und der Charlatanerie in allen Berufs- und Gesellschaftsklassen, diese Litteratur-Lakaien und Autoritätsanbeter, diese Philister und Pietisten, diese Protzen und Junker.

Aber wie stark und bestimmt der Kultus des Schönen auch in der Leutholdschen Lyrik hervortritt, wie sehr die Dialektik der Skepsis auch zum geistigen Bilde unseres Dichters gehört, als das eigentlich Charakteristische in ihm dürfen wir weder dieses noch jenes Moment bezeichnen; denn bei aller intensiven Kraft sowohl des Gefühls wie des Gedankens fehlt der Dichtung Leutholds nach beiden Seiten hin zu sehr die Selbständigkeit des Gehalts, die eigenartige Physiognomie, als daß hier der Nerv seines dichterischen Wesens zu suchen sein könnte. Er ist nach Form und Inhalt kein einzig auf sich selbst gestellter Dichter; er ist ein ausgesprochener Eklektiker, und nichts bekundet, schon bloß äußerlich betrachtet, die eklektische Natur Leutholds so sehr wie die bunte Mosaik der Formen, in denen er schwelgt. Es ist ein rastloses Suchen des Dichters nach entsprechenden Gefäßen für seine poetischen Motive, und einigemal hat man sogar das Gefühl, es sei ihm das Gefäß Hauptsache und der Inhalt nur um dieses Gefäßes willen hineingegossen. Ich habe bereits betont, daß

Heinesche und ganz besonders Platensche Einflüsse, namentlich auch in betreff der Form, unseren Poeten mehrfach bestimmen, und es wäre nicht schwer, nachzuweisen, wie auch noch andere Vorbilder ihre Schatten in seine Dichtung werfen, Byron und Geibel voran. Anklänge an alle diese Geister tönen durch und lassen etwas, von dem man sagen könnte: „Dies ist specifisch Leutholdisch", nicht aufkommen — es fehlt eben das originale Gepräge; seine Sprache ist, wie bei allen Poeten aus zweiter Hand, rhetorisch, und wir kommen bei aller Bewunderung einzelner und vieler Schönheiten, bei dem großen Achtungsgefühl vor dem Ganzen über den Eindruck des bloß Akademisch-Schönen und Nüchtern-Gesinnungsvollen nicht hinweg. Es mangelt — was einzig eine Lyrik bedeutend macht — das individuelle Gewicht des Inhalts: ein Pathos, das persönlich ist und doch frei und weit über die Person des Dichters hinauswächst, eine große Leidenschaft und eine große Weltanschauung.

Ich greife, um unseren Sänger bündig zu charakterisieren, auf meine in der Einleitung gebrauchte Bezeichnung zurück: Leuthold ist ein Formalist. Und in der That: in der schönen Form liegt vielfach das Geheimnis seines Reizes und seiner Macht — er ist ein Formkünstler allerersten Ranges, Platen, seinem Meister, hierin nicht unebenbürtig.

Und unseres Sängers Verhältnis zur deutschen und zur zeitgenössischen Dichtung überhaupt?

Heinrich Leutholds Stellung im litterarischen Deutschland ist keine erste, keine führende, weil seine Dichtung von keinem großen Pathos getragen wird, von keinem eigenartigen Inhalte erfüllt ist. Leutholds Auffassung der höchsten menschheitlichen Fragen ist, wie wir wissen, eine fast durchweg skeptische; allein mit der bloßen Skepsis läßt sich kein umfassendes Weltbild formen und runden — kein großer Dichter ohne ein metaphysisches und ethisches Kredo! Leutholds Verhalten den Dingen und dem Kosmos gegenüber ist, wie hieraus folgt, ein vorwiegend negatives; allein mit der reinen Negation läßt sich keine Harmonie schaffen zwischen dem einzelnen Menschen und dem Weltganzen, zwischen Himmel und Erde — kein großer Künstler ohne positiven Lebensboden, ohne positive Strebeziele! Positiv ist Leuthold nur nach einer Richtung, nach der Richtung des Schönen hin: er hat nur ein einziges Ideal, ein ästhetisches. Aber das genügt unmöglich; denn wie die Ästhetik als abstrakte Wissenschaft in letzter Linie der Metaphysik und Ethik nicht entbehren kann, gerade so der Dichter, der Künstler, der ihre abstrakten Gesetze konkret verkörpern soll! Es ist ein recht flotter Ton darin, wenn unser Poet in einem der „Lieder von der Riviera" singt:

> Laß, mein süßes Kind, die Heil'gen,
> Und des Glaubens Hieroglyphe,
> Laß mir die von deutschen Dichtern
> Längst behandelten Motive!

— allein so scherzend lassen sich die Rätselfragen des Lebens nicht abthun. Sage mir, Dichter, wie es um deine Ethik steht, und ich will dir sagen, welche Staffel dauernden Wertes dein Pegasus erfliegen kann, sofern du sonst mit kastalischem Wasser geweiht bist!

Aber verlangen wir von einem Hephästion nicht, daß er gleich ein Alexander sei! Messen wir den Mann mit seinem eigenen Maße! Leuthold gehört zu den ehrlichsten und überzeugungsreinsten dichterischen Aposteln des Schönen, und auf diesem Felde steht ihm beides zur Verfügung, der Wille wie die Waffen. Er hat das Gesetz der schönen Form, das uns im unklaren Sturm und Drang einer allermodernsten Schule des Realismus mehr und mehr getrübt zu werden droht, mit dem vollen Einsatz seines vornehmen Talents ausdauernd verteidigt, ein Verdienst, das ihm — heute zumal — nicht hoch genug angerechnet werden kann! Er ist ein tapferer Verfechter des Idealismus — aber er ficht nicht im Vordertreffen; ein geistvoller und streitbarer Platenide — aber kein Platen.



Meine Guitarre.

Novelle
von
Josef Schrattenholz.

Freunde, Bekannte und Unbekannte, die mich in meiner litterarischen Einsiedelei dann und wann besuchen, verwundern sich häufig darüber, in meinem Schreibzimmer neben einem Porträt von Heinrich Heine eine altertümliche, saitenlose Guitarre hängen zu finden. Unzähligemal bestürmt man mich mit allerlei bunten, mehr oder minder witzigen, nach Herkunft und Zweck des Instrumentes zielenden Erstaunensausbrüchen und Fragen, und man thut das um so ungenierter, als man weiß, daß ich selbst dieses musikalische Ausdrucksmittel mondsüchtiger Schneidergesellen und liebegirrender Tingeltangelmamsells durchaus nicht kultiviere, vielmehr in musikalischen Angelegenheiten meine persönlichen Bedürfnisse durch unser allbeliebtes, modernes Medium, das Klavier, und das ebenso unbeliebte, bedeutend gefährlichere, dasjenige des Schriftstellers: die Feder, bestreite. Ich schreibe nämlich ab und zu — das Unmusikalischste, was man in der Musik thun kann — eine Kritik.

Die neugierigen Bemerkungen, welche ich über die Guitarre schon anhören mußte, könnten ein ganzes Buch füllen. Sie besitzen in gewissem Sinne großen Wert für mich, denn da ihr Inhalt meist durch Charakter und Individualität des Fragenden diktiert wird, geben sie mir oft weit schneller einen richtigen Begriff vom Wesen meiner Besucher und ihrer Art und Weise zu sein, als ich ihn auf anderen Wegen zu erreichen vermöchte. Darum lasse ich denn auch mit großer Konsequenz jeden Gast zuerst in mein Schreibzimmer treten. Um die Menschen schnell kennen zu lernen, muß man sie ans Fragen zu bringen suchen. Nichts was die Zunge des Herzens besser löst und dir von dem inneren Ich des Individuums eine wahrere Vorstellung giebt. Die alte Guitarre ist mir also schon aus diesem psychologischen Grunde ein unschätzbares Besitztum. Sie ist mir allmählich zu einem verkappten Geistesspion, zu einem in Guitarrenform verwandelten, auf das Wesen der Intellekte fahndenden Geheimpolizisten geworden,

dessen Inkognito ich selbst meinen vertrautesten Freunden gegenüber niemals lüftete. Hätte ich auch nur einem verraten, warum eigentlich ich eine solche Pietät für dieses Marterinstrument hege, so wäre der Reiz allgemeiner Neugierde natürlich bald abgestumpft worden und eine der ergiebigsten Quellen meiner Menschenkenntnis, eine Kenntnis, auf welche ich mir jedoch eben dieser Quelle wegen nur wenig einbilde, für immer versiegt.

Bald nach meiner Verheiratung jedoch wurde meine so lange bewährte Standhaftigkeit und Schweigenskraft elendiglich zu Falle gebracht. Mein liebes Frauchen, das sich zwar von der Mehrzahl der Töchter Evas durch manche löbliche Eigenschaften höchst vorteilhaft unterscheidet, die hauptsächlichsten Wesenszüge derselben aber natürlich ebenfalls besitzt, stellte mir einige Tage nach unserem fröhlichen Einzug lächelnden Mundes die altgewöhnte Frage, wie ich denn an dieses Instrument komme? Ich hatte eine solche Interpellation auch von dieser Seite schon im voraus erwartet und gab also eine möglichst gleichgültige, ausweichende Antwort. Auf die Dauer aber — ich fühlte es instinktiv — ließ sich dabei nicht stehen bleiben. Die Frage wurde von Zeit zu Zeit in mehr oder minder interessanten, eindringlichen Varianten wiederholt, und da ich von meiner, hinsichtlich der Guitarre angenommenen Haltung nur ungern abweichen mochte, entstanden allgemach kleine Schmollstündchen, die ersten Bitternisse unseres jungen, neidenswerten Glückes, flüchtige Zerwürfnisse, welche aber nur zu bald in chronische, unseren ganzen Daseinshorizont verfinsternde Ehestandsscenen auszuarten drohten. Nicht am wenigsten mochte daran die Unvorsichtigkeit schuld sein, daß ich meinem Frauchen — ich lüge nie gerne! — ganz der Wahrheit gemäß versicherte, die Guitarre rühre von dem Vater einer schönen Dame her, welche ich in jungen Jahren kennen gelernt hätte. Es mischte sich dadurch erklärlicherweise ein bißchen Eifersucht ins Spiel, was mein herziges Frauchen zwar selbst heute noch entschieden bestreitet, ich aber nichtsdestoweniger ebenso entschieden verteidige. Kurz und gut, die erwähnten Scenen nahmen binnen wenigen Tagen einen so gefährlichen Charakter an, daß ich schließlich gründlich Einkehr bei mir selbst hielt, das Pro et Contra der Sache eingehend überlegte und als Resultat dieser Überlegung meine bisherige trutzigliche, männlich-starre Haltung mit einer weiblichen, nachgiebigen vertauschte. Meine Frau als einen bloßen Gast in meiner Schreibstube betrachten, ging doch nicht an; das ließ sich durch keine, noch so scharfsinnigen Gegengründe wegräsonnieren. Die Notwendigkeit einer Erforschung ihres Ichs machte sich nicht mehr geltend, und wenn sie es im Laufe der Ehe vielleicht noch einmal thun sollte, so boten sich mir zur Erreichung dieses Zieles ja viel bessere und näher liegende Mittel als die geheimnisvolle Guitarre. Ich fing beinahe an, mir wegen meiner Hartköpfigkeit bittere Selbstvorwürfe zu machen, meine Guitarrenpietät eine verrückte Marotte zu nennen, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um in dem entbrannten Kriege mit Ehren die Waffen zu strecken. Mein Frauchen hätte nicht so lieb und ich nicht so verliebt sein müssen, wenn nicht jeder an meiner Stelle zu demselben löblichen Entschluß gekommen wäre. Eine Gelegenheit zur Ausführung desselben bot sich gar bald.

Ein herrlicher Juniabend war's, einer jener wunderbaren Sommerabende, deren Kühle nach der voraufgegangenen Tageshitze uns erquickt und kräftigt wie ein Flußbad. Mein Weibchen hatte die grünen Jalousien meiner Schreibstube geschlossen, die Fenster weit geöffnet und saß — die letzte Scene war kaum vierundzwanzig Stunden vorüber, d. h. wenigstens äußerlich beigelegt — innerlich schmollend und grollend — ich merkte es an seinen küssenswerten, aufgeworfenen Nasenflügelchen, den abgewandten blauen Augen, den fest geschlossenen, schön geformten Lippen und der vornehm ignorierenden, seitwärts gedrehten Haltung — an einem der Fenster beim Nähtischchen. Aus den

blumenreichen, unser Häuschen umgebenden Gärten trug ein leichter, frischer Luftstrom den süßen Duft der bunten Sommerblumenkinder und die Abendlieder der Nachtigallen in unser Ohr. Ein gelblichroter Strahl, der letzte Lichtkuß der untergehenden Sonne, zitterte durch die Spalte des grünen Fensterladens ins Zimmer. Von dem wirren Treiben der nahen Stadt keine Spur. Hier, auf dem Seitenwege vor dem Thore, macht sich das lärmende Gewoge der städtischen Geschäftswelt nur in kaum bemerkbaren Wellenschlägen geltend. Eine fast melancholische Ruhe umgab uns. Ich befand mich in doppelt elegischer Stimmung, denn vor mir auf dem Tische lag Strauß' Biographie von Ulrich von Hutten, dem armen Freiheitshelden, dessen Leben einen so beneidenswert unglücklichen Kampf bildete. Ich las, dann und wann nach meinem Weibchen hinüberschielend — nichts Reizenderes als dieses schon im voraus des Friedens sichere Auf-dem-Kriegsfuße-stehen — in möglichst hingebungsvoller Aufmerksamkeit weiter, bis die Dämmerung mir die Buchstaben vor den Augen tanzen ließ. Leise lehnte ich mich da in den Stuhl zurück. Meine liebe Frau machte fast gleichzeitig eine ähnliche Bewegung, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß ihr thränenumflortes Augenpaar sich flüchtig auf die ihr gerade gegenüber hängende Guitarre heftete. Das abendliche Sommerwindchen, das die Stube durchstrich, war so frisch, die Nachtigallen schluchzten und trillerten so wehmütig berauschend, die emporsteigende Dämmerung wirkte so herzerweichend, lungenbefreiend, reminiscenzen-beschwörend, die Gestalt des armen Ulrich, den ich gerade in dem Stadium verlassen hatte, wo der kluge Erasmus sich durch Heinrich von Eppendorf seinen Besuch verbittet, tauchte in so bemitleidenswerter Deutlichkeit vor meinem Geiste empor, mit einem Wort, ich war so weich, so geistig mürbe geworden, daß ich still meinen Stuhl an die Seite meines Weibchens rückte und meinen Arm um ihre Taille legte. Man ließ es geschehen; ein günstiges Zeichen!

„Liebes Herz!"

Keine Antwort.

„Ich habe ein Unrecht gegen dich begangen."

Ein leichter Seufzer.

„Ich will es gut machen."

Absolute Teilnahmlosigkeit. Die Hoffnung auf eine Absolution vor der Beichte war also chimärisch.

„Du erinnerst dich des alten Herrn, der mich jüngst besuchte," begann ich wieder. „Nach den ersten oberflächlichen Begrüßungs- und Vorstellungsformeln gestand mir derselbe sofort mit einem bedeutungsvollen Blick auf meine Guitarre, daß auch er ein solches Instrument besitze, ein Instrument, welches dokumentarisch verbürgten Zeugnissen zufolge aus dem Nachlaß von Mauro Giuliani herrühre. Ich wußte nach diesem Geständnis sehr bald, daß ich in dem Besucher einen Sammler musikalischer Antiquitäten vor mir hatte. Ähnliche und weit drastischere, durch meine Guitarre erzeugte divinatorische Wirkungen könnte ich dir zu Dutzenden erzählen. Du wirst es also erklärlich finden, daß ich mir diese Zauberkraft durch möglichst sorgfältige Geheimhaltung der Geschichte des Instrumentes zu bewahren strebte. Dir gegenüber muß jedoch — ich sehe es jetzt ein — eine derartige Geheimthuerei fortfallen."

„Wirklich?" sagte mein Weibchen in spitzem Tone. Ich überhörte diese Interjektion natürlich.

„Mann und Weib dürfen keine Geheimnisse voreinander haben, und wenn ich glaubte, im vorliegenden Falle dennoch eine Ausnahme von dieser Regel machen zu müssen, so geschah das weniger aus dem eben angedeuteten Grunde, als aus alter Scheu, eine Erinnerung heraufzubeschwören, die zu den traurigsten meines Lebens gehört. Ob ich recht oder unrecht thue, jetzt auch dein Herz damit zu beschweren, magst du selbst entscheiden. Höre also."

Ich lehnte mich hinterrücks in meinen Stuhl, und mein Weibchen guckte mit abgewandtem Gesicht, scheinbar äußerst gleich-

mütig durch die Spalten der Jalousien auf die Rosen- und Nelkenbeete des gegenüberliegenden Gartens.

„Wie du weißt, zog meine Familie, nachdem mein Vater wegen eines heftigen Streites mit seinem geistlichen Vorgesetzten sein Amt als Landschulmeister niederzulegen gezwungen wurde, von dem Pfarrdorfe Feldhausen nach der Filialpfarre Weiden, wo mein Vater privatisierte. Damals war der katholische Pfarrer noch der faktische Vorgesetzte des Schulmeisters. Die Landesregierung unterstützte das ultramontane Regiment mit allen Kräften, und so kannst du dir denken, daß unsere Familie durch die oppositionelle Isolierstellung meines Vaters, der außerdem noch im Geruch eines argen Ketzers stand, aufs empfindlichste litt. Das Leben auf einem Dorfe ist wie das Leben einer großen Familie. Durch Sitte, Raum und Verkehrsverhältnisse zum engsten, vertraulichsten Nebeneinandergehen gedrängt, kann man sich demselben beim besten Willen nicht ganz entziehen. Wir lebten so zurückgezogen wie immer möglich. Aber gerade diese Zurückgezogenheit wurde uns von unseren guten Kompatrioten verübelt.

Die wenigen Familien, die zu meinem Vater hielten, waren die begütertsten der Gemeinde, zumal die des Gemeindevorstehers und des Chausseegeldempfängers, ein Posten, der bekanntlich in den letzten Jahren abgeschafft worden ist. Sie blieben uns gewogen, weil mein Vater sie in ihrer Opposition gegen die Forderung des Pastors, der partout ein neues Pastorat von der Gemeinde gebaut haben wollte, unterstützte und erfolgreich unterstützte, aber ihr Einfluß vermochte gegen die boshaften Schikanen der übelwollenden Majorität wenig oder gar nichts.

Zur Zeit meiner Guitarrengeschichte war ich ein etwa zwölfjähriger, ziemlich langer, blonder Bursche, der des Werktags in Hosen von sogenanntem englischem Leder — ein sehr dauerhafter, ja fast unzerreißbarer, jetzt halbverschollener Stoff — und grauer Zwillichjacke, des Sonntags aber in blau und weiß karriertem Leinenkittel, mit einem schwarz lackierten Schnallenband um die Hüften, die Fluren unseres Dörfchens unsicher machte. Unter meinen Altersgenossen hatte ich nur einen Freund, Mathias hieß er, ein armer, stotternder Tagelöhnerssohn, von seinen Kameraden seines Gebrechens wegen mit allerlei Spitznamen verfolgt und zum Narren gehalten und deshalb aufsässig und boshaft gegen Gott und alle Welt. Nur mir war er treu und bis in den Tod ergeben. Meine Schmetterlingssammlung, die ich mir damals anlegte, verdankt ihm ihre seltensten Exemplare. Die beiden Prachtstücke der Sphinx atropos, die du immer bewunderst, stammen ebenfalls von ihm her. Sie wurden aus den prächtigen gelben Raupen dieses Falters, die Mathias auf den heimatlichen Kartoffelfeldern für mich fing, eigenhändig von mir gezüchtet. Die Pfennige, die mein Kumpan als Belohnung derartiger Funde erhielt, befestigten unsere Freundschaft nur noch mehr, so daß ich wenigstens in diesem Falle die oft behauptete These, daß Geldgeben die Freundschaft zerstöre, durchaus nicht bewahrheitet gefunden habe.

Es war ein heißer Augustmorgen, als Mathias auf einer meiner einsamen Durchforschungsreisen des Rheinufers an mir vorüberschritt. Die Bezeichnung Rheinufer ist eigentlich nicht historisch richtig. Das Ufer des tiefen Bettes, welches der mächtige Strom sich in der Gegend unseres Wohnortes gegraben hatte, war ziemlich hoch, stellenweise mit Baumgruppen und Strauchwerk bewachsen, eine endlose, bis zur fernen Stadt und ihrer romantischen Bergkegelgruppe sich hindehnende, abwechselungsreiche, grüne Schutzmauer, die für uns Kinder natürlich eine ganze Welt in sich schloß. Wir nannten dieses Ufer niemals anders als den Rheinberg; der von Staats wegen angelegte Kiesweg zu Füßen des Rheinbergs hieß Leinpfad, seinen Namen in prosaischer Weise der langen Leine entlehnend, an deren oberem höchsten Ende die Mastspitze eines schwerbeladenen Segelschiffs befestigt war, während am unteren ein halbes Dutzend lebens-

müder, durch die nimmerlahme Peitsche eines ewig johlenden und fluchenden Treibers zu verzweifelten Strampelbewegungen angefeuerte Mähren zappelten. Kletterte man den mit großen Basaltsteinen eingefaßten und abgedämmten Leinpfad, der etwa fünf bis sechs Fuß über dem Wasserspiegel lag, hinunter, so gelangte man auf den weidengestrüpptragenden Kiessaum, und auf die nackten, schmalen Steindämme, welche der blaue Strom dann und wann, wenn ein Dampfschiff herangebraust kam, mit weißem Wellenschaum übersprühte. Dieser Kiessaum, auf dem man so schöne, flache Kiesel und zierliche Schneckenhäuschen fand, die Dämme und das Weidengebüsch, der Leinpfad und der Rheinberg wurden von uns Kindern unter dem Kollektivbegriff: „Am Rhein" zusammengefaßt. Ich lag an jenem Augustmorgen ‚am Rhein' und zwar auf einem moosigen, von den Zweigen eines alten Holunderstrauches beschatteten Fleckchen des Rheinbergs. Um mich herum tanzten die Heuschrecken und Goldfliegen, auf einem flachen Schieferstein etwas seitwärts von meiner hübschen Naturlaube sonnte sich eine farbenschillernde Eidechse und guckte mit ihren klugen Äuglein aufmerksam nach dem Kelche einer wilden Heckenrose, die ein prächtiger Admiral umgaukelte. Ich schenkte meiner Umgebung weniger Aufmerksamkeit, als sie verdiente, und würde gewiß auch Mathias, der mit dem Karst auf der Schulter über den oberen Saum des Rheinbergs kam, wenn er mich nicht angeredet hätte, kaum beachtet haben. All meine Sinne waren auf den Inhalt eines der kleinen Bibliothek meines Vaters entwendeten Buches: den letzten Mohikaner von Cooper, konzentriert. Mathias unterbrach meine Versunkenheit. Er blieb oben stehen, warf sans façon eine Erdscholle in meine Laube und rief:

‚Ha—ha—hast du das Fräulein schon gesehen?'

‚Nein!'

‚Da hi—hi—hinten kommt es!' sagte Mathias und schritt weiter.

Das ‚Fräulein' war eine junge Dame aus einer westfälischen Stadt, die seit einigen Tagen besuchsweise in der Familie des Chausseegeldempfängers weilte. Das wußte das ganze Dorf und ich natürlich auch. In meinem damaligen Zustande aber hatte diese Thatsache gar kein Interesse für mich, und ärgerlich über die Störung meines Freundes, in welcher ich nur einen Versuch, mich anzuführen, erblickte, versenkte ich mich wieder in mein Buch. Das märchenhaft friedliche, sonnige Leben und Weben der mich umringenden Natur stand mit den wilden Indianerscenen des angebeteten Cooper, den heroischen Blutthaten von Uncas, Hawkeye und Magua zwar in grellem Widerspruch; dasselbe gelangte aber nicht im entferntesten zu meinem Bewußtsein, im Gegenteil, die einschläfernde, geistentrückende Wirkung des mikrokosmischen Naturlebens, die ja auch du wohl schon beobachtet hast, übte einen äußerst vorteilhaften Eindruck auf meine Lektüre aus. Ich lag mit dem Rücken auf dem Rheinberg unter dem Holunderstrauch, aber mein Herz und meine Seele weilten in den riesigen unendlichen Urwaldlabyrinthen Amerikas. Kaum einige Minuten mochte ich weiter gelesen haben, als ein leises Knistern und Rascheln im Grase zu meinen Häupten mich aufschreckte. Ich schaute durch die Zweige der Naturlaube in die Höhe und bemerkte auf dem Rande des Rheinbergs eine junge Frauengestalt, die im Begriff war, sich dort niederzusetzen. Zuerst sah ich nur das blaue Kleid und die kleinen, in feinen Zugstiefelchen steckenden Füßchen; als ich die Zweige etwas weiter auseinanderbog, hatte ich die ganze Gestalt vor mir.

Das ‚Fräulein' war noch jung. Um den Hals trug es eine dünne goldene Kette, auf dem Kopfe einen breiten weißen Strohhut und in der Rechten ein Sträußchen blauer Kornblumen. Sie hatte die Rechte auf das Knie gelehnt und den Kopf auf die Linke gestützt, so daß die großen schwarzen Augen gerade auf mein Versteck gerichtet waren. Ich habe nie mehr solche Augen gesehen. Das Blut

stieg mir zu Kopfe, als ich in sie hineinschaute, und ängstlich und unheimlich wurde mir zu Mute, denn ich glaubte zuerst diese unergründlichen, düsteren Sterne starr auf mein Gesicht gerichtet. Dennoch konnte ich meine Blicke nicht von ihnen abwenden. Das unheimliche Gefühl, das meine Kindesseele fesselte, wich übrigens bald. Zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich nach einigen Sekunden, wie die schönen Augen plötzlich trübe wurden und die starren Blicke sich in einen dichten Nebel hüllten; dicke Thränen rollten über die rosigen Wangen des feinen Gesichtes, und jetzt begriff ich auch, daß die Blicke nicht auf mich, sondern auf den blauen leuchtenden Stromspiegel geheftet sein mußten. Eine unerklärliche Wehmut überfiel mich — an Weichherzigkeit und Empfindsamkeit ließ ich von je nichts zu wünschen übrig —, und es fehlte nur wenig daran, daß ich dem schönen Fräulein in seinem stillen Weinen tapfer sekundiert hätte. Wer mich daran verhinderte, war das Fräulein selbst. Sie zog ein weißes Taschentuch aus der Tasche, trocknete sich die Augen, stand auf und ging querfeldein. Neugierig klomm ich den Rheinberg empor und sah, wie das schöne Mädchen an der ‚Batterie‘ vorbei — nota bene eine wirkliche Batterie, die noch aus den Zeiten der preußischen Befreiungskriege herrührte, jetzt aber in zwei idyllische, mit Gras und Brombeersträuchern bewachsene Erdhügel verwandelt war — aufs Steinfeld zuging. Das ‚Steinfeld‘, eine mehrere Morgen große, unbeackerte Fläche, führte seinen Namen mit Fug und Recht von den vielen Kieselsteinen, die dort aufgespeichert lagen. An ihm vorbei führte ein Fahrweg nach dem Gehöfte des Chausseegeldempfängers, und diesen Fahrweg schlug die junge Dame ein. Es war kein Zweifel möglich — die neu angekommene Fremde war mir begegnet. Mathias hatte mich nicht angeführt.

Dir die Gemütsbewegung zu erklären, in der ich nach Hause wanderte, würde mir schwer fallen. Eine nicht streng genug überwachte Lektüre hatte meinen Kopf schon lange mit allerlei bunten Vorstellungen über Wesen und Zweck des schönen Geschlechts gefüllt, die aber ihrer Unklarheit und ihres phantastischen Gewandes wegen auf meine jugendliche Einbildungskraft höchst verführerisch einwirkten. Ein schönes Mädchen dachte ich mir mit meinen Romanhelden damals immer als ein halb überirdisches, mit gottgleichen Tugenden und Mächten ausgestattetes Wesen, dessen Besitz zu erstreben das höchste Ziel jedes unternehmungsfähigen männlichen Geschöpfes sei. Es giebt eine Periode, in der in jedem Maskulinum ein Ulrich von Lichtenstein emporwächst. Bei jenem kommt sie spät, bei diesem früh. Bei mir war sie damals schon eingetreten. Die Fremde und ihr seltsames Auftreten hatten den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, und eigentümlich bewegt schritt ich mit meinem letzten Mohikaner dem Elternhause zu.

Am Nachmittage desselben Tages beschäftigte sich meine gute Mutter damit, im Staatszimmer unseres kleinen Häuschens, dem sogenannten ‚grünen Zimmer‘, die rote Decke von dem runden Tisch zu nehmen und durch eine leinene zu ersetzen. Das Rasseln der Kaffeemühle und der Anblick eines frischen rosinengespickten Weißbrotes überzeugte mich bald, daß etwas Besonderes im Schwange war. Die Auflösung des Rätsels erfolgte ein paar Stunden später, als die Frau des Chausseegeldempfängers mit der schönen Fremden zur Kaffeevisite eintraf.

Mein Herz stieg mir beim Wiedersehen des reizenden Mädchens bis hoch in die Kehle. Das eigentümliche Verhältnis, in das ich zu ihr geraten zu sein glaubte, bedrückte mich, obschon die Herbeiführung desselben durchaus nicht meine Schuld war, und es mußte wohl nur der damaligen Unbedeutendheit meiner staatsbürgerlichen und familiären Stellung zuzuschreiben sein, daß keiner der Anwesenden meiner offenkundigen Verwirrung und Sprechstummheit achtete. In dem grünen Zimmer stand ein alter Wiener Flügel, ich weiß nicht mehr aus welcher Fabrik, an

dem wir Kinder von einem kleinen depossedierten Schulmeister, der in einem Nachbardorfe eine große Baumschule und einen kleinen Gesangverein besaß und sich bei jeder Gelegenheit als begeisterter Bewunderer ‚Bäthhovens‘, wie er den großen Instrumentaldichter nannte, zu erkennen gab, die ersten Anfangsgründe des Klavierspiels beigebracht erhielten. Der Flügel war ein sogenannter Giraffenflügel, dessen längerer, die Saiten beherbergender Teil, der eigentliche Resonanzboden, den Flächenraum der Stube durchaus nicht beengte, sondern wie ein Schrank aufrecht an der Wand stand. Da das Möbel aber für die grüne Stube etwas zu hoch war, hatte mein Vater die sinnige Auskunft erfunden, oben, in die Zimmerdecke, ein viereckiges Loch hauen zu lassen, wodurch diesem Übelstande in praktischer Weise abgeholfen wurde. Der Flügel besaß schwarze Unter- und weiße Obertasten. Am Pedal hatte sein ingeniöser Erbauer, nach dem Vorgange des seligen Engländers Pichelbeck, außer der Dämpfung auch noch besondere Züge für Trommel, Becken und Pauken angebracht, welch geistvollen Vorrichtungen unser Vater im Interesse seiner Ohren zu unserem größten Bedauern aber einfach ihre Existenz abschnitt. Selbstverständlich mußte der alte Flügel auch bei dieser Gelegenheit wieder herhalten, und da mein tastenkundiger älterer Bruder abwesend war, wurde meine Wenigkeit dazu auserkoren, den Wert des Saiteninstrumentes in das richtige Licht zu setzen. Ich besaß eine große Abneigung gegen den Flügel, wozu in erster Linie meine geringe Spielfertigkeit beitrug. An jenem Tage aber setzte ich mich ohne Zögern mit einem angesichts der fremden Zuhörerschaft und meiner Leistungen fast verwegen zu nennenden Mute an den Flügel. Meine thörichte Knabenseele war so tief in berauschende Traumbilder verloren, daß ich an meine pianistische Unfähigkeit gar nicht dachte. Ich spielte eine kleine Nationalmelodie aus der Klavierschule von Cramer, und als ich geendet hatte, stand die schöne Luise vom Kaffeetisch auf, trat zu mir heran und legte mir ihre feine, weiche Hand auf die Schulter. Ich zitterte innerlich vor Aufregung, saß aber so steif, als ob ich befürchtete, diese feine Hand durch die leiseste Bewegung verscheuchen zu müssen.

‚Luise spielt auch,‘ sagte die dicke Empfängersfrau, ‚aber nur Guitarre.‘

‚O, dann könnte sie wohl häufiger einmal zu uns kommen,‘ meinte meine liebe Mutter. ‚Lenchen‘ — meine zweitälteste Schwester — ‚singt, Max und Fränzchen‘ — Fränzchen war ich — ‚spielen Klavier, und da ließe sich ja ein ganz hübsches Quartettchen zusammenbringen.‘

Du siehst, meine gute Mutter hatte von einem Quartett eine sehr bescheidene künstlerische Vorstellung. Sie war überhaupt eine sehr bescheidene Frau und machte, außer in Haushaltungsdingen, nie große Ansprüche.

Die schöne Luise gab ihrer Zustimmung zu dem Vorschlag nur durch ein freundliches, an die Adresse meiner Schwester gerichtetes Kopfnicken Ausdruck. Sie verhielt sich auffällig einsilbig, und als die beiden Gäste sich schließlich entfernten, bemerkte meine Mutter zu ihrer großen Verwunderung, daß Luisens Tasse nur halb ausgetrunken war. Mit dem feinfühligen, den Mangel intellektueller Kräfte ersetzenden Instinkt, welcher Kindern meines damaligen Alters eigentümlich ist, ahnte ich sofort, daß die Einführung der schönen jungen Dame in unser Haus nicht grundlos war. Ein Schatten tiefer Melancholie, ein Zug unerklärlichen Wehs lagerte über ihrer wundervollen Gestalt. Sie mußte ein schweres Leid zu tragen haben, das stand fest bei mir; hatte ich sie doch heimlich weinen sehen. Alle Bemühungen ihrer Bekannten schienen nur darauf hinzuzielen, sie zu zerstreuen und von dem eigentlichen Quell ihrer Leiden abzulenken.

Luise kam nach diesem ersten Besuch häufiger zu uns. Sie brachte ihre Guitarre mit, die sie mit großer Virtuosität spielte, und wenn auch die musikalischen Genüsse, welche wir durch dieses Instru-

ment erlangten, vor einem gebildeten Publikum wenig Anklang gefunden haben würden — uns Kindern, und besonders mir, dünkten sie wahre Sphärenmusik, der Inbegriff alles musikalisch Vollkommenen. Dieser Eindruck würde gewiß nicht minder stark gewesen sein, wenn das Mädchen etwa die Maultrommel gespielt hätte. Ich besaß damals eine besondere Vorliebe für ein larmoyantes Lied von Proch, dem ein Gedicht von Saphir zu Grunde lag. Ich weiß nicht mehr, wie es betitelt war und auf welche Weise es in meine Hände gelangte; ich weiß nur noch, daß im Texte ein liebekranker Jüngling die Frage an das Schicksal richtet, ob die Geliebte, wenn er einst im Grabe ruhe, am Allerseelentage wohl an seine Gruft kommen werde, um dort zu beten, und daß ich mir dieses elegische Gedicht mit seiner thränendrüsen-affizierenden Zwiebelmelodie, die mir, weil sie in Cismoll stand, nicht unbedeutende Schwierigkeiten bereitete, auf starkes Notenpapier säuberlich abschrieb. Heute würde ich einer solchen Aufopferung nicht mehr fähig sein. Auf ungebildete, musikempfängliche Gemüther übt aber die Melodie, sei sie so tief oder banal, wie sie wolle, wenn sie nur prägnant ist, immer einen mächtigen Reiz aus. Ich war in das Lied förmlich vernarrt und hatte es trotz meiner mangelnden Technik bald dahin gebracht, daß ich das Accompagnement nebst der Singstimme auf dem alten Flügel flüssig ableiern konnte. Dieses Lied spielte ich eines schönen Nachmittags auch Luisen vor. Sie verfolgte es aufmerksam und las den Text, an meiner Seite sitzend, nach; als ich mich aber beim Schluß meines Vortrags, auf ein beifälliges Wort begierig, nach ihr umwandte, drehte sie ihr liebliches Köpfchen schnell seitwärts. Gleich darauf schritt sie zu ihrer Guitarre, um meiner neugierigen Schwester die Saiten des Griffbrettes und einige Accordfolgen zu erklären, aber obgleich sie ihren Kopf tief über das Instrument gebeugt hielt, bemerkte ich doch, daß ihre Augen von Thränen umflort waren.

Meine Schwester Helene war ein keckes, munteres Ding, dem die bekannte Devise: ‚Gottesfürchtig und dreist‘, auf der Nasenspitze geschrieben stand. Sie benahm sich sehr zuthunlich gegen die schöne Fremde, aber ob dieselbe nun der bestehende Altersunterschied oder ihre eigene Verschlossenheit abhielt — ein vertraulicher, wirklich intimer Verkehr kam zwischen den beiden ebensowenig zu stande als zwischen Luisen und mir. Die edle Gestalt der melancholischen Jungfrau wuchs in meinen Augen dadurch nur zu einer imponierenderen Höhe. Nach und nach hatte ich mich an ihren Anblick gewöhnt. Eine unendliche Glücksempfindung überströmte mich in ihrer Gegenwart, wenn auch die alte unerklärliche Angst, die mich schon bei unserer ersten Begegnung erfaßte, geblieben war. Es war ein sonderbarer Zustand. Stundenlang konnte ich neben ihr sitzen und ihr Thun und Lassen mit einer Hingebung beobachten, als ob an jeder ihrer Bewegungen mein ewiges Heil hinge; aber sobald sie ihre traurigen Rehaugen auf mich richtete, sowie ihre Hand, ja nur ihr Kleid mich streifte, empfand ich jenes furchtsame, beklemmende und doch so beseligende Gefühl, das mir wie die Schreckensbilder eines gruseligen Märchens den Atem stocken machte.

Etwa vierzehn Tage nach Luisens erstem Besuche spazierte ich wieder am Rheinufer entlang. Es war Abend. Die Bauersleute schritten langsam, die blinkenden Sensen auf dem Rücken, rauchend und schwatzend durch die weiten, mit gelben Ährenpyramiden besäeten Kornfelder nach ihren Heimstätten. Die untergehende Sonne hüllte unser Dörfchen in rosige Schatten, beleuchtete die fernen blauen Berge wie mit bengalischem Feuer und übergoß den Spiegel des Rheines mit einem dunkelgoldenen Glorienschein, als ob unter den blauen Wogen flüssiges Gold ströme. Wie von selbst lenkte ich die Schritte nach meinem gewohnten Ruheplätzchen, dem großen Holunderstrauch. Zu meiner großen Verwunderung aber bemerkte ich denselben beim Nähertreten schon besetzt. Eine gedämpfte, tiefe Män-

nerstimme tönte aus dem Laubwerk hervor. Aufs höchste gespannt, schlich ich näher, legte mich platt auf den oberen Grassaum des Rheinbergs, versteckte den Kopf hinter einem Ginsterstrauch und lauschte. Hätte ich nicht schon dagelegen, ich wäre in diesem Moment gewiß umgefallen, denn statt der Männerstimme tönten aus dem Busche jetzt Worte hervor, wie sie in gleicher melodischer Klangfülle nur ein Mund auszusprechen vermochte. Es war Luise, die da sprach.

‚Gewiß hast du darin recht,‘ sagte sie, ‚es ist ein Vorurteil von meinem Vater. Aber herrscht nicht dasselbe Vorurteil auch bei dir? Wie kannst du verlangen, daß er mich einem Katholiken zum Manne geben soll, wenn du selbst nicht bereit bist, deiner Religion um meinetwillen zu entsagen? Ich an deiner Stelle hätte schon längst versucht, den Vater durch einen derartigen Entschluß umzustimmen.‘

‚Liebstes Herz!‘ klang die Männerstimme, ‚wüßte ich, daß nur von diesem Entschluß die Erfüllung unserer Wünsche abhinge, ich würde ihn, wenn auch ungern, schon längst ausgeführt haben. Ich sage ungern, nicht weil ich so fest auf seiten des Katholicismus stehe, sondern weil ich in religiösen Dingen überhaupt meine eigene Ansicht habe und es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren könnte, mich öffentlich zu einer Konfession zu bekennen, der ich im Herzen ebensowenig angehöre wie derjenigen, in welcher man mich ohne meine Einwilligung anferzog. Was ist denn Religion? Ist Religion das Haften an äußeren Ceremonien, das Bekennen einer in bestimmten Formen angebeteten Gottheit, oder ist es der Glaube an das unveränderliche, an keine Form gebundene, in allen Bekenntnissen gleiche Wesen dieser Gottheit, der Glaube an ein ewig Unbegreifliches, Übernatürliches und die Ausübung des aus seiner und der Betrachtung der Welt sich ergebenden Humanitätsprincips? Ich glaube, das letztere.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? —
Aus Religion.

Du weißt, mein Lieb, daß ich mit diesem schönen Geständnis unseres edlen Schiller innerlich stehe und falle. Durch einen religiösen Übertritt würde ich nur eine abscheuliche Lüge begehen, und mit einer Lüge auf dem Gewissen möchte ich dich nicht gern in die Arme schließen.‘

‚Aber würdest du das nicht auch dann thun, wenn wir uns — was wir doch müssen — kirchlich trauen ließen? Wie kann der einzelne ohne Verletzung seiner Überzeugung durchs Leben gehen, wo das alle bindende Gesetz ihn zum rücksichtslosen Sklaven macht? Und ist es nicht gut, daß diese gesetzliche Beschränkung der Freiheit unseres Handelns besteht? Wohin sollte es denn führen, wenn jedermann seine persönlichen Principien auch ins bürgerliche Leben übersetzen wollte? Ich bitte dich, Adolf, wage es doch einmal mit diesem Versuch; ich kann ja nicht leben ohne dich!‘ Ein heftiges Schluchzen unterbrach die Rede.

Die Männerstimme erging sich in leisen, schmeichelnden Trostworten und fuhr nach einer kleinen Weile, als das Mädchen mit Weinen aufhörte, fast laut fort:

‚Gut, ich werde auch diesen Schritt noch versuchen, obschon ich glaube, daß man an dem armen Maler im Grunde weniger seine Religion als seine Armut zu tadeln hat. Wie der Versuch aber auch ausfallen möge, Luise, ich bleibe dir treu. Harre auch du aus. Laß dich nicht irre machen. Denke nur immer ...‘ Die Stimme des Sprechers sank zu leisem Flüstern herab. Ich konnte nichts mehr verstehen. Nach einer kleinen Weile rief Luise:

‚Da kommt das Schiff!‘

‚Dann muß ich gehen, Herzlieb!‘

‚Mußt du wirklich? Kannst du denn nicht mit einem späteren fahren?‘ klang es traurig.

‚Es geht nicht. Lebe wohl, mein Herz!‘

Ich hörte, wie jemand unter den Zweigen sich aufrichtete, und barg entsetzt meinen Kopf noch tiefer hinter den Ginsterstrauch.

‚Bleibe so lange hier, bis ich fort bin. Es könnte dich jemand sehen.‘

‚Nur ein paar Schritte noch laß mich mit dir gehen!‘

Die Zweige des Holunderstrauchs bogen sich rauschend auseinander, und die schöne Jungfrau, an ihrer Seite ein hochgewachsener Mann, traten verstohlen umschauend auf den Leinpfad, Arm in Arm gedrängt, langsam rheinaufwärts wandelnd. Der Mann trug einen breiten grauen Kalabreser, und als er sich umsah, bemerkte ich, daß sein scharfgeschnittenes, energisches Antlitz von einem dichten braunen Vollbart umrahmt war. Mehr konnte ich bei der eingetretenen Dämmerung von seinem Gesichte nicht erkennen.

Das schlanke Dampfschiff, an dessen Vordermast bereits die roten Signallampen aufgehißt waren, kam näher und näher. Der Begleiter Luisens wies mit der ausgestreckten Rechten auf das Fahrzeug hin, schlang seine Arme fest um den Nacken der Jungfrau, beugte seinen Kopf zu ihr nieder, so daß der breite Rand seines Hutes ihre schwarzen Locken fast verhüllte, riß sich heftig von ihr los und eilte dann in schnellem Laufschritt den Strom entlang, der am oberen Ende des Dorfes gelegenen Fähre entgegen. Er kam eben noch zeitig genug, um in den abstoßenden Nachen steigen zu können. Luise hatte sich etwa hundert Schritte von meinem Versteck entfernt ins Gras gesetzt. Der Kahn stieß ab und ruderte dem Schiffe entgegen. Mit einer geschickten Bewegung zog der Fährmann den Nachen an dem dicken, von Bord aus ihm zugeworfenen Tau an die Schiffsseite. Der kalabresertragende Fremde stieg schnellfüßig die heruntergelassene schmale Bootstreppe empor, der Fährmann stieß ab, durch das Summen und Sausen der stoppenden Dampfmaschine drang das laute ‚Voraus!‘ des Kapitäns, und brausend setzten sich die Räder des Schiffes wieder in volle Laufbewegung. Dicke, gewundene Rauchsäulen ausstoßend, jagte das dichtbesetzte Fahrzeug mit seinen erleuchteten Kajüten und buntbewimpelten Masten an uns vorbei. Vorn am Bugspriet stand der eben eingestiegene Passagier und winkte mit seinem Kalabreserhut dem Mädchen in großen Bogen Abschiedsgrüße zu. Luise erwiderte sie nicht. Regungslos stierte sie dem Schiffe nach, bis es durch die Biegung, welche der Strom eine kleine Strecke abwärts machte, ihren Blicken entzogen wurde. Das wilde, nach und nach immer leiser werdende Brausen und Rauschen der aufschäumenden Wellen schien sie noch eine Weile zu fesseln. Dann aber sprang sie wie eine scheue Gazelle plötzlich auf, klomm hastig den Rheinberg empor und stürzte, als ob sie von jemand verfolgt würde, quer durch die Kornfelder dem Dorfe zu.

Ich hatte die Unterhaltung des Liebespaares und die letzten Scenen miterlebt wie in einem wachen Traume. Als Luise wegeilte, richtete ich mich in die Höhe und verfolgte ihre Gestalt, solange ich konnte, dann aber schlich ich leise den Rheinberg hinunter, setzte mich neben den geliebten Holunderstrauch — unter ihn zu kriechen konnte ich nicht mehr über mich gewinnen — und verbarg mein Gesicht in dem weichen, von der Hitze der Augustsonne noch warmen Moose.

Ob ein zwölfjähriger Knabe wohl schon lieben kann? Ich habe mir diese Frage seither gar häufig gestellt, ich habe sie auch beantwortet, aber die Antwort theoretisch zu begründen habe ich noch nicht versucht. Wir nennen Liebe jenes unergründliche, nur im Besitz des geliebten Gegenstandes vollkommen befriedigte Gefühl, das Erwachen jener, wie ein Heimweh nach einer besseren, schöneren Welt in jede Menschenbrust gepflanzten Sehnsucht, deren Kraft im Anblick des Geliebten wächst, wie der Kelch der Sonnenblume beim Kusse der Sonne. Wir nennen Liebe jenes absolute Aufgehen des eigenen Selbst in einem zweiten, jene allen Hindernissen spottende, ihres endlichen Sieges gewisse Kraft, die wohl gelähmt und gedämpft, aber nur mit dem Leben ihres Besitzers gebrochen und erstickt werden kann. Aber ist nicht auch jene merkwürdig stille, schaurig-süße Seligkeit Liebe, jene glühend fromme Verehrung, wie sie der Gottesfürchtige zu seinem Gotte

hegt? Ist Liebe nicht auch jene treue, das Bedürfnis des Besitzes noch gar nicht empfindende, selbstlos vertrauende Hingabe, deren Erwachen uns mit heiligen Wonneschauern erfüllt, jene unbezwingliche, unbekümmert um Erhörung sich hinwerfende anbetende Neigung, wie sie nur in jungen, lebenerwachenden Herzen sprießt? Ich glaube, doch. Auch das muß Liebe sein, und echte, wahre, tiefe Liebe, denn nur ein wahrhaft Liebender kann der Schmerzensfülle teilhaft werden, die der junge Knabe damals neben seinem trauten Holunderstrauch auskostete.

Ich konnte nicht weinen, obgleich ein Gefühl unsäglichen Unglücks und trostlosester Verwaisung mein Herz erfüllte. Mit pochenden Schläfen rief ich mir das vernommene Zwiegespräch unaufhörlich ins Gedächtnis zurück. Ich konnte es wörtlich hersagen wie ein gut memoriertes Gedicht. Ängstlicher Sehnsucht voll wünschte ich mir jemanden herbei, dem ich das Vernommene anvertrauen konnte. Ich zerbrach mir förmlich den Kopf damit, wen ich wohl zum Mitwisser meines Geheimnisses machen dürfe, aber ich fand niemand. Der Vater war streng und mürrisch, eigentlich zu streng. Die Mutter würde mich nur ausgelacht haben. Hatte sie doch auch gelacht, als ich meinen Geschwistern jüngst ein selbsterfundenes rührendes Märchen erzählte. Ich entschloß mich also, zu schweigen, und das um so schneller, als ich befürchtete, durch ein Geständnis des eben Erfahrenen auch das streng bewahrte Geheimnis meiner geheimen Beziehung zu Luise zu zerstören. Es war ein Knabengedanke, doch führte ich ihn durch mit der Konsequenz eines Mannes.

Wie ein Betrunkener wankte ich nach Hause. Als ich durch unseren Garten schritt und an meinem Rosenbeete vorbeikam, fiel mir die weiße Rose ins Auge, welche Luise tags vorher so sehr bewundert hatte. Der Strauch trug da noch zwei Blumen. Ich wollte Luisen die schönste brechen, sie nahm aber die weniger volle und bat mich, die hübschere stehen zu lassen, bis sie wiederkäme. Ich hätte die Blume zerschlagen mögen, so bitter wurde mir bei ihrem Anblick zu Sinne.

Als ich am anderen Morgen aufwachte, herrschte trübes, regnerisches Wetter. In der Nacht hatte ein furchtbares Gewitter gewütet. Die Felder waren in Sümpfe verwandelt, die auf ihnen aufgestapelten Ährenpyramiden zum großen Ärger der Weidener Bauern vom Sturme wirr durcheinander geschleudert, unter unserem alten Birnbaum, dem Stolz unseres Gärtchens, lagen die unreifen Birnen körbehoch, und die schöne weiße Rose war entblättert bis aufs Herz. Die blauen Fluten des Rheinstroms hatten sich in eine gelbe, lehmige Masse verwandelt und noch immer strömte das Wasser, zeitweise in dichtem Platzregen, aus den schwarzen Wolken. Die Zeitung brachte die Nachricht, daß in der Moselgegend ein Wolkenbruch niedergegangen sei. Anders war das plötzliche, rasende Wachsen des Flusses auch nicht zu erklären.

Unser Häuschen lag in einer Seitenstraße des Dorfes, der sogenannten ‚Schweiz‘, welche übrigens ihren Namen wie lucus a non lucendo führte. Etwa zweihundert Schritte mußte man gehen, um durch die Schweiz an den Rhein zu kommen, und so konnten wir Kinder das augenfällige Steigen des wilden Elements aus erster Hand beobachten. Mathias, den wir am Nachmittage am Ufer trafen, beschäftigte sich damit, in seinem Nachen auf die Baumstämme und den ärmlichen Hausrat zu fahnden, den die wilden Wogen aus dem Oberlande mit sich führten, Gegenstände, deren Ankunft, wie er uns entgegenstotterte, nur den verheerenden Folgen des Wolkenbruchs zu danken sei. Mathias' Vater besaß im Oberdorf eine Fähre, welche den Verkehr der Weidener mit den Insassen der jenseitigen Ortschaften vermittelte. Der Bursche übte mit dem Auffischen der umherschwimmenden Gegenstände eine Art Strandrecht aus. Von den Sachen, welche nach erfolgter Bekanntmachung zurückgeholt wurden, bekam er ein Findergeld; diejenigen, welche

nicht abgeholt wurden, verwertete er in seinem Interesse, ebenso diejenigen, welche er nicht abholen ließ, sondern einfach zurückbehielt, und diese mochten wohl die Mehrzahl bilden. Der Bauer ist von Natur eigennützig und habsüchtig, Eigenschaften, die man übrigens bei jedem Stande ausgeprägt findet, der sein Brot durch angestrengte physische Arbeit der Natur abringen muß. Je mühevoller die Anspannung, je schneller der bei ihr eintretende Kraftverbrauch, desto heftiger die Begierde, diesen Kraftkonsum auf schnellste Weise möglichst fruchtbar zu machen. Die Wahl der Mittel erscheint dabei natürlich um so gleichgültiger, je tiefer das intellektuelle Vermögen des Arbeiters steht.

‚We—we—wenn nur einmal eine Lei—ei—eich' käm!' rief Mathias, als er mit seiner Beute wieder ans Ufer stieß. ‚Dann kau—au—auft mir mein Va—Va—Vater auch 'n lang' Pfeif'!'

Leichen Ertrunkener wurden des weiten Bogens wegen, worin der Strom an den Fluren von Weiden vorüberfloß, sehr oft an unsere Ufer geschwemmt; die Häufigkeit des Eindrucks hatte das Grauen, das mich beim Anblick derartig Verunglückter anfangs ergriff, nach und nach ziemlich verwischt, und wenn ich auch beim unvermuteten Erblicken eines so entstellten Körpers mich eines gewissen Entsetzens nicht erwehren konnte, so war ich doch abgehärtet genug, bei einer bloßen Erwähnung dieser Funde absolut gleichgültig zu bleiben. Diesmal jedoch berührten mich die Worte des guten Mathias im höchsten Grade abstoßend und furchterregend, weniger um der rohen Gewinnlust willen, die aus ihnen hervorleuchtete — für aufgefundene Leichen wurden oft hohe Fundgelder bezahlt —, als des schroffen Kontrastes wegen, in welchem diese Worte mit meinen Gedanken an Luise standen.

Das scheußliche Regenwetter hielt einige Tage an. Die Fluten des Rheines blieben in beständigem Wachsen; der Leinpfad war längst überspült und das Wasser stand jetzt in der Hälfte des Rheinbergs. Man befürchtete allgemein eine Überschwemmung. Luise hatte sich in den trüben Tagen gar nicht sehen lassen. Böse konnte man ihr deshalb nicht sein. Die morastigen Dorfstraßen und Feldwege boten hinreichende Entschuldigung, und die schmalen, kleinen Füßchen Luisens konnten in Verbindung mit Straßenschmutz und Morast gar nicht gedacht werden.

Gegen Ende der Woche — ich glaube es war an einem Samstage — klärte sich der Himmel auf. Die heiße Augustsonne trocknete Felder und Wege schneller, als man erwarten konnte, und die Gemarkungen und Gärten Weidens leuchteten bald wieder in ihrem alten, trockenen Hochsommerkleide. Schwerbeladene Kornwagen, auf dem Rücken ihrer Ährenberge die schmucken, drallen, schlapphutbekleideten Schnitterinnen, fuhren langsam durchs Dorf, hinter ihnen die Schnitter mit ihren langen, blitzenden Sensen. Nur der trübe, wild einherbrausende Strom erinnerte noch an das vergangene Unwetter. Der helle Sonnenschein, der die Welt erleuchtete, erhellte auch die Herzen und Sinne der Menschen, und die niederdrückende Empfindung, welche meine unglückliche Neigung zu der schönen Fremden geweckt hatte, wich einer freien, sorglos aufatmenden Heiterkeit. Nichts Erfrischenderes als der erste helle Sonnenblick nach langen trüben Regentagen. Das dankbare Gefühl, welches sich im Leben und Weben der Natur ausspricht, geht auch auf dich über. Die durch finstere Wetterwolken zurückgedrängte und verhüllte Freude am Dasein tritt mit verdoppelter Frische wieder in Kraft, die Schönheiten der Natur blühen in bewundernswerter Neuheit wieder vor uns auf, und die thätige Anteilnahme an ihnen läßt auch uns eine neue Auferstehung feiern.

Am Abende des schönen Tages kam Luise wieder zu uns. Ich erschrak fast, als ich sie sah. Die großen, dunklen Augen schienen noch größer, dunkler geworden, die roten Wangen waren blaß, und ihr Benehmen hatte etwas so Zerstreutes, Geistesabwesendes, daß es selbst meinen Geschwistern auffiel. Ich besaß

damals ein paar große Hirschkäfer, auch unter dem Namen Feuerschröter bekannt, jene schönen, mit langen geweihförmigen Zangen versehenen Käfer, welche ich durch Füttern mit breiigem Zuckerwasser und frischen Eichenblättern so gezähmt hatte, daß ich sie hier im Hofe umherlaufen lassen konnte. Mein Bruder und ich hatten den Tieren ein leichtes Miniaturwägelchen gezimmert, das sie zu unserem großen Ergötzen an einem um ihr Geweih geschlungenen Bindfaden auf und ab zogen. Luise hatte die Künstler noch nicht gesehen. In der Voraussetzung, daß es sie vielleicht interessieren werde, ließ ich also die beiden Gefangenen vor ihren Augen sich produzieren. Doch selbst dieses Wunder nötigte ihr kaum ein Wort ab. Teilnahmlos, ihre weiße Stirn in die Hand gestützt, schaute sie dem Spiele zu, so daß mein Bruder fast unwillig die Tiere wieder ausspannte und in ihren Kasten setzte. Bei dem dadurch verursachten Geräusch schrak Luise heftig zusammen, und als wolle sie ihre Teilnahmlosigkeit wieder gut machen, bat sie meine Schwester, ihr doch das Lied von Proch einmal vorzusingen, das ich ihr bei ihrem ersten Besuche vorgespielt hätte. Meine Schwester willfahrte ohne Zögern. Ich spielte die aus langgehaltenen einfachen Accorden bestehende Begleitung, und Luise umspann dieselbe auf ihrer Guitarre mit allerlei reizenden, bunten Arpeggien und Verzierungen. Es war das erste Mal, daß sie auf ihrem hübschen Instrumente, welches seit ihrem ersten Besuch immer im grünen Zimmer lag, wirklich mit uns Ensemble spielte; ich glaubte, niemals eine schönere, kunstfertigere Musik hören zu können. Als das Lied zu Ende war, blieb die schöne Guitarrenspielerin eine Weile träumend sitzen. Sie besaß eine schmale, fast niedrige Stirn — eine Besonderheit, welche ich übrigens nur höchst selten als maßgebend für das Vorhandensein geistiger Kapacitäten gefunden habe. Was der Stirn an imponierender Höhe fehlte, wurde durch ihre edle harmonische Rundung und marmorne Weiße vollauf ersetzt. Gar häufig hatte ich die feine Wölbung und zarte Farbe derselben heimlich bewundert, in diesem Moment aber — mochte es nun an dem rabenschwarzen Lockenrahmen oder an der eintretenden Dämmerung liegen — machte mich ihr Anblick erbeben. Unwillkürlich mußte ich an die Stirn meiner kleinen, früh gestorbenen Schwester denken. Als ich sie im Sarge zum letztenmal küßte, war auch sie von dieser blendenden, schneeigen Farbe bedeckt. Langsam legte Luise ihre Guitarre beiseite, und bedrückt und zögernd, wie ein Mensch, der sich auf lange Zeit von einem lieben Orte trennt, nahm sie Abschied von uns. Sie drückte uns Kindern, was sie sonst nie gethan, nacheinander die Hände und schenkte meiner Schwester eine weiße Rose, welche sie an ihrem Busen trug.

‚Bis morgen,‘ sagte sie. ‚Bleibt mir gut, und du,‘ so bat sie zu mir gewendet, ‚nimm mir meine Guitarre in acht.‘

Ich versprach es ihr. Die Mutter begleitete sie bis zum Gartenthor, und ich sah, wie sie still durch ‚die Schweiz‘ nach dem Unterdorf, der Wohnung ihrer Verwandten, zuschritt.

Ein paar Stunden später, wir waren eben im Begriff zu Bett zu gehen, wurde heftig an unsere Hausthür gepocht. Es war Fritz, der Sohn des Chausseegeldempfängers, ein baumlanger, zwanzigjähriger Bursche, der in aufgeregtem Tone um Einlaß bat. Die Mutter schritt aus der Wohnstube, um zu öffnen, und wir hörten, wie Fritz im Hausflur sie fragte, ob sie nicht wisse, wo Luise sei? Die Mutter verneinte es, indem sie hinzufügte, daß das Mädchen sich schon vor geraumer Zeit von uns verabschiedet habe.

‚Sie hat heute früh ein paar Briefe von Hause bekommen,‘ sagte der junge Mann, ‚und war danach so niedergeschlagen und stumm, wie sie noch nie gewesen ist. Sie hat nicht zu Mittag gegessen und auch keinen Kaffee getrunken, so daß meine Mutter jetzt, wo sie noch immer nicht zu Hause ist, wirklich besorgt wurde.‘ Die Stimme des jungen Bauers klang so ängst-

lich und bedrückt, daß ich bei ihrem Vernehmen sofort aufgesprungen und in den Hausgang getreten war. ‚Wo sie denn doch nur hingegangen sein mag?‘ frug er halb für sich.

‚Sie hat sich ertränkt!‘ schrie ich laut, und ohne auf die Zurufe der Mutter und des jungen Mannes zu achten, stürmte ich, wie ich war, in vollem Laufe hinaus, in die Nacht.

Die Fensterläden der meisten Wohnungen waren schon geschlossen und dunkel. Nur hier und da schillerte noch das rötliche Licht einer Öllampe in die Mondnacht und standen einzelne Bauersleute vor den Hausthüren, um sich in der Abendkühle zu erfrischen. Auf einem Haufen alten Bauholzes vor seiner kleinen, ärmlichen Hütte saß mein Freund Mathias, die Hemdärmel aufgestreift, und rauchte eine kurze Thonpfeife.

‚Hast du das Fräulein nicht gesehen?‘ fragte ich erregt.

‚Doch!‘

‚Wo ist sie hin?‘

‚Nach der O—O—Ochsengaß!‘

Meine Vermutung wurde zur Gewißheit. Die Ochsengaß war ein abschüssiger, direkt in den Rhein mündender Fahrweg des Oberdorfs, über den die Bauern ihre Pferde und Kühe zur Tränke trieben und wo die beiden größten Kähne von Mathias' Vater, dem Fährmann, ankerten. Das Wasser mußte jetzt dort sehr hoch stehen.

‚Du mußt gleich einen Nachen losmachen!‘ sagte ich zu Mathias. ‚Das Fräulein ist in den Rhein gesprungen.‘

Mathias sah mich groß an, stotterte einige unzusammenhängende Reden, die wie unterdrückte Flüche klangen, und eilte mit mir die Dorfstraße hinauf. Während er den Kahn loskettete, kamen Fritz und sein Pferdeknecht hinter uns hergelaufen. Schweigend stiegen wir ein, Fritz setzte die Ruder in Bewegung und Mathias stellte sich ans Steuer. Das Wasser stand beinahe bis in die Mitte der Ochsengaß, und es dauerte geraume Zeit, für mich eine Ewigkeit, bevor wir aus ihr heraus auf den offenen Strom kamen. Mit reißender Schnelle rauschten die trüben Wogen, hier und da kleine Stromschnellen und Strudel bildend, über die langen Steindämme dem Meere zu. Mathias mußte das Steuer, damit der Kahn nicht zu weit in die Mitte des Wassers getrieben wurde, häufig wenden und kräftig in bestimmten Richtungen halten. Fritz ruderte, weit ausholend, tapfer zu, die starke Strömung that ebenfalls das Ihrige, und wie ein gespornter Renner jagte das schlanke Fahrzeug über den Flußspiegel stromabwärts. Der fahle Mondschein ließ die auf dem Wasser schwimmenden Gegenstände ziemlich deutlich erkennen. Die dicken, den Ufersaum bedeckenden Schaumklumpen und Reisighäufchen, die Zweigspitzen der überschwemmten Bäume und Gebüsche, die von den rastlosen Fluten leise hin und her geschüttelt wurden, waren mir nie so unheimlich erschienen wie auf dieser traurigen, nächtlichen Fahrt. Unter jedem Schaumhügel glaubte ich Luisens Hand, unter jeder dunklen Strauchspitze einen Zipfel ihres Kleides hervorblicken zu sehen. Daß sie sich ein Leid angethan, stand so fest bei mir wie die Thatsache, daß wir uns jetzt auf der Suche nach ihr befanden. Trotzdem lebte noch immer ein Schein von Hoffnung in meinem Herzen. Ich hatte einmal gehört, daß Ertrinkende, bevor sie untersinken, dreimal über den Wasserspiegel emportauchen; und mit ängstlichen Blicken Fritz zur Eile mahnend, stierte ich mit krankhaft geschärftem Auge über die Fluten nach einer emportauchenden Frauengestalt.

Immer schneller eilend glitt der Kahn an der dichten, die steilste Stelle des Rheinbergs begrenzenden Akaziengruppe vorüber. Dort hatte ich eines schönen Tages meinen Geschwistern eine verunglückte gymnastische Vorstellung gegeben. Durch lange, heimliche Übung hatte ich es endlich dahin gebracht, mit rückwärts gelehntem Oberkörper die steile Stelle in vollem Carriere hinunterzulaufen. Als ich aber das Kunststück meinem Publikum vormachen wollte und unter allgemeinem

Hallo in weiten Sprüngen hinuntersetzte, bekam ich in der Mitte des Abhangs das Übergewicht und plumpste mit solcher Vehemenz platt auf den Leinpfad, daß ich ein paar Minuten ernstlich an der schrecklichen Idee litt, mein Magen sei zerborsten.

Ein Dutzend Ruderschläge weiter und wir fuhren über den großen Steindamm — ich erkannte die Stelle an dem schmalen Pfädchen, das dort den Rheinberg herunterlief —, an dessen Rande ich einmal sechs Gründlinge fing. Um den armen Tieren ihre Gefangenschaft möglichst erträglich zu machen, hatte ich ein paar Schritte vom Wasser entfernt eine kleine Grube in den Kies gegraben, die Grube voll Wasser geschöpft und meine Gefangenen hineingesetzt. Ich fischte noch eine Zeit lang erfolglos weiter; als ich dann aber die Inhaftierten aus ihrem Kerker erlösen und mit nach Hause nehmen wollte, waren dieselben zu meinem größten Erstaunen sämtlich verschwunden. Von der enormen Schnellkraft der kleinen Tiere besaß ich damals nur eine schwache Vorstellung, und so erschien mir die plötzliche Entfernung derselben fast unerklärlich. Wäre unsere heutige wunderbedürftige Epoche damals schon angebrochen gewesen, ich hätte vielleicht mein Glück als mirakulöser Fischerknabe machen können.

Wir hatten jetzt das Dorf hinter uns und schossen auf das Weidengebüsch zu, welches das Ufer hier wie ein langes, grünes Samtband umsäumt. Jedes Fleckchen war mir hier bekannt, meinem Herzen durch allerlei wichtig-bedeutungsvolle Erlebnisse verbunden; und sonderbar, alle diese Erlebnisse wurden jetzt auf einmal wieder in mir lebendig. Ich kam mir vor, als ob ich zwei Köpfe hätte, wovon der eine der Aufnahme meiner Ortserlebnisse, der andere nur der Betrachtung des Zweckes unserer traurigen Fahrt gewidmet sei. Die Stelle, wo mein geliebter Holunderstrauch stand, war ganz überschwemmt und von dem Strauche selbst keine Spur mehr zu entdecken. An der Weidenbuschgruppe, deren Spitzen wie lange, dürre Geisterfinger aus den Fluten winkten, hatte ich im verflossenen Jahre an einem heißen Augustabend einmal allein zu baden versucht. Vorsichtig und langsam war ich in die Wogen geschritten, bis mir beim Vorwärtssetzen des rechten Fußes auf einmal der Boden schwand. Ich hatte in eine Untiefe getreten und dankte es nur dem raschen Ergreifen eines Weidenzweiges, daß ich nicht stürzte und ertrank, denn schwimmen konnte ich damals ebensowenig als heute. Das beklemmende Gefühl hilfloser Unsicherheit und des Versinkens ins Bodenlose, die plötzliche Todesangst, welche mir damals den Kopf verwirrte, ergriff mich auch jetzt, wo ich in einer kleinen Entfernung, mitten zwischen den Weidenfingern, eine längliche dunkle Masse schwimmen sah, die unruhig auf den Fluten hin und her schaukelte. Es schien gerade, als ob die dürren Geisterfinger diese nachtverhüllte Gestalt leise in Schlummer wiegten. Ich wollte sprechen, aber es wurde mir dabei zu Mute, als ob mir jemand die Gurgel zudrücke. Mit Aufbietung aller meiner Kräfte vermochte ich bloß den Arm zu erheben und auf die bezeichnete Stelle hinzudeuten. Der Pferdeknecht machte die anderen aufmerksam, Fritz ruderte schneller, Mathias beschrieb mit dem Steuer ein paarmal einen weiten Bogen und der Nachen lag dicht an der Seite der toten Luise. Sie hatte sich die Schürze um den Kopf gebunden, so daß wir ihr Gesicht nicht sehen konnten, aber wir wußten alle, daß sie es war.

Fritz legte die Ruder in den Nachen und beugte sich über den Rand, um die Ärmste hereinzuheben, was ihm aber erst mit Hilfe des Knechtes gelang. Ihr Kleid, das in schweren, nassen Falten ihren schlanken Körper umschmiegte und von Nässe triefte, streifte meine Füße. Die kleinen, weißen Hände waren krampfhaft zusammengeballt, als ob sie etwas festhielten — wie sehnsüchtig hatten sie vielleicht nach einem rettenden Gegenstande gehascht! — die zarten Glieder waren steif und schlaff. Fritz löste die

Schürze von ihrem Kopf und brachte den Körper in die bei Ertrinkungsfällen rätliche Lage. Das Gesicht war durchaus nicht entstellt; die blendende Marmorstirn leuchtete in dem hell durch die Wolken brechenden Mondlicht auf dem dunklen Untergrunde des Kahnes noch heller als gewöhnlich, und die durch die Nässe fest an die Schläfen geklebten schwarzen Haare verliehen dem Antlitz etwas merkwürdig Mädchenhaftes, was ich früher in so deutlich ausgesprochener Weise nie an ihm bemerkt hatte. Dennoch vermochte ich nicht, es lange anzusehen. Die starre Ruhe, die auf ihm lagerte, stieß mich ab, und der Gedanke, daß ich durch mein Verschweigen jener Begegnung unter dem Holunderstrauch am Tode der Unglücklichen vielleicht mitschuldig sein könne, flößte mir Entsetzen ein. Von kalten Schauern überlaufen, saß ich auf der Bank des Nachens und blieb selbst dann noch sitzen, als Fritz schon ans Ufer gestoßen und, um eine Bahre herbeizuschaffen, ausgestiegen war. Der alte Pferdeknecht hob mich schließlich ans Land und führte mich nach Hause, wo meine gute Mutter mich in Empfang nahm und unter sorgend-scheltenden Reden zu Bette trieb.

Am anderen Tage war natürlich das ganze Dorf in Aufregung. Die Familie des Chausseegeldempfängers war die einzige andersgläubige in Weiden, und da dort wie in den Nachbardörfern eine zuständige Gemeinde nicht bestand, mußte man sich wegen der Beerdigung natürlich an den Ortspfarrer wenden. Dieser aber schlug dieselbe rundweg ab und war selbst durch ein namhaftes Geldgebot nicht zu bewegen, der Toten ein kirchliches Begräbnis zu teil werden zu lassen. Die Opposition des Chausseegeldempfängers gegen den Neubau des Pastorats war noch nicht vergessen. Eine bessere Gelegenheit, dem Gegner einen empfindlichen Schlag zu versetzen, bot sich dem grollenden Manne vielleicht nicht noch einmal, und so blieb er selbst den Bitten des Vaters der Verstorbenen gegenüber auf seiner Weigerung beharren. Selbstmörder gehören hinter die Kirchhofmauer! war das ceterum censeo des Unerbittlichen, und seine gläubige Herde stimmte ihm darin vollkommen bei. Hinter die Kirchhofmauer wollte der Vater sein unglückliches Kind aber doch nicht verscharrt haben und ließ darum die Leiche nach der Heimat transportieren.

Für mich hatte diese Lösung eine gewisse Beruhigung zur Folge. Die Vorstellung, Luise auf dem kleinen Dorfkirchhofe begraben zu sehen, war mir äußerst unangenehm. Der Kirchhof war nämlich für die Gemeinde schon seit lange viel zu klein. Die Gräber mußten umgegraben werden, und nur zu häufig habe ich die hoffnungsvolle Dorfjugend während der Messe auf dem Friedhof mit einzelnen Köpfen ihrer Vorfahren Kegel schieben sehen, ein Triumph des Lebens über den Tod, welcher an naturwüchsiger Roheit nichts, an ästhetischer Wirkung aber ziemlich viel zu wünschen übrig ließ.

Aus dem Flüstern und Munkeln, welches das tragische Ereignis in unserem Hause hervorrief, entnahm ich gar bald, daß der Vater Luisens seine Einwilligung zu ihrer Verheiratung mit dem Andersgläubigen auch nach der letzten Werbung desselben entschieden versagt und dem Freier die Thür gewiesen habe. Der alte Mann besuchte bei seiner Anwesenheit in Weiden auch unser Haus, und als er vernahm, welche Rolle ich in der traurigen Geschichte gespielt hatte, machte er mir die Guitarre der Unglücklichen zum Geschenke. Meine gute Mutter wußte mir nicht genug von den Verzweiflungsausbrüchen des alten Herrn zu erzählen. Ich konnte es aber nicht über mich gewinnen, ihn zu sehen. Mein Groll gegen den Mann, den ich als den Hauptveranlasser von Luisens Tod betrachtete, war zu stark. Bald nachher siedelte meine Familie nach der nahen Stadt über, und obschon das dortige Leben den Eindruck jenes traurigen Jugendereignisses nicht verwischte, war es doch bunt und stark

genug, ihn zurückzudrängen. In späteren Jahren wurde mir das Alltägliche der ganzen Geschichte klar. Doch auch das Gewöhnlichste, Alltäglichste kann uns armen Sklaven des Momentes bedeutungsvoll werden. Es kommt nur darauf an, wie es auf uns einwirkt. Nicht, was wir erleben, sondern wie wir erleben, bildet den Inhalt und Reichtum unseres geistigen Ichs. Und nicht die Größe der Schuld, sondern die Vorstellung und Deutung, welche sie beim einzelnen erfährt, bestimmt ihre Wirkung und ihr Gewicht. Den bitteren Selbstvorwurf, an dem Tode der schönen Unglücklichen mitschuldig zu sein, habe ich niemals abzuschütteln vermocht. Er verschuldet es auch hauptsächlich, wenn ich die Geschichte der Guitarre bisher so sorgfältig geheim hielt. Selbstvorwürfe weckt niemand gern auf, am wenigsten aber solche, die vielleicht um so tragischer sind, als die Schuld, auf welcher sie fußen, in guter Absicht und aus übertriebenem Zartgefühl emporbeschworen wurde."

* * *

Ich hörte mit meiner Erzählung auf. Über den Gärten vor unserem Fenster stand der Mond und goß seinen funkelnden Silberstrom auf die Häuser, Bäume und Blumenbeete. Mein Weibchen hatte sich allmählich dicht an mich herangedrängt und das liebe blonde Köpfchen voll der Guitarre zugewendet. Der helle Perlmutterkranz, der das Schallloch des Instrumentes umrahmte, glänzte in den weißen Mondstrahlen wie ein bunter Glühwürmchenkreis. Mein Frauchen sprach kein Wort. Sie drückte nur schweigend meine Rechte und drehte mit ihren kleinen Händen meinen Kopf nach der anderen Seite. Auf diese Weise wurde das Instrument meinen Blicken entzogen und ich zugleich genötigt, der Liebsten in die süßen, treuen Augen zu sehen. Was hieraus folgte, kann man sich denken.

Meine kleine Frau läßt der Guitarre jetzt eine viel aufmerksamere Behandlung zu teil werden als früher. Statt mit dem Federwedel stäubt sie das Instrument nun mit einem Seidentüchelchen ab, das zu diesem besonderen Zweck stets in einer Schublade ihres Nähtischchens aufbewahrt liegt. Sie hat sogar eine reizende Schutzdecke für die Guitarre gestickt, auf der sich ein Kahn mit der Leiche eines schönen Mädchens befindet, der von ein paar Engeln über die Wogen des Styx gefahren wird. Der Anachronismus, dessen sie sich durch die Zeichnung schuldig gemacht, läßt sie vollkommen gleichgültig. Die Decke erregt aber die allgemeine Neugierde nicht weniger als das Instrument selbst, und mein gutes Weibchen hat jetzt fast ebensoviel durch die Fragen nach der Entstehung der schönen Handarbeit zu leiden als ich durch die Interpellationen wegen der Guitarre.

Ohne Spiritisten zu sein, besitzen wir also jetzt beide ein Medium, das uns über manche Seite der mit uns verkehrenden Menschen, nach deren Ergründung wir sonst mit allerlei gesellschaftlichen Fußangeln mühsam umherfischen müßten, leichten und meist untrüglichen Aufschluß giebt. Die größte Freude aber bereitet mir die Thatsache, daß meine liebe Frau in seltener Charakterfestigkeit die ihr anvertraute Geschichte ebenso treu bewahrt, wie ich es thue, und also auch in dieser Beziehung unter ihrem Geschlecht eine entschiedene Ausnahme von der Regel bildet. Ich fühle mich äußerst beneidenswert in diesem Bewußtsein. Möge es mir erhalten bleiben, ein gleiches auch dem Leser einmal zu teil werden!



Das Kloster und die Kirche S. Francesco in Assisi.

Städtebilder aus Toskana und Umbrien.

Von

Ludwig Weißel.

IV.

Assisi.

Mitten in dem schönsten Teile der Provinz Umbrien liegt die kleine Stadt Assisi, die einst in der Blütezeit italienischer Kunst wie keine andere von den Künstlern umworben und gefeiert ward. Kaum hing je eine Persönlichkeit mit dem Aufschwung und der Entwickelung des künstlerischen Schaffens inniger zusammen als der Heilige von Assisi, S. Franziskus. „Es ging der Welt hier eine Sonne auf," sang Dante, und für die Kunstwelt strahlte sie vor allem von hier aus lange Zeit hell und warm. Es kann aber auch kaum ein poetischeres Fleckchen Erde gedacht werden; von wo immer man sich Assisi nähert, sei's von Florenz, Foligno oder Perugia — überall glaubt man durch ein zum herrlichsten Garten gewandeltes Thal zu ziehen. Rings um den steilen Hügel, auf dem Assisi liegt, erstrecken sich üppige Wiesen, auf diesen und zu beiden Seiten der sie durchschneidenden Wege stehen „immergrüne Eichen", Linden und Ölbäume, und damit die letzteren nicht zu grau erscheinen, ranken sich üppige Reben an ihnen empor; oft sind sie von Baum zu Baum gezogen — grünende Mauern auf grünendem Wiesengrunde.

Wie eine Vorhalle zu dem altehrwürdigen Assisi liegt am Fuße des Hügels inmitten der baum- und wiesenreichen

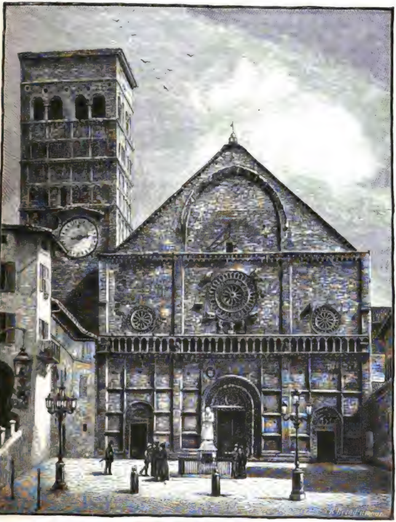


Die Kirche S. Maria degli Angeli in Assisi.

Ebene die Kolossalkirche S. Maria degli Angeli; sie ist über der Stätte der heiligen Portiuncula, an der S. Francisco am liebsten weilte, errichtet. Vignola, der Bauleiter des Petersdomes zu Rom (nach dem Tode Michelangelos) und der Erbauer der schönen Säulenhalle im Palazzo Farnese, sowie der Wasserleitung Trevi, hatte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den kühnen Entwurf geliefert. Ein Baumeister von St. Peter konnte nichts Kleines schaffen; so baute er auch diese Kirche in einer Breite von 65 m mit einem Schiff von 125 m Länge und einer Kuppel von 85 m Höhe. In ungefähr hundert Jahren war das Werk vollendet, und wieder nach kaum hundert Jahren stürzte das Langhaus unter dem Erdbeben von 1732 in Trümmer; die Kuppel aber blieb unversehrt. Der Wiederaufbau entsprach nicht dem alten Plan, und so kann man nur aus einzelnen architektonischen Meisterstücken der alten Reste, sowohl dem großen Fenster in der Fassade wie der mächtigen Anlage der Kuppelräume und des Mittelschiffes, auf die frühere Größe und Harmonie des Ganzen schließen. Gerade unter der Kuppel und über dem Grabe der S. Portiuncula, an bestерleuchteter Stelle, erhebt sich die kleine tempelartige Kapelle der Heiligen. Ein Bild aus Peruginos Schule schmückt die Rückwand, ein Bild des modernen Nazareners Overbeck den dreieckigen Giebel der Vorderseite, das erstere noch heute in der Farbe frisch und kräftig wie die Frömmigkeit des Mittelalters, das andere abgeblaßt wie der Glaube im neunzehnten Jahrhundert.

Fast jede einzelne der kleinen Seitenkapellen dieser Kirche bereitet durch ihren künstlerischen Schmuck auf die Kunstwerke in Assisi vor. Da ist in der Kapelle San Giuseppe der Altar der „Robbia“ mit den reichen Fruchtgewinden im Fries und der sinnig-innigen Himmelskönigin im zierlichen Gesims; da ist weiter die Capella delle rose mit den Freskodarstellungen des Rosenwunders von Tiberio

d'Assisi, der so sehr im Geiste seines Lehrers Perugino schuf, daß seine Jungfrau mit dem Kinde (im Berliner Museum) noch heute den Namen Peruginos trägt; da sind ferner in der Reliquienkapelle Lo Spagnas lebensvolle Freskoporträts der heiligen Männer des Franziskanerordens und ein seltsames, gut erhaltenes Kruzifix aus dem dreizehnten Jahrhundert von Giunta Pisano, einem der ältesten italienischen Maler, der noch ganz auf der tiefen Kunststufe der Byzantiner stand und dessen wenige uns überkommene Werke die Größe der Cimabue und Giotto erst im vollen Lichte erscheinen lassen. Da ist endlich die Sakristei mit den edelgeform-



Der Dom San Rufino in Assisi.

ten Schränken und einer einst vor dem Hochaltar aufgehängten Ampel an zierlichen Ketten und mit prächtigen, kräftigen Engelknaben auf dem Deckel, einem trefflichen Werke der Schmiedekunst des fünfzehnten Jahrhunderts. Oberhalb dieser Kirche erhebt sich auf steilem Berghang Assisi. Es ist, als hätte die Sonne, die von hier aus der Welt aufging, gleich an Ort und Stelle zu wirken begonnen, denn der kahle Gebirgsstock des Monte Subiaco verwandelt sich hier zum fruchtbaren olivenreichen Hügel; malerisch zieht sich längs derselben die Stadt mit ihren grauen Mauerresten und Türmen hin, und am äußersten Ende derselben erhebt sich, getragen von den mächtigen Arkaden des Unterbaus, die Riesenburg des Franziskanerklosters (mit der Kirche), gleichzeitig ein Wächter und Herrscher der Stadt, ein treues Bild der einstigen Weltmacht und des heute noch nicht verwüsteten Alters dieses Ordens. Fremdartig wie der Wunderglaube des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts berührt uns dieser Klosterbau, aber er fesselt uns wie jede großartige und unerklärliche Erscheinung, und ihm und Assisi zuliebe lauschen wir der naiven Legende vom heiligen Franziskus.

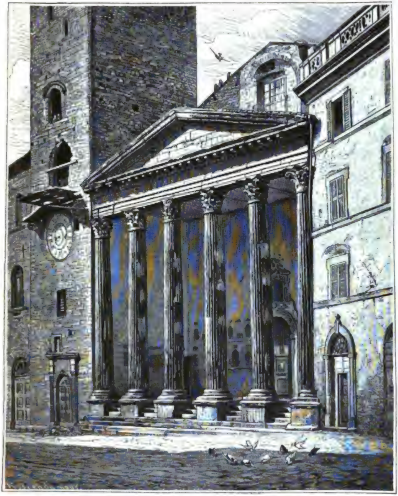
Franziskus von Assisi war der Sohn eines Kaufmanns und führte in seiner Jugend ein gar lustiges Leben: er war der Führer einer jener munteren Corti, in denen Frohsinn und Übermut vor allem gepflegt wurden, und erfüllte im Kreise heiterer Genossen die stillen Straßen von Assisi oftmals mit lautem Sang und tollen Liedern. Leichtsinnig und gutmütig, versagte er sich keine Freude und den Armen kein Almosen. Das brachte ihn bei den einen in den Ruf eines Verschwenders, bei den anderen in den eines Wohlthäters; bei allen aber machte es ihn beliebt, denn Leichtlebigkeit und Herzensgüte machen den Menschen vor allen liebenswürdig. So kam es, daß man es ihm auch zum Guten deutete, als er eines Tages die ihm im Geschäft seines Vaters anvertrauten Waren unter die Armen verteilte und die Barkasse den Priestern zum Kirchenbau übergab. Selbst der Bischof gewährte ihm seinen Schutz, als er vor ihm dem aufgebrachten Vater seine sämtlichen Kleidungsstücke zum Zeichen der Lossage vor die Füße warf, und scheint diese summarische Rechnungslegung für genügend erkannt zu haben. So zog er 1206 sicher und frei in die Einsamkeit, um dem Gebet und der Buße oder wie im Aussätzigenspital zu Gubbio der Pflege der Kranken zu leben. Nur ab und zu kehrte er nach Assisi zurück, um unter denen, die er einst mit Schwänken und Geschenken unterhalten, für den Bau der einen oder anderen Kirche zu sammeln. Was der weltliche Lebemann gespendet, erhielt der kirchliche Bettler reichlich zurück, denn er baute davon das Kirchlein San Damiaso und stellte S. Portiuncula wieder her, die kleine Kirche, die, einsam von blühenden Rosenhecken umfriedet, ihm der liebste Ort der Welt war und von der die Gründung des Ordens ausging. Hier war es, wo Bernhard von Quintavalle, ein angesehener Mann, Sylvester und Ägidius sich ihm anschlossen und mit ihm von der Ebene Rivotorto hinauszogen nach allen Seiten, um Buße zu predigen und Genossen zu werben. Bald wuchs die Zahl ihrer Anhänger. Jetzt suchte Franziskus unter bangen Zweifeln, doch erhellt durch ein Traumgesicht, die päpstliche Bestätigung des Ordens nach, und Papst Innocenz III. leuchtete bald, wie es heißt, auch erst im Traume, die Zweckmäßigkeit der neuen Richtung ein. So ward S. Portiuncula durch den Machtspruch des Papstes der Mittelpunkt des Franziskanerordens, dessen Brüder nicht bloß Armut, Gehorsam und Demut, sondern auch Arbeit und die Verbreitung der Lehre Christi gelobten und sich bald mächtig hervorthaten durch das Werk der Mission. Franziskus selbst zog nach Ägypten und dem Orient; aber der Muselmann war nicht weniger gläubig als der Christ, und so fand es Jesus für gut, seinen frommen Prediger durch ein Traumbild zur Rückkehr nach Italien zu mah-

nen. Hier hatte die Gemüter eine wahre Schwärmerei für den heiligen Mann erfaßt, und auf dem Strohhüttenkapitel von 1219 (der Generalversammlung zu Portiuncula) zählte der Orden fünftausend Brüder. Franziskus aber war inzwischen alt und sein Körper durch Mühsal und Kasteiung schwach geworden; es war höchste Zeit, daß die Wunder sich einstellten, die ihn zum vollkommenen Heiligen machten. Sie häuften sich denn auch in seinen letzten Lebensjahren: im wachen und schlafenden Zustand erschienen ihm Christus und die Madonna und sprachen mit ihm, auch die Wundmale an den Händen und Füßen und in der Seite blieben nicht aus: Nägel aus Fleisch, die aber schwarz wie Eisen und an den Spitzen umgebogen waren, sind ihm durch Hände und Füße gewachsen. So ungefähr berichtet Thomas von Celano um 1229 die Geschichte des Franziskus von Assisi. Und worin bestand die Bedeutung dieses Heiligen? Zahlen sprechen am klarsten: ums Jahr 1270, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, zählte der Orden 8000 Klöster mit 200000 Mönchen, eine Armee, die bald das ganze Abendland beherrschte. Alle Frommen verehrten ihn unbefangen, und die Gegner des üppigen Papsttums spielten ihn tendenziös gegen den lasterhaften Hohenpriester aus. Wer heute vor dem Kloster zu Assisi steht, wird es unglaublich finden, daß es einmal eine Zeit gab, in der einseitiger Doktrinarismus Künstler und Laien, und darunter einen Geistesgewaltigen wie Goethe, an dem mächtigen Bau interesselos vorbeigehen ließ. Man begreift es nicht, daß man nicht einmal vor solchen Kolossen der menschlichen Schöpferkraft die Scheuklappen des mißverstandenen Hellenisierens ablegte und einzig nur das als schön und sehenswert erkannte, was der höchst mangelhafte Kunstkodex einer als Kunst ausgegebenen Mode für antik und antikisierend erkannte. Heute gelten wohl für jeden, der Assisi betritt, Kirche und Kloster San Francesco als das Hauptziel der Reise. Schon die Wahl des Ortes, auf dem dies christliche Kolosseum sich erhebt, zeugt für die Kühnheit und Größe des Erbauers: es ist der steile Abhang gegen das Thal des Tescio; die nötigen Subkonstruktionen, Pfeiler und Bogenträger bilden allein eine Gebäudemasse für sich, und auf ihnen erheben sich erst die weithin ausgedehnte Unterkirche mit dem doppelten Querschiff und seitlich über derselben die auf hohem Felsen thronende Oberkirche.

Ein deutscher Mönch aus dem dreizehnten Jahrhundert, Namens Jakobus, scheint die Anfänge des Baues geleitet zu haben; er ließ wohl auch die heute zur Grabkapelle umgestaltete Gruft des heiligen Franziskus unterhalb der Unterkirche in den Felsen einhauen. Merkwürdig ist es, daß sich an diesem Wunderwerk altitalienischer Gotik der deutsche Charakter der aus dem Norden importierten Bauweise reiner bewahrte als an anderen Kunstgebilden derselben Epoche. Weder dem Südländer noch der südlichen Landschaft scheint der ernste Deutsche eine wesentliche Konzession gemacht zu haben. Diese dunkle, dem Gebet und der stillen Betrachtung geweihte Unterkirche mit ihren wuchtigen Jochen auf niedrigen Pfeilern und mit den schweren Kreuzbogen ist düster wie der graue Himmel des nordischen Winters. Und auch die Oberkirche mit dem mächtigen Langschiff, den an den Wänden emporsteigenden Pilastern und den achteckig profilierten Bogenkonstruktionen, die den Bau in vier weitgedehnte Kuppelgewölbe teilen — auch sie ist kein heiterer italienischer Bau und nur hell, weil die südliche Sonne sie hell erleuchtet. Wenngleich die Architektur des Querschiffs, seine Gliederung in viereckige Gewölbfelder und die von denselben ausgehenden schönen Rippenbänder mit den für die Fresken bestimmten Dreiecken bald das allgemeine Vorbild für die Gewölbedekoration der italienischen Gotik wurden, so hatte dieselbe doch hier noch keine Umbildung ihres deutschen Wesens erfahren. Denn selbst die romanische Fassade beugt sich dem Ernst der nordischen Gotik in der Bildung des tiefen,

reichgeschmückten Portals und der darüberstehenden Fensterrose. Erst die Ausschmückung der mächtigen Innenwände läßt in allen Feldern und Ecken die italienische Heimat des Klosters erkennen: da sollte auch keine Stelle sein, die nicht in reichen Farben strahlte. Unter- und Oberkirche erscheinen uns in der Fülle ihrer Werke beinahe wie kunsthistorische Museen, es ist ein Stück Kunstgeschichte, das man in ihnen auf Schritt und Tritt durchwandert — besser als in unseren heutigen Galerien, denn die plastischen Denkmale wie die Gemälde stehen hier an dem Platze, für den der Künstler sie bestimmte: in der von ihm gedachten Umgebung, in dem von ihm bestimmten Lichte. Gleich beim Eintritt in die Unterkirche fällt uns eine gewaltige Aschenurne aus Porphyr in den kräftigen, altrömischen Formen, das Grab der Familie Cecchi, in die Augen, daran reiht sich das Denkmal einer Königin Hekate von Cypern aus dem dreizehnten Jahrhundert, vielleicht das Vorbild zu dem edlen Tabernakelgrabe Benedikts XI. in San Domenico zu Perugia, freilich nicht in so feiner künstlerischer Ausführung, aber dafür von jener naiven Ursprünglichkeit, die trotz aller Pietät die Madonna mit übergeschlagenen Beinen darstellt; weiter folgen in der kleinen Capella d'Antonio Abbate die beiden einfachen Gräber der Herzöge Braschi von Spoleto.

Wenden wir uns nun den Fresken über dem Hochaltar und in den Flügeln des Querschiffes zu, so zieht an uns eine Reihe toskanisch-umbrischer Kunstwerke vorbei, die uns ein geschlossenes Bild der Entwickelung der Malerei von den rohen byzantinischen Anfängen bis Cimabue und Giotto (etwa vom zwölften bis vierzehnten Jahrhundert) geben: da sind im Mittelschiff die Werke der Früh-Florentiner, ähnlich jenen des Giunta Pisano in der Kirche degli Angeli, deren Figuren uns neben den späteren Meistern häßlich und oft kaum menschenähnlich scheinen, daneben im Querschiff wie eine Erlösung von der Unnatur die Bilder Cimabues und über dem Hochaltar selbst die zu vollster Reife entwickelten Schöpfungen Giottos. Hier neben diesen Vorgängern muß man Giottos Fresken sehen, um zu erkennen, wie unendlich groß dieser Meister der Kunst gewesen, hier erst wird uns klar, daß Raphael einen Giotto noch lange nicht so weit überragt als dieser all seine Vorläufer. Wie König David vom Hirtenknaben zum Ersten seines Volkes, so war auch Giotto, der Sohn des Landmanns Bondone (aus dem kleinen Vespignano), vom Hüter der väterlichen Ziegen zu einem König im Reiche der Geister gestiegen, und wie David den Goliath, so schlug er durch seine Kunst all seine Vorläufer. Der kleine untersetzte Mann mit den scharfen, intelligenten Zügen, die Benedetto Majano in seiner schönen Büste (im Florentiner Dom) für alle Zukunft „lebig" machte, überragte seine Zeitgenossen nicht bloß als großer Architekt und größter Maler, sondern galt auch sonst als ein Mann von feinem Geiste und hoher Bildung. Dante wählte ihn zum Freund, und Boccaccio citierte manches seiner Witzworte; doch die besten Zeugen seiner Geistesmacht hat er sich selbst geschaffen in den Fresken der Kirche S. Francesco. Wer fühlte nicht schon vor dem Madonnenbilde zur Seite des Hauptaltars (die Madonna mit dem Kind, St. Johannes und Franziskus ihr zur Seite und Cavallinis Porträt darunter), daß unter den Malern ein Mann erstanden, der mit anderen Augen sah und mit anderen Händen malte, als es bisher geschehen? Da ist alles wahre und wirkliche Natur, erfaßt von einem mächtigen, selbstschöpferischen Geiste, wie selbst sein Lehrer Duccio ihn nie geahnt hat. Und nun erst die Fresken über dem Hochaltar, allegorische Darstellungen der Gelübde „Armut, Keuschheit und Gehorsam", die uns lebensvoll erscheinen wie historische Gemälde und die alles, was die Malerei bisher geschaffen, so unbegreiflich überflügeln wie etwa die „Göttliche Komödie" Dantes die Werke der Scholastiker. Die allegorischen Figuren sind nicht mehr wie einst lebens-



Der Minervatempel in Assisi; jetzt Chiesa Madonna della Minerva.

unfähige Gebilde der Phantasie, sie sind Menschen wie die menschlichen, teils historischen, teils unhistorischen Personen dieser Bilder, und nur der Ausdruck und die Haltung kennzeichnen ihre Bedeutung. Schon ahnen wir den idealen Realismus der erst nach zwei Jahrhunderten voll erblühten Kunst. Es ist schwer, diese Bilder zu beschreiben, denn indem man der Tiefe ihres geistigen Gehaltes gedenkt, läuft man Gefahr, die allegorischen Gestalten zu entkörpern und dadurch den wahren Eindruck derselben zu vernichten; doch sei's versucht, um wenigstens ein ungefähres Bild des Werkes zu geben, „dem durch mehr als ein Jahrhundert die Welt des Schönen tönte." Da ist denn vor allem die Armut, ein altes, hageres und kräftiges Weib; sie ist in Lumpen gehüllt und wandelt unter Dornenhecken, aus denen Rosen blühen. St. Franziskus, ihr zur Seite, wird ihr vermählt; Glaube

und Liebe, zwei lichte Gestalten, beide mit milden, aber doch im Ausdruck fein unterschiedenen Zügen, reichen ihr Ring und Herz, ein Hund (nach Goethe ein erbärmlicher Wicht wie der Mensch) bellt sie an, und zwei Kinder, rechte und echte lebenswahre Menschenkinder, bedrohen sie mit Stock und Stein, auf der linken Seite des Bildes ein schmucker Jüngling im modischen Kleid und ein Alter mit einem Geldsack, auf der rechten ein Jüngling, der einem Armen seinen Mantel schenkt, beides, wie ich vermute, Erinnerungen an die Jugend des einst munteren, aber wohlthätigen Heiligen und seinen reichen Vater. Zu oberst im Bilde zwei Engel, der eine mit der härenen Kutte, der andere mit der Kirche des St. Franziskus.

Die zweite Freske ist dem Gehorsam gewidmet: im Heiligtum des Franziskus sind Gehorsam, Weisheit und Demut vereint, erstere hält den Finger zum Munde und gebietet Schweigen, die zweite Gestalt trägt die Leuchte und die dritte wehrt mit von sich abgekehrtem Spiegel dem dreifachen Ungeheuer des Stolzes, des Neides und der Habsucht. Weitaus das interessanteste Bild aber ist das der Keuschheit; hier stehen die Figuren der Allegorie mitten unter den für die Geschichte des Ordens bedeutenden Menschen; hier wird es uns erst vollkommen klar, daß Giotto für alle seine Gestalten nur eine, die menschliche, Charakteristik hatte. Die Keuschheit, die am Fenster ihres einsamen Turmes betet, und ihre beiden ernsten Wächterinnen, die Reinheit und die Tapferkeit, gleichen drei Nonnentypen, wie sie uns in den Städten Italiens nicht selten begegnen; an ihrer Stellung und Haltung erkennt man den Gedanken, den sie verkörpern: die Keuschheit betet, allem Irdischen entrückt, die Reinheit blickt naiv unbeholfen auf der Menschen Treiben, die Tapferkeit doch wacht als kampfbereite kundige Pförtnerin. Vor der Burg aber stehen Franziskus von Assisi, Quintavalle und Sancta Clara, wie gute Menschen, die mit Wohlwollen des Nächsten Glück erwägen; der Mann mit der Geißel hinter ihnen deutet auf den Beruf der Büßer, vielleicht auch auf den Ernst des Lebens. Ein kleines Novizlein plätschert unterm Schutz zweier Franziskaner-Engel im Reinigungswasser, indes die Richter und der Tod unsaubere Geister strafen und holde Frauen strengen Blickes die Wollust von dannen scheuchen.

In diesen Fresken hat Giottos Kunst über dem Hauptaltar von San Francesco den schönsten, farbenhellsten Himmel gewölbt, und Dantes heiliger Geist steigt aus demselben zu uns nieder.

Schwer reißen wir uns von dieser gott- und kunstgeweihten Stätte, und doch führen uns auch die Seitenkapellen der Kirche noch durch ein weiteres sehenswertes Stück der Kunstgeschichte: in der Capella San Martino verewigte Simone Memmi, der von Petrarca gepriesene Sienese des vierzehnten Jahrhunderts (vielleicht in seinen besten Fresken), die Geschichte St. Martins von Tours. Martin und der Bettler, der Heilige im Kloster von Albenza, Martin als Prediger in Chartres, alles sicher charakterisierte Gestalten, und darüber in der Lünette die anmutstrahlenden Bilder der heiligen Klara und Elisabeth — in der Capella San Maddalena die Fresken Giottoscher Schüler, darunter die Himmelfahrt der heiligen Büßerin, wohl ein Werk des trefflichen Puccio Campanno, und wieder einige Schritte weiter am Eingang der Sakristei Lo Spagnas Madonna unter Heiligen, ein herrliches Bild aus dem sechzehnten Jahrhundert, endlich in der Capella S. Antonio die durch ihr frisches Kolorit berühmten Fresken des gedankenreichen und formenstrengen Orvietaners Sermei aus dem Ende des sechzehnten oder dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts.

Aus der Sakristei der Unterkirche steigt man zur Oberkirche auf einer schmalen Treppe; einst war sie ein notwendiger Zugang, da das mächtige Portal nur an hohen Festtagen geöffnet wurde. Hier an diesen weiten, stark erhellten Flächen wirken die massigen und mächtigen Bilder noch weit stärker als in den dunklen

Unterräumen. Leider hat hier auch die Zeit zerstörend gewirkt. So ist denn namentlich von den Fresken des Querschiffes und der Farbenornamentik seiner Bogen und Gräteuteile kaum mehr ein gut erhaltenes Stück vorhanden. Nur ab und zu blicken uns die häßlichen Heiligengesichter Giunta Pisanos, die zu allem Überfluß auch noch bald ein Auge, bald gar die Nase verloren haben, als recht greuliche Fratzen entgegen. Besser sieht es glücklicherweise im Langschiff aus. Hier ziehen sich über dem schön ornamentierten Sockel und dem teils skulpierten, teils gemalten Gesimse mächtig große Fresken, Bilder aus Franziskus' Leben hin. Cimabue hat das Werk begonnen, sein Schüler Giotto hat es fortgesetzt und wohl schon hier, wie Dante prophezeite, den Meister aus dem Felde geschlagen. Es wäre zwecklos, diese fast überreiche Galerie in Worten wiederzugeben; nach den Meisterwerken Giottos in der Unterkirche lassen diese Kunstgebilde den wahrheitsliebenden Beschauer kalt; nur wer einen bestimmten künstlerischen oder wissenschaftlichen Zweck verfolgt, wird hier lange, dann aber auch gern verweilen. Trotz aller Beschädigungen und Übermalungen scheidet, wer gründlich sieht, hier leicht Cimabues von Giottos Hand und Geist. Nicht bloß die Technik, auch die Erfindung trennt sie. Wenngleich Cimabue die Byzantiner übermochte, wie Simson die Philister, und so der Grundstein für alle spätere Kunst ward, so waren seine ernsten Heiligen doch oft noch schrecklich starr und unbelebt; Giottos lebensvolle Gestalten aber sind, selbst wenn sie steif, doch nie erstarrt, und selbst zuviel des Ernstes wird durch Humor gemildert. Nie hätte Cimabue auf der Freske der Konfession den von Franziskus beschworenen bösen Geist durch einen Kampf lustiger Engel voll Laune fortgeprügelt. Reich wie die Wände sind auch die hochgewölbten Decken mit Fresken geschmückt, man schreibt sie den Malern aus der Zeit zwischen Cimabue und Giotto zu und nennt vor allem Taddeo Gaddi als ihrer besten einen.

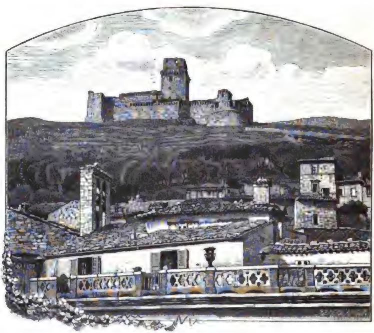
Wie ein ebenbürtiges Seitenstück zu S. Francesco erhebt sich der weite Klosterbau des Ordens. Freundlich grüßt uns nach unserer ernsten kirchenbeschaulichen Thätigkeit der luftige Arkadenhof, ein Werk der ersten Renaissance, und gern ruhen wir im großen Saale auf den prächtigen Chorstühlen, in deren Ornamenten gotische und klassische Motive sich in wundersamer Harmonie verschlingen.

Wie Goethe getreu den Doktrinen seiner Zeit in Assisi nichts anderes als den Minerventempel sehen wollte, so ist man heute fast versucht, nach dem Besuche von San Francesco an allem, was sonst die Kunst hier schuf, vornehm vorbeizugehen. Wir haben das Bewußtsein, in Assisi sei neben St. Franziskus kein Platz für einen zweiten Heiligen und alles Große vereinige sich in der ihm geweihten Kirche. Und in der That, all die anderen Kirchenbauten von Assisi, meist auch in gotischem Stile, verschwinden neben S. Francesco: so S. Pietri, trotz seines ganz prächtigen Rosettenfensters über den drei Portalen; so S. Chiara, die ein Schüler des Jakobus, Fra Philippo da Campello, den Riesenwerken seines Meisters nachzubilden suchte; so selbst die Kathedrale San Rufino, die man hier kurzweg als den Dom bezeichnet. Freilich erfreuen uns an dieser die wohlgegliederte Fassade mit der zarten Säulengalerie im ersten und den drei zierlichen Fensterchen im oberen Geschosse, sowie der wuchtige Glockenturm; aber all das scheint so klein neben der großen Franziskanerburg.

Nur die Schönheit der Antike läßt sich auch hier nicht vernichten durch die Kraft des Mittelalters. Einfach, aber in vollendeter Harmonie erhebt sich auf der Piazza Grande der Prostylos des Minervatempels. Es ist die besterhaltene römische Tempelfront in ganz Italien, und Goethe rühmte entzückt die „geniale Konsequenz der Fassade, an der er sich nicht satt sehen konnte". Sechs kannelierte korinthische Marmorsäulen tragen den auf schöngegliedertem Gebälk errichteten dreiteiligen Giebel — das ist der ganze uns

erhaltene Tempelrest; diese Säulen aber und das Gebälk sind wie die Zeichnung der Akanthuskapitäle von so beglückender Schönheit, daß sie sich wie das Bild der Geliebten tief und für immer ins Gedächtnis prägen.

Ein gewundener Pfad durch allerlei Gassen und Gäßchen führt von dem Platz des Minervatempels zu der hoch über Füßen; Spello, Foligno, Trevi und Spoleto, alle malerische, graue Städte, tauchen im grünen Land empor; im bläulichen Schimmer wird die hohe Kette der Apenninen sichtbar; dicht am Fuße von Assisi dehnt sich fruchtbar die weite Ebene, die gegen Süden vom Tiber durchströmt und nach hinten begrenzt ist von waldigen Höhen mit dem weithin sichtbaren Perugia



Die alte Burg Rocca Grande in Assisi.

der Stadt gelegenen alten Burg der Rocca Grande, von dem man weit hinaus einen vollen Blick ins Schönste hat. Hier wie nirgends steht man unter dem vollen Zauber der umbrischen, abwechselungsreichen Landschaft: da erheben sich gegen Osten die von hier weiterlaufenden Bergkuppen des Monte Subiaco, Olivenhaine zu ihren am äußersten Ende. Hier auf dem Gipfelpunkte der Stadt Assisi werden uns unbewußt die Worte Dantes aus dem Paradiese lebendig:

Hier ging der Welt einst auf der Sonne Licht;
Wer also reden will von diesem Orte,
Der nenn's mit dürft'gem Wort „Assisi" nicht,
Der nenn es „Morgenland", des Lichtes Pforte.



Sein erstes Abenteuer.

Eine Wandergeschichte aus Südfrankreich

von

Benno Rüttenauer.

Die rothosige Schildwache vor dem alten gotischen Thor der weiland päpstlichen Residenz zu Avignon stand, bequem aufs Gewehr gestützt, neben ihrem trikoloren Schilderhaus. Dabei betrachtete sie, halb mit Neugierde halb mit Mißtrauen, einen etwas auffallenden Fremden, welcher mitten auf dem uneben-abschüssigen, weißen Pflaster des Domplatzes mit sichtbarem Staunen an den ungeheuren Steinmassen der alten Pfaffenburg mit ihren ebenso seltenen wie kleinen Spitzbogenfensterchen emporsah.

Es war ein junger Mann von offenbar noch nicht fünfundzwanzig Jahren. Ein weiter rauchschwarzer Havelock, der an einen alten Reitermantel erinnern konnte, und ein weicher Filz von der nämlichen Farbe machten aus der hohen schlanken Gestalt eine malerische Erscheinung, an welcher aber der schwarze wollene Regenschirm unterm Arm modern-prosaisch, philiströs aussah, im grellen Gegensatz zu dem träumerischen Ausdruck des mageren schmalen Gesichts mit seinen undefinierbaren gelbflaumigen Bartansätzen. Doch eine mächtige goldene Brille war für das Gesicht, was der Regenschirm für die Gestalt.

Nicht nur der Schildwache, auch den Vorübergehenden fiel die fremdartige Erscheinung auf. Sie stach in dieser Stadt, wo ausnahmslos alles entweder das gleiche schmutzige Überhemd oder den gleichen stutzerhaften Überzieher der neuen Mode und schmalkrempigen steifen Hut trug, allzusehr ab. Die meisten musterten den Schlanken mit neugierigen Blicken, viele hielten einen Augenblick unartig gaffend an, einige Gassenbuben in den obligaten schmutziggrauen Leinenhemden umlagerten ihn.

Dem Fremden wurde es davon sichtbar unbehaglich zu Mute, und er wandte sich gegen das hohe Eingangsthor der Burg.

„On n'entre pas ici," bemerkte ihm die Schildwache lakonisch, ohne sich aus ihrer bequemen Stellung zu rühren.

„Eh, monsieur l'Anglais!“ riefen lachend die sich nachdrängenden Buben. Der im Havelock warf den Ungezogenen einen zornigen Blick zu und schritt dann zögernd auf die Kathedrale von Notre-Dame des Doms zu, welche die ehemalige pontifikale Festung flankiert und selber das Ansehen eines festen Bollwerks hat.

Eine Viertelstunde später lehnte er an der niederen Mauerbrüstung, welche das zur Seite der Burg und der Kathedrale frei gelassene Felsplateau gegen den senkrechten jähen Absturz des Rocher des Doms abschließt. Die angeblich von Karl dem Großen aus einem römischen Herkulestempel erbaute und thatsächlich aus den Stilarten aller Zeiten zusammengehäufte Domkirche hatte keinen erquicklichen Eindruck in dem fremden Beschauer hinterlassen, um so überwältigender war der Ausblick auf seinem gegenwärtigen Standpunkt.

Über ihm in unheimlicher, schwindelnder Höhe die düsteren, dicken Mauern und Türme der Burg, die wie lebendig aus dem Felsen zu wachsen schien, eins mit ihm, und zu seinen Füßen, abermals in schwindelnder Tiefe unter dem nackten Felshang, ein weites unabsehbares Land, zwei mächtige Ströme unermeßliche gelbe Fluten wälzend, stehen gebliebene Bogen und Arkadenreste alter Brücken und Aquädukte, fernher winkende Städte, von kahlen Höhen überragt, mit malerisch in den grauen Horizont stehenden Mauertrümmern und geborstenen Windmühlen. Darüber die leuchtende Föhnluft eines provençalischen Dezembertages und am blaßgrünen Himmel großartige, jagende Wolken, gewaltige Gruppen, hier in silbernem Glanz, dort mächtig grau und schwarz.

Aber auch dieser Anblick wurde ihm gestört, denn wieder war er der Gegenstand gaffender Verwunderung, und es reute ihn recht, das dumme Pfaffennest mit seinem Besuch beehrt zu haben. Nun wollte er es wenigstens so schnell als möglich wieder verlassen und schickte sich sofort dazu an.

Auf dem bequemen Asphalttrottoir der ganz modernen und sehr glänzenden Avenue du chemin de fer strebte er dem Bahnhof zu. Nicht allzuschnell kam er vorwärts; ein heftiger Wind blies die breite Straße herauf, verwickelte sich in den auch ihm so ungewohnten Mantel und bauschte ihn auf wie ein schwarzes Segel, daß elegantes und unelegantes Volk aufs neue dem Fremden mehr oder weniger auffallend nachschaute.

Da hatte er sich „das Land der Troubadours“ doch anders gedacht! Aber das war jedenfalls noch nicht das echte, und er freute sich, südlicher zu kommen.

Vor einem Buchladen hielt er dennoch einen Augenblick an; es schien seine Gewohnheit zu sein, an einem solchen nie vorübergehen zu können.

„C'est bien un Anglais,“ hörte er neben sich flüstern. — „Il n'est pas mal, celui-ci,“ antwortete es ein klein wenig lauter, mit einer Stimme, in welcher der südliche Accent etwas Prickelndes hatte zumal für einen, der ihn zum erstenmal hörte und dem die Nasalierung und Abgestumpftheit des Modern-Französischen immer etwas stutzerhaft fad vorkommen wollte. Daß der also Glossierte keineswegs ein Engländer war, hätte dem Kundigen schon die Art und Weise verraten, wie derselbe von der allgemeinen gaffenden Aufmerksamkeit unangenehm berührt worden. Sein Regenschirm, sein Hut und besonders seine goldene Brille bezeugten es schon äußerlich und wiesen ihn mit großer Wahrscheinlichkeit als poetischen Deutschen aus, wenn dies kein Pleonasmus ist. Er war es in der That, nicht das letztere, sondern das erstere. Ein leichtes blitzartiges Zucken um seinen Mund und in seinen großen grauen Augen zeigte jedoch in diesem Augenblick, daß er eine bekannte Schwäche seiner Landsleute nicht teilte; es schmeichelte ihm offenbar nicht, für einen Angehörigen der stolzen britischen Nation gehalten zu werden, und da er sich zu gut bewußt war, daß sein ganzes Wesen mit dem philiströsen, prosaisch-nüchternen jenes insularen und insolenten „Krämervolks“ nichts gemein habe, flößte ihm die Un-

wissenheit und Urteilsunfähigkeit der beiden Provençalinnen neben ihm die größte Geringschätzung ein. Er wollte auch eben einen sein Gefühl ausdrückenden Blick auf die beiden werfen; aber dies gelang ihm nicht, sein eigener armer Blick wurde niedergeschmettert von einem anderen, der ihm entgegenkam, einem übermütig sieggewohnten, zauberhaft strahlenden, aus so schwarzem, tiefüberschattetem Auge, wie der Deutsche sich nicht erinnern konnte, gesehen zu haben, und begleitet von einem halb aufmunternden, halb spöttischen Lächeln um einen frischen kleinen Mund mit weiß aufblitzenden Zähnen. Ganz unwillkürlich senkte er seine Augen zu Boden und fühlte sich zugleich heiß in den Schläfen. Diejenige aber, welche diese Wirkung auf ihn hervorgebracht, machte eine unsagbare Schwenkung, wobei sie den Betroffenen fühlbar streifte.

„Qu'il est amusant," hörte er sie sagen und dann hell und übermütig lachen, vielmehr kichern. Ihre Begleiterin entgegnete etwas, das er nicht deutlich verstand, nur ein Wort schien ihm wie „imbecile" zu klingen.

Noch verstimmter als zuvor setzte er seinen Weg fort. War das nicht, wenn man das moderne Kostüm wegdachte, wie die Ouverture und Exposition zu einer romantischen Oper? Er hatte die Schwarzäugige sichtbar gereizt und sich durch seine unbeholfene Schüchternheit wahrscheinlich um ein interessantes Abenteuer gebracht. Zwar ging die Romantik in ihm nicht ganz so weit, daß ihm seine eigenen Gedanken über das flüchtige Begegnis nicht doch wieder als Phantasterei erschienen wären; aber dies gab ihm wenig Trost, denn er sagte sich, daß ihm eines Tages ein wirkliches Abenteuer in den Weg laufen könne, ohne daß er nach den eben gemachten Erfahrungen der Mann sei, es anzuhalten. Der Gedanke drückte ihn ganz nieder. Ein klein wenig tröstlicher war für ihn der andere, daß wir vielleicht bei den echtesten Liebes- und Lebenshändeln gar nicht erst zuzugreifen brauchen, sondern ohne weiteres von ihnen ergriffen werden, wie von einer Windsbraut. Daraus leuchtete ihm einige Hoffnung.

Nicht in der Absicht, Abenteuer aufzusuchen, war er in die „Mittäglichen Provinzen Frankreichs" gekommen, der Doktor Anton Pfeilschmitt, wie er hieß. Es wäre komisch gewesen, wenn diesem Zweck seine goldene Brille hätte dienen gesollt. Mit ihrer Hilfe suchte er vielmehr als angehender Privatdozent einer kleinen deutschen Universität nach verlorenen Handschriften in der Sprache der Troubadours, die er dann im Druck herausgeben wollte.

Aber es war unverkennbar, daß in dem jungen Manne mit der goldenen Brille der Philologe nicht alles absorbiert hatte, wie das zu Zeiten kommen mag und wie etwa eine Ichneumonida in der Schmetterlingspuppe alles an sich saugt und nur die trockene Haut als Umlarvung zurückläßt, aus welcher zuletzt statt des vorausgesetzten Sommerfalters ein garstiges kleines Ungeheuer kriecht. Doktor Pfeilschmitt war innerlich noch ein Mensch, ohne indes sein ganzes Leben lang sich immer in der Lage befunden zu haben, mit Faust zu sagen: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein. Seine Verhältnisse waren im Gegenteil solche gewesen, daß er es meistens nicht sein durfte. Um so mehr hegte er in sich die lebhafte Begierde, manches Versäumte nachzuholen, hoffend, daß die Freiheit des Reisens ihn darin begünstigen werde.

Noch mehr, in dem Doktor steckte so etwas wie ein Stück von einem Poeten und zwar nicht nur wie allgemein angenommenerweise in jedem Deutschen, sondern in wesentlich erhöhtem Maß. Nicht allein die Sprachformen des Idioms der Troubadours hatten ihn interessiert, sondern auch der darin sich aussprechende Geist, was keineswegs ein philologisches Interesse ist. Dabei hatte er sich oft nicht verhehlen können, daß das, was diese losen Vögel von Minnesänger gelebt haben, in den meisten Fällen viel poetischer ist, als was sie gesungen und geschrieben. Mit großer Aufregung las er aber- und abermals die „Leben der Troubadours"

von Friedrich Diez, und wie der Hauch des Frühlings kahles Astwerk in bunte Blütenlauben verwandelt, ließ seine Phantasie aus den toten urkundlichen Notizen reiches farbiges Leben erstehen. Lebhaft bedauerte er dann, daß Paul Heyse die Troubadournovellen bereits gedichtet und ihm damit zuvorgekommen. Dieselben sagten ihm nicht sehr zu, er hätte sie anders geschrieben und konnte nicht begreifen, wie der sonst so idealistische Heyse gerade an diesem romantischen Stoff der neuen Schule ungebührliche Einräumungen machen und zu realistischer Darstellung seine Zuflucht nehmen mochte, wo dieselbe ihm am wenigsten angebracht schien. Zum Glück hatte der Dichter der Troubadournovellen die reiche Quelle nicht erschöpft, und so konnte Anton Pfeilschmitt, den trotz seinen gelehrten Verdiensten der Lorbeer des Künstlers nicht wenig reizte, sich Hoffnung machen, mit einem eigenen Werk, etwa „Novellen aus dem Land der Troubadours“ betitelt, den berühmten Meister der Litteratur in den Schatten zu stellen. Da wäre es nicht übel gewesen, einstweilen selber etwas Troubadourliches zu erleben.

Auf dem Bahnhof beim Einsteigen in den Zug schien sich die Gelegenheit auch wirklich von neuem dazu anlassen zu wollen. Hier geriet der Doktor nämlich mitten in eine Gesellschaft Schauspieler und Schauspielerinnen vom Stadttheater zu Avignon, welche zweimal wöchentlich in der berühmten Vaterstadt des Monsieur Tartarin ihre Kunst und ihre Künste aufführten. Er kam sogar zwischen die erste Intrigantin und die zweite Liebhaberin zu sitzen, beide gar nicht übel. Es war nur zu viel auf einmal und schüchterte ihn ein. Um nicht lästig zu fallen, um den beiden ihm hart auf den Leib rückenden weiblichen Körpern nicht unnötig viel Berührung mit dem seinigen aufzunötigen, machte er sich dünn und saß reglos kerzengerade, steif wie ein Kleiderhalter. Damit imponierte er weder der ersten Intrigantin noch der zweiten Liebhaberin, welche beide, nachdem sie ihm einen prüfenden und darauf einen verächtlichen Blick zugeworfen hatten, ihn für immer übersahen. Nur von Zeit zu Zeit, wenn sie lebhaft gestikulierten, gaben sie ihm, bald die erste Intrigantin rechts, bald die zweite Liebhaberin links, mit dem Ellenbogen unbeabsichtigte gelinde und ungelinde Rippenstöße, und gelegentlich sagte dann auch einmal eine „Pardon, monsieur!“ und lachte dazu. Von Avignon bis Tarascon war das ein unaufhörliches Kreuz- und Querfeuer von Neckereien, Anspielungen, feinen Zweideutigkeiten, unzweideutigen Coupletversen und hellem, schütterndem Lachen. Dabei nahm das Gesicht des Doktors Anton Pfeilschmitt eine immer trübseligere, hoffnungslosere Miene an. Er empfand, daß er unfähig sei, unter solchen Leuten etwas zu sein und zu gelten, was ihn zu Hause sehr kalt gelassen hätte, hier in der Fremde jedoch unglücklich stimmte, weil es ihn ein Hindernis dünkte, je etwas Rechtes zu erleben, was er doch so sehnlichst wünschte.

Die Bande war unterdessen in Tarascon ausgestiegen, die bösen Gedanken aber fuhren mit dem Doktor weiter und woben, als seien es unheimliche Kreuzspinnen, einen grauen Gewebschleier vor seine Augen, daß er nichts außer sich sah, weder den unermeßlichen gelbflutigen Strom, über den hoch hinweg, einem Luftballon gleich, der Zug langsam hinging, noch die Doppelstädte Tarascon und Beaucaire mit dem hochragenden Schloß des Königs René, mit dem massig aufsteigenden, vielgegipfelten Turm von Sainte Marthe und denen von Saint Jacques und Saint Paul, den romanischen und gotischen Trümmern des alten sagenhaften Bellum Quatrum — ein überraschend großes, gewaltiges Bild und ganz aus der Vogelschau.

Dann änderte sich die Scene: rechts hinaus gelbe Hügel, oft in nackte Felsen sich zugipfelnd, und links, tief drunten, weite, unabsehbare Ebene, ein unendlicher Olivenwald, der zwar im einzelnen, aus jungen Pflanzen bestehend, nichts Großes hatte, in seiner weiten Unbegrenztheit aber einem grünen Ocean glich, über dessen

ruhigem, leicht gewelltem Spiegel der Wind, wie er die silberne Unterseite der Blätter aufflimmern machte, sanftes schimmerndes Wellengekräusel zu erregen schien.

Ein weicher Föhn strich von Aigue-Morte herüber.

Die sanfte Luft und die weichen Linien des weiten Horizont wirkten besänftigend, auch der Doktor Anton Pfeilschmitt empfand dies.

Dann kam Nimes, wo sich der deutsche Philologe besonders auf das Amphitheater freute, während der Poet in ihm sich der reizenden Abenteuer erinnerte, welche A. M. v. Thümmel in seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" erzählt. Ohne Zweifel war Nimes endlich das geträumte Wunderland, wahrer „Süden", specifische Provence.

Die Luft war nach und nach immer stiller geworden, und ein leichter grauer aber warmer, man mochte fast sagen brühwarmer Nebel hatte sich über das Land hingelegt, von Nimes war beim Anfahren des Zuges keine Spur sichtbar.

Vom Bahnhof niedersteigend, sah sich der Doktor Pfeilschmitt, so viel ließ der Nebel noch erkennen, keineswegs in einem Wunderland, sondern in einer Straße, welche im großen und ganzen ebensowohl der guten Stadt Mannheim oder der guten Stadt Leipzig angehören konnte.

Zugleich fühlte der Doktor eine Trockenheit in seiner Kehle, die ganz außerordentlich war und ihn vorderhand gegen Romantik und Unromantik absolut gleichgültig machte. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, und er sehnte sich nach einem Trunk. Dabei dachte der ehemalige Münchener Student keinen Augenblick an das dortige braune Nationalgetränk. Er entbehrte dasselbe nicht und unterschied sich in diesem Stück sehr von seinen Landsleuten, nicht vergessend, daß er jetzt „im Land der süßen Weine" lebte, auf welche er sich fast ebenso freute wie auf Handschriften und Abenteuer, denn als Poet liebte er den Wein. Zudem gehörte der Genuß desselben auch zu denjenigen Dingen, deren oft mehr als teilweises Versäumnis er auf seiner Reise durch „die mittäglichen Provinzen" einzuholen gedachte; an den günstigsten Gelegenheiten dazu konnte es da keinesfalls fehlen. Gerade der augenblickliche Moment dünkte ihn eine solche. Da er auf mächtig hohen Spiegelscheiben, die auf große Eleganz deuteten, das Wort Café las, that seine Seele oder vielleicht auch nur seine Kehle einen empirischen Analogieschluß, und über das banal moderne Äußere dieser „Taberne" sich wegsetzend, figürlich und buchstäblich, drang er mit Entschlossenheit ins Innere. Zwei riesige Billards, worauf junge Leute spielten, und etwa ein Dutzend Gäste, sämtlich nach der neuesten „englischen" Mode gekleidet, an kleinen weißen Marmortischchen Zeitung lesend und — Bier trinkend, fielen ihm auf. Die letztere Beobachtung erschreckte ihn mehr, als sie ihn erfreute, und zwar seltsamerweise derart, daß ihm fast aller Durst darüber verging. Zugleich sah er sich wieder auffallend von allen Seiten angegafft. Etwas verlegen an einem leeren Tischchen Platz nehmend, verlangte er Wein.

Aber der dienstbereite Kellner bedauerte, es gab keinen Wein. Einen Augenblick war der deutsche Magister, im alten Stil zu reden, wie aus den Wolken gefallen; dann stand er im Begriff, Bier zu fordern, aus purer Verlegenheit, nur um sein Niedergedonnertsein nicht auffallend werden zu lassen.

Aber nein, Bier trinken im Land der Troubadours, das that er doch nicht. Und mit stolzer Verachtung erhob er sich und ging.

Er schlenderte weiter. Die vorige Inschrift sah ihm wiederholt auf den hohen Scheiben entgegen, aber er hatte nicht mehr recht den Mut. Doch seine Kehle trocknete immer ärger ein, und es blieb ihm nichts übrig, als noch einmal einen Versuch zu wagen. Etwas zögernder öffnete er diesmal die Thür, indem er sich überredete, daß jenes „Café" ohne Wein mitten in der Provence sicherlich ein Unikum sein mußte.

Leider sah gleich äußerlich dieser zweite

Saal jenem anderen so ähnlich wie nur ein Ei dem anderen.

Außer Bier und Kaffee hatten einige Gäste noch etwas unbekanntes Grünes in ihren Gläsern. Wein gab es nicht, der Kellner bedauerte sehr; zur Entschädigung zählte er, wie der Besitzer einer Marktbude seine Meerwunder, alle zu habenden Getränke auf. Mit seltsamem Klang traf das Wort Wermut an das Ohr des deutschen Gelehrten. Dieses Getränk kannte er noch nicht, es mußte aber, nach dem Namen zu schließen, etwas Poetisches sein und paßte gewiß recht zu seiner Stimmung. Das deutsche Wort Wermut, welches nicht gleich dem Bier seinen romantisch-poetischen Sinn beleidigen konnte, heimelte ihn unendlich an hier tief unten in Frankreich, wo das Französische italienisch klingt.

Der Doktor Anton Pfeilschmitt bestellte also „un vermouth“ — es war das unbekannte grüne Ding.

Der Kellner tröpfelte ein paar Tropfen, wie wenn es Hoffmannsche gewesen wären, in ein Glas mit einem Theelöffel und stellte eine Flasche Wasser daneben.

Mit dem letzteren füllte der Doktor sein Glas bis oben, rührte darin herum und setzte es mehr begierig als gierig an die Lippen, denn die Sache dünkte ihn gar zu wässerig. Dennoch war er in seinem ausgetrockneten Zustand unvorsichtig genug, einen ganzen Schluck zu nehmen. Aber dann stieß er das Glas auf den Marmor zurück, daß es fast zerbarst, und sein Gesicht verzog sich zur Grimasse. Nein, das konnte er nicht hinunterbringen trotz allen übereinstimmenden bitteren Gefühlen in seiner Seele, trotz poetisch deutscher Benamsung, trotz seinem Durst „hoffnungslos, riesengroß“. Er forderte sich ein leeres Glas und trank einen Schluck reinen Wassers, das ihm verhältnismäßig schmeckte und auch seinen ärgsten Brand löschte, wiewohl es lau war wie Spülicht.

Nun fiel ihm zum erstenmal die Reblaus ein. Aber das hätte er doch nicht geglaubt, daß dieses Teufelsvieh, von dessen Verheerungen er gehört, den Wein so ganz bis auf den letzten Tropfen vertilgt habe. Aber es mußte schon so sein, und mit dem Gefühl, ebensowenig einen solchen je in die Kehle zu bekommen als in diesem Land von Kaffeehausphilistern ein Abenteuer zu erleben, trat er wieder auf die Straße hinaus, entschlossen, sich das Amphitheater durstig anzusehen.

Doch wo die Not am größten, da ist Gott am nächsten. Er hatte kaum zehn Schritte gemacht, so las er in einer Nebengasse auf sehr primitiv und provisorisch aussehendem, gelb angestrichenem Schild in roten Lettern das Wort: VINS. Rot und gelb aber war die Landesfarbe seines deutschen Geburts-Bundesstaates, die Illuminations- und Festfarbe seiner Kindheit, und keine drei Minuten später saß er zwar nicht „im kühlen“, aber wohl in einem schwülen Keller, was seinem Zweck indes nicht zuwider war. Derselbe erinnerte auch nicht an einen deutschen Ratskeller; die Stiege, die vom Straßenpflaster direkt hinunterführte, war ziemlich schmierig, und das Stück Glockenseil, das als Geländer diente, war es noch mehr. Der Raum selber hatte weder imponierende Säulen noch gewaltige Wölbungen, und seine Wände waren, statt mit buntfarbigen Arabesken und Schildereien bemalt zu sein, mit rohem Kalk angestrichen. Kohlen- und Bleistiftzeichnungen aber, Profile von Menschen- und Tiergesichtern und unsauberen Dingen, ganze Gestalten und Gruppen, politische Karikaturen, dem Urzustand der Kunst angehörend, und dazwischen gekritzelte unfeine Reime bewiesen wenigstens das eine, daß nicht nur die Sonne, wie Goethe meint, sondern auch die Menschen in ihrem angeborenen Kunstsinn kein Weißes so leicht dulden, was die rohen tannenen Stühle und Tische in anderer Weise thaten, ohne daß daran die geringste Farbe verschwendet worden.

Fast alle Tische waren vollbesetzt, meist von Arbeitern in langen grauen Überhemden; auch ging es ziemlich laut zu, denn es war nicht nur der letzte Tag des Jahres, sondern auch ein Montag.

Im ersten Augenblick erschrak der Doktor vor dieser Spelunke; aber er wollte ja das Leben kennen lernen, das Leben in Höhen und Tiefen, in der ganzen Buntheit seiner Erscheinungen. So setzte er sich, ohne jedoch seinen Mantel von sich zu legen, an den einzigen leeren Tisch neben der Stiege.

„Du vin?“ fragte ein vierschrötiger herkulischer Kerl in aufgestülpten Hemdärmeln, und der Doktor nickte.

Er hatte eben einen Gedanken, über den er hinterher selber stutzte. Wer weiß, sagte er sich, ob die Schenken, in denen der große Hafis verkehrte und unter welchen wir uns Wunder was für eine Romantik denken, in Wirklichkeit nicht vielleicht dieser da auf ein Haar geglichen haben.

Doch da stand schon der Wein vor ihm, dickrot oder eigentlich blau. Der Doktor schenkte ein und that einen Schluck. Was war das? Wie wenn er Tinte und reinen Galläpfelsaft getrunken, zog's ihm alle Schleimhäute zusammen, und krampfhaft schüttelte er sich. Das war „im Land der süßen Weine“.

„Pardon, monsieur,“ sagte in diesem Augenblick der Schenke, welcher seinen Gast mit den Augen aufmerksamer geprüft hatte, und nahm mit diesen Worten das dem großen Faß entzapfte Getränke wieder mit sich fort, um aus der kleinsten Tonne eine andere Flasche zu füllen, welche er mit einem „Voici, monsieur!“ vor Anton Pfeilschmitt hinstellte. Dem zukünftigen Verfasser der idealistischen „Novellen aus dem Land der Troubadours“ drohte aller Glauben an Romantik zu vergehen, er kostete vorsichtig den neuen Wein.

Derselbe war jedoch vortrefflich. Da der Doktor nicht nur vor Durst, sondern auch vor Begierde brannte, das berühmte Amphitheater, den Dianatempel, die Maison Carée und die seltsame Tour-Magne sich anzusehen, ehe es Nacht würde, wollte er keine Zeit verlieren, trank den Wein, der ihm mundete, in raschen Zügen und stand eben im Begriff, sich aufzumachen, als etwas die Treppe herunterkam und ihn aufhielt.

Zwei weibliche Wesen waren es, wie die deutsche Sprache sich alliterierend ausdrückt. Voraus eine Alte, ein langes weißhaariges Gespenst, mit einem zerfranzten und zerlöcherten, grünseidenen Tuch um Hinterkopf und Schultern, einem dünnen, ursprünglich rosafarbenen, sehr schmutzigen und weit nachschleppenden Rock, mit einem langen Stab in der knöchernen Hand, unter mühsamem Keuchen die schmierigen Stufen heruntertastend. Ihr folgte ein junges leichtes Ding in ähnlichem Kostüm, nur statt grünem mit rotem und etwas stattlicherem Tuch, viel kürzerem und saubererem, doch ebenfalls hellfarbigem Rock, die Arme in weiten weißen Ärmeln — eine Einfachheit zugleich der Armut und des guten Geschmacks, ganz reizend in ihrer absoluten Absichtslosigkeit. Waren es Zigeuner? In der Heimat des Doktors hätte jedermann sie dafür gehalten, hier in der Provence war nur ihr äußerlicher Aufzug vom allgemein Gewohnten abweichend.

Die Alte hatte sich auf der unteren Treppenstufe niedergekauert, wie um sich auszuschnaufen, während ihre Begleiterin, die etwas zurückgeblieben war, plötzlich, man wußte nicht wie, mitten in dem menschenerfüllten Raum stand, mit einem Ruck, der wie ungewollt erschien, ihr seidenes Tuch vom Kopf schob und sich leicht und leise in den Hüften zu wiegen begann, den Rhythmus ihrer Bewegungen durch ein schwaches Castagnettentremulanto markierend.

Sie mußte eine fremde Erscheinung hier sein, alles sah erstaunt zu ihr hin, die Nächsten schoben ihre Stühle und Tische zurück, um ihr Platz zu machen, eine fast andächtige Stille trat ein — eine Stille, nur unterbrochen durch halbunterdrücktes bewunderndes Flüstern und die noch leise zitternde Castagnettenmusik, welche von einer für das Instrument unglaublichen Weichheit war und aus dem Nichts oder vielmehr aus den rhythmischen Bewegungen der tanzenden Gestalt als in der

Luft sich fortsetzende Schwingungen hervorzugehen schien.

Dann wurden die Bewegungen größer, heftiger, leidenschaftlicher, ihr Rhythmus aufgeregter, mit wildem Ungestüm schetterten die Castagnetten, mit einer Kraft und Gewalt, die der Doktor Anton Pfeilschmitt nicht für möglich gehalten hätte. Ein Dämon schien in die Tänzerin gefahren, sie war wie von Raserei ergriffen. Das zurückgeschobene Tuch rutschte tiefer, der Hals und die Schultern wurden bloß, das kurze altersmürbe Mieder klaffte; der dünne Rock aber, der von den Hüften niederfiel, ließ die feinsten Linien ihres Körpers darunter erkennen. Dem jungen Gelehrten wurde es wirbelig im Kopf, ihm war, als ob die leichten fadenscheinigen Hüllen wie Dunst, wie Fetzen grauen Nebelschleiers zerreißen und zerfließen müßten, und er sah, statt der wirklichen poetisch-reizvollen Erscheinung vor sich, eine phantastische, zauberhaft lockende Vision, ein Phantasiegebild.

Erst das brausende Beifallsrufen rings um ihn weckte ihn aus seinem seltsamen Traum. Er sah die Tänzerin, die ihr rotseidenes Tuch wieder um die Schultern zusammengezogen hatte, von Tisch zu Tisch gehen und ihre Sous und Doppelsous einsammeln. Zu ihm kam sie zuletzt, und er warf ihr, was ihm bei seinen Verhältnissen bis jetzt noch nie in einem ähnlichen Fall passiert war, ein Vierzigsousstück in die schwarzgrüne Hornschale. Ein erstaunter Blick aus ihren Zigeuneraugen traf ihn, daß ihm eine leichte Blutwelle in die Schläfe schoß, und nur zögernd zog sie ihre Schale zurück. Dann setzte sie sich, während die Alte den Leuten in fremdartig gefärbter, aber sehr beredter Sprache einen Wunderbalsam anbot, einen halben Schritt hinter ihm auf eine an der Wand lehnende Kiste, knüpfte ihr Mieder wieder fest und zog wie fröstelnd ihr Tuch über das halb zusammengeknotete, halb in Strähnen losgelöste blauschwarze Haar hinauf. Er schaute ihr dabei zu, und alle Umgebung vergessend, dünkte es ihn, als ob er ein Märchen erlebe, als ob das leuchtend schöne, hohe Feenwesen seiner phantastischen Vision von vorhin leibhaftig neben ihm sitze, aber verkappt in irdisch ärmlicher Außenhülle. Zugleich besann er sich, daß es dumm sei, so stumm neben ihr zu sitzen, er müßte, wenn er nicht blöde sein wollte, ein interessantes Gespräch mit ihr anknüpfen, müßte ihr innerliches Wesen kennen lernen, vielleicht die Offenbarung eines poetischen Geheimnisses erleben. Er brachte aber kein Wort über die Lippen, und sein Herz klopfte beklommen, als hätte er in Wahrheit zu einer Wundererscheinung reden sollen. Mit dem Weibe zu reden war nie seine Stärke gewesen; der Kontrast zwischen dem, wie dasselbe in seiner Phantasie und in seinem Dichten leibte und lebte und ihm vertraulich war, und wie es ihm dann als Wirklichkeit entgegentrat, hatte ihn von jeher immer verblüfft. Das gegenwärtige war zwar fast ein Kind, aber je mehr er es in seiner romantischen Phantasie zu einem inkarnierten Märchenwesen machte, desto schwerer fand er's, mit menschlicher Sprache zu ihm zu reden. Wohl hundertmal hatte er schon den Satz auf den Lippen, aber alles, was er sagen wollte, schien ihm nicht bedeutend genug. Zuletzt bemerkte er, sie werde wohl recht müde sein.

Das Mädchen, welches wie im Traume vor sich hinausgeschaut hatte, warf ihm einen streifenden Blick zu, in dem fast etwas wie Verachtung lag und wobei das Weiß ihres Auges unter der nächtigen Umschattung kalt-unheimlich aufblitzte. Das war mehr als genug, um den Doktor vollends einzuschüchtern und zu verwirren, und er hätte jedenfalls eine ziemlich lange Zeit gebraucht, um einen zweiten Anredeversuch zu machen, wenn er einen solchen überhaupt gewagt haben würde.

Dies sollte jedoch für alle Ewigkeit unentschieden bleiben, da eben die Alte unter seltsam grotesken Begrüßungsgebärden sich seinem Tisch näherte und ihm ihren Balsam anbot, von dessen Kräften sie blaue Wunder zu sagen wußte, der für alle

Gebresten Leibes und der Seele gut war, alle innerlichen und äußerlichen Schmerzen linderte, ein Lebenselixir, so kräftig, wie nie eines erfunden worden, und dessen Geheimnis niemand kenne außer ihr, die es direkt von ihrer Urgroßmutter überkommen, welche dasselbe ihrerseits von einem heiligen Einsiedler auf dem Berg Libanon durch List erschlichen habe.

Und keinen Pfennig kostete das Mirakel, es durfte keine Ware sein; die es bereitet, mußte arm bleiben wie der heilige Eremit, dem es ein Engel vom Himmel geoffenbart. Und so schob sie dem Doktor ein in Goldpapier gewickeltes winziges Päckchen hin.

Nur ein frommes Almosen durfte sie annehmen, und alljährlich mußte sie eine Wallfahrt zu der ehemaligen Höhlenwohnung des heiligen Waldbruders machen, weil dort allein das Kraut wächst, aus dem der Balsam bereitet wird. Der Doktor fragte die Alte nach ihrer Heimat und schien noch andere Fragen im Sinn zu haben, zugleich zog er langsam seinen Beutel hervor, eine gestickte Börse, ein Andenken von seiner Schwester. Die kurzsichtigen Augen tief niedergebeugt, suchte er in den Goldstücken herum, denn nur solche enthielt die Börse.

In diesem Augenblick erhob sich die Tänzerin plötzlich und gab der Alten ein fast gebieterisches Zeichen zum Aufbruch. Das Betragen war seltsam, es schien fast, als ob das Mädchen den Fremden verhindern wollte, noch mehr Geld herzugeben; aber sie konnte auch die Absicht haben, ihn zu überrumpeln und ihm ein Goldstück abzunehmen. Der Doktor entsann sich aber jetzt, daß er sein Kleingeld frei in die Tasche gesteckt hatte, langte das erste beste Stück, das ihm in die Hand geriet, heraus, einen großen Doppelsous, und schob ihn der Alten hin, welche sich mit übertriebener Unterthänigkeit bedankte und dann mit ziemlicher Behendigkeit die Stufen hinaufstieg. Hier erwartete die Junge sie bereits, welche dem Fremden noch einen ihrer rätselhaften Blicke, herausfordernd und abweisend zugleich, hinunterwarf, worauf beide verschwanden.

Auch Anton Pfeilschmitt erhob sich. Vor die Thür tretend, sah er trotz der anbrechenden Dunkelheit die beiden Gestalten in einiger Entfernung sich die enge Gasse hinunter an den Häusern hindrücken. Unwillkürlich nahm sein Fuß dieselbe Richtung, ohne daß sein Kopf etwas dachte oder sein Willen etwas Bestimmtes wollte. In seiner eigentümlichen Aufgeregtheit dünkte ihn die Gasse sich ins Unendliche zu verlieren, hinaus ins Weite, in eine Felswüste, wohin er den seiner Phantasie immer rätselhafter erscheinenden Wesen folgen und wo er ein Märchenwunder erleben mußte. Aber nur wie ein dumpfer Traum lag das alles in ihm, und zwischen hinein stiegen die Altertumsreste von Nimes, die er fast vergessen gehabt, das Amphitheater, die Maison Carée, die Tour-Magne, der Dianatempel, als ein verworrenes Bild in seiner Phantasie auf, vergrößert, in multiplizierter Mannigfaltigkeit, als eine ausgestorbene Welt, eine steinerne unendliche Trümmereinöde, in die er sich verirrte auf der Spur einer Doppelinkarnation seines romantischen Traumes. Die Menschen, an denen er unterdessen im Dunkel vorüberkam, dünkten ihn zwischen Ruinen hinhuschende graue Phantome, und er bemerkte nicht, daß wieder die meisten stehen blieben und ihm verwundert nachschauten. Seine Aufgeregtheit nahm noch zu, er war schon wie mitten in einem Abenteuer, er kostete ein nie empfundenes seltsames Lustgefühl, seine Phantasie feierte Orgien und er schwelgte darin.

Schon einigemal hatte er die beiden immer mehr umdunkelten fernen Gestalten, denen er folgte, ohne im Ernst etwas von ihnen wollen zu können, aus den Augen verloren, um sie dann beim Einbiegen in eine neue Nebengasse, wie wenn sie hier auf ihn gewartet hätten, sich auffallend näher gerückt zu sehen, worauf sie auf einmal wieder verschwunden waren, als ob Hexerei im Spiele sei.

Jetzt schaute er seit länger umsonst nach

ihnen aus, als er plötzlich fast einen lauten Ausruf des Erstaunens that und wie erschrocken seinen Schritt innehielt. Aus seiner schmalen Gasse mit kleinen ärmlichen Häuschen und mittelalterlichem Giebelwerk sah er auf eine hell erleuchtete breite Straße voll auf- und abwogender Menschen und kleiner Verkaufstische unter winterlich kahlen Bäumen, mit rot- und blau- und grün- und vielfarbig glühenden Lampions über buntem Spielwarenkram und noch bunterem Zuckerbackwerk. Darüber hinweg aber, ungesehen von den durcheinander wogenden Menschen, unbeachtet, unbewundert, stieg eine unheimliche übergewaltige dunkle Masse auf, ein schwarzes Ungeheuerliches, das Amphitheater, das Kolosseum einer ehemaligen zweiten Hauptstadt der Welt. Mit stillem heiligem Ernst, mit furchtbarer Größe ragte es in die unendliche Nacht empor und ließ das Palais de Justice links, das Häusergewimmel und Menschengetriebe der anstoßenden Straßen und diese ganze Welt ebenso klein, so winzig, so unbedeutend unter sich zurück wie der Justizpalast das Spielwarengerümpel und Buntbackwerk des Boulevard.

Ein heiliger Schauer überlief Anton Pfeilschmitt vor dem steinernen Riesengrabmal einer längst gestorbenen Welt, um welches herum achtlos neue Geschlechter lärmten, wie Kinder, die zwischen den Denksteinen eines vergessenen Kirchhofs spielen, aus Sand und Hobelspänen Städte bauend.

An eine Hausecke gelehnt, stand er lange wie weltentrückt. Plötzlich fuhr er auf; das war wieder der rätselhafte scheue Blick gewesen, vor dem er schon zweimal zusammengezuckt. Ohne es zu wollen, folgte er aufs neue den durch die Menge hingleitenden bekannten Gestalten. Als er sie jedoch bald aus dem Auge verlor, bog er von der hellen Straße, welche in die neue Stadt zwischen modernen Fassaden hineinlief, ab und ging der Rundung des Amphitheaters nach, an das sich jetzt ein dunkler menschenleerer Platz anschloß. Zwischen kahlen Bäumen plätscherte fallendes Wasser, eine Gruppe marmorner Riesenweiber leuchtete wie mit lebendiger Nacktheit aus dem Dunkel; Anton Pfeilschmitt sah betroffen hin. Dann hörte er eine Stimme hinter sich:

„Voulez-vous entrer, monsieur l'Anglais?“

Erst nach einigem Umsehen entdeckte Anton Pfeilschmitt den Frager, eine knirpsige Gestalt, von der man in der Dunkelheit nicht sagen konnte, ob es ein Knabe oder Zwerg sei. Er lehnte an einem der mächtigen Eisenthore, welche die zahlreichen Zugänge in die Arena verschlossen, und zwar innerhalb desselben.

Als der Doktor sich nun näherte, öffnete er das Thor und machte eine einladende Bewegung.

„Bougre, il ne donne rien, celui-ci,“ fluchte der Kleine im Rücken des Fremden, welcher klopfenden Herzens durch die nachtschwarze, riesenhafte Wölbung auf eine dämmernde Lichtung zuschritt, während hinter ihm das Eisenthor in seinen rostigen Angeln knarrte und dröhnend ins Schloß fiel, wobei es dem Eindringling scheinen wollte, als ob rings in den riesigen Vorweltsmauern ein tausendfaches Echo schmerzlich aufseufzte.

Dann Grabesstille, und Anton Pfeilschmitt stand am Rand der Arena, die Seele voll Schauder. Nie in seinem Leben hatte etwas auf ihn einen Eindruck gemacht wie dies unerwartete nächtliche Verlorensein in dieser starren Grabesunendlichkeit, so weit und so ungeheuer, als sollte es der Sarkophag der ewigen Menschheit sein, in den sich nur hier und da ein Lichtstrahl verirrte wie ein Schein aus einer anderen Welt.

Anton Pfeilschmitt wagte endlich einen Schritt vorwärts zu thun und bewegte sich dann langsam gegen die Mitte, die ihm erst so nahe schien und nun weiter und weiter hinausrückte, so daß er sich selber immer kleiner, wie zusammengeschrumpft vorkam. Aber nur körperlich, sein Geistiges wuchs mit jedem Schritt, als schreite er aus den Erbärmlichkeiten des Alltagslebens heraus wie in eine

fabelhafte vierte Dimension. Die Ahnung des Großen, des Ewigen zog durch seine Seele.

Da entging ihm ganz, daß aus einer alten Bretterbude, die in verschwindender Kleinheit sich gerade hinter ihm an die Quadern der Peripherie lehnte, eine menschliche und zwar weibliche Gestalt hervortrat und ihm verwundert nachsah.

Anton Pfeilschmitt war zu aufgeregten Gemüts, als daß es ihn nicht gereizt haben sollte, zu dem himmelhochragenden und scheinbar leicht zu erreichenden obersten Rand emporzusteigen. Dies ging im Anfang sehr einfach; die Treppen waren breit und, weil von Sonne und Regen weiß gebleicht, auch deutlich erkennbar, trotz der unterdessen vollends hereingebrochenen frühen Sylvesternacht. Auch konnte er sich ohne die eigentlichen Treppen mühelos von Sitz zu Sitz emporschwingen und brauchte die ersteren nur an den Übergängen von einer Hauptetage zur anderen. Am schwierigsten war der letzte Aufstieg zur obersten Randhöhe, weil hier die Treppen nicht radial zum Amphitheater, sondern in der Richtung von Tangenten oder Sehnen, und nicht frei, sondern unter dunklen Überwölbungen von den Arkaden her emporführten. Aber sein Versuch gelang glücklich, und mit einem rechten Hochgefühl in der Brust sprang er aus dem unheimlich finsteren Mauerloch, wo er einen ganzen Klumpen Fledermäuse aufgejagt, hinaus auf den schwindelnden Rand des steinernen Riesenkelches, aus dem einst viele Tausende zu gleicher Zeit schäumende Luft geschlürft.

Doch wie er jetzt über die brüstungslose, schutzlose Kante hinunterblickte, tief hinunter in das Giebelwerk der Stadt, in das Häusergewirr und Menschengewimmel, in den lichtdurchwobenen Dunst der Straßen, deren Getös nur dumpf bis herauf an sein Ohr klang, wurde er wirklich von Schwindel und Grauen erfaßt, daß er sich niederkauern und an den Steinen festklammern mußte. Einen Augenblick lang war es ihm ängstlich zu Mute, und das ganze Amphitheater schien sich mit ihm zu drehen wie ein ungeheuerlicher Mühlstein, der die ganze Erde zermalmen wollte, wie ein unheimliches Geisterkarussell. Zugleich empfand er eine unbeschreibliche Lust in diesem leichten Gruseln. Er erhob sich wieder und stand frei und groß, wie über der Welt. Ein leichter Nachtwind blähte die Armklappen seines Havelocks, daß er von der Tiefe herauf dem märchenhaften Vogel Greif gleichen mochte oder einem phantastischen Spuk, einer schwarzen Riesenfledermaus.

Immer höher schwoll ihm das Herz vor eigentümlichem Vergnügen und Abenteuerlust, seine Lage dünkte ihn hoch interessant, er hätte sich keine romantischere Sylvesternacht träumen können. Große Gedanken erfüllten ihn, wunderbare poetische Gesichter stiegen vor ihm auf.

Wie lange er so stand, wer vermochte es zu sagen? Er selber war wie außerhalb des Bewußtseins von Raum und Zeit.

Dann raffte er sich auf, mit Gewalt riß er sich aus der poetischen Exaltation seines träumerischen Geistes heraus. Einmal mußte er wieder hinuntersteigen.

Die Doppelstaffeln, mittels denen man, wie schon erwähnt, in tangentialer Richtung in die obersten Arkadengänge hinunter- und wie in das Mauerwerk hineinstieg, stellten bei Nacht, von oben her gesehen, schwarze parallelogrammförmige Löcher dar, wie Versenkungen auf der Bühne. Der Doktor Pfeilschmitt, am Rand des nächsten besten derselben anhaltend und mit seinem Regenschirm nach den unsichtbaren Stufen vor sich hintastend, bemerkte, und zwar nicht ohne leisen Schreck trotz aller Abenteuerstimmung, daß das schwarze Loch vor ihm gar keine Treppen hatte. Dieselben schienen, wie in einem greisen Mund die Zähne, längst ausgebrochen.

Durch diesen hohlen Schacht konnte er also nicht heraufgekommen sein, und er wandte sich zurück, um den nächsten zu untersuchen. Das Loch war schwarz und zahnlos wie das erstere, die Sache wurde unheimlich. Sollte er sich nun nach rechts oder links wenden, um den Weg in die

Unterwelt zu finden? Die Wahrscheinlichkeit war auf beiden Seiten gleich groß. Aber da Anton Pfeilschmitt glücklicherweise nicht der Esel des Buridan war, versuchte er's nach kurzem Zögern mit einer von beiden Seiten, ohne zu bedenken, ob sie die rechte oder die linke sei. Wieder traf er auf einen ausgehöhlten Schlund, und so das folgende und das abersolgende Mal, so das zehnte, das fünfzehnte, das zwanzigste Mal: alle waren es wüste, leere Löcher, nirgendwo traf er auf eine feste Stufe, nur an einzelnen wenig vorstehenden morschen Überresten stocherte sein Schirmstock herum, so wie auch im verwüstetsten Mund vielleicht noch ein mürber Stumpen zu finden ist.

Er wußte zuletzt nicht mehr, wie viel Eingänge er auf ihre Einfälle hin, die er im Augenblick gar nicht geistreich finden konnte, untersucht hatte, er wußte auch nicht, ob er seine Entdeckungsrundreise, die, was selten der Fall ist, einmal wirklich rund war, noch erst zu vollenden oder ob er sie schon zum zweitenmal angetreten habe. Nichts konnte ihn darüber aufklären, für ihn sah in diesem monströsen Steinbecken ein Punkt und Quader dem anderen so ähnlich wie eine Welle des Oceans der anderen; er mochte stehen, wo er wollte, immer war es aufs Haar derselbe Anblick, und schon schwindelte ihm wieder, und das Amphitheater drehte sich, erst langsam schwerfällig wie ein Riesenmühlstein, dann immer leichter, schneller, wie rasend, wie ein ungeheures Geisterkarussell. Anton Pfeilschmitt kauerte sich ängstlich nieder, gewisse Märchen der Kindheit fielen ihm ein, in denen ahnungslose Menschenkinder, in die unterirdischen Wohnungen von allerlei Zauberwesen gelockt, umsonst den Ausweg ans Licht der Sonne suchten, und viel fehlte nicht, daß ihm die Steinwüste, über welcher er wie auf Felsgipfeln kauerte, als das Reich eines bösen Kobolds erschienen wäre.

Als unterdessen seine erste Aufregung, über welcher ihm ein wenig warm geworden, sich beruhigt hatte, überlegte er. Er konnte zweierlei thun: entweder er riskierte, seinen Hals zu brechen, indem er trotz der zertrümmerten Staffeln einen Abstieg versuchte, oder er wickelte sich resigniert in seinen Mantel und schlief in Gesellschaft von Fledermäusen ruhig hier ein — auf dem schwindelnden Rand dieses ewigen Steindenkmals vergangener Zeiten und Geschlechter, während die letzten melancholischen Tropfen eines abermaligen Jahres „ins Meer der Ewigkeit“ sickerten, geräuschlos und achtlos. Beides dünkte ihn nicht ohne Romantik, das erstere jedoch weniger verlockend.

So entschloß er sich zum zweiten und rückte sich in eine bequeme Lage.

Er entschlief jedoch nicht allzuschnell, trotzdem er die vorausgegangene Nacht im Bahnzug verbracht und auf seinem unbequemen Sitz nicht dazu gekommen war, ein Auge zu schließen. Noch immer war seine Phantasie nur allzulebendig und ließ tausend närrische Bilder vor seinem halbgeschlossenen Blicke gaukeln.

Dann sprang er plötzlich in großer Erregtheit in die Höhe. Das war kein Phantasiebild mehr, was er da sah, es war wunderbare aber leibhaftige Wirklichkeit.

Mitten in der Arena brannte ein leichtes Feuer, und zwei weibliche Gestalten, die Köpfe ihrer gigantischen Silhouetten bis zu ihm hinaufwerfend, bis an den unendlichen Rand dieser steinernen Welt, bewegten sich um dasselbe. Anton Pfeilschmitt erkannte sie, kein leisester Zweifel blieb ihm: es waren die rätselhaften Frauenwesen, denen er in einer seltsamen Geblütswallung durch die Winkelstraßen der Stadt gefolgt. Die Alte rührte in einem Kessel, die Junge winkte ihm mit ihrem Tuch. Er antwortete ihr, seinen Hut schwenkend, und fühlte dabei ein eigentümliches Klopfen unter seinem Mantel.

Eine Zeit lang wiederholte sich die romantische Telegraphie, dann waren, während draußen in der anderen Welt vorbeiziehende Sylvestermusik seine Aufmerksamkeit auf eine Sekunde abgelenkt hatte, die beiden Weiber plötzlich verschwunden. Von dem erlöschenden Feuer sah man

eine Zeit lang noch glimmende Kohlen und aufsteigenden Rauch, zuletzt nichts mehr. Zum zweitenmal legte er sich nieder auf seinem steinernen Bett, auf dem eine halbe Welt Platz hatte.

Noch schlief er nicht ein; oder war er doch eingeschlafen und war das tolle Zeug, das ihm durch den Kopf ging, Traum? Das Amphitheater schien ihm die Welt zu sein, die Erde der Menschen, von gewaltigem Steinwall ummauert und selbst zu totem Steingerippe erstarrt, aus dem alles Leben bis auf das vegetabilische hinunter für immer verweht war. Nur er allein, todmüde, mit durchgerissenem Schuh und mürbem, in Lappen auseinander gehendem Mantel, als Ahasver der Sage kauerte, sterbenssehnsüchtig, an ihrem Rand und schaute in die Ewigkeit hinaus. Dann entstanden drunten in der Arena, die, ins Unabsehbare auseinander gedehnt, in Grabesstille lag, plötzlich dröhnende Geräusche. Er sah hinunter und erschrak. In der Mitte des Raumes sah er eine entsetzliche Versammlung.

Was Heinrich Heine einmal in toller Laune der Phantasie ausgesprochen, ohne es selber zu glauben, geschah hier. Die großen Baudenkmäler der Welt, von allen Schöpfungen der verwehten Menschheit die einzigen Überbleibsel, gaben sich ein Rendezvous. Da trampelten die ägyptischen Pyramiden neben stutzerhaften Obelisken; indische Pagoden, die fußlosen Felstempel von Ellora und Koromandel nach sich schleppend, schlurften mit dem Tschultri zu Madura und den Heiligtümern von Erdsu und Philä zwischen erhabenen Griechentempeln, das Parthenon zu Athen voran; die düsteren deutschen Riesendome von Worms und Bamberg wackelten zwischen den Kathedralen von Reims und Bourges, dem Kölner und Straßburger Münster, der Notre-Dame von Paris; der römische Triumphbogen des Augustus und der Napoleons von der Place de l'Étoile gingen nebeneinander, obschon sie sich wie alle Nebenbuhler mit steinernem Haß anblickten; der Sankt Peter von Rom stand anmaßend in der Mitte und machte Miene, eine Predigt halten zu wollen, konnte aber nicht zu Worte kommen. Der Lärm war entsetzlich, mark- und beindurchdringend das laute Gekreisch der steinernen Ungeheuer. Erschütternd schlugen die Schallwellen an den unendlichen Steinwall der ausgestorbenen Welt, an dem der einzige Unglückliche aus Fleisch und Bein sich angeklammert hielt, und prallten als donnerndes Echo zurück. Drunten diskutierten sie über die Philosophie der Weltgeschichte, und jedes wollte seine Zeit, die seiner Jugend, als die glänzendste, großartigste und tiefsinnigste aufgestellt wissen. Und da sie nicht einig werden konnten, schickten sie sich an, den einen übriggebliebenen Menschen zum Schiedsrichter aufzurufen. Da spürte dieser plötzlich einen leisen Hauch, und die Ungetüme drunten wehten auseinander wie Kartenhäuser oder vielmehr wie Staub und Moder. Ein junges noch mädchenhaftes Weib stand in der Mitte des Planes, das hatte sie weggeblasen mit warmem Odem, mit roten Lippen. Er erkannte sie trotz ihrer ungewohnten Nacktheit; sie winkte ihm, ihre Castagnetten tremulierten, leicht und leise wiegte sie sich in den Hüften —

Wenn es nicht vom Anfang an schon Traum gewesen, so waren jedenfalls seine Phantasien allmählich in einen solchen übergegangen.

Dann folgte fester, ruhiger Schlaf, das Versäumnis der vorausgegangenen Nacht machte sich geltend.

Dann ein neuer Traum — oder war das nicht mehr? Seine Augen blieben zwar geschlossen, seine Schlaftrunkenheit war zu groß; aber die weichen Arme, die ihn umfaßten, der Odem, der ihn warm anhauchte, und jetzt gar die Lippen, die sich heiß auf seinen Mund drückten, so lebendig wahr ist keine Traumeinbildung.

Und er that einen gewaltsamen Ruck, um die bleiernen Schlummerbande von sich zu schütteln und die holde Erscheinung in seinen Armen fester an sich zu pressen. Aber statt einen warmen Körper zu umschließen, griff er in leere Luft.

Der Schreck, den er darüber empfand, scheuchte eine Sekunde den Schlaf aus seinem Auge, und sein Lid riß sich plötzlich auf. Einen halben Moment sah er ins Leere, dann glaubte er im Finsteren etwas wie eine fliehende weibliche Gestalt in die nächste Versenkung tauchen zu sehen.

Im folgenden Augenblick riß ihn der gewaltige Schlaf wieder auf sein Steinlager zurück.

Als er von neuem erwachte, war es Tag. Fröstelnd sah er um sich und betrachtete nicht ohne Erstaunen sein großes steinernes Bett; dabei schüttelte es ihn ein- ums anderemal, denn der Morgen war kühl geworden. In der frostigen Nüchternheit der Frühstunde war er zu poetischen Kontemplationen weniger aufgelegt und hatte Lust, so schnell als möglich seinem überirdischen Labyrinth zu entrinnen.

Er kam vor die nächste Versenkung, sie hatte ganz neue Staffeln. Wie seltsam! am Abend waren sie doch zertrümmert gewesen. Kopfschüttelnd stieg er in die Tiefe.

Als er eine Viertelstunde später behaglich in einem Restaurant beim dampfenden Kaffee und golden leuchtenden Cognak saß, freute ihn seine Sylvesternacht doch. Er ließ die poetischen Vorstellungen und großen phantastischen Bilder der Nacht aufs neue an sich vorüberziehen, er fand sie würdig, in einem Gedicht schöne bleibende Form zu finden, und er plante einen „Sylvesternachtstraum“ in vierzeiligen Trochäen und im Stil des „Atta Troll“. Das Feuer im Mittelpunkt der Arena zur Stunde des Jahreswechsels, die Alte im Kessel rührend, die Junge ihm mit ihrem Tuche winkend, dachte er sich darin von besonderer poetischer Wirkung. Eines gefiel ihm nicht ganz, weniger mit Rücksicht auf das Gedicht, da man in einem solchen alles darstellen kann, wie man will, als vielmehr im Gedenken an seine Person als Mensch und Dichter — der Traum in der Nacht nämlich, den er so klar und deutlich empfunden wie nie in seinem Leben einen. Wie interessant, wenn er Wirklichkeit gewesen wäre!

Ein wenig verstimmt durch den Gedanken, daß er dazu verurteilt sei, Abenteuer nur zu träumen und zu dichten, doch nie welche zu erleben, wollte er nach seiner Uhr sehen, die er ohne Kette in goldenem „vätererbtem“ Gehäuse in seiner Tasche zu tragen pflegte. Er griff zuerst links, dann rechts, dann machte er ein verdutztes, ja erschrockenes Gesicht. Die Uhr war nicht da, auch seine gestickte Börse mit dem Gold fehlte.

Es war mehr als ein Traum, es war ein wirkliches Abenteuer gewesen.



Das Museum für Völkerkunde in Berlin.

Von

A. Woldt.

Wie an der Pflanze Zweig aus Zweig treibt, so entwickelt sich an dem stolzen Aufbau menschlicher Erkenntnis eine Wissenschaft aus der anderen, indem sie ursprünglich als zarter Sproß neben anderen im Entstehen begriffenen Disciplinen erkenntlich wird, dann aber mächtiger und mächtiger anschwellend zum eigenen selbständigen Geistesgebilde heranwächst. So ging die Naturwissenschaft bei der Fortentwickelung ihrer einzelnen Zweige über in eine große Menge von Einzelwissenschaften, welche die sichtbaren Erscheinungen des Weltalls zum Gegenstand der Erforschung haben: die Astronomie, die Geographie, die Meteorologie, die Mineralogie, Botanik und Zoologie &c. gehören zu diesen Tochterwissenschaften. Ihnen reiht sich als jüngstes Glied der Kette die neue „Wissenschaft vom Menschen" an. Ihre beiden Hauptzweige sind die eigentliche Anthropologie, welche den Menschen vorwiegend als Einzelwesen in Betracht zieht, und die Ethnologie, die ihn als Gesellschaftswesen, als Mitglied von Stämmen und Völkern studiert.

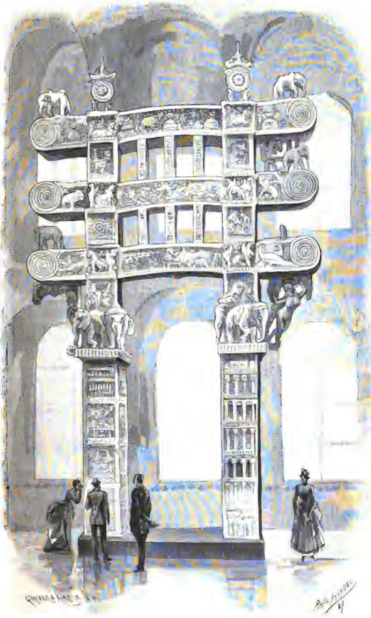
Zur Erforschung der Uranschauungen des Menschengeistes auf den untersten Stufen der Kulturentwickelung dürfen wir uns nicht an die auf der Höhe weltgeschichtlicher Bedeutung stehenden Völker

wenden, bei denen die kompliziertesten geistigen Vorstellungen sich auf Grund einer durch lange Reihen von Jahrhunderten fortgesetzten Vererbung und durch Übernahme von fremden Stämmen herausgebildet haben. In die Urzeit müssen wir vielmehr hinabsteigen, in jene Periode, in welcher der Mensch als ein scheuer, flüchtiger Wilder durch künstliche Mittel dasjenige zu ersetzen suchte, was ihm an natürlichen abging, die Kraft der Fäuste durch die geschwungene Keule, die Schwäche der Zähne und Nägel durch die Schneide des Steinbeils, den Schwimmapparat der Wassertiere durch den ausgehöhlten Baumstamm, den Schutz und die Erwärmung des Körpers durch die Höhlenwohnung. Bis in jene Periode müssen wir zurückgehen, in welcher der Urmensch sich zu gemeinsamer Verteidigung gegen die furchtbare Raubtierwelt der Diluvialzeit verband und in der er hordenweise — wie heute noch die zwerghafte Urbevölkerung Afrikas — die großen Säugetiere jagte und durch List und Verschlagenheit sich unterwarf, jene Epoche, in welcher er „Feuer machen" lernte und dasselbe nicht bloß zur Zubereitung schmackhafter Speisen, sondern auch als Waffe gegen die Tierwelt benutzte, indem er das dürre Gras entzündete und dadurch eine ungeheure Menge animalischen Lebens vernichtete.

„Wie heute noch die zwerghafte Urbevölkerung Afrikas!" Ja, das ist das Wort, welches uns hinüberleitet in die Forschungsgebiete der Ethnologie. Niemand wird heutzutage mehr die Verhältnisse der Urzeit rekonstruieren können in dem Sinne, wie die Völkerkunde es zur induktiven Begründung der Psychologie notwendig hat.

An vielen Punkten auf Erden leben heutzutage die primitiven Stämme, welche noch nicht in das volle Licht der Geschichte eingetreten sind und die abseits des großen Stromes menschlicher Entwickelung, unberührt von jedem fremden Einfluß, still und unbekannt seit vielen Generationen ihren eigenen ursprünglichen und originellen Weg geistiger Ausbildung nahmen. Diese Völker, auf welche die moderne Civilisation bis vor kurzer Zeit gar nicht geachtet hatte, sind für die Betrachtungsweise der Völkerkunde die wichtigsten Spiegelbilder der ursprünglichen Entwickelung der gesamten Menschheit geworden. Sie repräsentieren als ein Nebeneinander von Erscheinungen zweifelsohne jenes Hintereinander, das durch die Entwickelungsstufen des menschlichen Geistes seit der Urzeit bezeichnet wird. Darum hat sich die wissenschaftliche Forschung, wenn sie heute das Hintereinander bis zu dem ersten Anfang verfolgen will, an das Nebeneinander der Gegenwart zu halten und unsere heutigen Naturvölker zu studieren.

Es könnte jemand den Einwurf machen, daß dieser Parallelismus doch nicht ganz genau so, wie hier angegeben, berechtigt ist, insofern nämlich, als ja unsere heutigen primitiven Völker, weil sie stets von anderen Völkern abstammten, gerade dasselbe Alter besitzen, welches die hoch civilisierten Stämme sowie die anderen Vertreter des Menschengeschlechtes haben, daß es sich bei ihnen also nicht um eine primitive, sondern um eine der allerältesten Kulturen handelt und man diese nicht so ohne weiteres mit der Urkultur des Menschengeschlechtes vergleichen dürfe. In der That ist dieser Einwurf für eine Reihe von Naturvölkern berechtigt, wie dies die ethnologischen Untersuchungen teils schon ergeben haben, teils bei der nunmehr bevorstehenden Bearbeitung des Materials konstatieren werden. Wir finden nämlich eine Reihe von Naturvölkern, die bei genauerem Studium die Überreste einer ehemaligen sehr viel entwickelteren Kultur bewahrt haben. Wir müssen annehmen, daß derartige Völker entweder früher diese Kultur durch eigene individuelle Fortentwickelung errungen haben, oder daß sie durch fremde, periodische Einstrahlungen in den Besitz derselben gelangt sind und die Übertragungen mit einer gewissen Treue aufbewahrt haben. Dieses Absteigen der Kulturwelle, welches dem Emporsteigen



Östliches Thor der großen Tope von Sântschi. (Central-Indien.)

in säkularen oder Jahrtausende umfassenden Perioden folgt, können wir bei vielen Völkern beobachten: Die Erbauer der Tempel und Heiligtümer Indiens, wo sind sie geblieben? Die Begründer von Ninive und Babylons Palästen, was ist aus ihnen geworden? Die Bauleute der Pyramiden Ägyptens, was haben sie für Epigonen heutzutage? Über die Heiligtümer der Inkas in Peru zieht heute der Kondor seine weiten Kreise, die Skulpturen des alten Mexiko und Guatemala überwuchert die Pflanzenwildnis, Kleinasiens alte Trümmerstätten bewohnt eine wenig gebildete Bevölkerung, und die stolzesten Throne ehemaliger Kultur hat der Naturmensch wieder eingenommen, kein fremder oder eingewanderter Naturmensch, sondern ein direkter Abkömmling jener großen Begründer der Geschichte, ein Urenkel der Ramses, Sesostris, Semiramis und Montezuma.

Naturvölker dieser Art, welche uns die große Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen predigen, werden wir nicht in ihrer heutigen Entwickelung als die unverfälschten Spiegelbilder des Menschen im Zustande der Urkultur betrachten dürfen. Sie bewahren auch meist unter sich gewisse unverstandene Gebräuche, Sitten und Einrichtungen, denen sie blindlings sich untergeben fühlen. Ganz anders wird die Sache aber, wenn wir diejenigen Naturvölker in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, welche, vom Weltverkehr vollkommen abgeschlossen, sich seit der Urzeit rein und unverfälscht gehalten haben. Bei ihnen würde der oben gemachte Einwand angebracht werden können, wenn nicht für sie angeführt werden könnte, daß erfahrungsmäßig ein Volksstamm so lange auf einer Kulturstufe zu verharren pflegt, bis ihm eine neue Anregung von außen her, sei es durch ein fremdes Volk, sei es durch veränderte geographische oder klimatische Existenzbedingungen, gegeben wird. Derartige primitive Völker werden also die Spiegelbilder sein, die wir zur induktiven Begründung der Psychologie in den Kreis der Betrachtung ziehen müssen.

Aber diese Stämme haben weder Schrift noch Geschichte noch Litteratur. Das ganze Erzeugnis ihres Geisteslebens besteht in den wenigen Produkten ihrer Erfindung, in Waffen, Geräten und Schmuck, ferner in Sitten, Gebräuchen und Überlieferungen. Dies ist das Material, mit dessen Hilfe wir die fehlenden Blätter des Buches der Geschichte ergänzen können und müssen. Darum besitzen die ethnologischen Gegenstände, welche von unseren Reisenden mitgebracht werden, in wissenschaftlicher Beziehung den Charakter und den Wert von Urkunden, und darum ist ein großes Museum für Völkerkunde, wie dasjenige in Berlin, das den Gegenstand der gegenwärtigen Betrachtung liefert, gewissermaßen eine Bibliothek der Menschheit.

Seit einer Reihe von Jahren hat man an vielen Stellen ethnographische Gegenstände gesammelt, aber mehr aus Neugierde und einem gewissen Geschmack an den oft sonderbaren Formen als aus Kenntnis ihres wissenschaftlichen Wertes. Nachdem aber die Ziele und Aufgaben der ethnologischen Forschungen deutlicher erkannt und klarer präcisiert wurden, gelangte man allmählich dazu, wissenschaftliche Sammlungen anzulegen.

Es war gegen Ende der sechziger Jahre, als Adolf Bastian, der Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin, von seiner zweiten großen Weltreise zurückkehrend, die Leitung der ethnologischen Abteilung des Königlichen Museums in Berlin übernahm. Mit einem wissenschaftlichen Feuereifer, der fast ohne gleichen dasteht, ging er an die Erfüllung seiner Aufgaben. Nachdem er fast zwanzig Jahre hindurch den Erdball nach allen Richtungen hin bereist hatte, war er überall den Spuren des Verfalles der Kultur der Naturvölker begegnet und hatte bemerkt, daß die Berührung mit dem weißen Mann für den Farbigen verhängnisvoll ist. Nicht unsere moderne Kultur, sondern die Auswüchse derselben, die Laster, der Trunk, die Krankheiten brechen sich zuerst bei jenen einfachen Naturkindern Bahn und vernichten ihre Gesundheit, ihr

Glück, ihre Zufriedenheit mit schreckenerregender Geschwindigkeit. Ihre Zahl verschwindet, sie verlieren ihre Sitten und Gebräuche, legen ihre originelle Kleidung ab, sie bedienen sich europäischer Werkzeuge und sind binnen kürzester Zeit für die Zwecke der ethnologischen Forschung verloren. Niemand anders hat dies früher erkannt als Bastian, und niemand hat lauter und eindringlicher seinen Mahnruf erschallen lassen, daß man die ethnologischen Gegenstände überall auf Erden vor dem drohenden Untergange retten und in Museen sammeln möge, da sie unersetzliches Material für die wissenschaftliche Forschung seien.

Dieser Ruf Bastians fand allerseits Gehör. Es war damals die Zeit der siebziger Jahre, in welcher die eben erst im Entstehen begriffene Flotte des Deutschen Reiches ihre Flagge auf allen Meeren wehen ließ und sich lebhaft auch an den großen wissenschaftlichen internationalen Aufgaben, besonders auf dem Gebiete der Hydrographie, beteiligte. Die wissenschaftliche Erdumsegelung S. M. S. „Gazelle" unter dem Kommando des Kapitän zur See Freiherrn v. Schleinitz war die erste Expedition in großem Maßstabe, welche die Interessen der ethnologischen Sammlungen des Berliner Königlichen Museums offiziell förderte. Kaiser Wilhelm, welcher der Ethnologie in reichem Maße sein Wohlwollen zugewandt hatte, förderte das Interesse der Wissenschaft insbesondere auch dadurch, daß er durch die kaiserliche Admiralität den Schiffen der Kriegsflotte das Mitbringen solcher Sammlungen ermöglichte. Der Protektor der Königlichen Museen, der Kronprinz, und die Frau Kronprinzessin wandten der Abteilung wiederholt Geschenke zu, sehr wesentlich erweiterte sich der Bestand durch die indische Sammlung des Prinzen Waldemar, und auch die Prinzen Karl und Friedrich Karl förderten die Abteilung.

Aber auch von privaten Kreisen wurden überaus reiche Zuwendungen gemacht, so daß die Zahl der Gegenstände einschließlich der Erwerbungen in einem Jahrzehnt bis auf etwa 25000 stieg und die vorhandenen Räume bei weitem nicht mehr genügten: die große indische Sammlung des Dr. Jagor, die Sammlungen zahlreicher Afrikareisenden, insbesondere Dr. Junkers, Dr. Nachtigals und anderer, Zuwendungen der Herren C. Künne, Dr. Hans Meyer, v. Brandt, v. Holleben, Lührsen, Behrendt und andere bildeten damals den Hauptstock der Vermehrungen. Es wurde bald klar, daß ein neues Gebäude, ein besonderes Museum für Völkerkunde gegründet werden müßte, wie dies Kaiser Wilhelm bereits im Jahre 1873 als notwendig betont hatte. Der Kultusminister faßte deshalb die Abtrennung der Sammlungen ins Auge, und es erfolgte bald der amtliche Beschluß, ein neues Museum zu bauen, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß von den disponiblen älteren fiskalischen Gebäuden kein einziges umfangreich genug war, um die Sammlungen aufzunehmen.

Die ethnologische Abteilung hatte damals eine Unterabteilung, welche den Namen „Sammlung der nordischen Altertümer" führte und unter dem jetzigen Direktor, damaligen Assistenten Dr. Albert Voß stand. Obgleich sich dieser Sammlung naturgemäß nicht in so reichem Maße das öffentliche Interesse zuwenden konnte wie der ethnologischen, so nahm auch ihr Umfang allmählich so sehr zu, und zugleich erweiterte sich das Gebiet der Forschung in dem Maße, daß auch hier ein erheblicher Notstand einriß und trotz äußerster Ausnutzung des Raumes die Unterbringung aller neuen Erwerbungen und Geschenke im Museum nicht mehr erfolgen konnte. Diese ursprünglich einen Teil der Kunstkammer bildende Sammlung datiert ihren Ursprung sehr weit zurück, denn schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erwarb der Große Kurfürst dafür eine Reihe von Altertümern, die aus dem Kleveschen stammten. Jene Zeitperiode war indessen noch weit davon entfernt, ein Verständnis für die heutigen Aufgaben der Anthropologie zu besitzen. Das eigentlich Heimat-

liche, als barbarisch verachtet, hatte gar keiner Aufmerksamkeit sich zu erfreuen, und brachte ja einmal der Zufall Ausgezeichnetes zu Tage, so war man weit entfernt,



Buddha-Statue. (Rangun, Barma.)

es für germanisch oder slavisch zu halten, und trug kein Bedenken, es für römisch zu erklären. Einzig in der Voraussetzung, daß es sich um die Erwerbung einer römischen Antike handle, geschah im Jahre 1707 der Ankauf einer schönen, bei Wulfsen unfern Köthen ausgegrabenen Urne, die König Friedrich I. von Preußen für den ansehnlichen Preis von hundert Thalern erwarb. Erst unter Friedrich Wilhelm I. fanden auch die eigentlichen vaterländischen Altertümer mehr Beachtung und Anerkennung, indessen war es erst der Regierung Friedrich Wilhelms III. vorbehalten, die ursprünglich in einer Galerie des Schlosses Monbijou in Berlin aufgestellte Sammlung zu begründen und zu großer Bedeutung zu erheben.

Zwischen den ethnologischen und anthropologischen oder vorgeschichtlichen Gegenständen besteht ein innerer Zusammenhang. Der in die Augen fallende äußerliche Unterschied ist nur der, daß wir in den anthropologischen und prähistorischen Funden Gebrauchsgegenstände der Völker in vorgeschichtlicher Zeit und in den ethnologischen solche aus der Gegenwart oder jüngstem Vergangenheit zu erblicken haben. Der Zahn der Zeit hat von den erstgenannten so viel zerstört, daß fast nur die aus Stein, Metall, Knochen, gebranntem Thon und Horn verfertigten Gegenstände übriggeblieben sind, während die letztgenannten noch fast überall in voller Frische uns anblicken.

Als daher der Gedanke, ein besonderes Museum für Völkerkunde zu begründen, sich Bahn brach und auf Anregung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte festere Formen gewann, konnte man keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß in dem neuen Staatsinstitut die Zweiteilung des Gesamtinhaltes der Sammlungen in bisheriger Form beibehalten werden müßte. Es handelte sich nunmehr darum, ein geeignetes Grundstück ausfindig zu machen, und wurde als ein solches der Bauplatz neben dem Kunstgewerbe-Museum, an der Ecke der verlängerten Zimmerstraße und Königgrätzer-

straße, bestimmt. Aber die Aufgabe, welche nunmehr erwuchs, war eine sehr schwierige, denn es existierte auf der ganzen Erde noch kein selbständiges großes Museum für Völkerkunde. Die Berliner Sammlungen, welche gegenwärtig mehr als hunderttausend Nummern umfassen und noch stetig anwachsen, stehen ohnegleichen an Ausdehnung wie an wissenschaftlichem Wert der einzelnen Kollektionen da.

So wurde denn zunächst im Jahre 1876 Herr Dr. Albert Voß beauftragt, in Verein mit dem Bauinspektor Merzenich eine Rundreise durch die Museen in London, Liverpool, Manchester, Salisbury, Brüssel, Mainz, Kopenhagen, Christiania und Stockholm auszuführen und die dortigen Einrichtungen zu studieren. Das Gesamtmaterial, welches beide Herren zurückbrachten, wurde dann unter Anschluß an die lokalen Verhältnisse des neuen Bauplatzes für ein Projekt zu Grunde gelegt, welches Herr Baurat Ende ausarbeitete und das unter Aufsicht einer dazu eingesetzten Specialkommission ausgeführt wurde. Da die beiden genannten Straßen, welche das Museum begrenzen, nicht rechtwinkelig, sondern im spitzen Winkel von etwa fünfzig Grad zusammenstoßen, so konnte die Grundform des Gebäudes kein Rechteck sein.

Es wurde aus diesem Grunde ein unregelmäßiges Viereck konstruiert, das an beiden genannten Straßen gleichlange Fronten besitzt, von deren anderen Enden rechtwinkelig je ein Gebäudeflügel sich nach innen erstreckt. Diese beiden Flügel stoßen natürlich im stumpfen Winkel aufeinander. Die vier Gebäudeflügel umschließen einen Hof von dreizehnhundert Quadratmeter Grundfläche, auf welchem besonders schwere und große Gegenstände Aufstellung erhalten sollen. Wie aus unserer Illustration hervorgeht, ist der Eingang zum Museum für Völkerkunde auf die spitzwinkelige Ecke, welche eine schöne Abrundung erfahren hat, verlegt worden. Zugleich ist der spitze Winkel des Hofes, also der Raum hinter dem Eingang, mit Glas überdeckt und in einen Lichthof umgewandelt worden. Das Gebäude hat ein Kellergeschoß und vier Stockwerke. Im ersteren befinden sich neben Wohnungen von Unterbeamten noch Werkstätten, Laboratorien, Lagerräume sowie die Kesselanlage für die Heizung und Ventilation. In den



Bronzefigur aus der brahmanischen Zeit der indochinesischen Halbinsel.

ersten beiden Stockwerken befinden sich die bis jetzt aufgestellten Sammlungen. Die Arbeitszimmer der Direktoren und Assistenten sowie Räume zu Konferenzen und für die Registratur sind in zweckentsprechender Weise in den verschiedenen Stockwerken untergebracht, meist in der Nähe des Haupteinganges.

Die abgerundete Ecke an der Straße besitzt eine nach der Straße offene Vor-

halle, hinter welcher sich die mittels einer Flachkuppel überwölbte, in der Grundform länglich runde Flurhalle befindet. Dieselbe trägt ein von Salviati in Venedig in Glasmosaik ausgeführtes allegorisches Deckengemälde, welches von Otto Lessing entworfen ist. Von der Flurhalle aus betritt man den schon erwähnten vierzehn Meter hohen Lichthof, in welchem sich die beiden in Schmiedeeisen ausgeführten, durch alle Stockwerke reichenden Haupttreppen befinden. Der Lichthof ist von Säulenhallen umgeben und dient zur Aufstellung größerer und besonders hervorragender Schaustücke.

Gegenwärtig trägt derselbe, einige monumentale Stücke aus dem fernsten Osten und dem entlegensten Westen. An der Mitte der Rückwand, nach dem Hofe zu, erhebt sich der mehr als zehn Meter hohe Gipsabguß eines altindischen Grabthores, des östlichen Thores der großen Tope von Säntschi, mit überaus reichem ornamentalem und figürlichem Schmuck. Vor dem linken Säulengange befindet sich ein großer Hauspfeiler der Haidah-Indianer mit Darstellung der Wappentiere, welche die Genealogie des Besitzers des Hauses bilden. Dieser Hauswappenpfahl stammt vom Dorfe Masset auf Königin-Charlotte-Inseln und ist vom Kapitän Jacobsen erworben worden. Außerdem enthält der Lichthof ein Boot der Eskimos, ein bemaltes Boot der Bilballa-Indianer; Eskimoschlitten, Schlitten der Samojeden, ein Zelt der Präweninbianer, ein Segelboot mit Ausleger von den Marschalls-Inseln, alte Steinfiguren aus Hawaii und die höchst merkwürdigen Steinskulpturen von S. Lucia de Cotzamalguapan, über welche das Septemberheft 1883 von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften eine ausführliche Abhandlung nebst Abbildungen gebracht hat. Rechts und links vor dem Thorbogen des Tope von Säntschi stehen zwei vergoldete Holzstatuen von Buddhas, vor dem Thore die Nachbildung eines altsiamesischen Königs; außerdem die Abdrücke der Füße des Gautama Buddha von einem alten Tempel in Bengalen. Drei Deckplatten des alten Steinzaunes dieses Tempels, welcher als der heiligste des Buddhismus gilt, liegen vor den Säulen; sie sind mit geflügelten Pferden, wirklichen und mythischen Tieren, auf der Rückseite mit Palmetten verziert.

Über der Flurhalle liegt die Aula mit ansteigenden Sitzplätzen für zweihundert Personen. Diese Aula wird für Lehrzwecke und als Sitzungsraum für die Berliner anthropologische Gesellschaft benutzt. Rings um die Aula befinden sich eine Anzahl Arbeitszimmer und die Bibliothek.

Die Hauptfronten des imposanten Gebäudes präsentieren sich am vorteilhaftesten von der gegenüberliegenden Seite der Königgrätzer Straße; sie zeigen die Formen der italienischen Frührenaissance, welche sich im Kuppelbau an der Ecke zu einer reichen Architektur steigern. Das ganze Gebäude enthält mehr als dreißig größere und kleinere Saalräume, welche in jedem Geschoß zusammenhängend arrangiert sind, so daß man einen Rundgang durch jedes Stockwerk ausführen kann, gleichviel von welcher Haupttreppe aus man ihn beginnt. Das ganze Museum besitzt zwölftausend Quadratmeter Stellfläche für Sammlungsschränke und ist mit dem verhältnismäßig geringen Aufwand von etwa zwei Millionen Mark erbaut worden. Der Wert der im Museum für Völkerkunde enthaltenen Sammlungen ist ein unschätzbarer.

Auch bei der Aufstellung der Sammlungen ist die Zweiteilung in Anthropologie und Ethnologie beibehalten worden, so zwar, daß für die erstgenannte Disciplin das Erdgeschoß bestimmt ist, während die andere das erste und zweite Stockwerk einnimmt.

Den schnellsten Überblick über das Museum erhalten wir bei einem Rundgang durch alle Etagen. Wir betreten zunächst das Parterregeschoß, welches die Sammlung vaterländischer und andere vorgeschichtliche Altertümer enthält. Im ersten Saal befinden sich die vaterländischen Sammlungen aus der Mark Branden-

burg. Es ist hier in der Aufstellung der Gegenstände die Einteilung nach unseren heutigen geographischen Grenzen gewählt worden — eine Einrichtung, welche auch in allen übrigen Teilen des Museums durchgeführt ist. So wenig, streng wissenschaftlich genommen, dieser äußere Rahmen für das Material des Museums geeignet erscheint, da die heutigen politischen Grenzen gewiß nicht diejenigen der prähistorischen Menschen waren, noch diejenigen unserer heutigen Naturvölker sind, so ermöglicht er doch eine anschauliche und übersichtliche Aufstellung, die sich auf andere Weise überhaupt nicht erreichen läßt. So hat der erste Saal naturgemäß zwei Hauptabteilungen für die Funde aus den Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt a. O., und jede dieser Abteilungen hat, den Kreisen entsprechend, viele Unterabteilungen, die in Pult- und Mittelschränken übersichtlich geordnet sind.

Im zweiten Saal befinden sich die Wertfunde. Das Gold war stets das edelste Metall auf Erden. Der Goldschrank mit den Funden aus Preußen, Pommern, Posen, Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Mitteldeutschland, Rheinprovinz, Westfalen, Schleswig-Holstein, Holland, Dänemark, Skandinavien und Österreich-Ungarn enthält eine große Anzahl überaus wertvoller und wissenschaftlich berühmter Goldfunde. Das Pendant zu ihm bildet ein Schrank mit Silberfunden, die meist aus denselben Gebieten stammen. In diesen beiden Sälen ist zunächst die Aufstellung eines größeren Teiles der ehemaligen Abteilung der „nordischen Altertümer" beendet. Eine besondere anthropologische Abteilung wird durch Direktor A. Voß später als Ergänzung aufgestellt werden.

Es dürfte vielleicht angemessen sein, hier an dieser Stelle eine kurze Übersicht darüber zu geben, in welche Zeit die vaterländischen und andere vorgeschichtliche Altertümer ihrer Entstehung nach hingehören. Während uns die geschichtliche Überlieferung im günstigsten Falle bis zur Zeit der Völkerwanderung oder, wenn man noch höher hinaufgehen will, bis zur Periode des Tacitus leitet, liefern uns die Funde ganz sichere Beweise von der Besiedelung unseres Vaterlandes schon zur Steinzeit. Es befindet sich unter unseren Illustrationen die Abbildung eines Skeletts aus dem Gräberfelde bei Merseburg, welches unzweifelhaft zur Steinzeit gehört.

Nach der Steinzeit folgte die Metallzeit, und zwar nehmen verschiedene Forscher an, daß bereits um die Zeit von 1500 vor Christi Geburt bis 1000 vor Christi Geburt vom Mittelmeergebiet her zuerst Metallgegenstände und mit ihnen die Kenntnis des Metallgebrauches in Europa eingeführt sei. Die ältesten uns erhaltenen Gegenstände in Metall sind meist durch Guß hergestellte Bronzegeräte und Waffen eines bereits hoch entwickelten eigenartigen Stiles, meistens durch lineare oder stilisierte figürliche Ornamente charakterisiert. Unsere Illustration der Bronzefunde aus dem Kreise Kottbus führt derartige Gegenstände vor. Es folgen dann die Mischformen der Völkerwanderung, der barbarische Geschmack der Merowingerzeit, die Funde der Karolingerzeit in Westdeutschland und die erst in unserem Jahrtausend durch das vordringende Germanentum zurückgedrängte wendische Bevölkerung Ostdeutschlands mit ihren charakteristischen Funden. Dann treten wir in das volle Licht der Geschichte überall in Deutschland ein. Im Museum für Völkerkunde ist der dritte Saal für die Altertümer aus den übrigen Provinzen der preußischen Monarchie mit Ausnahme des Rheinlandes, sowie der aus den Nachbarländern Norddeutschlands bestimmt, während die Funde der Rheinprovinz und Süddeutschlands nebst denen des übrigen Europa den vierten Saal füllen sollen und ein fünfter, der einstweilen zu temporären Ausstellungen benutzt werden soll, für den Zuwachs vorbehalten ist. Aus der im ersten Saal unter anderem vertretenen Wendenzeit führen wir die Abbildung einer an der hinteren Wand frei aufgestellten Holzfigur aus Alt-Friesack in Illustration vor.

Ein besonderes Museum für sich bilden die beiden im Erdgeschoß befindlichen Säle, welche vom Eingang rechts erreicht len ein wenig anders als in den übrigen Ausstellungsräumen. Zunächst ist die Herstellung der Schränke eine eigenartige und



Skelett aus der Steinzeit aus dem Gräberfelde bei Merseburg.

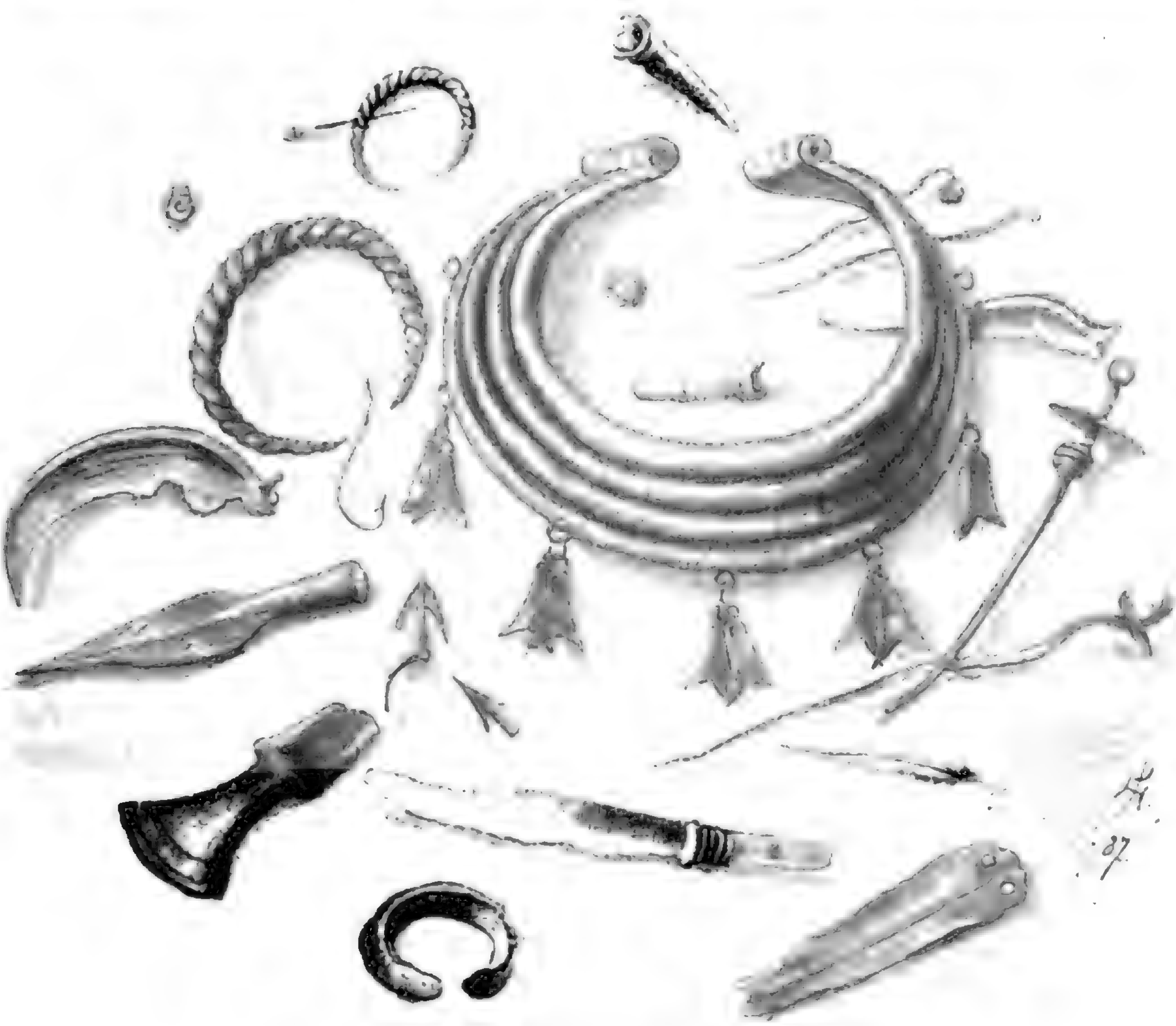
werden, also an die bisher genannten Säle sich im Rundkreis anschließen, indem sie an den eben genannten Ausstellungssaal grenzen. Die großartige Gabe unseres in Athen lebenden Landsmannes Dr. Heinrich Schliemann an das Deutsche Reich umfaßt einen großen Teil der Ausbeute der Ausgrabungen, welche dieser opferbereite Mann auf eigene Kosten in den Jahren 1871 bis 1882 in Hissarlik in der Troas ausgeführt hat, sowie kleinere Stücke aus anderen von demselben Forscher angestellten Untersuchungen. Der erste Saal enthält nur Funde aus der Landschaft Troas, der zweite außer den dort gefundenen Goldsachen Marmorskulpturen und Inschriften, Altertümer von verschiedenen Orten eines sich anschließenden Kulturkreises. Die Aufbewahrung des Schliemann-Museums ist der preußischen Staatsregierung übertragen worden. Die innere Einrichtung beider Säle ist auf Wunsch Schliemanns in einzelnen Teilen sind dabei alle Vorsichtsmaßregeln gegen Verlust der Fundobjekte durch Brand, Diebstahl 2c. getroffen. Ferner ist die Decke des zweiten Saales in gepreßtem Messing und Kupfer einer Wanddekoration nachgebildet, welche Schliemann im sogenannten Schatzhause von Orchomenos aufgefunden hat.

Zum besseren Verständnis des Schliemann-Museums ist es nötig, eine kurze historische Bemerkung einzuflechten. Man muß unterscheiden zwischen zwei Sammlungen. Die erste wurde von Schliemann im Jahre 1881 dem Deutschen Reiche geschenkt und von ihm selbst im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin aufgestellt. Diese Sammlung befindet sich in schwarzen Schränken und wurde im Jahre 1885 an ihre jetzige Stelle gebracht, als der Bau des Museums für Völkerkunde so weit vollendet war, daß er dies gestattete. Nachdem Schliemann die erste Schenkung gemacht hatte, führte er im Jahre 1881

nochmals mit großen Unkosten neue Ausgrabungen aus, deren Funde er vertragsmäßig zum Teil der Türkei ausliefern mußte. Diese Kollektion wurde indessen niemals den Zwecken der Wissenschaft in Konstantinopel zugänglich gemacht, und so kaufte Dr. Schliemann sie für einen teuren Preis an, vereinigte sie mit der seinigen gleichzeitig vom Jahre 1881 stammenden und schenkte sie unter Vermehrung durch noch andere Funde abermals an das Deutsche Reich. Dieser zweite Teil des Museums steht mit den ersten Funden in vollständiger Übereinstimmung, er ist jedoch, um äußerlich kenntlich zu sein, in gelben Schränken aufgestellt.

Schliemann hat bekanntlich auf dem Burgberge zu Hissarlik die Überreste von nicht weniger als sieben menschlichen Ansiedelungen gefunden, deren unterste die älteste ist und deren oberste bis in die späte römische Kaiserzeit hineinragt. Er nennt diese Kulturschichten die Städte eins bis sieben. In der zweitältesten Stadt erkennt Schliemann das homerische Troja. Sehr bemerkenswert ist der Goldschrank im zweiten Saal. Die meisten der in diesem Schrank befindlichen Sachen waren im „großen" und den neun „kleinen" Schätzen enthalten, welche Schliemann 1873 nahe beieinander in dem Schutt der zweiten Stadt fand. Wir bringen einiges davon in Illustration.

Indem wir nunmehr das Erdgeschoß verlassen, wenden wir uns zum ersten Stockwerk, in welchem die ethnologischen Sammlungen beginnen. Hier befinden sich die Direktoriatsräume des Geheimrats Professor Bastian, sowie die Kollektionen aus Afrika, Oceanien, Amerika und Sibirien. Welch eine Welt von Ideen und Geistesprodukten blickt uns aus diesen Räumen



Bronzefunde aus dem Kreise Kottbus.

entgegen! Welche stolze Reihe von Namen unserer berühmtesten Reisenden prangt an den Schränken! Wie viele Sorgen, Qualen, Entbehrungen, wie viel ausgestandene Not knüpft sich an diese in Hunderttausenden von Tagemärschen errungenen Sammlungen!

Für die Betrachtung ist es gleichgültig, bei welchem der zahlreichen Kulturkreise wir beginnen, da wir hier im Nebeneinander vieles vor uns haben, was uns die Kulturgeschichte der Menschheit im Nacheinander vorführt. Wir beginnen, der Aufstellung folgend, im Westen Afrikas. Gleich der erste Mittelschrank erinnert uns an einen Namen, dessen Träger leider auch zu den Opfern gehört, welche die grausame afrikanische Sphinx dahingerafft hat, an Robert Flegel. Hier sowohl wie in einigen anderen Schränken des ersten Saales finden wir ethnographische Sammlungen aus dem Niger-Benue-Gebiet. Die alte Pracht und Herrlichkeit der Kultur der Nigerländer taucht vor uns wieder auf; jene mittelalterliche Periode, in welcher der siegreich vordringende Islam sich der Haussastaaten bemächtigte, in welcher die märchenhafte Königin der Wüste, Timbuktu, als ein Hort des Mohammedanismus entstand, wohin der gläubige Moslemin pilgern mußte, wie heutzutage nach Mekka. Timbuktu ist halb verfallen, die Pracht ist zum Teil entschwunden und die unerbittlichen Naturgesetze, die weder der Kultur noch dem religiösen Fanatismus sich auf die Dauer unterwerfen, sind wieder in ihre Rechte eingetreten. Aus den Nigerländern verdankt das Museum den in der ersten Hälfte unseres Jahrzehnts ausgeführten Reisen Robert Flegels umfassende Sammlungen: Matten aus Strohgeflecht in seltener Form, ein vollständiger Anzug aus Grasgeflecht beim Erntefest der Nupe, zahlreiche Fetischmasken, eiserne Schaufeln, welche als Geld cirkulieren, ein Baumwoll-Panzerhemd eines Bodingakriegers, zahlreiche Waffen zum Angriff und zur Verteidigung, Musikinstrumente, darunter eine große Marimba, jenes merkwürdige, weitverbreitete „Holzklavier", das auf einem Resonanzkasten, der aus einem ausgehöhlten Kürbis besteht, mit Klöppeln geschlagen wird, die mit Kautschuk überzogen sind, u. a. m. bilden den Bestand dieser Kollektion.

Daneben befindet sich die erste Sammlung, welche Dr. Nachtigal von seinen großen Reisen durch Bornu, Wadaï und Baghirmi mitgebracht hat. Trotzdem der berühmte Mann auf dieser ersten Expedition oft jahrelang von jeder Verbindung abgeschnitten war, müssen wir erstaunen, wenn wir in der Sammlung so manchem seltenen und wertvollen Stück begegnen, das er noch gerettet hat aus jener Zeit des Schreckens, in der er nur durch die größten materiellen Entbehrungen, ja geradezu durch fortgesetztes Hungern und durch gänzliches Entsagen von animalischer Nahrung — wie in Borku — nur auf die Mittel zur Fortsetzung seiner Reise bedacht sein mußte. Die Kollektion, welche er mitbrachte, steht im Museum fast einzig da. Aus Nyfe am Niger stammen prächtige Gewänder, aus den Haussa-Staaten, deren großes Handelscentrum Kano in der ganzen nord- und centralafrikanischen Welt berühmt ist, Matten, Decken und die berühmten Lederarbeiten. Hier ist auch die sogenannte Tobe Kororobschi, das in Centralafrika so beliebte, dunkel-indigo gefärbte Gewand zu nennen. Alle diese Gegenstände sind Handelsware und finden ihren Weg leicht nach dem Riesenmarkte in Kuka, der Hauptstadt des sich einer tausendjährigen Geschichte erfreuenden Reiches Bornu am Tsadsee, an dessen Scheich Omar Dr. Nachtigal bekanntlich die Geschenke des Königs Wilhelm überbrachte. Aus Baghirmi, dem nächsten nach Osten sich anschließenden centralafrikanischen Reiche, welches Dr. Nachtigal während eines Bürgerkrieges durchzog, um im äußersten Süden desselben den vertriebenen Herrscher aufzusuchen und ihn auf seinen Sklavenjagden zu begleiten, war wenig Gelegenheit zu sammeln, auch bot, wie so vielfach im Inneren Afrikas, die Toilette der dort wohnenden Heidenstämme

wenig dar, denn eine ganze Damenbekleidung besteht dort aus einem schmalen Bändchen um die Hüften, woran vorn und hinten nach Belieben frisches Laub geheftet wird. Von dort hat uns der kühne Reisende, als er, während der Regenzeit schwer erkrankt, sich weiter transportieren ließ, zwei Messer der Sara und einen Pfeifenkopf von schwarzem Thon aus der Landschaft Bua mitgebracht.

In dem weiterhin nach Osten angrenzenden Lande Wadaï, das von allen Staaten Centralafrikas, welche er besuchte, am wenigsten industriell ist, da dessen Einwohner mit Verachtung auf alle Kultur herabblicken, hat Nachtigal nicht viel sammeln können. Ein phantastischer Kopfschmuck eines Bäle — eines Stammes von Wüstenbewohnern nordöstlich von Wadaï —, aus dem Balge eines Raubvogels gebildet, fällt uns zunächst auf. Aus Wadaï selbst stammt ein Oberarmmesser mit einem Griff aus Rhinocerosshorn von der dort üblichen Form und einer Scheide aus der Bauchhaut des Kaiman, welche mit feinen Lederstreifchen gestickt ist. Von den Bandastämmen im Südosten des Landes rührt ein Signalhorn aus Elfenbein her. Das nächste nach Osten gelegene Land, Darfur, dessen jugendlicher braver König Brahim Dr. Nachtigal protegierte, ist in der Kollektion besser vertreten. Da ist ein aus europäischem Atlas gefertigtes Gewand mit jenem Ärmelschnitt, der damals nach der neuesten Mode in Darfur als „Löwenspur" bezeichnet wurde. Ihm schließt sich ein kostbarer Mantel oder Obergewand, „Aba" genannt, an, wie es seit alten Zeiten im Hedjah gebräuchlich ist, aus Seide und Gold gewirkt. Weiter folgt eine Mekkamütze oder Takia, eine in Darfur beliebte Kopfbedeckung, bei der man es gern sieht, wenn der kunstvolle Verfertiger durch eine geschickte Faltung des Stoffes und Anordnung der Farben desselben eine fromme arabische Inschrift erzeugt. Von den Heidenländern südlich von Darfur findet sich ein Wurfeisen, welches sehr ähnlich denjenigen ist, die Dr. Schweinfurth aus den Niam-Niam-Ländern mitgebracht hat.

In einem der Nachbarschränke befinden sich unter anderem auch die Geschenke, welche Scheich Omar, der obengenannte Sultan von Bornu, 1866 durch Gerhard Rohlfs an König Wilhelm sandte; darunter ein Pferdekopfgestell mit reichem Silberbeschlag und seidenem Zierat, ein Paar Sporen, aus Leder geflochten und mit je vier kleinen eisernen Dornen versehen, eine kleine Reitpeitsche, eine Trinkflasche aus einem Straußenei und verschiedene kleine Körbe und Deckel aus Binsengeflecht.

Von großer Bedeutung für die Ethnologie sind die nächsten Schränke, welche uns in das Nilgebiet führen. Hier haben die berühmten Reisenden Dr. Schweinfurth, Emin Pascha, Dr. Junker, Giegler Pascha, Piaggia und andere durch ihre Kollektionen wahrhaft unersetzliche wissenschaftliche Schätze aufgehäuft. Über die einzig in ihrer Art dastehende Sammlung, welche Dr. Schweinfurth aus den oberen Nilländern und westlich davon mitbrachte, hat dieser hochverdiente Gelehrte in seinem bekannten Werke: Artes Africanæ ausführlich berichtet. Er stellte darin die Behauptung auf, daß sich bei den am meisten abgeschlossenen Bewohnern Afrikas, unter den rohesten, zum Teil noch kannibalischer Sitte huldigenden Stämmen im tiefsten Inneren, bis wohin noch nicht einmal der Gebrauch der Baumwollenzeuge und noch kaum derjenige der Glasperlen hingedrungen, der angeborene Kunsttrieb, die Freude an der Herstellung von Kunstgebilden zur Verschönerung und Annehmlichkeit des Lebens am meisten erhalten findet. Zu derselben Anschauung ist nach ihm Dr. Junker, welcher auf seiner ersten großen Reise 1875 bis 1878 und auf seiner siebenjährigen Expedition 1879 bis 1886 dieselben Gegenden besuchte, gelangt. Um es gleich hier zu erwähnen, haben auch die Reisenden im Kongobecken, besonders Wißmann, ähnliche Resultate gefunden. Wir dürfen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, da wir wissen, daß der Kannibalismus durchaus



Haus- und Gesichtsurnen.

nicht immer ein Zeichen tiefster Unkultur ist, und daß er oft mit hoher kultureller Entwickelung Hand in Hand geht, diese hier vorgetragene Anschauung vielleicht dahin erweitern, daß wir auf das sechstausendjährige Bestehen der ägyptischen Kultur hinweisen und auf die Ausstrahlungen, die von derselben im Laufe dieser Zeit weit nach Süden und Westen in Afrika erfolgt sein müssen, aufmerksam machen. Denn wie anders soll man es sich erklären, wenn Wißmann mitten im innersten Teil des Kongobeckens einen prachtvoll geschnitzten Götzen aufgefunden hat, welcher durchaus an altägyptische Ornamentik erinnerte.

Die erste Grundlage zu seiner Sammlung legte Dr. Junker im Mai und Juni 1876, als er sich in Chartum zur Reise nach dem Sennaar vorbereitete. Besonders interessant sind für uns die ethnographischen Gegenstände aus dem Gebiete der Niam-Niam, die, zwischen dem 4. und 6. Grad nördl. Breite in der Gegend der Wasserscheide des Nil und Niger-Schari wohnend, bekanntlich wegen des unter ihnen weitverbreiteten Kannibalismus sprichwörtlich geworden sind, deren Name in der Dinkasprache „Fresser, Vielfresser“ bedeutet und die im allgemeinen als ein Jägervolk zu bezeichnen sind. Bei ihnen fällt uns das für sie so charakteristische eiserne dreiklingige Wurfmesser, „Pingah“ genannt, zuerst ins Auge. Wie man die sichel- oder schlangenartige Waffe auch werfen mag, stets wird eine der drei doppelschneidigen Klingen, die sich beim Wurfe horizontal umeinander drehen, unfehlbar das getroffene Ziel schneiden. Für gewöhnlich dient nur die oberste Klinge zum Handgebrauch. Höchst überraschend ist bekanntlich die Übereinstimmung dieser Waffe mit der Wurfwaffe der Fan im fernen äquatorialen Westafrika. Es folgen die Makraka, auch zu den Niam-Niam gehörig. Bei ihrer Kollektion sind sehr überraschend folgende Gegenstände, weil sie uns bekannte Formen unserer europäischen prähistorischen Zeit in täuschender Ähnlichkeit vorführen: eiserne Halsringe, ähnlich den bekannten Torques, starke eiserne Armringe, eiserne Oberarmspiralen, sowie einige jener kurzen breiten Dolche, an denen die fünf Blutrinnen auf der linken Hälfte jeder Seite der Klinge interessant sind. Von den Bombe, die auch

noch der Niam-Niam-Gruppe angehören, stammen unter anderem: ein schwarzer geflochtener Schild mit weißen Ornamenten, eine Schnur mit Früchten der Dumpalme, zwei primitiv nach Art unserer Kuhglocken gearbeitete Eisenglocken, ein Klopfer aus Antilopenhorn, der zur Herstellung der Baumrindenzeuge dient, sowie zwei ornamentierte Tabakspfeifen. Von den Abaka, die wir zu derselben Gruppe rechnen, ist zunächst ein eigentümliches, leierähnliches Saiteninstrument, dessen Körper wahrscheinlich aus dem Schild einer Schildkröte besteht, zu nennen. Originell sind zwei kleine niedliche Colliers, welche aus den Wirbelsäulen von Schlangen hergestellt sind. Auch einer jener Lippenpflöcke für Frauen, ein schön cylindrisch gearbeitetes weißes Quarzstück von etwa drei Centimeter Durchmesser befindet sich hier. Bekanntlich teilen viele centralafrikanische Völker jene Sitte amerikanischer Stämme und vieler Bewohner der Südsee und des Indischen Oceans, einzelne Glieder zu durchbohren.


Holzfigur aus der Wendenzeit, gefunden in Alt-Friesack.

Von den Bari, die den Niam-Niam benachbart wohnen, finden wir einige originelle, geschnitzte Holzfiguren, wie sie von diesem Stamme sowie von den Bongo, den Mittu, den Ssofi und anderen zum Andenken an Verstorbene gleich Penaten im Inneren der Hütten oder in der Nähe der Gräber aufgestellt werden. Diese Figuren haben nichts mit den Fetischfiguren des afrikanischen Westens gemein. Vielleicht hängt aber die alte ägyptische Sitte, Statuen aufzustellen, sowie überhaupt der auch auf Europa übertragene Gebrauch, große Verstorbene durch Monumente zu ehren, damit zusammen. Aber während wir bei unseren Denkmälern gern idealisieren, scheinen sich die schwarzen Künstler der Bari einer fast bedenklichen Realität in der Auffassung und Durchführung ihrer Aufgabe zu befleißigen, wovon die Figuren einen Beweis liefern.

Wir wenden uns jetzt etwas mehr nach Süden zu den am meisten wegen ihrer Gelüste nach Menschenfleisch gefürchteten Stämmen, zu den an beiden Ufern des Uelle wohnenden Monbuttu. Es ist eine eigentümliche Kulturstufe, die uns in ihrem großen viereckigen mit Eisen beschlagenen Schild entgegentritt. Die mächtigen sichelförmigen Monbuttusäbel sind für diesen Volksstamm als Hiebwaffe typisch. Dr. Schweinfurth sagt darüber in dem angeführten Werke: Mit dieser, häufig auch von Niam-Niam-Häuptlingen benutzten Hiebwaffe werden die Streiche wie mit einer Sichel, die konkave Schneide nach vorn, geführt, so daß die vorragende Spitze vogelschnabelartig zuerst einschlägt. Diese Manier, mehr hackende als schneidende Streiche zu führen, hat offenbar den Zweck, die meist durch einen hohen Haarputz helmartig geschützten Köpfe tödlich treffen zu können, während die Wucht eines Säbel- oder Schwerthiebes nach unserer Art sich jedenfalls an diesem elastischen Polster wirkungslos brechen würde. Sehr zier-

lich und sinnreich konstruiert ist ein aus den Blattschäften der Raphiapalme hergestelltes Bett, eine Monbuttubank, „Negalabah“ genannt, welche sich angesehene Monbuttuleute beim Ausgehen beständig nachtragen lassen.

Auf der Platte eines Schrankes befindet sich ein großer Mörser aus Elfenbein und zwei Thongefäße der Monbuttu, vor denselben eine Anzahl Sichelmesser, aber ohne hölzerne Griffe, welche bei dem Brande einer Seriba zu Grunde gegangen sind, bei jener traurigen Katastrophe, welche Schweinfurths ganzes Reisegepäck, gegen hundert Trägerlasten, fast völlig vernichtete.

Von hohem Interesse sind die wenigen und unscheinbaren Waffen, welche von dem Zwergvolk der Akka oder Tiki-Tiki herrühren, zwei niedliche kleine Lanzen und ein Bündel zierlicher Pfeile. Wenn es sich bestätigen sollte, daß die Akka zusammen mit den Batua oder Watwa des Kongogebietes und den Buschmännern Südafrikas zu einer gemeinsamen afrikanischen Urrasse gehören, so dürften wir bei diesen Leuten mehr wie bei den meisten übrigen Naturvölkern uns der Hoffnung hingeben, daß sie noch fast vollkommen unvermischte Typen der Autochthonen Afrikas sind. Inwieweit diese zwerghafte Bevölkerung etwa noch über Afrika hinaus nach Norden sich verfolgen lassen wird, dies festzustellen mag der künftigen Forschung vorbehalten bleiben.

Es folgen die Sammlungen aus Abessinien, welches ethnographisch von Arabien her bekanntlich nicht unbeeinflußt geblieben ist und dessen frühe Christianisierung, die schon im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Hand in Hand mit der Bildung eines einheitlichen Staates erfolgte, die freie ethnologische Entwickelung gleichfalls beeinträchtigte. Von historischem Wert ist hier das prächtige Staatskleid der Kaiserin Dureneſch, der Gemahlin Kaiser Theodors I. Das Kleid besteht aus blauer Seide, ist bunt gestickt und mit zahlreichen, zum Teil vergoldeten silbernen Ornamenten benäht.

Wir wenden uns nunmehr nach dem eigentlichen Südafrika, dem Lande der Hottentotten, Buschmänner und Kaffern. So nahe die Versuchung liegt, ebenso ausführlich über diese Gebiete zu berichten wie über die Länder des Nilstromes, müssen wir doch darauf verzichten, ebenso wie auf die ethnologischen Sammlungen von der Westküste Afrikas, von Lagos, Gabun, Loango, Kamerun, der Goldküste &c. Pietätvoll sei die ethnographische Kollektion erwähnt, welche der kaiserl. deutsche Generalkonsul Dr. Nachtigal auf seiner letzten Reise im Sommer 1884 und im Frühjahr 1885 in dem weiten Gebiete des deutschen Kolonialbesitzes an der Küste von Westafrika zusammengebracht hat. Zu den wertvollsten Gegenständen dieser Sammlung gehören einige aus Holz geschnitzte Fetischfiguren, welche tief aus dem Inneren des Landes stammen, ferner eine Reihe von Metallarbeiten, messingene Wassergefäße vom Niger, eine prächtige Hängematte in Weiß und Indigo aus Dahomey, eine große Signaltrommel aus Corisco, spitze Bootsruder aus Batanga, das durch ganz Afrika verbreitete Klimperinstrument, ein zusammenlegbarer Gesichtskorb zum Schutze gegen Mosquitos und die aus Guinea bekannten Opferteller oder Altäre.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Naturvölker, Waffen, Kleidungsstücke, Gebrauchsgegenstände der Vertreter höherer Rassen, von denen sie besucht werden, nachzubilden und sie für ihren eigenen Gebrauch zurechtzumodeln. Das Museum für Völkerkunde enthält genug Proben dieser Art. So befindet sich beispielsweise unter den Sammlungen aus dem Gabungebiete eine Suite von elf armbrustartigen Waffen, die für das obere Gabungebiet ganz besonders charakteristisch sind. Sie stammen offenbar noch aus jener Zeit, in der die Armbrust auch noch in Europa die allgemeine Waffe war und von portugiesischen und anderen Händlern an die Gabunküste und in das damals noch offene und frei zugängliche Innere gebracht wurde.

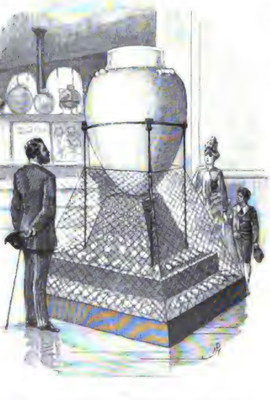
Wir wenden uns jetzt wieder nach der

Ostseite, speciell nach dem Seengebiete und dessen Umgebung. Hier haben Hildebrandt, Dr. Fischer, Dr. Joest, Dr. Böhm und andere reichliche Schätze zusammengebracht. Auch die Sammlungen Dr. Fischers aus dem Gebiete der Massai gehören hierher. Das meiste Interesse erwecken hier in uns jedoch die Sammlungen, die der einzig Überlebende der ostafrikanischen Expedition, Herr Paul Reichard, dem Museum geschenkt hat. Schon im Jahre 1883 war die erste, von Dr. Böhm und Paul Reichard erworbene Sammlung seitens der Afrikanischen Gesellschaft dem Königlichen Museum in Berlin übergeben worden. Seitdem sammelte Reichard aus eigenen Mitteln und unter den unerhörtesten Schwierigkeiten. Sehr merkwürdig sind die Gegenstände aus dem weit im Inneren Ostafrikas gelegenen Lande Urua. Dieses Land wird von dem sehr großen Stamme der Warua bewohnt. Es sind große kräftige Menschen mit auffallend breiter Schulter und Brust, jedoch verhältnismäßig kurzen Beinen. Die Bewaffnung besteht aus leichten Speeren, welche jedoch eigentlich mehr zum Schmucke getragen werden; ferner aus Schild und Bogen mit vergifteten Pfeilen. Die Warua sind Ackerbauer und pflanzen nur Mais und Gemüse; sie stellen ihre Speisen mit Palmöl her, so daß diese genau so schmecken, als wären sie mit Seife zubereitet. In Urua machte Reichard wertvolle ethnographische Sammlungen, leider war er aber genötigt, bei den ununterbrochenen Kämpfen, die er auf seiner Rückreise bestehen mußte, den größten Teil davon aufzugeben. Als er im Oktober 1884, dem heimtückischen tyrannischen Häuptling Msiri, der das Quellgebiet des Kongo beherrscht, trotzend, unter Trommel- und Trompetenklang den Rückmarsch angetreten hatte, trat die Hungersnot in schrecklichster Gestalt an ihn heran. Zwanzig Tage lang irrte er, ohne Führer, nur dem Kompaß folgend, in den menschenleeren Einöden des Bergzuges der Kunde Trunde umher, von Feinden verfolgt, ohne Lebensmittel. Um die Lasten zu vermindern, mußte er hier wertvolle ethnographische Sammlungen, mühsam zusammengebrachte Steinproben, Jagdtrophäen und selbst Lebensmittel wegwerfen lassen und verbrennen. Dasjenige, was er trotz dieser schwierigen Lage retten konnte, enthält gegenwärtig das Museum für Völkerkunde. Es besteht aus einer Sammlung von „Ahnenfiguren", einer großen geschnitzten Holzmaske, der Figur eines Vorfahren des Königs Lusinga, welche vor der Wohnung aufgestellt und mit Öl gesalbt wurde, indem man ihr Opfer darbrachte, einer Tanztrommel, um das Gebrüll des Löwen nachzuahmen, Bogen, Pfeilen, Kriegsschild, Kopfputz, Tanzrasseln u. s. w. Originell ist ein elfenbeinerner Häuptlingsstab, der von seinem Besitzer jährlich einigemal über der Schulter getragen wurde, wenn derselbe die Herde hütete. Interessant ist ein Nasenklemmer für Schnupfer von eigentümlicher Gestalt, sowie eine Trommel in Form eines Keilkissens.

Eine Welt für sich bilden die Sammlungen, welche von den deutschen Reisenden Dr. Pogge, Dr. Buchner, Lt. Wißmann, Stabsarzt Dr. Wolf, Teusz, Lt. Kund, Lt. Tappenbeck, Büttner und anderen in dem ethnologisch noch jungfräulichen Gebiet des Kongobeckens zusammengebracht wurden. Alle diese Gegenstände tragen das ungetrübt frische Gepräge ethnischer Originalität. Da der hier zu Gebote stehende Raum nicht ausreicht, sie alle eingehend zu besprechen, so wähle ich als Typus die Sammlung des Lieutenant Wißmann. Dieser kühne und unternehmende Reisende hat auf seiner denkwürdigen Durchquerung Afrikas von Westen nach Osten noch ein anderes Heldenkunststück ausgeführt, indem er trotz aller Mühseligkeiten und Gefahren, trotz der nicht seltenen Momente, in denen das Fortbestehen seiner Expedition oder seines Lebens ernsthaft in Frage gestellt war, mit unerschütterlicher Ausdauer eine Sammlung ethnographischer Gegenstände der von ihm durchreisten Gegenden zusammenbrachte und aller Schwierigkeiten unge-

achtet nach der Küste schaffte. Schon allein dieser Umstand, daß alles, was aus diesem gewaltigen weißen Fleck der Karte von Afrika stammt, den Stempel einer autochthonen Kultur- und Kunstentwickelung trägt, daß es unvermischt ist mit den Typen, die uns bisher von den näher den Küsten gelegenen Gegenden bekannt geworden waren, läßt auf die Bedeutung dieser Sammlung einen Schluß ziehen.

Diese Bedeutung wächst, wenn wir die Gegenstände selbst betrachten. Zwar durften wir bei dem Reichtum Afrikas an Eisen, bei der Kunstfertigkeit der uns bisher bekannt gewordenen afrikanischen Schmiede mit Sicherheit darauf rechnen, daß Dr. Pogge und Lieutenant Wißmann bei ihrem Vordringen nach dem unbekannten Inneren eiserne Waffen vorfinden würden; aber wer in aller Welt hätte es gewagt, den Gedanken zu fassen, daß diese eisernen Waffen nicht nur eine reiche Ornamentik durch Punktierungen und Verzierungen besitzen würden, sondern daß sie sogar durch Einlagen von Kupfer verschiedener Zeichnung dekoriert sein würden, gerade so wie unsere europäischen Waffen zur Zeit der Glanzperiode der Waffen-Schmiedekunst. Nicht genug hiermit — wer würde darüber hinausgehend auf die Idee gekommen sein, einen Teil der Klingen à jour zu arbeiten und dadurch Räder, Sterne und ähnliche Figuren auszusparen; ja, wer endlich ist schon auf den Gedanken gekommen, die Klinge selbst nur auf das notwendigste Fleisch der Schneide zu reduzieren und den ganzen Innenraum mit einem System freihändig geschmiedeter Eisenstangen in gerader und gedrehter Façon auszufüllen? Und was das Wunderlichste ist, dieses alles an denselben einfachen Handhaben, mit derselben primitiven Befestigungs-Art, wie sie schon zur Steinzeit bei allen Völkern Sitte war, auszuführen? Derartige Beil-, Dolch- und Lanzenklingen enthält die Sammlung nicht wenige; die



Pithos aus der zweiten Stadt. Die Gegenstände auf dem Postament sind Thonstücke und Steine. (Schliemann-Museum.)



Goldene Gegenstände aus dem großen trojanischen Schatze des Priamos und großer silberner Krug, worin die kleinen Schmucksachen gefunden worden. (Schliemann-Museum.)

Profile der Klingen sind meist durch kühn geschwungene harmonische Linien hergestellt, die der Renaissancezeit zur Ehre gereichen würden. Derartige sichelförmige Messer ɛc., deren Griff abwechselnd mit Eisen- und Kupferspiralen bedeckt und mit Fellen, Schlangen- und Eidechsenhaut umlegt ist, deren Griff sich stilistisch der Form der Klingen anschmiegt, deren hölzerne Scheide sogar nicht selten reichgeschnitzt und ornamentiert ist, bietet gerade das Centrum des afrikanischen Kannibalismus, das Königreich Koto und seine Nachbargebiete, das Land der Benecki, Lupungo, Rubunda Samba, das Gebiet der Bassonge und Bassilonge, ferner Bina Lolawa ganz im Inneren und andere mehr in größerer Menge dar. Ein schön gearbeitetes Halsband mit eingelegten Menschenzähnen giebt auch hier wieder den Beweis, daß die Anthropophagie durchaus nicht mit Kulturmangel zusammenhängt.

Wir verlassen nunmehr den dunklen Weltteil und wenden uns zu dem größten Kulturbecken der Erde, dem Stillen Ocean, welcher den bald Australien, bald Oceanien genannten Erdteil trägt, der in die drei Hauptgruppen: Polynesien mit Neuseeland, Mikronesien und Melanesien mit Neuholland zerfällt. Es ist ein großer Vorzug für das Museum für Völkerkunde, daß seine Sammlungen, wie bereits erwähnt, schon vor einigen Jahrhunderten begonnen haben. Es ist dadurch in die glückliche Lage versetzt worden, frühzeitig auch aus Oceanien wertvolle Reliquien zum Teil aus solchen Gegenden zu erhalten, welche heutzutage längst alle ethnische Ursprünglichkeit verloren haben. Epochemachend für die Sammlungen aus diesem Teil der Erde war die oben angeführte

wissenschaftliche Erdumsegelung S. M. S. „Gazelle“ unter Kommando des Kapitän zur See Freiherrn v. Schleinitz. Die von dieser Expedition mitgebrachte ethnologische Sammlung übertraf bei weitem alles, was wir bis dahin aus jenem Teil der Erde kannten, an Pracht, Originalität der Form und Geschicktheit der Ausführung. Es kamen nach und nach andere Kollektionen hinzu, so daß dieser Teil des Museums jetzt wohl mindestens so reich ausgestattet ist als die afrikanischen Sammlungen.

Zum Schluß der diesmaligen Betrachtung gelangen wir nach Amerika, welches trotz seiner ungeheuren Ausdehnung einen ethnologisch abgeschlossenen Charakter trägt. Hier gehören die schönsten Erfolge wissenschaftlicher Untersuchung gerade der neuesten Zeit an. Von den alten Kulturvölkern ragt in Südamerika Peru hervor, mit dem zur Zeit der Eroberung auch das früher von den Scyri beherrschte Reich der Cara in Quito vereinigt war, sowie der Staat der Chibchas oder Muyscas auf dem Plateau von Bogota, während sich in Mittelamerika auf den Hochebenen und in den Thälern Mexikos eine vielgestaltige Geschichte abgespielt hat, die sich in ihren wechselnden Erscheinungen von den Casas Grandes am Rio Gala fast bis zu den Gräbern der Dorachos in Veragua verfolgen läßt. Die mit Recht den sieben Weltwundern angeschlossenen Werke der Architektur, wie sie in Yukatans Monumenten, in Uxmal, Chichen-Itza, Labna u. s. w. sich erhalten haben, kunden als unwiderleglichste Zeugen von der Höhe, welche die Kultur des alten Amerika auf dem geschichtlichen Boden der Maya erreicht hatte. Voraussichtlich werden die jetzt von verschiedenen Seiten in Angriff genommenen Entzifferungsversuche der Maya-Hieroglyphen uns über den Ursprung und das Alter dieser Kultur Aufklärung verschaffen. Unter den südamerikanischen Kulturen nimmt die erste Stelle diejenige der Inkas in Peru ein, deren Weltreich auf der Hochebene der Kordilleren von den erobernden Spaniern noch in der vollen Pracht seiner Monumente angetroffen wurde. Unendliches an wertvollen Schätzen ist durch die Greuel der Verwüstung durch die Conquistadores verloren gegangen, dennoch sind die ethnologischen Schätze, welche auf uns gekommen sind und von denen sich im Berliner Museum für Völkerkunde die großartigsten Sammlungen befinden, noch unvergleichlich in ihrer Art. Mitten in diese Zeit der Inkas hinein führt uns die große Sammlung, welche die Herren Dr. W. Reiß, der gegenwärtige Präsident der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, und Dr. Stübel auf dem Gräberfelde von Ankon in Peru zusammengebracht haben, eine Sammlung, die sich vollständig im Besitz des Museums befindet. Nicht minder umfassend sind die Sammlungen von Altertümern der Maya-Völker, die besonders auf der Halbinsel Yukatan wohnten, der Mexikaner, der Mixteca und Tzapoteca, der Altertümer aus Guatemala, Honduras und San Salvador, Nicaragua und Costa Rica, von den Antillen und aus Columbien.

Hierzu treten die Naturvölker: die Eskimos und Indianer des Nordens, die Indianer und Feuerländer des Südens des Erdteiles. Von diesen Stämmen besaß das Museum nur verhältnismäßig wenig, während Bastian auf seinen vielfachen Touren durch Amerika sich überzeugte, daß auch sie vor der Kultur des weißen Mannes wie Schnee in der Sonne dahingehen. Aber während in Afrika hundert Eisen damals im Feuer lagen und die Afrikanische Gesellschaft Expedition auf Expedition ausrüstete, während jeder Afrikareisende es für eine heilige Pflicht erachtete, möglichst viele ethnographische Schätze für das Berliner Museum zusammenzubringen, lagen die Verhältnisse in Amerika weniger günstig. Da trat eine Schar hilfsbereiter Männer auf Direktor Bastians Anregung zu einem „Ethnologischen Hilfskomitee“ zusammen, welches überaus segensreich wirkte. Diese Männer entsandten aus eigenen Mitteln Reisende, die mit speciellen Instruktionen des Museums versehen waren, um den

Bedürfnissen desselben entsprechend das dafür Erforderliche zu beschaffen. Ihr erster und zugleich glücklichster Erfolg war die Expedition, welche sie durch Kapitän J. A. Jacobsen, einen Reisenden norwegischer Abkunft, nach der Nordwestküste Amerikas ausführen ließen.

Im Sommer 1881 erhielt Jacobsen den Auftrag, für das Berliner Museum eine Reise nach den Königin-Charlotte-Inseln und nach Vancouver zu unternehmen und dort zu sammeln. Diese Expedition führte er bis zum Frühjahr 1882 aus und erwarb für das Museum Tausende der großartigsten und für das ethnologische Studium wichtigsten Gegenstände der Quakult, Haidah, Bella-Bella, Tschempsian und anderer Indianerstämme. Hierauf erging an Kapitän Jacobsen, der inzwischen nach San Francisco zurückgekehrt war, der Auftrag, nach der Beringstraße zu gehen, um daselbst zu sammeln. Schnell entschlossen machte der Reisende, welcher sah, daß er für den Sommer 1882 doch nicht mehr ausgiebig würde sammeln können, den Plan, die letzten Monate des Jahres 1882 und das Jahr 1883 in Alaska zu bleiben, um so eine möglichst große Ernte einzuheimsen. Von Jugend auf an alle Strapazen und namentlich an die arktische winterliche Kälte gewöhnt, war Jacobsen im stande, den Winter in Alaska zu ertragen. Er wohnte und schlief, er reiste und handelte, er hungerte und darbte mit den Eskimos. In seinem Tagebuche beschreibt er, wie er fast ein Vierteljahr lang, mitten im Winter, meist ohne Feuerung, von rohen gefrorenen Fischen lebte, die er in Fischthran eintauchte, welcher abends auf die vom Schnee befreite Eisoberfläche gegossen wurde.

Die Sammlung, welche Jacobsen zusammenbrachte, umfaßt etwa siebentausend Nummern und erstreckt sich inhaltlich über zwei ethnologische Hauptgebiete, dasjenige der Indianer Nordwest-Amerikas und dasjenige der vorwiegend aus Eskimos bestehenden Bevölkerung Alaskas. Wie viele Naturvölker der Südsee zeichnen sich die Indianer der Nordwestküste durch eine hochentwickelte Kunstfertigkeit in der Herstellung von Schnitzereien aus Holz und Stein aus. Die typischen Gestalten ihrer Nationalgottheiten und anderer Personifikationen: Wolf, Adler, Bär, Walfisch, Medizinmann und Medizinfrau, treten in voller, reliefartiger Darstellung bald stilisiert und ornamental verwandt in diesen Schnitzereien auf. Eine derartige Kunstfertigkeit läßt sich nicht von einer Generation, nicht einmal von einem Jahrhundert erzeugen, sie bildet sich, allmählich wachsend, im Laufe längerer Perioden heraus und erzeugt, wie dies hier der Fall ist, ein ganzes Volk von Künstlern. Diese bildnerische Fertigkeit zeigt sich namentlich bei Herstellung ihrer zahlreichen, oft mit wunderbarer Mechanik versehenen Tanzmasken, welche an Schönheit der Herstellung, Charakteristik des Ausdrucks und Naturwahrheit oft so ausgezeichnet gut angefertigt sind, daß manche unserer Künstler sich nicht schämen würden, wenn sie diese Gebilde geschnitzt hätten.

Dieselbe Kunst der Herstellung von Schnitzereien wohnt auch den Eskimos in Alaska bei, und sie findet sich auch auf der gegenüberliegenden asiatischen Seite. Von besonderer Wichtigkeit ist die Bilderschrift der Eskimos, welche schon seit beinah einem Jahrhundert bekannt und in archäologischen Werken mehrfach reproduziert ist. Jacobsens Sammlung enthält zahlreiche Gegenstände aus Knochen mit dieser eingeschnittenen Bilderschrift, deren Darstellungen wohl zugleich Dekoration sein sollen. Da findet man einzelne und Gruppen stehender, weidender, auch schlafender Renntiere, Walrosse, die mit halbem Körper aus dem Eise emporragen, Hütten und Häuser, Jäger und Fischer, Schlitten, Boote und Seehunde, Scenen im Freien und im Hause dargestellt. Außerordentlich wertvoll ist der Beitrag, den Jacobsen zu einer der wichtigsten Fragen der Anthropologie, zu der Frage über den Ursprung der Nephritgegenstände, geliefert hat. Seine Alaska-Kollektion enthält siebzig solcher bearbeiteter Grünsteinstücke und

einiges Rohmaterial. Wie es scheint, befindet sich in Alaska eine natürliche Lagerstätte dieses wertvollen Kulturmaterials.



Masken aus Neu-Irland und Neu-Hannover. (Bismarck-Archipel.)

Jacobsen machte zunächst eine neunhundert englische Meilen lange Fahrt den Yukonstrom hinauf und ebenso wieder zurück. Die Bewohner des oberen Yukon sind indianischer Abstammung und nennen sich Ingalik. Die Ausbeute bei ihnen war nicht allzugroß: Schneeschuhe, Modelle von Schlitten und Birkenrinden-Kanoes, hölzerne ornamentierte Schüsseln, Löffel, Pfeifen, Jagdgürtel, Schaber aus Eisen, Kupfer und Knochen, Dolchmesser, Tragekiepen für Kinder, Taschen aus Lachsfell, Anzüge aus Häuten und ein einfaches Saiteninstrument wurden bei ihnen erworben. Zurückgekehrt nach dem Meere, bereiste Jacobsen hundertachtzig Tage lang im Hundeschlitten Alaska. Der Eskimosprache, wie sie in Grönland geredet wird, mächtig, vermochte er sich mit den Eskimos, die sich „Innuit“ nennen, zu verständigen. Die Eskimos Alaskas zeichnen sich durch eine im höchsten Maße entwickelte Kunstfertigkeit in der Bereitung ihrer Gerätschaften aus, sie leben fast noch vollständig in der Stein- und Knochenzeit, ja, wenn man will, in der „Mammutzeit“, letzteres insofern, als nicht wenige ihrer Geräte aus Mammutknochen bestehen. Jacobsen fand bei ihnen noch Gürtelschnallen aus Mammutknochen, Angelsenker aus Mammutzahn, Löffel aus Mammutknochen, ornamentierte Angelhaken aus Mammutzahn, einen Fisch mit Augen von Glasperlen darstellend, selbst Lippenpflöcke der Weiber aus Mammut, auch Handgriffe und sogar Puppen für Babys aus demselben Material. Die Eskimos finden diese Knochen im diluvialen Erdboden, halten sie jedoch nicht für Überreste der Tierwelt, sondern für Knochen des Teufels, des Tourak. Der Erfolg der Jacobsenschen Reise war ein so ungeheurer, daß die



Nordamerikanische Indianermasken. (Jacobsensche Sammlung.)

ganze Sammlung, welche zunächst auf Rechnung des ethnologischen Hilfskomitees erworben worden war, späterhin in den Besitz des Museums überging, indem der Staat die gemachten Auslagen wiedererstattete. Aber auch für Südamerika sorgte das unermüdliche ethnologische Hilfskomitee, indem es unter anderem den Reisenden Rhode entsandte, dem es auf zwei Reisen gelang, ausgezeichnet schöne ethnologische Sammlungen der Stämme im Süden von Brasilien zu erwerben. Auch Kapitän Jacobsen wurde noch einmal auf längere Zeit von dem Komitee hinausgesandt, indem er eine Reise quer durch Rußland und Sibirien bis Sachalin ausführte und auf diesem Wege, von welchem aus er viele Seitenexkursionen unternahm, abermals eine sehr stattliche ethnologische Sammlung erwarb, welche den achten Saal des ersten Stockwerks füllt.

Wir sind mit unserer Betrachtung zu Ende. Die Aufstellung der Sammlungen, welche das zweite Stockwerk füllen werden, erfolgt gegenwärtig; sie wird nicht vor Ende des Jahres 1887 vollendet sein. Sie umfaßt die Sammlungen aus Europa und aus dem übrigen Asien, darunter die berühmten Sammlungen des Dr. Jagor und Dr. Riebeck. Das dritte Stockwerk wird die oben angeführte anthropologische Sammlung aufnehmen, und werden daselbst die Kollektionen der Berliner anthropologischen Gesellschaft gleichfalls aufgestellt werden. Hierüber werden wir voraussichtlich im nächsten Jahre, nach Vollendung des Ganzen, eine eingehendere Mitteilung zu machen in der Lage sein.



Präparierter Kopf einer Frau vom Stamme der Jivaro.



Präparierter Kopf einer Indianerin aus Ecuador.

Die Schauapparate der Pflanzen.

Von

W. Detmer.

Die Organe der Pflanzen, in denen die Geschlechtszellen gebildet werden, sind von außerordentlich verschiedenem Bau. Ein Vergleich der Geschlechtsorgane der Algen oder Pilze mit den Antheridien und Archegonien der Muscineen und Gefäßkryptogamen oder gar mit den Staubgefäßen und Fruchtknoten phanerogamer Gewächse läßt diese Thatsache sofort klar hervortreten. Aber nichtsdestoweniger und trotzdem sich das Geschlechtsleben der einzelnen Pflanzen in wunderbar mannigfaltiger Weise abwickelt, ist es der neueren Forschung dennoch gelungen, einen einheitlichen Gesichtspunkt zu gewinnen, der bei der Beurteilung der Sexualität der Pflanzen niemals aus dem Auge verloren werden darf. Es läuft nämlich bei der Befruchtung schließlich alles darauf hinaus, daß die männlichen und weiblichen Geschlechtszellen miteinander in Wechselwirkung treten, und zwar genügt dabei, was eben das Wichtige ist, keineswegs eine Fernewirkung der Zellen aufeinander oder ein Übertritt bestimmter Stoffe aus der männlichen Zelle in die weibliche auf dem Wege der Diffusion, sondern es muß eine vollkommene Verschmelzung der protoplasmatischen Teile der männlichen Zellen mit denjenigen der weiblichen stattfinden.

Bei den höheren Gewächsen stellen die in den Pollensäcken der Antheren erzeugten Pollenkörner die männlichen Geschlechtszellen dar, während die weiblichen Sexualzellen als Eizellen in dem Embryosacke der Samenknospen entstehen. Diese sowie viele andere bekannte Verhältnisse sollen hier nicht weiter erörtert werden; nur darauf sei hingewiesen, daß natürlich in allen Fällen, wenn überhaupt eine Befruchtung der weiblichen durch die männlichen Zellen erfolgen soll, eine Überführung der Pollenkörner aus den Antheren auf das die Eizellen einschließende weibliche Geschlechtsorgan, nämlich auf die Narbe desselben, stattfinden muß.

Wenn es für monoecische und dioecische Pflanzen von vornherein klar ist, daß diese Übertragung der Pollenkörner auf die Narben nicht ohne die Mitwirkung besonderer Umstände möglich wird, so könnte man vielleicht geneigt sein, den Vorgang der Übertragung des Pollens auf die Narben bei Pflanzen mit hermaphroditen Blüten als einen höchst einfachen aufzufassen. Indessen eine derartige Anschauung würde als eine durchaus irrtümliche zu bezeichnen sein.

Die Untersuchungen Darwins und anderer Forscher haben nämlich zu dem Resultate geführt, daß es für die größte Mehrzahl der Pflanzen keineswegs als vorteilhaft betrachtet werden darf, wenn der Pollen aus den Antheren einer bestimmten Blüte auf die Narben der nämlichen Blüte gelangt. Es ist höchst merkwürdig, daß diese Selbstbestäubung bei einigen Pflanzen (bei verschiedenen Orchideen)

tödlich wirkt und bei zahlreichen anderen Gewächsen freilich eine Befruchtung der Eizellen nicht ausschließt, aber doch die Entstehung schwächlich entwickelter Individuen zur Folge hat, die keine große Aussicht auf Bestehen im Kampfe ums Dasein haben. Selbst dann werden keine kräftigen Nachkommen, wie experimentelle Untersuchungen gelehrt haben, erzeugt, wenn Befruchtung zwischen zwei Individuen einer Pflanzenart stattfindet, die in einem nahen verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander stehen. Die Inzucht wirkt also im Pflanzenreich im allgemeinen keineswegs günstig. Dagegen bewahren die Gewächse die ihrer Art gemäßen Eigentümlichkeiten am besten und liefern gesunde und wohlentwickelte Nachkommen, wenn Kreuzung stattfindet, wenn der Pollen eines Individuums zur Befruchtung der Eizellen anderer Individuen derselben Species, die mit dem ersteren nicht nahe verwandt sind, dient. Diese Sätze sind durch eine lange Reihe sorgfältiger Beobachtungen festgestellt worden; sie müssen als wohlbegründete bezeichnet werden.

Die Natur hat nun die bewunderungswürdigsten Einrichtungen getroffen, um die Selbstbestäubung der Blüten sowie die Inzucht im Pflanzenreich möglichst zu beschränken und um die Kreuzung möglichst zu begünstigen. Es ist nicht Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes, diese Einrichtungen zu beschreiben; sie laufen aber, wenn auch nicht ausschließlich, so doch wesentlich darauf hinaus, die Übertragung des Pollens eines Individuums einer Art auf die Narben anderer Individuen der nämlichen Species soviel als irgend denkbar zu erleichtern. Die Überführung des Pollens von einer Pflanze auf die andere wird nun durch das Wasser, den Wind oder durch Tiere, zumal Insekten, vermittelt. Die einzelnen Pflanzenarten sind in ihrem Blütenbau sowie in anderer Beziehung den die Kreuzung herbeiführenden Medien oder den Tieren in merkwürdigster Weise angepaßt, und auch die Schauapparate, von denen specieller die Rede sein soll, kommen hierbei in Betracht.

Wenn ein Insekt zufällig in eine Blüte eingedrungen ist, mit den geöffneten Antheren in Berührung gelangt und später abermals zufällig in Berührung mit einer anderen Blüte kommt, so kann hierdurch natürlich Kreuzung der Pflanzen stattfinden, denn der Pollen haftet leicht am Insektenkörper fest und wird von den Tieren ohne Schwierigkeit von einer Blüte auf die Narben anderer Blüten gebracht. Aber weit günstiger ist es offenbar für die Sicherung der Kreuzung, wenn der gesamte Blütenbau, worauf wir hier nicht näher eingehen, eine ganz bestimmte, den gegebenen Verhältnissen genau angepaßte Gestaltung besitzt, und wenn Einrichtungen vorhanden sind, durch welche die Tiere von den Blüten angelockt, also zum Besuch eingeladen werden. In der That ist dies der Fall.

Die Blüten bieten den Tieren, zumal den Insekten, bekanntlich reichliche Nahrung dar. Einerseits kommen hierbei namentlich die stickstoffreichen Pollenmassen selbst, andererseits der zuckerreiche Nektar in Betracht. Die Tiere ziehen also Vorteil aus den Blüten, und indem sie dies thun, nützen sie den Pflanzen wieder. Das Aufsuchen der Nahrung seitens der Tiere ist gerade für das Zustandekommen der Fremdbestäubung von größter Wichtigkeit. Bei der Anlockung der Tiere spielen nun die Düfte der Blumen und die Farben derselben oder diejenigen anderer Pflanzenteile die größte Rolle. — Der Geruchssinn zahlreicher Insekten ist ein sehr entwickelter, und man beobachtet denn auch, daß selbst unscheinbare Blüten, wenn sie nur lebhaft duften, sehr reichlich von Insekten besucht werden. Alle Pflanzenteile aber, welche für das Leben der Gewächse nützliche, zumal für das Zustandekommen der Fremdbestäubung erforderliche Tiere infolge ihrer eigentümlichen Färbungen anlocken, bezeichnet man als Schauapparate.

Die eingehenden Specialuntersuchungen von H. Müller haben zu dem Resultat geführt, daß unter übrigens gleichen Bedingungen eine Blumenart um so reich-

licher von Insekten besucht wird, je augenfälliger sie ist. Malva rotundifolia wird nicht reichlich von Insekten besucht, während die großen und auffallenden Blumen von Malva silvestris zahlreiche Insekten anlocken. Auf den leicht sichtbaren Blüten von Stellaria holostea lassen sich viel häufiger Insekten nieder als auf den unscheinbareren Blumen von Stellaria graminea. Epilobium angustifolium besitzt einen großen Blütenstand, in welchem zahlreiche, lebhaft rotgefärbte Blüten vereinigt sind. Die Pflanze wird denn auch von vielen Insektenarten häufig besucht. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei dem nahe verwandten Epilobium parviflorum. Die vereinzelten, unscheinbaren Blüten sind in nur geringem Grade augenfällig, und man findet nur selten Insekten in ihnen. Der Satz, daß die Blüten sich eines um so reichlicheren Insektenbesuches zu erfreuen haben, je augenfälliger sie sind, ließe sich noch weiter durch Anführung zahlreicher Beispiele illustrieren, und wenn man seine Richtigkeit zugiebt, ferner aber die außerordentliche Wichtigkeit der durch die Tiere vermittelten Fremdbestäubung für das Pflanzenreich anerkennt, so leuchtet es von selbst ein, daß den Schauapparaten der Gewächse eine hohe biologische Bedeutung zukommen muß. Diese Apparate sollen hier daher etwas specieller betrachtet werden, und wir legen dabei namentlich die Resultate einer Untersuchung zu Grunde, über welche Johow im dritten Bande des Jahrbuches des Königlichen botanischen Gartens zu Berlin berichtet.

Ohne allen Zweifel ist die Blumenkrone derjenige Teil der Blüte, welcher am häufigsten als Schauapparat fungiert. Es ist ganz unnötig, einzelne Beispiele zur Begründung dieser Ansicht anzuführen, denn die tägliche Erfahrung lehrt uns ja, in einem wie hohen Grade Blumenkronen von intensiver Farbe im stande sind, die Blüten augenfällig zu machen. Nur dies sei erwähnt, daß den Blumenkronen mancher Pflanzen, z. B. verschiedener Papaverspecies, in hohem Grade leuchtende Farbentöne eigentümlich sind und die Blüten daher schon aus weiter Entfernung gesehen werden können.

Bei manchen Pflanzen, z. B. Repräsentanten der Gattungen Eranthis, Anemone, Caltha, fungieren die Kelchblätter als Schauapparate; sie sind dann korollinisch ausgebildet und besitzen zum Teil prächtige Farben. Einen sehr merkwürdigen Fall dieser Art führt auch Johow an. Bei einigen tropischen Rubiaceen sind nicht alle, wohl aber einzelne Blüten des großen Blütenstandes derartig gebaut, daß eines der fünf Kelchblätter zu der Größe und Form eines Laubblattes entwickelt ist und dabei mit den leuchtendsten Farben prangt. Die vier übrigen Kelchblätter sind ganz unscheinbar; auch die Kronenblätter kommen als Schauapparate nicht in Betracht.

Es können aber ferner Glieder des Andröceums als Schauapparate fungieren, und in solchen Fällen erfahren die Staubgefäße oft sehr weitgehende Metamorphosen, so daß die morphologische Deutung der entstandenen Gebilde mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist. Ein Beispiel dieser Art bieten die lebhaft gefärbten, blumenblattartig entwickelten Staminodien der Cannablüten dar.

Die Blüten der Irideen sind bekanntlich durch den Besitz großer, bunter Narbenlappen ausgezeichnet, welche der mit botanischen Dingen nicht Vertraute auf den ersten Blick für Blumenblätter hält. Daraus erhellt, daß also auch die Fruchtblätter eine korollinische Entwickelung erfahren und als Schauapparate fungieren können.

Die Natur sorgt aber nicht allein dafür, daß in den Blüten der Pflanzen die für die Anlockung der Tiere so wichtigen Schauapparate überhaupt vorhanden sind, sondern diese Schauapparate werden auch häufig derartig gruppiert, daß ihre Sichtbarkeit eine möglichst große ist. Viele Pflanzen besitzen bekanntlich nur relativ kleine Blüten, und dieselben würden, wenn sie einzeln an den Gewächsen verteilt wären, nicht leicht aufgefunden werden

können. Die Vereinigung vieler kleiner Blüten zu einem großen Blütenstande, wie wir dies z. B. in sehr ausgeprägtem Grade bei den Kompositen beobachten können, muß daher als ein außerordentlich wirksames Mittel zur Steigerung der Sichtbarmachung der Schauapparate angesehen werden. Bei manchen Kompositen (Chrysanthemum-, Bellis-, Anthemisspecies) sind ferner die Diskusblüten von anderer Farbe als die Strahlblüten, wodurch die Sichtbarkeit der ersteren wesentlich erhöht wird, und einen gleichen Erfolg erzielen zahlreiche Pflanzen dadurch, daß sie ihre Einzelblüten oder Blütenstände auf mehr oder minder langen Blütenschäften noch emporheben, so daß die Schauapparate nicht von benachbarten grünen Blättern verdeckt werden.

Die Verhüllung der Schauapparate durch das Laubwerk wird bei manchen Gewächsen auch vermieden, indem die Blüten vor den Blättern zur Entwickelung gelangen. Dies ist der Fall bei unseren Weidenarten, sowie bei Cornus mascula, der gelbe Blüten trägt. Johow führt auch eine Reihe tropischer Gewächse an, die während der trockenen Jahreszeit ihre Blätter abwerfen — was wesentlich den Zweck hat, die transpirierende Oberfläche der Pflanzen zu vermindern —, aber gerade zu dieser Zeit ihre zum Teil herrlichen, leuchtenden Blüten entfalten. So verhalten sich z. B. verschiedene westindische Erythrinaarten. Bei Eriodendron anfractuosum und Mangifera indica ist das eigentümliche Verhältnis realisiert, daß eine bestimmte Region der Bäume Blüten, eine andere gleichzeitig Laubblätter sowie Früchte trägt. Blüten und Belaubung wechseln nun an den beiden Regionen in regelmäßiger Folge miteinander ab.

Aber die Blütenteile sind keineswegs die einzigen Gebilde, welche als Schauapparate in Betracht kommen; es giebt auch extraflorale Schauapparate, und diese sind oft in wunderbarer Pracht und Schönheit entwickelt. Manche Pflanzen besitzen überhaupt ausschließlich extraflorale Schauapparate; bei anderen Gewächsen verstärken diese die Wirksamkeit der floralen Organe.

In Deutschland wächst in manchen Gegenden in lichten Wäldern auf kalkreichem Boden das Melampyrum nemorosum. Am Gipfel der mit nicht sehr großen gelben Blüten besetzten Inflorescenz befindet sich ein Hochblattschopf, dessen Blätter violette oder weiße Farbe besitzen. Diese Hochblätter, welche also keine Blütenteile sind, fungieren in erster Linie als Schauapparate; ihre Farbenpracht lockt die Insekten an, und ihre Schönheit erfreut das Auge des Menschen zumal dann, wenn zahlreiche Exemplare des Melampyrum, wie es oft der Fall ist, dicht gedrängt beieinander stehen. Auch die weißlichgrünen Brakteen unseres Cirsium oleraceum sind als extraflorale Schauapparate anzusehen.

In Italien wächst eine Labiate, Salvia Horminum, die am unteren Teile ihres gestreckten Blütenstandes in den Achseln grüner Brakteen kleine, unscheinbare Blüten trägt. Der obere Teil der Inflorescenz ist mit einer ganzen Anzahl vertikal gestellter, schön violett gefärbter Hochblätter besetzt, welche die Rolle von Schauapparaten spielen.

Bei tropischen Gewächsen ist die Ausbildung extrafloraler Schauapparate eine relativ häufige Erscheinung, und Johow führt eine ganze Reihe bezüglicher Beispiele auf. Bei manchen Amarantaceen der Tropen sind florale Schauapparate überhaupt nicht vorhanden, dafür besitzen aber die Brakteen leuchtende Farbe, und sie locken die Tiere an. Auffallend gefärbte Spathen, welche z. B. auch für unsere Calla palustris charakteristisch sind, hüllen die Blütenstände tropischer Pflanzen häufig ein. Die kletternde Monstera pertusa besitzt eine gelbe Spatha, ein ausgezeichneter Apparat, um Tiere anzulocken. Ebenso sind die großen, die Blütenstände der Helikonia- und Musaarten umgebenden Scheidenblätter höchst wirksame Schauapparate. Bei vielen Bromeliaceen sind die Blüten unscheinbar,

dafür ist aber die Infloreszenz mit großen scharlachroten Brakteen besetzt, deren Farbe weithin leuchtet.

Es existieren nun endlich noch einige Pflanzen, bei denen mehr oder minder die gesamten oberirdischen Vegetationsorgane als Schauapparate fungieren. In diese Kategorie von Gewächsen gehören die mannigfach gefärbte Sprosse erzeugenden Orobanchen sowie die rote Schuppenblätter bildende Lathræa Squamaria. Jene merkwürdigen Organismen gehören zu den Parasiten, diese zu den Saprophyten; der Chlorophyllgehalt der Orobanchen ist ein sehr geringer, während die Lathræa gar kein Chlorophyllpigment enthält. Dafür sind aber anderweitige Farbstoffe in den Zellen der Stengel und Blätter der erwähnten Pflanzen vorhanden, so daß diese Organe ohne Zweifel als Schauapparate dienen können.

Nachdem wir die für die Anlockung derjenigen Tiere, welche die Fremdbestäubung vermitteln, so wichtigen Schauapparate selbst betrachtet haben, drängt sich endlich die Frage auf, wie die Färbungen dieser Pflanzenteile zu stande kommen. Diese Frage läßt sich im allgemeinen dahin beantworten, daß in den Zellen der Schauapparate eigentümliche Pigmente erzeugt werden, über deren chemische Zusammensetzung und Eigenschaften man übrigens bis jetzt noch sehr wenig unterrichtet ist.

Man kann zwei Kategorien von Farbstoffen unterscheiden, nämlich einerseits solche, welche im Zellsaft gelöst auftreten, und andererseits solche, die an eine farblose Grundmasse gebunden in den Zellen vorkommen. Zu der ersten Gruppe gehören die meisten Pigmente von roter, blauer und violetter Farbe, aber freilich giebt es auch z. B. rote Pigmente (Blüte von Adonis flammeus), welche an eine körnige Grundsubstanz gebunden sind. Untersucht man Epidermiszellen der hochrot gefärbten Blütenteile mikroskopisch, so sind die entsprechend tingierten, rundlichen Farbkörper leicht in denselben zu erkennen.

Die gelben und orangefarbigen Pigmente werden im Gegensatz zu den erwähnten nur selten, z. B. in den Zellen der Kronenblätter von Verbascum nigrum, im Zellsaft gelöst angetroffen; meist sind sie an eine protoplasmatische Grundmasse gebunden, und man kann sie derselben entziehen, so daß diese im ungefärbten Zustande zurückbleibt.

Sehr eigenartig gestaltete gelbe Farbkörper sind z. B. in den Zellen der Kelchblätter von Tropæolum majus vorhanden. Bei mikroskopischer Untersuchung zarter Flächenschnitte von der Oberseite junger Kelchblätter sieht man, daß die Farbkörper gelb mit einem Stich ins Orange erscheinen. Ihre Form ist merkwürdig, denn sie besitzen ein eckiges, spindelförmiges Aussehen. Die Pigmente anderer Blüten bieten mancherlei Eigentümlichkeiten dar; es ist hier aber nicht der Ort, auf weitere Details einzugehen.

Litterarische Mitteilungen.

Die neue Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Die kürzlich vollendete dreizehnte Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon ist ein neuer Beweis für den großen und unaufhaltbaren Aufschwung, den das Bedürfnis nach geistiger Aufklärung und die immer weitere Verbreitung der Volksbildung genommen hat. Das Beispiel der berühmten Leipziger Firma hat verschiedene Nachahmungen hervorgerufen, welche mit emsiger Aufmerksamkeit den Wünschen und Ansichten des Publikums nachspürten und denselben entgegenzukommen suchten, indem sie etwaige Mängel des Brockhausschen Unternehmens zu vermeiden und namentlich den neueren Interessen Rechnung zu tragen suchten. Allerdings läuft ein lange bestehendes und durch seine Vortrefflichkeit allgemein anerkanntes Werk leicht Gefahr, sich in einer Art von Selbstzufriedenheit gehen zu lassen und dadurch anderen jüngeren und regsamen Kräften Gelegenheit zu bieten, dem veränderten Geschmacke besser zu entsprechen, durch frischere Leistungen demselben sympathischer zu erscheinen und endlich das so lange Zeit als maßgebend betrachtete seiner Geltung zu berauben und vielleicht gar gänzlich vom Schauplatze zu verdrängen. Einer solchen Eventualität ist nun die Brockhaussche Verlagshandlung durch richtige Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse zuvorgekommen. Sie hat sich gesagt, daß das wachsende geistige Bedürfnis im deutschen Volke, die in immer tieferen Schichten sich regende Lust am Studium, abgesehen von der Vermehrung der Bevölkerung, sehr wohl einige große encyklopädische Unternehmungen tragen könne, und daß es für sie nur darauf ankomme, sich nicht durch zweckmäßige Neuerungen von anderen überholen zu lassen, sondern wohlgemut mit diesen in Reih und Glied zu treten, ebenfalls die Augen offen zu halten und vielleicht dann doch nicht allein die Ebenbürtigkeit, sondern sogar die Führung zu behaupten. Spricht doch noch immer bei einem großen Teile der Menschen die Gewohnheit ein gewichtiges Wort, und auch die Pietät ist nicht allenthalben ein leerer Schall geworden. Wenn uns also dasjenige, was schon unseren Vätern wertvoll war, verhältnismäßig die gleichen Dienste leistet, geben wir ihm gern den Vorzug, denn wenn das Neue nur neu und nicht zugleich besser ist, mag es sich auch neue Wege bahnen und dort anklopfen, wo es nicht mit lieben Erinnerungen und süßen Gewohnheiten zu kämpfen hat.

In der That zeigt die neueste Auflage des Konversations-Lexikons von Brockhaus nicht nur im Texte eine zeitgemäße Umarbeitung durch Hinzunahme einer großen Anzahl von Artikeln, welche sich auf neueste Ereignisse und wissenschaftliche Errungenschaften beziehen, durch Umgestaltung anderer Teile, welche inzwischen in veränderte Stadien getreten sind, sondern auch durch Ausscheidung ganz veralteter und nicht mehr das Interesse der Gegenwart berührender Mitteilungen, es ist auch in dieser Auflage zum erstenmal von anderen Mitteln als denen der Schrift Gebrauch gemacht worden: bildliche Darstellungen, Karten, Tabellen sind hinzugetreten, und die Verlagshandlung giebt damit den überzeugenden Beweis, wie sehr es ihr darum zu thun ist, aller Hilfsmittel sich zu bedienen, um ihr bewährtes und berühmtes Werk in einer Gestalt, welche den neuesten Anforderungen entspricht, darzubieten.

Es ist ungemein interessant, der Entwickelung eines solchen, für die deutsche Geistesbildung wichtigen Unternehmens seit seinem ersten Entstehen einen Blick zu schenken. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, inwieweit die deutschen Lexika dieser Art von der seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Diderot und d'Alembert herausgegebenen großen französischen Encyklopädie inspiriert wurden; jene war für die höheren Gesellschafts-

klassen bestimmt, und es lag nicht allzufern, nach den großen Weltereignissen, welche ihrem Erscheinen folgten, dieselbe Idee in populärer Weise wieder aufzunehmen. Der Aufschwung der deutschen Nationallitteratur bereitete gerade bei uns dafür den fruchtbarsten Boden. Es war um die Wendung des Jahrhunderts, daß eine Leipziger Buchhandlung den Gedanken eines Konversations-Lexikons faßte und einige Bände davon herausgab. Der Tod des Verlegers brachte eine Stockung, und das Werk ging in den nächsten Jahren aus einer Hand in die andere, bis es im Jahre 1808 auf der Leipziger Michaelismesse an Friedrich Arnold Brockhaus verkauft wurde, der damals in Amsterdam etabliert war. Von ihm wurde es zuerst vollständig unter dem Titel „Konversations-Lexikon oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände, mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit" (6 Bände, Leipzig und Amsterdam, 1796 bis 1810; neuer Abdruck 1809 bis 1811) herausgegeben. Im Jahre 1810 folgten die inzwischen nötig gewordenen Nachträge in zwei Bänden.

Im Jahre 1811 übersiedelte F. A. Brockhaus von Amsterdam nach Altenburg, und 1817 verlegte er sein Geschäft nach Leipzig. Inzwischen war die zweite Auflage des Konversations-Lexikons in acht und die dritte und vierte Auflage in zehn Bänden erschienen. Auch mußte die Auflage, die anfänglich in 1500 Exemplaren gedruckt war, bereits bei der vierten in 3000 Exemplaren erscheinen. Noch vor Abschluß der vierten Auflage wurde bereits zur Herstellung einer fünften geschritten, die in achtzehn Monaten von 1818 bis 1820 zu Ende geführt und in 12000 Exemplaren versandt wurde. Schon nach Jahresfrist wurde ein zweiter unveränderter Abdruck von 10000 Exemplaren und bis 1822 abermals ein dritter Abzug von 10000 Exemplaren notwendig. Außerdem wurden Supplemente zum Konversations-Lexikon für die Besitzer der ersten, zweiten, dritten und vierten Auflage in Angriff genommen, welche die Verbesserungen der neuen Auflagen enthielten.

Dies war ein großartiger, in der Geschichte des deutschen Buchhandels noch nicht dagewesener Erfolg. Bei der Leitung des Unternehmens stand dem unermüdlichen und kenntnisreichen Verleger der Prof. Christian Friedrich August Hasse, welcher damals an der Ritterakademie in Dresden wirkte und später an die Leipziger Universität kam, zur Seite. Schon war Brockhaus mit der Herstellung der sechsten Auflage beschäftigt, als ihn leider der Tod seiner Wirksamkeit entzog.

Seine beiden ältesten Söhne Friedrich und Heinrich vollendeten unter Hasses Mitwirkung kurz nach dem Tode des Begründers, im September 1823, den Druck der sechsten Auflage, die in zehn Bänden erschien. Aber nun wurde nicht nur ein Supplementband für die Besitzer der früheren Auflagen, sondern auch eine „Neue Folge der sechsten Auflage" als deren elfter und zwölfter Band herausgegeben. Diese Auflage ging in 15000 Exemplaren in die Welt. Bis zum Jahre 1830 erschien dann die siebente Auflage, die zuerst in 13000 und dann im zweiten Abdruck in 14000 Exemplaren verbreitet wurde. Die Arbeiten für die achte, wiederum zwölf Bände umfassende Auflage begannen im Herbst 1832 und endeten im Mai 1837; es waren unterdessen Änderungen in der Redaktion vorgenommen worden, aber der Kern des Ganzen blieb derselbe. Die neunte Auflage war bereits auf fünfzehn Bände angewachsen und wurde in 30000 Exemplaren verbreitet.

Das ereignisreiche Jahr 1848 wirkte selbstverständlich in seinen Folgen mächtig auf das deutsche Geistesleben und damit auch auf den deutschen Buchhandel ein. Ende 1849 zog sich der ältere Brockhaus aus dem Geschäfte zurück und die Firma ging in den alleinigen Besitz des jüngeren Bruders Heinrich über. Im folgenden Jahre erschien dann das Konversations-Lexikon in ganz veränderter Gestalt. Das Format war vergrößert, und obgleich die Bändezahl nicht vermehrt und darum auch der Preis nicht erhöht wurde, konnte der Inhalt doch reicher gegliedert und das Ganze stattlicher dargeboten werden. So wurde die zehnte Auflage in fünfzehn Bänden, der letzte Band in zwei Abteilungen während der Jahre 1851 bis 1855 in mehr als 30000 Exemplaren herausgegeben. In dieser Weise entwickelte sich das bedeutsame Werk immer weiter. Die elfte Auflage begann Anfang des Jahres 1864 zu erscheinen und wurde 1868 vollendet. Die wichtigen historischen Vorgänge der Jahre 1866 und später 1870 brachten es selbstverständlich mit sich, daß die Vorbereitungen zur zwölften Auflage, die im Winter 1873 auf 1874 begannen, mit großer Sorgfalt behandelt wurden. Waren inzwischen doch auch von anderen Seiten Konkurrenzunternehmungen ins Leben getreten, welche nicht geringe Anstrengungen machten und große Aufmerksamkeit erregten. Außerdem hatte sich im Brockhausschen Verlage selbst eine ganze Gruppe von periodischen Erscheinungen gebildet, die mehr oder weniger ergänzend und fortbildend mit dem Konversations-Lexikon zusammenhingen. So nahte der gegenwärtige Zeitpunkt.

Konnte bis dahin bei jeder neuen Auflage die größte Sorgfalt in der Wahl der Mitarbeiter und gewissenhafte Berücksichtigung der Fortschritte auf allen Gebieten des geistigen

Lebens gerühmt werden, so tritt nun, wie bereits erwähnt, bei der fertig vorliegenden dreizehnten Auflage das neue Element der bildlichen Darstellung hinzu. Seitdem die Holzschneidekunst und andere, mit der Photographie in Verbindung stehende Manieren der Herstellung und Vervielfältigung von Abbildungen ganz enorme Verbreitung und Anwendung gefunden haben, bricht sich überall die ergänzende und erläuternde Einführung der Illustrationen mehr und mehr Bahn, und das Vorurteil gegen dieselben giebt der Einsicht Raum, daß in vielen Fällen ein Bild rascher und eindringlicher orientiert, als es die Schriftsprache vermag. Von dieser Überzeugung geleitet, hat denn auch die Brockhaussche Verlagsbuchhandlung ihrem Konversations-Lexikon zahlreiche Abbildungen eingefügt, welche auf den verschiedensten Gebieten den Text wesentlich erläutern und den Wert des ganzen Werkes bedeutend erhöhen. Sowohl bei den Naturwissenschaften wie bei der Kunstgeschichte und der Technologie sind Abbildungen geradezu unentbehrlich geworden. In vielen Fällen gehört auch die Farbe zur besseren Anschaulichkeit, was bei dieser neuen Auflage gleichfalls berücksichtigt ist, indem durch Farbendruckbilder alle dahinzielenden Wünsche erfüllt werden. Um die Bedeutung der Illustrationen zu kennzeichnen, genüge nur eine Hindeutung. Man mag ein Gebäude oder ein plastisches Kunstwerk noch so genau beschreiben, zum klaren Verständnis, wie der Gesamteindruck wirkt, verhilft doch erst die Abbildung. Aber allerdings wird in erster Linie die größte Genauigkeit der Abbildungen verlangt, und wir können der neuen Auflage des Konversations-Lexikons in dieser Hinsicht das beste Lob erteilen.

Unter den Mitarbeitern, deren Verzeichnis am Schlusse des Werkes sich findet, begegnen wir einer ganzen Reihe der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten, die durch hervorragende Leistungen längst eine autoritative Geltung auf den betreffenden Gebieten erlangt haben und die hier also gewissermaßen die sicherste Auskunft erteilen, wenn die Wißbegierde irgend jemand veranlaßt, sich über einen Gegenstand belehren zu wollen. Es ist also keine leere Redensart, wenn man das Konversations-Lexikon einen wissenschaftlichen Hausschatz nennt, durch welchen das Publikum mit gelehrten Männern der Nation in Verkehr tritt und in jedem Augenblicke sich bei diesen über wissenswerte Dinge auf die bequemste Weise informieren kann. Waren schon die früheren Auflagen durch die Zerteilung des fünfzehnten Bandes in zwei gleich starke Bände über das gegebene Maß hinausgewachsen, so finden wir dies bei der dreizehnten Auflage offiziel dargethan, indem dieselbe sich in sechzehn Bänden präsentiert, die überdies durch die Reichhaltigkeit der Abbildungen und Karten an Umfang gewonnen haben. Auch in der Druckeinrichtung ist eine wesentliche Veränderung durch den Satz in Spalten getroffen worden, und es scheint uns dadurch nicht nur ein Gewinn an Raum und größere Gefälligkeit für das Auge, sondern auch eine leichtere Übersicht erreicht zu sein. Somit hat dieses wertvolle und in seiner Entwickelung mit den nationalen Errungenschaften eng verknüpfte Werk in jeder Hinsicht bei dieser dreizehnten Auflage wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen erfahren. Da jedoch während der allmählichen Veröffentlichung, welche beinahe fünf Jahre umfaßt, eine Fülle von Ereignissen, die inzwischen eingetreten sind, nachträglich berücksichtigt werden müssen, giebt die Verlagshandlung noch im Laufe dieses Jahres einen Supplementband heraus, der zugleich den siebzehnten Band der Auflage bildet und außer den Ergänzungen auch Berichtigungen von Irrtümern im Gesamttexte bringen wird.

Litterarische Notizen.

Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun. Von Hugo Zöller. (Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) — In einem umfassenden dreibändigen Werke schildert uns der Verfasser sehr ausführlich die Zustände in den von Deutschland erworbenen Landesteilen an der westafrikanischen Küste. Er beginnt mit der englischen Goldküsten-Kolonie, deren Verwaltung 2c. nur ein kurzes Kapitel gewidmet wird. Dann folgen wir dem Verfasser in das Schreckensreich Dahome, dessen König Gelelé mit seinen Amazonenregimentern und noch immer sehr gepflegten Menschenopfern schon lange unser besonderes Interesse wachrief. Darauf lernen wir Lagos kennen, dessen Geschichte detailliert berichtet wird, Porto-Novo und das Mahin-Gebiet und kommen so bis zu den Mündungen des Riesenstromes Niger, dessen Schiffahrt, wie wir erfahren, fast ausschließlich zur Beförderung riesiger Mengen Palmöls benutzt wird. Weiter gelangen wir nach der den Spaniern gehörigen Insel Fernando-Po, einem Paradiese an Schönheit und Fruchtbarkeit, und von hier

zur Ambas-Bucht, nach Viktoria und Bimbia. Damit sind wir angelangt im Kamerungebirge, dessen Küstendörfchen Bimbia damals der einzige Besitz der Deutschen war. Wie wir auf S. 106 vernehmen, war es der Verfasser, welcher die ersten acht Verträge zur friedlichen Gewinnung des Kamerunlandes abschloß, dem Deutschland also die Gewinnung dieses Landstrichs zu verdanken hat. Die folgenden Kapitel sind der Besteigung des Götterberges, dem höchsten Berge des Kamerunlandes (4200 m) gewidmet, dann folgen wir dem Verfasser nach den Negerdörfern Mapanja, Lecumbi, Buassa, Mbinga, Bullikova u. s. f., welche er zum Teil in Gemeinschaft mit dem deutschen Generalkonsul Dr. Nachtigal besuchte, um gleichfalls überall Verträge abzuschließen, welche das Land unter deutsche Schutzherrschaft stellen. Der zweite Band, welcher das Flußgebiet von Kamerun bespricht, ist vor allem auch der Schilderung des inneren Lebens jenes Landes gewidmet. Hier finden wir, was uns besonders interessiert, Genaueres über das Leben der Neger, ihre Sprache, Religion und Sitten, über die Ehe, die Stellung der Frauen, über politische Verhältnisse, Kriegsgewohnheiten, Rechtsanschauungen u. s. w. Ebenso klaren Einblick gewinnen wir im weiteren Verlaufe der Darstellung in das Leben der Europäer dort, wir erfahren Genaueres über die Handelsverhältnisse, über Währung, Kredit, ferner über Plantagenbau und die Bodenbeschaffenheit des Landes; endlich das Nötigste über die herrschenden Krankheiten der Eingeborenen wie der Eingewanderten. Am Schlusse dieses zweiten Bandes finden wir einen detaillierten Bericht über die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1884, die Ermordung des Pantänius, die Erstürmung der Joß-Stadt u. s. w., und endlich eine Schilderung der deutschen Verwaltung Kameruns. Der letzte Band enthält zunächst eine Beschreibung des südlichen Kamerunlandes, Malimba und Klein-Batanga, des Batta- und Benito-Landes, dann des weiter südlich gelegenen französischen Kolonialreiches Gabun und endlich der Länder am Kongo, des belgischen Kongostaates. Die letzten Kapitel sind der Schilderung der Heimreise und einem historischen Rückblicke auf die Zustände des Kamerunlandes Ende des siebzehnten Jahrhunderts gewidmet. Damit schließt das Werk ab. — Eine große Zahl bildlicher Darstellungen von Landschaften, Dörfern, Faktoreien und Personen, ferner von Zöller selbst verfertigte geographische Aufnahmen des Landes und dergleichen mehr helfen dem Leser, sich ein deutliches Bild von der jüngst entstandenen deutschen Kolonie zu gestalten. Die Darstellung ist durchweg klar und verständlich und berührt alle Verhältnisse, welche den Leser nur interessieren können. Hin und wieder ermüdet wohl etwas die Breite der Erzählung, doch nur durch die Schilderung der bei verschiedenen Negerstämmen oft sehr ähnlichen Gebräuche. Übrigens weiß der Verfasser mit großer Lebendigkeit zu erzählen, so daß wir seiner Darlegung dennoch gern folgen. Vor allem verdient noch hervorgehoben zu werden, daß seine Berichte das Gepräge strengster Wahrheitsliebe tragen. Wir erkennen die löbliche Absicht Zöllers sehr wohl, von unparteiischem Standpunkte auch die Schattenseiten des Landes treu zu zeichnen, um nicht durch rosige Bilder den Abenteuerlustigen in der Heimat schwere Enttäuschungen zu bereiten.

* *
*

Der dritte Band der **Geschichte der deutschen Litteratur** von Julian Schmidt (Berlin, Wilhelm Hertz) behandelt die Zeit von 1781 bis 1797. Im Jahre 1781 erschien Kants Kritik der reinen Vernunft. Von dieser geht Julian Schmidt im dritten Bande aus wie im ersten von Leibniz. Wie wir schon bei Besprechung der beiden ersten Bände gezeigt haben, so hat der Verfasser in diesem Werke der belletristischen Kritik, die ihm seine ersten glänzenden Erfolge verschafft, aber auch viele Angriffe zugezogen hatte, in diesem nachgelassenen Werke fast ganz entsagt. Er schreibt nicht allein die Geschichte der deutschen Poesie, sondern auch die deutsche Gelehrtengeschichte im engeren Sinne. Aus den einzelnen Wissenschaften aber hebt er für die früheren Jahrhunderte nur die Philosophie hervor. Aus ihr leitet er gleichsam die schöne Litteratur, der er freilich den größten Raum gewährt, nur wie einzelne konkrete Erscheinungen von einem Mittelpunkte allgemeiner Grundgedanken ab. Mit dem kategorischen Imperativus und der Kritik der Urteilskraft haben auch die Dichter zu rechnen, welche in der bekannten Schmidtschen Citatenform ihren Spruch aufzusagen und sich dabei fast ebenso auf die Hauptsachen zu beschränken haben wie die Philosophen selbst. In dem Jahre 1797, mit welchem der dritte Band schließt, erschien Hermann und Dorothea zuerst bei Vieweg. Es ist Schmidt nicht entgangen, daß auf diese Dichtung eine Strömung eingewirkt hat, welche aus einer der Philosophie entgegengesetzten Richtung kommt. Wir zweifeln daher nicht, daß er beim Abschlusse des Werkes auch dasjenige Element der Litteratur, welches auf dem deutschen Volkstume beruht, zur vollen Anerkennung gebracht haben wird. Wie allgemein übrigens die Principien sind, von denen Schmidt in seinem Werke ausgegangen ist, so zeigt doch schon in dem dritten Bande manche gelegentliche Bemerkung, daß er die neuere deutsche Litteratur gleich wenigen kennt. Er weiß, daß Wieland unter den großen Dich-

tern des vorigen Jahrhunderts der einzige Politiker war, daß Schillers Angriffe auf Bürger sich kaum rechtfertigen lassen und daß Schiller auch in seiner Kritik Bürgers die Realisierung unmöglicher abstrakter Ideen in Balladenform verlangt. Unter den Freundinnen der weimarischen Dichter scheint er Karoline von Lengefeld am wenigsten hochstellen zu wollen.

* *
*

Angewandte Ästhetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays. Von Gustav Portig. Zwei Bände. (Hamburg, J. F. Richter.) — Die Neugestaltung der gesamten Philosophie, welche sich in der Gegenwart langsam und sicher vollzieht, erstreckt sich auch auf das Teilgebiet, welches man als „Theoretische Ästhetik" zu bezeichnen hat. Unter Leitung einer physiologisch geschulten Psychologie hat sich diese „Ästhetik als Wissenschaft" von der breiten Grundlage eines umsichtig gesammelten kunstgeschichtlichen Wissens aus zu einem Ziele zu erheben, welches den Bedürfnissen der Metaphysik im allgemeinen und der konkreten Religionen im besonderen Rechnung trägt: das ist die Aufgabe, deren Berechtigung allerdings weniger umstritten ist als die mannigfachen Versuche zu ihrer Lösung. Je langsamer gerade die Neubildung auf dem Gebiete der Ästhetik in der Gegenwart vor sich geht, um so dringender ist es notwendig, das Interesse für ästhetische Fragen auch in weiteren Kreisen wachzurufen bezw. wachzuhalten. Der rühmlichst bekannte Verfasser der vorliegenden Essays, dessen kunstgeschichtliche und ästhetische Vorlesungen in Hamburg mit großem Beifall aufgenommen worden sind, hat sich, im Hinblick auf die oben skizzierte Sachlage, die Aufgabe gestellt, die Kunstwissenschaft zu popularisieren, etwa wie J. Burckhardt in seinem Cicerone oder A. Springer in seinem Texte zu den kunsthistorischen Bilderbogen. Statt fest umrissener Skizzen giebt Portig farbensatte Gemälde und schreitet so keck hindurch zwischen dem Schwarm der Kunstgelehrten und dem Häuflein der Künstler, deren gegenseitiges Verständnis erst wiederkehren wird, wenn der Tempel der theoretischen Ästhetik nicht bloß im Plane fertig ist, sondern wirklich aufgebaut dasteht.

Ohne durchweg für die Ansichten des Verfassers einzutreten — sein Urteil über Richard Wagners Leistungen scheint uns z. B. teilweise recht schief zu sein —, können wir doch diese Essays auf das wärmste empfehlen. So ist z. B., um nur eins zu erwähnen, aus dem überreichen Material, welches bis zum gegenwärtigen Augenblick über den „Laokoon" erschienen ist, mit großem Geschick das Wesentliche herausgeschält worden, um in ansprechendster Weise verarbeitet zu werden. Hier ist doch endlich einmal Laokoon nicht der warnende Priester, sondern der sündige Mensch ... nicht als Patriot wird er gestraft, sondern als Frevler gegen die Götter.

* *
*

Von einer Reihe hervorragender Werke, deren Erscheinen wir früher angezeigt, liegen Fortsetzungen vor. Zunächst begrüßen wir mit Freuden nach mehrjähriger Zwischenzeit einen neuen Band, den sechsten, von W. Ihnes **Römischer Geschichte** (Leipzig, Wilh. Engelmann), welcher die Zeit von Sullas Tode bis zur Eroberung Italiens durch Cäsar umfaßt, nicht ganz dreißig Jahre also, aber ereignis- und gestaltenreiche Jahre wie wenig andere Perioden der römischen Geschichte. Auch in diesem Bande zeigt sich die Eigenart und das Verdienstliche der Ihneschen Arbeit gegenüber Mommsens glänzenderer Leistung: zwingt uns dieser durch die Energie seiner Zeichnung, die hinreißende Lebendigkeit der Darstellungsform dazu, die römische Welt durch die Brille seiner Subjektivität zu sehen, so weist Ihne uns getreulich auf die Reihe der Möglichkeiten hin und läßt durch Mitteilung zahlreicher Einzelheiten der Überlieferung, Belegstellen u. s. w. uns selber die Berechtigung seiner Stellungnahme nachprüfen. Daß er dementsprechend fast den doppelten Raum für die Darstellung dieses auch von Mommsen ausführlich behandelten Zeitraums gebraucht, ist nur natürlich. Diese größere Breite beeinträchtigt aber weder die Übersichtlichkeit der Erzählung, noch die Schärfe und Glaubhaftigkeit der Charakteristik. Das beweisen vor allem die Abschnitte über die Entwickelung der inneren Zustände. So vieles z. B. in der Darstellung der katilinarischen Verschwörung oder des klodianischen Tribunals der herrschenden Auffassung zuwiderläuft — erst so erscheint das Ganze frei von Unwahrscheinlichkeiten und Unbegreiflichkeiten und trägt die Gewähr der Wahrheit in sich.

Der Charakter von Johannes Janssens **Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) ist aus der begeisterten Zustimmung, welche dies Werk auf katholischer Seite gefunden, und den lebhaften Angriffen, die nicht bloß der konfessionelle Protestantismus, sondern auch die unbefangene Fachwissenschaft dagegen gerichtet hat, hinreichend bekannt. Es genügt daher an dieser Stelle der Hinweis darauf, daß der unermüdliche Verfasser, dessen Fleiß man von jedem Parteistandpunkte aus vollste Anerkennung zollen muß, soeben den fünften Band unter dem Separattitel: „Vorbereitung zum Dreißigjährigen Kriege" hat erscheinen lassen. Derselbe

umfaßt die Jahre 1580 bis 1618 und giebt auf etwa siebenhundert Seiten größtenteils eine „quellenmäßige“ Darstellung der heillosen Verbitterung der drei Konfessionen. Ein gewisses Behagen bei der Wiedergabe der zum Teil maßlos groben, zum Teil unflätigen Auslassungen der überreichen Flug- und Streitschriftenlitteratur jener Tage ist nicht zu verkennen: das Vorgefühl der Wirkung, welche dieses Aufrühren Jahrhunderte alten Schlammes auf den weiten Leserkreis hervorbringen muß, auf welchen die Notiz des Titels „erste bis zwölfte Auflage“ schließen läßt.

Der gleichen Richtung gehört Alexander Baumgartners S. J. Werk: **Goethe, sein Leben und seine Werke** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) an, dessen zweiter und dritter Band uns in zweiter Auflage vorliegen. Doch springt hier die Tendenz weit deutlicher, als bei dem „objektiven“ Janssen, dem Leser fast auf jeder Seite in die Augen. Was irgend dazu angethan war, das Bild des Dichters vor seinem Volke ins Widrige und Niedrige zu entstellen, die reine Wirkung seiner Dichtungen als Kunstwerke zu beeinträchtigen, das ist hier mit jenem heiligen Eifer zusammengetragen und ins Breite gemalt, der in weniger human angekränkelten Zeiten sich gegen Leib und Leben solcher Seelenverderber zu richten pflegte: es versteht sich von selbst, daß dabei auch die Thräne des Mitleids mit dem Bedauernswerten nicht fehlt. Referent ist wahrlich kein Freund des Goethekultus der Unbedingten, aber diesem Buche gegenüber, das wie eine Erfüllung jener an Reuchlins Charakteristik geknüpften herben Prophezeiung des Altmeisters aussieht, mutet die ehrliche Hingabe eines Düntzer an seinen Heros geradezu erquickend an. Aus der Feder dieses unermüdlichen Veteranen der Goetheforschung liegt der zweite Band seiner gesammelten **Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken** (Leipzig, E. Wartigs Verlag) vor. Goethes Beziehungen zu Köln, sein Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Satyros oder der vergötterte Waldteufel, Stella und die politischen Dichtungen erfahren darin eine eingehende Behandlung, die wiederum von dem eisernen Fleiße und den umfassenden Kenntnissen des Verfassers ehrendes Zeugnis ablegt.

Die **Geschichte der jüdischen Litteratur** von Gustav Karpeles (Berlin, Robert Oppenheim) ist mit dem achtzehnten Hefte abgeschlossen. Wir können im ganzen das der ersten Hälfte des Werkes gebührendermaßen gespendete Lob nur auf die zweite übertragen: es ist eine fleißige, wissenschaftlich gediegene und geschmackvolle Leistung. Doch will es uns scheinen, als habe der Verfasser gerade in den letzten Abschnitten, welche das moderne jüdische Schrifttum behandeln, sich allzusehr darauf beschränkt, die Behandlung jüdischer Geschichte und jüdischen Wesens durch Juden zu verzeichnen: hier wäre die Stelle gewesen, die massenhafte belletristische und politische Produktion jüdischer Litteraten und ihren ungeheuren Einfluß namentlich auf das Werden der modernen Presse und durch diese auf die öffentliche Meinung ins Licht zu setzen. Dieselbe hat, wenn auch indirekt, doch den Interessen der Nation so gewaltig Vorschub geleistet, daß sie in einem so umfassenden Werke, wie das vorliegende, kaum übergangen werden durfte, zumal wenn der Verfasser die richtige Überzeugung hegte, daß die Litteraturgeschichte keine Geschichte der Bücher, sondern eine Geschichte der Ideen ist, die die Zeit bewegen, und der Hauptströmungen, die durch das historische Kulturleben ziehen. Der letzten Lieferung ist ein Autorenregister und ein sorgfältiges Quellenverzeichnis in der Weise der Anmerkungen zu Scherers Geschichte der deutschen Litteratur beigefügt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Bis zum 30. April gingen nachfolgende neu erschienene Werke rc. rc. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig die Titel derselben und behalten uns Besprechung, soweit eine Berücksichtigung für unsere Leser ersprießlich, für später vor.

Anzengruber, Ludwig: Stahl und Stein. Volksstück. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Aus großer Zeit. Der Krieg gegen Frankreich 1870 und 1871. Zweite Auflage. Tübingen, H. Lauppsche Buchhdlg.

Bach, A.: Feuerversicherung. Praktischer Ratgeber für das versichernde Publikum. Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.

Berlin, Dorothea: Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Berlin, Gebr. Paetel.

Blumenthal, O.: Der schwarze Schleier. Schauspiel. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Briefe der Königin Luise von Preußen. Gesammelt von Ad. Martin. Berlin, F. Luckhardt.

Bronns Klassen und Ordnungen des Tierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Sechster Band. Lfrg. 29. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshdlg.

Büttner, F.: Adam und Eva in der bildenden Kunst bis Michel Angelo. Leipzig, G. Wolf.

Caligula, F.: Die Lieder des letzten Rodensteiner. Berlin, W. Ißleib.

Degen, A. von: Die Edinghausens. Zeitroman aus unseren Adelskreisen. Berlin, u. Rostock, Verlag der Album-Stiftung, C. Hinstorffs Verlag.

Deutsche Jugend. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Neue Folge. Bd. IV, Heft 1. Berlin, L. Simion.

Dillmont, Th. de: Encyklopädie der weiblichen Handarbeiten. Dornach, Selbstverlag.

Duden, K.: Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Duruy, V.: Geschichte des römischen Kaiserreichs. Aus dem Französischen von Prof. Dr. G. Hertzberg. Lfrg. 52/55. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Eckardt, H.: Matthäus Merian. Skizze seines Lebens und ausführliche Beschreibung seiner Topographia Germaniæ nebst Verzeichnis der darin enthaltenen Kupferstiche. Eine kulturhistorische Studie. Basel, H. Georgs Verlag.

Eckardt, Julius: Gottfried Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Berlin, Gebr. Paetel.

Eckstein, E.: Aus dem Tagebuch einer jungen Frau. Eine Karnevalsgeschichte. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 16: Fromont junior und Risler senior, von A. Daudet. Band 17: Der Genius und sein Erbe, von Hans Hopfen. Band 18: Ein einfach Herz, von Ch. Reade. Stuttgart, J. Engelhorn.

Engler, A., und K. Prantl: Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere den Nutzpflanzen. Lieferung 2. Leipzig, W. Engelmann.

Erckert, R. v.: Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigener Anschauung. Leipzig, P. Frohberg.

Feddersen, F. A.: Rüm Hart. Gedichte eines Nordfriesen. Berlin und Rostock, Verlag der Album-Stiftung, C. Hinstorffs Verlag.

Ferrers, Sylvius: Der Blick ins Nichts. Ein Roman. Leipzig, R. Werther.

Freybe, A.: Was kann die Schule zur Erhaltung christlicher Volkssitte beitragen? Zweite Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Gaedertz, K. Th.: Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe. Bremen, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhdlg.

Geschichte der deutschen Kunst. Band 1: Geschichte der deutschen Baukunst, von Dr. R. Dohme. Band 2: Geschichte der deutschen Plastik, von Dr. W. Bode. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.

**

Geßler, F.: Der Röhrle von Häfner-Neuhausen. Ein humoristisches Epos aus Schwaben. Berlin u. Rostock, Verlag der Album-Stiftung, C. Hinstorffs Verlag.

Gottschall, R. von: Das Theater und Drama der Chinesen. Breslau, Ed. Trewendt.

Groß, Ida: Das Gedenkbuch. Berlin u. Rostock, Verlag der Album-Stiftung, C. Hinstorffs Verlag.

Heines, Heinrich, sämtliche Werke. Mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. 1. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Heinzerling, Chr.: Abriß der chemischen Technologie mit besonderer Rücksicht auf Statistik und Preisverhältnisse. Lfrg. 2. Kassel u. Berlin, Th. Fischer.

Henckell, K.: Strophen. Zürich, Verlags-Magazin.

Herzen, A.: Die Pflicht vor allem. Eine Novelle. Zweite Aufl. Dresden u. Leipzig, H. Minden.

Huperz, Th.: Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Atmungsorgane. Zweite Aufl. Berlin u. Neuwied, Heusers Verlag.

Kaden, Woldemar: Sonnenbrut. Kopien realistischer italienischer Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Koch, J. L. A.: Die Wirklichkeit und ihre Erkenntnis. Eine systematische Erörterung und kritisch vergleichende Untersuchung der Hauptgegenstände der Philosophie. Göppingen, Erwin Herwig.

Kohut, Adolf: Ludwig Uhland. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Kühner, A.: Über den Schlaf u. die Verhütung der Schlaflosigkeit. Frankfurt a. M., Selbstverlag des Verfassers.

Lanzky, P.: Erlöst vom Leid. Eine pessimistische Novelle. Berlin u. Rostock, Verlag der Album-Stiftung, C. Hinstorffs Verlag.

Leixner, O. von: Ästhetische Studien für die Frauenwelt. Mit drei Lichtdruckbildern. Dritte Auflage. Leipzig, F. Reinboth.

Lippmann, J.: Moderne Berühmtheiten oder Kunst und Litteratur auf Aktien. Keine Satire. Leipzig, A. Unflad.

Mauthner, F.: Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze. Berlin, J. J. Heines Verlag.

Monarchie, Die österreichisch-ungarische, in Wort und Bild. Lfrg. 34. Wien, A. Hölder.

Ploß, H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. med. M. Bartels. Lfrg. 1. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Polzer, A. (Erich Fels): Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark. Hamburg, J. F. Richter.

Rabus, L.: Grundriß der Geschichte der Philosophie. Ein Leitfaden zum Studium der Geschichte der Philosophie und zur Rekapitulation. Erlangen, A. Deichert.

Riehl, A.: Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. Zweiter Band, zweiter Teil. Leipzig, W. Engelmann.

Riemann, H.: Opern-Handbuch. Repertorium der dramatisch-musikalischen Litteratur. Ein notwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon. Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhdlg.

Samhaber, E.: Dichtungen. Laibach, Jg. von Kleinmayr u. F. Bamberg.

Schott, Clara: Frühlingsreif. Zwei Erzählungen. Mit einem Vorwort von Dr. Max Oberbreyer. Stuttgart, R. Glaser u. Co.

Schwizer-Dütsch. Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Heft 38. Zürich, Orell Füßli u. Co.

Stern, A.: Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung. Lfrg. 3. Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhdlg.

Umschau, Naturwissenschaftlich-technische. Illustrierte populäre Halbmonatsschrift. Unter Beteiligung hervorragender Mitarbeiter herausgeben von Th. Schartze. 3. Jahrgang. Heft 1/12. Jena, F. Maukes Verlag.

Waldemar, H.: Försters Trude. Eine Novelle. Stuttgart, R. Glaser u. Co.

Wanderbilder, Europäische. Nr. 117/120: Der Mont Cenis, von V. Barbier. Zürich, Orell Füßli u. Co.

Weber, Georg: Allgemeine Weltgeschichte. Zweite Auflage. Lfrg. 85. Leipzig, W. Engelmann.

Weiß, J.: Aus den Memoiren eines Wickelkindes. Vertrauliche Mitteilungen. Leipzig, A. Unflad.

Wellnau, R.: Unsere Kinderwelt. Humoristika aus Kinder- und Schulstube. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Werner, M.: Essays. Hamburg, J. F. Richter.

Werner, M.: Maria. Eine Legende. Hamburg, J. F. Richter.

Werner, M.: Naturkinder. Gedichte. Hamburg, J. F. Richter.

Wiedersheim, R.: Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit. Freiburg, Akademische Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr.

Wothe, Anny: Ein Rosenstrauß. Allen deutschen Frauen und Mädchen dargeboten. Zweite Aufl. Stuttgart, R. Glaser u. Co.

Zeitschrift für deutsche Sprache. Herausgeg. von Prof. Dr. D. Sanders. 1. Jahrg. Heft 1. Hamburg, J. F. Richter.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

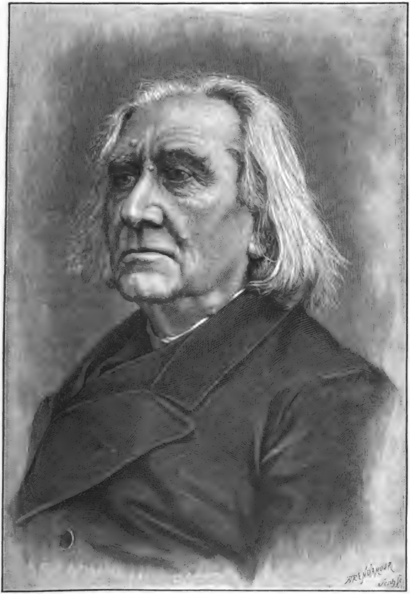


Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

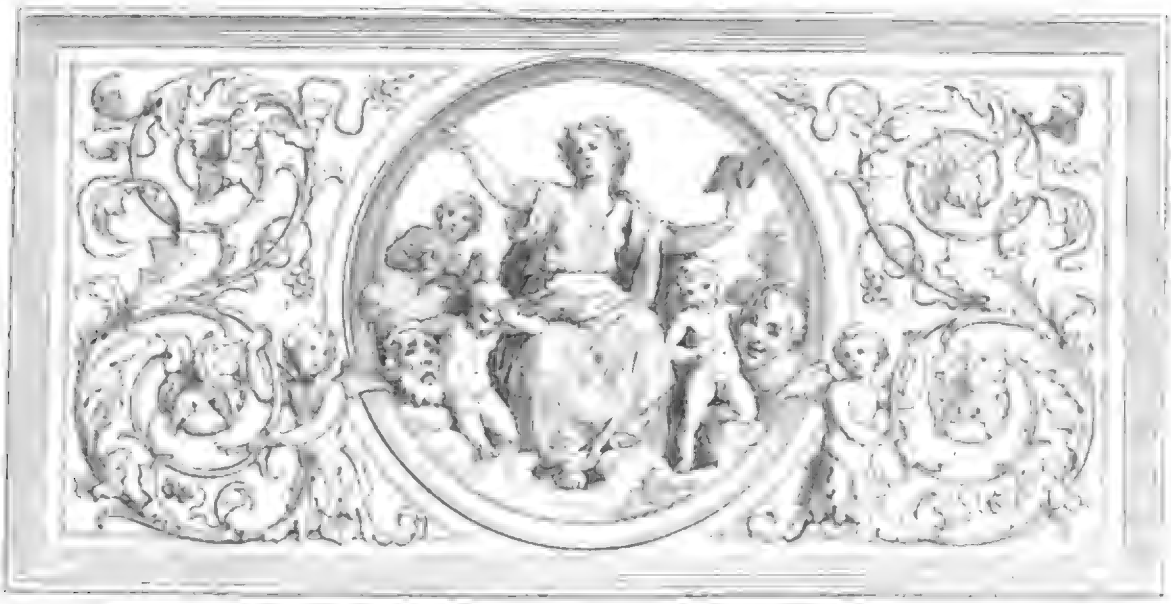
Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Jll. D. Monatshefte. Juli 1887.

Franz Liszt.



Die beiden Töchter des Hauptmanns.

Erzählung

von

Hieronymus Lorm.

I.

Hinter der Bühne eines jeden großen Opernhauses giebt es ein Zimmer, das keinen bestimmt ausgesprochenen Zweck und keinen eigentlichen Namen hat. Hier geht es während der Proben und während der Zwischenakte der Vorstellungen beständig ein und aus, ohne daß man entscheiden könnte, was die Eintretenden suchen und was die Fortgehenden gefunden haben. Aus ihren oft sehr engen und unbequemen Garderoben flüchten die Tänzerinnen der letzten Reihe und die Choristen beiderlei Geschlechts, sobald sie für das Auftreten fertig gekleidet sind, in diesen Raum, der, wenn nicht immer einen Sitz oder einen Platz zum Verweilen, doch immer irgend eine Unterhaltung bietet. Vor allem dringen jene vornehmen oder sonst vorteilhaft gestellten und stets höchst eleganten Habitués herbei, die sich den beneideten Zutritt zu den Coulissen mit vielem Gelde erkauft oder mit vieler Liebenswürdigkeit erschmeichelt oder ihn durch ihre Position einfach sich angeeignet haben. Sie plaudern und lachen mit dem weiblichen Personal, wobei sie nicht selten sich freiwillig selbst zum Gegenstand des Gelächters machen, indem sie von ihren Schwächen oder verfehlten Abenteuern erzählen. Sie nennen jede der Nixen oder Feen oder Theaterbäuerinnen, die auf dem Zettel unter der Bezeichnung „Landleute beiderlei Geschlechts" figurieren, weiter aber keinen Anspruch auf Ruhm haben, beim oft mit der Maske sehr in Widerspruch stehenden Vornamen. Hat sich eine solche namenlose Kunstgenossin zum Beispiel hochtönend als „Alphonsa" bekannt zu machen gesucht, so wird sie kurzweg „Fonzerl" genannt. Unbeschreiblich aber sind die Verwandlungen, welche die mythologischen Charakternamen erleiden, wenn diese kleinen Geschöpfe das Gefolge einer Diana oder einer Leda u. s. w. auszumachen haben. Ölflecke und Farbenkleckse darf nicht scheuen, wer das Glück hat, aus der profanen

Alltagswelt in dieses mysteriöse Zauberdunkel zu gelangen. Er stößt sich an Lampen, an bunten Pinseln und auch an Versetzstücken und anderen Utensilien, die, losgelöst von dem Zweck, welchem sie zu dienen haben, einen phantastisch unbegreiflichen Anblick gewähren. Mit scheinbarer Schmerzlosigkeit muß lächeln, wer von einer Schar hereinstürmender Flügelträgerinnen umgeworfen wird, und muß den Ehrgeiz besitzen, als ein mit Theaterdingen Vertrauter die Notwendigkeit des Vorfalls zu begreifen.

Es war zu einer Zeit, als die Haupt- und Residenzstadt des Kaisertums Österreich selbst bei sonnigstem Lichte in einem grauen Nebel zu schwimmen schien, im Spätherbst 1866, als der welthistorische „Nebel von Chlum“ nicht zerfließen, sondern sich beständig über die Gemüter der Patrioten lagern wollte, was äußerlich der Hauptstadt und innerlich der Zukunft des Landes eine undefinierbare Nebelhaftigkeit verlieh. In dem durch sein Alter, weniger aber durch seine Geschichte und seine Kunstleistungen ehrwürdigen Opernhause, welches seitdem vom Erdboden verschwunden ist und damals das „Kärntnerthortheater“ hieß, wurde ein Ballett gegeben, in welchem die Primaballerina als Zigeunerin tanzte, in Begleitung einer Ziege, die nicht wirklich vorhanden war und deren problematisches Abbild bloß durch die Mimik der Tänzerin glaubhaft gemacht wurde. Sie war eine Italienerin, von großem Namen in ihrem Fache, mit einem Gesicht, das gerade so schön war, als die Spielwarenhändler das Antlitz einer Puppe auf dem Weihnachtsmarkte schön zu machen verstehen. Unübertrefflich war die schlanke Grazie und unbegreiflich der Blick, mit welchem sie denjenigen maß, der sich beikommen ließ, ihr, war es auch im verständlichsten Wohllaut ihrer Muttersprache, etwas über die herrschende politische Verdüsterung des Tages kund zu geben.

Dennoch war man stets versucht, ihr von dem ihr so unverständlichen Gegenstande zu sprechen, weil Signorina Cerilla — wie sie aus Diskretion hier genannt werden mag — beständig über die Veränderungen klagte, die sowohl im Leben der großen Stadt, als in den allzufröhlichen Gewohnheiten des Theaterlebens seit einiger Zeit Platz gegriffen hätten. Niemand wagte es mehr, ihr am Abend dieser Aufführung Rede zu stehen, als sie sich unter den Gästen aus dem „Civil“, wie sie die eingedrungenen Herren bezeichnete, die nicht zu den Bühnenangehörigen zählten, nach einem Interpreten der Zeitstimmung umsah. Was geht denn vor? Warum bleibt der Fürst, der Kavalier aus? Die Namen derjenigen, die sie meinte, klangen in der Verstümmelung ihres Mundes so drollig, daß man lachte und froh war, ihr nicht mit der Erzählung einer Schlachtenscene dienen zu müssen.

Plötzlich sah sie am Eingang des seltsamen Raumes einen hochgewachsenen Mann stehen, dem sie sich mit einem Freudenschrei in die Arme stürzte. Die Freude und die Umarmung hatten nichts an sich, was sie hätte kompromittieren können, denn man wußte allgemein, daß ihre vertraulichen Beziehungen in einer ganz anderen Richtung lagen und die Tänzerin in diesem Manne, dem Grafen Armin von Hagern, nur einen Retter aus der Not des Augenblicks begrüßte. Längst hatte sie ihn allen ihren Freunden und Bekannten als den gescheitesten Mann der Welt bezeichnet, von dem nur zu wundern wäre, daß er nicht aus Pavia, ihrer Vaterstadt, stammte. Alles drängte sich um das Paar, man wollte hören, was der Graf antworten würde, und wollte über die Fragen lachen, welche ihm gestellt werden sollten.

In diesem mysteriösen Theaterraum aber gab es niemals einen Moment von irgend welcher Beständigkeit. Jede Situation löste sich gleich wieder in eine andere auf, je nachdem entweder die maßgebenden Leiter von der Kapelle, vom Schnürboden, von der Tanzschule, von der Regie oder die Figurantinnen in ihren unberechenbaren Aufregungen eine andere Scenerie

und ein anderes Interesse herbeiführten. Kaum war der Graf vor die Tänzerin hingetreten, um ihr feierlich Bescheid zu thun, als ein Trupp von „Landmädchen" ausgelassen lachend und springend in das Terrain eindrang, als Umgebung des Herrn Callop, eines allgemein bekannten Habitués. Er war bei den Kleinen vom Theater am meisten beliebt, weil er fortwährend Auskünfte, Bonbons, Billets für die Possentheater und manchmal auch dringende Aushilfe spendete, während die namhafteren Künstlerinnen ihn völlig ignorierten.

Herr Callop, der gern seine Abkunft aus Paris betonte, galt für unermeßlich reich. Man hatte Mühe, ihn für einen Franzosen zu halten, weil sein Französisch übel und fehlerhaft klang, und erst, wenn er ein schreckliches Deutsch sprach, kam man zur Überzeugung, er müsse doch ein Franzose sein. Kein Titel irgend einer Art begleitete seinen Namen, was die liebenswürdigen kleinen Geschöpfe aus Chor und Ballett sehr wenig kümmerte. Außerhalb der Coulissen glaubte man schon seit Jahren, er werde ein großes finanzielles Unternehmen in Österreich begründen. Denn seit Jahren schon äußerte er, dem Lande, das seit dem italienischen Krieg von 1859 in seinen Staatsmitteln so sehr zurückgegangen war, zu Hilfe kommen zu wollen.

„Ich hab mein großes Ballett eigener Erfindung beim Direktor eingereicht," schrie er in den Lärm hinein, der um ihn laut geworden war; „ich habe ganz alleinig die ganz alleinige Besetzung, und wer von euch muckst, spielt nicht mit. Aufpassen! Still sein! Will Programm sagen!"

Statt des erwarteten Stillschweigens kam ein riesiges Gelächter zu Tage. Man drückte ihn zu Boden, daß er sitzen mußte, eine der Ballerinen, „Fonzerl", gerade die hübscheste, sprang auf seine Schultern und verkündete, daß keine einzige in dem Ballett tanzen werde, wenn nicht Herr Callop selbst ein Pas de deux mit ihr auszuführen schwören wolle.

Der Lärm hierauf wurde so stark, daß einige der minder beherzten Elevinnen das Einschreiten des Theaterprofoßen fürchteten. Mit einem Schlag aber wurde es still im Raume. Ein schlankes Mädchen, nicht mehr jung und nicht von besonderer Schönheit, aber mit einem gewissen imponierenden Wesen und sehr ernst blickenden Augen war im Kostüm, das der Abend von den Tänzerinnen forderte, an der Schwelle erschienen. „Olympia!" riefen einige, und Herr Callop konnte sich gemächlich vom Boden erheben. Olympia hieß eigentlich Fanny. Der fremde Beiname war ihr für immer geblieben, seit sie ein einziges Mal aushilfsweise zur Rettung des Abends nach plötzlicher Erkrankung einer ersten Tänzerin in einer also bezeichneten Rolle als Mimikerin hervorgetreten war. Dann war sie bescheiden wieder in ihre untergeordnete Stellung zurückgetreten. Sie tanzte nicht einmal in der sogenannten „ersten Quadrille", und ohne Ehrgeiz verlangte sie auch nicht nach einer besseren Position. Unbeschreiblich beliebt aber war sie bei allen Genossinnen ihres Faches, was zum Teil ihre unendliche Herzensgüte und Hilfsbereitschaft, zum Teil aber auch der Umstand bewirkt hatte, daß sie, wie der Bühne, so auch dem Leben gegenüber völlig ohne Ansprüche zu sein schien. Sie gestand jedermann ein, daß sie bereits dreißig Jahre zählte, und wenn auch ihre Vergangenheit sich für diejenigen, die sie kannten, nur aus Märchen und Gerüchten zusammensetzte, weil niemand den geringsten Einblick in die Wirklichkeit ihres Lebens hatte — daß sie für die Zukunft keine Carriere verfolgte, wie es die Damen vom Theater suchen, um sich ein Lebensglück zu schaffen, stand außer allem Zweifel.

So erregte sie weder Neid noch Eifersucht und wurde von den abenteuerlichen Existenzen, die in fortwährend wechselnder Fluktuation das Theaterleben durchströmen, nicht nur geliebt, sondern wie eine höhere Instanz verehrt, die man in allen schwierigen Lagen und peinlichen Verhältnissen anrief. In ihrer untergeordneten Stellung, ohne Rang und Titel, ohne das

mindeste äußere Kennzeichen eines höheren Einflusses, war Olympia doch in den meisten Fällen, in denen es sich um die weiblichen Elemente des Ballettwesens handelte, eine entscheidende Macht, der man sich freiwillig und mit Respekt unterwarf. Das plötzliche Verstummen der wilden Ausgelassenheit beim Erscheinen der Tänzerin hätte für eine sichtbare Bethätigung ihrer dominierenden Gewalt gelten können. Doch war diese Wirkung auch einigermaßen darauf zurückzuführen, daß hinter Olympia sehr bald die Gestalt des Hofrats von Auersdorf sichtbar wurde.

Der Hofrat war Beamter mit dem Titel eines Ministerialrates im Oberstkämmereramt, welches damals die leitende Behörde für die beiden Hoftheater bildete. Er war ganz und gar ein altösterreichischer Bureaukrat, dem niemand geglaubt hätte, daß sein natürliches Haar keine Perücke gewesen wäre und daß er den Zopf dazu nicht gerade in dem Augenblicke, da man ihn sah, zufällig in der Tasche verborgen hätte. Beständig mit einer goldenen Dose spielend, deren Deckel das Porträt eines verstorbenen Erzherzogs trug, fand er in dieser Beschäftigung der Hände einen gewissen Halt bei der schwierigen Aufgabe, mit den Herren und Damen vom Theater nicht im schroffen und gewundenen Amtsstil zu sprechen, der ihm in langer Dienstzeit zur Gewohnheit geworden war, sondern ex officio mit ihnen liebenswürdig zu sein. Mitunter verstieg er sich dabei sogar zu einer künstlichen Frivolität, die sehr steif und ungelenk zum Vorschein kam und wobei sein Antlitz das erschreckende Lächeln einer Wachsfigur zeigte.

Der erste, der auf Olympia zuschritt, war der Graf von Hagern, der sich tief vor ihr verbeugte, ohne die geringste Nuance jener halb versteckten Ironie, womit die Männer der Aristokratie ihre Huldigungen für Theaterdamen begleiten. Das Kopfnicken, womit sie seine Begrüßung erwiderte, war nicht frei von einem Ausdruck des Erstaunens über seine Annäherung.

„Ich habe Sie lange nicht gesprochen, mein Fräulein," sagte er, ihre Verwunderung wohl bemerkend; „aber, was wollen Sie, wenn man bei uns irgendwo diplomatisch beschäftigt ist, so kann man nie wissen, mit wem man zudringlich sein muß."

„Sie haben eine Neuigkeit für mich, Herr Graf," erwiderte Olympia; „ich bin sehr begierig, man erfährt ja jetzt ohnehin nichts Neues, das für unsereins wär. Lauter Kriegsgetümmel, lauter unverständliche Friedensgeschichten."

„Ich muß Sie sprechen," setzte der Graf fort, „in höherem Auftrag."

„In höherem Auftrag?" sprach das Mädchen gedehnt, und eine Betroffenheit wurde an ihr sichtbar; „was hab ich mit hohen Dingen zu schaffen?"

In Österreich war man damals gewöhnt oder vielmehr in der Reaktionszeit des Ministeriums Belcredi war die Gewohnheit wiedergekehrt, wenn man keine hervorragende Lebensstellung einnahm, in jeder unerwarteten Beziehung auf „höhere Personen" etwas Unangenehmes, etwas Polizeiliches zu fürchten. Der Graf bemerkte mit Lächeln die Betroffenheit Olympias und beruhigte sie:

„Meine Mission ist gar keine inländische. Ja, mein Fräulein, Sie werden staunen, eine große ausländische Macht ist mit Ihnen beschäftigt, mit Fräulein Franziska Rittinger."

Sie sah ihn einige Augenblicke forschend an, und da sich sein beruhigendes Lächeln in großen Ernst verwandelt hatte, stieg ihr eine Röte in die Wangen, und die Ursache dieser Gemütsbewegung wäre nicht leicht zu erraten gewesen. Auch der Graf erriet sie nicht. Vor mehr als sieben Jahren, als Olympia, viel schöner als jetzt und mit einem äußerst interessanten Gesichtsausdruck, der beständig zwischen Schwermut und Spott schwankte, zuerst zum Theater gekommen war, hatte sich der Graf lebhaft, aber vergebens um ihre Gunst beworben. Er war bereit gewesen, ihr ein sort zu machen, wie man es nennt, das will sagen, sie mit allem Luxus und Komfort zu umgeben, den

man auf Erden wünschen kann, und ihre Zukunft zu sichern. Sie hatte ihn einige Zeit wie zu ihrer Unterhaltung zwischen Hoffen und Verzagen schweben lassen und eines Tages den Verkehr mit ihm kurz und bündig abgebrochen. Das war des Grafen erste und einzige Niederlage auf diesem Gebiete, und gänzlich hatte er sie selbst nach so langer Zeit nicht verwunden. Daß kein anderer an seine Stelle getreten war, niemand von ihr bevorzugt wurde, war ihm ein geringer Trost, weil gerade der makellose Ruf der Tänzerin, seit sie überhaupt beim Theater war, die Eroberung zu einem Ziel des seltsamen Ehrgeizes gemacht hätte, den man in solchen Kreisen hegt. Jetzt wäre es freilich unter allen Umständen zu spät gewesen, wieder anzuknüpfen; Fanny war halb verblüht. Sie aber, mit ihren zahlreichen Lebenserfahrungen innerhalb dieser eigentümlichen Welt von Leidenschaften aller Art, war in diesem Augenblicke nicht frei von der Furcht vor einer verspäteten Rache.

„Herr Graf," sagte sie, „ich will Sie im Zwischenakt beim Vorhang erwarten. Denn jetzt —"

Sie brauchte nicht auszusprechen. Ein gewisses Zeichen des Inspicienten verwandelte mit ungeheurer Schnelligkeit die Scenerie des Raumes. Die Ungebundenheit, die Ausgelassenheit verschwanden, alle drängten sich an die Plätze, wohin die Pflicht sie rief, auf allen Gesichtern war nur der Ernst der Aufgabe zu lesen. Die Habitués verließen teils das Theater, teils nahmen sie näher der Bühne Aufstellung. In dem erst so belebten Raume blieben nur Graf Hagern und Hofrat von Auersdorf zurück.

* *
*

Der Graf wollte sich in die Loge verfügen, die seine Familie seit undenklichen Zeiten in diesem Opernhause innehatte. Er wußte, daß sie zum erstenmal wieder, seit der Sommer vorüber war, besucht werden sollte; seine Mutter und eine ihrer Nichten, eine junge Comtesse Frügart, sollten erscheinen. Des Hof- und Ministerialrats Auersdorf tiefe Reverenz mußte jedoch der Graf mit einigen Worten erwidern, gleichgültige Redefloskeln, die in etwas herablassendem Tone gesprochen wurden. Hagern gehörte zu den ersten Geschlechtern des Landes, doch war er viel zu sehr wirklicher Edelmann, als daß er ein stolzes Bewußtsein darüber jemals hätte sichtbar werden lassen. Nur wenn ihm Leute aus dem Beamtenadel begegneten, besonders solche, von denen er wußte, daß ihre Carriere kein Beruf, sondern ein langsames und schleichendes Kriechen gewesen war, dann enthielt er sich nicht eines gewissen Hochmuts, indem er sich sagte, daß er selbst als einer der Niedrigsten des Volkes derartigen Erscheinungen gegenüber nicht anders sich benehmen würde.

Herr von Auersdorf liebte gerade das entgegengesetzte Verfahren; er war sehr stolz mit jedermann, den er nicht als seinesgleichen ansah, und sehr demütig, wo er einem höheren Rang begegnete, als er selbst einnahm. Indessen war er auch von jener Geistesgewandtheit, die stets das Mittel für den Zweck bei der Hand hat und sich nicht ohne Nutzen von oben herab behandeln läßt. In den wenigen Äußerungen, die er auf die herablassende Ansprache des Grafen folgen ließ, lag etwas, was diesen zwang, seinen Schritt, der schon an der Schwelle war, wieder umzulenken.

„Herr Graf," hatte er nämlich geäußert, „ich bin in der Lage, über die Veränderungen, ja ganz ungewöhnliche, ganz außerordentliche Veränderungen in der Regierung Österreichs nachdenken zu müssen. Einer wie ich, der so lange schon die Staatsräder laufen sieht, muß stutzig werden."

Er hielt inne und blickte wie tief im Sinnen, als ob er sich dort Rats erholen wollte, in das gemalte Antlitz auf dem Deckel seiner Dose.

Der Graf besaß einen großen, brennenden, aber tief verschwiegenen Ehrgeiz. Man konnte diesen nicht geradezu einen

politischen nennen; denn die Regierungsformen und namentlich, ob die Führer des Liberalismus wieder durchdringen oder die Häupter der feudalen und klerikalen Parteien die Oberhand behalten sollten, dies kümmerte ihn sehr wenig. Sein Ehrgeiz war ein persönlicher, er wollte es zu einer maßgebenden Bedeutung in der auswärtigen Vertretung bringen, Botschaftsrat und Gesandter werden. Jetzt fünfunddreißig Jahre alt, sah er sich noch sehr fern von diesem Ziele, obgleich er mit den vornehmsten Geschlechtern der Monarchie verwandt und mit Personen, die unmittelbar in der Nähe des Thrones standen, befreundet war. Das hauptsächlichste Hindernis hatte immer darin bestanden, daß sein Familienname schon ein Programm war, eine entschieden ausgesprochene reaktionäre Gesinnung unwillkürlich damit verbunden wurde, und jeder österreichische Staatslenker, wenn er selbst Österreicher war, sich scheute, unter den herrschenden Zeitläuften einen so vielsagenden, besonders in kirchlicher Beziehung oft gehörten Namen irgendwie in den Vordergrund zu stellen. In diesem Augenblicke aber war unter Eingeweihten leise davon die Rede, daß man, was seit Jahrhunderten nicht vorgekommen war, einen Staatsmann aus fremdem Lande, unbekannt mit den meisten bei Beförderungen waltenden Traditionen, zur Lenkung des arg verfahrenen Staatsschiffes berufen würde. Auersdorf hatte gerade in seinem speciellen Amte, in welchem ein unmittelbarer Einfluß des Oberhofmeisters maßgebend war, viele Gelegenheit zu erfahren oder zu erlauschen, was noch lange nicht in die Öffentlichkeit dringen sollte.

Das war es, was die wohlberechnete Äußerung des Ministerialrates geeignet machte, den Schritt des Grafen zu fesseln. Er lehnte sich mit dem Arme an ein kleines Gerüste und forschte weiter. Damit hatte Auersdorf vorläufig erreicht, was er gewinnen wollte: die Aufmerksamkeit des Grafen. Weit entfernt aber, dieselbe auch befriedigen zu wollen, trieb der Ministerialrat der Schnecke gleich das Spiel, wenn man ihn schon gefaßt zu haben glaubte, wieder ganz in seinem Gehäuse zu verschwinden, um gleich darauf den Kopf wieder vielversprechend hervorzustrecken. Dadurch gelang es ihm, für seine eigenen Interessen Gehör zu finden.

Der edelste Besitz und die ganze Liebe Auersdorfs war sein einziger Sohn, ein herrlicher begabter und wohlgestalteter junger Mann, der nach manchen Jahren auf verschiedenen deutschen Universitäten die juristischen Studien in Wien absolviert hatte. Von dem Regierungsgetriebe seines Vaterlandes abgestoßen, hatte dieser Sohn, Klemens von Auersdorf, sich hartnäckig geweigert, in den Staatsdienst zu treten, so viele Begünstigungen zur Erreichung einer glänzenden Zukunft ihm dabei auch durch seinen vielvermögenden Vater verschafft worden wären. Klemens war auf Reisen gegangen, war sogar nach Amerika gekommen und hatte viele Zeit in England zugebracht. Gerade jetzt, vor einigen Wochen, war er von dort zurückgekehrt, aber in einem Zustand des Gemütes, der seinen Vater lebhaft erschreckte. Der alte Auersdorf, auf seinen Lieblingswunsch einer staatsämtlichen Thätigkeit für den Sohn verzichtend, hätte ihn gern zum Rechtsanwalt eines reichbegüterten adeligen Hauses gemacht, und keines schien dem Alten dazu geeigneter zu sein als das Haus der Grafen von Hagern.

„Denken Sie, Herr Graf,“ sagte er im Verlauf seiner vorsichtig einleitenden Bemerkungen, „der Junge hat sich aus England, diesem verdammten Freiheitslande, nichts Gescheiteres mitzubringen gewußt als den Spleen. Er ist so melancholisch geworden, daß ihn nichts mehr freut. Ich sag ihm immer, er ist ein innerlicher Rauchfangkehrer, so schwarz sieht's in ihm aus. Darum braucht er eine Thätigkeit, die ihn hart mitnimmt.“

Der Hofrat gab zu verstehen, daß er sich an gelegenerem Orte mit dem Grafen darüber unterreden möchte, und dieser, der ebenfals ein wenig in dem ausgeworfenen Netz hinsichtlich des neu zu

berufenden Ministers der auswärtigen Angelegenheiten sich verfangen hatte, kam der Festsetzung einer Zusammenkunft zur Erörterung des Gegenstandes auf halbem Wege entgegen. Noch im Fortgehen sagte der Graf:

„Glauben Sie mir, Herr von Auersdorf, die beste Thätigkeit für einen jungen Menschen von Geist und Kenntnissen wird jetzt bald auf der Straße liegen. Ihrem Geheimnis in Bezug auf das Auswärtige kann ich mit einem anderen begegnen in Bezug auf das Innere. Wir werden wieder an die Eröffnung des Schmerling-Theaters gehen; Sie wissen ja, so nennen die Leute das Abgeordnetenhaus vor dem Schottenthor. Ihr Sohn soll sich wählen lassen, kann sich auf die Linke setzen und sich dort gehörig ausschimpfen; das ist jetzt die beste Thätigkeit."

Er entfernte sich eilig, ohne eine Antwort abzuwarten, und traf in der Loge bereits seine Mutter und neben ihr die junge Gräfin Konstanze von Frügart. Für ein einigermaßen intelligentes junges Mädchen ist ein Ballett die langweiligste Theatervorstellung. Konstanze nahm daher das Erscheinen des Grafen mit sichtlichem Vergnügen auf, und sie konnten um so ungestörter aus der Langenweile auf der Bühne in eine Konversation flüchten, als die alte Frau im Gegensatz zu dem jungen Mädchen die Solo- und Ensembletänze mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgte. Das war die letzte Lebensfreude der etwas mürrischen und verdrossenen Gräfin Hagern, welcher dabei glänzende Jugendtage, die sie mit ihrem verstorbenen Gatten an den Höfen von Petersburg und Berlin verlebt hatte, beständig in Erinnerung kamen.

Konstanze von Frügart war eine Waise, die nur ein verhältnismäßig geringes Vermögen besaß. Jetzt siebzehn Jahre alt, hatte sie den größten Teil ihrer Jugend im Kloster der Ursulinerinnen verbracht, dem sie nach dem Tode ihrer Eltern zur Erziehung übergeben worden war. Obgleich sanft und gefügig, hatte sie sich doch von religiösem Fanatismus frei gehalten und schon durch die Opposition, die ihr Gemüt manchen harten Formen und unnatürlichen Lebensanschauungen der Klosterzucht entgegengestellt, eine zuweilen schüchtern sich äußernde Unabhängigkeit des Geistes bewahrt. Eigentlich hätte sie sogleich, nachdem sie ausgetreten, bei ihrer verheirateten Schwester auf einem Gute derselben in Krain leben sollen; allein die wenigen Tage im Hause ihrer Tante, der Gräfin Hagern, zu den Vorbereitungen für die Reise bestimmt, hatten sich allmählich auf Wochen und Monate ausgedehnt. Es war das Wunder geschehen, daß die alte Gräfin Leopoldine von Hagern an irgend jemandem Wohlgefallen gefunden. Die alte Gräfin war schwer zu behandeln, sie befand sich gleichsam in einer beständig naßkalten Temperatur der Seele; sie konnte den Übergang zur neueren Zeit aus dem Absolutismus, der auch für die Gesellschaft ganz andere Lebensformen hatte, nicht verwinden.

Wie es geschehen, daß Konstanze beim Anhören der Klagen und Anklagen der alten Frau ihr liebenswürdig und bald unentbehrlich erschien, ist das Geheimnis der Sympathie, das nicht begründet werden kann. Ihrerseits war das junge Mädchen froh, nicht unmittelbar aus der Klostereinsamkeit in die Waldeinsamkeit geraten zu müssen. Das Leben einer großen Stadt übt einen bestechenden Reiz auf die Phantasie derjenigen, die durch Stand und Verhältnisse, durch Jugend und Geschlecht verhindert sind, sich selbst daran zu betheiligen. Wie begierig hatte Konstanze schon die spärlichen Kunden aufgenommen, die vom Stadtleben hinter die düsteren Mauern des Erziehungshauses gedrungen waren! Die spärliche Geselligkeit, welche die Gräfin Hagern um sich duldete, mußte dem in klösterlicher Stille aufgewachsenen Mädchen bereits als der ganze Zauber der großen Welt erscheinen. Die Erziehung wirkte so weit nach, daß Konstanze die weltlichen Freuden und besonders das Theater noch immer nur mit Bangigkeit und mit einem gewissen Grauen wie vor einer Sünde genoß, sie aber da-

durch nur um so anziehender fand und in ihrer Phantasie noch bestrickender ausmalte.

Mit staunenden Augen betrachtete sie den Grafen, als dieser ihr äußerte, daß er soeben auf der Bühne hinter den Coulissen verweilt hatte. Konstanze wußte nicht, daß dies überhaupt möglich war, besonders aber hätte sie sich nie träumen lassen, daß ein Mann von angesehener Stellung sich dazu herablassen konnte. Als ihr Armin darüber einige Aufklärung gab, sagte sie:

„Ich beneide Sie! Diese Feen und Wassernixen und diese unschuldigen Landmädchen, die so lieb und fromm blicken wie die Engel auf den Altarbildern, können Sie alle in der Nähe sehen?"

Der Graf lachte und wollte doch die Frage, warum ihm dies komisch vorkomme, nicht beantworten. Er überraschte vielmehr Konstanze durch die übermütige Äußerung:

„Ich bringe Ihnen einmal ein solches Ballettcorps ins Haus. Da können Sie sich die Damen nach Lust beschauen und mit ihnen sprechen."

Konstanze nahm dies sehr ernsthaft auf, und nachdem sie einen Blick auf die Gräfin geworfen, die, von den Sprechenden abgewendet, noch immer fest auf die Bühne sah, flüsterte das Mädchen:

„Wirklich? Wird es Mama erlauben? Wollen Sie die Tänzerinnen zu mir bringen?"

„Ich habe zu viel gesagt," erwiderte Armin, „aber die eine oder die andere will ich schon wagen, Ihnen einmal vorzustellen. Für Mama werde ich schon einen Vorwand finden, damit sie den Besuch nicht abweist."

Er sprach darüber noch einiges, was Konstanze in eine niegeahnte Welt blicken ließ, ohne die frommen Illusionen der jungen Gräfin zu zerstören. Als man sich aber auf der Bühne zum letzten Tableau des ersten Aktes anschickte, erhob sich auch schon der Graf, versprach jedoch seine Wiederkehr.

Olympia erwartete ihn an dem eben gefallenen Vorhang. Sie war wenig beschäftigt gewesen und hatte viel an die Mitteilung gedacht, die ihr gemacht werden sollte. Die einzige Äußerung, daß es sich um eine Botschaft aus dem Ausland handelte, hatte hingereicht, gleichsam den Deckel von vielen Särgen zu heben, von vielen längst entschlafenen Ereignissen ihres Lebens, die doch nicht so ganz tot waren, als sie ohne diese Mahnung geglaubt hätte. Vergebens schalt sie sich, daß sie von ihrem gewöhnlichen Sanguinismus zu sehr beherrscht wäre; die Möglichkeit, von einer Seite her Nachrichten zu erhalten, von der sie jemals wieder etwas zu vernehmen bereits verzichtet hatte, quälte sie so sehr, daß die Ungeduld sich zur Pein steigerte.

„Sagen Sie mir sogleich den Namen des Landes, Herr Graf," rief sie ihm entgegen, „aus welchem Sie Botschaft für mich haben!"

Der Graf, der nicht ahnen konnte, welche Gedanken und welche Leidenschaft sie in ihre Erwartung setzte, weidete sich ein wenig an ihrer Ungeduld, allein die Erregung in den Zügen des Mädchens war so groß, daß er aus Mitgefühl nicht länger zögerte, zu sagen: „Der amerikanische Gesandte hat mich gebeten, ihm von Ihnen zu sprechen. Erst wollte er wissen, ob Fräulein Fanny Rittinger wirklich beim Theater ist, und dann, wie ihr Wesen beschaffen und welches ihre Schicksale. Sie können denken, liebes Fräulein, daß ich bei unserer alten Freundschaft nicht willens war, dem Fremden all das Lobenswerte auszuliefern, was von Ihnen zu sagen ist."

„Welches Interesse hat der Gesandte daran?" fragte Olympia hastig.

„Das habe ich ihn auch gefragt," fiel der Graf ein; „er hat ein Schreiben aus Philadelphia, ein Banquier dieser Stadt verlangt darüber Auskunft."

In diesem Augenblicke kam Signorina Cerilla herbei; sie war ganz dazu angethan, den Grafen, so oft sie seiner ansichtig wurde, für sich allein in Beschlag nehmen zu wollen. Zugleich aber wollte

der Requisitenmeister wegen der Umstellungen für den zweiten Akt niemanden auf der Bühne lassen. Alles drängte nach den Coulissen. Der Graf sah, daß Olympia fieberhaft erregt war.

„Es ist unmöglich," sprach sie ihm ins Ohr, „hier ein Wort weiter zu sagen. Sehen Sie, alle drängen auf uns los. Um Gottes willen, was thu ich? Wie ist zu helfen? Ich kann Ihre Mitteilung nicht entbehren; ich kann nicht darauf verzichten, die Antwort nach Amerika zu geben."

Sie war fast erbarmungswürdig anzusehen.

„Ich will zu Ihnen kommen," sagte Armin, „aber nicht heute mehr; ich muß noch vor Ende der Vorstellung in den Jockeyklub."

„Sie können nicht zu mir kommen?" rief Olympia, und es klang fast wie ein schmerzlicher Schrei. „Ich habe die kleine Jenny Tiltz bei mir, die bei der Übung verunglückt ist, die ich pflege; und kein Ohr soll vernehmen, was ich Ihnen sagen muß. Ich bin ganz hilflos, ich habe nur ein einziges Zimmer; aber schreiben Sie mir, noch heute, schreiben Sie alles, was der Gesandte sprach, schicken Sie mir es durch einen Boten."

„Nein!" sprach der Graf scharf und bestimmt.

* *
*

Der junge Mann war von Natur nicht unedel, wenn man auch keineswegs unter allen Umständen große Selbstverleugnung von ihm hätte fordern können. In der Leidenschaft, von der das sonst klug und gelassen erscheinende Mädchen plötzlich ergriffen war, schienen sich die Gestalt und die Züge der dreißigjährigen Tänzerin zu verändern. Sie wurde jung, die Aufregung verschönerte sie, die unwillkürlichen Bewegungen ihres Körpers ließen die wunderbare Grazie, die ihr angeboren war, deutlicher hervortreten als der pflichtgemäße Tanz. Armin wurde zu dem verführerischen Gedanken gebracht, seine Träume von ehemals könnten wieder zum Vorschein kommen und es wäre noch nicht zu spät für ihre Erfüllung. Wenn aber auch — so wäre es mindestens nicht zu spät, sie fühlen zu lassen, daß sie ihm einst weh gethan hatte; eine Gelegenheit war vorhanden, ihr wieder weh zu thun. Als sie seine scharfe Verneinung mit einem kalten Blick des Erstaunens beantwortete, fügte er schroffen Tones hinzu: „Ich habe Ihnen ein einziges Mal in meinem Leben geschrieben: der Erfolg war, daß ich mir geschworen habe, es niemals wieder zu thun."

Olympia rang die Hände, sagte aber mit Entschlossenheit: „Ich gehe morgen selbst zum amerikanischen Gesandten und —"

„Das würde Ihnen nicht den mindesten Nutzen bringen," fiel der Graf ein; „er will einen unparteiischen Bericht über Ihren Charakter, Ihre Schicksale und Ihre Lebensweise haben. Ihre Angaben wären ihm natürlich nicht unbefangen, nicht glaubwürdig genug. Ehe er sich die Mühe und die Zeit nähme, sie zu verifizieren, ließe er lieber die Sache fallen, die ihn ja im Grunde nichts angeht. Von mir weiß er, daß ich die Theaterwelt kenne. Darum hat er mich gefragt und deshalb wollte ich Sie fragen, was ich ihm sagen soll. Ihnen würde er nicht einmal das Schreiben aus Philadelphia zeigen, das ich gelesen habe, von dem ich Ihnen erzählen wollte."

Olympia stieß einen so herben Laut der Verzweiflung aus, daß sich alles um sie drängte und man sie fragte, ob der Theaterarzt gerufen werden solle. Sie gab keine Antwort, und Armin, der fürchtete, die Angelegenheit, die einen gewissen Reiz für ihn hatte, könnte durch einen Skandal häßlich und unangenehm werden, schlug sich wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen an die Stirn. Er dachte an die seiner Cousine Konstanze halb im Scherz gemachten Vorschläge, ihr das Ballett ins Haus zu bringen.

„Fanny," sagte er ihr mit einem festen und bestimmten Tone ins Ohr, „kommen Sie morgen nachmittag um drei Uhr in das Palais meiner Mutter. Ich werde

Sie dort empfangen, Sie den Damen vorstellen, und wir können die Sache bequem besprechen."

Sie nickte beistimmend, dankbar, beruhigt. Er verschwand, weil er sich das als das beste Mittel dachte, der auffallend gewordenen Scene ein Ende zu machen.

Die Vorstellung nahm ihren Lauf. Olympia konnte sich schon nach der Hälfte des letzten Aktes in die Garderobe zurückziehen, weil der Schluß nur durch Solotänze und Beleuchtungseffekte ausgefüllt war. Ach, das war keine Garderobe, wie sie den „Koryphäen" zugestanden ist, kein verschließbarer Raum, in welchem sie allein gewesen oder der Hilfe einer Ankleiderin teilhaftig geworden wäre. Unter den Augen hin- und herlaufender Frauenzimmer, die alles mögliche für das Theater hier zu thun hatten, im Angesicht der Figurantinnen, die gleich ihr sich bereits entfernen konnten, mußte sie ihre Umkleidung vornehmen. Ein Teil der Sachen, die zu ihrem Flitterstaat auf der Bühne gehörten, blieb ihrer Obhut anvertraut, ohne daß sie an Ort und Stelle einen sicheren Verschluß dafür gehabt hätte. Sie mußte das Zeug in dem Sack, in welchem sie es aus ihrer Wohnung mitgebracht hatte, auch wieder nach Hause tragen. In ihrer höchst bescheidenen bürgerlichen Kleidung, neben dem Sack auch den Regenschirm tragend, trat sie aus dem für das Theaterpersonal bestimmten Bühnenausgang auf die Straße, in das sogenannte „Komödiengäßchen", das damals noch bestand. Die kalten Tropfen schlugen ihr ins Gesicht, sie spannte eilig ihren Regenschirm auf.

Gewöhnlich ließ sie sich von einer alten Frau abholen, einer sogenannten „Bedienerin", die mehrmals des Tages zu ihr kam, um in dem kleinen Haushalt, den Olympia führte, behilflich zu sein. Denn ohne Begleitung allein durch die Straßen zu gehen, war in Wien von jeher für ein anständiges Frauenzimmer nicht ratsam, des Nachts aber nur mit Mut und Entschlossenheit ausführbar. Allein sie hatte jetzt die kleine Jenny Tiltz zu Hause, das vierzehnjährige Töchterchen eines blutarmen Flickschneiders, bei dem Olympia manches hatte arbeiten lassen. Er war Witwer und hatte sich mit dem Kinde gar nicht zu helfen gewußt, da es, um einen gewöhnlichen Hausdienst anzutreten, zu jung und zu schwach war. Olympia war der zierliche Gliederbau der Kleinen aufgefallen, und mit einigem Zureden beim alten Ballettmeister war es ihr gelungen, Jenny in die Tanzschule der Oper zu bringen. Dies zog für die Kleine den Vorteil nach sich, daß sie bei den Damen des Theaters viele mit Trinkgeldern gelohnte Botendienste verrichten konnte. Die ziemlich peinvolle Abrichtung, welche die Muskeln streckt und dehnt, war eines Tages unglücklich für Jenny verlaufen. Monatelang sollte sie nicht mehr auf die Straße gehen können. Olympia fühlte sich für das Unglück verantwortlich, weil sie den Beruf für das Mädchen gewählt hatte, und nahm daher Jenny für die Zeit der Heilung zu sich. Wenn Olympia Theaterdienst hatte, dann sollte die Bedienerin bei Jenny bleiben.

Für die untergeordnete Tänzerin stand kein Theaterwagen bereit. Resolut machte sie sich auf den Weg. Sie mußte über den großen Platz, dem das Opernhaus Front machte. Hier standen in Reihen, mit schimmernden Laternen versehen, die Equipagen, welche auf den Schluß der Vorstellung warteten, um sodann zum Vestibul vorzufahren, wo die Herrschaften einstiegen. Darunter gab es manchen zierlichen Zweispänner, der nicht auf eine hochgestellte Dame aus der Gesellschaft, sondern nur auf eine Theaterprinzessin wartete, wie sie selbst eine war, und sie nicht in eine enge Wohnung in die Vorstadt, sondern nach irgend einem glänzenden Lokal führte, wo ein gedeckter Tisch von Silber und Krystall funkelte.

So gut hätte sie es auch haben können, hatte sich Olympia zuweilen gedacht, wenn sie in unheimlicher Nacht, hungrig und von Kälte durchschauert, an den Equipagen vorüberhuschte. So gut hätte sie es vor sieben Jahren haben können, wenn

ihr Auge nicht so leblos, ihr Herz nicht so widerspenstig geblieben wäre, so oft Armin von Hagern in ihr Gesicht sah und ihre Hand berührte. Und später noch! Jetzt aber dachte sie nicht an solche Dinge, oder wenn ihr flüchtig eine Mahnung daran durch die Seele streifte, so wünschte sie sich eher Glück zu ihrer Armut und ehrsamen Niedrigkeit.

Der Regen klatschte auf das Steinpflaster, die pfeilschnell dahinrollenden Fiaker bespritzten ihr die Gewänder, mancher Vorübergehende suchte mit einem frechen und zudringlichen Blick den Kopf unter ihren Regenschirm zu stecken. Sie ging rasch ihres Weges, als ob sie nichts sähe und fühlte, nicht einmal wie weit die Strecke, die sie noch zurückzulegen hatte. Ihre Wohnung lag „auf der Wieden“, in der dem Theatergebäude nächsten Vorstadt, und dennoch wie weit draußen, dort, wo es allein Wohnungen gab, deren Miete sie zu erschwingen vermochte.

Manchmal blieb sie wie bewußtlos stehen und starrte auf einen Gegenstand, den sie nicht wirklich sah. Dann fiel ihr wieder ein, daß sie eilen müßte, um die Kreuzer für den Hausbesorger zu ersparen, wenn er ihr nach der Stunde des Thorschlusses zu öffnen hätte. Mitten durch die Erregung ihres Gemütes drang doch die prosaische Erinnerung an jene Kreuzer; so ist es bei der Armut.

Behend schlüpfte sie noch durch das Thor im Augenblicke, als es geschlossen werden sollte. Die Bedienerin, welche ihr Kommen in diesem Augenblick vermutete, kam ihr mit der brennenden Kerze auf die Treppe entgegen, deren Lampe bereits gelöscht war. Mechanisch fragte Olympia nach dem Befinden der Kleinen und hörte nicht auf die Antwort. Durch ein kleines, enges Vorgemach, das eigentlich nur ein Verschlag war, schritt sie in ihr Wohnzimmer, an welches ein Kämmerchen stieß, in welchem nur ein Bett Raum hatte. Dieses war von ihr der Leidenden überlassen worden, während Olympia selbst, solange sie jene bei sich hatte, auf dem Sofa im Wohnzimmer schlief. Jetzt hatte sich Jenny für eine Stunde mit eingebundenem und dicht umwickeltem Fuße erhoben, um das Abendbrot am Tische nehmen zu können. Olympia glaubte, als sie sich niederließ, sie hätte großen Hunger, konnte jedoch zu ihrer eigenen Verwunderung keinen Bissen berühren. Die Kehle aber war ihr ausgetrocknet, und da sich eine kleine Schenke im Hause befand, in die man durch den Hof gelangen konnte, so schickte sie die Bedienerin, etwas Wein zu holen.

Der Trank erwärmte sie wohlthuend. Jetzt konnte sie sich zum Sprechen von gleichgültigen Dingen aufraffen, benutzte jedoch den Moment dazu, Jenny nach genossenem Abendbrot wieder ins Bett zu treiben und die Bedienerin fortzuschicken. Olympia hatte Sehnsucht, allein zu sein und zu ruhen, verwechselte aber die Müdigkeit ihrer Seele mit dem Bedürfnis äußerer Ruhe. Rasch entkleidete sie sich, löschte das Licht und warf sich in die Kissen, die das Sofa in ein Bett verwandeln sollten. Entschlossen, tief und fest zu schlafen, fand sie erst jetzt, daß es ihr nicht gelang, ihre Gedanken los zu werden.

Was war denn aber geschehen, fragte sie sich; eine ganz undeutliche, ganz unverständliche Kunde war ihr zugekommen. Sie war aber aus Amerika gekommen! Mit diesem Worte war ihr gleichsam ein Schlüssel in die Hand gegeben, um mit dem Gedächtnis ihr ganzes Leben nach rückwärts durchschreiten zu können. So stand sie bald beim Anfang alles dessen, was über sie hereingebrochen war. Und alles schloß sich in dem Namen Theodor zusammen.

Sie sah ihn in der Uniform des Oberlieutenants zum erstenmal in das Haus ihres Vaters treten. Er hatte sie sogleich ins Auge gefaßt und von diesem Moment an sein Gemüt nicht mehr von ihr abgewendet. Das war aber jetzt gleichgültig, ganz andere Dinge als vergessene oder überwundene Liebesschmerzen tauchten in ihr auf.

Ihr Vater, Franz Rittinger, war Hauptmann in der österreichischen Armee. Er

hatte, wie man sagt, von der Pike auf gedient und war durch und durch ein militärisch geschulter Charakter, streng gegen sich selbst und gegen andere. Kaum Offizier geworden, hatte er geheiratet, ein liebes, stets etwas kränkliches, sehr demütiges und ihm ganz unterworfenes Wesen. Es war eine Liebesheirat gewesen, welche bei der Armut des Mannes durch die Mitgift der Frau allein möglich geworden war. Die namhafte Kautionssumme, welche ein österreichischer Offizier zu erlegen hat, um heiraten zu dürfen, wäre sonst nicht vorhanden gewesen.

Olympia war die erste Frucht dieser Ehe, und erst zehn Jahre nach ihrer Geburt, nachdem die Mutter eine schwere Krankheit überstanden hatte, war ein zweites Kind nachgekommen. Olympia wurde nach ihrem Vater Franziska oder Fanny getauft, die Schwester erhielt nach der Mutter den Namen Leonore. Zu den Freunden des Vaters gehörte ein Baron Pardell, der einige Zeit mit Rittinger in demselben Regiment gedient hatte. Pardell war ursprünglich reich gewesen, hegte aber eine unselige Leidenschaft für das Theater, die ihn auch veranlaßt hatte, früh den Dienst zu verlassen. Die Leidenschaft war nicht schauspielerischer Ehrgeiz, sondern die Sucht, ein Theater zu leiten. Mehrmals war Pardell auch Direktor gewesen und hatte dadurch schrittweise seinen Ruin herbeigeführt. Es war aber eine Zeit gekommen, in der er sich mit Sicherheit wieder aufzuhelfen hoffen konnte. Das war vor ungefähr zwölf Jahren, als Fanny achtzehn Jahre zählte und ihre kleine wunderschön sich entfaltende achtjährige Schwester Lori die Herzensfreude der Familie bildete.

Diese befand sich, wie fast immer während der Dienstzeit Rittingers, in Wien. Baron Pardell kam fleißig in das Haus, dessen geringe Lebensfreuden bei bescheidenem Auskommen der Baron durch seine Schwänke und Erzählungen aus Theaterkreisen erhöhte. Für Fanny schien er eine zärtliche Neigung zu hegen, von der er aber so oft und unter so vielen Scherzen sprach, daß es schwer gewesen wäre, sie für ernsthaft zu halten. Indessen kam doch ein Moment, in welchem er Fanny und ihren Eltern mit ungewohnter Feierlichkeit erklärte, daß nach dem Gelingen des Unternehmens, welches ihn jetzt ganz beschäftigte und an dessen Erfolg nicht zu zweifeln war, er Fanny mit Genehmigung des Hauptmanns und seiner Frau bitten werde, ihm ihre Hand zu reichen. Der Hauptmann nickte nur beistimmend; er besaß eine bei seiner sonstigen Kälte rätselhaft innige Sympathie für den Baron, der ihm freilich einmal in Dienstsachen eine wahre Liebesthat erwiesen hatte; es sollte ein rettendes Opfer gewesen sein, ohne welches der Hauptmann vor ein Kriegsgericht gestellt worden wäre.

Um dieselbe Zeit war es, als ein junger Lieutenant, Theodor von Dornblüh, zum erstenmal in das Haus kam. Wie er unverhohlen seine schnell gefaßte Leidenschaft für Fanny äußerte, so wendete auch diese ihm bald ihr Herz zu. Der Hauptmann verhielt sich ironisch zu dem Plane der Liebenden. Er konnte seiner Tochter keine Mitgift geben, und der Lieutenant mußte alle seine Hoffnung, die Kaution aufzubringen, auf eine sehr problematische Erbschaft von einer Tante setzen, die in einer Provinzstadt noch sehr rüstig lebte und sogar gesonnen sein sollte, noch zu heiraten.

Diese verschiedenen Aussichten, sich durchkreuzenden Pläne, Entmutigungen und Hoffnungen brachten nur um so frischeres Leben in den Familienkreis, besonders da Baron Pardell die Bewerbung des Lieutenants nicht gerade mit rasender Eifersucht sah, sondern nur gelegentlich zum Gegenstand komischer Entrüstungsscenen machte. Immer behauptete er, er werde nach dem Gelingen des Unternehmens über den Lieutenant rasch den Sieg davontragen, und nachdem er dies mit größter Entschlossenheit beschworen, führte er doch gleich wieder die Möglichkeit vor Augen, im schlimmsten Falle auf Lori zu warten, die in zehn Jahren durch ihre Schönheit die Welt in Erstaunen setzen würde.

Zu diesem kleinen Kreise gesellte sich auch zuweilen ein aufgeklärter Priester, Namens Thonbacher, der Beichtvater der Frau Rittinger. Seine freiere Weltanschauung stand nicht ganz im Einklang mit seinem Berufe, hatte aber auf den Geist und den Bildungsgang Fannys seit ihrer Kindheit fördernd eingewirkt.

Wer weiß, wie lange die Harmlosigkeit dieser Verhältnisse fortgedauert hätte, wenn nicht eines Tages Fanny zu der Überzeugung gekommen wäre, ein schmerzliches oder gefährliches Geheimnis müsse die Seele ihres heißgeliebten Vaters bedrücken. Wie Fanny jetzt, sich schlummerlos umherwerfend, des Augenblicks gedachte, in welchem ihr jene Überzeugung aufgegangen war, da fühlte sie noch einmal dieselben Schauer ihr durch Mark und Bein dringen. Fast ohne zu wissen, was sie that, stand sie auf, um ihre Stirn an die kalten Fensterscheiben zu drücken. Durchfröstelt suchte sie wieder ihr Lager auf, aber ihre Augen starrten weit offen in die Finsternis.

* *
*

Aus dieser Finsternis tauchte ein entgegengesetztes Bild vor ihrer in die Vergangenheit sich gleichsam einbohrenden Seele auf, das Bild eines sonnenhellen, langen heißen Sommertages, so blendend, so brennend und unerbittlich schattenlos seinen langsamen Verlauf nehmend, wie das Schicksal hartnäckig und unerbittlich uns auf dem Wege entgegenzieht, auf dem wir ihm nicht ausweichen können. Vater, Mutter und die beiden Töchter saßen beim Mittagstische in der künstlich verfinsterten Stube. Man aß sehr früh, denn die Mutter und Lori sollten auf des Vaters Geheiß gleich nach Tische einen Besuch auf dem Lande machen und dort den ganzen Tag verbringen. Der Vater war sehr schweigsam; zwar sprach er niemals viel, aber seit einigen Tagen hatte die Schweigsamkeit jenen Ausdruck, der Fanny so sehr beängstigte. Sie atmete erleichtert auf, als Baron Pardell eintrat, dessen Munterkeit gewöhnlich auf den Vater nicht ohne Wirkung blieb.

Munter war er auch wieder, der liebe Baron, das immer etwas Erzwungene seiner Scherze trat diesmal für Fanny besonders deutlich hervor, vielleicht weil die Wirkung auf den Vater gänzlich ausblieb. Der Hauptmann hatte gleich beim Eintritt Pardells Messer und Gabel weggelegt und sie nicht mehr zur Hand genommen. Dem Baron fiel es vielleicht auf, denn er warf manchmal einen scheuen, furchtsamen Blick auf seinen Freund, ließ sich aber nicht hindern, von seinem Lieblingsthema zu sprechen. Dies war natürlich das Theater, aber schon seit geraumer Zeit gab er diesem Gegenstand eine besondere Anwendung auf Fanny. Oft hatte er wiederholt, daß sie für die Tanzkunst geboren sei und daß er nach dem Gelingen seines Unternehmens, nach der Einrichtung eines vorstädtischen Opernhauses, welches dem kaiserlichen Institut Konkurrenz machen sollte, darauf bestehen werde, Fanny für das Ballett ausbilden zu lassen. Wenn sie ihn, den Direktor, heirate, so entgehe sie den Chikanen, die andere Tänzerinnen durch die Regie zu erleiden haben; wolle sie dies aber nicht, so könne sie sich in wenigen Jahren die Heiratskaution für den Lieutenant ertanzen..

Wie es kam, daß Pardell in einem so unpassenden Augenblicke, während des eiligen Mahles und bei der herrschenden Hitze, von Fanny verlangte, sie solle ihm die einst von Fanny Elßler in Mode gebrachte und von Fanny aus Passion einstudierte „Cachucha" vortanzen, wäre schwer zu entscheiden gewesen. Fast schien es, das Verlangen entspringe einer momentanen Geistesabwesenheit des Barons. Denn er bestand nicht weiter darauf, als der Hauptmann sogleich mit einer zornigen Bewegung den Stuhl rückte und sich erhob. Er mahnte seine Frau, sich und das Kind für die Fahrt auf das Land fertig zu machen, und Fanny ging mit Mutter und Schwesterchen in das Nebenzimmer, um ihnen behilflich zu sein.

Als die Angekleideten wieder in das

Zimmer traten, weil Lori dem Papa adieu sagen wollte, bemerkte Fanny, welche zuerst die Thür geöffnet, daß Pardell sich rasch aus einer knienden Stellung zu Füßen des aufrechtstehenden Hauptmanns erhob. Ohne die Frauen noch einmal zu grüßen, entfernte sich der Baron, und der Hauptmann nahm mit einiger Ungeduld von der Frau und dem Töchterchen Abschied.

Den Augenblick des Alleinseins mit dem Vater hatte Fanny schon seit dem Morgen zu benutzen beschlossen, um dem sichtbar unglücklichen Manne das Geheimnis seines Schmerzes zu entreißen. Die Reden, die sie im stillen vorbereitet hatte, um einem so strengen und verschlossenen Charakter, den sie nur mit dem demütigsten kindlichen Respekt zu behandeln gewohnt war, in einer unbescheiden scheinenden Weise näher zu kommen, diese klug ausgesonnenen Reden waren überflüssig geworden. Denn der Vater begann sogleich selbst mit der Erklärung, daß er die Mutter und Lori nur deshalb fortgeschickt, um sich ohne Zeugen und ohne Störung mit Fanny unterreden zu können.

„Du bist mein starkes Mädchen,“ sagte der Hauptmann, „die Mutter ist nicht viel kräftiger und besonnener als Lori. Dir kann ich schon etwas anvertrauen, mehr sogar als mein eigenes Schicksal. Ich kann dir das Schicksal von Mutter und Schwester in die Hände legen.“

Fanny wurde bei diesen Worten, die eine so düstere Perspektive eröffneten, totenbleich, aber sie hütete sich wohl, den seltenen Redefluß des Vaters durch eine Äußerung oder auch nur durch eine Gebärde zu unterbrechen. Ohne eine Veränderung in seinen ehernen Zügen, ohne Zittern der Stimme, knapp und trocken erzählte der Hauptmann, daß er vor zwei Jahren, als Baron Pardell für sein Theaterunternehmen zehntausend Gulden aufnehmen wollte und nirgends mehr Kredit finden konnte, für den Baron, für die richtige Zahlung zur bestimmten Frist mit seinem Ehrenwort als Offizier Bürgschaft geleistet habe, also verpflichtet war, die Summe zu bezahlen, wenn es der Baron nicht im stande sein sollte.

„Ich mußte es thun,“ sagte der Hauptmann, „nicht aus Freundschaft, sondern aus Dankbarkeit, die am meisten verpflichtet.“

Fanny zwang sich, ebenso trocken und ruhig zu sprechen, als sie fragte, ob Pardell die Summe zum Termin bezahlen werde.

„Nein,“ erwiderte der Hauptmann, „er hat sich verrechnet, wenigstens um ein Jahr, und war gerade hier, um mir das Scheitern des letzten Versuches anzuzeigen. Binnen acht Tagen muß gezahlt werden. Prolongation ist dem Ehrenwort des Offiziers gegenüber unmöglich. Du begreifst also, daß ich mich erschießen muß.“

Fanny sank laut aufschreiend von ihrem Sessel herab.

„Still!“ sagte der Hauptmann und half der halb Ohnmächtigen vom Boden auf. Sie sammelte sich gewaltsam.

„Sollte ich mich in dir getäuscht haben,“ hob er wieder an, „sollte ich es bereuen müssen, daß ich dich für ein starkes Mädchen gehalten habe?“

Indessen fühlte er doch bei ihrem Anblick, daß er in seiner militärischen Rücksichtslosigkeit barbarisch zu Werke gegangen war. Wie um sich vor dem eigenen Gewissen zu entschuldigen, erklärte er ihr seine Offenheit als eine unvermeidliche Notwendigkeit. Sie wäre mit ihrer Klugheit, ihrer Gesundheit und ihrem energischen Wesen, worin sie ihm selbst gliche, die einzige Stütze der schwächlichen, im praktischen Leben unerfahrenen Mutter und des unerwachsenen Kindes. Sie müsse genau und umständlich zur Kenntnis nehmen, welche Hilfsquellen nach seinem Tode übrigblieben, wie dieselben zu verwalten wären, welche kleine Stadt am besten geeignet sei, um mit dem Wenigen bequem durchzukommen.

Nun gab er ihr darüber bis in das kleinste Aufschluß. Sie nickte zu allem, was er sagte, mechanisch und gab nicht durch ein Wort ihren Seelenzustand zu erkennen. Endlich erhob er sich, setzte

seine Dienstmütze auf und zündete sich gelassen eine „Virginia" an.

„Noch eins," sagte er, „es fällt mir ein, daß es grausam wäre, wenn ich so fortginge und dich in Ungewißheit ließe, ob ich wiederkomme. Ich gebe dir mein Wort, daß du noch nichts zu besorgen hast, noch nichts in den nächsten vier Tagen. Ich habe es dir so früh gesagt, weil noch viel zwischen uns zu besprechen ist. Und dann — Hoffnung giebt's nicht, aber die Wunder sind auch noch nicht ausgestorben. Geld kriegt der Pardell nirgends mehr, wenn er sich auf den Kopf stellt. Es lebt aber irgendwo ein Kavalier, oder ein Theatermeister, was weiß ich! Einer, der ihm versprochen hat, nach Wien zu kommen und zu sehen, was noch zu thun ist."

Der Hauptmann lachte höhnisch auf, bezwang sich aber, um den etwaigen Trost dieser fabelhaften Aussicht nicht zu verderben. Dann winkte er mit der Hand und verließ ruhigen Schrittes das Haus.

Fanny blieb an ihrem Platze, das Herz zusammengepreßt, aber nicht willens, sich dem Schmerze weibisch zu überlassen. Denn ein Gedanke dämmerte in ihr auf, den sie sich klar machen mußte. Daß sie durch die rührendsten Bitten nicht vermocht hätte, den Entschluß des Vaters zu ändern, war so unbezweifelbar, daß sie gar nicht daran dachte. Ehre! Ehre des Soldaten, des Offiziers! Da war nichts abzudingen, nichts ins Schwanken zu bringen. Ihr Vater war außerdem ein Mann, dem die fleckenlose Reinheit seines Rufes über alles ging, und mit kaltblütiger Gleichgültigkeit hätte er für ein gebrochenes Wort gebüßt, auch wenn er nicht Militär gewesen wäre, wie er mit derselben kalten Energie ein Familienglied getötet hätte, durch welches seine Ehre angetastet worden wäre. Konnte aber nicht eine Gewalt in Anspruch genommen werden, die ihn gehindert hätte? Das war der Gedanke, der in ihr aufgedämmert war. Die Gewalt konnte nur die eines Vorgesetzten sein; wie aber einem solchen in die Nähe kommen? Der Lieutenant mußte einen Rat geben können; sie erhob sich, sie machte sich auf den Weg, Theodor von Dornblüh in seiner Wohnung aufzusuchen.

Draußen lag der helle, blendende Sonnenschein auf dem Pflaster. Die Wohnung des Hauptmanns lag in der Alservorstadt, wo sich damals die größte Kaserne Wiens befand. Nur wenige Straßen davon entfernt hatte der Lieutenant ein kleines Zimmer gemietet, wo er die dienstfreien Stunden zubrachte. Es war wenig Hoffnung, ihn jetzt zu Hause zu treffen, er mußte Dienst haben, weil er sonst schon an diesem Tage bei ihr gewesen wäre. Darum schlich sie langsam dahin, immer erwägend und sich besinnend, ob denn das Vorhaben ausführbar sein würde, das ihr so jählings durch den Kopf gegangen. O, wie trostlos die Sonne sein kann, wenn sie so hell und freudig auf ein armes, dem Zerspringen nahes Menschenherz ihre lachenden Strahlen wirft! In der Glut des frühen Nachmittags waren die Straßen wie ausgestorben, nirgends eine Bewegung, ein Gegenstand, etwas Lebendiges, woran sich der Gedanke an eine mögliche Rettung hätte knüpfen lassen. Die Sonne schien, als könnte es niemals Nacht werden, so düstere Nacht wie in der gequälten Kreatur.

Der Offiziersbursche, der ihr die Wohnung des Lieutenants öffnete, sah mit kuriosen Augen auf das junge Mädchen, was dieses wenig kümmerte. Der Lieutenant hätte nicht Dienst, lautete der Bescheid, aber er hätte schon am Morgen Nachrichten bekommen, die ihn in der inneren Stadt festhielten. Doch werde er jetzt jeden Augenblick kommen müssen, und jedenfalls schlafe er heute nicht in der Kaserne, sondern in seinem Zimmer.

Fanny trat hinein, entschlossen, nicht zu weichen, bis Theodor zurückgekehrt, und sollte sie den Rest des Tages und die ganze Nacht warten müssen. In der kleinen Stube war keine Vorrichtung zum Schutz gegen das eindringende Sonnenlicht, das an den weißgetünchten Wänden sich noch mehr zu erhitzen schien. Das

Mädchen warf sich auf das dürftige aus Stroh geflochtene Sofa und überlegte noch einmal, wie sie ihren Gedanken, einen Vorgesetzten zu Hilfe zu rufen, dem Lieutenant plausibel machen sollte. Je länger sie überlegte, desto weiter schien sich die Möglichkeit der Ausführung zu entfernen. Da wurde ihr so bange, daß sie dem lang unterdrückten Trost des Weibes nachgeben mußte: sie brach in Thränen aus. Die Sonne schien gleichmäßig hell, es war, als ob die Stunden nicht vorübergehen wollten.

Endlich drang ein rascher soldatischer Schritt an ihr Ohr. Sie sprang auf, und schon hörte sie den Freudenschrei Theodors. Er umarmte sie stürmisch, wie er es bisher niemals gewagt hatte, er wollte sie zwingen, mit ihm die kleine Stube zu umtanzen. Sie schrieb diesen maßlosen Ausbruch von Freude der Überraschung zu, sie in seiner Wohnung zu treffen, was er freilich niemals hätte voraussehen können.

„Um Gottes willen,“ rief sie, „fasse dich! Ich bin zu dir gekommen, aber ich bin nicht zur Freude gekommen, ich bin in Verzweiflung!“

„Es giebt keine Verzweiflung mehr auf dieser Welt,“ drang es stürmisch von seinen Lippen, „es giebt nur Jubel und Glück! Ich habe dich, ich besitze dich, Fanny, mein alles, du bist mein Weib!“

Er umarmte sie wieder, sie aber war von diesem Kontrast zu ihrer eigenen Stimmung fast empört, sie stieß ihn heftig von sich.

„Was hast du, Fanny, willst du den Himmel nicht sehen, der sich für uns aufgethan hat?“

Mit diesen Worten faßte er sie bei beiden Armen und zwang sie auf das Sofa nieder. Er ließ ihr keine Zeit, eine Frage zu stellen, er erzählte mit sprudelndem Eifer, was sich zugetragen hatte.

Am Morgen war ihm Botschaft gekommen, daß seine Tante in Troppau schon vor vierzehn Tagen das Zeitliche gesegnet hatte. Ihr Testament bestimmte für ihn als Legat die Summe von zehntausend Gulden, um die er sie so oft vergebens gebeten hatte, damit er die Heiratskaution endlich zu erlegen vermöchte. Man hatte darüber einem Gerichtsadvokaten in der inneren Stadt Wien amtliche Mitteilung gemacht; seit dem Morgen hatte Theodor die Kanzlei nicht verlassen, um über alle Details volle Gewißheit zu bekommen. Das Geld lag bereit und konnte jeden Augenblick behoben werden. Der Advokat hatte sich sogar erboten, dem Lieutenant, der sein Glück nicht glauben wollte, das Geld sogleich vorzustrecken, um ihn völlig von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen. Theodor war sogleich in die Wohnung des Hauptmanns geeilt, die er ganz verschlossen gefunden, und dann nach Hause gestürzt, um sich einige Momente lang von seinem Freudentaumel zu erholen.

Fanny blieb bei dieser Mitteilung stumm, regungslos und bleich. Erst jetzt, als seine Kunde das Gegenteil der Wirkung zu üben schien, die er hatte erwarten müssen, wurde der Lieutenant ernst und betrachtete Fanny mit Befremden und fast mit Schrecken. Sie achtete nicht darauf, ein neuer Gedanke beschäftigte sie; mit einer plötzlichen Bewegung der Arme nach aufwärts, als ob sie dem Himmel zu danken hätte, sprang sie auf und trat an das Fenster, um noch einen Augenblick zu erwägen, was sie zu sagen hätte. Dann wendete sie sich um und reichte Theodor beide Hände.

Sie fragte ihn, ob er sie liebe, über alles in der Welt liebe, und als er noch einmal beteuerte, was er ihr so oft geschworen hatte, da zog sie ihn auf das Sofa zurück und sagte: „Jetzt sollst du erfahren, Theodor, wie an diesem nämlichen Tage das Schicksal mit mir gespielt hat.“

Sie erzählte ihm den Auftritt mit ihrem Vater und verschwieg ihm nicht das Geringste von der Mitteilung so furchtbarer Art, von dem ganzen Geschick des Hauptmanns. Theodor sah zu Boden. Er vermochte nicht, sogleich alle Kon-

sequenzen selbst zu ziehen, welche Fanny in Bereitschaft zu halten schien.

„Es giebt nur eine einzige Rettung," sagte sie nach einer langen Pause, „jeder andere Gedanke erscheint mir jetzt kindisch und unausführbar."

„Welche Rettung meinst du?" fragte Theodor, noch immer ohne sie anzusehen.

„Du mußt noch heute wieder zum Advokaten gehen," erwiderte sie ruhig, als ob sie etwas Selbstverständliches vortrüge, „du mußt das Geld beheben. Der Himmel giebt uns einen Wink damit, daß es gerade dieselbe Summe ausmacht, um die es sich hier handelt. Mit diesem Gelde mußt du zu Baron Pardell gehen und es ihm unter Formen überlassen, welche meinen Vater seines Ehrenwortes quitt machen. Welche Formen dies sein müssen, damit wir diesem leichtsinnigen Baron gegenüber völlig sicher gehen, das wird dir auch der Advokat sagen. Dann ist der Vater, dann bin ich gerettet."

„Und ich bin vernichtet," sprach Theodor mit einem finsteren Blick; „du bist nicht klug."

Sie schwieg eine Weile, sie wollte in ihrer Seele selbst ergründen, welche Motive, welche Gefühle Theodor in diesem Augenblicke leiteten. Ihr Schweigen empfand er wie eine Mißbilligung und stellte ihr lebhaft vor, wie viel er um sie gelitten, wie sehr er sie geliebt, wie die Hoffnungslosigkeit an ihm gezehrt hatte und daß ihm nicht zuzumuten sei, in dem Augenblicke, da er den Gipfel seines Glückes erreicht zu haben glaubte, sich in den Abgrund des Verzichtens hinabzustürzen.

„Welches Glück meinst du denn?" fragte sie sanft.

Er sah sie betroffen an und wurde noch verwirrter, als sie hinzusetzte:

„Ich will dir sagen, welches Glück ich meine."

* * *

Die Sonne begann endlich zu sinken, durch das offene Fenster strich eine kühlere Luft. Nicht aber diese äußerliche Erquickung machte Fanny leichter atmen, die Vorstellung war es, daß sie einen Weg gefunden hätte, Theodor für das Opfer zu stimmen, von welchem das Leben ihres Vaters und, da sie die schreckliche That schwerlich überdauert hätte, auch ihr eigenes abhing.

„Ich kann mir kein größeres Glück denken," sagte sie, „als einem geliebten Menschen alles hinzugeben, was er in seinen Nöten braucht, um aufrecht zu bleiben. Du bringst das Opfer, machst mich dadurch zum glücklichsten Geschöpf und wir sind in unseren Herzen, in unserem Glauben aneinander, in unseren Gedanken auf ewig vereint. Die Dankbarkeit macht mich zu deiner Sklavin, vielleicht mehr, als es die Liebe gethan hätte. Wir sind innerlich vermählt, und dann ist die äußere Trennung nur eine scheinbare. Das wäre mein höchstes Glück."

Theodor prüfte einen Augenblick ihr Gesicht, ob sie im Ernste spräche, dann lachte er hell auf: „Ein entsagender Lieutenant! Ein tugendhafter Lieutenant!"

Er stand auf und trat an das Fenster, ihr den Rücken zuwendend. Sie fühlte sich von der idealen Höhe ihrer Auffassung herabgestürzt und die fürchterlich drohende Wirklichkeit stand wie ein entsetzliches Gespenst vor ihren Augen. Eine Hilfe aber mußte es geben. Dort stand der Mann, der die Hilfe in seiner Hand festhielt, und sie sollte sie ihm nicht entreißen können?

Sie erhob sich und schritt die kleine Stube auf und nieder, erst zu sich selbst, dann laut sprechend und selbst nicht klar darüber, ob sie ihn anredete oder nur ihrem Herzen Luft machte.

„Warum sollte er auch? Ja, warum solltest du? Was ist dir mein Vater? Ein Fremder! Kann ich fordern, daß du dich einem fremden Manne für nichts und wieder nichts opferst? Ich aber bin seine Tochter. Wenn ein Opfer gebracht werden muß und kann, wem kommt es zu, dieses Opfer zu bringen, wem anders als mir!"

Sie stellte sich Theodor gegenüber und

fragte ihn, als ob ihr der Zusammenhang der Dinge unbekannt wäre, wozu er die Kaution benötige, weshalb er den Besitz der zehntausend Gulden mit so maßloser Freude aufgenommen hätte.

„Komische Frage!“ erwiderte er. „Um das Geld in die Kriegskasse zu tragen und dich dafür zu besitzen.“

Eine tiefe Glut stieg in ihren Wangen auf, und halb laut sprach sie: „Daran hat sich ja nichts geändert, nichts weiter, als daß du das Geld statt in die Kriegskasse zum Baron Pardell trägst. Das Resultat soll das gleiche sein.“

Er verstand das Ungeheure nicht sogleich, dann verriet es ihm der Ausdruck ihrer Züge.

„Fanny,“ rief er, „unendlich geliebtes Weib!“

Sie umschlang ihn sanft und flüsterte an seiner Brust ruhend: „Es muß so sein! Wir haben das Glück an uns selber und brauchen nicht erst die Militärbehörde um Erlaubnis zu fragen. Was ist meine Ehre gegen die meines Vaters? Ich brauche nicht zu fühlen, daß ich sie verloren habe, denn ich habe dich gewonnen; für ihn ist der Verlust der Ehre der grausamste Selbstmord und damit auch der Untergang von Mutter und Kindern.“

Sie brach in heftiges Schluchzen aus. Die Rettung, die sie nun gesichert hatte, war ja doch auch eine Vernichtung. Dieser Vorstellung aber wollte sie nicht nachhängen. Theodor führte sie zum Sofa zurück, warf sich vor ihr auf die Knie und hielt ihre beiden Hände.

„Wir wollen einen stillen, einen beglückten Haushalt führen,“ flüsterte sie, „ich habe ja dann nichts mehr in der Welt als dich allein und darf keinem anderen Menschen mehr in die Augen sehen. O, wir werden glücklich sein, kehre dich nicht an mein Schluchzen!“

Sie trocknete ihre Thränen und zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Dann entwarf sie ihm ein reizendes Bild ihrer gemeinsamen Lebensführung, denn in ihrem Innersten zitterte die Angst, er könnte das ungeheure Opfer verschmähen. Er aber war ganz Liebe, Glück und Beseligung. Darüber beruhigt, verlangte Fanny, den Plan zu besprechen, nach welchem die Angelegenheit ihres Vaters geschlichtet werden sollte.

„Die Hauptsache ist,“ sagte sie, „daß zu meinem Vater nicht die leiseste Ahnung dringe, von welcher Seite das Geld gekommen ist. Sonst wäre nichts gethan. Ein Geschenk, ein Almosen ertrüge er ebensowenig wie den Verlust seiner Ehre. Ganz einfach muß ihm der Baron die Quittung des Gläubigers schicken, des befriedigten Gläubigers, womit alles gut ist. Dann aber darf auch der leichtfertige, wortbrüchige, konfuse Pardell nicht erraten können, woher die Hilfe gekommen ist, und zugleich muß gesorgt werden, daß er das Geld nicht noch vor der Auszahlung vertrödelt. Ich weiß, daß er von irgend einem fernen Bekannten eine chimärische Rettung sich selbst und dem Vater vorspiegeln will. Das kann zu einer Fabel benutzt werden.“

Sie kamen nun überein, den Hof- und Gerichtsadvokaten, der ohnehin ein Wohlwollen für den Lieutenant hatte, so weit als nötig in die Sache einzuweihen. Zeit war nicht zu verlieren; der nächste, spätestens der zweitnächste Tag mußte die Hilfe bringen, oder es war überhaupt nicht mehr zu helfen. Dornblüh beteuerte, daß nach allem, was ihm der Advokat mitgeteilt hatte, das Geld sogleich zur Verfügung war und es sich nurmehr darum handelte, den Modus zu beraten, unter welchem dem Hauptmann und folglich auch dem schwatzhaften Pardell die Kombination der Verhältnisse am sichersten verborgen bleiben konnte. Gewiß werde der Advokat auch dafür sorgen können, daß die Summe nicht unwiederbringlich geopfert sei, eine Rückzahlung, wenn auch in ferner Zeit, in Aussicht stünde.

Beide lächelten ungläubig bei der Erwägung dieser Eventualität, denn sie kannten das Wesen des Barons zu gut, um sich in dieser Beziehung einer Hoffnung hinzugeben.

„Gleichviel," rief Dornblüh, „die Sache wird geordnet, und dann hole ich mir mein Lebensgut!"

Er küßte ihre Hände. Inzwischen war die Dunkelheit hereingebrochen und Fanny erhob sich.

„Du darfst nicht mehr im Hause meines Vaters erscheinen, niemals mehr, Theodor," sagte sie, „sie begegnen dir mit zu viel Liebe, und du müßtest heucheln, denn du weißt doch, daß sie dir später fluchen werden."

Sie wußte der Dunkelheit Dank, die das Fließen ihrer Thränen verhüllte, und eilte hinaus. An die Treppe gelangt, reichte sie Theodor noch einmal die Hand und sprach: „Eine Stunde, nachdem mein Vater sich gerettet wissen wird, bin ich bei dir, denn ich könnte dann, mit meinem Vorhaben im Herzen, die liebevollen Augen meiner Mutter nicht mehr ertragen."

Sie preßte ihr Gesicht in das Tuch und flog die Treppe hinab. Vielleicht hätte ein Charakter, der über das Mittelmaß der Gewöhnlichkeit höher emporragt als der des Lieutenants Theodor von Dornblüh, auf das irdische Gut verzichtet, ohne eigennützig einen Preis dafür zu verlangen, beglückt durch das Bewußtsein, Großartiges für ein geliebtes Wesen geleistet zu haben. Allein solcher Charaktere giebt es wenige, sie tauchen im Lauf der Welt zu selten auf, als daß der Mangel solcher Größe verwundern könnte. Dazu kam, daß die Armut den Wert eines plötzlichen namhaften Besitzes ungeheuer vergrößert und Dornblüh durch das Opfer schon die ungeheuerste Probe einer maßlosen Leidenschaft für Fanny zu liefern glauben mußte. Außerdem waren in Offizierskreisen Verhältnisse, wie er jetzt eines mit der Geliebten einzugehen im Begriffe war, ziemlich allgemein im Schwange. Man hoffte auf die Zukunft, welche den zur Eheschließung erforderlichen Betrag doch noch einmal bringen würde, und die Hingebung, die unverbrüchliche Treue des Mädchens adelte den Verkehr.

Noch war niemand von der Familie zurückgekehrt, als Fanny ihre Wohnung wieder betrat. Sie legte doppelte Sorgfalt in die Vorbereitungen, um es der Mutter und der kleinen Schwester bei ihrer Wiederkehr so behaglich als möglich zu machen. Mit einer Zärtlichkeit, als ob Monate der Trennung vorhergegangen wären, umarmte sie beide, und als sie nach dem Abendessen die Kleine wie gewöhnlich zu Bette brachte, gestattete sie dieser, ihr länger als sonst von den Erlebnissen des Tages mit kindlicher Lebhaftigkeit vorzuplaudern, und wiegte sie endlich mit Liedern und Märchen in den Schlaf, ein Glück, welches Lori nur an besonderen Festtagen zu teil wurde. Dann setzte sich Fanny an das Bett der Mutter, und nicht fähig, von ihren eigenen Gemütsbewegungen ein Wort zu sagen, war sie froh, die Stimme der Mutter so lange als möglich zu hören. Der gemessene Schritt des heimkehrenden Hauptmanns im Nebenzimmer scheuchte das Mädchen auf, als wäre eine Notwendigkeit, sich zu flüchten, eingetreten. Nur scheu und mit bangen Blicken streifte sie an dem Vater vorüber, der ihr seltsames Benehmen durch seine Mitteilungen an diesem Tage erklärlich genug fand.

Still und ohne ein Ereignis verlief der nächste Tag. Fanny ängstigte sich nicht darüber, daß die Hilfe noch nicht gekommen war; ihr festes Vertrauen auf den Mann, dem sie mehr als ihr Leben, dem sie ihre Ehre und ihren Seelenfrieden zu Füßen gelegt hatte, war ja zugleich das einzige gewesen, was ihr die ungeheure That überhaupt möglich gemacht. Seltsam aber kreuzten sich ihre Gefühle im Anblick des Vaters. Er suchte mehrmals Gelegenheit, sie allein zu sprechen, um ihr die Anordnungen, was nach seinem Tode sowohl unmittelbar als in späteren Tagen zu geschehen hätte, genau ins Gedächtnis zu prägen. Sie hörte ihn schweigend und mit scheinbarer Aufmerksamkeit an, aber in ihrem Innersten loderte ein ihr selbst fast unbegreiflicher Zorn. War dies die Folge, daß er gerade

an ihr die Barbarei verübt hatte, sie in sein schreckliches Vorhaben einzuweihen? War es die Folge der Bitternis, daß er sie zu einem Schritt gezwungen hatte, den sie unter keinen Umständen sonst für möglich gehalten hätte?

Man war im Hochsommer, der Tag brach schon zu frühester Stunde an, und dennoch war es noch nicht völlig hell geworden, als am nächsten Morgen an der Glocke gerissen wurde. So heftig schallte es durch das Haus, daß selbst Lori aus ihrem Bettchen gesprungen war, während die Mutter, wie alle schwächlichen Frauen, hinter allem Ungewöhnlichen sogleich ein Unglück vermutend, nur durch das Beispringen Fannys von einer Ohnmacht bewahrt wurde, der Hauptmann aber den Degen ergriffen hatte, um einem so kecken Eindringling, dem er selbst die Thür zu öffnen ging, eine Züchtigung zu versetzen. Baron Pardell aber war es, der sich dem Hauptmann in die Arme stürzte, bevor dieser noch wußte, wen er vor sich hatte.

„Bezahlt!“ rief Pardell atemlos, stürzte in das erste Zimmer und warf sich platt auf den Boden. „Ich muß ausruhen,“ stöhnte er, „in der ganzen Stadt noch kein Fiaker, ich bin gelaufen wie ein Besessener. Die Freude ist auch ein Teufel, sie war hinter mir und hat mich gejagt. Um drei Uhr habe ich den Kontrakt unterschrieben, und bevor die Tinte trocken, war ich schon auf der Straße, ohne Hut! Franz, umarme mich, aber erst wenn ich wieder auf den Beinen bin. Oder gieb mir deine Tochter. Dazu allein will ich aufstehen. Sonst bin ich zu müde. Macht Kaffee!“

Die Familie umstand den seltsamen Mann. Lori lachte und sprang umher, voll Freude darüber, daß nur überhaupt einmal etwas Kurioses geschehen war. Die Mutter, welche nicht verstehen konnte, was der Auftritt zu bedeuten hätte, sah mit finsterem Gesicht auf den am Boden Liegenden herab, sie spürte den Schrecken noch in allen Gliedern. Fanny hatte sich nach dem Fenster gewendet, den Rücken gedreht, und schien keinen Anteil zu nehmen. Der Hauptmann, im Schlafrock, aber auf den Degen gestützt, stand hoch aufgerichtet; es wäre schwer gewesen, was in ihm vorging, aus seiner Miene zu entziffern. Als er sah, daß seine Frau nach dem Sofa schritt, befahl er, daß sie und Lori ins Schlafgemach zurückkehren sollten. Erst nach ihrer Entfernung wendete sich Fanny um, und der Blick des Hauptmanns auf sie verriet sein Einverständnis, daß sie bei den Männern blieb.

Der Hauptmann ließ sich nieder, während Fanny dem Baron ein Kissen unter den Kopf schob.

„Wie ist es zugegangen?“ fragte der Hauptmann.

„Ich möchte lieber erst Kaffee trinken,“ begann Pardell, „aber zum Glück ist nicht viel zu erzählen. Hast du jemals, Franz, von einem Doktor Pröbstlein ein Sterbenswort gehört? Ich nicht, aber gestern hat er mich den ganzen Tag überlaufen, zweimal, fünfmal, ich weiß nicht. Ich war in Döbling, um die Fioretti, du weißt, die große Koloratursängerin — der verfluchte Saphir hat einmal gesagt, sie macht die Cholera-Tour — für mich zu engagieren. So bin ich erst nach zehn in die Stadt gekommen und natürlich gleich ins Gasthaus gegangen. Schwere Sorgen haben mich so niedergezogen, daß ich nicht vor zwölf habe aufstehen können. Jetzt komme ich nach Haus; wer sitzt in meinem Zimmer? Der Hof- und Gerichtsadvokat Doktor Pröbstlein! Jetzt rate, was er mir gebracht hat?“

„Sprich!“ sagte der Hauptmann barsch, nicht willens, das Geschwätz hinausdehnen zu lassen.

„Ich bin so hungrig und so durstig,“ fuhr Pardell fort, „ich will's kurz machen. Franz, du hast mir niemals geglaubt, wenn ich von dem Fürsten in Rom gesprochen habe, der mich nicht sinken lassen wird. Er ist es aber, der uns das Leben wiedergiebt. Pröbstlein hat zehntausend Gulden auf den Tisch gelegt. Freilich hat er sie gleich wieder eingesteckt. Er

traut mir nicht, so ein Advokat! Jetzt ist eine lange Verhandlung gewesen. Fünfhundert Gulden Zinsen habe ich gleich vorausbezahlen müssen, es waren meine letzten armen Groschen. Dann habe ich einen Schuldschein unterschreiben müssen. Dafür hat Pröbstlein mir unterschrieben, daß die zehntausend Gulden bezahlt *sind*, auf die Minute, wir sind nichts mehr schuldig, dein Ehrenwort ist eingelöst!"

Der Hauptmann erhob sich, ein Pfiff durch seine Zähne war alles, womit er das wiedergewonnene Leben willkommen hieß. Auf Zureden Fannys erhob sich jetzt auch der Baron. Er legte sich auf das Sofa, und sobald er sich hingestreckt, schlief er wie ein kleines Kind augenblicklich ein. Man sorgte, daß er nicht gestört wurde.

Als man mit dem endlich erwachten Baron beim Frühstück saß, erwähnte Fanny, daß sie lange nicht aus der Stadt hinausgekommen wäre und sogleich nach dem Frühstück derselben befreundeten Familie auf dem Lande, bei der zwei Tage früher Mutter und Schwester gewesen, einen Besuch für den ganzen Tag abstatten wolle. Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden. Im Zimmer der Mutter hatte sich Fanny eine Nische für ihren eigenen Gebrauch von jeher zurechtzumachen gewußt. Dort stand ihr Schreibtisch, und sie setzte sich für einige Minuten an demselben nieder. Dann nahm sie Hut und Mantille und verabschiedete sich von Mutter und Schwester und zwar, sich selbst beherrschend, nicht um einen Grad zärtlicher, als es sonst bei solchen Gelegenheiten üblich war. In der Küche ergriff sie einen schweren Reisesack, den sie schon tags vorher mit allem bepackt hatte, was sie mitzunehmen befugt war. Unhörbar schloß sie die Thür ihrer elterlichen Wohnung zu. „Auf Nimmerwiedersehen!" sagte sie vor sich hin, und die Thränen flossen über ihre Wangen.

Vom Vater, der im Gespräch mit Pardell war, hatte sie keinen Abschied genommen. Aufgerichteten Hauptes, mit einem gewissen Stolze, daß sie sich stark genug gefühlt, zu erfüllen, was sie auf sich genommen, schritt sie durch die Straßen.

* *
*

Waren es diese Erinnerungen, die der Tänzerin aus der Finsternis entgegenstarrten, so entzog sich, was unmittelbar darauf gefolgt war, ihrem deutlichen Bewußtsein natürlich so weit, als sie nicht selbst Zeugin des Geschehenen gewesen war. Sie hatte auf ihrem Schreibtisch einen Brief zurückgelassen und mußte voraussetzen, daß er erst abends von der Mutter gefunden worden. Diese hatte die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen in allen Zimmern nachzusehen, ob nichts frei umherstehe, was für die Nacht besser zu verschließen wäre. So mochte sie wohl auch, vielleicht beängstigt von dem langen Ausbleiben der Tochter, an den Schreibtisch getreten sein. Der Brief hatte folgenden kurzgefaßten Inhalt:

„Theodor und ich, wir ertragen das aussichtslose Warten nicht länger. Ich habe mich überreden lassen, aus dem elterlichen Hause zu fliehen und fortan mit dem Geliebten zu leben. Vielleicht ist uns in der Zukunft eine legitime Vereinigung aufbehalten. Lebt wohl."

Wie furchtbar die Wirkung dieser Zeilen auf Vater und Mutter gewesen sein mußten, das hatte Fanny niemals den Mut gehabt, sich auszumalen. Sie nahm in diesen nächtlichen Stunden den Gang ihrer Erinnerungen wieder auf. Als sie am Morgen ihrer Flucht die Wohnung des Lieutenants betrat, fand sie nur den Burschen, der ihr sagte, daß Dornblüh schon nach drei Uhr morgens in die Stadt gegangen war, aber nach beendigtem Geschäft mit Doktor Pröbstlein sogleich zurückkehren wollte. In der Mitte des Zimmers stand ein gepackter Koffer, auf welchem sich Fanny fast geistesabwesend niederließ, um zu warten.

Als der Lieutenant kam, umarmte er

sie nicht einmal, er war viel zu hastig, sein Glück gleichsam in Sicherheit zu bringen. Mit fünfhundert Gulden Jahreszinsen in der Tasche glaubte er großartig zu Werke gehen zu können. Er ließ einen Fiaker kommen, den Koffer, der alle seine Sachen enthielt, auf den Wagen laden und sie fuhren zusammen nach einem kleinen, aber eleganten Hotel in der Leopoldstadt, in so weiter Entfernung von der Alservorstadt, als es die Dienstverhältnisse des Lieutenants nur immer gestatteten. Hier mieteten sie zwei kleine behaglich ausgestattete Zimmer.

Das erste Geschäft Fannys war, einen eindringlichen Brief an Pater Thonbacher zu schreiben, den Beichtvater ihrer Mutter, den Lehrer ihrer Jugend. Er erschien auch zu der von ihr flehentlichst erbetenen Stunde, und gerührt und erschüttert von den Motiven der Verbindung, gab er dem jungen Paare in aller Form den kirchlichen Segen. Er spendete das Sakrament der Ehe und vollzog ohne Zeugen eine Trauung, die zwar nicht die geringste bürgerliche Geltung hatte, aber den religiösen und sittlichen Gefühlen Fannys vollauf genügen konnte. Sie rettete sich dadurch die innere Ehre einer Ehefrau und vermochte um diesen Preis auf die weltlichen Vorteile einer solchen zu verzichten. Die kirchliche Legitimität dieser Verbindung mußte um so unverbrüchlicher Geheimnis bleiben, als sonst der edle Pater Thonbacher ein verlorener Mann gewesen wäre.

Die Tage vergingen. In der ersten Zeit fürchtete Fanny, jeden Augenblick könnte ihr Vater eintreten, um sie oder Theodor einfach niederzuschießen. Bei späterer Überlegung erkannte sie wohl, daß der Hauptmann Besorgnis tragen mußte, durch eine eklatante Rache dem Geschehenen allgemeine Verbreitung zu geben. Vielleicht auch, dachte Fanny, muß er sich sagen, daß sie ohne seine barbarische Rücksichtslosigkeit schwerlich zu einem so ungeheuren Entschluß gekommen wäre, daß er ihn also gewissermaßen mitverschuldet hatte.

Sie drang in Theodor, nur die wenigen Tage in Wien zu bleiben, die er brauchte, um sich Urlaub zu verschaffen. Ihr war es gleichgültig, wo sie den Urlaub zubrächten, und Theodor wählte Brünn, wo er schon einmal in Garnison gewesen. Von dort aus setzte er den Tausch mit einem Offizier gleicher Charge durch, brauchte also nicht mehr nach Wien zurückzukehren. Wie es inzwischen um den Hauptmann stand, ließ er sich von einem Kameraden im Regiment genau aus Wien berichten.

Es war Friedenszeit, die nimmer ruhenden politischen Konflikte stellten doch nicht die geringste kriegerische Bewegung in Aussicht, und so vertrug es sich mit der Gesinnung des Hauptmanns Franz Rittinger, den Dienst zu quittieren. Das war die erste Nachricht, die aus dem Elternhause nach Brünn gelangte, und Fanny erkannte daraus, wie furchtbar die Wunde war, welche die Kombination der Verhältnisse dem Vaterherzen zu versetzen sie gezwungen hatte. Nie war davon die Rede gewesen, daß er jemals aufhören könnte, Militär zu sein; offenbar hielt er die Ehre dieses Standes mit dem Familienunglück, das er als eine Schande betrachten mußte, nicht mehr vereinbar.

Was mochte er nun beginnen? Später kam die Nachricht, daß der Hauptmann mit Gattin und Tochter nach Amerika auswanderte. Obgleich Fanny diesen Fall nicht vorhergesehen, konnte er sie doch nicht überraschen, denn sie erinnerte sich jetzt, daß der Vater oft von einem verschollenen Bruder gesprochen hatte, der im Westen der Vereinigten Staaten als ein glücklicher Farmer leben sollte.

Das vereinigte Liebespaar konnte, weil nicht gesetzlich verbunden, nicht in der Kaserne wohnen. Theodor nahm eine den Mitteln entsprechende Wohnung, und als etwa ein Jahr seit ihrer Verbindung vorübergegangen war, schenkte Fanny einem Knaben das Leben. Nachdem dieser entwöhnt worden, stellten sich die Lebensverhältnisse als sehr knapp heraus. Die fällig gewordenen Zinsen des zwei-

ten Jahres hatte Doktor Pröbstlein nur zur Hälfte bei dem immer in der Klemme befindlichen Pardell einzutreiben vermocht.

Fanny kam auf den Gedanken, ihr ausgesprochenes Talent zur Tanzkunst als Lehrerin in kleinen bürgerlichen Familien zu verwerten. Dieser Plan stieß im Anfang auf große Schwierigkeiten, um so mehr, als sie in der Wahl des Hauses, dem sie dienen wollte, überaus peinlich war und viele Anerbietungen zurückwies, die nicht die Bürgschaft der vollsten Anständigkeit in sich trugen. In den Familien jedoch, denen sie sich ohne Bedenken angeschlossen hätte, war man wieder in Bezug auf sie selbst nicht ohne Skrupel. Bei den Leuten, die sich um den Lieutenant Dornblüh und seine Verhältnisse nicht viel zu kümmern hatten, galt Fanny mit stillschweigender Voraussetzung als seine Gattin. Wo man jedoch Anlaß fand, auf die Lebensbeziehungen des interessanten Paares näher einzugehen, erwachten alsobald geheime Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Ehe und folgten zarte Ausweichungen oder ein schroffes Zurückziehen.

In dieser Not brachte eine zufällige Begegnung mit einem Rittmeister von den Husaren, einem Grafen Hubert von Thurnhof, einige Hilfe. Fanny war erst, seit sie Mutter geworden, zu der vollsten Eigentümlichkeit ihres Wesens aufgeblüht. Ohne schön zu sein, gehörte sie zu den Frauen, die durch einen undefinierbaren Reiz in ihren Zügen über ausgesprochene Schönheiten siegen, so daß man nicht erklären kann, was ihnen eigentlich innewohne, um mehr Anziehungskraft zu üben als die Gesichter von klassischer Regelmäßigkeit. Freilich trägt auch oft eine geheimnisvolle oder mindestens ungewöhnliche Lebensstellung dazu bei, um solche Frauen bemerkter und gesuchter zu machen als die in den normalen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens stets ungestört sich bewegenden Erscheinungen. Diesen fehlt oft bloß deshalb, weil man nichts Nachteiliges von ihnen zu sagen weiß, oder weil ihr Dasein fest und regelmäßig in den Lauf der Alltäglichkeit eingefügt ist, das Unnennbare, das man heutzutage als das „Pikante“ zu bezeichnen pflegt.

Fanny genoß diese problematische Auszeichnung nicht bloß dadurch, daß ihre Stellung als Frau einigermaßen mysteriös war, sondern hauptsächlich durch den gewinnenden und oft bestrickenden Zauber ihrer Körperbewegungen und vornehmlich ihres Ganges. Nur in Frankreich legt man schon früh bei der Erziehung der Mädchen besonderes Gewicht auf eine niemals sich verleugnende Grazie der Haltung. Bei Fanny hatte die Natur für eine gewisse Musik der Bewegungen gesorgt, welche absolut nichts Auffallendes an sich hatte und dennoch gerade durch ihre stille Harmonie auffiel. Graf Thurnhof, ein feiner Kenner des weiblichen Geschlechtes, war durch diese Vorzüge, durch den wechselnden Reiz der Züge und die immer sich gleichbleibende Grazie des Ganges, augenblicklich für Fanny eingenommen und machte daraus selbst vor dem Lieutenant kein Hehl. Dornblüh kannte den Verehrer als einen offenen Charakter, und an Fannys strenger Redlichkeit zu zweifeln, wäre ihm wie Wahnsinn erschienen. Zudem wußte er sehr genau, daß nur in seiner Gegenwart und niemals sonst der Rittmeister Gelegenheit fand, sich Fanny zu nähern. Diese amüsierte sich ohne Scheu mit den Huldigungen des Grafen, dämpfte einen zu starken Ausdruck desselben und kehrte den Ernst und die Sorgen ihrer Lage möglichst in den Vordergrund.

Nicht lange, und der Rittmeister, der überall Zutritt hatte, wußte auch einige Familien ausfindig zu machen, in denen man auf sein Verlangen Fanny wählte, um kleine Mädchen im Tanzen unterrichten zu lassen. Dies bewirkte eine erfreuliche Wendung in der äußeren Lage des jungen Paares, und als ob dadurch, daß er sie herbeigeführt, der Rittmeister seiner Neigung den letzten und erschöpfendsten Ausdruck gegeben hätte, zog er sich von dieser Zeit an zurück. Niemand konnte wissen, wie sorgsam und ununterbrochen er gleichwohl aus der Ferne den

Lebensgang des Wesens beobachtete, welches seine ganze Seele gefesselt hatte. Fanny bemerkte kaum sein Ausbleiben, so ausschließlich war sie ihrer neuen Thätigkeit und auch den geheimen Regungen ihres Gemütes hingegeben.

Theodor von Dornblüh war eine gutmütige, angenehme und dabei ziemlich alltägliche Natur. Man hätte ihm nichts entschieden Unedles zum Vorwurf machen können, aber auch nicht jene heroische Konsequenz zumuten dürfen, die ein freiwillig gewähltes Schicksal stets so frisch und freudig festhält wie am ersten Tage. Es gab Momente, in welchen ihn äußere Not und kleine Entbehrungen so tief niederdrückten, daß er sich durch leise Anspielungen auf die geopferte Erbschaft Luft machte. Fanny war zu klug, um Ausbrüche momentaner Verstimmung für bleibende Charakterzüge zu halten, sie wußte, daß Theodor sie ungeschwächt liebte, aber sie mußte sich zuweilen sagen, daß sie rein aus Liebe zu ihm, ohne einen zwingenden Beweggrund, das ungeheure Opfer ihres unschuldigen Lebensglückes nicht gebracht hätte. Dadurch erwachte die Sehnsucht, das vergebliche Heimverlangen nach den Eltern und der Schwester öfter und stärker in ihrem Gemüte. In solchen Momenten trat auch die Gestalt des Grafen Thurnhof leuchtend vor ihr inneres Auge, und sie verscheuchte die heimliche Wonne und die heimliche Qual dieser Erscheinung mit Gewalt aus ihrer Phantasie. Die Liebe zu ihrem Kinde und die äußeren Anstrengungen, die ihr der neue Beruf auferlegte, hielten sie so stramm aufrecht, daß niemals eine Klage über ihre Lippen kam.

An einem naßkalten Winterabend verließ sie in einem Stadtteil, der von ihrer Wohnung weit entfernt war, das Haus eines Gutsbesitzers, der nur im Winter in der Stadt lebte und dessen Kindern sie soeben eine Tanzstunde gegeben hatte. Unheimlich ward ihr zu Mute, als sie auf dem Wege, den sie ohne Begleitung zurückzulegen hatte, bald einem Trupp von Arbeitern, welche aus den Fabriken nach Hause gingen, bald kleinen Häuflein von Soldaten begegnete, denen sie nur mühsam ausweichen konnte. Da vernahm sie klirrende Schritte, die ihr folgten, und trat in ein Hausthor, um den Verfolger vorübergehen zu lassen. Als sie aber bei einer Wendung des Kopfes in dem Verfolger den Rittmeister Grafen Thurnhof erkannte, ging sie ihm resolut entgegen.

„Welches Glück!“ sprach sie ihn an, „der Himmel hätte mir in diesem Augenblicke nichts Lieberes schicken können. Ich fürchte mich, auf diesen Straßen allein zu gehen, wollen Sie mich wenigstens bis an die Grenze des Stadtteils begleiten, Herr Graf?“

Mit ziemlicher Gelassenheit sprach er das Vergnügen aus, ihr diesen Dienst leisten zu können, und ging neben ihr her, ohne es zu wagen, ihr den Arm zu bieten. Bald gestand er, daß er absichtlich diesen Weg gekommen, weil er die Stunde wußte, zu der sie heimkehren werde. Daran knüpfte er Äußerungen über seinen Gemütszustand, seit er sie so lange nicht mehr gesehen hatte. Ihr Schweigen steigerte allmählich die Wärme seiner Sprache. Noch war einige Ruhe in der Anerkennung, die er ihrer Bildung zollte, dem Eindruck, den ihre unverkennbar vornehme Erziehung auf ihn geübt, so daß er sie in geistiger Beziehung für seinesgleichen halten durfte; leidenschaftlicher aber schilderte er den Beweggrund seiner freiwilligen Trennung: er konnte es nicht ertragen, sie ihr Brot verdienen zu sehen, während er sie so gern über alle gemeine Not hinwegtrüge. Er kam zu dem Bekenntnis, daß er von der eigentlichen Natur ihres Verhältnisses zu Dornblüh unterrichtet war, daß er des Glaubens wäre, sie würde dem Lieutenant keineswegs das Herz brechen, wenn sie die Verbindung mit ihm, die doch bloß eine Liaison sei, entschlossen aufgäbe und dadurch zugleich ihn und sich selbst von der äußeren Bedrängnis einer kärglichen Lebenslage befreite. Ihm selbst, dem Rittmeister, fiele es nicht bei, ihr abermals

wieder nur eine leichte und lockere Verbindung anzubieten. Er liebe sie und stelle ihr alles, was er besitze, also auch seinen Namen, das Aufgeben aller weltlichen Rücksichten auf seinen Stand und seine Zukunft zur Verfügung. Denn er liebe sie in einer Art, die es ihm schmerzlich und unerträglich machen würde, sie eine andere Rolle neben ihm spielen zu sehen als die seines legitimen Weibes.

Sie hatte ihn zu Ende sprechen lassen, um alles zu erfahren, was er im Sinne trug. Jetzt mäßigte sie ihren bis dahin so raschen Schritt und blieb endlich an einer Straßenecke stehen, wo sich die Wege teilten.

„Herr Graf," sagte sie, „ich spiele nicht Entrüstung, ich flüchte nicht vor der maßlosen Kühnheit Ihrer Absichten. Ich erkenne vielmehr, daß ein Mann wie Sie nur durch eine wahre und tiefe Empfindung so weit gebracht werden konnte. Für diese Empfindung habe ich Dankbarkeit, und zum Beweise teile ich Ihnen in wenigen Worten mit, was niemand weiß als Theodor und ich."

Sie erzählte ihm rasch, aber eindringlich die Geschichte ihrer Verbindung mit dem Lieutenant. Es geschah trotz der Gedrungenheit ihrer Rede mit so sichtbar unterdrückten Thränen der Sehnsucht nach ihrer reinen Vergangenheit, zugleich machte der Beweggrund ihres Opfers einen so tiefen Eindruck auf den Grafen, daß er zwischen Rührung und Bewunderung schwebte.

„Irre ich mich," schloß sie ihre Angaben, „wenn ich voraussetze, daß Sie nach dem jetzt zwischen uns Vorgegangenen nie wieder meine Gegenwart suchen werden?"

„Sie irren sich nicht," erwiderte der Graf, „aber gewähren Sie mir zum Abschied eine Bitte, wenn ich mich nicht ewig mit Selbstanklagen martern soll. Ich werde nur aus der Gewährung ersehen, daß Sie mir verziehen haben. Versprechen Sie mir nämlich, wenn Sie jemals in die Lage kommen, eines thatkräftigen Freundes, Helfers, Beschützers, eines Beistandes irgend einer Art zu bedürfen, versprechen Sie mir, daß Sie nach keinem anderen Manne rufen werden als nach mir."

„Ich verspreche es Ihnen," sagte sie, und ohne ein weiteres Wort des Abschiedes, ohne einen Händedruck wendete sie sich nach der entgegengesetzten Seite der Straße und entschwand seinen Augen.

* *
*

Rasch zogen jetzt die Lebenswendungen, die unmittelbar darauf gefolgt waren, am Geiste der Schlaflosen vorüber. Den Grafen sah sie nicht wieder und erfuhr bald von Theodor, der es mit großem Bedauern erzählte, daß sich der Rittmeister um einen Garnisonswechsel beworben hatte. Ein Jahr verging, zwischen Arbeit und Sorge geteilt, die besonders im Sommer drückender wurde, in welchem Fanny nichts erwerben konnte. Der Winter kam wieder; von den Zinsen, die Pardell schuldete, war nichts eingelaufen, und der Advokat versicherte bloß, daß er den Baron im Auge behielt und ihm abzwang, was überhaupt von ihm zu holen war. Vielleicht hätte die Thätigkeit Fannys Ersatz geboten, aber mitten im Winter kam der Befehl einer Dislocierung des Regimentes. Fanny und das Kind einstweilen zurückzulassen und ihren Unterhalt aus der Ferne zu bestreiten, hätten weder die Mittel noch die Gefühle des Lieutenants gestattet. So mußte die Reise nach Graz und später nach Görz entschlossen angetreten werden. In der letzteren Stadt erkrankte das Kind infolge des Luftwechsels und der Veränderungen in seiner Ernährung. Noch war Fanny der Pflege des kleinen Wesens gänzlich hingegeben, als der Krieg von 1859 ausbrach. Der Lieutenant mußte nach Italien und die Seinen zurücklassen. Lange blieb Fanny ohne Nachricht, das Kind siechte mehr und mehr, und an demselben Tage, an welchem die unglückliche Mutter am Grabe des Kleinen kniete, erhielt sie auch die traurige Kunde, daß Theodor,

der als Verwundeter in Gefangenschaft geraten und zuerst in die sardinische Festung Alessandria gebracht worden war, sich jetzt wieder auf österreichischem Boden befand, aber im Lazarett. Sie machte alles zu Geld, um den Kranken erreichen zu können, und nachdem sie unsägliche Schwierigkeiten, auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, besiegt hatte, fand sie Theodor hoffnungslos daniederliegend. Er diktierte noch ein Testament, in welchem er ihr den Schuldschein Pardells als ihr ausschließliches Eigentum vermachte, und lächelte selbst noch über den problematischen Wert dieses Erbteils. Mit leidenschaftlicher Liebe dankte er ihr für seine schönsten Lebensjahre, die nur sie ihm bereitet hatte, und als sie ihm die Augen zugedrückt, stand sie zum erstenmal gänzlich verlassen in der Welt.

Fanny kehrte nach Wien zurück, ohne recht zu wissen, weshalb sie sich gerade diese Stadt zum Ziele wählte. Wenn ihre Eltern dort noch Freunde besaßen, so mußte sie sich vor denselben eher verbergen als zeigen, geschweige denn, daß sie Hilfe von ihnen hätte beanspruchen können. Den Advokaten Doktor Pröbstlein hatte sie selbst niemals gesehen, und es war zu fürchten, daß er ihr nicht mit Wohlwollen begegnen würde, weil er Theodor von Anfang an Vorwürfe über die thörichte Verwendung des Vermächtnisses der Tante gemacht hatte, wenn er auch als Advokat einen Ehrgeiz darein gesetzt, die Angelegenheit mit der größten Geschicklichkeit zu Ende zu führen, soweit es nämlich darauf angekommen war, dem Hauptmann Franz Rittinger das Rettungsmittel zu verbergen, welches ihm den Selbstmord erspart hatte.

Fanny suchte in Wien Pardell auf. Aus Mitteilungen des Advokaten an Theodor wußte sie, daß der Baron nach dem Scheitern aller seiner hochaufgetürmten Pläne eine Stelle in der Administration des Hof-Operntheaters ergriffen hatte, wahrscheinlich mit denselben Gefühlen, mit welchen die Planke eines geborstenen Schiffes von einem auf hoher See Ertrinkenden ergriffen wird. Sie fand ihn auch im Bureau der Administration, wo er sie mit einem außerordentlichen Aufwand von liebenswürdigen Reden empfing, sobald ihn die Überraschung, sie wiederzusehen, hatte zu Worte kommen lassen. Ohne Ahnung des wahren Motivs, welches über das Schicksal des einst so stolzen Mädchens entschieden hatte, pries er den Heldenmut der Liebe, welche die Welt und ihre Satzungen verachtet, und versicherte, er hätte diese Geschichte als Theaterstück zur Aufführung gebracht, wenn es ihm gelungen wäre, seine Bühne zu eröffnen.

Lange hatte Fanny vergebens gesucht, diesen poetisch ausgeschmückten Redefluß durch das einzige Anliegen zu unterbrechen, welches sie an den Baron zu stellen gedachte. Einen Moment seiner Atemlosigkeit mußte sie benutzen, um ihn zu fragen, ob er bei der großen Freundschaft, die ihn mit ihrem Vater verbunden hatte, keine Nachrichten von ihm zu geben wüßte.

„Der Franz,“ erwiderte Pardell, „ist zur Zeit, da Sie ihn verlassen haben, liebe Fanny, nicht mehr zurechnungsfähig gewesen. Ich habe ihm ganz umsonst, weil er nun einmal nicht mehr in der Armee hat bleiben wollen, die schönsten Vorschläge gemacht, ein reicher Mann zu werden. Er hätte nur seine Verbindungen mit den höchsten Militärs dazu benutzen müssen, meinem Theater auf die Beine zu helfen. Ich hätte ihn zum Compagnon gemacht, und die Millionen wären zwischen uns nur so hin- und hergeschoben worden. Statt aber Vernunft anzunehmen, ist er eigensinnig dabei verblieben, nach Amerika zu gehen, wissen Sie, zu den Indianern, die sich als Menschenfresser sehen lassen, was man aber doch nicht auf das Theater bringen kann. Es wäre eine schöne Produktion, wenn auch etwas kostspielig, die Statisten zu engagieren, die sich fressen lassen. Seitdem hat er mir ein einziges Mal geschrieben, bloß weil er es versprochen hat, so kurz, daß ich den Brief zornig weggeworfen.

Der gute Hauptmann ist eben in letzter Zeit sehr verbittert gewesen. Der Brief war aus Amerika, aber den Ort kann ich Ihnen nicht sagen, er hat so fremd gelautet, daß ich ihn nicht einmal in der Geographie habe finden können. Das sind nun schon bald vier Jahre, und seitdem weiß ich nichts mehr vom Franz."

Fanny senkte das Haupt, aber sie war nicht in der Lage, träumerisch ihrem Schmerz nachhängen zu können. Das Leben mit seinen harten Bedingungen stachelte ihre Energie auf. Trocken und rund heraus wollte sie fragen, was sie von der Einlösung des Schuldscheines zu hoffen hätte, der nun ihr Eigentum geworden; allein sie besann sich noch schnell, daß der Baron den Zusammenhang der Dinge nicht ahnen konnte, durch welchen sie in diesen Besitz gekommen war, und daß er sie, statt zu antworten, mit den lästigsten Fragen bestürmen würde. Sie begnügte sich deshalb vorläufig bloß, seinen Rat zu erbitten, was sie in ihrer Trauer und in ihrer Verlassenheit beginnen sollte.

„Tanzen!" erwiderte der Baron und sah sie mit klugen Augen an. Wenn es ihm selten genug geschah, daß er sich lakonisch ausdrückte, dann glaubte er auch stets, etwas Bedeutungsvolles gesagt zu haben. Fanny verstand ihn jedoch; was sie an diesem Orte umgab, das ganze Geräusch des technischen Theaterwesens, hätte auch eine Mißdeutung des Wortes nicht aufkommen lassen. Sie erhob sich schweigend und ließ dadurch ihre schlanke Gestalt sehen.

„Ganz recht," sagte der Baron, „Sie haben sich nicht im geringsten verändert. Denken Sie noch an die Cachucha?"

Ein kurzes Zwiegespräch genügte, um ihre Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben und den Baron zu vermögen, seine ganze Geschicklichkeit dafür einzusetzen, ihr ein Engagement zu verschaffen.

Der Baron stand immer bei denjenigen in Gunst, die entweder zu arm waren, als daß er sie um ein Darlehen hätte ansprechen können, oder die zu hoch in Amt und Würden waren, als daß er sich mit einem ewigen Geldbedürfnis an sie hätte heranwagen können. Unterhaltend in der Weise, daß er sich nicht scheute, selbst der Gegenstand des Lachens zu werden, dabei beredsam und geschickt, so oft die leitenden Personen mit den Launen und Unarten der beim Publikum beliebten Künstler nicht fertig zu werden vermochten, hatte Baron Pardell leichtes Spiel, seiner Protektion Erfolg zu geben. Zunächst verschaffte er Fanny einige Unterrichtstunden, indem er mit großer Suada in den Familien, in denen er sie empfahl, ein wahres Wunderwesen aus ihr machte; sodann verhalf er ihr bei der Intendanz zu einer so guten Aufnahme, daß sie nach einigen Übungswochen ein festes Engagement erhielt. Viel trug der Umstand dazu bei, daß sie die Tochter eines k. k. Hauptmanns war, denn die Waisen von Militärs erhielten bei jeder Versorgung, zu der sich Gelegenheit bot, den Vorzug.

So hatte sich nun das vielgeprüfte Wesen eine sichere Lebensstellung gegründet, wenn auch ihre Seele so müde war, ihre Zukunft ihr so düster und vereinsamt erschien, daß sie weit davon entfernt war, sich glücklich zu fühlen. Der Bruch mit ihren Angehörigen und die Unmöglichkeit, jemals wieder eine Annäherung an sie zu finden oder auch nur eine Kunde von ihrem Leben und Fühlen zu erhalten, machten Fanny unempfänglich selbst für die wenigen Freuden, die in ihrem bescheidenen Beruf ihr erblühen konnten, und flößten ihr ein leidenschaftliches Widerstreben ein, so oft die Verführung, ein behaglicheres oder glänzenderes Los zu ergreifen, vor sie hintrat. Stets wurde ihr der Mann verhaßt, der ihr die Hand dazu bieten wollte, und wie den Grafen Armin von Hagern, so hatte sie noch manchen, der sie mit ähnlichen Absichten umgarnen wollte, herb zurückgewiesen. Im tiefsten Hintergrund ihres Herzens lebte noch das Bild des Grafen Thurnhof, und die Erinnerung an ihn prägte sich in jenem herben Widerstand aus. Was ihr dadurch an Beliebtheit bei dem männ-

lichen Geschlecht entging — denn in diesen Kreisen werden der Tugend noch steinigere Wege bereitet, als es sonst ohnehin im Leben der Fall ist —, das ersetzte sie sich durch die große Zuneigung, die sie dem weiblichen Geschlecht in ihrer Umgebung abgewann. Oft war sie wohlthätig und entscheidend in die gefährlichsten Phasen eines vom Theater abhängigen Frauenlebens eingetreten; oft hatte sie mit Opfern das äußerste Elend von solchen Existenzen abgehalten. Sie sagte sich, daß sie den ihr teuersten Menschen, ihren Blutsverwandten, ein unendliches Weh zugefügt hätte und daß sie es durch so viel Wohl, als sie ihren Mitmenschen nur immer bereiten konnte, gut zu machen hätte.

Wie ihre Hilfsbereitschaft und ihre Klugheit, so war auch die Strenge ihrer Lebensweise in diesen Kreisen allgemein bekannt. Kein Mann durfte es wagen, ihr ohne dienstlichen Auftrag einen Besuch abzustatten, und unter den Tänzerinnen gab es keine, die es nicht als eine seltene Ehre angesehen hätte, von „Olympia" in ihrer Wohnung empfangen zu werden.

Zwei Jahre nach ihrem Engagement segnete Baron Pardell das Zeitliche, und die Beamten der technischen Administration steuerten zusammen, um sein Begräbnis zu bestreiten. Fanny empfand es beinahe mit Genugthuung, daß von dem Gelde, mit welchem das Unglück ihres Lebens erkauft worden war, für sie persönlich nichts mehr zurückkam. Über dieses Unglück hatte die Zeit nach und nach eine Decke gebreitet, unter welcher der Schmerz keineswegs erstorben war, aber wenigstens schlummerte. Mit einemmal sollte der vorhergegangene Abend, volle zwölf Jahre, nachdem das Unglück eingetreten war, die Decke davon abziehen.

Man hatte aus Amerika geschrieben, man wollte dort Erkundigungen über sie einziehen. Wem konnte dies in den Sinn gekommen sein als ihrem Vater? Hatten die Jahre die Hartnäckigkeit seines Grolles erweicht, seinen nur zu gerechten Kummer versöhnt? Nicht anders, als wenn teure totgeglaubte Menschen plötzlich lebendig vor sie hingetreten wären, war es Fanny zu Mute. Sie sah sich wieder am Tische ihres Vaters zwischen Mutter und Schwester, und diese war nun schön und erwachsen und ihr auch durch Reife des Verstandes eine Schwester. Mit brennender Ungeduld lauerte sie auf das Erwachen des Tages, der ihr im Palais der Gräfin Hagern den ersten Aufschluß bringen sollte, und die Kärglichkeit dessen, was Graf Armin darüber geäußert hatte, entmutigte sie nicht. War es nicht natürlich, daß man in Amerika erst nur wissen wollte, ob sie überhaupt lebte und ob sie nicht, die Verlorene, die Entehrte, gänzlich im tiefsten Pfuhl untergegangen war! So erging sich ihr Gemüt in Hoffnungen und Erwägungen, und als der Tag endlich graute, war sie erschöpft in Schlummer gesunken.

Die Bedienerin war gekommen, und Fanny stand rasch auf. Der Tag der Tänzerin verging gewöhnlich nichts weniger als müßig, wenn ihre eigentliche Beschäftigung auch in den Abend fiel. Das Theater mußte der Proben und Übungen wegen meistens schon Vormittag betreten werden, und oft hatte sie kaum Zeit, zum Essen zurückzukehren. Heute wollte sie alles versäumen, sie fühlte sich ohnmächtig, in irgend einer anderen Sache als in ihrer eigenen Angelegenheit etwas zu leisten oder Rede zu stehen. Mit einem träumerischen Wesen, welches ihrer sonst so resoluten Haltung fremd war, setzte sie sich an das Bett der Kranken und forderte die Kleine auf, aus den Büchern vorzulesen, die ihr Fanny gegeben hatte, um ihrem mangelhaften Unterricht etwas nachzuhelfen. Die kleine Jenny Tilt war eine abgesagte Feindin aller Gelehrsamkeit und erinnerte Fanny, daß sie ihr versprochen hatte, „Fonzerl" zu ihr kommen zu lassen.

„Es ist wahr," bestätigte Fanny, „ich hätte es ihr gestern abend sagen sollen, aber ich habe da plötzlich ganz andere Dinge in den Kopf bekommen. Die Alphonsa, wie sie sich selbst so lächerlich

getauft hat — dafür muß sie sich jetzt einen noch komischeren Namen gefallen lassen —, ist mir übrigens meines Wissens gestern gar nicht vor die Augen gekommen."

„Sie muß dagewesen sein," klagte Jenny, „ich weiß genau, in welcher Scene sie mit in der Quadrille war."

In diesem Augenblick berichtete die Bedienerin, daß ein junges Mädchen vorgelassen werden wollte. Es war „Fonzerl", und sie erregte durch ihr freiwilliges Kommen nicht geringes Erstaunen. Sie war ziemlich dürftig gekleidet, was Fanny eine gute Meinung von ihr beibrachte, und nachdem sie offenbar nur als Ausrede geäußert hatte, sie wäre zufällig, von dem Unglück der kleinen Tiltz in Kenntnis gesetzt, hier vorbeigekommen und wollte nach dem Befinden der „Freundin" sehen, rückte sie nach einigen Fragen mit dem wahren Zweck ihres Kommens heraus.

„Monsieur Callop," erzählte sie, zu Fanny gewendet, „hat gestern gehört, wie der Graf Hagern zu Ihnen gesagt hat, Sie möchten heute in das Palais seiner Mutter kommen. Callop war gerade neben mir, er hat sich beklagt, daß er nicht mehr von dem verstanden, was der Graf sagte, und hat mich gefragt, ob ich mich traue, zu Fräulein Olympia zu gehen. Ich habe ihm nicht gleich Antwort geben können. Wie's aus war, hat es furchtbar geregnet. Meine Mutter holt mich immer ab, wir wohnen sehr weit, am Neubau, und der Herr Callop hat uns angeboten, uns in seinem Wagen nach Haus zu bringen. Da hat er mir eine große Belohnung versprochen, wenn ich es bei Ihnen durchsetze, Fräulein Olympia, daß Sie ihm einen Besuch erlauben."

Fanny fragte, zu welchem Zwecke, konnte aber darüber von dem hübschen Mädchen keine Auskunft erhalten. Den Bitten „Fonzerls", die durch die versprochene große Belohnung veranlaßt waren, gab Fanny so weit nach, daß sie Herrn Callop sagen ließ, er möge sich am nächsten Vormittage in der Regiekanzlei einfinden, um ihr dort zunächst den Zweck seines Besuches mitzuteilen.

„Fonzerl" sprang entzückt davon. Fanny kleidete sich nach dem frühen Mittagstisch sorgfältig an und verließ das Haus noch lange vor der Stunde, in der sie im Palais erscheinen sollte. Sie mußte ihrer inneren Unruhe durch äußere Bewegung das Gleichgewicht halten. Es war ein klarer schöner Oktobertag, und Fanny ging die Straße auf und nieder, bis sie mit dem Schlag der Stunde in die Loge des Portiers trat.

(Fortsetzung folgt.)



Aussicht von oberhalb Luccomb.

Die Insel Wight.

Von

S. Koner.

In altersgrauer Vorzeit, da unsere Erde noch den lieblichen Elfen, dem Märchen und der zaubervollen Sage das Dasein verlieh, in jener Zeit ist es gewesen, daß eine Fee in stürmischer Nacht dies Erdenreich verließ, um zurückzukehren in den hellen Lichtkreis ihres Vaterlandes. Auf ihrer Flucht, da sie über die Länder flog und die Wälder, über das schlummernde Thal und die wogende See — da entfiel ihrem Diadem ein Kleinod. Die See verschlang es, und hoch auf jubelten die Wogen ob des ihnen gewordenen Schatzes.

Nach Jahr und Tag, an derselben Stelle, wo das Kleinod versunken, allda, wo die tückische See sich zwischen mächtige Lande zwängt und als gigantischer Kanal das Festland scheidet von der uns stammverwandten Briteninsel, da erhob sich strahlend gleich einem Smaragd ein Eiland, so reich an Schönheit, Poesie und Maienfrische, daß man wähnen könne, der Sonne Strahlen blickten mit besonderer Huld herab, alles ringsumher tausendfach zu vergolden, der Himmel sende seine besonderen Boten aus, es zu schützen vor Sturm und Unwetter, und die Luft

schmeichle mit Blumendüften liebkosend darüber hin.

Die Insel Wight, denn so heißt dies kleine Zauberland, ist wunderbar eigenartig in ihrer Schönheit, voll lebendiger Abwechslung; bald wildromantisch, von ergreifender Melancholie an einsamen zerklüfteten, wild durcheinander gestürzten Felsgeröllen, bald jauchzend im taufrischen schimmernden Grün der üppigen Matten, Wälder und Hecken, durchweht von den süßen Düften der wilden Rosen und Geisblattranken, bald einsam und lauschig in den kühlen Schluchten, welche, dicht bewaldet und von Farnen überwuchert, den rauschenden Wasserfall bis zum murmelnden Bache hinab an den Strand begleiten. Hier erhebt sich aus der Bäume Wipfel eine verwitterte Ruine, vornehm in sich versunken, der Vergangenheit Zauberhand verfallen, mit Resignation herabblickend auf das „Heute"; dort trotzt in selbstbewußter Haltung mit lustig flatterndem Wimpel ein schönes neues Schloß inmitten seiner Wiesen und Triften. Weiter hinab die steil aufsteigenden Kreidegestade hinausleuchtend in das tiefblaue Meer, darunter hin der Strand mit seinem mannigfaltigen Leben und Treiben und die See, die da hinsinkt zu Füßen der Dünen, gleichsam werbend in ununterbrochener Beharrlichkeit um dies Land wie um eine unerreichbar stolze Braut. Einem jeden ist das Schatzkästlein der glückseligen Insel geöffnet; wer Herz und Auge hat, zu genießen, was eine überreiche Natur zu spenden vermag, der genießt in vollen Zügen und wird mit Entzücken im Rückblick der sonnigen Tage auf Wight der Erinnerung Schale leeren.

* * *

Die liebliche Insel Wight, das frühere Vecta oder Vectis der Römer, wird von ihrem Mutterlande getrennt durch einen schmalen Arm der See, Solent genannt. In der Form einer unregelmäßigen Ellipse dehnt sich das Eiland dreiundzwanzig englische Meilen von West nach Ost und dreizehn englische Meilen von Nord nach Süd; sein Umkreis beträgt etwa sechzig englische Meilen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 73000, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau und Fischfang ist; außerdem werden viele Hundert Hände in den Werften von Cowes beschäftigt; Korn und Vieh bilden Gegenstände des Handels nach außerhalb.

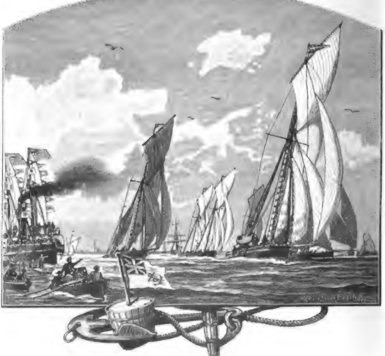
Die Insel blickt auf vielbewegte Zeiten zurück: der fünfhundertjährigen Römerherrschaft folgten die Sachsen als Herren, und auch die Dänen und Franzosen versuchten unter wilden Einfällen und Plünderungen das Eiland an sich zu reißen und zu besitzen; erst nachdem England zu einer bedeutenden Seemacht emporgestiegen war, fand die Insel Schutz vor fremden Eindringlingen, und ihre verhältnismäßig glücklichste Zeit der Freiheit blühte unter Karl I., dessen Zwistigkeiten mit dem Parlament die Veranlassung waren zu seinem Aufenthalt auf Wight. Nachdem das Ländchen unter den mannigfaltigsten Verhältnissen seine Herrscher gewechselt, steht es jetzt seit einer langen Reihe von Jahren unter einem von der Regierung eingesetzten Gouverneur. Das geschichtliche Interesse neueren Datums ist auf 1844 zurückzuführen, das Jahr, in welchem die Königin Viktoria Osborne Mansion mit seinem Park und dem angrenzenden Grundstück Barton erwarb und zu einem ihrer Lieblingsplätze auserlas.

Einstmals war die Insel überwuchert von den herrlichsten Wäldern, ja so zu sagen ein einziger Wald, doch wurde dieser Reichtum vollständig ausgebeutet und die rauschenden Wipfel zahlten den Bedürfnissen der Schiffbauer in Portsmouth ihren Tribut im reichsten Maße. Trotzdem entzücken auch heute noch das Auge wunderbare Waldungen, in denen die Ulme obenan als majestätisch entfaltete Königin zwischen dem üppigen Unterholz und den zahllosen Hecken anmutig nickender Fuchsien thront. In stetem Wechsel der Empfindung bleibt der Wanderer gegenüber diesem Reichtum der Natur, und

überraschend wirkt auf ihn der Gegensatz der nördlichen zu der südlichen Hälfte der Insel; während jene unter der Last rauschender Wälder und Felder allmählich in flachen Fluren sich dem Meere vermählt, steigt diese in trotzigen Felsen empor, als Wall sich aufbäumend gegen die anstürmenden Fluten, gleichzeitig den Strand und die tiefer liegenden Ortschaften schützend wie mit allmächtigem Arm gegen Wind und Wetter.

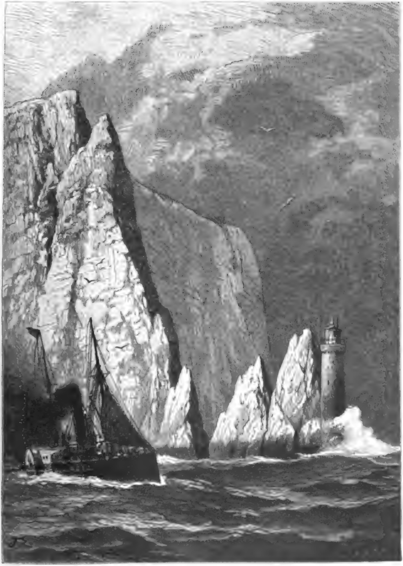
Diese dräuenden Felsgestade fliehend, entspringt als einzig größerer Fluß der Insel am Fuße von St. Catherines Hill gießt und hierdurch das Land nahezu in zwei gleiche Teile scheidet, bekannt unter den Namen West- und Ostmedina. Die hauptsächlichsten Städte der Insel sind Ryde, Cowes und Yarmouth an der Nordküste, Newport mit dem angrenzenden Carisbrooke im Centrum, Ventnor und Bonchurch im Süden, Freshwater im Westen der Insel und an der Ostküste Shanklin und Bembridge.

Als beliebtester Badeort der Insel nimmt unbestritten Ryde die erste Stelle ein. Amphitheatralisch erhebt sich die Stadt am Meeresstrand, ein reizvoll an-



Regatta von englischen Jachten.

der Medina, welcher seinen Lauf von Süd nach Nord durch das Herz von Wight nimmt, bei Cowes sich in das Meer er- ziehendes Bild voller Sonnenschein und Leben, strahlend in seiner Frische und ewig jung in dem köstlichen Schmuck einer



Jll. D. Monatshefte. Juli 1887.

Die Needles.

üppigen Vegetation. Ausgestattet mit den Vorzügen einer entzückenden Lage, gesunden Klimas und guter Gesellschaft, ist Ryde in anmutigen Bewegungen schwenkend, gleich einer biegsamen Tänzerin.

Den größten Anziehungspunkt der Stadt bil-



An Bord einer englischen Segeljacht.

unglaublich kurzer Zeit zu seiner jetzigen Bedeutung emporgestiegen.

Die Saison vereinigt hier die elegante Welt und ist beflissen, ihr hier im Herzen der Natur alles zu ersetzen, was die großen Städte als ihre Specialität betrachten: Bälle, Konzerte und Theater führen ihren bunten Reigen, unterbrochen von der großen Regatta (in der zweiten Woche des August) — Kulminationspunkt der sommerlichen Genüsse, — mit Jubel begrüßt von alt und jung. In emsigem Turnier tummeln sich die schlanken Jachten auf blauer Flut, die weißen Segel

det natürlich der Pier; früher ein erbärmlicher Landungsplatz auf verwitterten morschen Holzpfeilern, der Schrecken aller Ankommenden, läuft jetzt ein stolzer Damm über 2000 Fuß lang in die See, längs dessen Seite sich unmittelbar der in neuester Zeit entstandene Eisenbahndamm mit großem Landungsplatz hinzieht. Zu jeder Stunde des Tages ist der Pier bevölkert. Des Morgens sieht man die verschiedensten Gestalten und Physiognomien versammelt zu buntem Durcheinander: würdig auf- und abwandelnde alte Herren und Damen, welche wahrscheinlich glau-

ben, den entflohenen Appetit hier wiederzufinden, und daher in langen Zügen die würzige Seeluft einatmen; ein Flor jugendlicher Mädchenerscheinungen in fabelhaftesten Strandkostümen, in süßem Geplauder und Lachen einherschreitend, dazwischen die Helden des Tages in nicht minder unternehmenden Sportkostümen, vergleichbar den kühnen Seeräubern; auch die kleine Welt verschafft sich ihr Recht hier, dem Vergnügen nachstürmend auf ihre Weise. Der Nachmittag konzentriert die „fashionable" Welt auf dem Pier-Head, allwo die Musik ihren Tempel aufschlägt und in rauschenden Klängen dem murmelnden Wiegenlied der Wellen Stillschweigen zu gebieten scheint. Selbst wenn die Schleier der Nacht sich auf die Erde senken, ist der Pier noch nicht verlassen, das Sonnenlicht ist den keuschen Mondesstrahlen gewichen, und im geheimnisvollen Einverständnis blickt Luna herab auf manches selige Menschenkind, das hier versunken im Traum des höchsten Glückes den rauschenden Wellen lauscht und sie doch nicht hört, nach den silberumsäumten Wolken schaut und sie doch nicht sieht — es ist die Liebe, die hier flüstert und — schweigt.

Zur Rechten des Piers zieht sich die Esplanade hin, ein ebenfalls viel besuchter Spaziergang, nicht mit Unrecht als Rivalin des Piers betrachtet. Außer dem Jachtklub, Viktoriaklub, dem Krankenhause und vielen Kirchen verschiedenster Bauart sind an öffentlichen Gebäuden noch hervorzuheben die Kunstschule, verbunden mit einem Museum, dessen Grundstein 1874 von Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin von Preußen gelegt wurde. Das Museum enthält eine wertvolle Sammlung von Altertümern, zoologischer und naturwissenschaftlicher Seltenheiten der Insel, sowie Kunstgegenstände, zusammengetragen aus aller Herren Ländern. Nach dem Inlande zu lichtet sich die Stadt und läuft aus in einen Kranz von reizenden Villen, teils versteckt im lauschigen Buschwerk, teils auf kleineren und größeren Hügeln neugierig hervorblickend aus duftenden Gärten und Hecken. Die mannigfaltigsten Ausflüge sind von Ryde aus zu unternehmen, und es sind demjenigen, welcher es nicht vorzieht, das Paradies zu Fuß zu durchwandern, die verschiedensten Fahrgelegenheiten zur Verfügung gestellt, selbst eine Eisenbahn durchkreuzt den Ostmedina, wenn auch nicht zum Vorteil der Strecken selbst, die sie durchmißt. Die ganze unmittelbare Umgebung von Ryde trägt den Charakter des Lieblichen und Heiteren: unabsehbare Matten mit vielen Hunderttausend kleinen Blumensternen, plätschernde Bächlein zwischen üppigem Buschwerk und bewaldete Abhänge, die sich sehnsüchtig in die See hinabneigen: da ist nichts Großartiges, nichts Kühnes, Überraschendes, es ist nur ein einziger großer Garten, in dem man wünschte immer wandeln zu können.

Zwischen hohen Hecken und über sanfte Hügel schlage der Wanderer nun seinen Weg ein; zur Rechten die See mit ihrem fernen Horizont, zur Linken die wogenden Felder und Wiesen der Insel, hinweg über den kleinen Bach, welcher die Gemeinde von Ryde und Binstead trennt, und erklimme die mit einer Kirche normannischen Ursprungs gekrönte Anhöhe; von dort aus offenbaren sich ihm fesselnde Fernblicke über Spitthead fort bis zu der im blauen Duft herübergrüßenden Küste von Hampshire; nach Westen gewendet senkt sich der Blick und begegnet den schlanken Türmen von Cowes und Osborne. Die Kirche links liegen lassend, befindet sich der Wanderer alsbald in einem buschartigen Eichenwald, der ihn bergauf, bergab begleitet bis in das Thal, wo die Trümmer liegen der einst so berühmten Quarrabbey, auch Quarraria genannt, nach den Steinbrüchen der Umgebung. Die Abtei wurde im zwölften Jahrhundert von Badwin de Redvers, damaligem Lord der Insel, gegründet; er versetzte Benediktinermönche von Savigni dorthin, und deshalb hieß die Abtei auch häufig in jenen Tagen „Die Tochter von Savigni". Sie war dem Dienst der heiligen Jungfrau geweiht.

Die Mönche der alten Zeit hatten einen

schärfen Blick für alles Schöne und verstanden es meisterlich, ein liebliches Fleckchen Erde zu finden für ihr Heim. Im einsamen Thal lag die stolze Abtei, umgeben von hohen Mauern, schlanke Baumwipfel umrauschten die Türme und Zinnen, zu deren Füßen ein sprudelnder Bach; Vogelschlag und Blumendüfte und in der tin Heinrichs II. in goldenem Schrein, bewacht von überirdischen Mächten, nachdem sie lange als Gefangene in der Abtei gelebt und dort dem silbernen Quell und dem schweigenden Wald ihr Leid geklagt.

Zurückgekehrt von diesem Streifzug auf die Landstraße von Ryde, gelangt man



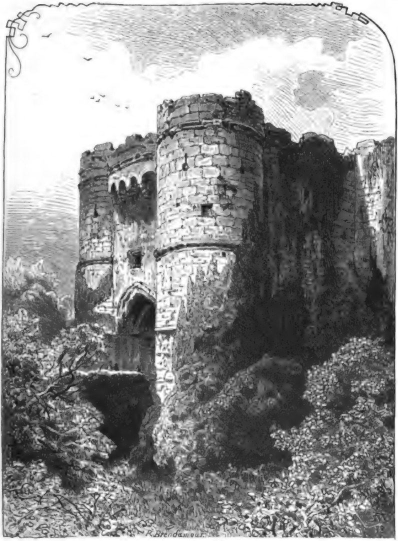
Fischerboote.

Ferne die unendliche See... Was blieb uns von all dem Zauber der Vergangenheit? Zerbröckelte Überreste des Walles, ein Thor, der See zugewandt, ein Bogenfenster und eine zertrümmerte Säule. Doch über diesen kargen Überresten verschwundener Pracht schwebt heute noch der Geist der Sage; im Volke lebt der geheimnisvolle Glaube an einen unterirdischen Gang mit güldenen Thoren verschlossen, und in dem angrenzenden Wäldchen ruht die Gat-

über Wootton Bridge den steilen Hügel hinab, vorüber an manch anmutvollem Besitztum, blühenden Gärten und blumigen Wiesen nach Newport, der Hauptstadt der Insel. Newport ist aller Wahrscheinlichkeit nach von den Römern gegründet, und es spricht hierfür die Auffindung zahlloser Gegenstände der kaiserlichen Kolonisten. Im vierzehnten Jahrhundert wurde die Stadt zerstört und eingeäschert von den Franzosen, und so total war die Verwüstung, daß zwei Jahre lang die Stadt

verlassen und öde, zusammengesunken in Trümmern vertrauerte; doch lange mochte der Himmel nicht in die kahle niedergebrannte Stätte blicken, und unter seinem blauen duftigen Zelt erhob sich blühend aus dem Schutthaufen des alten das neue Newport, eine rührige, heitere, kleine Stadt. Durch ihre Lage im Centrum von Wight so recht geeignet, als Königin zu regieren! Der von Ebbe und Flut geregelte Medina rauscht zu ihr hin, und zur Zeit der Flut tragen die Wasser die Schiffe bis mitten in die Stadt; auf dem Quai herrscht geschäftig lebendiges Treiben, an den wöchentlichen Markttagen erhöht durch den hier stattfindenden, nicht unbedeutenden Viehhandel nach außerhalb. Newport ist der geeignetste Punkt für Touristen, welche das Innere der Insel durchstreifen wollen, denn von hier aus breitet sich über das Eiland ein förmliches Netz von herrlich angelegten Straßen und durch Gebüsch und Wald sich schlängelnden Wegen, die benachbarten Städtchen und Dörfer untereinander verbindend. Von ferne schon winkt die auf steiler Anhöhe thronende Feste Carisbrooke; der Weg dorthin führt durch das angrenzende Dorf gleichen Namens — ein kurzer Aufstieg auf die Höhe, und der Wanderer steht vor dem Eingang der Burg. Trotzig schauen die verwitterten Mauern und Wälle drein, sich wohl bewußt der Bedeutung, welche sie einst getragen, denn nicht allein die Geschichte von Carisbrooke, die Geschichte des ganzen Eilandes liegt hier vereinigt der Vergangenheit anheimgegeben, unter Trümmern, Schutt und Epheu. Ursprünglich ein celtisches oder auch britisches Lager zur Zeit des großartigen Zinnhandels, der England erst mit der übrigen Welt in Verbindung treten ließ, verwandelten es die Römer während ihrer Herrschaft auf Wight, mit strategischem Blick die Vorteile der Lage übersehend, in eine dräuende Festung, und die Sachsen legten später, an die römische Feste sich anschließend, den Kern zum heutigen Carisbrooke. Ein pittoresk aussehender Thorbogen mit den Initialen der Königin Elisabeth und der Jahreszahl 1598 führt über die Steinbrücke, den ausgetrockneten und jetzt mit schwellenden Rasen und Blumen überwucherten Wassergraben zum Thore des gate-house, getrennt von Brücke und Außenwerk durch ein mächtiges Fallgatter, welches jedem Eintretenden die grimmigen Zähne weist, zu beiden Seiten abgeschlossen durch stolze runde Türme. Das sehr schöne Portal dieses Gebäudes trägt das Wappen der Woodville, der Erbauer desselben, rechts und links schmiegt sich die White Rose des Hauses York daran.

Der Schloßplatz, auf welchen dieser Thorweg ausmündet, zeigt zur Linken die Ruinen desjenigen Teils, welcher das Gefängnis des unglücklichen Königs Karl I. und später dessen jungen Töchterleins Elisabeth gewesen, zur Rechten schlummern die kärglichen Reste der St. Nikolaskapelle; das Hauptgebäude geradeaus war früher die Residenz der Gouverneure von Wight. Seltsame Wandlungen hat dieser Bau erfahren, und es haben sogar die letzten Restaurationsarbeiten manch interessantes Ergebnis an den Tag gefördert. Die zwei Stockwerke des Gebäudes scheinen im zwölften Jahrhundert eine einzige große Halle gebildet zu haben, und die prachtvolle Treppe, die sie verbindet, stammt aus einer englischen Kapelle, der ältesten Zeit angehörig. Von innen mit der Nikolaskapelle durch ein Hagioskop verbunden, war von außen ein starker hoher Wall aufgeführt bis zu dem Burgverließ im Nordosten, auf einer künstlich errichteten Anhöhe gelegen; vierundsiebzig verfallene Stufen muß man erklimmen, um zu dem Thorweg zu gelangen; dort gähnen uns die Aushöhlungen des Fallgatters entgegen; man tritt ein, und im Inneren führt eine abermalige Flucht von schmalen Stufen auf einen unregelmäßigen Flächenraum, gebildet von den kolossalen Mauern des Turmes. Gleich links liegt der verschüttete Brunnen des Verließes, welcher durch sein Versiegen während einer Belagerung der Burg den Schloßherrn (Baldwin de Redvers) zur



Carisbrooke=Castle.

Übergabe zwang und die Anlage eines zweiten Brunnens innerhalb der Feste veranlaßte. Dieser zieht noch heute die Bewunderung aller auf sich; gleichzeitig belustigend wirkt aber der Anblick eines ehrwürdigen Esels, welcher in einem mächtigen Tretrade gewissenhaft sein Pensum abarbeitend, aus der Tiefe das Wasser heraufbefördert. Der Turm des Verließes beherrscht das ganze übrige Schloß und bietet eine unendlich weite Fernsicht über die lachende Landschaft hin. Carisbrooke=Castle ist umhüllt von einem ewig grünen Schleier, und in dem leise flüsternden Epheugerank huschen die Schatten und Geister einer unsterblichen Erinnerung,

und diese Geister, sie erzählen und erzählen, und schweigen nimmer — mit greifbarer Deutlichkeit sieht man das kriegerische alte Ritterleben hier wieder vor Augen: das Schloß starrt in Waffen, und nur der Übermacht der Verhältnisse weichend, geht es von Herrn zu Herrn, von einer Hand in die andere; noch wähnt man in der Halle bei dem flackernden Wiederschein unzähliger Fackeln die donnernde Stimme Wilhelm des Eroberers zu hören, wie er im gerechten Zorn den rebellischen Bruder entlarvt und der Gefangenschaft überantwortet; noch glaubt man die bangen Seufzer zu vernehmen des unglücklichen Königs Karl. Aus dem bekannten Bogenfenster winkt eine unsichtbare Macht, die uns zuzurufen scheint: Hier, hier ist es gewesen, hier hat der Unglückliche in stummer Verzweiflung seinen ersten Fluchtversuch scheitern sehen müssen! Und dort, der Fechtplatz und die Kegelbahn, von dem damaligen Gouverneur der Insel, Colonel Hammond, gleichzeitig Hüter des Königs, zu dessen Erheiterung angelegt, sie erzählen ihrerseits von den kargen Stunden, wo der Schatten einer Heiterkeit diese gramvolle Stirn verklärt. Die Kegelbahn auf dem Außenwerk, die Rasenabhänge, der Blick auf die See und oberhalb die Schloßmauern, welche mit gefurchter Stirn herabblicken, dies alles ist



Cowes.

noch ganz genau wie damals, als der Stuart-König hier wandelte, alles noch wie damals, als die liebliche Prinzeß Elisabeth ihr junges



Schloß Osborne.

umschattetes Leben hier aushauchte. — Gedankenvoll scheidet der Wanderer von dieser Stätte, sein Auge schweift über die schöne alte Kirche des Dorfes mit ihrem schlanken Turm und ferner hin über die in den fünfziger Jahren entdeckten Fundamente einer römischen Villa, und bleibt wieder haften an der mit Zauber umwobenen Feste von einstmals.

Unter den vielen Ausflügen, welche von Newport weiterhin unternommen werden, steht der nach Godshill oben an; der Weg führt durch ein entzückendes Thal zwischen der mittleren Kette der Kreidefelsen auf Wight, entlang am Medina bis Blackwater, wo das Thal nach Osten sich weit öffnend ausdehnt in eine unabsehbare Fläche von Fluren, goldener Kornfelder und sanft auf- und niedersteigender Hügel. Zur Rechten folgt der Park von Gatcombe, über dessen grüne Kronen der uralte Kirchturm des gleichnamigen Dorfes herüberschaut; links der Weg über die abschüssigen Dünen von Rookley mit dem Blick auf die See. Godshill ist eines der reizendsten Dörfer der Insel — regellos, ohne besonderen Stil über dies blütenreiche Stückchen Erde gestreut, taucht ein kleines Heer anmutiger Cottages und pittoresker Häuschen aus ihrem grünen Versteck. Die Kirche und der sich daran anschließende Kirchhof sind das gepriesene Ziel vieler Spaziergänger, wegen der herrlichen weiten Aussicht, die ihre Lage dem Auge gewährt.

Ein anderer Punkt voll ansprechenden Reizes ist Calbourne westlich von Newport, am besten über Carisbrooke zu erreichen — ein schmuckes Dorf mit Kirche und Pfarrhaus an einem munter dahintanzenden Flüßchen — eingeschlossen von großen und kleinen Kalksteinbrüchen, in dessen Schichten die schönsten Fossilen aufgefunden werden; auch dem Botaniker fällt eine reiche Ernte zu, hauptsächlich in der schlanken Familie der zartesten, seltensten Orchideen. Alsdann noch Shorwell, Kingstone, Newchurch — alles einladende Orte, dem Wanderer eine duftige Blüte der Erinnerung spendend. Parkhurstforest im Nordwesten von Newport bildet den Überrest des alten königlichen

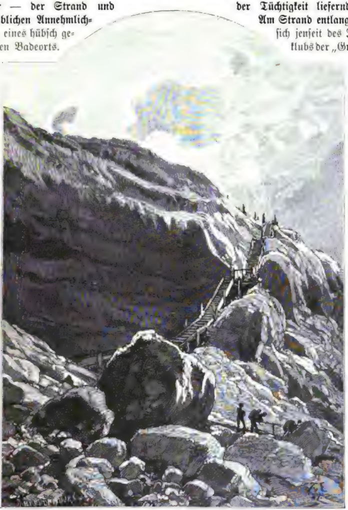
Parks von Watchingwell, der ersten in England eingeführten Jagd. — Abschied nehmend von Newport und seiner Umgebung, trägt uns die Eisenbahn am raschsten nach dem nächsten Ziel, den beiden Schwesterstädten West- und East-Cowes. Da, wo der Medina, zu einem mächtigen Golf anwachsend, in das Meer sich verflüssig geworden als solches, verkaufte es die Regierung an den Jachtklub, und es dient die Batterie nur noch zur Begrüßung freudiger Feierlichkeiten und Begebenheiten, und diese fehlen nicht während der langen Jachtsaison von Mai bis November. Die großartige Regatta, welcher die Königin jährlich einen Preis von hundert Guineen



Blick vom Needles-Cap.

liert, schauen rechts und links von dicht bewaldeten Hügeln die beiden Cowes auf den Hafen herab, welchen des Stromes Mündung ihnen zu Füßen gelegt, vielleicht als versöhnenden Tribut für die grausame Trennung, die seine Fluten begangen. Als Wächter am Hafen, an der äußersten Landspitze stand einst das alte Fort und Schloß von West-Cowes; überdarbietet, ist das „Ereignis“ des Sommers: wie eine Wolke weißer Tauben schweben die unzähligen Segel von der Südküste Englands über den Solent und scharen sich zum beliebten Rendezvous in Cowes Hafen, dort die Zahl der einheimischen Jachten vermehrend und den Gästen und Bewohnern eine Zeit voller Lust, Jubel und Aufregung bereitend. Unstrei-

tig dankt die Stadt zum größten Teil ihren Wohlstand diesem mit Enthusiasmus betriebenen Sportsleben, und erst in zweiter Linie folgen die genußreichen Seebäder — der Strand und die üblichen Annehmlichkeiten eines hübsch gelegenen Badeorts. Werk von Menschenhand hier vom Stapel laufen, hinaus in die kräuselnde Flut, den Blicken des Beschauers in kühnen Wendungen und Manövrieren den Beweis der Tüchtigkeit liefernd. — Am Strand entlang zieht sich jenseit des Jachtklubs der „Green",



Blackgang Chine.

Außer dem ewig belebten, ewig wechselvollen Bild des Hafens sind es die weltberühmten Schiffswerften, welche das Interesse in hohem Grade fesseln und einen großartigen Eindruck hinterlassen; mit Bewunderung sieht man manch stolzes der Vereinigungspunkt der Lustwandelnden und beliebtester Spaziergang; von hoher Bäume Laubdach beschattet, plaudert und promeniert hier alt und jung, die köstliche Seeluft genießend, auf und nieder; die bunten Wimpel und Segel der Schiffe

grüßen von dem Meer herüber und locken ohne Unterlaß hinaus auf die schimmernde Fläche, der sie ihr Leben verpfändet. Das Innere der Stadt ist wenig anziehend, die Straßen, mit Ausnahme von Marine-Parade, sind eng und hügelig, um so einladender ist die Umgebung; der Baumschlag ist hier besonders mannigfaltig und frisch, und die Gärten prangen in außergewöhnlichem Geschmack und Anmut.

East-Cowes, die kleinere der beiden Städtchen, ist eigentlich nur ein großer Park mit eleganten Villen, auf steil ansteigender Anhöhe an den Ufern des Medina sich ausbreitend, mit dem Blick auf die jenseit des Flusses terrassenförmig angelegte, unter Busch und Laub hervorlugende Schwesterstadt. Das alte Schloß, von Heinrich VIII. erbaut, ist vollkommen von der Erde verschwunden, nur der Ort, wo es einst gestanden, am nördlichsten Ende der Küste, wird noch bezeichnet unter dem Namen „Old Castle Point". Südlich hiervon erhebt sich der prachtvolle Herrensitz Norris-Castle, von dem Park mit uralten Bäumen bis zum Meeresstrand hinab begleitet und dort von einer gewaltigen Mauer gegen die Übergriffe der Wogen geschützt. Die Aussicht aus den hohen Fenstern des unter Epheu überwucherten Schlosses ist unvergleichlich, über Land und See schweifend in die unbegrenzte Ferne. Das Schloß hat schon manchen königlichen Gast beherbergt: 1819 wurde Georg IV. von Lord Seymour hier empfangen, die Königin war oft und gern als Prinzessin Viktoria auf Norris-Castle, und auch die Herzogin von Kent, der Kronprinz und die Kronprinzessin des Deutschen Reiches haben hier geweilt.

Über das im Rokokostil aufgeführte East-Cowes-Castle und seine herrlichen Gewächshäuser in unmittelbarer Nähe hinweg, den Park nach Süden verfolgend, gelangt man alsbald vor den Haupteingang von Osborne, einen malerischen Thorbogen mit prachtvoll gearbeiteten Eisenthoren. Osborne, verbunden mit Barton, bildet die königliche Domäne. Osborne hieß früher Austerburne oder auch Oysterbourne, und sagt man, daß diese Bezeichnung auf die vorzüglichen Austerbänke (oyster-beds) des Medina zurückzuführen sei. Nachdem der Landsitz manches Jahr von einer Familie auf die andere übergegangen war, wurde er das Eigentum von Eustace Mann, und von diesem Besitzer hat sich bis heute die Sage erhalten, er habe während der Unruhen des Bürgerkrieges unter Karl I. eine bedeutende Summe Geldes in dem angrenzenden Wäldchen vergraben, aber vergessen, den Ort mit einem Zeichen zu versehen. Als er seinen Schatz der Unterwelt wieder abverlangen wollte, blieb er verborgen im Schoß der Erde, und wer weiß, wohin die unterirdischen Geister ihn verzaubert? Das Wäldchen hat den Namen Money-Coppice aus jener Tradition davongetragen.

Von den Nachkommen jenes Eustace Mann hat die Königin Viktoria Grund und Boden mit Osborne House gekauft und später das Terrain bedeutend vergrößert, so daß es jetzt etwa fünftausend Morgen Landes voller entzückender Abwechselung, Wald-, Hügelland, Thal und Wiesen und Triften umfaßt. Das Haus wurde niedergerissen, und im italienischen Stil erhebt sich nun das königliche Schloß mit seinen zwei hohen schlanken Türmen. Kunstwerke der Malerei und Skulptur, unzählige Gegenstände von auserlesenem Geschmack und Wert schmücken die Räume der kunstsinnigen hohen Bewohnerin. Die Gärten, welche Osborne House umgeben, sind terrassenförmig angelegt und laufen in einem sammetweichen herrlichen Rasen hinab zur See, woselbst ein Damm angebracht ist, der Bequemlichkeit der Königin dienend. Die landwirtschaftlichen Versuche des verewigten Prinzen Albert waren mit Geschick geleitet und sind mit Erfolg gekrönt, die Model Farm ist mustergültig in Geschmack sowie Einrichtung und wird begünstigt durch Einführung jeder modernen Vervollkommnung; den Arbeitern sind zahlreiche Wohnungen auf der königlichen Domäne errichtet, nach an-

erkannt vorzüglichen sanitären Grundsätzen gebaut. Auf dem östlich gelegenen Grundstück von Barton (auch Burton) gründete John de Insula im dreizehnten Jahrhundert ein Oratorium zur Aufnahme eines Erzpriesters, von sechs Kaplanen und eines Küsters des Augustiner-Ordens. Zweihundert Jahre darauf ging es in den Besitz von Winchester College über, welchem die schönen Ländereien auch später verblieben trotz der Ordensauflösung, die durch Heinrich VIII. erfolgte; vor etwa zwanzig Jahren wurde es von der Königin erworben. Barton Court House ist aller Wahrscheinlichkeit nach während der Regierung Elisabeths gebaut. Die Merkwürdigkeit dieses Hauses bestand in einem quadratischen Raum (etwa zwölf Fuß), alten Leuten auf Wight noch bekannt als „Kapelle", und hier war offenbar nach der Verbreitung der Reformation der Ort geheimer Zusammenkünfte zur Verrichtung der Messe, mit Altar, Kruzifix und allen üblichen katholischen Kultusgegenständen. Von Barton House stehen nur noch, dem neuen Gebäude einverleibt, die Ost- und Südfront, einer Besichtigung wert, da sie ein schönes Stück Architektur der Tudorzeit repräsentieren. Der Oberverwalter der königlichen Domäne hat hier seinen Wohnsitz. Für das Publikum sind Park und Palast ein verschlossenes Paradies, da der Zutritt streng untersagt ist.

Die See ist ruhig; nur noch in neckischen kleinen Überfällen springen die Wellen der sich zurückziehenden Flut auf den golden ausgebreiteten Sand der Ufer — rasch! an Bord der schaukelnden „Sirene", den Anker gelichtet und hinaus in das köstlich wiegende, das ewig herrliche Meer. Leicht wie ein Vogel in den Lüften fliegt die Jacht auf ihrem Element dahin — die beiden Cowes bleiben weit zurück; im kecken Bogen schießt die „Sirene" in den Solent gen Westen gedreht. Die Ufer der Insel sind hier meist flach, und den begierigen Blicken, die von dem Boot herüberdringen, bietet sich nichts Besonderes außer einer lieblichen Gegend mit netten Örtchen, Busch und Feld im Hintergrund, einzelne Buchten wie Gurnard Bay, sein mit frischem Laub geschmücktes Gestade, bekannt als kleiner Seehafen zur Zeit des Zinnhandels; weiter südlich Newtown Bay und die verstreut umherliegenden Häuser des gleichnamigen Dörfchens. Das eindringende Meer bildet hier einen vielarmigen Hafen, der sich ziemlich tief in das Land zieht und drei Flüßchen aufnimmt. Die früher hier betriebenen Salzwerke sind jetzt außer Thätigkeit gesetzt, dagegen werden die Austerbänke mit großem Erfolg gepflegt und liefern dem Feinschmecker manch saftiges Mahl. Noch eine kurze Strecke, vorüber an Bouldnor Cliffs hohen Baumgruppen — und die schlanke „Sirene" läuft in den Hafen von Yarmouth ein.

Unrichtig wäre es zu behaupten, daß der Ankömmling hier von den drei Grazien empfangen wird — im Gegenteil: wie drei Parzen mit schlecht verhehltem Groll gegen Sonnenschein und Heiterkeit blicken die alten Befestigungstürme in die bunte Welt des Daseins, seufzend unter der Last unverwischbarer Erinnerungen aus einer stürmischen Vergangenheit. Zweimal eingeäschert und zerstört bis in die Grundmauern, hat sich Yarmouth nie erholt von dem Unstern, der sich an seine Fersen geheftet, und selbst die Forts konnten ihm nur einen dräuenden Anschein geben, nicht aber die Kraft zu neuem Leben und blühendem Gedeihen. Altmodisch und griesgrämig ist der Anblick des Städtchens, eine recht eigentümliche Empfindung hervorrufend inmitten dem Reiz der ewig sich verjüngenden Natur.

Der See uns wieder zuwendend, Cliff-End, den dem Mutterland nächsten Punkt der Insel passierend, entlang an waldigen Schluchten und Buchten taucht Totland-Bay auf; hier nehmen die Gestade einen anderen Charakter an, das flache Ufer hat sich in steil aufsteigende Klippen und Felsen verwandelt, auf deren Höhen schimmernde Wiesen, malerische Baumpartien und Blumenüberfluß nach dem Inneren der Insel über Thäler und Hügel sich hinerstrecken. Totland-Bay ist ein reizen-



Seebad Ventnor.

der kleiner Badeort, lustiges Treiben belebt den Strand, die originellen Badekarren stehen bereit, die Schwimmer und Badenden hinauszutragen in die Wellen, ein kleiner Pier, Kurhaus mit Bibliothek und Lesezimmer vervollständigen die Annehmlichkeiten der Gäste. Der Sommer gewährt hier einen erfrischenden Aufenthalt, verbunden mit dem Vorzug, die schönsten, reizvollsten Punkte von Wight gewissermaßen in greifbarer Nähe zu haben; unter diese Rubrik gehören vornehmlich Alum-Bay und fernerhin die Needles. Den nördlichsten Punkt Alum-Bays bildet Headon-Hill; von dieser vierhundert Fuß hohen, mit einer Batterie gekrönten Klippe aus schweift das entzückte Auge über die mannigfaltige Abwechselung der bezaubernden Scenerien, über das wogende Grün des Eilandes nach den verschleierten Küsten Old-Englands und hinab zu Füßen nach Yarmouth und dem Hain von Freshwater, im Rücken gedeckt durch die aufgetürmten Kreidedünen der Südküste. Einem scharfen Auge wird eine reizende Villa versteckt zwischen Baum und Strauch in der Nähe von Freshwatergate nicht entgehen, es ist dies der einstige Musensitz des beliebten Dichters Alfred Tennyson, den leider die Zudringlichkeit des Publikums von seiner Lieblingsstätte vertrieb. Von Headon-Hill bis tief in die Alum-Bay zieht sich eine schroff aufsteigende Felswand, fortgesetzt bis zu den Needles durch ebenso jähe Kreideklippen. Das Bild dieser Bucht in tiefem, tiefem Blau ist für den, der es einmal gesehen, unvergeßlich. Es ist, als habe die Natur sich hier während einer üppigen Laune ein verschwenderisch ausgestattetes Gedenkblatt geschaffen. Gleich einem mächtigen Vorhang in köstlich farbenschillernder Seide strahlt die Felswand hinab in die Fluten, in tausendfältigen Reflexen ihr eigen Spiegelbild anlächelnd. Tief blutrote Streifen und dämmeriges

Blau wechseln ab mit hellen Ockertönen, die bis ins Weiße spielen und dann wieder in schroffes Schwarz umschlagen; in Rissen und rauhen Klüften läuft die Wand bis zum Ufer, und auf dunkelblauer Meeresflut schaukeln die schneeigen Segel der graziösen Schiffe. All diesem farbensprühenden Glanz entgegen steigt mit majestätischer Ruhe und Klarheit in ihrem vornehmen perlenmatten Weiß die gegenüberliegende Kreideklippe der Bucht empor. Diesen Kontrast erhöht vielleicht die überraschende Schönheit und Wirkung dieses Erdenwinkels — oder sind es die zitternden Strahlen der Sonne, die ihr Gold herübersenden und tausend liebliche Gebilde der Poesie und Träumerei in dem Gemüt des Beschauers wecken?

Gen Abend taucht die Glut des sinkenden Gestirns Bucht, Meer und Felsgestade in flammenden Purpur, wahrhaft überirdisch erscheint alsdann der Glanz der Farben. Das stets feuchte Gestein, überrieselt von dem Naß durchsickernder Quellen, sprüht und funkelt, und zuckende Blitze scheinen darüber wegzulaufen; staunend bleibt der Mensch wie im Bann eines Zauberlandes befangen gegenüber diesem prächtigen Schauspiel der Natur, und sein Auge kann nicht müde werden zu schauen, bis die Glut allmählich erbleicht und dann ganz ersterbend sich in die aufsteigenden Nebelschleier klei-



Steephill-Castle bei Ventnor.

det, um fern über den Wolken zu schlummern, bis die Stunde erschienen, die sie der Erde wieder zuführt und ihren Triumphen. — In melancholischem Widerspruch zu diesem strahlenden Bild stehen am Südende der Bucht, den westlichsten Punkt von Wight markierend, die „Needles“. Losgelöst von der Mutterklippe des Eilandes, machen diese drei von der See umtosten, isolierten, keilförmig zugeschnittenen Felsen den Eindruck, als hätten sie dem Locken und Schmeicheln der kosenden Flut nicht widerstehen können, als hätten sie die Erde und das goldene Land ihrer Kindheit verlassen, um in der Brandung der Wogen die Sehnsucht zu stillen, die bei Tag und Nacht die schmeichelnden Lieder der Wassernixen entfacht — sie sind ihnen gefolgt ... und haben den Weg verloren, der sie wieder heimführen sollte; nun stehen sie da, verbannt in die ewige Einsamkeit; die falschen Meerweiber aber sind verschwunden, und im erstarrenden Gram sehen die ergrauten Felsenhäupter hinab in die schaudervollen Tiefen des Weltmeeres und sehen dort all den Jammer und all die Verzweiflung von vielen Jahrhunderten, sehen die stolzesten Hoffnungen zerschellt an jenen Riffen, sehen die stumme Qual von ach so vielen Trennungen, denen die verzehrendste Sehnsucht nicht mehr zur Brücke der Vereinigung werden kann. Mit einem Trauerflor sind nur die Untiefen der trügerischen Wellen umhüllt, ein ungeheures Grab! und mit Entsetzen und Grauen strecken die einsamen Felsgestalten die Hände gen Himmel, um Erbarmen flehend für die Grausamkeit, die sie geschaut. Golden flutet die Sonne hernieder, der Möwen ungezählte Scharen umschwirren in Übermut die trauernden Wächter der See, in deren Klüften und Ritzen sich einnistend, um von dort aus ihre Glückseligkeit in das Weltall zu schmettern; die Luft trägt die jauchzenden Stimmen heiterer Ausgelassenheit herüber, und über den Rücken der tückischen blauen Fläche ziehen die weißen Segel, fröhliche Menschenkinder in ihrem Schatten bergend! Nein, hier, in den sich immer gleichmäßig fortbewegenden Naturgesetzen ist kein Erbarmen — die Sonne strahlt, in Lust und Jubel zittert die Luft, und der Jammer —? geht dicht nebenher, weil das Unglück eben der Schatten ist des Glückes, weil an der Hand des Glückseligen der Unselige das Lächeln wieder lernen muß.

Hoch oben auf äußerster Spitze der ersten der Needles stand einst ein Leuchtturm, doch erwies sich bei dem geringsten Nebel sein Zweck als verfehlt, der allzugroßen Höhe wegen, und es wurde der Felsen infolgedessen dem Wasser gleich gemacht und auf diesem Grund ein neuer Leuchtturm etwa hundert Fuß hoch errichtet, der sein Licht über zehn Meilen (engl.) in die See hinaussendet. — Die Needles verlassend und nach der Südküste von Wight schwenkend, gewahrt man mit nicht geringem Erstaunen in Scratshells-Bay, mit welcher Macht die Wasser hier ihr Wesen getrieben. Die Klippen sind vom Grund auf dergestalt unterwaschen und ausgehöhlt, daß sie im prachtvollen Bogen über den unten frei gewordenen Raum und weit über den Strand hängen, den darunter Wandelnden mit dem Gefühl einer ungekannten Scheu erfüllend vor der wildromantischen Majestät der Natur. Von hier aus folgt eine Reihe von tiefen Höhlen in den Klippen, die der Volksmund mit humoristischen Namen bezeichnet: da sind die zweihundert Fuß tiefen Neptunshöhlen; die Franzosenhöhle, so benannt, weil ein flüchtiger Franzose dort verborgen den schrecklichen Hungertod gestorben sein soll; Lord Holmes' Parlour, dem Andenken des Gouverneurs von Wight gewidmet, welcher dort seine Freunde empfangen haben soll; Lord Holmes' Cellar, vielleicht weil der edle Herr dort seine Weine zu kühlen pflegte? und the old Pepper Rock, eine drollige Felspartie losgetrennt von der großen Kette. Den ganzen Sommer sind diese Höhlen und zerklüfteten Klippen der Schlupfwinkel und Wohnort von vielen Tausend Seevögeln, wie Möwen, Wasserhühner, Tauchenten, Wasserraben und noch vielen an-



Partie bei Ventnor.

deren, die mit wildem Geschrei auffliegen und die Luft verdunkeln, wenn in ihrer Nähe ein Schuß fällt. Ihre Eier und Federn sind die Beute der Insulaner, die oft mit Lebensgefahr vermittels Seilen von den Dünen aus an den schroffen Felsabhängen sich bis zu den Nestern herunterlassen. — Bis nach Freshwatergate tragen die Klippen denselben Charakter: überall von der See ausgespülte Kavernen. Schräg laufende Straten von Feuersteinformation in dunkler Tönung erhöhen den eigenartigen Anblick der Kreideklippen. Eine plötzliche tiefe Bucht in diesem Seewall ist Watcombe-Bay und tiefer hinein liegt Freshwatergate, so genannt, weil hier der einzige Durchbruch der Kreidedünen nach dem Inlande von den Needles an bis zu Brighstone-Bay sich zeigt. Vor einigen Jahren noch aus wenigen Häusern bestehend, ist heute Freshwatergate ein blühender und malerisch gelegener Badeort mit einer phantastischen Rückerinnerung an das alte Schmugglerleben. Vor mehr als hundert Jahren weilte der bekannte englische Maler Morland hier; in einer kleinen Herberge, „the Cabin", hatte er sein Quartier aufgeschlagen, und mit lebhafter Charakteristik und Vorliebe skizzierte er die rauhen verwitterten Seebären und listigen Schmugglerphysiognomien. Bei Gelegenheit eines Ausflugs mit zwei Freunden nach Yarmouth, wo dieselben mit Lust und Behagen ihre Skizzenbücher füllen wollten, wurden sie als Spione festgenommen und hatten sich in Newport vor dem Magistrat zu verantworten — ein Abenteuer, das der geniale Mann später oft mit jugendlichem Feuer zu erzählen pflegte.

Nach dem Inland zu liegen an dem Ufer des Yar das hübsche Dörfchen Freshwater, nach Westen hin die bereits erwähnte lauschig versteckte Villa Alfred Tennysons. In vielen seiner Schöpfungen klingen die empfangenen Eindrücke



Bonchurch.

seines entzückenden Inselheims melodisch hindurch, und es ist als traurige Wahrheit zu beklagen, daß die Zudringlichkeit des Publikums ihn die Flucht ergreifen ließ, nachdem er so manches Jahr hier im Verein mit seiner Familie und geschätzten Freunden gelebt. Selbst die Königin Viktoria erwies dem gefeierten Poeten ihres Volkes den Tribut ihrer Huld und Gnade: bei Gelegenheit ihres Besuches in Faringford-House pflanzte sie eine Wellingtonia als Erinnerungszeichen dieser Stunde; nach nicht allzu langer Zeit war auch nicht mehr ein Ästchen davon zu sehen, denn jeder, der dem Baum nahe kommen konnte, suchte sich eines Zweigleins zu bemächtigen, um es als Reliquie zu bewahren.

Von Freshwatergate ist es ein Genuß, auf dem schönen weichen Sande entlang zu wandern, und gelangt man rasch genug vor Compton Chine an, einer tiefen Schlucht in den eisenhaltigen Sandschichten, ausgehöhlt von einem Quell, der auf den Höhen der Kreidedünen entspringt. Viele schöne Fossilen, unter anderem auch versteinerte Haselnüsse, von den Bewohnern Noahsnüsse getauft, erwecken das Interesse eines Sammlers. Der östlichste Punkt von Compton-Bay ist Brook Ledge mit einem gefährlichen, weit in die See hinausgezogenen Felsriff, bei Ebbe dem Beschauer die früheren Dimensionen der südlichen Küste Wights zeigend, sowie deren Gefahren in den trostlosen, häufig hier angespülten Wracks. Besonders interessant für den Geologen ist der Anblick mächtiger Überreste einer merkwürdigen Versteinerung von Ästen und Stämmen gefällter Fichten, wahrscheinlich vor undenkbarer Zeit zu einem Floß verarbeitet, das einst ein jetzt vom Sand und Schlamm des Deltas verschlungener Fluß in diese Gegend hinausgetragen haben mag; Knochen von Reptilien, Muscheln und sonstige fremde Körper finden sich in seinem Bette. Der Strand besteht zum größten Teil aus abgerundeten Feuer- und Kieselsteinen, der eifrig Suchende findet hier die reizenden versteinerten See-Anemonen, Moosachate (durchsichtige Quarzformationen) und auch versteinerte Knochen



Shanklin Chine.

und Holz. — Brook Chine passierend, vorbei an den gefährlichen Riffen, ist man bald in Brixton- oder richtiger Brighstone-Bay angelangt; die Klippen steigen hier von achtzig bis zu dreihundert Fuß senkrecht empor und sind über und über zerrissen durch Spalten und Schluchten (Chines) von größerem oder geringerem Interesse, bis zu der bekannten Chale Chine, einer düsteren, mächtig gähnenden Höhle mit beinahe senkrechten Felswänden. Kein Baum oder Strauch weit und breit, ringsumher nackte Felsen, und der Blick in die unheimlich dunkle Schlucht mit ihrem gelben und dämmerigen, rot geflammten Gestein erinnert lebhaft an einen verglühenden Schmelzofen in Riesengestalt.

Großartig in jeder Beziehung, das Ziel aller Besucher der Insel ist die berühmte Blackgang Chine am westlichen Abhang von St. Catherines Hill (769 Fuß hoch). Von der See aus gesehen, hat man die volle Übersicht des wildromantischen Bildes. Die Chine ist gebildet von zwei Flüssen, die sich oberhalb der jähen Felsen vereinigen und mit verdoppelter Macht ihren Lauf durch eine kanalartige Höhlung nehmen bis zu der senkrecht abstürzenden Felswand, von wo aus sie als Kaskade hinunterstäuben in den Strand. Coulissenartig schieben sich die eisengrauen Klippen und Felsen ineinander, dazwischen die unregelmäßig hinlaufenden Konturen der bleichen kahlen Dünen; wie Chale Chine ohne jegliche Vegetation, vollkommen bar allen Laubschmuckes — einzig die schäumenden Wellen, die mit Wucht an die Gestade schlagen, ein dumpfes, melancholisches Echo in der tiefen Schlucht weckend. Von den Ufern führt eine steile Flucht von unregelmäßig in die Erde gerammten Holzstufen zu den oberen Felspartien, auf deren Höhe ein reizender, wohl ausstaffierter Bazar den Emporklimmenden überrascht; diese verzeihliche kleine Spekulation auf die Gutmütigkeit der Reisenden ist hier eingerichtet, um von dem Ertrag der Einnahme die Kosten zur Erhaltung der Wege in der Chine, welche Privateigentum ist, zu ermöglichen. In einem dem Bazar angeschlossenen großen Gebäude ist das Skelett eines zweiundachtzig Fuß langen Walfisches zu sehen, den ein unbekanntes Geschick im Jahre 1842 in Gurnards-Bay ans Land spülte. Auf den Klippen ist ein Hotel und sonstige gute Verpflegung für Fremde zu finden, und mag der Aufenthalt hier oben von ganz besonderem Reiz umgeben sein. St. Catherines Hill, der höchste Punkt der Insel (775 Fuß), ist für seinen ausgedehnten Blick in die Ferne viel besucht; an einem ruhigen klaren Tag reicht zuweilen das Auge bis zu den Küsten von Cherbourg, doch ist dies als ein ausnahmsweise günstiger Fall zu betrachten. Zu Füßen des Beschauers liegt die Insel wie eine großmächtige Karte ausgebreitet mit ihren nackten Hügeln, den langgestreckten dämmerigen Thälern, umzogen von dichtem Busch- und Laubwerk; den kleinen Dörfern und Städten, erkenntlich an dem bläulichen Duft und Rauch, der über sie hinzieht; mit den munter sich schlängelnden Flüßchen, die in Seen sich ausbreiten, je näher sie dem Meere zuströmen; mit dem silbernen Band, der Fassung dieses Edelsteins: der See und ihren stolzen hochmastigen Schiffen und unzähligen kleinen Segeln, soweit das Auge reicht; und endlich jener Grenze, dem fernen, mit Meer und fremden Küsten verschleierten Horizont. Zurückgekehrt von diesem Abstecher, wendet sich wohl der Wanderer, nachdem er den südlichsten Punkt der Insel, St. Catherines Point, mit dem bekannten Leuchtturm besichtigt hat, den Strand entlang nach Ventnor. Von Blackgang bis Dunnose erstreckt sich der so viel besungene und mit Recht bewunderte Landstrich „the Undercliff“. In Gestalt einer Plattform oder auch der Terrasse eines üppigen Gartens vergleichbar, lehnt sich die Undercliff in halber Höhe vertraulich an die senkrecht aufsteigenden grauen Felsen, im Süden von den Buchten und Vorsprüngen der Ufer begrenzt. Zwischen dem wild durcheinander gestürzten Felsgeröll, der zerrissenen Erde und losgelösten ungeheuren Steinmassen dieses breiten Land-

striches sind die herrlichsten Rot- und Weißdornbäume, Kastanien und Eichen emporgesprossen; dicke Gebüsche von Myrten, wilden Rosen und Geranien überwuchern die hier und dort hervorspringenden Felsblöcke; dunkelgrüner Epheu lugt aus allen Ritzen der zerklüfteten Klippen; die weiten Rasenstrecken, welche das halb verwüstete Terrain unterbrechen, sind übersät mit Primeln, und wiederum zwischendurch unter dichten Laubdächern kleine Lichtungen, wo die wilden Hyacinthenglocken auf schlanken Stengeln sich wiegen. Den Zauber zu schildern, welcher



Alte Kirche zu Bonchurch.

jedes für Schönheit und Liebreiz empfängliche Herz erfüllt beim Durchwandern dieser Gegend, ist unmöglich, ebensowenig wie man die Empfindung zu schildern vermag, die ein Traum ausübt.

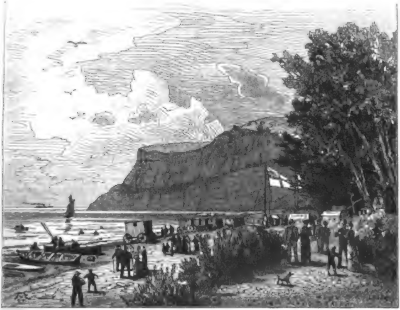
Die Wirklichkeit führt uns nun am Ufer entlang weiter, vorüber an einer Reihe herrlicher Privatbesitze, nach Mount-Bay und dem dem Inneren von Wight zugekehrten St. Lawrence, berühmt wegen seiner winzigen kleinen Kirche, und alsbald gelangen wir vor Steephill-Castle, ein entzückendes modernes Schloß in wunderbarster Lage, welches, besonders wirksam in einiger Entfernung durch seine Zinnen und Türme und kriegerischen Schießscharten, aus dem üppigen Laubwald hervorlugt. Die Gartenanlagen sind von seltenem Geschmack und wundervoller Harmonie; zwischen den einheimischen Bäumen und Sträuchern wechseln die prächtigsten Feigenbäume ab mit den seltensten exotischen Pflanzen, die im Freien blühen und gedeihen. Aus dem Grünen heraustretend, liegt vor unseren Blicken Ventnor; vor nicht allzu langer Zeit ein bescheidenes kleines Fischerdörfchen, das wie ein Nest an dem Felsen hing und umgeben war von den unregelmäßig zerrissenen Terrassen der Dünen. Ventnor teilt das köstliche milde Klima und die krystallklare Luft der Undercliff und hat hauptsächlich hierdurch zu Anfang die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Aus kleinen Fischerhütten wurden große Hotels und Pensionen, Badehäuser und Läden, jeder Platz wurde ausgenutzt, und die großen Gebäude reihten sich bald genug zu Straßen aneinander. Sonnige vor Ost- und Nordwind geschützte Spaziergänge, kräftigende Seebäder, ein Winter ohne Schnee und Kälte — all diese Vorzüge haben rasch dazu beigetragen, das Städtchen zur Stadt werden zu lassen, und so bildet es jetzt Winter und Sommer den Zufluchtsort vieler Leidenden, welche es segnen, weil sie sich hier wohl fühlen.

Der Charakter der Stadt ist originell und willkürlich bis ins Unglaubliche; regellos, ohne Stil oder Geschmack, so wie die Pilze aus der Erde schießen, so sind die Gebäude hingesetzt, Straßen im Zickzack, Ecken und Abhänge. Dazwischen schieben sich die Häuser, die einen über die anderen herüberschauend und sogar oft dem Beschauer die Täuschung aufdringend, als stünden sie aufeinander. Inmitten dieses Chaos blühende Gärten voller Heliotrop und Myrten, hochstämmiger Fuchsien- und Geranienbäume. Trotz seiner architektonischen Mängel — vielleicht gerade deswegen? — wird Ventnor immer einer der berühmtesten Badeorte im Süden Englands bleiben. Auf dem neuen, aus schlankem Eisenwerk erbauten Pier spielt an drei Abenden in der Woche die Stadtkapelle, und westwärts nach Steephill-Road zu liegen die öffentlichen Gärten und Anlagen, halbwegs angewiesen von der dort gerade besonders reichen, schönen Natur. Obwohl die Eisenbahn ihre Kopfstation hier hat, ist die Stadt ausgerüstet mit Verkehrsmitteln jeder Art. Täglich gehen die bekannten Coaches entlang der Undercliff nach Blackgang, im Sommer mit verdoppelten Kräften durch die Chars-à-bancs und sechsspännige Coaches, die noch weiter bis Alum-Bay oder Carisbrooke führen. Im Westen, nicht zu fernab der Stadt, ist das segensreiche Hospital für Lungenkranke, dessen Grundstein die Prinzessin Luise 1868 legte.

Mit Ventnor im Osten verbunden durch eine Reihe geschmackvoller Villen, liegt Bonchurch, eines der ältesten Dörfer auf Wight, im Volksmund mit dem heiligen Bonifacius durch manche Sage in engen Zusammenhang gebracht. Der Eingang zum Dorf ist mit das Lieblichste, was man sich denken kann; entlang der Straße bilden die überhängenden Äste hoher Ulmen einen Bogengang, unter dessen schimmerndem Grün sich ein durchsichtiger Teich hinzieht; auf seiner silbernen Fläche schlummern und träumen die breiten Blätter und die schneeigen Blüten der Wasserrose; das sanft hingleitende Wasser ist oft unterbrochen in seinen graziösen Windungen durch jäh vorspringende Felszacken, bedeckt von strotzenden Farnen und Epheu. Zur

anderen Seite thronen über dem Haupt des Dahinschreitenden die siebenhundert Fuß hohen Dünen von St. Boniface; die Abhänge herab stürzen unzählige Bäche und Bächlein, mit ihrem plätschernden Gemurmel und dem rieselnden feinen Regenstaub die Luft erfrischend. Oben auf St. Boniface Down liegt der verschüttete Wünschel-Brunnen (Wishing-Well), von dessen Wunderkraft derjenige alles erwarten darf, der von dem Strand bis hinauf sich nicht einmal umgesehen hat. Die alte Dorfkirche, ebenfalls auf den Dünen, ist ein malerischer Bau im altnormannischen Stil, etwa dem elften Jahrhundert angehörig und dem heiligen Bonifacius geweiht; sie liegt in ihrem Kirchhof wie in einem Blumenkorb verborgen, dichter Epheu und Geißblatt überwuchern die längst eingesunkenen Gräber, das Portal und die Kirchenmauern. Im Inneren des kleinen Gotteshauses wurden unlängst die übertünchten Fragmente ehemaliger Fresken entdeckt, das jüngste Gericht darstellend.

Unterhalb der Kirche liegt in friedlicher Ruhe die kleine liebliche Bucht Monks-Bay, der Sage nach der Landungsplatz abenteuernder Priester der Lire-Abtei, welche kamen, den Bewohnern von Wight das Christentum zu predigen. In der Nähe der Bucht wurden außer den Überresten eines römischen Lagers noch Urnen, Knochen, Asche und andere Reste, der Römerzeit angehörend, ausgegraben. — Aus dieser stillen idyllischen Gegend wird der Wanderer alsbald aufgerüttelt; sein Fuß betritt „the Landslip" (Erdrutsch). Ungeheure Felsenmassen, losgetrennt von dem Klippenzug der Insel, sind hier verstreut, teils in kleineren Blöcken, teils in ihrer ganzen Größe und Schwere dem Erdboden einverleibt; bis hinaus in die See erstreckt sich das Geröll, von der empörten Natur mit Kraft dahin geschleudert; es erzählt diese Verwüstung von Stunden und Tagen großer Umwälzungen. Seitdem zum Himmelreich des Botanikers geworden, decken unzäh-



Strand bei Shanklin.

lige duftende wilde Blumen, die seltensten Farne und wucherndes Gesträuch die Stätte und geben dem Ganzen den Anschein, als habe von Anbeginn nie anderes hier bestanden. In geringer Entfernung öffnet sich die Klippe zu einer enormen Spalte: in waldigem Grün, durchrieselt von einem klaren Quell, liegt Luccomb Chine, und zu ihren Füßen auf einer Plattform weißlichen Sandes steht gleich einer kleinen Seewacht eine Gruppe Fischerhütten mit ihren malerisch wehenden Netzen, Hummerkasten, Booten und Schiffswinden.

Die Zeit der Ebbe benutzend, da sonst der Weg am Ufer nicht zu passieren ist, schicke sich nun der Wanderer an, einzutreten in das eigentliche Zauberland der Insel: Shanklin. Gleich zu Anfang im Westen der Bucht liegt die Chine, welche auf das Tafelland mündet zu der Stadt. Ein schwanker kleiner Steg führt vorbei an reizenden Fischerhäuschen, über den sprudelnden Bach in die Schlucht; auf schlängelnden steigenden Wegen, unterstützt von originellen steilen Stufen von eingerammten dicken Baumästen, erklimmt man dies waldige Versteck. Weit vorgebogene Baumäste, üppiges Unterholz und die schlanken, im Sonnenschein wehenden Birken, untereinander verbunden durch üppige Schlingpflanzen, neigen sich flüsternd zu dem hier Wandelnden herab, und von der Erde empor schauen ihn aus schwellendem Moos die großen Anemonen und duftenden Orchideen und noch viele, viele andere Blumenaugen an. Im Hintergrund der Chine verborgen rauscht und tost der Wasserfall, mit seinen sprühenden Perlenschnüren die überhängenden Farnbüschel hin und her peitschend. Die obersten Stufen geleiten in einen lustigen grünen Tunnel, aus dessen kühlen Schatten man mit Bedauern heraustritt. Straßen und Häuser empfangen den Überraschten sofort am Ausgang der Schlucht. Ein reizendes Städtchen ist Shanklin, das Auge und Herz gefangen nimmt, sobald man es näher anschaut. Wie ein frischer duftiger Frühlingsstrauß ruht die kleine Stadt inmitten unabsehbarer Wiesen und Waldesgründe, hoher rauschender Baumwipfel und blühender Gärten; elegante geschmackvolle Villen wechseln ab mit originellen alten, unter Geißblatt und Epheu ganz versteckten Häuschen. Die auf- und niederwallenden Hügel und Thäler bergen eine verschwenderische Pracht der entzückendsten Flora, unzählig sind die Spaziergänge und Fahrten der Umgebung, sei es zwischen hohen blühenden Hecken von wilden Rosen und Fuchsien, sei es unter herrlicher Bäume Schatten in kühlen Wäldern, deren Lichtungen über sonnigen blumengeschmückten Wiesen die zauberischsten Durchblicke auf die See eröffnen. Wo man geht und steht und wohin man blickt, fühlt man sich glücklich, und ein beseligendes Gefühl, in diesem Eden zu wandeln, verläßt den hier Weilenden nicht und bleibt ihm, wenn fern, als köstliche Erinnerung im Herzen.

Außer der Chine führt östlich der Bucht ein breiter Fahrweg zum Strand, der mit dem royal Spa Hotel und der Esplanade im Schutz der steilen Felswand liegt. Der goldene Sand des Ufers ist fein und sammetweich, daher das Baden in dieser Bucht ein Hochgenuß; die Jugend treibt vielfachen Sport, das Bogenschießen in erster Linie, Rudern, Reiten — und das Hallo der Criquetgrounds tönt weithin, großartige Siege verkündend. Shanklin genießt vor anderen Badeorten den Vorteil der Einfachheit und gesunden Natürlichkeit, trotz seiner Vergrößerung und immer zunehmenden Popularität.

Die Bucht nach Osten verfolgend, tauchen von ferne schon die schmucken Häuser von Sandown auf, einem hübschen kleinen Ort mit vorzüglichen Seebädern, einer lustigen Sommergesellschaft und allen erdenklichen Annehmlichkeiten, dem Publikum einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Das alte Sandownfort, gleich den anderen Befestigungen auf Wight von Heinrich VIII. errichtet, wurde vor Jahren von der See zerstört, und ein neues Fort ist mehr nach dem Inneren der Dünen von Bembrigde zu aufgeführt. An Sandown-Bay haftet ein schwarzes Gedenk



Culver=Cliff.

blatt, denn es hat im Jahre 1878 das Schicksal die unglückliche „Eurydice" dort ereilt; von dreihundert Menschen wurden zwei gerettet. Sandown blickt über seine Bucht hinweg nach den flimmernden Red=Cliffs und den sich daran schließenden, weithin leuchtenden weißen Culver=Cliffs, von der See schnurgerade in die Luft ragend. Hier macht die Küste eine Wendung und biegt ein nach White=Cliff=Bay, einer geschützten kleinen Bucht mit überhängenden Kreideklippen, in ihren Ritzen und Löchern kreischende Seevögel beherbergend. Noch wenige Minuten, und der östlichste Punkt der Insel, Foreland, ist erreicht; die Dünen erklimmend und über die Matten schlendernd, gelangt man vorüber an dem auf Bembridge Down stehenden Obelisk (dem Andenken des Grafen von Yarborough geweiht) hinab nach dem kleinen Bembridge, einem netten Dörfchen, einst das Entzücken der Künstler und Botaniker wegen seiner von der Welt abgeschiedenen Lage; leider hat die jetzt dort vorübersausende Eisenbahn diesem Reiz ein Ende gemacht, und Bembridge wird nicht verfehlen, sehr bald im Reigen der blühenden Badeorte seinen Rang einzunehmen.

Landeinwärts hinter einer Strecke Marschland, am Flusse Yar, liegt das alte Dorf Brading, von der Sachsenzeit her noch „The Kynges Towne of Bradyng" genannt. Die alten Häuschen blicken verwundert in die neue Welt und zeigen mit Stolz die Spuren ihres Alters; an vielen findet man noch die großen Eisenringe, woran bei Festlichkeiten zum Schmuck des Hauses die Teppiche befestigt wurden; auch ein anderer mächtiger Ring ist noch vorhanden, und zwar der, an welchem der Stier befestigt wurde zur Zeit, da noch die Stierhetze als beliebtes Schauspiel florierte. Die uralte Stadtkanone ist jetzt im Privatbesitz der Familie Oglander in Nunwell, unfern von Brading; das Dorf hat eine reizende alte Kirche im normannischen Stil, die neuerdings mit großer Sorgfalt restauriert wurde. Viele Versuche, das Marschland bis zum Hafen trocken zu legen, sind gescheitert, doch wurde durch diese Versuche der Beweis geliefert, daß ehedem hier

fester fruchtbarer und bewohnter Boden existiert hat, denn die Überreste eines Brunnens und weiter nach dem Inlande die Fundamente einer aufgefundenen römischen Villa sprechen deutlich genug dafür.

Die Eisenbahn von Brading nach Ryde benutzend, zieht der Wanderer wieder ein in die Stadt, die seine ersten Schritte auf Wight begrüßt und von wo aus er seinen Streifzug durch das liebliche Eiland unternommen.

Dicht bevölkert ist der Pier, im lärmenden Durcheinander drängt die Menge zur Landungsbrücke. Majestätisch ruht hier das Schiff, in träger Ruhe sich wiegend.

Noch wenige Minuten — das Signal ertönt, und in ungestümem Rauschen und Stöhnen setzt die Maschine ein; der mahnende Glockenschlag ist verklungen, alles ist bereit, ein letztes Grüßen herüber und hinüber, und stolz dreht sich das Schiff, seine silberne Schleppe hinter sich ziehend, deren selbst eine Königin sich nicht zu schämen hätte.

Im Winde verhallen die nachrufenden Stimmen der Zurückbleibenden, immer kleiner und undeutlicher wird das Bild, das eben noch in greifbarer Nähe gelegen, und eine stets sich vergrößernde Fläche schiebt sich zwischen den Davonziehenden und das in der Ferne noch smaragdfarben schimmernde Vectis.

* * *

Golden überflutet oft die Erinnerung des Menschen Seele, und gern überläßt er sich dem Zauber, der ihn leise mit sich zieht in liebliche Stunden der Vergangenheit.

Die Gegenwart entflieht, und vor dem träumenden Blick tauchen die Bilder auf, die, verdrängt von den Sorgen und Mühen des Alltagslebens, unverwischbar schlummern im tiefsten Grunde seines Herzens. Ein solches Bild der glückseligen Erinnerung ist die strahlende, meerumflutete Insel Wight für den, der sie gesehen, ein unvergeßliches, ein von Blüten und Duft umwobenes Land der Poesie.



Alum-Bay.

Die deutsche Dichtung und die Befreiungskriege.

Von

Karl Koberstein.

Der Kanonendonner von Valmy war verhallt. Preußische Offiziere standen nach Sonnenuntergang in verdrossenem Schweigen beieinander, als Goethe mit den Worten unter sie trat: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen!“

Die Erfüllung der Voraussage ließ nicht lange auf sich warten. Mit dem 20. September 1792 waren die Thore dem Dämon des Krieges aufgethan, unter dessen ehernen Füßen Europa länger denn zwei Jahrzehnte stöhnen, der, gefräßig weitergreifend, immer unersättlicher von den sonnigen Küsten Spaniens bis tief in die nordischen Schneegefilde hinein seine blutige Straße wandeln sollte.

Alte Throne stürzten und neue erstanden, um nach kurzem Scheinleben über Nacht wieder zu verschwinden und anderen, der Laune eines Einzelnen entsprungenen Staatengebilden Platz zu machen.

Alles, auch das Bestgegründete wankte.

Mit olympischer Ruhe sah Goethe dem Schauspiel der Zersetzung zu. Daß der Anbruch dieser neuen Weltepoche auch eine Wandlung für das geistige Leben der Völker im Gefolge haben müsse, kam ihm nicht zu Sinn: für ihn hatte das Reich der Kunst mit den politischen Händeln nichts gemein. In heiterer Höhe, unberührt von dem Hauche der Wirklichkeit, sollte es über dem Hader der Nationen stehen und inmitten verheerender Erdenstürme, sonder Liebe, sonder Haß, ein selbstgenügsames, glückumfriedetes Dasein führen. Zu Hause am wenigsten wollte er die Ernte verkümmert wissen, die nach vierzigjähriger Arbeit in vollen Halmen prangte; denn nur allmählich, unter harten Kämpfen hatte das deutsche Schrifttum das Bürgerrecht auf heimischem Boden sich zurückerobert.

Noch um die Mitte des Jahrhunderts gebrach es der großen Masse an der nötigen Bildung, das Neue zu erfassen und in sich aufzunehmen; und nichts, was in der Sprache Luthers geschrieben war, durfte von seiten der französisch erzogenen Vornehmen, der lateinisch geschulten Fachgelehrten ernsthaftere Beachtung erwarten. Nur eine kleine, meist den mittleren Schichten der Gesellschaft angehörige Gemeinde hatte sich um das Banner vaterländischer Litteratur gesammelt.

Es erforderte geraumer Zeit, manches ehrlichen Schweißtropfens, ehe sich dieser eng umschränkte Kreis erweiterte und die schroff geschiedenen Stände in Geschmack und Schulung einander so nahe gerückt waren, daß sie litterarische, zumal dichterische Erzeugnisse gemeinsam zu genießen verstanden.

Auf die Dauer aber konnte Herz und Auge des deutschen Volks der fröhlichen Werdelust sich nicht verschließen, die auf allen geistigen Gebieten tausendfältige Knospen trieb. Eröffnete die klassische

Philologie völlig neue Einblicke in das Wesen antiker Dichtkunst, so wandte sich die kulturhistorische Forschung, wenn auch vorläufig noch tastend und spielend, doch mit herzlicher Neigung dem Mittelalter zu. Während die Theologie, geleitet von der zu den höchsten Flügen der Spekulation sich erhebenden Philosophie, die Fesseln einer starren Rechtgläubigkeit wie eines dürren Rationalismus abzustreifen und mit einem wärmeren Inhalt sich zu erfüllen begann, blühte auf dem Felde der Poesie das üppigste Leben.

Durch Übertragung und Einbürgerung fremder Gebilde aus allen Zeiten erhielt die deutsche Sprache eine Fülle und Biegsamkeit ohnegleichen. Der Schatz metrischer Formen wurde bis zum Überschwang bereichert, und eine Flut ungeahnter Anschauungen strömte auf die geblendeten Blicke ein. Neue Wege wurden gesucht und auf ihnen neue Gesichtspunkte gewonnen. Ein idealer Schwung, wie er seit Jahrhunderten nicht erhört, war über die Geister gekommen.

Mochten auch die weimarischen Dioskuren und die Romantiker noch so weit auseinanderstreben, in dem einen berührten sie sich aufs innigste: in dem Ringen nach den höchsten Zielen, in der Mißachtung alles dessen, was dem gemeinen Unterhaltungsbedürfnis zu schmeicheln suchte:

So entstanden Schöpfungen von charakteristischem Gepräge, von unvergänglicher Schöne, und wieder hieß es:

> Überall weht Gottes Hauch,
> Heilig ist wohl mancher Brauch;
> Aber soll ich beten, danken,
> Geb ich meine Liebe kund,
> Meine seligsten Gedanken
> Sprech ich wie der Mutter Mund.

An der Kritik fand diese tiefgehende Bewegung eine verläßliche Bundesgenossin. In jugendlich kräftigem Anlauf, hier das Gute fördernd, dort das Schlechte mit den schneidigsten Waffen bekämpfend, übernahm eine Anzahl seiner Köpfe, Schiller und die beiden Schlegel allen voraus, das wohlthätige Amt des Vermittlers, voll regen Bemühens, den Ideenreichtum, der sich in der Stille angesammelt hatte und nicht aufhörte, mit jedem Tage zu wachsen, in alle gebildeten Kreise der Nation hinüberzuleiten, ihn zum Allgemeingut zu machen und so eine lebendige Wechselwirkung zwischen Produktion und Gesellschaft anzubahnen.

Allein so vielverheißend dieser Aufschwung auch erscheinen mochte, er war doch mehr oder minder nur ein künstliches Erzeugnis, dem zum vollen Gedeihen ein Wesentliches: der dauerhafte Untergrund eines einheitlichen, großartig bewegten Volkslebens, mangelte.

Die voraneilenden Künste und Wissenschaften hatten die politische Bildung weit hinter sich gelassen. Unter den niederen Klassen überhaupt noch nicht vorhanden, blieb sie auch den mittleren und höheren so gut wie verschlossen, denen nur eine kümmerliche, argwöhnisch überwachte Presse Anregung und Belehrung bot.

Noch war selbst den Besten unter ihnen der Begriff „Vaterland“ in seiner ganzen Würde nicht aufgegangen. Noch blieb Lessings Ausspruch, Patriotismus sei nichts als eine heroische Schwäche, ohne Widerspruch, und kein Geringerer als Schiller stellte ungescholten den Lehrsatz auf, nur für unreife Nationen habe das vaterländische Interesse Wert. Es sei ein kleinliches, armseliges Ideal, nur für eine Nation zu schreiben: diese Grenze müsse jeden philosophischen Geist unerträglich beengen.

Der stolze Rausch, der die deutschen Stämme für kurze Zeit zum erstenmal wieder in der Bewunderung eines nationalen Helden vereint, hatte längst vor dem vornehmen Idealismus des Weltbürgertums sich verflüchtigt, vor der Sucht nach einer Universalität, deren vermessenem Fluge kein anderes Volk der Erde sich nachzuschwingen vermöchte.

Patriotismus galt den leitenden Geistern für Beschränktheit, nur die Förderung der Wissenschaften, die Veredelung des Kunstgeschmacks, die Pflege von Poesie, Musik und Theater erachteten sie für die erste, eines auf der Höhe des Jahrhun-

derts stehenden Mannes würdige Aufgabe, und das litterarische Parteigezänk dünkte sie wichtiger als die blutigen Kriege an Deutschlands Grenzen.

Theorien huldigend, die, wenn nicht ganz dem Ausland entlehnt, doch größtenteils auf fremden, unseren Kulturverhältnissen durchaus unverwandten Mustern beruhten, wollten sie die Kluft nicht sehen, welche zwischen der hohen ästhetischen Bildung und den gesellschaftlichen wie staatlichen Zuständen gähnte, ahnungslos, daß es der Erwerbung ganz anderer Güter bedürfe, sollte dieser Widerstreit gelöst und die deutsche Litteratur zum treuen Spiegelbild eines eigenartigen Volkstums werden.

Indessen Schiller und Goethe bewundernd zu den Alten emporschauten und doch verkannten, daß eine der griechischen ähnliche, alle Zeiten überdauernde Dichtkunst nur im vaterländischen Boden Wurzel schlagen, nur aus der heimischen Erdscholle Nahrung und neue Triebkräfte saugen könne, gefiel sich Tieck samt seinen Genossen in den eigensinnigen Spielereien eines phantastischen, weder an Ort noch Zeit gebundenen Witzes, emsig bemüht, seiner geduldigen Muttersprache die künstlichen Formen und Silbenmaße der Romanen aufzuzwängen.

Fügte es einmal der Zufall, daß sie den einen oder anderen ihrer Stoffe dem realen Leben oder der vaterländischen Geschichte entnahmen, so wandten sie gleich darauf, als ob sie sich eines solchen Unterfangens schämten, dem Boden der Wirklichkeit den Rücken, ihre Kunst so rasch wie möglich in den Bereich des Reinmenschlichen, in das luftige Gebiet freischaffender Phantasie hinüberzuretten.

Das deutsche Leben der Gegenwart blieb ausschließlich Talenten untergeordneten Ranges überlassen, die dasselbe ungesäubert, wie sie es eben von der Gasse aufgelesen hatten, in platter Realistik nachbildeten und dem unterhaltungslüsternen Publikum als leckere künstlerische Speise boten.

Armselige Spießbürgerlichkeit, verlogene Tugend, aufdringliche Schönrednerei gegen die Verirrungen und Gebrechen der Zeit führten in Büchern wie auf der Schaubühne das große Wort; ja, das angebahnte Echte und Schöne lief Gefahr, von dieser täglich anschwellenden Litteratur verdrängt, wo nicht gar erdrückt zu werden.

Erst mit den Katastrophen von 1805 und 1806 trat, wie in der äußeren Ordnung der Dinge, auch ein Umschwung in der geistigen Stimmung ein.

Die ästhetische Selbstgenügsamkeit, der vor jedem heftigeren Widerstreite graute, die den gewaltsamen Konflikten des Lebens am liebsten aus dem Wege ging, weil die „ruhige Bildung" dadurch gestört oder gefährdet werden könnte, verlor allmählich ihre gläubigsten Bekenner; eine Ahnung überkam die Geister, als wären die Tage künstlerischer Objektivität gezählt. Man fing an, eines Zeitalters sich zu schämen, da ernste Männer wie Schleiermacher die Ausgeburt impotenter Unsittlichkeit, die Schlegelsche „Lucinde", als ein Kleinod deutschen Tiefsinns gepriesen und mit einem Aufwand von Geist, der einer besseren Sache wert gewesen wäre, wie eine neue Offenbarung erläutert hatten. Die Empfindung, daß es einer kräftigeren, nahrhafteren Kost bedürfe als des süßlichen Jammers, der weinerlichen Trivialität eines Kotzebue und Konsorten, brach sich auch in den weiten Kreisen des litterarisch gebildeten Publikums Bahn.

Mit dem unerbittlichen Kampfe gegen das litterarisch Armselige sich nicht begnügt, sondern auch der Einseitigkeit und Übertreibung der antik-klassischen Richtung widerstrebt zu haben, wird immer das wesentlichste Verdienst der romantischen Schule bleiben.

Schon im Frühjahr 1806, als erst Österreich allein seine großen Niederlagen erlitten hatte, Preußen aber noch unversehrt und kampfgerüstet dem hereinbrechenden Verderben zu trotzen versprach, heischte A. W. Schlegel, das Haupt der jungen kritischen Zunft, von seinen im freiesten Spiel der Phantasie sich ergehenden Freunden eine aus der Tiefe und Fülle des

Herzens quellende **patriotische** Poesie; eine Poesie, die in den Leiden und Drangsalen der Gegenwart Trost und Erhebung gewähren, die Gemüter zur Wahrung der höchsten und heiligsten Güter vereinigen und begeistern könne.

Die Dichter der letzten Epoche, meinte er in einem Brief an Fouqué, hätten die nur spielende, müßige, träumerische Phantasie allzusehr zum beherrschenden Bestandteil ihrer Dichtungen gemacht. Das möge in Anbetracht der Nüchternheit und Erstorbenheit aller Seelenkräfte für den Anfang wohl recht heilsam gewesen sein; am Ende aber fordere das Herz seine unveräußerlichen Rechte zurück, und in der Kunst wie im Leben sei das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. Gewiß solle die Poesie ein schönes und freies Spiel sein, aber ausschließlich als Festtagsschmuck des Geistes dürfe sie nicht dienen. Nicht eine Gespielin unserer Zerstreuungen, eine Trösterin in Trübsal, ein Halt gleich der Religion für bekümmerte, zagende Gemüter müsse sie werden. — Was denn reiße in Dante, Shakespeare, in den Nibelungen so unwiderstehlich hin als jene Orakelsprüche, jene tiefen Schmerzen, worin das Rätsel des Daseins sich aufzulösen scheine?

Die Zeit kranke an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, an einem allgemeinen Mit-dem-Strome-schwimmen, das in die Sümpfe des Elends und der Schande heruntertreibe. Die Deutschen bedürften also einer wahren, energischen und vor allen Dingen **patriotischen** Poesie, auf daß ihre Bildung unter dem Joche der Einförmigkeit nicht zu Grunde gehe.

Was den Werken der neuesten Periode zu vollkommen gelungener Wirkung fehle, liege weniger an dem Maße der aufgewandten Kraft als an ihrer Richtung und Absicht. Man könne ebensoviel Tapferkeit, Stärke und Übung in den Waffen bei einem Kampfspiel wie in einer Schlacht aufwenden, wo es Freiheit, Vaterland, Weib und Kind, die Gräber der Vorfahren und die Tempel der Götter gälte, nur würden hier die Gemüter der teilnehmenden Zuschauer ganz anders bewegt sein als dort. Und so schließt er mit der Mahnung an den Freund: „Benutze fernerhin deine Muße zu schönen Dichtungen, begeistere dich, wie du es immer gethan, an den Denkmalen unserer Poesie und Geschichte, und wenn es noch eines Spornes zur Behandlung **nationaler** Gegenstände bedarf, so sieh jetzt die Versunkenheit an gegen das, was wir vormals waren, und — faciat indignatio versum.“

So gute Worte fielen auf empfänglichen Boden. Hielten sich die Poeten fürs erste noch abgeschlossen von den öffentlichen Dingen, so begann doch auch die Litteratur, erfaßt von dem männlichen Ernst der Kantschen Philosophie und dem nationalen Pathos, wie es aus Schillers Dramen, nicht aus seinen Briefen oder Privatäußerungen tönte, gegen das Faule, Frivole und Undeutsche sich zu regen; bis die gemeinsame Bedrängnis, alle Lebenskreise einander näher rückend, endlich auch die Schranken niederlegte, welche die Schriftstellerwelt von der Gesellschaft schieden, und es sich offenbarte, daß auch in stiller Dichterklause vaterländische Interessen eine warme Stätte fänden.

„Man war wohl,“ bezeugt Steffens, „nicht gleichgültig gewesen gegen die politischen Dinge, aber alles war Doktrin, Princip, Zukunft; von einer politischen Gegenwart, die zur Thätigkeit auffordern sollte, hatte man bis dahin keine Ahnung.“

Mit Fug und Recht konnte also Max von Schenkendorf beim Rückblick in die jüngste Vergangenheit die reumütige „Beichte“ ablegen:

Wir alle haben schwer gesündigt,
Wir mangeln allesamt an Ruhm,
Man hat, o Herr! uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium;
Wir aber haben uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm:
So Fürst als Bürger, so der Adel,
Es ist nicht **einer** ohne Tadel.

Wider ihren Willen sorgten die französischen Zwingherren selber dafür, den schlummernden Patriotismus zu wecken

und die gesunden Elemente der Nation zu einer „unsichtbaren Kirche" zu vereinen. Die Tage von Jena und Auerstädt hatten auch den letzten Schein eines unabhängigen Deutschlands ausgelöscht.

„Alle Deutsche," sagt Arndt in seinem „Geist der Zeit", „hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Gesetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbnis der Sitten, die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und seine Herrlichkeit hatten viele deutsche Herzen schon lange nicht gefühlt; was sollten sie betrauern, was sie kaum gekannt? Die meisten hatten sich vereinzelt, als Bürger kleiner Staaten, als Teilnehmer kleiner Verhältnisse, Geschäfte und Ansichten hatten sie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigeren zu folgen und durch die Beschlüsse der großen deutschen Staaten bestimmt zu werden, empfanden viele die Herrschaft der Fremden kaum als Unglück. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unsterblichen Ruhm verloren; sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Auch die vor einigen Jahren noch so mit hingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der schweren Starrsucht erwacht: alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten sie die Schande; sie trauerten, aber sie zürnten noch mehr. Napoleon hatte gemeint, der preußische Staat sei durch die grausamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er sich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerrissen nun so liegen lassen, bis die Zeit da sei, ihn ganz zu vernichten. Napoleon hatte recht, soweit ein gemütloser Mensch, der die Menschheit nur nach ihren Schwächen und Lastern beurteilen kann, die Welt versteht; er hatte zermalmt, was zermalmt werden konnte; die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos gewesen ist, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles messen, nur nicht, wie weit die Geister sich beherrschen lassen."

Ob auch Preußen, aus hundert Wunden blutend, unter den Geißelhieben brutaler Gewalt sich wand, sein Landgebiet auf die Hälfte des ehemaligen Bestandes geschmolzen war; ob sein König, einem heimatlosen Manne gleich, an den äußersten Grenzmarken seines verarmten Staates darbte, während Franzosen und Rheinbündner in der Residenz, in den wichtigsten Festungen ihr Unwesen trieben — Stadt und Land waren doch nur äußerlich beherrscht, bei weitem noch nicht unterjocht.

„Ein besserer Mann vor!" hatte einst bei Leuthen Hauptmann Möllendorf gerufen, den unschlüssigen Commandeur zur Seite gedrängt und sich an der Spitze der jubelnden Grenadiere in die verderbenspeiende Bresche geworfen. Lag auch die Armee Friedrichs zu Trümmern zerschlagen, ein inneres, dem Feinde ungreifbares Heer war erstanden. „Ein besserer Mann vor!" hieß es auch jetzt, da der berufene Führer von einer patriotischen Kunst so wenig wie von einer patriotischen Wissenschaft hören wollte und, seinem zersplitterten Volke das entmutigende Xenion zurufend:

> Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
> Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!

„aus der jahrelang erduldeten Niedertracht seiner nordischen Umgebung" nach der beschaulichen Ruhe der römischen Tage zurückverlangte.

Statt des einen trat jedoch ein ganzes Geschlecht in die klaffende Lücke. Mitten hinein in die Wirbel französischer Trommeln schleuderte Fichte die Feuerbrände seiner „Reden an die deutsche Nation"; unter dem betäubenden Triumphgeheul der Feinde sammelte sich die Wissenschaft zur Erforschung deutscher Sprache und Geschichte, atmete die junge Poesie den eisenhaltigen Hauch politischer Leidenschaft, patriotischen Zornes.

Vorbei war es für immer mit der marklosen Weltbürgerei, dem ästhetisch-kritischen Tändeln; vorbei mit dem Spiel philosophischer Spekulation, wenn sie nicht, wie bei Fichte, der nationalen Sache sich dienstbar machte.

Mochte auch die „Luise“ von Voß, unfindbarer Beziehungen zur schönen Königin verdächtig, auf den Listen der verfemten Bücher an oberster Stelle stehen, mit plumpen Polizeifäusten war das feine Gewebe deutschen Geisteslebens nicht zu fassen. „Die Ideologie,“ erzählt Perthes, „die Ideologie, wie Napoleon das ihm im Wege stehende Geistige nannte, das heißt den Sinn für Wahrheit, die Liebe zu Gott, die Furcht vor ihm, und den uns unvertilgbaren Trieb, den Ursprung der Dinge zu erforschen — zu alledem drangen Davoust und seine Genossen und Gehilfen nicht, und so wurden die Grundsätze wahrer Ordnung, Freiheit und Nationalität wie ein stummes Geheimnis unter uns bewahrt, bis die Morgenröte kam.“

Und die Morgenröte kam. Zuerst und am leuchtendsten ging sie am litterarischen Horizonte auf. Mit den wehmütigen Accorden:

Was blickst du doch zu Boden schweigend nieder,
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?
Du wendest dich, begrüßt vom Schall der Lieder,
Und deine starke Brust, sie scheint gerührt.
Blick auf, o Herr! du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert:
Ihm ist die Schar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast du wohlgefallen.

begrüßte Heinrich v. Kleist den heimkehrenden König und schloß mit dem tapferen Trost:

Und müßt auch selbst noch auf der Hauptstadt Türmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n:
Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bessre Güter in den Staub zu sinken!

In Kleist fand die politische Leidenschaft den überwältigendsten Ausdruck. Brennender als irgend ein anderer empfand der Nachfahr des berühmten Soldatengeschlechts die Schmach seines Vaterlandes. In Preußens Leiden ging ihm alles Leid, selbst das eigene auf, davon ihm ein gerüttelt und geschüttelt Maß beschieden war.

Den Zeitgenossen so gut wie unbekannt, wurde er der begeistertste Rufer im Streit, ein eifernder Apostel jenes unversöhnlichen Hasses, der „den Kaiser nicht wie einen den anderen Fürsten gleichstehenden Herrscher betrachtete, sondern wie einen Räuber und Bösewicht, einen Vogelfreien, der alle Freiheit und alles Recht und Gesetz verraten habe“.

Diesen Haß zur Zeit politischer Ohnmacht zu bethätigen, griff er zu jeder Waffe. Pamphlete, Satiren, Erzählungen, Journalartikel entströmten, von keinem ästhetischen Bedenken gehemmt, seiner fliegenden Feder. Die gewaltigste Rachehymne aller Zeiten klang von seinen Lippen, da er fragte:

Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Wo in dem ganzen, weiten Bezirke deutscher Dichtung wären Töne zu finden, die sich an sprühender Glut mit einer Strophe messen dürften, wie:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen Preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein! —?

Einem tosenden Bergstrom gleich, in atemloser Hast braust der Grimm seiner Rede dahin. Kein Ausdruck, kein Bild thut ihm Genüge, den Mörder vaterländischer Größe zu brandmarken, den er „einen bösen Geist, den Erzfeind, den Anfang alles Schlechten, das Ende alles Guten“ nennt. Auf keinen wie auf ihn hat die Mahnung fördernder gewirkt, mit der A. W. Schlegel im Frühjahr 1808 seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Poesie zu Wien einleitete, wo es heißt: „Unser historisches Schauspiel sei denn auch wirklich allgemein national. Es hänge sich nicht an Lebensbegebenheiten von einzelnen Rittern und kleinen Fürsten, die auf das Ganze keinen Einfluß haben; es sei wahrhaft historisch, aus

der Tiefe der Kenntnis geschöpft, und versetze uns ganz in die große Vorzeit. In diesem Spiegel lasse uns der Dichter schauen, sei es auch zu unserem tiefsten Schamerröten, was die Deutschen vor alters waren und was sie wieder werden sollten. Er lege uns ans Herz, daß wir Deutsche, wenn wir die Lehren der Geschichte nicht besser bedenken als bisher, in Gefahr sind — ganz aus der Reihe der selbständigen Völker zu verschwinden. — Aber so unbekümmert sind wir Deutsche noch immer in unseren wichtigsten Nationalangelegenheiten, daß selbst die bloß historische Darstellung unserer historischen Vergangenheit hier noch sehr im Rückstande ist."

Kleist war ein gelehriger Schüler: er schrieb „Die Hermannschlacht". Auch hier sang er das hohe Lied der Rache. Sein Cheruskerfürst ist ganz der ungebändigte Sohn des Teutoburger Waldes, listig, verschlagen, vor keinem noch so zweideutigen Mittel zurückschreckend, aber in der Wahrhaftigkeit seines Hasses von hinreißender Größe.

Ein Vergleich mit Klopstocks gleichnamigem Drama läßt deutlich den ungeheuren Umschwung im deutschen Dichtergemüt erkennen. Dort mutet alles kalt, farblos, selbst fratzenhaft an. Ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, ist es der dürftige Aufguß klassischer Bücher- und Schulweisheit; alles Nationale verschwimmt noch in der weichlichen Gespreiztheit ossianischer Nachahmung; hier pulst volle Wirklichkeit, strotzend von schäumender Kraft und frei von aller Phrase. Einen Bardengesang wie den Kleistschen, der als Motto vor jeder Geschichte der Befreiungskriege stehen müßte, hätte der ehrliche Klopstock nimmer zu stande gebracht:

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn:
Doch endlich drückt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt will es sein!

In der Schilderung römischer Gewalt und Hinterlist springt die Bonapartesche Art mit greller Frische in die Augen; die deutschen Rheinbundfürsten, die Könige von Napoleons Gnaden sind mit Händen zu greifen.

Es hieße jedoch an Kleist sich versündigen, wollte man dies dahin deuten, als wäre nur Haß sein Handwerk, nur Rache sein Gewerbe gewesen. Er hatte seinem gebeugten Volke Tröstlicheres zu bieten. Sein „Prinz von Homburg" zeugt von einer Liebe zum Vaterlande, wie sie kein Dichter vor oder nach ihm tiefer und reiner im Herzen getragen; zeugt von dem unerschütterten Glauben an Preußens weltgeschichtlichen Beruf. Klingt es nicht, als eile sein Geist auf Jahre voraus und sähe den alten York in der Mühle von Poscherun, wenn der Oberst Kottwitz dem Kurfürsten entgegnet:

Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in deiner Feldherrn Brust,
Das ist der Buchstab deines Willens nicht;
Das ist das Vaterland, das ist die Krone,
Das bist du selber, dessen Haupt sie trägt! — ?

Nachträglich die Zukunft eines Staates in pomphaften Versen zu prophezeien, fordert von dem Besitzer eines leidlichen Geschichts-Handbuches keinen Überschwang an dichterischer Begabung; der Genius offenbart sich dagegen in ganzer Göttlichkeit, wenn, wie hier, ein Poet zur Zeit tiefster Entwürdigung die strahlende Größe seines Vaterlandes mit der Sicherheit des Sehers vorausverkündet:

Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr, als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbaun herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.

Voreilig, noch ehe der heiß ersehnte Erntetag gekommen, hat sich der Fried- und Heimatlose aus dem Leben gedrängt; um so treuer soll sein Volk daran gedenken, was er ihm zur Zeit der Aussaat gewesen!

Unaufhaltsam hatte sich inzwischen die Umgestaltung der Geister vollzogen. Je schonungsloser die Franzosen dem Deutschen den Fuß auf den Nacken setzten, je eifriger ihre Spione und rheinbündischen Spießgesellen nach jedem beschriebenen oder gedruckten Fetzen fahndeten, desto unermüdlicher wehte und webte der vaterländische Gedanke um Schreibtisch und Druckpresse. Der wackere Palm freilich war unter ihrem meuchelmörderischen Blei verblutet, aber das unsichtbare, ungreifbare Etwas, das wie ein Hauch zwischen den Zeilen, wie ein Duft über dem andeutenden Worte, dem umschreibenden Bilde schwebte, war gegen ihre Kugeln gefeit; ja, es währte nicht lange, und die deutsche Dichtung trat offenen Visiers dem Dränger entgegen.

Wie ein Blitz schlug die Siegeskunde von Aspern in das dumpfe Rachebrüten. Mit Heinrich v. Kleist jauchzte auch Theodor Körner dem „Überwinder des Unüberwindlichen“ zu und rief „den Manen der gefallenen Helden seines Herzens ganzen Jubel in den Frühling ihrer Welten“ nach.

Der Kampf in den Tiroler Felsenklüften, das Blutgericht von Mantua, Dörnbergs Erhebung und der an die Mären grauer Vorzeit gemahnende Ritt des schwarzen Welfenfürsten hallten in Wort und Lied durch alle Lande. Um Schill aber, den kühnen Freibeuter, der „ein Ende mit Schrecken“ lieber als „einen Schrecken ohne Ende“ wollte, leuchtete der verklärende Glanz romantischen Opfermutes. Schenkendorfs wahlverwandte Muse lieh dem heldisch Gefallenen die Geisterstimme:

Und im Herzen hat's geklungen,
In dem Herzen wohnt das Recht:
Stahl, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dies Geschlecht.

Haltet darum fest am Hasse,
Kämpfe redlich, deutsches Blut.
„Für die Freiheit eine Gasse!“
Dacht ein Held im Todesmut.

Freudig bin auch ich gefallen,
Selig schauend ein Gesicht.
Von den Türmen hört ich's schallen,
Auf den Bergen schien ein Licht.

Tag des Volkes, du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und mein König selbst wird sagen:
Ruh in Frieden, treuer Schill!

Schenkendorf mußte des gelähmten rechten Armes wegen mit der Linken schreiben. Man spürt es: sie war dem Herzen um so näher. Wie denn überhaupt dieser liederfrohe Ostpreuße, der den habsburgischen Kaiser besang, dieser bibelfeste Protestant, der die heroische Standhaftigkeit des Statthalters Christi pries, dieser Junker von ältestem Landgeschlecht, der die stolze Blüte deutschen Städtelebens feierte und sich der Ehre freute, in Reih und Glied mit freien Bauern ins Feld zu ziehen, zu den eigenartigsten Erscheinungen gehört, welche diese Jahre zeitigten, nur diese Jahre zeitigen konnten.

Gleich ihm blickte der junge dichterische Nachwuchs geringschätzig auf das rein litterarische Genießen herab. Die objektive Ruhe und Abgeschlossenheit der klassischen Zeit blieb diesen Feuerseelen ein Unbegreifliches, galt ihnen für ein Verleugnen edelster Regungen. Nicht Geist und Bildung, sondern Opferfreudigkeit, Begeisterung, Leidenschaft heischten sie als erstes, unerläßliches Erfordernis vom echten Dichter. Hatte das abgeklärte Griechentum „aus Religion zu keiner der vorhandenen Religionen sich bekennen“ wollen, so huldigten sie einer innigen, von den katholisierenden Anwandlungen der Romantiker unberührten Gläubigkeit. Die Not hatte sie wieder beten gelehrt, demütig und herzhaft, wie einst Luther mit seinem Herrgott geredet.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei:
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch entzwei —

sang Ernst Moritz Arndt, der, im Vers wie in Prosa die markige Gesundheit seines Wesens wahrend, den vaterländischen und kriegerischen Stimmungen seiner Zeit den volkstümlichsten, Herz und Nieren packenden Ausdruck verlieh.

Tiefbewegte Trauerklänge machten für geraume Frist die trotzigen Weisen ver-

stummen. Friedrich Wilhelms ahnungsschweres Wort: „Weil sie meine Frau ist, darum stirbt sie gewiß!“ hatte sich erfüllt: die königliche Dulderin war heimgegangen. Ein heiliger, lange nachzitternder Schmerz durchbebte das deutsche Saitenspiel, an dem Sarge der Frühverklärten klagend:

> Rose, schöne Königsrose,
> Hat auch dich der Sturm getroffen?
> Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
> Bei dem schreckenvollen Lose?

Aber ihr jäher Tod spornte auch und schürte den Haß wider die Fremdherrschaft, als deren vornehmstes Opfer die milde Frau betrachtet wurde. Hatte doch ihre letzte Sorge, ihr letzter banger Seufzer noch dem Vaterland gegolten. „Ade, Germania!“ stammelten bei der Kunde von Österreichs Niederlage ihre erkaltenden Lippen, dann brach das hochgemute Herz, das dem gekrönten Plebejer in den Tagen tiefster Demütigung den Zauber deutscher Frauenwürde bewiesen. An ihrem Bilde erbaute und stärkte sich die ganze Nation zu mannhaftem Ausharren und Wagen. Das Gelöbnis:

> Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
> Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau, erwache,
> Ein guter Engel für die gute Sache!

gab ihr Theodor Körner zum Scheidegruß mit, und der Name „Luise“ wurde fortan der Feldruf für alle, denen ein warmes Gefühl für vaterländische Ehre und Sitte noch den Busen hob.

Der leise weinende Gram verschärfte sich zum gellenden Entrüstungsschrei, als Napoleons russische Heerfahrt die kümmerlichen Reste des Hohenzollernstaates vollends niederzutreten drohte. Immer dringender, immer unabweisbarer äußerte sich das Verlangen nach einem Verzweiflungskampfe, nach einem letzten „heiligen Krieg“. Selbst Gneisenau griff in die nur selten gerührte Harfe, den zaudernden König zur That eines Curtius, zum ehrenvollen Untergange fortzureißen:

> Trau dem Glücke, trau den Göttern,
> Steig trotz Wogendrang und Wettern
> Kühn wie Cäsar in den Kahn!

Noch aber hatte die große Stunde nicht geschlagen. Preußen mußte Frankreich die geforderten Schergendienste leisten, und tiefe Entmutigung beschlich die Gemüter. Nur die unbestimmte Erwartung eines im Schoße der nächsten Zukunft verborgenen Verhängnisses ließ auch die Besten nicht verzagen. Und siehe da! das erlösende Verhängnis brach herein, grauenvoll und erbarmungslos über menschliches Hoffen und Ermessen hinaus. Ein Heer, wie es seit Xerxes die Erde nicht erschüttert, lag begraben unter Schnee und Eis.

Während es vom Osten her im Bänkelsängerton von Mund zu Munde ging:

> Der Kaiser auf der Flucht,
> Soldaten ohne Zucht.
> Mit Mann und Roß und Wagen
> So hat sie Gott geschlagen.

suchte Stägemann an der Brandstätte des hunderttürmigen Kremls die schwelende Glut im preußischen Herzen zur lohen Feuergarbe zu entfachen:

> Wehet wütend, Flammenflocken,
> Stürmt, ihr unsichtbaren Glocken,
> In die Adern, die noch stocken!

König Friedrich Wilhelm verlegte seine Residenz nach Breslau, unter seinen Fenstern ließen Jahn und Steffens die Werbetrommel rühren, ganz Preußen klirrte in Stahl und Eisen, und mit dem Freudenrufe:

> Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
> Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

eilte der Dichter des „Zriny“, Schillers vielgetreuer Jünger, aus der üppigen Phäakenstadt unter die preußischen Fahnen, die Brust von stolzen Hoffnungen geschwellt:

> Sei mir gegrüßt im Rauschen deiner Flügel!
> Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
> Durch! edler Aar! Die Wolken müssen weichen!
> Fleug rächend auf von deiner Toten Hügel.

Dem tapferen Obersachsen wird es ewig unvergessen bleiben, daß er sich nicht, gleich den anderen klein- und mittelstaatlichen Poeten, daran genügen ließ, ausschließlich durch die Kunst zu wirken, sondern den jungen preußischen Dichtern sich

zugesellte, die, Kants erhabener Lehre von der „verdammten Pflicht und Schuldigkeit“ eingedenk, bis auf den letzten Mann zu den Waffen griffen. Konnte Stägemann, durch sein Amt zurückgehalten, das Landwehrkreuz nicht an die Mütze heften, etwas Köstlicheres denn das eigene Leben hatte er als Ersatz zu bieten:

Elisabeth, auf, rüste den Sohn! Du hast
Dem Vaterland ihn freudig geboren.

Die Männer der Wissenschaft wollten nicht zurückbleiben. In den Reihen des Landsturms schwang Fichte unter schallendem Hurraruf seine Pike, indessen der große Grieche Buttmann über die unlösbaren Geheimnisse des Rechts- und Linksummachens schier verzweifelte.

Die Eindrücke dieser gewaltigen Tage haben zur Zeit der Ernüchterung unter den ehemaligen Freiwilligen noch erquickende Früchte reifen lassen. Ihnen verdanken wir Holteis unsterbliches „Mantellied“, ihnen Immermanns „Trauerspiel in Tirol“ und Wilibald Alexis' vaterländische Romane, welche in keiner Bücherei eines deutschen Haushaltes fehlen dürften.

Von den Ufern der Oder klang es:

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und schwöret alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Die Winde trugen es weiter, und bald hallten es die Gestade des Mains und Neckars wieder. Siegkündend wie die Fanfaren von Fehrbellin und Hohenfriedberg schmetterten Arndts und Fouqués Lieder zwischen die Orgeltöne und Glockenklänge eines Rückert und Uhland. Alle Welt verstand jetzt die stolzen preußischen Weisen. Frohlockte das schlesische Heer:

Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmet, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

so fielen jubelnd Nord und Süden ein:

Drum blaset, ihr Trompeten, Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein! — —

Daß sich der Olympier in Weimar von dem Ungestüm dieser jungen Litteratur unbequem berührt, die grau gewordene Weltbürgerlichkeit von den Kraftäußerungen selbstbewußten Deutschtums sich abgestoßen fühlte, ist um so begreiflicher, als es neben dem Wertvollen und Bleibenden auch an den flüchtigen Erzeugnissen des Tages nicht fehlte, die sich der unritterlichen Waffe niedrigster Schmähung bedienten; gleichwohl ist und bleibt es eine beklagenswerte Schicksalsfügung, daß der erste Mann der Nation der politischen Wiedergeburt seines Volkes wie ein Fremdling gegenüberstand.

Schon 1808, da Napoleon seine deutschen Vasallen zu Erfurt und Weimar Revue passieren ließ, die Geister ringsumher noch in tiefer Betäubung lagen und nur der niemals genug gewürdigte Stägemann die unterwürfigen Rheinbundskönige mit dem vorwurfsvollen Gruß empfing:

Dem tapfern Volk einst Söhne vom Göttersproß,
Auf Thronen einst, demütige Schemel nun
Des Fußes, der vom Sitz des Ahnherrn,
Frech von dem ehrenden Sitz euch wegstieß!

Schlaftrunken ihr, betäubt von dem heuchelnden
Anhauch des Giftbaums, während Germaniens
Schlafloser Gram dem heißen Siechbett
Ächzend entwankt, ein gequälter Nachtgeist!

hatte Goethe weniger die Demütigung seines fürstlichen Freundes als die Genugthuung empfunden, im Dunstkreis imperatorischer Größe atmen zu dürfen, von dem Bändiger so vieler gekrönter Häupter beachtet und aufgesucht zu werden.

Über die Trübsal der nächsten Jahre hatte er sich mit dem leidigen Troste hinweggeholfen: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitztümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken; haben wir da nicht ein Vaterland? Und haben es nicht tausend und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklicher

Umstände war und ist?" Gern wies er dabei auf die Übereinstimmung mit Schiller hin, der es einst offen ausgesprochen hatte, daß er dem Leibe nach Bürger seiner Zeit sein wolle, weil das nun einmal nicht anders ginge; daß er es aber für das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen und Dichters halte, dem Geiste nach zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.

So stand der große Herzenskündiger außer Zusammenhang mit den Leiden und Freuden seiner Nation.

Das gärende Treiben im Frühling 1813 ängstigte und beleidigte ihn. Er, der einmal gesagt hatte: „Eine Schanze ist nur ein Haufen Dreck, aber der Soldat verteidigt sie mit seinem Leben, weil seine Fahne darüber weht," — er wollte es nicht verstehen, daß auch der Deutsche für seine Ehre mit Gut und Blut einzutreten sich verpflichtet fühle. Aus Körners „Leier und Schwert" hörte er nur „die abgeschwächte Melodie des Wallensteinschen Reiterliedes heraus", den preußischen Freiwilligen warf er „lärmendes Betragen" vor, denselben Preußen, denen der Schwede Arndt nach der Schlacht von Großgörschen den Vortritt unter den deutschen Stämmen zuerkannte:

> Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
> Heldenmänner, seid gegrüßt!
> Beste Deutsche sollt ihr heißen,
> Wenn der neue Bund sich schließt!

und von denen der Franke Rückert bei ihrem Marsch durch Hildburghausen hingerissen rühmte:

> Niemals durchritten
> Hat dich ein Heer
> Milder von Sitten,
> Tapfrer von Speer!

Zu der Stunde, da im deutschen Dichterwalde jeder sang, dem Gesang gegeben war, da es von allen Zweigen schallte, so ritterlich frisch wie seit Walther von der Vogelweide nicht wieder; da auch das ärmste Hökerweib in den löschpapierenen Pfennigblättern der Straßenpoesie Trost und Erhebung suchte und Arndt auf die Frage, wen das ringende Geschlecht als Siegesboten in das Reich der Schatten senden solle, die tönende Antwort gab:

> Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
> Darum muß Germaniens bester Mann,
> Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
> Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
> Und der Rache Tag bricht an!

gefiel sich der Dichter des „Götz" und „Faust" in teilnahmlosem Schweigen.

„Schüttelt nur an euren Ketten," rief er Arndt und Körner zu, „ihr werdet sie nicht zerbrechen: der Mann ist euch zu groß!" Aber die Treuen ließen sich nicht beirren, schüttelten unverdrossen weiter an der ehernen Last, mit dem alten Blücher meinend: „Der Bonaparte ist doch nur ein dummer Kerl!" bis auf den Blachfeldern von Großbeeren, Hagelberg, Katzbach, Dennewitz, Wartenburg und Möckern Glied für Glied zerbarst und die geraubte Viktoria wieder über dem Brandenburger Thore schwebte, „ewig die Schwingen zum Siege gespannt".

„Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden," schrieb Goethe in einer Zeit, von der Niebuhr versicherte, er habe in ihr die Seligkeit empfunden, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu teilen, und jeder, der es mit Klarheit genossen, werde sein Tage lang nicht vergessen, wie liebend, friedlich und stark ihm zu Mute gewesen sei.

Im Februar 1814, als Fichte, ein edles Opfer seiner Vaterlands- und Gattenliebe, gestorben war, klagte Rahel in einem Briefe an Varnhagen: „Deutschland hat sein eines Auge zugethan; wie ein Einäugiger zittere ich nun erst für das andere." Müßige Sorge! Deutschlands schönstes Auge hatte die giftigen Dünste verpesteter Lazarette nicht zu fürchten. Geblendet von des Völkerfrühlings Glanz,

ruhte sein Strahl im Dämmerlicht chinesischer Geschichte aus. —

Drum Heil uns! Nur im Schwerte glüht
Befreiung aus der Not.
Den Spruch des Weltgerichts vollzieht
Nur Mut bis in den Tod.
Heil uns! Aus diesen Donnern tönt
Das Schwanenlied der Schlacht.
Drum neigt euch dem, der euch versöhnt,
Dem Heil, das heut erwacht!

Mit solchen Feierklängen begleitete Stägemann den Einzug der Verbündeten in Paris. Napoleons Stern war erblichen, die Zeit noch fern, da er zum anderenmal aufleuchtete, bevor er ganz in Nacht versank. Die Verherrlichung des „gefesselten Prometheus" blieb kränkeren Jahren vorbehalten: Goethe stand mit seinen Sympathien für das gestürzte Idol allein.

In seinem dramatischen Schaffen schon längst einem frostigen Allegorienwesen verfallen, schrieb er, einer Aufforderung der Berliner Hofbühne folgend, das Festspiel „Das Erwachen des Epimenides".

Wie vorauszusehen, wirkte das auf Bestellung gelieferte Gedicht, trotz der wundervollen Musik seiner Sprache, nur kalt und befremdend, und der allezeit schlagfertige Volkswitz säumte nicht, den Titel des dunklen Werkes in ein ironisches „I, wie meenen Sie des?" zu parodieren.

Auch heute noch würde bei Epimenides-Goethes Schlußbetrachtung:

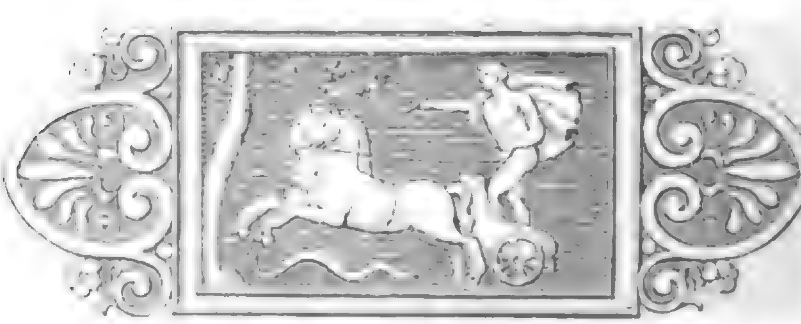
Wie glücklich euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschlief,
Ich konnt's in den Ruinen lesen,
Ihr Götter, ich empfind es tief.

der dem Fürsten Bismarck in den Mund gelegte Ausruf: „Welch eine Schneiderseele!" sich uns unwillkürlich auf die Lippen drängen, müßte nicht jeder Vorwurf verstummen, der aufquellende Unwille einer freudigen Rührung weichen vor dem Bekenntnis des königlichen Greises:

Doch schäm ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin!

Nicht größer — das sei ferne! Aber reicher und glücklicher war der jüngere Dichter, der, seiner gelähmten Rechten ungeachtet, Degen und Feder der heiligen Sache gewidmet hatte und, auf der Heimfahrt aus dem gedemütigten Babel, den freien, in voller Frühlingspracht daherflutenden Rhein mit den entzückten Worten begrüßte:

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.





Die goldene Zeit.

Ein Strandidyll

von

Heinrich Seidel.

Martin Wedeking war ein wenig, was man einen Einsiedler nennt. Solche gedeihen bekanntlich am besten in den Wüsten und Wildnissen oder in den ganz großen Städten, wo sich niemand viel um seinen Nebenmenschen bekümmert. Es ereignet sich nun öfter, als manche kluge Leute annehmen, daß solche zum träumerischen Vorsichhinleben geneigte Menschen in der von ihnen gewählten praktischen Thätigkeit voll und ganz ihren Beruf erfüllen und zwar in einer nüchternen und tüchtigen Weise, die niemanden ahnen läßt, welche bunte Gedankenwelt noch außerdem in diesem Kopfe wohnt. Das Leben solcher Sonderlinge ist scharf in zwei Teile geschieden, und der Mensch der Geschäftsstunden ist so sehr von dem Menschen der Freistunden verschieden, daß es kaum glaublich ist, beide könnten in einem Rocke stecken. Martin Wedeking war Oberingenieur in einer der großen Maschinenfabriken vor dem Oranienburger Thore in Berlin; dort war er kurz, scharf und klar in allen seinen Äußerungen, sein Denken war mathematisch und einzig auf sein Fach gerichtet, so daß er unter den Genossen für einen der tüchtigsten Ingenieure galt. Wenn er aber zu Hause saß in seiner behaglichen kleinen Wohnung, die an dem sogenannten „Kessel" lag, jenem stillen friedlichen Platz mit Blumenanlagen und Springbrunnen, der sich von der Kesselstraße abzweigt, da war jene Welt mit ihrem hastigen Getriebe, schnurrenden Riemscheiben, klappernden Rädern und schütternden Dampfhämmern gänzlich versunken und Martin Wedeking war ein friedlicher Träumer, der Blumen zog, seltene einheimische Singvögel fütterte, Ameisen beobachtete, die er in glasbedeckten, mit Erde gefüllten Kästen hielt, und sich mit Werken der Dichtkunst beschäftigte. Daraus wird nun wohl jeder, der sich einige Klugheit zutraut, schließen, daß er selber ein heimlicher Dichter war und seine Mußestunden auch dazu verwandte, schönes weißes Papier höchst unökonomisch nur in der Mitte zu beschreiben, wie

Scheffel sagt; allein dies war nicht der Fall, sondern er gehörte zu den heutzutage so seltenen platonischen Liebhabern dieser Kunst. Ihm erschien es wie Wunder und Geheimnis, daß durch den bloßen Zauber der Sprache solche Wirkungen erzielt werden konnten, und mit gewissen Lieblingsgedichten vermochte er sich jederzeit in Rührung zu versetzen. Denn er gehörte zu denjenigen Naturen, welche, wenn sie der Schönheit und Vollendung begegnen, davon bis zu Thränen ergriffen werden. Da Martin Wedeking ein großer Naturfreund war, so gehörten Stifter und Storm zu seinen Lieblingen, andererseits aber auch zog ihn im vollen Gegensatze zu seinem scharf verstandesmäßigen Beruf das Märchenhaft-Phantastische an, und an manchem stillen Winterabend ergötzte er sich höchlich an Hoffmann, Edgar Poe und Gullivers Reisen von Swift, welches Buch er immer und immer wieder lesen konnte, wobei ihn weniger die grausame Satire auf das Menschengeschlecht als vielmehr die ungewöhnliche Kunst zu fabulieren anzog, durch welche dieser außerordentliche Schriftsteller auch das Wunderbarste anschaulich zu machen versteht.

Durch seine Vorliebe für die Erzeugnisse der Dichtkunst war er auch in eine kleine Gesellschaft geraten, welche an jedem Sonnabend in dem besonderen Zimmer eines Münchener Bierhauses in der Jägerstraße zusammenkam. Sie bestand aus einigen Poeten, Schriftstellern und Leuten von anderem Beruf, welche an dichterischen und künstlerischen Bestrebungen Teilnahme hatten und sich dort an einem behaglichen Gespräch und gutem Bier erfreuten. Dort saß er gewöhnlich den ganzen Abend, ohne ein Wort zu sagen, hörte gut zu und blieb auf diese Weise auf dem Laufenden. Trotzdem er sich nun in dieser Weise passiv verhielt, war er dennoch von allen wohlgelitten, denn solche Eigenschaften werden nur von Thoren unterschätzt, welchen der Wert eines verständigen Schweigens unbekannt ist, und welche keine Ahnung haben von dem Werte eines guten Zuhörers, der immer zur rechten Zeit lächelt oder mit dem Kopfe nickt oder auch unter Umständen in die tiefste Finsternis des Schweigens versinkt.

So lebte Martin Wedeking in seinen zwei Welten behaglich vor sich hin mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes, und nur alljährlich im Sommer durchbrach er diese Monotie seines Daseins dadurch, daß er sich auf vier Wochen frei machte, um aus der Einsamkeit der großen Menschenwüste in die wirkliche Einsamkeit des Gebirges, des Waldes, der Heide oder des Seestrandes zu verschwinden. Dies waren die stillen Freuden- und Glanzpunkte seines Lebens, von welchen er das ganze Jahr hindurch in der Erinnerung zehrte. Nachdem er nun dergleichen Sommervergnügen schon in den einsamsten Teilen des Harzes und Thüringer Waldes, ja einmal sogar in Ausführung eines langgehegten Planes in der Lüneburger Heide zugebracht hatte, war die Sehnsucht nach der See und nach dem Strandwalde in ihm erwacht, und als wieder der Sommer kam, war er fest entschlossen, seinen Urlaub diesmal in seiner mecklenburgischen Heimat an der Ostsee zu verbringen. Er wußte dort einen Ort, im Walde gelegen und nicht weit vom Strande, der nur aus den Gehöften von zwei kleinen Bauern und dem Anwesen eines Forstwärters bestand. Wenn er dort unterkommen konnte, was er nicht bezweifelte, war er nach seinen Begriffen wohl aufgehoben, und dachte er daran, so hörte er schon im Geiste das eintönige Singen der Tannenwipfel, vernahm das taktmäßige Rauschen der Wellen, die unablässig ans Ufer schlagen, fühlte den wunderbar frischen Anhauch des Seewindes, und jene Sehnsucht nach grüner Waldeinsamkeit stieg in ihm empor, deren zwingende Kraft nur der Naturfreund kennen lernt, welchen sein Geschick jahraus, jahrein in der Häuserwüste einer riesigen Stadt festhält. So machte er sich denn rechtzeitig frei, begab sich an einem schönen Junitage auf den Stettiner Bahnhof und bald versank

hinter ihm der aus ungezählten Schornsteinen dampfende geräuschvolle Norden Berlins mit seinen rauchgeschwärzten Fabrikgebäuden. Einem anderen Norden rollte er zu, wo er nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen zu Hause war.

* *
*

Wedeking war wirklich bei dem Forstwärter von Baumgartenheide untergekommen, obwohl dieser und seine Frau sich anfangs sehr gesträubt hatten, weil sie auf die Unterbringung von Gästen gar nicht eingerichtet seien. Da sich aber der Fremde mit allem zufrieden erklärte, hatte sich eine kleine Kammer gefunden, in welcher gerade ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl stehen konnten, und man hatte sich schließlich geeinigt. Nachdem er dann die nächste Umgebung bis an die nicht weit entfernte See hin durchstreift und mit der unvergleichlichen Wonne eines in dem einförmigen Berufs- und Stadtleben vollständig ausgehungerten Naturfreundes sich an dem Dufte des Waldes, dem einsamen Säuseln der Wipfel und dem frischen Rauschen der unbegrenzten See erfreut hatte, saß er in der Dämmerung behaglich in einem kleinen Vorbau des Hauses vor einem weißgedeckten Tisch und verzehrte sein Abendbrot. Auch dies erschien ihm unvergleichlich und voller Poesie, obwohl es nur aus Rührei mit Schinken, Butter, Schwarzbrot und ein wenig Kuhkäse bestand, nachdem er zuvor eine kleine Satte dicker Milch mit geriebenem Brot und Zucker ausgelöffelt hatte. Das war alles so ursprünglich, so einfach und so frei von Künstelei. Solche Gerichte aß er niemals in der Stadt, weil sie ihm dort gar nicht schmeckten, aber hier in dem strohgedeckten Landhause, das rings umgeben war von der schweigsamen Majestät des dämmernden Waldes, in dessen Wipfeln noch ein wenig Abendschein träumte, hier in dieser stillen Ländlichkeit, da erschien ihm dies wie eine köstliche Sache, und unwillkürlich summten ihm die Goetheschen Verse durch den Kopf:

Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält.

Die Thür nach der Vordiele war geöffnet, und hinter dieser lag gleich die Küche. Dort befand sich das hübsche Mädchen, welches ihm das Essen aufgetragen hatte, die jüngere Schwester des Forstwärters. Er war fast verwundert gewesen über die schlanke Schönheit mit der feinen gebogenen Nase und den blauen Augen, über welche lange dunkle Wimpern schatteten. Sie war fein und doch kräftig gebaut und ihre Gesichtsfarbe nicht zu blühend, aber auch nicht zu blaß durchleuchtet von jenem unvergleichlichen Rosenschimmer der Gesundheit. Es giebt vielleicht keinen besseren Ausdruck für das äußere Ansehen dieses Mädchens, als wenn man sagt, sie besaß das, was man bei schönen Pferden Rasse nennt. Sie hatte sehr schnell und geschickt, aber fein ernsthaft und mit niedergeschlagenen Augen ihr Werk verrichtet, und nun war sie in der Küche mit dem Dienstmädchen, welches eine kleine flinke rundliche Büdnerstochter aus der Umgegend war, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Dabei unter dem Schüsselgeklapper und dem Platschen des Wassers, welches Wedeking vernahm, zwitscherten die frischen Kinder zusammen wie zwei Vögelchen, und ab und zu trällerte die eine oder die andere eine Strophe aus einem Volksliede. Der junge Mann saß nach beendigter Mahlzeit behaglich zurückgelehnt, während draußen die Dämmerung immer weiter sich verbreitete, und indem er diesem freundlichen Geplauder, dessen Worte er nicht verstand, lauschte, wie man auf ein Bächlein horcht, das über Kiesel lieblich klingend dahinplätschert, fühlte er sich innerlich glücklich und voller Frieden, und weit versunken hinter ihm war die große Stadt mit ihren Tausenden von Schornsteinen, ihrem Dampf, Rauch und Getöse. Das Leben dort kam ihm vor wie ein breiter und trüber Strom, verunreinigt durch allerlei Schlamm und Fabrikgewässer, aber hier war ihm, als sähe er seinen unberührten klaren Quell aus verborgener Tiefe sprudeln.

Dann kam der Forstwärter aus dem Walde nach Hause, und die beiden Männer saßen im Wohnzimmer und rauchten und plauderten miteinander. Dort waren die Wände geziert mit einer großen Anzahl von Gehörnen und Geweihen, deren Träger der Forstwärter in anderen Gegenden der großen Heide, wo er früher als Jäger thätig gewesen, alle selber erlegt hatte. Jede dieser Trophäen hatte natürlich ihre kleine Geschichte, und dergleichen hörte Wedeking für sein Leben gern. Zudem hatte sich der Forstwärter durch Anregung seines früheren Lehrherrn ein wenig mit Botanik befaßt und wußte über die seltenen Pflanzen der Umgegend gute Auskunft zu geben. Es wuchs dort mancherlei, das nicht überall vorkam, so die große über mannshoch werdende Saudistel, deren Blätter wie gezackte Hellebardenspitzen aussehen, die strauchartige Sumpfwolfsmilch mit den leuchtend roten Zweigen, das stattliche und schöne Königsfarnkraut und im Moor die schöne Andromeda mit blaß violetten Glöckchen, sowie auf den mit dunkelbraunem Wasser erfüllten Tümpeln die seltsame Utricularia, welche nicht im Boden wurzelt, sondern auf ihrer feinverzweigten, mit kleinen Bläschen besetzten Wurzelverzweigung schwimmt, aus welcher sie zur Blütezeit über die Wasseroberfläche einen Stengel mit Blüten von herrlichstem Goldgelb emportreibt, und was dergleichen kleine freundliche Naturwunder mehr sind. So saßen sie und plauderten, indes draußen die Finsternis der Nacht sich verbreitete und eine große Stille herrschte, so daß Wedeking mitunter in den Pausen des Gespräches eine Leere in seinem Ohre fühlte, weil er das gewohnte Rollen der Wagen vermißte. Nur eine Eule flog zuweilen mit klagendem Schrei draußen vorüber, oder ein Nachtfalter mit leichtem Stoß gegen das erleuchtete Fenster. Aus dem entfernten Schlafzimmer tönte der summende Gesang der Frau, welche ihre unruhige Jüngste in Schlaf wiegte, und in der Küche plauderten und sangen die beiden Mädchen, bis auch sie still wurden. Dann kam die Frau, um dem Manne gute Nacht zu sagen, denn es war zehn Uhr, und bald darauf fing auch der Forstwärter an heimlich zu gähnen, denn morgens war er früh auf und den ganzen Tag thätig. So nahm Wedeking denn sein Licht und suchte sein kleines Schlafkämmerchen auf. Das Fenster war geöffnet und der ganze Raum erfüllt von frischem Waldgeruch. Er kramte seine Sachen zurecht und schloß dann die unteren Flügel, während er die oberen geöffnet ließ. Als er in seinem Bette lag, herrschte das tiefste Schweigen im Hause, nur der Holzwurm pickte im Gebälk und ein Mäuschen raschelte behutsam vor der Thür seiner Kammer. Da vernahm er wie aus weiter Ferne durch diese große Stille hindurch ein leises taktmäßiges Rauschen wie den Pulsschlag der schlafenden Natur. Es war die Ostsee, welche, von einem längst entschlafenen Winde aufgeregt, unablässig an ihre Ufer brandete.

* * *

Eine ungewohnte Musik erweckte Wedeking am anderen Morgen in der Frühe aus dem Schlafe. Das unablässige krause Gezwitscher einer Rauchschwalbe, das Flöten eines Rotschwanzes vom Dachgiebel, der kecke Gesang eines Zaunkönigs in der Gartenhecke und das Schmettern der Finken im nahen Walde hatte sich schon unbemerkt in seine Träume gesponnen; er saß in der Philharmonie zu Berlin und hörte mit verwundertem Behagen eine feine Musik von Geigen, Klarinetten und Flöten, aber plötzlich fuhr es mit Glockenläuten, Kontrabaß und Bombardon dazwischen, welches einen so seltsamen Eindruck machte, daß er sogleich aufwachte und nun vernahm, daß es die mit Kupferglocken behangenen Kühe des Forstwärters waren, welche fröhlich brüllend auf die Weide zogen. Vergnügt kleidete er sich an, um ebenfalls auf die Weide zu gehen, auf die Augen-, Ohren- und Herzensweide, welche ihm die freundliche Natur in Gestalt von Wald und Wasser und Wiese draußen

aufgebaut hatte. Mit unendlichem Behagen durchstreifte er jetzt und in den folgenden Tagen die waldige Einsamkeit nach allen Richtungen.

Am stärksten aber zog es ihn immer zum Strande und seiner Umgebung, wo sich in das gleichmäßige Sausen und Singen der Wipfel das taktmäßige Rauschen der ans Ufer schlagenden See mischte, denn an den meisten Stellen trat der Wald nahe an den Strand, indem er entweder von steil abfallendem hohem Ufer auf die See hinblickte oder hinter schützenden Sanddünen sich aus verkrüppeltem Strauch- und Buschwerk und kriechendem Geäst allmählich in seinem eigenen Schutze kräftigend zur vollen Größe aufbaute. Dort war er zu vergleichen einer Rotte von Soldaten, die hinter einem Erdwall den Angriff feindlicher Reiterscharen erwartet, wobei die erste Reihe auf dem Bauche liegt, die zweite kniet, die dritte gebückt und erst die vierte aufrecht steht. Ja, dieser Kampf dauerte schon lange und ward in dieser Gegend nicht zum Vorteil des Waldes entschieden, der an besonders ausgesetzten Punkten trotz tapferer Gegenwehr Schritt um Schritt zurückwich. Dies war besonders an einer Stelle der Fall, welche sich Wedeking bald als einen Lieblingsplatz erkoren hatte. Nachdem der Wald, gleichsam um neue Kräfte zu sammeln, weit zurückgewichen war, um einer Strandwiese Platz zu machen, an deren entferntem Rande seine tapferen Baumscharen, von blauem Dämmer und tieferen Schatten durchsetzt, in der Nachhut standen, ging er mutvoll in dichten Reihen zu neuem Kampfe vor und erreichte seinen ruhelosen Feind bei einem Landvorsprung, der den Schiffern als Wahrzeichen diente und bei ihnen den Namen Rosenort führte. Hier sah man es deutlich, daß die See in siegreichem Fortschreiten begriffen war, denn einzelne alte krüpplige Bäume standen nahe dem Strande zum Teil schon im Sande vergraben, während ihre verdorrten Äste von der See abgewendet sich ausdehnten, so daß sie Menschen glichen, welche mit vorgestreckten Armen sich zur Flucht wenden. Weiterhin, wo die Bäume noch ein wenig flatterndes Laub zu ernähren im stande waren, zeigte sich immer noch derselbe Anblick einer Flucht vor dem Winde und vor der See, und nur allmählich stiegen die Bäume nach allen Graden der Verkrüppelung zu ihrer natürlichen Pracht und Größe wieder auf. Auch der Name Rosenort deutete auf etwas Entschwundenes hin, denn zur Zeit war dort kaum eine Spur von wilden Rosen zu erblicken, während doch sonst dieser genügsame Strauch die Nähe des Strandes liebt, an geschützteren Orten hoch in die Bäume emporsteigt und im Juni mit einer Fülle blaßroter Blüten aus dem dunklen Eichenlaube hervorleuchtet.

Dort auf dem kleinen Dünenhügel unter einigen verkrüppelten und zur Flucht gewendeten Eichen saß Wedeking gern, denn von diesem kleinen Landvorsprung aus übersah man weithin die langgestreckten Buchten des Ufers. Zur Linken eine unendliche Kette von weißen Dünen mit breitem schimmerndem Strande, von welchem sich der ausgeworfene Tang in dunklen wellenförmigen Reihen abhob, zur Rechten aber ward der Boden besser und lehmhaltiger und stieg zu den Bolderaa genannten, mit stolzen Buchen bewachsenen Höhen empor. Auch hier an diesem hohen Ufer fraß die See immer weiter, so daß es, von sturmbewegten Wellen angenagt, steil, ja zuweilen überhängend abfiel und weithin in sanftgeschwungenen Linien wie mit einer gelblichen Mauer den stellenweise nur sehr schmalen Vorstrand einsäumte.

Kehrte er dann am Abend in die friedliche Forstwärterwohnung zurück, so ließ er sich gern erzählen, wie es im Winter sich in dieser Einsamkeit lebte, wo der Strand mit einer unglaublichen Pracht phantastischer Eisbildungen sich bedeckte und durch unendlichen Schneefall oft jeder Verkehr auf Wochen unterbrochen wurde. Gern erzählte auch der Forstwärter von der großen Sturmflut und von dem furchtbaren Eindruck, den es macht, wenn die

See durch den Wald angewandert kommt. Ja, von zwei Seiten sogar war dies geschehen, denn auch von dem in der Nähe befindlichen Binnenhaff aus war sie durchgebrochen und man hatte sich auf den Boden flüchten müssen. In den Rosenbüschen des Gartens hatte sie zum Wahrzeichen ihres Besuches Tang und Seegras aufgehängt und als Andenken zurückgelassen. Dies erschien alles in dieser schönen friedlichen Sommerszeit, wo schon seit Wochen ein ständiger Nordost wehte und die klarsten sonnigsten Tage mit sich führte, wie ein wunderliches und grausiges Märchen, dem es sich mit behaglichem Gruseln lauschen ließ. Zuweilen auch stieg ein Bild auf vor seiner Seele von wimmelnden und hastenden Rädern und Riemscheiben, er hörte im Geiste das Knattern der Nietkolonnen, den dumpfen Schlag der Dampfhämmer und das Zischen und Fauchen abströmenden Dampfes; ja, er glaubte sogar den Geruch von Schmieröl und Kohlenrauch zu spüren, welcher allen Maschinenfabriken eigentümlich ist; aber alsbald versank dieses Bild wieder und erschien ihm ebenfalls wie ein Märchen, von welchem es heißt: „Es war einmal".

* * *

Aber die schönen Sommertage flossen unerbittlich dahin, und mit Schrecken dachte Wedeking zuweilen daran, daß jenes Bild nur zu bald Wirklichkeit und kein Märchen mehr sein würde. Und noch eins kam dazu, ihm den gewählten Aufenthalt lieb und wert zu machen, denn es dünkte ihm nichts Geringes, alle Tage ein so schönes Mädchen freundlich um sich thätig zu sehen wie die Schwester des Forstwärters. Jeder Mann trägt oft ihm selber halb unbewußt das Traumbild eines Weibes in seinem Herzen, und wenn solches ihm dann in der Wirklichkeit begegnet, so berührt es ihn wie ein liebliches Wunder, daß diese Träume leben, und andere kluge Leute erstaunen dann, wenn in solchem Falle die Liebe so plötzlich kommt wie bei Romeo und Julia. Aber sie kommt gar nicht plötzlich, sie war schon längst da, es fehlte nur der Gegenstand. Wedeking wußte kaum, daß er schon vom ersten Anblick gefangen war, und hielt das tiefe Wohlwollen, mit welchem er jede Lebensäußerung des anmutigen Kindes verfolgte, für ein selbstloses Gefallen an der Schönheit an und für sich, wie man es herrlichen Kunstschöpfungen entgegenbringt. Sein seit der ersten Knabenliebe wohlgeschontes Herz war noch recht unerfahren in diesen Dingen. Aber das schöne Bild wanderte alltäglich mit ihm, und aus dem Flüstern der Blätter und dem Rauschen der See klang es ihm wie abgerissene Strophen ihres ungeschulten aber lieblichen Gesanges, dem er so gern lauschte, wenn er aus der Küche, aus dem Nebenzimmer oder aus dem Garten her schallte, denn in seiner Gegenwart sang sie nie. Er konnte sich nicht erinnern, daß jemals von der Bühne aus oder im Konzertsaal Gesang so auf ihn gewirkt hatte, als nur einmal, da er in ihrer besten Zeit die große Niemann-Seebach als Gretchen sah, wie sie bei der Verrichtung häuslicher kleiner Arbeiten den König von Thule sang, kunstlos und in Gedanken vertieft, wobei sie zuweilen mitten in der Strophe sinnend aufhörte und nach einer Weile mit einem kleinen Seufzer den Schluß hinzufügte, während die Tausende von Zuschauern in dem großen Hause den Atem anhielten und das Pochen ihrer Herzen dämpften, um keinen Hauch zu verlieren.

Insbesondere die Melodie eines Liedes, das er öfter von dem Mädchen gehört hatte, ohne genau den Text zu verstehen, — er wußte nur, daß darin von Heckenrosen, von der Nachtigal, von Mädchen in blühenden Jahren und von der goldenen Zeit die Rede war — hatte sich fest seinem Gedächtnis eingeprägt, daß sie ihn Tag und Nacht nicht verließ und ihn fast ein wenig quälte, denn immer mußte er sie summen oder leise vor sich hinpfeifen, eine jener anspruchslosen und ein bißchen wehmütigen Volksmelodien, wie sie im deutschen

Vaterlande so mannigfach vernommen werden.

Wie war er deshalb verwundert, als er eines heißen sonnigen Nachmittages, da er tief im Walde nachdenklich auf einem Fußwege, der durch hohes Adlerfarnkraut sich hinzog, umherschlenderte, dies Lied vernahm, gesungen von jener ihm so angenehmen Stimme. Er bahnte sich einen Weg durch das Dickicht der gefiederten Zweige, sah alsbald den Himmel durch die lichteren Stämme schimmern, und als das Lied eben verklang, trat er auf eine Waldwiese hinaus, woselbst der Forstwärter mit seiner Schwester und dem Dienstmädchen beschäftigt waren, Heu zu wenden. Er trat hinzu und sprach mit dem Manne, nicht ohne daß seine Blicke zu dem schönen Mädchen hinschweiften, welches in einiger Entfernung mit elastischen Schritten und anmutigen Bewegungen ihre Arbeit verrichtete. „Heiße Zeit," sagte der Forstwärter, „alles heuet jetzt in der ganzen Gegend, und Arbeiter sind schwer zu kriegen, da müssen wir alle mit heran, zumal ich so einen Animus habe, daß es mit dem schönen Wetter die längste Zeit gedauert hat. Morgen wollen wir einfahren, und ich denke, wir bringen dann unser Gut ein so schön wie nie, denn bei dem trockenen Ostwind und der Hitze, da heuet es barbarisch. Aber wir müssen uns dazuhalten, daß wir heute fertig werden, denn eine Frau, auf welche wir rechneten, ist nicht gekommen, und mein Knecht hat recht zur Unzeit sich den Fuß verstaucht."

„O, da helfe ich mit," sagte Wedeking.

Der Forstwärter sah ihn verwundert an, das rundliche Dienstmädchen kicherte vernehmlich über dieses Ungewöhnliche, dessen sich der feine Stadtmensch unterfangen wollte, und die Schwester des Forstwärters unterbrach ihre Arbeit und schaute, auf ihre Harke gestützt, belustigt auf ihn hin. Sie trug einen jener unschönen, aber den besten Schutz vor der Sonne gewährenden Helgolander Hüte, aus dessen Tiefe das feine Antlitz mit zartem rosigem Dämmer hervorschaute.

„Eine Harke ist noch vorhanden," sagte der Forstwärter lächelnd, „wenn Sie mit Gewalt wollen — aber es ist heiße Arbeit."

Statt jeder Antwort ging Wedeking an den Ort, wo er die Harke an einem Busche lehnen sah, holte das Arbeitsgerät herbei und schwenkte es voller Thatenlust.

„Nun, dann wollen wir uns aber die Sache einteilen," sagte der Forstwärter vergnügt, „Sie nehmen mit meiner Schwester hier diesen Kabel bis zu dem großen Saalweidenbusch und ich mit dem Mädchen den anderen. Wer zuerst fertig wird, kann nach Hause gehen."

Die nötigen Handgriffe lernte Wedeking durch Unterweisung und Beispiel seiner schönen Gefährtin bald, und dann herrschte großer Fleiß und Wetteifer auf der sonnigen Waldwiese. Die beiden Paare schritten in steter Bewegung hin und wieder und arbeiteten bald nah, bald fern voneinander. Das frische und schnell getrocknete Heu duftete balsamisch und sandte Wolken von Wohlgeruch empor, wenn es gewendet ward. Zugleich sprühte nach allen Seiten hüpfendes Insektenvolk davon. Für diese war nun auch der große Wendepunkt ihres Lebens eingetreten, sie waren mit einemmal aus Grashüpfern zu Heuspringern geworden. In der Ferne spazierte ein Storch mit stelzendem Gange und nickendem Kopfe, indes er zuweilen den Schnabel zu Boden stieß, um wohlgefällig etwas aufzunehmen. Als die beiden jungen Leute einmal standen und ein wenig ruhten, machte Wedeking das Mädchen auf diesen fleißigen Mitarbeiter aufmerksam.

„Er kommt mir immer vor," sagte diese, „wie der lange Herr Professor, welcher im vorigen Jahre oft von dem Badeorte herüberkam und auch so auf den Wiesen umherstelzte, wo er alle Augenblicke etwas aufnahm."

„O," sagte Wedeking, „der Storch ist kein Botaniker, er verachtet sogar die Pflanzenkunde; nein, der Storch ist ausschließlich Zoologe, er studiert besonders die Insekten, Amphibien, Eidechsen und

Schlangen und ist einer der größten Kenner aller unserer Kleintiere."

Dem braven Professor Stelzenbein war die Aufmerksamkeit, welche man ihm zuwendete, lästig geworden, er nahm plötzlich einen Anlauf, entfaltete die mächtigen Flügel und erhob sich schwerfällig bis über die Höhe der Baumkronen, worauf er in schnellem Fluge nach Osten zu abstrich.

„Ach, das ist unser Storch aus Petershagen," rief das Mädchen, „denn dorthin liegt kein anderes Dorf! Er wohnt auf der Scheune unseres Nachbars in einem uralten Nest, das schon beinahe mannshoch ist. Als kleines Kind hab ich ihn immer angesungen:

> Adebor, du Roder,
> Bring mi 'n lütten Broder!"

„Hat er's denn gethan?" fragte Wedeking.

„Nein, aber eine Schwester hat er mir noch gebracht," sagte lächelnd das Mädchen, „die ist unser Nestküken und noch zu Hause bei der Mutter."

„Ist die Schwester auch so hübsch wie Sie?" fragte Wedeking unwillkürlich und fast ohne es zu wollen. Das Mädchen sah ihn eine kurze Weile überrascht an und errötete tief. Sie wandte dann den Kopf ab und fing so emsig an zu arbeiten, daß Wedeking genug zu thun hatte, um mitzukommen. Das Wenden war jetzt beendigt, und da der Abend nahte, ward das fast trockene Heu in große Haufen zusammengeschoben, um es vor der Einwirkung des nächtlichen Taues zu schützen. Wenn nun die beiden das ausgebreitete Heu zusammenholten, um es dann in gemeinsamer Arbeit mit den Harken zu einem Hügel aufzutürmen, da suchte Wedeking einen Blick auf das rosige Antlitz zu gewinnen; allein dies gelang ihm nicht, denn mit großer Geschicklichkeit vermied sie es, wirksam von dem weit vorstehenden Hute unterstützt, das Gesicht ihm zuzuwenden. Ein nachdenkliches Wesen war über sie gekommen, welches sich erst allmählich wieder verlor. Unterdes brannte schon die Abendsonne in den Wipfeln der Bäume, der Forstwärter und das Mädchen hatten ihre Arbeit beendet, schulterten die Harken und zogen, aus der Ferne mit fröhlichem Lachen herübergrüßend, davon. Nach zehn Minuten angestrengter Arbeit hatten auch die beiden Nachzügler ihren Teil vollendet, standen nun am Waldrande und sahen mit Befriedigung auf die dunklen Reihen wohlgebauter Hügel, welche die glatte Wiese gleichmäßig bedeckten. Die Sonne streifte nur noch die Wipfel und ließ die Stämme und Äste der Kiefern rot aus dem dunklen Grün der Nadeln hervorleuchten; ein kühler Dunst stieg aus dem Boden hervor, das Heu duftete stärker und in den Büschen des Waldrandes sang mit unablässigem Geschwätz eine Dorngrasmücke.

Beide wandelten nun durch den stillen Wald nach Hause. Nur ein fernes Taubengurren oder zuweilen der Ruf eines Pirols waren vernehmlich. Selbst die so selten schweigsamen Wipfel der Kiefern und Fichten sangen nicht mehr, sie standen mit all ihren feinen Nadeln regungslos im Schein der sinkenden Sonne und strömten einen sanften balsamischen Hauch aus. Zuweilen kam aus den kleinen Lichtungen, wo am Tage die Sonne gebrütet hatte, ein würziger Duft von wildem Erdbeerkraut. Dies erinnerte Wedeking an eine Entdeckung, welche er an demselben Tage gemacht hatte. Er sagte: „Hier ganz nahebei habe ich heute einen vorzüglichen Erdbeerhorst gefunden, eigentlich eine Seltenheit in dieser Heide, sie stehen kaum fünfzig Schritte von hier." Damit bog er vom Wege ab zu einem Orte hin, wo es licht durch die Stämme schimmerte, und das Mädchen folgte ihm. Am Rande einer jungen Fichtenschonung auf etwas ansteigendem Boden unter mächtigen Kiefern hatte das freundliche Beerenkraut sich weithin angesiedelt, die schönen Früchte waren dort ungestört zur Reife gelangt und prangten zum Teil schon in jenem tiefen Purpur der letzten Vollendung. In einer fernen Waldlücke stand niedrig die glühende Abendsonne und warf einen letzten Schein auf die aus

feinem Grase und rötlichem Kraut hervorleuchtenden Beeren. Bald war das Körbchen des Mädchens in gemeinschaftlichem Wetteifer bis zur Hälfte gefüllt, indes die Sonne allmählich in ihrem eigenen Feuer verglühend versank und ein feiner Dunst der Dämmerung zwischen den Stämmen sich ausbreitete. Während nun die Schatten in den Gründen sich vertieften und ein sanfter rötlicher Schein in den Lüften war, gingen sie am Rande der Schonung weiter, bis sie an einen prächtigen Busch von wilden Rosen gelangten, der, in eine junge Eiche hoch emporsteigend, mit Hunderten von zart gefärbten Blüten den Schein des Abendrotes zurückgab. Das Mädchen hatte den häßlichen Hut, dessen sie zum Schutze gegen die Sonne nicht mehr bedurfte, jetzt abgenommen, und als sie nun neben dem blühenden Strauche stand, ebenfalls angeleuchtet von den rötlichen Strahlen, da sah Wedeking es deutlich, daß ihr Antlitz an Farbe jenen schönen Blumen gleichkam, ja noch edler und reiner schimmerte diese liebliche Blüte des Menschengeschlechtes. Ringsum war es nun ganz still, nur ein Rotkehlchen sang, wie es dieser Vögel Art ist, in einem rotbeglänzten Wipfel sein süß melancholisches Abendlied. Zugleich ging Wedeking durch eine unwillkürliche Gedankenverbindung jenes andere Lied durch den Kopf, welches er so oft gehört, doch niemals ganz verstanden hatte, und er bat sie, es ihm zu singen. Sie waren jetzt in einen schmalen Fußsteig eingebogen, wo das Mädchen schlank und schön vor ihm her schritt, während von seitwärts durch die lichten Stämme das Abendrot in die Dämmerung des Waldes hineinglühte. Sie verstand ihn gleich, als er sie ersuchte um das Lied von der goldenen Zeit, und ob nun auch ihr Ort und Stunde angemessen erschien — genug, sie weigerte sich nicht und sang mit anmutiger Stimme das kleine Lied einfach und kunstlos, wie es sich für diese Verse und die anspruchslose, ein wenig melancholische Melodie gebührte:

Ihr Blumen auf Wiesen und Weiden,
Ihr Rosen in Hecken und Heiden,
Blühet und glühet, es naht schon die Zeit,
Daß ihr vom sonn'gen Tag müßt scheiden!

Du Nachtigal dort auf der Halde,
Ihr Vögel im Feld und im Walde,
Singet und klinget, so lang es noch Zeit —
Verstummt zum Süden müßt ihr balde!

Du Jüngling in lockigen Haaren,
Du Mädchen in blühenden Jahren,
Nutzet die Jugend, die goldene Zeit!
Wie bald wird sie von dannen fahren!

Dann schritten sie eine Weile schweigend weiter, während die Dämmerung zunahm und das Abendrot verblaßte.

„Wo haben Sie das Lied her?“ fragte Wedeking endlich.

„Ich habe es so gehört,“ antwortete sie, „in unserem Dorfe wird es gesungen.“

Sie traten dann aus dem Walde auf die kleine Lichtung, wo das Forstwärterhaus gelegen war. Mit seinem schwarzen Strohdach hob es sich dunkel ab von dem blassen Rot, das als letzte Sonnenspur am Abendhimmel noch träumte, aus einem seiner kleinen Fenster schimmerte freundlich ein Lichtschein, eine feine Säule bläulichen Rauches stieg schnurgerade aus dem Schornstein in die helle Luft empor und ringsum war Frieden und süße Abendstille.

* *
*

Der „Animus“ des Forstwärters ging in Erfüllung. Das Heu wurde noch glücklich eingebracht, aber an demselben Abend stieg im Nordwesten aus der See ein riesiger Wetterbaum auf, der seine mächtigen Wolkenäste über den ganzen Himmel verbreitete, und in der Nacht kam ein Gewittersturm, daß die Wipfel heulend brausten und das Rauschen der aufgeregten See deutlich vernehmbar war. Am Morgen aber war alles vorüber, und die Sonne glänzte, als wäre nichts geschehen, vom unbewölkten Himmel. Als Wedeking aufgestanden war, brachte die Frau des Forstwärters ihm den Kaffee, und er vernahm von ihr, daß die Schwester ihres Mannes schon in aller Frühe nach Petershagen zu ihrer Mutter gegangen sei und erst am Nachmittage zurückerwartet werde.

Das Haus erschien ihm merkwürdig öde und leer an diesem Tage. Wie gewöhnlich machte er sich für seinen täglichen Ausflug bereit, denn selten pflegte er vor dem späten Nachmittag zurückzukehren, und nahm seine Hauptmahlzeit immer erst am Abend ein. Er packte Mundvorrat und etwas Wein in seine Wandertasche, und außerdem war er stets ausgerüstet mit einem jener leichten Regenmäntel, die sich auf einen kleinen Raum zusammenrollen lassen, mit einem wollenen Plaid und einem sogenannten Touristenschirm, der ihm zugleich als Wanderstab diente. So war er auf alle Wechselfälle der Witterung vorbereitet und konnte sogar mit einer gewissen Behaglichkeit im Walde übernachten, im Falle er sich verirrt hätte. Dann machte er sich rüstig auf, und bald war er wieder in dem von dem nächtlichen Gewitterguß erfrischten und balsamisch duftenden Walde verschwunden. Planlos und in Gedanken vertieft trieb er sich heute umher, und ein gewisses Wehmutsgefühl ward seiner Herr, wenn er dachte, daß diese Zeit der goldenen Freiheit nun bald ein Ende nehmen und er in das gewohnte Joch zurückkehren sollte. Und dann konnte er jenes Lied nicht loswerden, immer und immer summte es ihm durch den Kopf wie eine süße Mahnung:

Du Jüngling in lockigen Haaren,
Du Mädchen in blühenden Jahren,
Nutzet die Jugend, die goldene Zeit!
Wie bald wird sie von dannen fahren!

Da er bei allen diesen Gedanken wenig auf den Weg geachtet hatte, so geschah es um Mittag, daß er nicht genau wußte, wo er sich befand. An der einen Seite des Weges standen wie eine Mauer junge schwarzgrüne Fichten, an der anderen hochstämmiger Buchenwald. Um diese Mittagszeit, wo alle Vögel schwiegen und der Wind eingeschlafen war, herrschte rings die Stille der Einsamkeit bis auf das Summen der Fliegen im Sonnenschein und das Knistern der Libellenflügel, wenn diese Tierchen, welche wie kleine Raubvögel in der Luft standen, plötzlich ihren Ort veränderten. Das erste, was Wedeking that, wenn er in diesem Strandwalde die Kenntnis des Ortes verloren hatte, war, daß er auf die See horchte, deren Rauschen in solcher Einsamkeit weithin vernommen wird. Aber er hörte nichts, als er lauschte, nur einmal lachte ein Wiedehopf weit in der Ferne und dann war wieder alles still. Aber es war noch früh am Tage und Zeit hatte er genug, darum wandte er sich nach jener Richtung, wo dem Stande der Sonne nach die See zu suchen war, und schlenderte gedankenvoll in den Buchenwald hinein. Nach einer viertel Stunde hielt er wieder an und horchte. Da noch eben seine Füße in dem welken Laube gerauscht hatten, war nun wieder eine große Mittagsstille um ihn her und anfangs vernahm er nichts. Es war, als horchten alle die regungslosen Blätter der Buchen mit ihm. Dann tönte es ganz fern aus der grünen Waldestiefe kaum vernehmbar aber taktmäßig und, als das Ohr sich erst zur Aufmerksamkeit gewöhnt hatte, auch deutlicher; ja, was dort so klang wie das leise Atmen eines schlafenden Kindes, das war die See. Zugleich trat zu seiner Rechten ein anderes Geräusch an sein Ohr, ein traumhaft verschlafenes Rieseln wie von fließendem Wasser; er blickte dorthin und sah zwischen den Stämmen es in lichterem Grün schimmern, und mit einemmal ging in seinem Kopfe jenes sonderbare Drehen vor sich, das uns befällt, wenn wir glauben, uns in unbekannter Gegend zu befinden, und nun plötzlich alles sich zurechtrückt.

Dort ging ja die Bolderaa durch die selbstgegrabene Schlucht, jener kleine Bach, welcher dieser ganzen Gegend den Namen gegeben hatte; nun war ihm mit einemmal alles wohlbekannt. Er schritt auf den Bach zu und folgte, an dem hohen Ufer entlangschreitend, der Richtung seines Laufes. Drunten im Grunde floß das grünliche glasklare Gewässer und rieselte und plätscherte so kühl durch die vielfach zerstreuten Steine, daß die Schwüle, mit welcher die brütende Sonne die breite, von mächtigen Buchen umstandene Schlucht

erfüllte, noch drückender erschien und es Wedeking forttrieb an die Kühlung verheißende See, deren Rauschen schon immer deutlicher ward. Plötzlich bei einer Biegung der Schlucht lag sie vor ihm, und zugleich wehte ein etwas frischerer Hauch an seine erhitzte Stirn. Von hier ab verbreiterte sich die Schlucht nach der See zu ganz außerordentlich, und ein süßer Duft stieg aus diesem Grunde empor, denn an den lehmigen Seitenufern wuchs in über mannshohen kleinen Wäldern der mit unzähligen weißen Blümchen übersäte Honigklee. Wedeking stieg an die See hinunter und wandte sich zurück, wo das steile, von Buchen gekrönte Lehmufer zur Linken sich bis zu dem kleinen Landvorsprunge Rosenort hinzog, während überall nur ein schmaler Strand zwischen der steil abfallenden Wand und der See vorhanden war. Ja, zuweilen fehlte dieser ganz, so daß man durchs Wasser seinen Weg nehmen mußte. Auch Wedeking gelangte jetzt an eine solche Stelle, vermochte aber, da sie nicht sehr breit und das Wasser nicht tief war, dieselbe bei einer zurückkehrenden Welle laufend zu überschreiten. Bei starken andauernden Stürmen war überhaupt dieses schmale Vorland nicht gangbar, da die See alles überflutete, an der etwa sechzig Fuß hohen Uferwand hoch emporschlug und Schaum und Tang in die Sträuche des Waldes warf.

Nun befand sich Wedeking wieder an einem Orte, welchen er besonders gern hatte, denn hier war er ganz aus der Welt. An der einen Seite hatte er die steile Mauer der Uferwand und an der anderen die unendliche See, mit deren Rauschen und Wogen er mutterseelenallein war. Er schritt über den feuchten rötlichen Uferkies, aus welchem mit gelbem Bernsteinglanze zuweilen ein Donnerkeil hervorleuchtete, bis an den Ort, wo die See in jahrhundertlanger Arbeit einen Vorsprung des hohen Landes abgetragen hatte, dessen einstmalige Ausdehnung noch genau durch die ausgespülten, weit in die See hineinreichenden Felsblöcke bezeichnet war. Auf dem Strande lagen ebenfalls solche zum Teil halb im Sande begraben, zum Teil frisch herabgestürzt und seltsam durcheinander geworfen; auch aus der steilen Lehmwand ragten, von dem letzten Sturm freigespült, solche hervor wie ungeheure Rosinen aus einem Kuchen, während an anderen Stellen sich leere glatte Höhlungen zeigten, wo solche Blöcke gesessen hatten. An einem Orte, wo diese zum Teil sehr mächtigen Steine am häufigsten lagen, waren drei derselben dicht an der steilen Wand so seltsam übereinander gestürzt, daß eine Höhlung entstanden war, in welcher sich bequem ein Mensch verbergen konnte. Wedeking hatte früher, als er diese Einrichtung entdeckt hatte, mit großer Mühe einen vierten Stein herzugewälzt, der nun innerhalb dieser steinernen Laube einen Sitz bildete. Dort hatte er schon oft und gern gesessen, um träumend auf die See hinauszublicken, und auch heute nahm er wieder diesen vor der glühenden Sonne geschützten Platz ein. Es war an der See fast ebenso schwül als im Walde, denn es ging kein Wind, und der wenige Luftzug, der zuweilen entstand, kam vom Lande her. Der Horizont war in leichten Dunst gehüllt, so daß Wasser und Himmel ineinander schwammen, und außer dem eintönigen Rauschen der Wellen, welche die Uferkiesel knirschend hin und her schoben, war nichts vernehmlich als das Zwitschern der Uferschwalben, die den obersten Rand der steilen Lehmwand siebartig mit ihren Nisthöhlen durchlöchert hatten und dort gleich emsigen Bienen unablässig ab und zu flogen. Obwohl Wedeking diese Vögel selber nicht zu sehen vermochte, so wurden ihm deren Bewegungen doch an den leichten Schatten kund, welche vor ihm auf dem weißen Sandboden unablässig durcheinander glitten.

Als er nun so träumend saß, da fing es im Rauschen der Wellen wieder an zu singen von der goldenen Zeit, und vor seinen Augen schwebte wieder die schöne schlanke Gestalt. Er war doch recht thö-

richt, schon über dreißig Jahre alt und noch immer so schüchtern wie ein Knabe. „Nutzet die Jugend, die goldene Zeit, wie bald wird sie von dannen fahren!“ Das hatte sie kürzlich gesungen in der abendlichen Waldesdämmerung und war dabei vor ihm her gewandelt wie ein holder Arm voll Glück, aber er hatte die Stunde versäumt. Ja, und wenn er sie an sich gezogen hätte, da Zeit und Gelegenheit günstig waren, was wäre die Folge gewesen. Die wilde Rose ist die schönste Blume des Waldes, aber sie hat auch scharfe Dornen, und er wußte nicht, ob sie ihm sich glühend neigen oder ob sie ihn zornig abwehren würde. Nun begann er Orakel darum zu fragen. Dort in der Weite lag ein Steinblock in der See, an welchem die Wellen emporschlugen, während zuweilen eine angerollt kam, größer als ihre Schwestern, und einen Regen von weißem Schaum über das dunkle Felsenhaupt emporspritzte. Wenn unter den nächsten dreien eine solche war, dann sollte es ein gutes Zeichen sein. Da kam schon die erste und wogte machtlos an dem Steine empor, die zweite folgte und sank wieder zurück, und dann rollte die dritte herbei, die gar nicht besonders aussah; aber plötzlich, klatsch, sprühte ein mächtiger Schaumregen über den schwarzen Felsen hin. Dies stimmte Wedeking fröhlich, allein es genügte ihm noch nicht. Dicht vor ihm war zwischen den von der See ausgeworfenen Kieseln ein besonders weißer Sandfleck. Wenn in dem Verlaufe der Zeit, da drei Wellen hintereinander den Strand erreichten und ehe die vierte sich überschlug, über diesen Fleck ein Schwalbenschatten hinhuschen würde, dann wollte er dies für ein Hoffnung weckendes Ereignis ansehen. Die erste kam, überschlug sich und glitt mit singendem Zischen wieder zurück, die zweite und die dritte folgten, allein der Fleck blieb leer; doch kurz bevor die vierte eben ihr schaumgekröntes Haupt vorüberneigen wollte, huschten wie der Blitz zwei Schatten nebeneinander über die weiße Stelle dahin. Nun fürchtete sich Wedeking fast, sein Glück noch einmal zu probieren; allein aller guten Dinge sind drei, und er begann nach einem weiteren Orakel zu suchen.

* *
*

In diese wunderlichen Spielereien war er so vertieft gewesen, daß er auf gar nichts weiter geachtet hatte, und so erschrak er fast, als er schon ganz in der Nähe an dem sonst so einsamen Strande eine weibliche Gestalt bemerkte, welche, von einem breiten Strohhut beschattet, in der brennenden Sonne ebenmäßig dahinschritt. In demselben Augenblicke aber schlug ihm auch mächtig das Herz, weil er sofort die schöne Wandererin erkannte. Als sie ganz nahe herangekommen war, ohne ihn bemerkt zu haben, trat er aus seiner Steinlaube hervor und redete sie an. Sie hatte den Weg am Strande gewählt, wie sie sagte, weil sie dort mehr Kühlung zu finden hoffte als in dem schwülen Walde; allein dies war fehlgeschlagen, und nun war sie heiß und ermüdet von dem Wege im Sande und in der glühenden Sonne. Wedeking bot ihr seinen schattigen Sitz an, und als er dann auf einem anderen Steine vor ihr in der Sonne seinen Platz genommen hatte, unterhielten sie sich von allerlei Dingen, von Petershagen, von ihrer Mutter und Schwester, von dem kleinen Garten dort, in welchem so schöne Rosen blühten, von dem Fliegenschnäpper, welcher in dem größten Rosenbäumchen sein Nest hatte und gar nicht scheu war, sondern mit blanken braunen Augen jedermann furchtlos anschaute, wenn er auf seinen Eiern saß, und wie es dem alten Haushund Nero ging, welcher nun schon fünfzehn Jahre alt war und einen beständigen Husten hatte, gegen welchen er Malzbonbons einnahm, die ihm sehr wohl schmeckten, aber nichts halfen, und wie die rotbunte Kuh sich gefreut hatte, als sie ihr Haustöchterchen wiedersah, und das Lied von der goldenen Zeit, das habe die Pastorstochter einmal mitgebracht von einer Reise, und von der habe es die Pastors-

köchin abgehört, und nun könnten sie es alle im Dorf, die überhaupt sängen.

An seine Frage hatte sie doch noch gedacht und sich um eine Antwort bemüht; das freute den jungen Mann so, daß er es nicht sagen konnte. Als nach einer kleinen Weile dieser Gesprächsstoff erschöpft und er im Besitze aller Neuigkeiten von Petershagen war, entstand eine kleine Stille, während das Mädchen nachdenklich auf den fernen Horizont und Wedeking auf die schwärmenden Schwalbenschatten auf dem besonnten Sande schaute. Aber mit einemmal ließ dieser blendende Schimmer nach und alle Schatten waren hinweggelöscht, indes zugleich durch das eintönige Rauschen der See ein fernes grollendes Murmeln hörbar ward. Wedeking sah sich hastig um und bemerkte nun eine blauschwarze Wolkenwand im Westen halb über der See und halb über dem Lande, deren weißliche Ränder bereits die Sonne erreicht und verdeckt hatten. Nun war Eile geboten, denn überraschte sie hier ein anhaltender Gewittersturm, so konnte ihnen, da das Vorland an manchen Stellen so überaus schmal, ja kaum vorhanden war, durch die anstürmenden Wogen der Weg vollkommen abgeschnitten werden. Nach kurzer Überlegung erschien es Wedeking richtiger, anstatt den nächsten Weg nach Hause über Rosenort einzuschlagen, wieder zurück nach der Bolderaa zu eilen, denn dort befand sich eine sogenannte Heringshütte, welche Schutz vor dem Unwetter zu gewähren vermochte. Auch war dieser Weg bedeutend kürzer, um aus diesem Gefängnis zwischen der steilen Uferwand und der tückischen und unberechenbaren See zu entfliehen. Sie machten sich eilig auf; allein der Sturm war schneller als sie. In der aufrückenden Wand zuckten die Blitze, der Donner rollte mächtiger, dann kam ein breiter weißer Schaumstreifen über die schwärzliche See gejagt, und plötzlich stürzte sich der mit zerstäubtem Wasser gefüllte Sturmwind an die steile Uferwand und darüber in die aufbrausenden Kronen der mächtigen Buchen. Die anfangs kochende und krause See war bald mit stetig anschwellenden Wogen erfüllt, welche sich überschlagend immer höher und gieriger am Ufer emporleckten und flockigen Schaum weit von sich sprühten. Nun war es schon zu spät, denn dort, an der Stelle, die beide zuvor noch bei einer zurückfließenden Welle laufend passiert hatten, war weithin nichts als ein wogendes Schäumen von Gewässern, die sich überschlugen und hoch an der Uferwand emporspritzten, während der Streif, wo sie standen und eine Weile auf dieses Schauspiel hinstarrten, ebenfalls immer schmaler wurde. Nun mußten sie wieder zurück und eilten, so schnell sie konnten, bei dem furchtbaren Knattern und Rollen des Donners und dem unsäglichen Rauschen und Brausen ringsumher. Als sie bei der Steinlaube wieder angelangt waren, fielen die ersten schweren Regentropfen, und nun blieb nichts anderes übrig, als Schutz zu suchen, so gut es ging, zumal höchst wahrscheinlich weiterhin, wo das Ufer wieder sehr schmal wurde, ebenfalls schon eine Überflutung eingetreten war. Hier war der Strand am breitesten, die vielen großen Steinblöcke gewährten als Wellenbrecher einigen Schutz, und es war nicht wahrscheinlich, daß während der kurzen Dauer eines Gewittersturmes die See auch hier bis an die steile Uferwand vordringen würde. Das träumerische Wesen Wedekings hatte sich plötzlich verloren, nun war er wieder ganz der Mann, als welcher er in seinem Berufe bekannt war. Schleunigst öffnete er das Bündel, welches sein Plaid und den Regenmantel umschloß, und ehe das Mädchen es sich recht versah, war es mit dem letzteren bekleidet. Dann mußte sie sich in die Höhlung zwischen den Steinen setzen, deren vordere Öffnung Wedeking durch das Plaid wie mit einer Zeltwand schloß, indem er es oben auf den Felsblöcken und am Boden durch daraufgelegte Steine befestigte. Als er dann seitlich den Kopf hineinsteckte und nun seinen Schützling dort in behaglicher Sicherheit sah, während draußen die Tropfen sich mehrten

und die schäumende See schon in dichtem Regenschleier lag, da beschwor ihn das Mädchen hineinzukommen. Sie wolle sich ganz schmal machen, dann sei neben ihr noch gerade genug Platz, und als der junge Mann sich beharrlich weigerte, drohte sie ebenfalls herauszukommen. Nun blieb ihm wohl nichts anderes übrig, und bald saßen die beiden jungen Menschenkinder dicht aneinander gedrängt in dem dämmerigen Raume wie in einem Vogelnest, während draußen Himmel und See ineinander tobten und der Regen stromweise herniederrauschte. Der Wind blähte den wollenen Stoff wie ein Segel nach innen und sendete sprühenden Wasserstaub durch sein Gewebe. Wedeking spannte den Schirm auf und drängte damit das Plaid nach außen, und so war es ganz behaglich in dem engen Raume, wenn auch an einigen Stellen das durch die Fugen eindringende Wasser an den Felsblöcken niederrieselte. Allmählich ward das Getöse des Donners gelinder und seltener und der Wind sanfter, nur das Rauschen der aufgeregten See blieb sich gleich. Die Dämmerung in dem eingeschlossenen Raume erhellte sich mehr und mehr, und nun ward Wedeking wieder erinnert, daß ihm das dritte Orakel noch fehle. Wenn während der nächsten zehn Wellenschläge die Sonne durch die Wolken brechen würde, das sollte das letzte Zeichen sein.

O du sonderbarer Ingenieur, der du alle Tage mit unwandelbaren Naturgesetzen und erbarmungslosen mathematischen Formeln zu thun hast, welch ein wunderlicher Geist ist in dich gefahren! Du, der in seinem Kopfe Maschinen ersinnt, welche auf einen Fingerdruck hin Tausende von Centnern spielend bewegen, der du schwindelnde Abgründe kaltblütig überspinnst mit eisernen Geweben, was bist du für ein zaghafter Träumer und Hasenfuß und hast nicht den Mut, ein schönes Mädchen, das eng an dich geschmiegt an deiner Seite sitzt, auf den Mund zu küssen und zu sagen: „Ich liebe dich!“

Aber die Sonne meinte es gut, schon nach dem siebenten Wellenschlage war rings alles von hellem Glanze erfüllt, von welchem die letzten schimmernden Regentropfen gleichsam aufgesogen wurden. Das Schicksal hatte dreimal ja gesagt, nun war es wahrlich an der Zeit. In diesem Augenblicke erhob sich das Mädchen rasch, schob das Plaid beiseite, sprach: „Der Regen hat aufgehört,“ und trat dann hinaus. Das Gewitter war abgezogen und stand mit grauem Gewölk und niederhängenden Regenschleiern in der Ferne; doch hier unter der lachenden Sonne war es, als sei gar nichts geschehen.

Als die beiden am Strande in der Richtung nach Rosenort weiter gingen, bemerkten sie ein sonderbares Ding in der Ferne. Der Sturm hatte eine Buche am obersten Rande des steilen Ufers, deren Fuß schon zum Teil durch den Anprall früherer Sturmwogen freigespült war, umgerissen, und während sie noch oben mit einigen Wurzelarmen sich festhielt, war die stattliche Krone kopfüber auf den schmalen Strand gestürzt, so daß die ans Ufer prallenden Wogen hoch in die grünen Äste hineinschlugen und sie mit Schaum bewarfen. Obwohl an einigen Stellen der gangbare Streifen durch das Anwachsen der Wellen sehr geschmälert war, so konnten sie doch überall vorwärts kommen und gelangten bald zu jenem Orte hin, wo sie sahen, daß hier durch das Gewirr halb zersplitterter Äste der Weg vollständig versperrt war und daß sie richtig in einer Mausefalle saßen, denn an dem steilen Ufer hinauf gab es nirgends einen gangbaren Weg. Jedoch so schlimm, als sie anfangs aussah, war die Sache doch nicht, und als Wedeking den Berg grünen Gezweiges, welcher vor ihm lag, prüfend musterte, merkte er, daß man mit einiger Gewandtheit wohl auf seinen Gipfel gelangen konnte. Nachdem er sich hinaufgeschwungen, fand er, daß auf der anderen Seite auch der Abstieg nicht mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft war. Er warf die Sachen, welche er trug, hinüber auf den Sand, stieg wie-

der zurück und sagte: „Nun müssen wir klettern, da giebt's nichts anderes."

Als er nun dem jungen Mädchen behilflich war, sie zu sich hinaufzog, sie leitete und stützte, begann er diesen gestürzten Baum für eine äußerst segensreiche Einrichtung zu halten, da er ihm zu so einer lieblichen Arbeit verhalf, und war es nun eine zu große Ängstlichkeit des Mädchens oder eine zu übertriebene Vorsicht des jungen Mannes, kurz diese Übersteigung wurde durchaus nicht überhastet, sondern mit einer merkwürdigen Gründlichkeit ausgeführt. Endlich waren sie oben und mußten nun doch ein wenig rasten, den Aufstieg überschauend und den Abstieg prüfend, und bei dieser gefährlichen Lage auf der Höhe war es ganz unumgänglich notwendig, daß er das Mädchen stützte, indem er den Arm um sie schlang und sie ein wenig an sich zog; wie leicht hätte sie doch sonst fallen können. Beide bemühten sich aber, dazu möglichst gleichgültige Gesichter zu machen und zu thun, als ob sie von alledem gar nichts bemerkten. Das Hinabsteigen schien noch mehr Schwierigkeiten zu bereiten und ging noch langsamer; aber es half alles nicht, ein Ende nahm es doch zuletzt. Der letzte Ast war ziemlich hoch über der Erde, und als Wedeking nun beide Hände emporstreckte, um ihr behilflich zu sein, da waren beide recht ungeschickt, denn sie glitt plötzlich aus und ihm in die Arme, langsam an ihm niedersinkend. Als er sie nun so umschlossen hielt und sich zu ihrem Köpfchen niederbeugte, wahrscheinlich um zu sehen, ob sie auch gar zu sehr erschrocken sei, fand er dort einen rosenschönen Mund, den er in einem Anfall von Begriffsverwirrung einigemal küßte, wozu das Mädchen sänftlich stille hielt, als ob es so sein müsse. Dann aber drängte sie mit einer Hand ihn ein wenig zurück und schaute mit dem in zarte Glut getauchten Antlitz seitwärts über die schäumende See hinaus. Er aber sagte ganz leise: „Ich bin Ihnen sehr gut, was sagen Sie dazu?"

Sie sagte gar nichts dazu, aber sie nickte, ohne sich zu wenden, mehrmals eindringlich mit dem schönen Köpfchen. Dann, als sie fühlte, daß seine Blicke fortwährend auf ihr ruhten, wandte sie langsam das Haupt und ließ ihn die Antwort in ihren Augen lesen. Und als er gesehen, was dort geschrieben stand, schloß sie diese wie überwältigt und bot ihm freiwillig den schönen Mund dar.

O Gott, wie war das alles leicht gegangen und wie wunderschön war die Welt! Ja, noch war die goldene Zeit und er hatte sie nicht versäumt, und das Glück hielt er in den Armen. Sie wanderten nun einträchtig weiter, bis sie nach Rosenort kamen. Die Sonne und der Wind hatten die Oberfläche des weißen Dünensandes schon wieder getrocknet, und dort saßen sie nun auf dem reinlichen Hügel unter den verkrüppelten alten Eichen, sich erzählend, wie alles so gekommen war, und für kurze Zeit führte dieser Ort seinen Namen wieder einmal mit vollem Recht, denn eine schönere Rose hatte dort niemals geblüht. Und ringsum die See und die rauschenden Wipfel des Waldes und die flüsternden Halme des Strandhafers und die Vögel im Buschwerk, alles in der Runde sang das Lied von der goldenen Zeit, aber es klang nicht mehr wehmütig, sondern wie Jauchzen der Wonne.



Kanus, Strandbild einer Lagune (Jaluit).

Aus unserem neuesten Schutzgebiete.

Kanubau und Kanufahrten der Marshall-Insulaner.*

Von

O. Finsch (Bremen).

Das Alter der Steinzeit geht mit raschen Schritten seinem völligen Untergange entgegen. Die wenigen Repräsentanten derselben, welche wir so gern als „Wilde“ bezeichnen, werden in den entlegensten Winkeln des Erdballs von der Civilisation aufgesucht und verfallen, mit ihr in Berührung gebracht, unaufhaltsam ihrem Schicksal. Wie unsere Vorfahren, die Pfahlbauer, nur noch an den zum Teil fragmentarischen Überresten ihrer Geräte, ja ihrer Küchenabfälle studiert werden können, so verschwinden unter unseren Augen Stämme des Menschengeschlechts, noch ehe wir von ihnen hinreichende Kunde erhielten. Mit schmerzlichen Gefühlen betrachtete ich im Museum zu Hobart den Inhalt zweier kleinen Schränke: alles, was von den Arbeiten der Tasmanier übrigblieb, die mit Truganini vor bereits zehn Jahren ausstarben. Wie den Tasmaniern wird es anderen Stämmen der Südseevölker ergehen. Die Kolonie Viktoria zählt nur noch etwa siebenhundert Eingeborene; die Inseln der Torresstraße

* Die Marshallgruppe, ca. dreißig Koralleninseln oder Atolle, mit 400 qkm Flächeninhalt und vielleicht 6000 bis 8000 Einwohnern, wurde am 6. April 1886 unter deutschen Schutz gestellt.

kaum mehr fünfhundert! Aber auch viel höher stehende Stämme als die angeführten, ja selbst solche, die seit Decennien die Civilisation kennen, sind dem gleichen Fatum verfallen, wobei nur an die Hawaiier und Maoris Neu-Seelands erinnert sein mag. Ähnliche Verhältnisse traten mir selbst in der Südsee entgegen, so z. B. auf der lieblichen Karolineninsel Kuschai (Ualan), die 1880 kaum mehr dreihundert Eingeborene besaß.

Viel schneller als die Eingeborenen selbst verschwindet, im Umgang mit Fremden und der sogenannten Kultur, ihre hier noch ein Musikinstrument, Pangolo genannt, bei den Weibern gäng und gäbe, das insofern Interesse verdient, weil es meines Wissens das einzige mit Saiten bespannte in der ganzen Südsee ist. Drei Jahre später erhielt ich keins mehr. „Pangolo starb," sagten mir die Eingeborenen, „die Maultrommel tötete es!" — Ja, die Maultrommel! ist sie doch von Eisen! Und Eisen bewirkt bei Völkerstämmen, die es noch nicht kannten, gewöhnlich das Gegenteil von dem, was wir voraussetzen: statt vollkommener, geschickter, fleißiger macht es sie ungeschickter, fauler! Meine



Kanu auf dem Strande; Seitenansicht.
a Schiffsrumpf; b Auslegergestell; c Auslegerbalken; d Plattform; e Mast; f aufgerolltes Segel.

Originalität. Wie rasch sich dieser Prozeß vollzieht, wird ein Beispiel aus Neu-Britannien lehren. Im Jahre 1880 war Südsee-Erfahrungen unter Stämmen, die noch durchaus in der Steinzeit leben, wie solchen, die derselben bereits entwöhnt

wurden, berechtigen mich zu diesem Urteil, das manchem vielleicht sonderbar klingen mag.

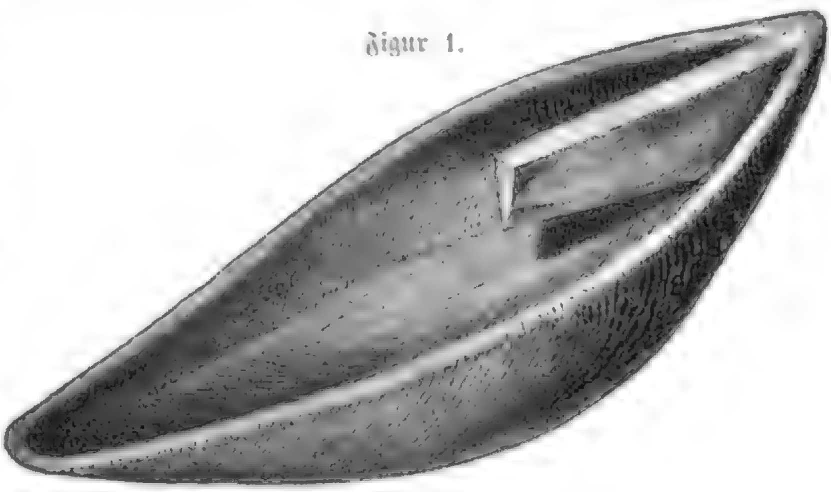
Von dem, was der Mensch nur mit Werkzeugen aus Stein oder Muschel zu schaffen vermag, geben unsere Museen nur schwache Vorstellungen. Ist es schon schwierig, kleinere Sachen in solcher Vollständigkeit auszustellen, daß sie das Leben ihrer Verfertiger möglichst umfassend veranschaulichen, so läßt sich dies bei Denkmälern der Baukunst nicht durchführen, schon des Raumes halber. Nur ein Museum besitzt, meines Wissens, ein vollständiges Haus, zwar nicht mit Steinwerkzeugen, aber doch von Eingeborenenhand und -Kunst erbaut. Es ist dies ein Haus aus den Padangschen Oberlanden, im Reichsmuseum für Ethnologie zu Leiden oder vielmehr in einem dazugehörigen Garten desselben aufgestellt, wofür die Ethnologie dem rührigen Direktor Dr. Serrurier aufrichtig Dank wissen wird. Aber ähnliche Bauten, zum Teil viel größere, hat das Steinalter der Südsee noch heute aufzuweisen: das große Versammlungshaus in Humboldt-Bai auf Neu-Guinea ist an sechzig Fuß hoch und wurde durchaus mittels Steinäxten errichtet! Wie schnell werden diese Denkmäler der Baukunst, Blätter aus der Geschichte der Menschheit, verschwunden sein? Und mit ihnen ihre ebenbürtigen Schwestern in Kunstfleiß und Geschicklichkeit der Steinperiode, die Erzeugnisse des Schiffsbaus, welcher gerade im Leben der Südseevölker eine so hervorragende Rolle spielt. In vielen Gebieten gehört sie bereits zu den ausgespielten und nur Fragmente geben noch Kunde von ihr. Die Tradition hat uns nur die Namen der gewaltigen Doppelkanus erhalten, mit denen die Maoris vor sechsundzwanzig Generationen von Hawaiki nach Neu-Seeland kamen; von den großen Fahrzeugen Kamehameas I., des Eroberers Hawaiis, sind nicht einmal diese bekannt, obwohl kaum ein Jahrhundert darüber verfloß. Mit dem, was die Südsee noch heute in dieser Richtung bietet, und zwar in großer Mannigfaltigkeit, wird es ähnlich gehen, wenn sich nicht die Museen beeilen. Freilich bedarf es dazu besonderer Mittel und Kräfte, denn Fahrzeuge, zumal Kanus, verursachen allein schon des Transportes wegen ungeheure Schwierigkeiten. Ich darf aus Erfahrung sprechen, denn es gelang mir, eins jener seetüchtigen Fahrzeuge der Marshallsinseln für die Wissenschaft zu retten, welches jetzt das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin bereichert.

Diese Kanus, Ua oder Wa genannt, nehmen unter denen der Südseebewohner unbestritten eine hohe Stelle ein und rechtfertigen den Ruf ihrer Verfertiger als den tüchtiger Schiffsbauer. Die letztere Bezeichnung ist nicht wörtlich zu nehmen, denn ein Kanu ist noch lange kein Schiff in unserem Sinne, nicht einmal ein Boot. Von letzterem unterscheidet es sich schon durch den Ausleger, ein wagerechtes Seitengestell, welches mittels Querstangen mit einem parallel laufenden Längsbalken, dem Balancier, verbunden, ohne welchen sich der schmale Schiffskörper überhaupt nicht aufrecht halten würde. Letzterer besteht im wesentlichen aus einem ausgehöhlten Baumstamme, dem zuweilen Bretter aufgelascht, ja zuweilen mittels Rippen verbunden sind, wie z. B. die Kanus der d'Entrecasteaux-Inseln. Solche Fahrzeuge nähern sich dann in der Bauart unseren Böten. Trotz steter Wiederholung der Grundformen findet sich eine große Mannigfaltigkeit, und jedes Gebiet der Südsee hat in Form wie Segelgeschirr und Aufputz besondere charakteristische Eigentümlichkeiten aufzuweisen.

Wir haben es hier nur mit dem Ua oder Segelkanu der Marshallsinseln zu thun, von denen die beigefügten Illustrationen nach meinen Originalphotographien eine so gute Vorstellung geben, daß es nur einer kurzen Erklärung bedarf. Auf der Seitenansicht (S. 493) bezeichnet a den Schiffsrumpf (ca. fünfundzwanzig Fuß lang und ca. sieben Fuß hoch), b das Auslegergestell (Ere), ca. fünfzehn Fuß lang und fünf Fuß breit, c den Auslegerbalken (Kubak), so lang als das Fahrzeug, d die

Plattform (Bedak), ca. fünf Fuß breit und ca. zehn Fuß über die dem Auslegerbalken entgegengesetzte Seite vorragend, e den Mast (Gidschu), f das aufgerollte Segel (Wudschela); das übrige erklärt sich von selbst. Der Brotfruchtbaum liefert in der armen Flora der Koralleninseln das einzige brauchbare Material. Aber selten finden sich entsprechende Stämme, und so müssen dem eigentlichen Kielstücke stets noch Seitenstücke an- resp. aufgesetzt werden. Dieselben werden durch Tauwerk aus Kokosfaser, durch entsprechende Löcher gezogen, befestigt; auf den Verbindungsflächen werden Streifen von Pandanusblatt eingelegt. Klebemittel wie Harz und dergleichen kennt der Schiffsbau der Marshallaner nicht, dagegen Kalfaterung mit fein gezupfter Kokosfaser. Völlige Dichtung läßt sich aber selbstredend nicht erreichen, und ein Kanu erfordert daher beständiges Ausschöpfen. Man bedient sich dazu Schöpfer, Linn (Figur 1), wie sie in dieser oder in ähnlicher Form über die ganze Südsee verbreitet sind.

Figur 1.



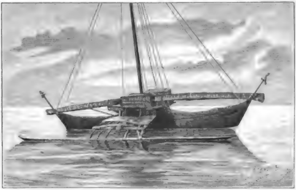
Wasserschöpfer.

Für die Bauart der Marshall-Kanus ist die Ungleichheit der beiden Seiten ganz besonders charakteristisch. Während die dem Ausleger zugekehrte Seite sich sanft rundet, verläuft die entgegengesetzte fast gerade. Die Vorderansicht (S. 497) veranschaulicht dies am besten, ebenso wie das Auslegergestell. Die Verbindung der verschiedenen Teile des Holzgerüstes desselben, wie mit dem schweren Auslegerbalken selbst, geschieht mittels Stricken aus Kokosfaser, wie alles Tauwerk aus demselben Material verfertigt ist. Da die Breite des Schiffskörpers nur wenig mehr als zwei bis drei Fuß beträgt, würde es ohne Ausleger gar nicht seefähig sein. Aber das Umschlagen vermag der Ausleger nicht zu verhindern, wie meist irrig geglaubt wird. Sehr häufig kommt während der Fahrt der Auslegerbalken über das Wasser, etliche Zoll mehr und die Katastrophe ist da! Dieser Fall ereignet sich gar nicht so selten, geniert die Eingeborenen, wenigstens bei ruhiger See, aber nicht viel. Als ausgezeichnete Schwimmer wissen sie das Ua wieder flott zu machen, was übrigens keine leichte Arbeit ist.

Die Plattform dient zur Unterkunft der Reisenden, da der Raum des Fahrzeuges selbst dafür nicht Platz bietet, sondern nur zur Bergung von Lebensmitteln u. s. w. dient. Auf großen Reisen wird je nach der Größe des Ua ein kleines Häuschen (Billebil) aus Pandanusgeflecht errichtet, auch wohl zwei, die bei schlechtem Wetter in beschränkter Weise Schutz gewähren.

Das Material zu dem einen, sehr großen, dreieckigen (lateinischen) Segel (Wudschela) ist grobes Flechtwerk aus Pandanusblatt (Mang) in sieben Zoll breiten Streifen (Irr in Wudschela), die aneinander genäht werden. Diese Segel, übrigens mit die besten, welche ich in der Südsee sah, können nicht gerefft werden, ihre Hantierung ist also weit weniger geschickt als bei unseren Böten. Der Mast ist beweglich und in einer Höhlung an der Leeseite des Kanus befestigt. Beim Wenden wird die am vorderen Kanuschnabel befestigte Spitze des Segels nach dem hinteren getragen, ein ziemlich um-

ständliches und nicht immer einschlagendes Manöver. Da das Kanu selbst nicht wendet, muß mit dem Segel auch der Steuernde seinen Platz wechseln. Als Steuerruder dient ein großes flaches Paddel, das nur mit der Hand regiert wird.



Kanu im Wasser.

Die Segelfähigkeit dieser Kanus ist sehr häufig übertrieben beschrieben worden. Sie segeln vor dem Winde so schnell als ein europäisches Boot und vielleicht näher an dem Winde als letzteres. Vier bis sechs Seemeilen in der Stunde ist wohl die höchste Leistung. Die Fahrt nach Ebon, ca. hundert Seemeilen, kostet etwa sechsunddreißig Stunden, zuweilen aber auch zwei Tage und zwei Nächte.

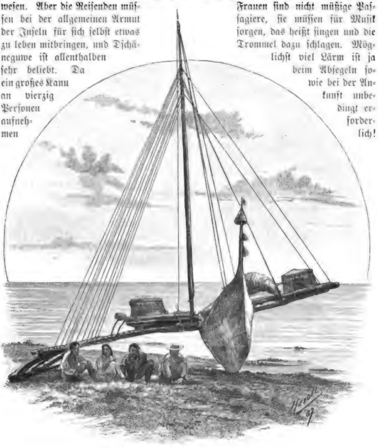
Fehlt dem Ua auch Zierat an Schnitzereien, wie sie in anderen Gebieten der Südsee, z. B. Neu-Guinea, so reich vorkommen, so ist es doch nicht alles Ausputzes bar. Von Mast wie Segel flattern Büschel gespaltener Federn des Fregattvogels (Tachypetes), die für die Marshall-Kanus charakteristisch werden. An den Kanuschnäbeln findet sich zuweilen noch ein anderer Schmuck, Bellik genannt (vergl. die Abbild.), aus Holz oder Korbgeflecht und in der Form an die Kopfbedeckung der Ulanen erinnernd. Auch diese Zier ist für die Marshallgruppe eigentümlich.

Als Proviant für Seereisen kommt in erster Linie die Kokosnuß in Betracht. Sie verdirbt in dem Salzwasser des Raumes nicht, aber der letztere ist zu gering, um eine große Menge aufzunehmen. Trotz der Armut ihrer Inseln haben die Eingeborenen sich auch in dieser Richtung zu helfen gewußt durch Bereitung einer haltbaren Konserve (Dschänegume) aus Brotfrucht oder Pandanusfrucht. Die letztere wird auf Korallsteinen gerieben, der süße Saft eingekocht und an der Sonne getrocknet. Die zähe Masse, in Pandanusblatt eingeschlagen, bildet dann, sorgfältig eingeschnürt, eine ca. drei Fuß lange Rolle von sechs Zoll Durchmesser. (Figur 2.) Diese Konserve, Dschänegume in Bob genannt, hält sich acht bis neun Monate, ist sehr nahrhaft und hat einen angenehmen süßlichen Geschmack, der sehr an Feigen mit etwas Datteln erinnert. Noch heute ist diese Konserve, und nicht bloß für Seereisen, sondern überhaupt, beliebt, wenn auch sonst in den Nahrungsmitteln Umwälzungen stattgefunden haben, wenigstens soweit Jaluit (spr. Dschalut) in Betracht kommt. Eingeführter Reis wie Schiffsbrot müssen die ausgeführte Kopra (getrocknete Kokosnuß) ersetzen; aber auch andere unserer Konserven haben bereits Eingang gefunden, und Sardinen in Öl sind den Marshallanern besser bekannt als manchem Bäuerlein bei uns.

Das Naß der Kokosnuß dient auf Seereisen als Getränk, da Wasser nur in beschränkter Menge, ebenfalls in Kokosschalen, mitgenommen werden kann. Die Eingeborenen sind, was Beachtung ver-

dient, sehr mäßig im Trinken (außer wenn sie Schnaps oder Bier haben können!), und der Inhalt von ein paar Kokosnüssen genügt einer Person für den ganzen Tag.

Außerdem, und was die Hauptsache ist, handelt es sich ja nicht um weite Seereisen, denn freiwillig ist wohl noch kein Marshallkanu weiter als höchstens ein paar Hundert Seemeilen unterwegs gewesen. Aber die Reisenden müssen bei der allgemeinen Armut der Inseln für sich selbst etwas zu leben mitbringen, und Tschäneguwe ist allenthalben sehr beliebt. Da ein großes Kanu an vierzig Personen aufnehmen kann, die dann dichtgedrängt wie die Heringe auf der Plattform hocken, so bringt eine ganze Flotte eine große Menge Gäste, für die man nicht so eingerichtet ist als bei uns, zur Kirchweih. Daß das schöne Geschlecht einer Schiffsgesellschaft nicht fehlt, ist selbstverständlich. Als die feindliche Kriegsflotte Loiaks 1880 in der Lagune von Jaluit aufsegelte, waren die Kanus mit Weibern überladen, alle im schönsten Staate bunter Kattunkleider, als ginge es zur Hochzeit. Aber die Frauen sind nicht müßige Passagiere, sie müssen für Musik sorgen, das heißt singen und die Trommel dazu schlagen. Möglichst viel Lärm ist ja beim Absegeln sowie bei der Ankunft unbedingt erforderlich!

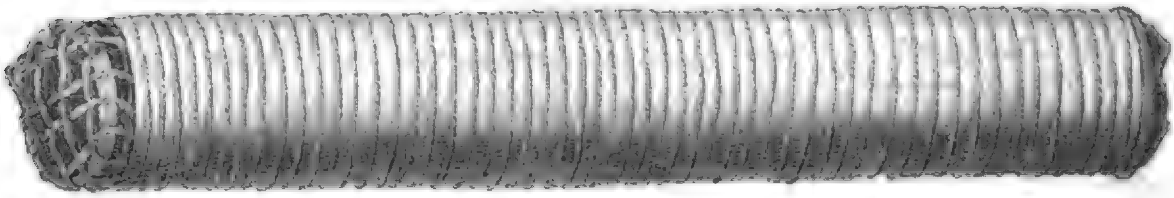


Kanu auf dem Strande; Vorderansicht.

Die Trommel, Adscha (Figur 3), ist ein über zwei Fuß langer sanduhrförmiger hohler Holzcylinder, an der einen Seite

mit Kehl- oder Magenhaut des Haifisches überzogen, und wird mit der Hand geschlagen. Sie ist in derselben Form übrigens weit über Polynesien und Melanesien verbreitet, hier sehr häufig mit kunstvoller Schnitzarbeit verziert. Die Trommel dient übrigens auch praktischen Zwecken, indem sie während der Nacht die Kanus zusammenhält, wozu auch die Muscheltrompete, Dschilil, aus Tritonium benutzt wird (Figur 4), welche namentlich in der Nacht weithin hörbar ist. Ihr Ton ähnelt am meisten dem des „Hirschrufes".

Figur 2.



Rolle mit Pandanus-Konserve.

Figur 3.



Trommel.

Eigentliche Handelsfahrten, wie an den Küsten Neu-Guineas, wo Sago, Töpfe u. s. w. wichtige Handelsartikel bilden, werden in den Marshalls nicht unternommen. Es handelt sich hier meist um freundnachbarliche Besuche, wobei viel gesungen und getanzt wird, und die zur Anknüpfung von Familienverbindungen dienen, da die Frauen oft von entfernteren Inseln herstammen. Dabei wird natürlich auch etwas Tauschhandel getrieben; aber die Marshallaner haben nicht viel: Matten, Grasröcke, auf den nördlichen Inseln etwas Arrowroot (Moggemug) ist ungefähr alles.

Im Jahre 1879 erstreckten sich die Kanureisen von Jaluit aus selten weiter als nach Ebon, Namurik, Madschuru, Arno und Ailinglablab, Inseln, von denen keine weiter als hundertzwanzig Seemeilen* entfernt ist. Selbst Milli (hundertzwanzig Seemeilen) wurde kaum mehr besucht, und nur noch ältere Leute kannten die nördlichen Inseln, obwohl Rongerik und Rongelab (ca. dreihundert Seemeilen) Jaluit zugehörten. Auch im Fischfang, mittels Kanu betrieben, war man schon sehr faul geworden, so daß ich z. B. nie einen fliegenden Fisch bekam, obwohl der Fang derselben früher sehr im Schwunge war.

Das Hauptprincip bei weiteren Kanufahrten der Marshallaner ist, gemeinschaft-

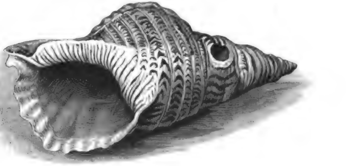
* Vier Seemeilen = einer geogr. Meile.

lich mit soviel Kanus als möglich zu reisen, und dies ist, wie ich gleich zeigen werde, von der größten Wichtigkeit. Auch wartet man auf ruhiges und beständiges Wetter, sollten auch Wochen darüber hingehen. Eine zweite wichtige Regel, in welcher fast die ganze Nautik der Marshallaner gipfelt, ist die Segelordnung. Die Kanus bleiben während der Fahrt in Sehweite, bei Nacht in Hörweite der Trommeln auseinander, bilden auf diese Weise also eine weit ausgedehnte Linie, innerhalb welcher es einem der Kanus viel leichter wird, Land zu sichten. Denn diese nur wenige Fuß über den Meeresspiegel erhobenen Atolle sind, selbst von größeren Schiffen aus, nicht weit sichtbar, werden also gar leicht vorbeigesegelt.

Es gehört ein sehr geübtes Auge dazu, um ein Atoll von weitem überhaupt zu erkennen, denn sie erscheinen zuerst als niedriges Buschwerk, das sich nach und nach zu einer Art Hecke zusammenfügt und welches der Laie meist übersehen würde, da es sich so wenig vom Horizonte abhebt. Die Abbildungen (S. 501) zeigen das allmähliche Auftauchen eines solchen Atolls und zwar die Insel Milli, aus ca. fünf Seemeilen Entfernung, dabei noch vom Deck eines Schiffes von dreihundert Tons. Erst nach und nach zeigen sich die Wipfel der Kokospalmen, die zerfetzten Regenschirmen ähneln, und erst nachdem man der Insel ziemlich nahe gekommen ist, erblickt man den weißen Strandgürtel aus Korallsand, an dem es meist mächtig brandet. Vom Mast aus kann man oft über das Gelaube der Bäume weg die Lagune sehen. Aber die Schiffer vermeiden es, zu nahe der Küste zu kommen, weil tückische Korallriffe sich oft weit in See erstrecken, weshalb die Schiffahrt in diesen Gewässern mit viel Gefahren verknüpft ist. Die Abbildung von Milli (S. 501) giebt ein gutes Bild einer Korallinsel in der Nähe.

Ist die Flotte in einer gewissen Richtung gesegelt, ohne das gewünschte Land zu finden, so tritt sie den Rückweg an. Dies ist nicht immer leicht, zumal in jenen Gewässern plötzlich heftige Böen aufspringen, die oft den Untergang herbeiführen.

Figur 4.



Muscheltrompete.

So sehr auch diese primitive, in der Reihe der Südseevölker allerdings hochstehende Schiffahrtskunde unsere Anerkennung, ja Bewunderung verdient, Navigation in unserem Sinne ist sie nicht, ebensowenig als die vielgepriesenen „Seekarten" ein nautisches Hilfsmittel abgeben. Sie bestehen in einem Gestell kreuzweis aneinander gebundener Stäbchen, an welchem kleine Muscheln und dergleichen befestigt sind, welche die verschiedenen Inseln bezeichnen. Als Beleg für die Kenntnis der letzteren ist daher ein solches Gestell (Medu in Ailing) immerhin ganz inter-

essant, denn es zeigt am besten die Unvollkommenheit derselben. Durch einen der erfahrensten Insulaner ließ ich die „Inselkarte" anfertigen, welche sich jetzt im Berliner Museum befindet, aber der Mann hatte nur die Nachbarinseln richtig gelegt und irrte sich in der Lage der entfernteren gründlich.

Wie mit der Navigation verhält es sich auch mit den weiten Seereisen der Marshallaner. Wenn behauptet wird, daß dieselben früher bis nach den Karolinen segelten, so ist dies nicht zu bezweifeln, aber es geschah dann unfreiwillig: sie wurden eben verschlagen! Einen eklatanten Fall dieser Art erlebte ich selbst. Die Häuptlinge von Jaluit kauften im Jahre 1879 einen kleinen Schuner von achtzehn Tons, mit dem sie im November eine Fahrt nach der Nachbarinsel Ebon unternahmen. Aber statt auf Ebon landeten sie nach einer Fahrt von etlichen zwanzig Tagen halbverhungert auf Faraulap, einer Insel der westlichen Karolinen, eine Distanz von fünfzehnhundert Seemeilen! Nur mit einem Fahrzeuge und ohne Kenntnis von Navigation waren sie Ebon passiert, ohne es zu sehen, eine westliche Strömung hatte sie dann glücklich nach jener Insel geführt, und einem Sacke Reis verdankten sie ihr Leben! Sechs Monate später langten die kühnen Seefahrer sehr niedergeschlagen wieder in Jaluit an, diesmal unter der Führung eines kundigen Europäers. Aber auch mit ihren eigenen Kanus pflegt es ihnen zuweilen nicht besser zu ergehen, wie ein Fall zeigt, der sich bald nach meiner Abreise ereignete und der sehr interessant ist.

Anfang August 1880 verließen sieben Kanus, darunter die zwei größten der ganzen Gruppe, die Südwest-Passage von Jaluit, um sich nach ihrer Heimatinsel Ebon zurückzubegeben. Die ersten Tage der Reise waren böig und still, so daß sie ihre Richtung verloren und Ebon nicht erreichten. Sie überließen sich daher entmutigt Wind und Strömung, die sie nach fast vierwöchentlichem Hungern und Dursten nach der Insel Milli brachten, welche bekanntlich in ganz entgegengesetzter Richtung liegt. Von den fünfzig nahezu halbtoten Eingeborenen starben infolge der Entkräftung zwölf! Ein zufällig anwesender Schuner erbot sich, die Gesellschaft gegen entsprechende Vergütigung nach Ebon zu bringen, aber die Häuptlinge wiesen das Anerbieten mit den Worten stolz zurück: „Wir verstehen sehr gut selbst zu segeln!" Am 25. September landeten denn auch, nach zweitägiger Fahrt, die sieben Ebon-Kanus auf Jaluit, oder vielmehr eine ganze Flotte, denn elf Kanus von Milli begleiteten sie, da sich diese Insulaner zu einem Besuche auf Jaluit und Ebon entschlossen hatten. Mit bewundernswertem Selbstvertrauen in ihre Seegeschicklichkeit verließ nun die vereinte Flotte, achtzehn Kanus stark, am 9. Oktober abermals Jaluit, zwei Tage später Killi, eine kleine unbewohnte Insel nur dreißig Seemeilen Südwest von Jaluit. Daher stammten die letzten Nachrichten, denn wochenlang hörte man nichts weiter und hatte das ganze Geschwader bereits als verloren aufgegeben. Die Aufklärung sollte erst viel später kommen! Am Tage nach der Abreise von Killi war furchtbares Wetter eingetreten, das die Flotte wiederum total aus dem Kurse brachte. Die Häuptlinge waren aber diesmal besonnener und beschlossen, durch Hin- und Herkreuzen Land zu suchen. Die Flotte nahm also die altgewohnte Segelordnung, die einer langen Linie, wieder ein, wobei das in der Mitte segelnde größte Kanu des Häuptlings Lariha das Kommando führte. Vier Kanus gerieten nachts von der Flotte ab, und von ihnen ist nie wieder etwas gesehen noch gehört worden! Aber die übrigen Kanus hielten wacker zusammen und sichteten am 6. November, nach fünfundzwanzigtägiger Fahrt und fast ebenso langem Hungern und Dursten, Namurik. Diese Insel liegt nur fünfundsechzig Seemeilen ziemlich West von Jaluit und immer noch sechzig Seemeilen von Ebon entfernt; sie besitzt keine Passage, und es ist für Kanus sehr schwierig, auf ihr zu landen. Obwohl die Eingeborenen

diese Verhältnisse gut kannten, nahmen sie sich doch nicht einmal Zeit, die Leeseite aufzusuchen, sondern rannten, nur um das nackte Leben vom Hungertode zu retten, auf dem kürzesten Wege auf der Wetterseite aufs Riff, wobei mit Ausnahme von fünf reparaturfähigen sämtliche Kanus zerschellten!



Allmähliches Auftauchen eines Atolls (Milli).

Nach diesen Beispielen wird man am besten urteilen können, was von dem Lobe der Marshallinsulaner, „der besten Seefahrer Mikronesiens, die in kleinen Flotten vereinigt segelnd ihr fernes Endziel stets richtig zu finden wissen", wie es bei Waitz heißt, zu halten ist!

Nach dem eben angeführten Unglücksfalle, der einen großen Teil der Kanuflotte von Ebon und Milli vernichtet hatte, war das Vertrauen der Eingeborenen in ihre Schiffahrtskunde und Fahrzeuge mächtig erschüttert worden. Aber schon früher zogen sie es vor, auf den kleinen europäischen Schiffen zu reisen, die den Zwischenhandel auf den Inseln betreiben. So sind Kanufahrten immer mehr aus der Mode gekommen und werden bald ganz aufhören.



Atoll Milli.

Den Kanubau selbst hat dieses Schicksal fast erreicht, denn mit Ausnahme der nördlichsten, wenig berührten Inseln der Gruppe werden wohl kaum mehr Kanus

gebaut. Als ich im Jahre 1879 und 1880 die Inseln bereiste, waren es eigentlich nur die Alten, welche ein Ua zu bauen verstanden. In Anbetracht der primitiven Werkzeuge muß man die Geschicklichkeit ebensosehr als den Fleiß bewundern — Eigenschaften, welche die gegenwärtige Generation, obwohl im Besitz vollkommener Werkzeuge, bereits einbüßte. Noch vor wenigen Jahrzehnten kannte man auf

Figur 5.



Schwere Axtklinge aus Tridacnamuschel.

Figur 6.



Axt mit Tridacnaklinge.

Figur 7.



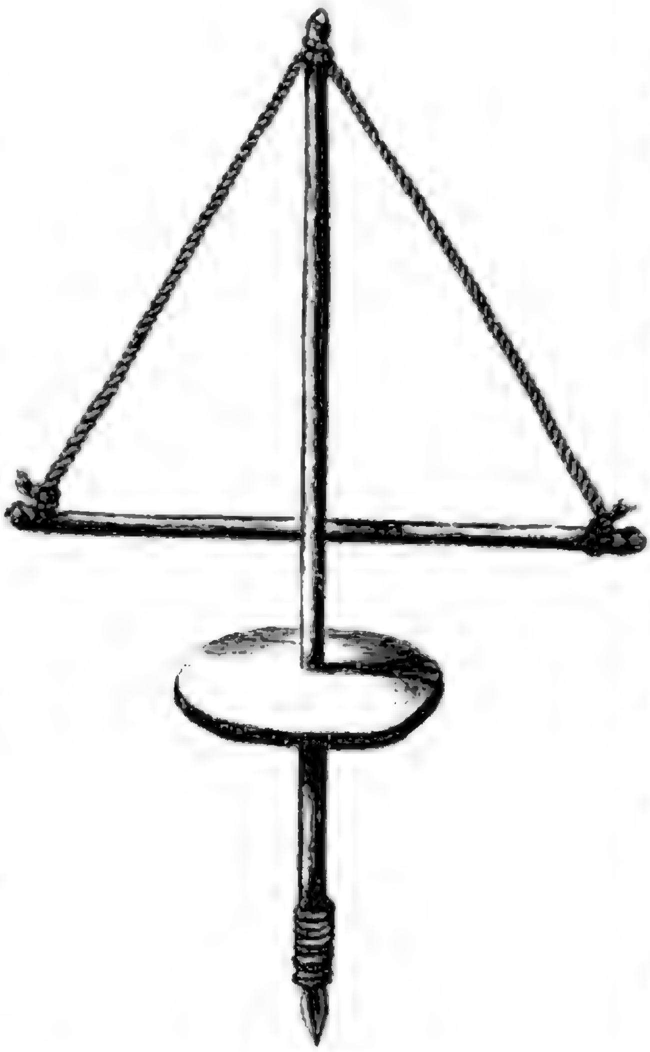
Axt mit Klinge von Terebramuschel.

den Marshalls keine anderen Gerätschaften als solche aus Muscheln, da diese Koralleninseln ja keine Steine besitzen, auf ihnen also von eigentlicher „Steinzeit“ nicht die Rede sein kann. Aber die äußerst feste und harte Masse, welche der Schloßteil der Riesenklappmuschel (Tridacna gigas) liefert, ist Steinen völlig ebenbürtig und wird auch da gern benutzt, wo es an solchen nicht mangelt, wie zum Beispiel auf den östlichen Karolinen. Dieses Material, auf den Marshalls Medschenorr genannt, liefert den Stoff zu den Äxten, deren Anfertigung allein schon von ungeheurem Fleiße zeigt und unsere vollste Anerkennung verdient. In den Marshalls gelang es mir nicht mehr, eine vollständige Axt, Mella, zu erlangen: drei Axtklingen und ein hölzerner Stiel waren noch alles, was ich für das Berliner Museum retten konnte! Aber in den Karolinen war ich glücklicher und erlangte noch eine Anzahl Muschaläxte, die übrigens hier auch schon außer Gebrauch waren. Die größte derselben ist neunzehn Zoll lang, über vier Zoll breit, sechsundzwanzig Linien dick und wiegt gegen neun Pfund; man

kann sich danach einen Begriff von der ungeheuren Größe der Muschel machen, aus welcher diese Axtklinge gearbeitet wurde.

Die beigegebenen Abbildungen sind nach solchen karolinischen Muscheläxten von der Insel Kuschai (Ualan), die übrigens fast ganz mit solchen aus den Marshalls übereinstimmen. Figur 5 zeigt eine der schweren Axtklingen; Figur 6 eine montierte Axt. Zu dem Stiele (a) wählt man, wie überall in der Südsee, ein passendes knieförmig gebogenes Aststück, an welches die Muschelklinge mittels haltbaren Bindfadens aus Kokosfaser (b) festgebunden wird. Die Stein- wie Muschelaxt entspricht daher in der Form am meisten der Axt unserer Schiffszimmerleute, indem die Klinge nicht längsseitig mit dem Stiele, sondern quer gestellt ist, was sich besonders für Schiffsbau sehr praktisch erweist. Eingeborene, welche noch kein Eisen kennen, ziehen daher ein Stück Flacheisen oder selbst Bandeisen von einer Kiste einem fertigen europäischen Beile mit Holzstiel bei weitem vor, da sie sich dasselbe leicht nach ihrer Weise an ihren Holzstielen befestigen können.

Figur 8.



Drillbohrer.

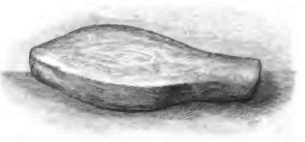
Macht das Fällen und Behauen des Baumstammes schon ungeheure Mühe, so ist das Aushöhlen desselben nicht minder mühsam, denn es ist eine ganz irrige Annahme, wenn man meint, daß Feuer diesen Dienst allein leistet. Zum Aushöhlen des Schiffskörpers sind die schweren Äxte nicht geeignet, man bedient sich daher solcher mit schmalen Muschelklingen, aus einer längs durchgeschnittenen Terebra oder Mitra, deren halb zirkelförmige Schneide am besten dem Zwecke entspricht. Figur 7 stellt eine solche Terebraaxt von den Karolinen (Kuschai) dar, wie sie sich in gleicher Form weit über Polynesien und Melanesien findet. In der geübten Hand des Eingeborenen sind diese Äxte, zumal da es sich meist immer um weicheres Holz, etwa wie das unserer Pappeln, handelt, keineswegs so unvollkommen, als sie uns erscheinen, und werden oft eisernen vorgezogen. In Keräpuno an der Südostküste Neu-Guineas sah ich Eingeborene mit Steinäxten an einem Kanu zimmern, obwohl sie gute amerikanische Äxte neben sich liegen hatten. Dieselbe Erfahrung machte ich noch 1885 auf der Insel Nusa in Neu-Irland, und der Eingeborene war um keinen Preis zu bewegen, mir die Axt mit Mitraklinge abzustehen.

Sägen, nach unseren Begriffen für Zimmerarbeit unentbehrlich, kennt die Steinperiode der Südsee nicht, dagegen aber Bohrer. Am häufigsten ist eine Art Drillbohrer, in den Marshalls Dribal

genannt, wie er in ähnlicher Weise auch bei uns vorkommt. Die Spitze wurde früher in den Marshalls aus einem Stift von Tridacna oder einem Stück Haifischzahn hergestellt, aber diese Bohrer existieren jetzt kaum mehr. Meine Abbildung Figur 8 ist daher nach einem fast übereinstimmenden Instrument von der Südostküste Neu-Guineas gemacht.

Früher bediente man sich auch der langen zugespitzten Arme von Pteroceras lambis, Aurak genannt, zum Löcherbohren. Als Raspeln diente, wie in der ganzen Südsee, Rochenhaut.

Figur 9.



Hammer aus Eisenholz.

Mit dem Luit (Figur 9), einem rundlichen, cirka zwölf Zoll langen Klopfer aus Eisenholz, wäre die Aufzählung der Werkzeuge zum Schiffsbau beendet. Ist ihre Zahl auch gering, so dürfte es, wenigstens soweit die Marshallsinseln in Betracht kommen, jetzt wohl nicht mehr möglich sein, sie in solcher Vollständigkeit zu erlangen, als wie sie das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin durch mich besitzt. An sechzig Stücke illustrieren hier den Schiffsbau der Steinzeit, und welche Mühe es kostete, sie zusammenzubringen, weiß ich am besten. Meines Wissens ist das Berliner Museum auch das einzige, welches ein vollständiges Ua mit Segel und allem Zubehör aufzuweisen hat, Gegenstände, die für die Kulturgeschichte und zur Kenntnis einer fast untergegangenen Periode derselben jedenfalls unschätzbar und von höchstem Interesse sind.

Wenn es überhaupt möglich war, ein solches Kanu zu erstehn, so verdanke ich dies nur besonderen Verhältnissen, dem Kriege! Kabua, der „König“ von Jaluit, zog nach monatelangem Handeln sein Versprechen, ein Kanu zu verkaufen, zurück, da seine Flotte ohnehin nur dreizehn Fahrzeuge zählte. Aber die Gegenpartei unter Loiak ließ sich williger finden. Sie besaß mehr Kanus, aber kein Geld; meine blanken chilenischen Dollars wirkten daher ganz unwiderstehlich. Man kannte diese Münze schon damals auf den Marshalls trefflich, denn auch hier gilt das Sprichwort: „Geld regiert die Welt!“

Franz Liszt.

Von

Adolf Stern.

Als am ersten Augusttage des vorigen Jahres die Kunde von dem in Bayreuth erfolgten Hinscheiden Franz Liszts die Welt durchdrang und neben den zahlreichen Freunden des greisen Meisters auch Tausende und Abertausende von Bewunderern der großen, glänzenden, in mehr als einem Sinne einzigen Künstlererscheinung schmerzbewegt die Trauerbotschaft vernahmen, trat dem Verfasser dieses Aufsatzes die Erinnerung an zwei Viertelstunden, Anfang und Ende eines dreißigjährigen persönlichen Verkehrs mit Franz Liszt, lebendig vor Augen. In voller Deutlichkeit stand das längst Vergangene neben dem jüngst Erlebten, und alles, was dazwischen lag, schien sich an die beiden Augenblicksbilder gleichsam heranzudrängen und anzuschließen.

Die erste Erinnerung führt mich drei Jahrzehnte zu einem sonnenlosen, aber warmen Mainachmittage des Jahres 1856 zurück und auf die Jenaische Chaussee, wo sie, vom Webicht und der Höhe der Altenburg herabkommend, über die Ilmbrücke in die Stadt Weimar eintritt. Zehn Schritte vor dieser Brücke sah und sprach ich Franz Liszt zum erstenmal im Leben. Ich war auf die Einladung meines Freundes Richard Pohl nach Weimar gekommen, hoffend, mich den dortigen künstlerischen und litterarischen Kreisen durch meine Erstlingsversuche, ein Bändchen poetischer Erzählungen, empfehlen zu können, und hatte mich, als ich von meinem Gastfreund vernahm, daß auch Liszt diesen poetischen Anfängen einen freundlichen Blick geschenkt habe, entschlossen, dem berühmten Künstler meine Aufwartung zu machen. Wir fanden Liszt nicht daheim, er war ins Schloß gerufen worden, um mit der Frau Großherzogin zu musizieren. Indem wir, ich selbst ein wenig herabgestimmt, der Stadt wieder zugingen, begegnete uns der Gesuchte an der bezeichneten Stelle, auf dem Heimwege vom Schlosse zur Altenburg, seiner damaligen Wohnung. Und heute wie damals sehe ich ihn vor mir: die schlanke, elastische Gestalt, den wundervollen Kopf, noch völlig jener Kopf, den Rietschel wenige Jahre früher im schönsten seiner Porträtreliefs für die Nachwelt festgehalten hatte, in den Zügen die Mischung von lebendigem, stolzem Geist und liebenswürdiger Milde, die allen, welche sie je geschaut, unvergeßlich sind. Indem der Künstler mit herzlichen Worten meine natürliche Befangenheit zerstreute, indem er mich für den nächsten Tag zu längerer Zwiesprache einlud, öffnete er die Pforte zu einer dauernden persönlichen Verbindung, was ich damals nicht ahnen und hoffen konnte. Aber jenseits vieler Jahre und Erlebnisse kehrt der Eindruck jener ersten Begegnung wieder, ich erblicke jenen Liszt, über dessen ganzem Wesen damals noch ein Hauch der Jugend lag, ich sehe das löwenmähnige blonde Haar unter dem

breiten Hutrand vorquellend und auf die Schultern herabfallend, die leuchtenden Augen, die energischen Lippen, welche sprachen, auch wenn sie schwiegen. Und ich weiß, daß, wenn ich Liszt auch nie wieder begegnet wäre und kein näheres Verhältnis zu ihm gewonnen hätte, ich aus jener Viertelstunde einen bedeutenden Eindruck für mein Leben davongetragen haben würde. Denn vor allem höre ich doch den hellen gütigen Klang seiner Stimme, den Wiederhall der liebenswürdigen Beflissenheit, mit welcher er in jenen Augenblicken dem jugendlichen Studenten Mut, Zutrauen und Hoffnung auf künftige bessere Leistungen einzuflößen suchte.

Volle dreißig Jahre später reihte sich, nach tausend wechsel- und erlebnisreichen, unvergeßlichen Stunden, die letzte wunderlich-widerspruchsvolle an die erste Begegnung. Vom 2. bis 6. Juni vorigen Jahres war die alljährliche Tonkünstlerversammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“, dessen Ehrenpräsident Franz Liszt war, die letzte in der langen Reihe der Tonkünstlerversammlungen, welche er besuchte und geistig wie gesellig belebte, in Sondershausen gefeiert worden. Liszt war ziemlich krank und, nachdem er unmittelbar vorher in Halle die Professoren Volkmann und Gräfe über seinen Zustand zu Rate gezogen hatte, auch einigermaßen verstimmt in der kleinen Residenz an der Wipper eingetroffen. Hatten auch die Erregungen des Kunstfestes scheinbar Wunder gewirkt, so daß wir ihn, wenn nicht in alter Frische, doch merkwürdig gekräftigt und anteilnehmend wie immer, in den musikalischen Aufführungen und mittags wie abends an der gastlichen Tafel des Hotels „Zur Tanne“ sahen, so ließ sich doch nicht verkennen, daß Erscheinung und Auftreten des greisen Freundes ernste Spuren der Krankheit zeigten. So kam nach beendigtem Feste der Morgen des 7. Juni, eines Montags, heran, an welchem wir, meine Frau und ich, Liszt in seinem Zimmer aufsuchten, um ihm lebewohl zu sagen. Er schied freundschaftlich herzlich von uns beiden, und indem er mich, nach seiner Gewohnheit, umarmte, überkam mich mit einemmal das Bewußtsein seiner Hinfälligkeit und die Furcht, daß dies einen letzten Abschied bedeuten könne. Ich mußte mir Gewalt anthun, um nicht in Thränen auszubrechen, und meiner Frau, welche ihrem Meister jederzeit die anhänglichste, treueste Verehrung bewahrt hatte, erging es wie mir; als sich die Thür des Zimmers hinter uns schloß, sagten wir uns trauervoll: „Wir sehen ihn nicht wieder.“ Doch keine Stunde nachher schien ein eigentümliches Nachspiel alle unsere Befürchtungen hinwegspotten zu wollen. Auf dem kleinen Platz zwischen dem Rathaus, dem Hotel „Zur Tanne“ und der gegenüberliegenden Hauptwache hatten wir uns eben in den Wagen gesetzt, der uns zur Eisenbahnstation führen sollte, als Liszt mit einemmal vor uns stand, unsere Reisegefährtin, die erste Sängerin der diesmaligen Tonkünstlerversammlung, Marianne Brandt, am Arme. In der Liebenswürdigkeit und ritterlichen Sitte, welche ihm bis ans Ende blieben, hatte er die Künstlerin aus ihrer Wohnung abgeholt und an den Wagen geleitet. Und wie er nun mit einem Scherzwort auf und dem hellsten Lächeln um die Lippen in den Wagen hereinblickte, die Hände der Abreisenden noch einmal schüttelnd, da dünkten mich auf einmal alle Ahnungen von vorhin nichtig. Indem wir davonfuhren, sah ich mit wiederkehrender Hoffnung ihn stehen: mit der breiteren volleren Gestalt seiner älteren Tage, das schöne mächtige Haupt hoch aufgerichtet, das weiße Haar im Morgensonnenschein leuchtend, freundlich zu uns herübergrüßend. Zu jenem ersten vorhin skizzierten Bilde bewahre ich dies letzte lichte treu in meiner Seele. Ihn selbst sah ich nicht wieder, nicht volle zwei Monate später hatte ich seinem Sarge zu folgen, als er in Bayreuth zur letzten Ruhe bestattet wurde.

Nicht um an die Schilderung dieser Begegnungen meine persönlichen Erinnerungen an Franz Liszt aufzureihen, sondern um von vornherein keinen Zweifel

darüber zu lassen, daß der Verfasser dieser Charakteristik aus Erinnerungen und warmem persönlichen Anteil heraus spricht, habe ich der beiden so weit auseinanderliegenden Augenblicke gedacht. Unzählige haben über Liszt geschrieben und berichtet, die ihn kaum mehr als ein paar flüchtige Minuten gesehen und gesprochen haben, unzählige ihn be- und verurteilt, denen sein eigentliches geistiges Wesen, seine hohen menschlichen Vorzüge gleichmäßig fremd geblieben sind; ihre Objektivität erstrebe ich nicht. Es giebt bereits eine ganze Liszt-Litteratur, es fehlt weder an Apotheosen noch an Schmähschriften auf den großen und originellen Künstler. Ganz anders stellt sich die Frage, wie weit in dieser überreichen Litteratur wirklich ein deutliches, wohl beleuchtetes, die feineren Züge nicht über den scharfen Umrissen, den mächtigen Gesamteindruck nicht über den Einzelheiten vernachlässigendes Bild des Künstlers und des Menschen vorhanden, wie vielmal es den Schilderern gelungen ist, das ganz Individuelle und Besondere der Naturanlage, des Seelenlebens, der Bildung und der äußeren Schicksale Liszts wahrhaft zu erfassen. Selbst der bescheidene Versuch dazu ist keineswegs leicht. Denn ein überreiches Leben, eine verwirrende Vielseitigkeit der Bestrebungen will hier widergespiegelt, treu aufgefaßt sein. Dazu giebt es niemand, der mit seinem persönlichen Anteil die g a n z e Entwickelung Liszts begleitet hätte. Sechzig Jahre, nahezu zwei Menschenalter hindurch, ist er eine Berühmtheit, sein Name im Munde aller musikalischen und musikliebenden Menschen gewesen; wer dürfte sagen, daß er, von den ersten Pariser Triumphen des genialen Knaben bis zum letzten öffentlichen Erscheinen des Altmeisters, mit ihm gelebt und auch nur äußerlich dies einzige Dasein beständig vor Augen gehabt hätte? Wer von allen, welche Liszt in Weimar und in Rom gekannt haben, wäre Zeuge jener Tage gewesen, in denen der junge ungarische Musiker als ein Glied der französischen Romantik betrachtet wurde, in denen er mit Chopin und Berlioz, mit Viktor Hugo und Georges Sand, mit Heinrich Heine und Adam Mickiewicz gelebt hat? Für wie viele von denen, die Liszts Virtuosen-Triumphreisen durch Europa als die große Angelegenheit des Tages ansahen und die Salons mit Fabeln und pikanten Erzählungen von diesen Zügen erfüllten, bot die spätere minder geräuschvolle, schwerer zu würdigende Thätigkeit Liszts seit 1848 Anlaß zu lebendiger und warmer Teilnahme? Wenn man sich auch nur in den flüchtigsten Zügen die Laufbahn Liszts vergegenwärtigt, so versteht man alsbald, warum sich um den Kern dieser Erscheinung schon ein ganzer Kreis von Mythen gebildet hat, aber man findet es darum nicht leichter, die lebendige Gestalt von der mythischen und zum Teil recht albernen Überlieferung zu trennen. Gleichwohl ist dies die nächste und die unerläßliche Aufgabe aller Charakteristik Liszts, denn noch ganz abgesehen von der bewußten Lüge und Sensationssucht, welche ununterbrochen um ihn und wider ihn thätig gewesen sind, haben auch die oberflächliche Schnellfertigkeit gewisser Lebenskreise, die Eitelkeit und Urteilslosigkeit angeblicher Freunde und Anhänger, die kleinliche Geschmacklosigkeit, welche von allen Zügen einer herrlichen Natur nur ein paar äußerlich hervorstechende, auffallende, meinetwegen unerfreuliche, zu erfassen verstand, endlich die nervöse Beweglichkeit, die espritvolle Vielseitigkeit Liszts selbst verwirrend auf das Urteil der Menschen gewirkt. Und doch — in wie großartiger Einfachheit und Deutlichkeit erscheint hinter allen Nebeln dieser Art die Gestalt des königlichen Künstlers, sobald man sie nur sehen will!

Franz Liszt war, wie weltbekannt, am 22. Oktober (oder vielmehr in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober) des Kometenjahres 1811 zu Raiding im ungarischen Komitat Ödenburg, einer fürstlich Esterhazyschen Besitzung, als der Sohn des Verwalters Adam Liszt und einer deutschen Mutter Anna Lager aus Krems in Österreich geboren. Sein Vater war

Ungar, Vollblutmagyar durch seine Vorfahren, übrigens aber schon durch seinen Beruf und noch mehr durch seine Vorliebe für Eisenstadt und dessen unter Joseph Haydns Leitung stehende Kapelle der deutschen Bildung nahegerückt. Mit dem Doppeleinfluß des Vaters und der Mutter, der ungarischen Umgebung und der deutschen Bildung des Elternhauses, begann das, was in späteren Tagen für Liszt fördernd und verhängnisvoll zugleich werden sollte. Wenn noch ganz vor kurzem der ungarische Ministerpräsident Tisza in gewissermaßen vorwurfsvollem Tone aussprach: Liszt sei kein echter und ganzer Ungar gewesen, so vergaß er die Verhältnisse, welche im Anfang unseres Jahrhunderts namentlich in den nördlichen Teilen Ungarns geherrscht hatten. Liszt konnte allerdings kein Ungar, weder im Stil der Tablabiros des vormärzlichen, noch im Sinne der heißblütigen magyarischen Patrioten des heutigen Königreichs, sein. Geburt, Lebensschicksale, Bildung und letzte Ziele seines Lebens schlossen einen einseitigen ungarischen Nationalitätskultus bei ihm aus, verstand und beherrschte er doch selbst die magyarische Sprache nur sehr unvollkommen. Daß er sein Heimatland trotzdem geliebt, daß er aus ungarischen Kindheitserinnerungen und späteren Eindrücken eine eigentümliche Färbung seines geistigen Wesens empfangen hat, daß er für die Anhänglichkeit und den Enthusiasmus seiner Landsleute herzlich dankbar blieb, werden auch diejenigen nicht leugnen, welche geneigt waren, bedeutend mehr von ihm zu verlangen. — Das früh hervortretende musikalische Genie des Knaben, das sich zunächst in der spielenden Leichtigkeit, mit welcher er die Schwierigkeiten des ersten Klavierunterrichts überwand, und in der Schärfe und Feinheit seines Gehörs verriet, erfüllte den musikliebenden Vater mit den größten Hoffnungen, und es fiel demselben im Jahre 1820 natürlich nicht ein, die Ausbildung des Sohnes zum Künstler auf ungarischem Boden zu suchen. Zwei Konzerte, welche Adam Liszt mit seinem Knaben in Ödenburg und Preßburg veranstaltete, hatten die Augen der nächsten Kreise auf das Wunderkind gelenkt, hatten eine Gruppe kunstsinniger Magnaten (unter ihnen die Grafen Amadée, Apponyi, Szápary) veranlaßt, zur künstlerischen Ausbildung des vielversprechenden Franz eine Summe von jährlich sechshundert Gulden auf sechs Jahre auszusetzen. Die Unterstützung war nicht unbeträchtlich, aber freilich nicht ausreichend, um die Ausbildung des Knaben Nepomuk Hummel in Weimar anvertrauen zu können, welcher für jede Lehrstunde einen Louisdor begehrte. Sie erschien vollends als eine zerbrechliche Stütze, da sich der Vater entschloß, die eigene Stellung an die Erziehung und Ausbildung des Sohnes zu setzen. 1821, in Franz Liszts zehntem Lebensjahre, siedelte er mit demselben nach Wien über, wo Franz den Unterricht Czernys auf dem Klavier, denjenigen des greisen Salieri in Kompositionslehre und musikalischer Theorie genoß. Daneben ward der Wunderknabe eine Lieblingserscheinung in den Salons der Wiener Aristokratie. Schon nach anderthalb Jahren, am 1. Dezember 1822, glaubte Adam Liszt die Zeit gekommen, seinen Franz in einem großen Konzert im landständischen Saale dem Wiener Publikum vorzustellen. Dem ersten, bereits sehr erfolgreichen Konzerte folgte am 13. April 1823 ein zweites, welchem auch Beethoven beiwohnte. Am Schlusse dieses Konzerts war es, wo der große Meister, der nur aus dem Anschauen des jugendlichen Künstlers seinen Eindruck gewonnen hatte, zu dem Knaben aufs Podium stieg, ihn tiefbewegt küßte, einen Kuß, den Liszt immer als eine Weihe für seine Zukunft angesehen hat. Unmittelbar darauf faßte Adam Liszt den Vorsatz, seinen vielversprechenden Sohn, dessen Fortschritte in den kurzen Jahren in Wien jedermann in Erstaunen setzten, nach Paris zu führen. Gewiß war es nicht das Verlangen, einen Boden zu betreten, welcher die reichsten Ernten des Augenblicks versprach, das Liszt, den Vater,

nach der französischen Hauptstadt trieb, ohne Zweifel versprach er sich für die Künstlerbildung und Künstlerzukunft seines Sohnes das Höchste vom Einfluß des Pariser Konservatoriums, an dessen Spitze damals Cherubini stand. Aber wer heute, auf das Leben Liszts zurückschauend, die „Wenn“ an sich vorübergleiten läßt, die in diesem Lebensgange möglich waren, der kann nicht umhin zu sagen: Wenn Liszt in Wien geblieben und nicht im empfänglichsten Lebensalter zum zweitenmal in eine völlig neue Welt versetzt worden wäre, so möchte er gewonnen haben, was ihm in gewissem Sinne zeitlebens versagt blieb: eine Heimat. Jedenfalls war das erste Erlebnis in Paris eine schwere Enttäuschung: Cherubini, obschon selbst kein Franzose, stützte sich auf einen Paragraphen des Gesetzes und verweigerte dem jugendlichen Liszt als Ausländer die Aufnahme in das von ihm geleitete berühmte musikalische Bildungsinstitut. Diese Abweisung war der erste tiefe und bittere Schmerz, welchen Liszt in seinem Leben erfuhr, sie wirkte in ferner Zeit noch peinlich und vergiftend in seiner Erinnerung. „Das Reglement war unerbittlich und ich untröstlich. Alles schien mir verloren, selbst die Ehre, und ich glaubte an keine Hilfe mehr. Mein Klagen und Seufzen wollte gar nicht enden. Vergeblich suchten mein Vater und meine Adoptivfamilie mich zu beruhigen. Die Wunde war zu tief und blutete noch lange fort.“ Mit der Adoptivfamilie meinte Liszt die des berühmten Pianofortefabrikanten Sebastian Erard, welcher die Liszts gastfreundlich und teilnehmend aufgenommen hatte.

Wohl suchte Liszts Vater den Verhältnissen ihre beste Seite abzugewinnen. Wiederum nahm sich ein gefeierter Meister vergangener Tage, der ehemalige sächsische und kaiserlich napoleonische Kapellmeister Ferdinand Paër, der Komponist der Opern „Sargino“ und „Camilla“, des musikalischen Unterrichts des jugendlichen Pianisten an. Als „le petit Litz“ begann derselbe gleichzeitig Triumphe in den Salons der Pariser Aristokratie zu feiern, jener Aristokratie, welche gegen den Ausgang der Restaurationsperiode auf einer selten erreichten Höhe geistiger Empfänglichkeit, feinen Verständnisses für künstlerische Begabungen und Leistungen aller Art stand. Der außerordentliche Erfolg, welchen einige eigene Konzerte Liszts 1824 und 1825 hatten, bestimmte Adam Liszt, seinen Sohn weiterhin als Virtuosen auftreten zu lassen. Den Pariser Konzerten folgte Liszts erstes Erscheinen in England, folgten Konzertreisen in die französische Provinz, eine zweite und dritte „season“ in London, wo der Wunderknabe mit immer steigendem Enthusiasmus aufgenommen ward, folgten im Winter von 1826 zu 1827 Liszts erste Konzerte in der Schweiz. Dazwischen freilich verlor der Vater die weitere musikalische Ausbildung seines Franz nicht aus dem Auge. Den Sommer 1826 hatte der Fünfzehnjährige ernsten kontrapunktischen Studien unter der Leitung Reichas gewidmet. Von seinen Kompositionsversuchen trat noch wenig in die Öffentlichkeit: eine 1824 komponierte Operette „Don Sancho“ war in Paris einigemal aufgeführt worden; einige Etuden und kleinere Klavierstücke wurden gedruckt, ein erstes Klavierkonzert ging im Manuskript verloren.

Der erste Wendepunkt in dieser glänzenden Jugend, die erste harte Prüfung des Lebens kam für den Sechzehnjährigen durch den Tod des Vaters, welcher an einem gastrischen Fieber im August 1827 zu Boulogne sur Mer starb. Von dieser Zeit an, zu früh in gewisser Hinsicht, war Liszt auf sich allein gestellt. Er ließ seine Mutter, welche während der letzten Jahre bei Verwandten in Österreich gelebt hatte, nach Paris kommen, wo er sich zu gleicher Zeit als Lehrer des Klavierspiels ansässig machte. So nahe der Entschluß lag — er half einen Zwiespalt in Liszts Leben tragen. Oder vielmehr er half den geheimen Zwiespalt, der schon mit der Übersiedelung nach Paris eingetreten war, von dem aber der Jüngling zur Zeit nichts

wissen noch ahnen konnte, verstärken. Als Adam Liszt den elfjährigen Franz aus Raiding hinwegführte, geschah es in dem Gefühl und der klaren Erkenntnis, daß der große Künstler einen breiteren Kulturboden, eine andere geistige Vergangenheit bedürfe, als sie das damalige Ungarn darbot. Nun war Franz Liszts Entwickelung, die musikalische wenigstens, eine so rasche und entschiedene gewesen, daß der zweijährige Aufenthalt in Wien genügt hatte, ihn Wurzeln schlagen zu lassen, Wurzeln im Boden der deutschen Musik. So standen sein Pariser Leben und die tausend geistigen und geselligen Eindrücke nichtmusikalischer Natur, welche der jugendliche Liszt mit allen Poren einsog, mit der gewonnenen und weiter nachwirkenden musikalischen Anschauung, mit dem neuerworbenen künstlerischen Glauben und Heimatgefühl, welche mit der völligen Hingabe an den gewaltigen Beethoven zusammenfielen, in einem entschiedenen Widerspruch. Der Zauber der Pariser Gesellschaft und der geistige Aufschwung, welchen die französische Poesie mit der Romantik nahm, wurden nun für den geistvoll empfänglichen Jüngling zu Bildungsmitteln. Je rückhaltloser und ungestümer er sich diesen Eindrücken hingab, je stärker er alle Kräfte der Phantasie, der Auffassung, des Urteils wachsen fühlte, je leidenschaftlicher seine Mitempfindung für die Schöpfungen und Bestrebungen jener glänzenden Litteratur ward, die in den letzten zwanziger Jahren emporschoß, um so größer und gewaltiger ward die Schwierigkeit für Liszt, Einklang in alles zu bringen, was ihn erfüllte, um so brausender und wilder ward die Gärung in seiner Seele.

Als ob es noch einer Steigerung der Leidenschaft, des geistigen Fiebers, der schier visionären Hoffnungen auf eine neue Welt, eine neue Gesellschaft, eine neue Kunst bedurft hätte, welche seit Jahren „ganz Paris" erfüllten, kam die Julirevolution von 1830. Die Springflut spülte den morschen Thron der Bourbonen hinweg und löste sich danach in eine Reihe von Wirbeln auf, deren jeder begabte und hochstrebende Menschen in seine Tiefen riß. Auch unser Künstler, welcher die drei großen Tage von Paris mit dem Jauchzen freiheitsdurstiger und ideal schwärmerischer Jugend begrüßt, welcher zu ihrer Verherrlichung eine große „Revolutionäre Symphonie" entworfen hatte, sah sich alsbald in mehr als einen dieser Wirbel herein- und hinabgezogen. Er ward von der aristokratisch-demokratischen Verachtung des neuen Bürgerkönigtums durchdrungen, ward von den phantastisch tiefsinnigen Lehren und dem Hellraum des Saint-Simonismus ergriffen, ward in die leidenschaftlichen Erwartungen derer verstrickt, welche das tausendjährige Reich der Liebe und Schönheit heraufziehen sahen und vorderhand den Vorabend desselben begingen. Er fand es in der brausenden Bewegung der Zeit, im Einatmen einer heißen, mit neuen Gedanken, Forderungen und Wünschen erfüllten Luft unmöglich, sich im Kreise jener Fachmusiker zu behaupten, welche vor Zeiten Diderot (im Dialog „Rameaus Neffe") mit den Worten charakterisiert hatte, daß ihnen Frau und Kind sterben können, wenn nur die Glocken im Kirchensprengel, mit denen man diese zu Grabe läutet, hübsch die Duodecimen und die Quartdecimen nachklingen.

Liszt warf sich damals auf jede Gefahr hin in den vollen Strom der Zeit. „Er griff," wie d'Ortigue sagt, „nach den Werken seiner großen Zeitgenossen, verschlang sie und las gleichsam das Herz des Schriftstellers heraus. Er las ein Lexikon in derselben unersättlichen rastlosen Weise wie einen Dichter, er studierte in vier aufeinander folgenden Stunden Boiste und Lamartine mit ebenso spähendem Geist wie forschender Anstrengung." In der Leidenschaft, mit welcher der Jüngling an seiner allseitigen Ausbildung arbeitete, die Probleme des Tages und die Schöpfungen der Vergangenheit zugleich in sich aufzunehmen suchte, in der Rastlosigkeit, mit der er die Fülle der ihm allseitig zuströmenden Anregungen noch zu mehren

trachtete, lag ohne Zweifel die Gefahr der Zersplitterung und jener Überhitzung, an der damals viele Flügel zerschmolzen, die von Haus aus mehr als wächserne Ikarosflügel waren.

In dieser Lage und unter den jäh wechselnden Stimmungen jener Tage, die sich über das ganze erste Lustrum der dreißiger Jahre ausdehnten, kam Liszt zunächst die seltene und geradezu erstaunliche Elasticität seiner Natur zu gute. Dank dieser Elasticität kehrten seine Phantasie, sein Empfinden, alle seine Geistes- und Seelenkräfte aus der äußersten leidenschaftlichen Anspannung, ja Überspannung jederzeit rasch wieder in die Ruhe eines fest auf das Höchste gerichteten Wollens, einer ernsten Selbstentäußerung zurück, die in Liszts späterem Leben immer mehr Macht über ihn gewannen, aber auch in den Pariser Sturm- und Drangtagen schon vorhanden und wirksam waren.

Hinzu kam der besondere, nur ihm eigene Halt, welcher im Verhältnis des Künstlers zum Glauben und zur katholischen Kirche lag. Ein schwärmerischer Zug zur Andacht hatte den Wunderknaben durch all seine frühen Welteindrücke, durch die Erregungen der Sinne, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, welche von diesen Eindrücken unzertrennlich waren, hindurch begleitet, sich selbst zum inbrünstigen Verlangen gesteigert, aus dem Dienste der Kunst in jenen der Kirche zu treten. Natürlich hielt diese jugendlich religiöse Stimmung und kindliche Schwärmerei nicht stand gegen den Sturm von 1830, gegen den wilden Wirbel von umwälzenden Gedanken, von Zweifeln, phantastischen Wünschen, Hoffnungen und Leidenschaften! Gleichwohl aber brachte der Sturm und Drang auch dieser Periode keine Trennung Liszts von seiner Kirche, keine längere als augenblickliche Abwendung von seinen religiösen Idealen hervor. Als der jugendliche Stürmer und Dränger dem mild-frommen Einflusse eines mystischen Musikers wie Urhan entwuchs, wendete er sich sehnsuchtsvoll, wahrheitsdurstig zu Abbé Lammenais, dem Apostel des demokratischen Katholicismus. Die Lehren desselben von der Bestimmung und der unendlichen Zukunft der Künste, vom Wiederschein der göttlichen Idee in den Schöpfungen der Poesie und Musik ergriffen ihn aufs tiefste. Keine noch so energische oder kühne, keine noch so verführerisch schillernde Prophetin jener revolutionären Gärungsperiode entfremdete ihn dauernd den Überzeugungen, welche er im Verkehr mit Lammenais gewonnen hatte. Von hier an vertrat bei Liszt die Stelle des einheitlichen Vaterlandes, der nationalen Bildung, welche ihm versagt geblieben waren, die Kirche. Wir haben im engen Rahmen dieser Skizze nicht zu erörtern, wie der Künstler zu den einzelnen Dogmen und den kirchlichen Parteien, zu den persönlichen Vertretern der großen katholischen Kirche gestanden hat, aber wir wissen, daß er zu keiner Zeit seines Lebens, in keiner Wandlung seiner Schicksale und seines Geistes sich jemals von ihr gelöst hat. Es darf gesagt werden, daß Liszts Katholicismus keinen Tropfen ultramontaner Unduldsamkeit einschloß, daß die wundersame Milde, die sein ganzes Wesen durchdrang, sich im Verhältnis zu Andersgläubigen, Andersmeinenden niemals verleugnete. Auch ist gewiß, daß Liszts Religiosität jene Befangenheit nicht kannte, welche alle geistigen Elemente, die den Glauben gefährden können, weit von sich abweist. Bossuet schloß bei Liszt das Verständnis für Pascal nicht aus, keine der geistigen Erscheinungen der ringenden Zeit blieb, auch später, von dem geistvollen Manne völlig ungewürdigt und unverstanden. Aber wenn ihn Feuerbach und Schopenhauer interessierten, so beirrten sie ihn doch nicht. Ein reicher Teil seines inneren Lebens, ein mächtiger Teil seines Schaffens gedieh im festen Zusammenhang mit dem Leben seiner Kirche. Wir können uns der Empfindung nicht entschlagen, daß neben und außer dem religiösen Bedürfen und Gefühl Liszts ein tiefer, untrüglicher Antrieb seiner Künstlernatur ihn vom Bruch mit der Kirche zurückhielt. Unbewußt vielleicht, aber

sicher und stark wirkte in ihm die Empfindung, daß der Zusammenhang mit dem Glauben und der Andacht seiner Kindheit ihm jene innere Einheit gewähre, die seinem Leben und seiner Bildung auf anderen Gebieten nicht zu teil geworden war.

Unter dem ersten Eindruck der Zuversicht, welche Liszt aus dem Verkehr mit Lammenais schöpfte, griff er auch zur Feder, um in französisch geschriebenen Aufsätzen für die „Gazette musicale“ seinen idealen Hoffnungen auf eine große Zukunft der Musik und namentlich der geistlichen Musik Ausdruck zu geben. „Wie sonst, ja mehr als sonst muß die Musik Volk und Gott als ihre Lebensquelle erkennen, muß sie von einem zum anderen eilen, den Menschen veredlen, trösten, läutern und die Gottheit segnen und preisen.“ Damals schien es, als werde er die Laufbahn als kirchlicher Komponist, die er in späteren Jahren mit so energischem Schritt betrat und unermüdlich fortsetzte, alsbald beginnen. Doch in der erregten leidenschaftlichen Zeit, unter dem Andrang neuer Erlebnisse gewann der Hoffnungsreiche die Ruhe und Sammlung des Schaffens zunächst nicht, und dies um so weniger, als er nun auch musikalisch von neuen großen Erscheinungen bewegt und ins Unbekannte weiter gerissen ward. Unmittelbar nach der Julirevolution, im Winter von 1830 zu 1831, erschien der genialdämonische Geiger Paganini in Paris und eröffnete mit seinem gewaltigen sinnberückenden Spiel eine neue Ära der Virtuosität, im Herbst 1831 kam Frederic Chopin zu dauerndem Aufenthalt nach der französischen Hauptstadt, am 9. Dezember 1832 führte Hektor Berlioz seine große „Sinfonie fantastique“, welche er vor seiner Abreise nach Italien zum erstenmal im Konservatorium zu Gehör gebracht hatte, zum zweitenmal auf, und die Wirkung auf Liszt war eine so mächtige, daß derselbe sich entschloß, eine Klavierbearbeitung des über eine Stunde währenden Werkes zu schaffen und dasselbe in seine Konzertprogramme aufzunehmen. Paganini, Chopin, Berlioz weckten in dem Musiker, zunächst in dem Klavierspieler Liszt das Bewußtsein außerordentlicher, noch nicht entfalteter Kräfte, sie riefen ihn zu edlem, neidlosem Wetteifer. Hatte Paganini nur auf die Steigerung und bewußte Übung der Lisztschen Technik Einfluß gewonnen, so trat unser Künstler mit Chopin und Berlioz in tiefere geistige Wechselwirkung wie in persönliche Freundschaftsbeziehungen. Ja, die Periode, die wir hier im Auge haben und in welcher der Verkehr Liszts mit dem träumerisch genialen Polen und dem Beethoven Frankreichs, dem phantastisch originellen, aber kühnen, großgearteten Hektor Berlioz, am innigsten war, darf zugleich als diejenige bezeichnet werden, in welcher sich Liszt am weitesten von dem deutschen Ausgangs- oder vielmehr von dem deutschen Mittelpunkt seines musikalischen Wollens und Empfindens entfernte. Nicht als ob er der deutschen Musik und ihrem größten Heros Beethoven fremder, gegen die Begeisterung seiner Jugend gleichgültiger geworden wäre. Aber das Neue, Originelle, das Romantische in Chopin und Berlioz lockte ihn mit ebenso unwiderstehlicher Gewalt, als ihn das dämonische und phantasievolle Spiel Paganinis gefesselt hatte. Als er 1834 als Pianist wieder vor die Öffentlichkeit trat, war offenbar eine gewaltige Wandlung mit ihm vorgegangen. Sein ganzes Spiel, obschon technisch brillanter und erstaunlicher als je zuvor, war jetzt nur der Ausdruck einer glühenden Phantasie, einer seelischen Innigkeit und romantischen Schwärmerei, in der sich das hochgesteigerte geistige Leben des jungen Musikers, der Reichtum seines Gefühls oft unwiderstehlich, immer berückend und in Erstaunen versetzend, geltend machten. Liszt war der „Paganini des Klaviers“ geworden, in eben dem Maße mehr als Paganini, als seine Persönlichkeit größer, freier, edler und hochstrebender war wie jene des gewaltigen italienischen Geigers.

Es ist heute schwer zu schildern, welchen Enthusiasmus im gärenden Paris der dreißiger Jahre die neue Erscheinung Liszts vor dem Konzertpublikum erweckte,

es ist nutzlos, sich der bedenklichen Äußerlichkeiten und Ausschreitungen zu erinnern, in denen sich dieser Enthusiasmus zum Teil gefiel. So oft es einer künstlerischen Persönlichkeit gelingt, die kühle Blasiertheit gewisser Teile der bevorrechteten Gesellschaft zu überwinden, dem abweisenden Selbstgefühl derselben Bewunderung abzuzwingen, so pflegt sich diese Bewunderung in höchst selbstherrlicher und wunderlicher Weise zu äußern. Wenn aber vollends die Massen der sonst Unempfänglichen, Gleichgültigen sich für eine Kunstschöpfung oder Kunstleistung erhitzen, so können Erscheinungen, wie sie damals in Paris und demnächst auf Liszts ersten europäischen Triumphzügen zu Tage traten, gar nicht ausbleiben. Es ist ja ganz richtig, daß es keineswegs immer das Genie ist, welches so krampfartige Aufwallungen des Entzückens, so fieberhafte Erregungen hervorruft, daß es sich in den meisten Fällen dieser Art um ungewöhnliche Naturmittel, um irgend eine hochausgebildete und verblüffende Kunstfertigkeit handelt. Vereinigt sich jedoch, wie es bei Liszts Wiederauftreten der Fall war, die immer sichere Wirkung eines nie erhörten, äußerlich selbst den Unkundigen sichtbaren, alle blendenden Könnens mit dem Zauber des Genius, mit der Wirkung echten überströmenden Seelenlebens, der sich die tieferen, die poetischen und musikalischen Naturen allein beugen, so entsteht jener wundersame Rausch eines allgemeinen, schier schrankenlosen Enthusiasmus, wie ihn Liszt von 1834 an bei fast jedem Auftreten zu entfesseln wußte. Es war umsonst, daß wohlweise Pedanten, giftige Neider, erbitterte Rivalen auf das Bei- und Außenwerk dieser Konzerte, auf Liszts Kopfbewegungen und Körperhaltung, die Augensprache mit den Zuhörern, die hysterischen Thränen und Ohnmachten der Damen, das wüste Beifallsjauchzen langhaariger Romantiker und tausend andere Ärgernisse hinwiesen. Der größte und bleibende Erfolg Liszts hing eben nicht von diesen Dingen ab, er entsprang der Größe seiner musikalischen Natur, der Wahrheit seiner stürmischen Begeisterung, dem Überreichtum seiner Empfindung, er ward von jenen Hörern getragen, welche sich um die hohlen und überschwenglichen Enthusiasten gar nicht kümmerten, deren Blicke nicht auf dem Feuerwerk und Blendwerk der Äußerlichkeiten weilten, sondern auf der noch flackernden, aber mächtigen, stets höher steigenden Flamme echter Genialität. Sie fühlten sich bei Liszt mit Heinrich Heine „zugleich beängstigt und beseligt“, aber sie lachten der Puritaner der Eleganz, welche Friedrich Kalkbrenners Spiel zum Maßstab für Liszts Spiel machen wollten.

Der Künstler selbst ließ sich jedoch durch die Überschwenglichkeiten des Beifalls nicht blenden und in seiner inneren Entwickelung nicht aufhalten. Was er wenige Jahre später (Paris 1837) an George Sand schrieb: „Man hat mir oft gesagt, daß ich weniger als jeder andere das Recht habe, Klagen laut werden zu lassen, weil seit meiner Kindheit der Erfolg vielfach mein Talent und meine Wünsche überschritten. Aber gerade das, der rauschende Beifall, hat mich aufs traurigste überzeugt, daß er vielmehr dem unerklärlichen Zufall der Mode, dem Respekt vor einem großen Namen und einer gewissen thatkräftigen Ausführung gegolten hat, als dem echten Gefühl für Wahrheit und Schönheit“ — das wußte er auch schon jetzt. So drohte ihm wenig Gefahr, sein besseres Selbst, seine künstlerische Überzeugung und seine höhere Entwickelungsfähigkeit der Mode und dem verehrlichen Publikum aufzuopfern. Eben damals begann er im Konzertsaal den Parisern, kühn vorschreitend, immer neue Werke Beethovens, Webers, Schuberts vorzuführen; wer den ganzen Unterschied zwischen dem jungen Liszt und den Modekünstlern jener Tage empfinden will, der braucht nur Liszts Programme mit denen der anderen zu vergleichen.

Gefahren drohten dem Gefeierten, abgöttisch Verehrten, von der eigenen leidenschaftlichen Natur und von der französischen Romantik Erregten von einer

ganz anderen Seite. Um diese Zeit machte sich der Einfluß der Frauen in seinem Dasein und auf sein ferneres Schicksal geltend. Keiner, der den ganzen Menschen und Künstler vor Augen hat und anderen vor Augen stellen will, kann die außerordentliche Bedeutung leugnen, welche die Beziehungen Liszts zu den Frauen hatten, und doch wird man sich wohl hüten müssen, hier nur um einen Schritt zu weit zu gehen, weil die Gefahr, ins Gebiet der Fabel oder gar des gemeinen Klatsches zu geraten, in der That sehr groß ist. Jener Zeichner, der in übermütiger Laune einer Illustration des Goetheschen „Rattenfängers von Hameln“ die Züge Liszts verlieh, hatte freilich nicht unrecht: Liszt war der „vielgereiste Sänger“, der unwiderstehlich Gewinnende, sie „mußten alle hinterdrein“, und bis an das Ende seiner Tage blieb ihm, wie von Cäsar und Goethe gerühmt wird, jener wundersame Schein, der alle umstrahlt, denen der volle Glanz der Frauenliebe geleuchtet hat. Die Mythe, welche Liszts Leben schon zu umhüllen droht, und die dürftige Phantasie gewisser Romanschriftsteller haben es künftigen Biographen nicht leicht gemacht, die Mitwirkung der Frauen am Schicksalsgewebe, an der Charakterentfaltung des Künstlers ohne Beschönigung wie ohne Übertreibung darzustellen. Für keinen, der Liszt gekannt hat, bleibt ein Zweifel darüber, daß die Leidenschaft und das flüchtig süße Glück an seiner Entwickelung einen ebenso großen Anteil hatten als die Resignation und die weltvergessene Versenkung in Studien und Arbeit. Die Augen der Welt wurden zuerst auf diese Thatsache gelenkt, als der dreiundzwanzigjährige Liszt 1835 in ein offenkundiges Verhältnis zur Gräfin Marie d'Agoult, geborenen Vikomtesse de Flavigny, einer gefeierten Schönheit der Pariser aristokratischen Kreise, trat. Sie war damals noch nicht „Daniel Stern“, nicht jene unerquickliche halbmännische Erscheinung, welche zu den Notabilitäten der europäischen Revolution gezählt sein wollte, sondern eine schöne, abenteuerlustige, vom zeitgemäßen Verlangen nach der „großen Passion“ verzehrte Frau von dreißig Jahren, deren Leidenschaft für den jungen Musiker weit genug ging, um sich für ihn zu kompromittieren. Im Sommer des gedachten Jahres traf sie in der Schweiz mit Liszt zusammen und kehrte danach nicht in das Haus ihres Gemahls zurück. Der Bruch mit Sitte und Herkommen war offenkundig, an eine Scheidung von dem Grafen d'Agoult, eine Ehe mit Liszt scheint die Gräfin gleichwohl nie gedacht zu haben. Gemeinsam mit ihr schlug der nun mit einemmal Paris Entrückte seinen Wohnsitz nacheinander in Genf, am Comersee, in Venedig und Rom auf; einen Sommer lang war er mit der Gräfin der Gast George Sands auf deren Landgut Nohant. In den Briefen der Sand leben die wirkliche Poesie, die romantische Selbsttäuschung und mancherlei Einzelheiten jenes Sommers an den grünen Ufern der Indre wieder auf — sie versetzen uns voll in die Stimmungen hinein, von denen der Künstler damals erfüllt und bewegt war.

Die ganze Episode von Liszts Leben an der Seite der schönen geistvollen Frau, die ihm so viel und der er, wie uns scheinen will, nicht weniger geopfert hatte, erscheint im ersten Bande der pietätvollen und nach mehr als einer Richtung hin höchst zuverlässigen Biographie von L. Ramann „Franz Liszt als Künstler und Mensch. Erster Band: Die Jahre 1811 bis 1840“ allzusehr im Lichte späterer Betrachtung und Reue. Wohl möglich, daß der Künstler schon im Beginn seiner Reisejahre mit Gräfin d'Agoult gewisse trennende Momente empfunden hat, daß es in diesem leidenschaftlichen Bunde von vornherein Trübungen und Mißverhältnisse genug gab, wie in mancher aus Leidenschaft geschlossenen Ehe; aber daß Liszt so vom ersten Tage an den Trug und die Täuschung der Sinnenliebe empfunden habe, daß sein Wesen in so bittere Resignation getaucht gewesen sei, wie die Biographie dies darstellt, darf man wohl bezweifeln. Wie dem immer sei, während der ersten Jahre des Zusammenlebens

wurden dem Künstler von Marie d'Agoult drei Kinder (Blandine, Cosima und Daniel Liszt) geboren, welche den Namen des Vaters trugen und nach französischem Rechte legitimiert wurden, von denen aber nur eine Tochter, Cosima, die Witwe Richard Wagners, den Vater überleben sollte.

Wie sehr es auch der Wunsch der Gräfin sein mochte, mit ihrem Geliebten fortgesetzt ein so idyllisches Dasein zu führen als zu Zeiten am Genfer- und Comersee, so fiel gleichwohl in die Jahre zwischen 1835 und 1840 eine ganze Folge von Konzertreisen und Konzerttriumphen Liszts. Machte doch schon die Erhaltung eines auf großem Fuß eingerichteten Hausstandes dem Künstler zur Pflicht, sein ergiebiges reproduktives Talent nicht ruhen zu lassen. Der Drang, produktiv zu wirken, sich zu größeren Schöpfungen zu sammeln, welcher in dieser Zeit sich regte und in der That zu den ersten größeren Kompositionen neben einer unübersehbaren Zahl von Übertragungen und Arrangements führte, hätte vor gewissen Notwendigkeiten noch zurücktreten müssen. Er trat aber auch zurück, weil Liszt selbst der Virtuosenlaufbahn noch keineswegs müde war, auf welcher er erst jetzt zu den Höhen unglaublichster Erfolge emporstieg. In Paris schlug er im Winter von 1836 zu 1837 als Klavierheros förmliche Schlachten gegen Sigismund Thalberg, mit welchem ein neuer Vertreter jener einseitigen und eleganten Virtuosität erstanden war, die sich Selbstzweck ist und nicht Mittel für höhere künstlerische Zwecke. In Wien, wo er zuerst zum Besten seiner von Überschwemmungen schwer betroffenen ungarischen Landsleute konzertierte, riß er das musikalische, musikliebende Publikum völlig in einen Taumel der Beglückung und Bewunderung hinein; von hier an datierte die Epoche, wo auch die rückhaltendsten und strengsten Musiker sich der Gewalt seines Genius, dem Zauber seines Spieles nicht mehr zu entziehen vermochten. Als er im Frühling 1840 unmittelbar nach den Wiener Triumphen zuerst nach Leipzig kam, bezeugte Mendelssohn: „Liszt besitzt ein durch und durch musikalisches Gefühl, das wohl nirgend seinesgleichen finden möchte. Mit einem Worte: ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe und da unmittelbar ausströmte." Und Robert Schumann berichtete seiner Braut Klara: „Heute früh hätte ich dich zu Liszt gewünscht. Er ist doch gar zu außerordentlich! Er spielte von den Novelletten, aus der Phantasie, aus der Sonate, daß es mich ganz ergriff!" — Und wieder: „Dir aber sag ich's, Liszt erscheint mir alle Tage gewaltiger. Heute früh hat er wieder bei Raimund Härtel gespielt, daß wir alle zitterten und jubelten!" — Wo er hinschritt: überall der gleiche Eindruck, die beglückende Überzeugung, einer Wundererscheinung gegenüberzustehen. Nichts in der Geschichte der musikalischen Kunst war mit ihm vergleichbar, der zugleich die höchste „Technik" erreicht hatte und dieser Technik so gar kein selbständiges Recht zusprach, sondern sie völlig in den Dienst einer geistigen Reproduktion aller großen Tonwerke aller Zeiten stellte. Trug diese Reproduktion den Stempel seiner Subjektivität, so stand eben diese Subjektivität dem innersten Wesen musikalischer Phantasie und Empfindung näher, als man es seither erfahren hatte; und so hörten denn auch im Beginn der vierziger Jahre die Versuche allmählich auf, die Genialität, die außerordentliche Bedeutung der Erscheinung in Frage zu stellen, man gewöhnte sich an den Gedanken, daß die mächtige und unwiderstehliche Natur Liszts keinen Nebenbuhler auf seinem eigensten Gebiete habe, als welches man ausschließlich das Pianoforte ansah.

So gestalteten sich die Jahre von 1840 bis 1848 für Liszt zu solchen, in denen er alle Siege und Ehren des gefeierten, umjubelten Virtuosen bis zur Übersättigung genoß. Von Madrid bis Moskau, von Stockholm bis Konstantinopel durchzog er Europa als musikalischer Triumpha-

tor, überall erneuerten sich die gleichen Scenen der aus dem Herzen kommenden Huldigung wie der phantastischen Thorheit, welche, indem sie einen anderen feiert, sich selbst genießt. In bunter Folge reihten sich an Liszts Konzerte nicht nur Beifallsorkane, wie sie seither unerlebt und unerhört waren, musikalische Feste und große Bankette, Studentenkommerse und Fackelzüge zu seinen Ehren, Fürsten und aristokratische Gesellschaften überschütteten den Künstler mit den kostbarsten Geschenken (unter denen der goldene Ehrensäbel, den eine Anzahl von vornehmen Ungarn überreichte, zu einer Art komischen Berühmtheit gelangte), man schlug auch Medaillen auf ihn, und Hunderte von Künstlern suchten mit Griffel und Pinsel die charakteristischen Züge des Allbewunderten festzuhalten. Den augenblicklichen gesellten sich in überreicher Zahl die bleibenden Auszeichnungen hinzu: Liszt erhielt eine ganze Reihe von Orden, ward bei der Schöpfung der Friedensklasse des preußischen pour le mérite unter die wenigen Ritter derselben aufgenommen, die Universität Königsberg verlieh ihm den Grad eines Doktors der Musik, alle erdenklichen Titel vom Hofrat bis zum Kammerherrn wurden jetzt und später auf ihn gehäuft. Und wenn Robert Prutz in seinen politischen Gedichten ingrimmig klagte, daß „Liszt der Tastenschläger, Encke der Kometenjäger" unter den Rittern des pour le mérite seien, aber Uhland nicht, so waren wohl Tausende mit Prutz der Überzeugung, daß der Dichter unter die Erwählten gehören müsse, aber wenige mißgönnten Liszt die glänzenden Ehren.

Denn — und auch das hat zu den Triumphen des Musikers mitgewirkt — mit dem dämonischen Genie Liszts verband sich eine der liebenswürdigsten und liebenswertesten Persönlichkeiten. Immer bereit zu helfen, uneigennützig bis zur Unbesonnenheit, freigebig bis zur Verschwendung, behielt Liszt von den Hunderttausenden, die er erwarb, den kleinsten Teil für sich selbst. Er hat in Wahrheit nicht bloß Töne, sondern Wohlthaten gespendet wie ein Fürst, und wenn seine großmütige Natur den Neid und die Eifersucht nicht entwaffnete, so zwang sie doch zum Waffenstillstand. Die unversiegbare Güte und Milde, die er allem Menschlichen gegenüber zeigte, die selbstvergessene Hingabe an die Interessen anderer, die großartige Neidlosigkeit, welche ihm eigen waren, bethätigten sich in jener Glanzzeit wie in späteren Tagen. Es wäre hoffnungslos, aus den Tausenden der einzelnen Thatsachen auch nur die wichtigsten hervorheben zu wollen. Unerschöpflich wie Liszts Natur in vielem Betracht war, zeigte sich auch sein Mitgefühl, seine helfende Teilnahme für Not und Leid anderer, seine durch keine noch so grobe Undankbarkeit je gelähmte Opferwilligkeit, sein Trieb, anderen das Leben leichter und lichter zu machen — Eigenschaften, von denen die vielgerühmte, in der That hinreißende und bestrickende gesellige Liebenswürdigkeit Liszts nur ein Wiederschein war. Nichts von der Härte, welche geistvollen, glückverwöhnten und durch das Feuer schlimmer Erfahrungen hindurchgegangenen Menschen so leicht eigentümlich wird, war in Liszts Wesen zu finden, weder damals, noch später. — Und so vergab man ihm um seiner menschlichen Vorzüge willen nicht nur sein Genie, sondern auch die über das gewohnte Maß weit hinausgehenden Erfolge.

Während viele von den Mythen, die sich um Liszts Gestalt und Leben gesammelt haben, künftig vor der einfachen Wahrheit in ihr Nichts zerfließen werden, wird sich leider zur Sage wandeln, was heute noch eine wunderbare lebenerweckende Erinnerung für viele Tausende ist, was in den Seelen der Empfänglichen nachlebt und wiederklingt: Liszts Klavierspiel. Der Zauber, der von seiner einzigen unerreichten und unbestrittenen Genialität als Beherrscher des Klaviers ausging, ist uns etwas so Gegenwärtiges, Lebendiges, daß sich jeder Sinn dagegen sträubt, eine Zeit kommen zu sehen, in welcher die Welt nur Berichte und Überlieferungen von dem größten und geistigsten aller

schöpferischen Virtuosen haben wird. Und doch muß der Tag kommen — wenn er auch noch weit hinausliegt —, an dem keiner mehr leben wird, der mit Wahrheit sagen kann, daß er den Klavierspieler Liszt gehört, sich an dem entzückt habe, was Liszt ureigentümlich war und was er mit aller Hingabe an seine Schüler und, zu verschiedenen Zeiten von großen Begabungen umgeben, keinem Schüler überliefern konnte. Die Schule Liszts ist in der ganzen modernen Klaviervirtuosität zu verspüren, aber das ganz Persönliche, Unmittelbare seines Spiels, sie können eben nur in der Sage dauern. Länger als ein Menschenalter ist es heute schon her, daß Liszt seine Reisen als Virtuos beendete, daß ihn das Publikum im großen und ganzen nicht mehr hörte. Aber der Ausnahmefälle, in denen er zum Flügel zurückkehrte, blieben so mannigfache, und die Liebenswürdigkeit, mit der er jedem in seinen Privatkreis Tretenden gönnte, seinem Spiel zu lauschen, war so unversiegbar, daß Tausende, die ihn in der Zeit seines Weltruhms nicht spielen gehört, doch voll empfinden lernten, daß Liszts Klavierspiel einzig sei und warum eine weite Kluft zwischen ihm und den Besten der anderen bleibe. Wahrlich nicht bloß, weil hinter dem Virtuosen der große Musiker und der geistvolle Mensch stand, was ja auch sonst der Fall gewesen ist, noch ist und wieder sein wird. Es war in der That ein bestimmtes, nur einmal vorhandenes, nicht wiederkehrendes Etwas in diesem Klavierspiel, ein Etwas, das Liszt gleichsam zwang, einen Teil seiner Seele, seines Wesens nur am Flügel zu offenbaren und auszuatmen.

So besiegte auch in jenen Jahren, von denen wir hier sprechen, der Zauber seiner Individualität die etwa Widerstrebenden. Als ein Zeugnis für Tausende mag gelten, was am 1. Januar 1844 Emanuel Geibel an den Freiherrn von der Malsburg aus Stuttgart schrieb: „Im November war Liszt hier, der dämonische Pianist, der durch sein Spiel alle Herzen gewaltsam fortreißt. Ich bin sonst kein Freund der Virtuosenschwärmerei, aber als ich ihn hörte, lernte ich diejenigen entschuldigen, die über seinem Vortrag fast des Komponisten vergessen. Er ist durch und durch Poet, und die poetische Auffassung aller Musikstücke, nicht die technische Fertigkeit ist es, was die Menge unbewußt bezaubert. Bald lernte ich ihn persönlich kennen und mußte, wie ich vorher den Künstler bewundert hatte, nun den genialen Menschen hochschätzen. Ich erinnere mich mehrerer Abende, wo er wirklich von Geist sprudelte. An Schillers Geburtstage waren wir in kleiner, aber ausgesuchter Gesellschaft beisammen. Bald war die lebendigste Unterhaltung im Gange; die Worte flogen herüber und hinüber, ein blitzender Trinkspruch folgte dem anderen; der Champagner schäumte und zischte dazwischen. Da plötzlich sprang Liszt von der Tafel auf und ließ auf dem Flügel Don Juans Champagnerlied daherbrausen. Es war, als ob er, ein Zauberer, alle Dämonen mutwilligen Jubels losgelassen hätte, wir glaubten den tönenden Flügelschlag eines trunkenen Elfenreigens in der Luft zu vernehmen, ein Rausch der Freude kam über uns alle!“

Wie gesagt, von West nach Ost, von Nord nach Süd erneuerten sich Jahre hindurch die Eindrücke, für welche der Dichter hier als klassischer Zeuge angerufen wird. Die Anführung von Einzelheiten aus jenen Jahren ließe sich ins Unendliche vermehren, die Lokalchronik aller größeren, zahlreicher kleineren Städte, welche Liszt auf seinen Reisen besuchte, hat über die Aufregung, welche sein Auftreten hervorrief, über das Andenken, das er hinterließ, eine unübersehbare Menge von kleinen Zügen und Anekdoten bewahrt, ein Teil derselben, freilich noch ungesichtet, viele auch unverbürgt, hat vor und bald nach Liszts Tode den Weg in die Zeitungsfeuilletons gefunden. Wenn Liszt eigene Erinnerungen hinterlassen hätte, wie wechselvoll, bunt und belebt müßten sie erscheinen, welch wunderbares Auf und Ab der Empfindung, „himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt“ würde aus

ihnen sprechen. Schon die Gegensätze der äußeren Scenerie würden ihren besonderen Reiz haben: heute die Paläste, die glänzenden Salons von Petersburg, in denen sich die russische Aristokratie um den gefeierten musikalischen Löwen drängt, morgen die engen Zimmer deutscher Musiker, in denen Liszt als guter Kamerad unter Kameraden musiziert; heute das winterliche Weltstadttreiben von Paris, morgen sommerliche Einsamkeit auf der rheinumrauschten Insel Nonnenwerth; heute das „Ständchen" einer deutschen Liedertafel, morgen die wildere Huldigung einer ungarischen Zigeunerkapelle, welche den berühmten Landsmann mit kräftigem Geigenstrich und Cymbalschlag ehrt. Wer könnte auch nur andeuten, was alles sich in den weiteren acht Jahren zusammendrängte, welche Liszt von 1840 an noch unausgesetzt auf Konzertreisen zubrachte.

Nur einiger Vorkommnisse aus diesem langen und bewegten Zeitraum muß besonders gedacht werden, weil sie besonders charakteristisch für das Wesen des Künstlers oder besonders bedeutungsvoll für seine Zukunft waren. 1839 hatte Liszt in Rom die Nachricht erhalten, daß dem zur Errichtung des Beethoven-Denkmals in Bonn zusammengetretenen Komitee noch eine beträchtliche, viele Tausende betragende Summe zu den Kosten einer würdigen Erzstatue fehle und daß ein zum Besten des Beethoven-Denkmals in Paris veranstaltetes Konzert die Summe von 424 Frank ergeben habe. Schmerzlich entrüstet und tief bewegt, richtete er (Pisa, den 3. Oktober 1839) an das Bonner Komitee ein Schreiben, in welchem er sich erbot, die zur Errichtung des Denkmals noch erforderliche Summe aus seinen eigenen Mitteln zu vervollständigen. In der That veranstaltete er in den nächsten Jahren eine Reihe seiner unfehlbar gefüllten Konzerte für diesen Zweck und hatte so einen bedeutenden Anteil an der Errichtung des schönen von Ernst Hähnel in Dresden modellierten Denkmals. Folgerichtig nahm er an der großen, mit einem Musikfest verbundenen Enthüllungsfeierlichkeit einen ehrenvollen Anteil, gemeinsam mit Spohr leitete er die Festaufführungen, spielte in denselben Beethovens Es-dur-Klavierkonzert und führte beim letzten Festkonzert eine Kantate eigener Komposition auf. Die Bonner Beethoventage waren nicht nur um der endlichen Erfüllung einer Ehrenpflicht, um des wunderbaren Zusammenstroms deutscher und ausländischer Musiker, sondern auch um einer minder erfreulichen Thatsache willen denkwürdig. Der Widerstand, dem Liszt vielfach begegnen sollte, sobald er als Dirigent und als Komponist hervorzutreten begann, machte sich hier zum erstenmal geltend. Hektor Berlioz erzählt in seinen Orchesterabenden darüber: „Liszt leitete die Aufführung seiner Kantate. Orchester und Chöre, mit Ausnahme der Soprane, führten dieses schöne Werk mit einer Nachlässigkeit und Ungenauigkeit auf, welche nahe an üblen Willen streiften. — Kaum war der letzte Accord verklungen, als eine außerordentliche Bewegung am Eingange des Saales, welche die Ankunft der königlichen Familien (von Preußen und England) verkündete, die Versammlung sich zu erheben veranlaßte. Nachdem sie und ihr Gefolge in der großen Loge, welche rechts vom Orchester für sie bereit gehalten worden war, Platz genommen hatten, ließ Liszt mutig seine Kantate von neuem beginnen. Das heißt Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit. Er hatte sogleich folgendermaßen geschlossen und, wie die Erfahrung lehrte, mit Recht: ‚Das Publikum wird glauben, daß ich auf Befehl des Königs wieder anfange, und man wird mich beim zweitenmal besser aufführen, besser hören und besser begreifen.' Man konnte in der That nichts Unähnlicheres hören als diese beiden nur zehn Minuten voneinander abliegenden Aufführungen desselben Werkes. Ebenso schlaff und farblos wie die erste, ebenso graziös und lebendig war die zweite."

Mag es nun unglücklicher Zufall, mag es bewußte Absicht, die erste Regung der Opposition gegen Liszts Ansprüche, selbständig zu schaffen und zu wirken, ge-

wesen sein — bereits hing seine Zukunft nicht mehr von den Zufällen eines großen Musikfestes, dem guten Willen solcher Kräfte ab, deren Leitung ihm nur vorübergehend anvertraut war. Drei Jahre vor dem Bonner Beethovenfeste, im Oktober 1842, hatte der Künstler eine Einladung des Großherzogs von Sachsen-Weimar erhalten, in dem großen Hofkonzerte mitzuwirken, welches zur Feier der Vermählung des Erbgroßherzogs Karl Alexander mit der niederländischen Prinzessin Sophie in Weimar stattfand. Er kam und fand Gelegenheit, nicht nur den Hof und das Publikum der Residenz mit seinem Spiel zu entzücken, sondern sich auch den maßgebenden Persönlichkeiten als geistvoller Musiker zu offenbaren, der einen Wirkungskreis anderer Art, als dem Virtuosen gegönnt ist, ersehnte. Er ward zum großherzoglichen Kapellmeister in außerordentlichem Dienst ernannt und trat seine Funktionen als solcher im Winter von 1843 zu 1844 mit der Leitung einer Reihe von Hof- und Kapellkonzerten an, erschien auch 1845 und 1846 zu vorübergehendem Aufenthalt in Weimar.

Daß Liszt schon damals an ein Verlassen der Virtuosenlaufbahn, an eine systematische Thätigkeit als Orchesterleiter, an Sammlung zu eigenen Schöpfungen gedacht hat, unterliegt keinem Zweifel. Indes ließen sich Entschlüsse so schwerwiegender Art nicht mit einemmal ins Werk setzen und eine Katastrophe in seinem persönlichen Leben mußte hinzutreten, um ihn ganz an Weimar zu fesseln. Der leidenschaftliche Bund mit der Gräfin d'Agoult bestand nicht mehr. Wer immer die Schuld tragen mochte — ein Bruch war eingetreten, welcher in Liszts Seele noch schmerzlich nachwirkte, als in sein Schicksal eine neue bedeutende und hochstrebende Frau eingriff, welche, grundverschieden von Gräfin d'Agoult, das mit ihr gemeinsam hatte, daß sie Heimat und Herd hinter sich ließ, um ihrer Liebe für Liszt folgen zu können. Es war die russische Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein, welche er auf seiner letzten russischen Reise kennen gelernt hatte, die ihn vor allem durch eine geistige Regsamkeit, eine leidenschaftliche Überzeugung vom Beruf ihres geliebten Künstlers und durch eine so selbstvergessene Opferwilligkeit fesselte, daß er zum zweitenmal das Martyrium auf sich nahm, welches mit Verhältnissen dieser Art verknüpft ist. Allerdings ward, nachdem die Fürstin sich gleich Liszt in Weimar niedergelassen hatte, eine Scheidung von ihrem Gemahl (mit dem sie nicht eigener Wunsch und Wille verbunden hatte) und eine Ehe mit Liszt ins Auge gefaßt, aber manches Jahr mußte verstreichen, bevor sich auch nur eine Möglichkeit — eine Möglichkeit, die nie Wirklichkeit werden sollte — hierzu zeigte.

In den stürmischen Bewegungen und Leidenschaften der Jahre 1848 und 1849 wurden persönliche Schicksale und Schicksalswendungen, wie die für den Künstler eingetretenen, kaum beachtet. Außerhalb Weimars und der engsten musikalischen Kreise nahm man von Liszts Niederlassung in der Musenstadt an der Ilm wenig Notiz; man konnte sich an den Gedanken, daß Liszt dort bleiben werde, einfach nicht gewöhnen, und die Zeitungen schickten ihn noch jahrelang bald auf eine Saison nach London und Paris, bald auf eine große Konzerttriumphfahrt nach Amerika. Und als man endlich zu merken begann, daß der Meister, der eben damals ins beste Mannesalter eintrat, mit seinem neuen Lebensplan Ernst machte, so ward auf der Stelle eine abfällige Kritik laut, welche mehr oder minder in dem Satze gipfelte, daß ein Künstler wie dieser gar nicht das Recht habe, neue Pfade zu betreten und dem musikalischen Publikum Genüsse zu entziehen, die nur er bereiten könne.

Wahrscheinlich hätte niemand Anstoß an der Thätigkeit Liszts in Weimar genommen, wenn sich dieselbe in den hergebrachten Geleisen bewegt und Liszt sich begnügt hätte, im Theater „Martha“ und „Lucia von Lammermoor“, in den Hofkonzerten Symphonien von Kalliwoda und Gyrowetz vorzuführen. Da er aber vom

ersten Tage an verriet, daß er seine Stellung anders auffasse, und begann, für eine Reihe von Komponisten Propaganda zu machen, welche sich noch keineswegs allgemeiner Beliebtheit erfreuten, da er die Absicht nicht verhehlte, Weimar zu einem Mittel- und Brennpunkte neuer musikalischer Bestrebungen zu erheben, da er, als Dirigent und Schriftsteller zugleich, vor allem für Richard Wagner eintrat, so ward die Parole ausgegeben, daß in Weimar lauter Unmöglichkeiten und Abenteuerlichkeiten geplant seien und daß Liszt die „phantastischen Rasereien“, welche er mit einzelnen seiner Konzertphantasien früher auf dem Flügel ausgeführt habe, jetzt in Orchester und Theater übertragen wolle.

Alle diese zuerst mündlich herumgeflüsterten und bald da und dort in der Presse laut werdenden Anschuldigungen brauchten den Künstler, der sich ernster Vorsätze, eines rühmlichen Zieles bewußt war, zunächst um so weniger zu kümmern, als sich seine Lage in Weimar nach Wunsch und glückverheißend gestaltete. Der großherzogliche Hof kam seinem Kapellmeister in außerordentlichem Dienst mit dem höchsten Vertrauen entgegen, die regierende Großherzogin Großfürstin Maria Pawlowna nahm lebhaften Anteil an all seinen Bestrebungen, der Erbgroßherzog und seine Gemahlin noch lebhafteren, so daß, als 1853 Großherzog Karl Friedrich aus dem Leben schied und der gegenwärtig regierende Landesherr Großherzog Karl Alexander die Regierung antrat, die Gunst, mit welcher man Liszts Pläne und Absichten förderte, womöglich noch eine Steigerung erfuhr. So bescheiden die äußeren Mittel waren, welche man in Weimar aufzuwenden hatte, so wußte doch niemand besser als Liszt, was sich auch mit bescheidenen Mitteln, wenn ein Wille und ein Geist sie verwendet und lenkt, noch immer erreichen läßt. Zuversichtlich und, wie der Erfolg erwies, mit allem Recht rechnete er darauf, daß es ihm gelingen werde, die künstlerischen Kräfte, welche er vorfand und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel heranziehen konnte, zu ungewöhnlichen Leistungen, durch eigene Opferfähigkeit zur Hingebung zu begeistern. In der Natur der Dinge lag es außerdem, daß das weimarische Kunst- und Musikleben durch die Anziehungskraft gesteigert ward, welche Liszts Persönlichkeit und seine Bereitwilligkeit ausübte, anderen aus den Schätzen seines Könnens zu spenden. Bald sammelte sich ein Schülerkreis um ihn, der keineswegs bloß aus Pianisten bestand und dem in den ersten weimarischen Jahren Karl Klindworth, Hans v. Bülow, Dionys Pruckner, Peter Cornelius, Hans v. Bronsart, der zu früh verstorbene Julius Reubke und andere angehörten, die seitdem in der Kunstwelt durch Schöpfungen und Leistungen zu bleibendem Ansehen gelangt sind.

Liszt hatte in Weimar keine anderen Pflichten als freiwillig übernommene. Aber zufolge der Ziele, die er sich selbst gesteckt, der Forderungen, Bitten und Anmutungen, die bald von allen Seiten an ihn herantraten, lastete eine Fülle von Arbeit, noch ganz abgesehen von dem eigenen Schaffen, auf seinen Schultern. Seine ganze Natur wird nach meiner Empfindung nur verständlich, wenn man die Arbeitskraft und den Arbeitsdrang, die ihm eigen waren, gehörig in Anschlag bringt. Als strenger Gegensatz zu den Genüssen eines großen Welt- und Geisteslebens, reizvollen Wechsels bildete der unablässige Thätigkeitstrieb den hervorstechendsten Zug in seinem Wesen. Liszt war eine von den großen und starken Naturen, welche frei von jedem verkümmernden Einfluß der Arbeit bleiben, während sie diese selbst nicht entbehren können. Friedrich Hebbel bezeichnete ihn einmal in einem schönen Gedicht als „Herr und Sklav des Tones“, und dies poetische Bild drückt in der That das Verhältnis Liszts zu den Lebensaufgaben aus, inmitten deren er seit 1849 stand. Jedes große Talent empfindet die intensive Bethätigung als eine heilige Pflicht, und der Fleiß ist immer (im Widerspruch mit landläufigen Meinungen) ein Bestandteil

wahrhaften Talents, ein unzertrennlicher Begleiter des Genies, wenn auch keineswegs immer ein Zeugnis für die echte Begabung. Bei Liszt nun ging dieses Pflichtgefühl weit über den Drang des eigenen Schaffens hinaus. Unablässig, unermüdlich zeigte er sich auch in allen jenen Lebensaufgaben, in denen sich seine vielseitige Natur und vielseitige Bildung genugthaten: als Dirigent, als Lehrer, als Schriftsteller, als Beurteiler und fördernder Berater fremder Bestrebungen. Die freiwillig übernommene Arbeit dieser Art drohte ihm oft über den Kopf zu wachsen, sie führte zu gelegentlichen Anwandlungen des Mißmuts, aber sie ward nie aufgegeben und kaum in den spätesten Jahren, als seine körperlichen Kräfte in der That nachließen, einigermaßen beschränkt und gemindert. Es war unvergleichlich, mit welcher Frische sich Liszt immer wieder in die Kunstarbeit versenkte und selbst in jenem Hören von Musik, welches mehr eine Arbeit als ein Genuß ist, kaum jemals müde werden konnte. Man muß Liszt gesehen haben in jenen stilleren Morgenstunden, in denen der Tau ernster Arbeit an seinen eigenen Schöpfungen gleichsam noch auf seinen Zügen lag, seine Rede zu rascherem, bestimmterem Fluß, zu fein abgewogenem, wenn auch oft scharfem Ausdruck brachte, muß ihn gesehen haben im Kreise seiner Schüler (namentlich ehe der Zudrang zu seiner Schule ein allzubedenklicher und die Nachgiebigkeit des Meisters in der Gewährung der Teilnahme allzumild ward), man muß die Stunden erlebt haben, in denen er mit dem Feuereifer eines Jünglings vielversprechende, oft sehr umfangreiche Partituren mit ihren Schöpfern durchging, oder vielmehr ernsthaft durcharbeitete, man muß empfunden haben, welche Summe an Lebenskraft und musikalischer Intelligenz er so freigebig an die jüngeren Musiker hingab, wie er vor Zeiten die großen Einnahmen seiner Konzerte wieder und wieder für milde Zwecke hingegeben hatte! Es hatte etwas Rührendes, wenn er sich gelegentlich in seinen spätesten Tagen vorsetzte, mit Kraft, Zeit oder Geld „geizig" zu werden, und jeder, der ihn kannte, die Unmöglichkeit davon im Augenblick durchschaute.

Liszts erste und folgenreichste That, als Leiter des weimarischen Musikwesens, war die Aufführung und Aufrechterhaltung der damals vorhandenen drei Wagnerschen Opern. Er hatte das Genie Wagners voll erkannt und setzte den „Tannhäuser", welcher bis dahin nur in Dresden gegeben war, schon im Januar 1849 in Scene. Als wenige Monate später Richard Wagner wegen seiner Beteiligung am Dresdener Maiaufstande aus Deutschland flüchten mußte, legte er die Partitur des vollendeten, noch nicht aufgeführten „Lohengrin" in Liszts Hände. Wenn es für Liszt eine klare Gewißheit war, daß ein Künstler wie Wagner nicht an den Folgen einer Aufwallung untergehen dürfe, die er in jenem Jahre des Unheils mit Tausenden geteilt hatte, so zeigte sich doch das Wirken für Wagners Schöpfungen erschwert. Nur eben Liszt war es möglich, die mancherlei Bedenken, welche sich der Aufführung der Opern des Rebellen entgegenstellten, zu besiegen und noch im Verlauf des Jahres 1850 bei außerordentlicher Veranlassung die erste Vorstellung des „Lohengrin" zu bewirken. „Zu Anfang des Jahres 1850," berichtet Liszt selbst, „beschäftigte man sich in Weimar damit, den geeignetsten Zeitpunkt und die würdigste Weise festzusetzen, um das Standbild Herders, das eben vollendet war, zu inaugurieren. Das mit diesem Auftrage betraute Komitee bestimmte den 25. August — den Geburtstag Herders — zu dieser Feier. Dieser Tag lag jedoch dem 28. August, welcher im vorhergehenden Jahre als der Tag der Säkularfeier der Geburt Goethes in ganz Deutschland, besonders aber in Weimar, als eines der schönsten Nationalfeste begangen worden war, zu nahe, um nicht daran zu denken, bei dieser Gelegenheit zugleich die Erinnerung jener schönen Feier durch eine derselben würdige scenische Manifestation zu begehen. — Als man das Programm

der beiden Festtage besprach, wurde beschlossen, am 25. August Herders ‚Befreiten Prometheus‘ (dessen Komposition uns anvertraut wurde) aufzuführen und am 28. August zum erstenmal Wagners letzte Oper ‚Lohengrin‘ zur Aufführung zu bringen. Diese merkwürdige Schöpfung bildete einen Glanzpunkt der Festlichkeiten, die sich vom 25. bis zum 28. August verlängerten, und fügte einen Namen mehr zu der langen Reihe glorreicher Namen, die mit dem Weimars verknüpft sind. Dieser schien daher in dem Augenblicke, wo man das erste Denkmal einem jener hervorragenden Männer setzte, die eine so glänzende Kette bildeten, einen sicheren Beweis zu liefern, daß diese Kette weder gesprengt noch unterbrochen sei. Durch diese doppelte und gleichzeitige Inauguration des Standbildes Herders und der Oper Wagners forderte Weimar den Genius der Zukunft auf, die Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit nicht aufzugeben, und gab dieser Vergangenheit zugleich einen befruchtenden Kultus, indem es seine Gräber und seine Trophäen mit Leben und Jugend umwob.“

Jede Bemühung hatte Liszt aufgeboten, um diesen seinen Gesichtspunkt zum allgemeinen zu machen, ein glänzender Prolog Fr. Dingelstedts, welcher der Aufführung des „Lohengrin“ voranging, drückte sich poetisch in gleichem Sinne aus; der Erfolg entsprach insofern den Wünschen des begeisterten Interpreten und Dirigenten des „Lohengrin“, als die Oper in der That bei den tiefer Eindringenden einen mächtigen Eindruck hinterließ. Das größere Publikum mußte erst dafür gewonnen werden. Heute, wo der „Lohengrin“ Wagners volkstümlichstes Werk geworden ist und alle Opernbühnen beherrscht, dünkt es uns fast ein Märchen, daß es eine Zeit gab, in welcher die vertraut gewordenen Klänge fremdartig ertönten und in der man an der dramatischen Geschlossenheit und dem Aufbau der Oper Anstoß nahm. Heute giebt es kaum jemand mehr, welcher Liszt nicht dankbar für die energische und begeisterte Weise wäre, in der er Deutschland davor bewahrt hat, daß etwa fünfzig Jahre nach Wagners Tode die überraschende Entdeckung gemacht wurde, ein in der Verbannung und im Elend untergegangener Komponist habe ein paar kaum noch leserliche Partituren hinterlassen, aus denen ein unglaubliches Talent spreche.

Es war natürliche Folge der Lohengrinaufführung, daß Liszt einige Jahre später dem Opernrepertoire der Weimarer Bühne auch Wagners erste selbständige Oper „Der fliegende Holländer“ einverleibte und daß nun von Weimar aus drei Werke eigentümlichen Gehalts und Stils ihren siegreichen Zug über die Bretter begannen. Liszts unablässigen Bemühungen gelang, was Wagner während seiner Kapellmeisterjahre in Dresden umsonst erstrebt hatte. Doch so tief er auch von der Überzeugung durchdrungen war, daß in Wagner das größte dramatisch-musikalische Talent der Gegenwart erschienen sei — gerade er war keineswegs in dem Sinne Wagnerianer, daß er die Ausschließung jeder anderen Bestrebung begehrt oder befördert hätte. Im Gegenteil ward das Gelingen der ersten bahnbrechenden Thätigkeit für Liszt nur ein Sporn zu weiteren ernsten Versuchen. Indem er zunächst Hektor Berlioz' Oper „Benvenuto Cellini“, ein ungewöhnliches Werk von seltener Kraft, auf deutschem Boden einführte, faßte er weiterhin jene Schöpfungen hervorragender Komponisten ins Auge, welche wegen Mangels an theatralischer Brauchbarkeit von den Bühnen kaltsinnig und gleichgültig beiseite geschoben worden waren. Die Aufführung von „Alfons und Estrella“, der hinterlassenen Oper Franz Schuberts, ergab (1854) kein günstiges Resultat, es stellte sich heraus, daß nicht nur der Text unverzeihlich fad sei, sondern daß auch die Musik der Höhe nicht entsprach, welche Schubert der Liedersänger erreicht hatte, daß die Hervorziehung der Partitur eben nur „ein Akt der Pietät, die Erledigung einer Ehrenschuld an fremde Erben, dem Gläubiger zu seinen Lebzeiten nicht ent-

richtet," sein konnte. Ganz anders stand es mit der im Jahre darauf inscenierten „Genoveva" Robert Schumanns. Auch in ihr war und blieb die Dichtung, der im dritten Akt geradezu interesselose „Text" ein schweres Hindernis der dramatischen Wirkung. Aber hier zeigte sich die Musik von einer Tiefe und Macht, ja zum Teil von einer bestrickenden Schönheit, welche gebieterisch forderten, eine solche Schöpfung nicht in Vergessenheit sinken zu lassen. Liszt war der erste musikalische Opernleiter, der nach den erfolglosen Vorstellungen der „Genoveva" in Leipzig (im Jahre 1850) auf dieselbe zurückgriff; er sollte auch hier nicht der einzige bleiben, sondern der Pionier für eine ganze Reihe von Nachfolgern werden. Ja, selbst die letzte Aufführung einer „Novität", die er zu Ende 1858 leitete, die verhängnisvolle, später noch zu erwähnende erste Darstellung der kleinen Oper „Der Barbier von Bagdad" seines Schülers und treuen Freundes Peter Cornelius, trug einen Keim später Genugthuung im Schoße. Liszt hat die völlig durchschlagenden und erfolgreichen Aufführungen des „Barbier von Bagdad" in Hamburg und München nicht mehr erlebt, aber doch noch erfahren, wie sich Aufmerksamkeit und Teilnahme verständnisvoller Musiker dem poetisch feinen, ursprünglichen, seiner Zeit aus äußeren Gründen schnöd mißhandelten Werke hoffend zuwandte.

Wie im weimarischen Theater war Liszt auch im Konzertsaal bemüht, neben den anerkannten klassischen Werken unbekannten der verschiedensten Richtung Bahn zu brechen. Er kämpfte hierbei mit der Schwierigkeit, daß die kunstsinnige kleine Residenz keine regelmäßigen Abonnementskonzerte besaß, da ja ein großer Teil des hierbei in Frage kommenden Publikums fortgesetzt Einladungen zu den Hofkonzerten empfing, aber er wußte die Anlässe zu außerordentlichen Aufführungen sehr geschickt zu benutzen, und wenn er auch nicht, wie sich gegnerische Zeitungen einbildeten, souveräner Herr der vorhandenen Kunstmittel war, so reichte sein Einfluß hin, um ein außergewöhnliches, auch nach außen hin bemerkbares Leben zu wecken. In diesen Konzerten war es denn auch, in denen nach und nach seine eigenen größeren Schöpfungen hervortraten. Der „Prometheus" mit den prächtigen, selbst von Liszts Widersachern gerühmten Chören beim Herderfeste von 1850, die Reihe der symphonischen Dichtungen in den folgenden Jahren, die bedeutendste und beste derselben, die Faust-Symphonie, bei der Enthüllung des Schiller-Goethe-Denkmals und den Septemberfesten von 1857.

Dabei weckte Liszts Persönlichkeit und das Haus, das er in Gemeinsamkeit mit der Fürstin Wittgenstein führte, ein völlig neues geselliges Leben in Weimar. Unablässig strömten Schüler, strömten Gäste von auswärts zu, es gab Tage, an denen die kleinstädtisch-stillen Straßen von Weimar und selbst die laubigen Schattengänge des Parkes von Musikern, Musikfreunden, von interessanten Menschen aller Art förmlich erfüllt wurden. Von den in Weimar schon heimischen Künstlern und litterarischen Kräften schloß sich der größere Teil gern an Liszt an. Es war genau, wie Otto Roquette in seiner vortrefflichen Biographie Friedrich Prellers hervorhebt: „Der Genialität zweier Persönlichkeiten wie Franz Liszt und der Herrin auf der Altenburg war nicht zu widerstehen. Die neue Wendung des Lebens in Weimar war in der That von günstigem Einfluß auf Preller, wenn nicht direkt auf seine Kunst, so doch mittelbar durch eine mehr angeregte Stimmung, durch neue Eindrücke und manche Anerkennung, welcher Neu-Weimar einen anmutigeren Ausdruck zu geben verstand, als er es bisher gewohnt war." Der große Maler vertritt hier symbolisch die Stelle vieler, die Gleiches und Ähnliches erfuhren.

Die Altenburg! Wie lang ist es schon her, daß sich die Pforten des stattlichen herrschaftlichen Hauses für mich und hundert andere geschlossen haben, die gewohnt waren, dort aus- und einzugehen — wie lebendig steht nichtsdestoweniger das Innere jener Räume und die Gesellschaft,

welche sich um die Herrin des Hauses und um Liszt zu vereinigen pflegte, in meiner Erinnerung. Die Zimmer Liszts zu ebener Erde, das Quartettzimmer, in dem ich Beethovensche und Schubertsche Trios von Liszt, Singer und Coßmann spielen gehört, wie ich sie schwerlich wieder hören werde, der Salon mit dem Bilde des Fürsten Lichnowsky und der wunderlichen Sammlung von Meerschaumköpfen und Bernsteinspitzen, die prachtvoll eingerichtete Bibliothek, der maurische Salon und das Eßzimmer im ersten, das große Musikzimmer im zweiten Stockwerk der Altenburg, mit dem „Spinett“, dem kleinen dunkelbraun gefärbten Klavier Mozarts. Hundert Erinnerungen an ein reiches seltenes Leben umgaben den, welcher still durch diese Räume hindurchgehen konnte — zumeist aber forderte doch die Gegenwart ihr Recht. Denn ganz abgesehen von dem Anspruch, den die Bewohner des Hauses selbst auf die lebendigste Teilnahme wie auf reine Verehrung hatten, hier verstrich kaum eine längere Zeit, ohne einen Kreis bedeutender und liebenswürdiger Menschen um Liszts Tisch zu vereinigen. Hier reihte sich oft genug der festliche Abend an den festlichen Tag, und meist wuchs er doch aus der gehobenen Stimmung über ein künstlerisches Gelingen hervor. Ich sehe in allen seinen Gestalten den Kreis, der in schöner Mainacht, bei schimmernden Lichtern, aber die Fenster nach den blühenden Gärten geöffnet, den Abend fröhlich beging, an welchem Johanna Wagners Gastspiel eine herrliche Aufführung von Glucks „Iphigenia“ ermöglicht hatte; die Tafelrunde, welche wenige Tage nach der Enthüllung der Schiller-Goethe-Gruppe Meister Rietschel feierte, welcher in seiner gewinnenden Schlichtheit halb beglückt und halb befangen die verdienten Huldigungen entgegennahm; ich durchlebe den Abend wieder, an welchem (im Juni 1858) auf der Altenburg der volle Erfolg von Hebbels „Genoveva“ gefeiert wurde und an dem Liszt dem Dichter auf sein Verlangen Beethovensche Sonatensätze, seine eigenen ungarischen Rhapsodien und noch manches andere spielte und Hebbel in jener Gehobenheit war, die ihn so unendlich liebenswürdig machte. Die Situation, die seine Phantasie am tiefsten ergriff, hat Hebbel in dem Gedicht „Der Prinzeß M. W.“ festgehalten:

Ein goldnes Netz im vollen dunklen Haar,
Dazu die Troddel fremd und wunderbar,
Mit Augen, die mich einst zu reinstem Glück
Begrüßt auf Peruginos schönstem Stück,
So schlägst du hier dem Meister still und stumm
Am Instrument die heil'gen Blätter um,
Der, Herr und Sklav des Tones, längst die Welt
Und nun auch mich in seinen Banden hält.
Zwar horchst du selbst, doch rührst du dann und wann
Wie weihend ihm die wilden Locken an:
Da ist's, als ob er zwiefach Funken sprüht
Und zwiefach zünden sie mir im Gemüt!

Doch wozu die ganze Fülle unvergeßlicher Stunden erneuen, da ja jeder, welcher um jene Zeit die Altenburg betreten hat, von solchen Tagen berichten kann! Es ist einfach eine Unwahrheit, wenn von gehässigen Naturen hinterdrein behauptet ward, Liszt habe in der fürstlichen Gastfreundschaft, ja in dem tiefinneren Anteil, welchen er Hunderten von künstlerischen und litterarischen Besuchern Weimars widmete, nur Selbstverherrlichung gesucht. Es ward Liszt — zum Glück oder Unglück, wie man will — gegönnt, so schnöde Unterstellungen in späterer Zeit zu widerlegen. Fast zwei Jahrzehnte lang (seit er von 1869 an jährlich in die Hofgärtnerei zu Weimar einkehrte) durfte er fortfahren, die ganze Fülle der Teilnahme, welche er für alle geistigen, nicht nur für musikalische Bestrebungen hegte, die lebhafte, warme und geistvolle Empfänglichkeit, welche ihm eigen war, nun in den schlichtesten Verhältnissen zu erweisen. Wer dachte denn auch in jenen späteren Tagen noch daran, Beschuldigungen zu wiederholen, die in grollender Mißgunst wider die ungewöhnliche und glänzende Lage des Künstlers ihren Ursprung hatten!

Es ist nur gerecht, hervorzuheben, daß Liszt inmitten des Glanzes und Behagens, welche ihn auf der Altenburg umgaben, eine im innersten Kern einfache und bedürfnislose Natur blieb; selbst unter den

Huldigungen wahrer und geheuchelter Verehrung, welche ihn umrauschten, bewahrte er eine erfreuliche und würdevolle Haltung. Es war ja natürlich, daß eine geniale, dabei hinreißend liebenswürdige Persönlichkeit, daß ein durch mächtige geistige, künstlerische Eindrücke und Anregungen aller Art erhöhtes Leben stärkere Gefühle und enthusiastische Stimmungen erweckten. Im Grunde konnten nur Philister und Widersacher vom Handwerk an der stürmisch bezeigten Anhänglichkeit, der begeisterten Hingabe, namentlich der Jugend, Anstoß nehmen. Doch über das alles hinaus gab es freilich neben den wohlthuenden und vollberechtigten Erscheinungen eine Reihe anderer, die günstigenfalls komisch und schlimmerenfalls widerwärtig wirkten. In die erhöhte Daseinsstimmung des Lisztschen Kreises, welche ihr Recht aus großen Leistungen und schwungvollen Bestrebungen schöpfte, drängte sich viel eitle Phantastik, fratzenhafte Großmannssucht, krankhafte Nervosität herein, und Liszt, der von den Tagen der Pariser Romantik her an ganz andere Excentricitäten gewöhnt war, als ihm in Weimar vor Augen traten, hatte wohl im einzelnen Falle ein zürnendes Wort, eine scharfe Abwehr zu Gebot, bemerkte aber im ganzen zu wenig von diesen Dingen und ahnte kaum etwas von ihrer Wirkung auf Draußenstehende.

Der Höhepunkt des Lisztschen Strebens, Schaffens und des eben geschilderten Lebens dieser Jahre war 1858 erreicht. Liszt hatte in dem seit 1848 verstrichenen Jahrzehnt Weimar nur verlassen, um künstlerischen Zwecken zu genügen oder neue vorzubereiten. 1852 hatte er das Anhaltische Musikfest in Ballenstedt, 1853 das große Karlsruher Musikfest dirigiert, 1856 war er zur Aufführung seiner großen Graner Festmesse nach seinem Heimatlande Ungarn, im Herbst desselben Jahres zu Richard Wagner nach Zürich gereist; 1857 leitete er in Aachen das fünfunddreißigste niederrheinische Musikfest; zwischen 1856 und 1859 führte er in einer Reihe von deutschen Musikstädten (u. a. in Leipzig, Dresden, Prag, Wien) eine Anzahl seiner hart bestrittenen symphonischen Dichtungen in Konzerten auf; im Frühling 1859 dirigierte er einen Teil der mit der ersten Leipziger Tonkünstlerversammlung verbundenen musikalischen Aufführungen.

Inzwischen aber war der Boden in Weimar, den Liszt sich selbst bereitet hatte, ins Wanken gekommen. Man muß sagen, nicht ganz ohne seine Schuld. Daß einer Natur wie der seinen die kleinen Künste fremd waren, durch welche sich Streber und leider auch tüchtige Männer in Geltung und Vertrauen erhalten, wird ihr im Ernst niemand zum Vorwurf machen. Er hätte jene Künste zudem in Weimar und bei seinem persönlichen Verhältnis zum regierenden Großherzog und dem ganzen fürstlichen Hause nicht nötig gehabt. Aber Liszt wollte bestimmte Dinge, mußte sie wollen, um seine Arbeit weiterführen zu können. Wenn die Frage, ob das Festspielhaus, in dem Richard Wagners „Ring des Nibelungen" einst aufgeführt werden sollte, in den Landen des Großherzogs von Sachsen stehen werde oder nicht, vielleicht noch eine Vertagung ertrug, so machten sich andere Fragen gebieterisch geltend. Verstärkung der Kapelle und des Opernpersonals, Begründung einer förmlichen Musikschule, Errichtung von Abonnementskonzerten, lauter an sich nicht unerreichbare Dinge, waren für ihn die Voraussetzung weiteren Wirkens. Und da nun ward eine Eigenschaft Liszts verhängnisvoll, die mit seinen besten Seiten, mit der Reinheit, der großsinnigen Uneigennützigkeit seines Wesens, zusammenhing. Er wollte erraten sein, wollte am allerwenigsten den Anschein haben, etwas als persönliche Gunst zu erhalten, was der Kunst galt. Zu stolz, um zu bitten, zu rücksichtsvoll, um schlechthin zu heischen, legte er seine Wünsche für die künstlerische Entwickelung Weimars nahe, aber er formulierte sie nicht klar und bestimmt. Er machte nicht geltend, daß die Errichtung einer Kunstschule für Maler die Errichtung einer Hochschule für Musik geradezu hin-

dern müsse. Er übersah, daß die Berufung Dingelstedts, welcher im Jahre 1857 an die Stelle des kunstsinnigen, mit Liszt befreundeten, ihm in allen Hauptsachen freie Hand lassenden Intendanten Karl v. Beaulieu-Marconnay trat, zu Konflikten führen werde. Es war zunächst nur natürlich, daß Dingelstedt, der Dichter, die vorhandenen Mittel hauptsächlich auf sein Schoßkind, das Drama, zu vereinigen wünschte. Aber Liszt hätte auch voraussehen können, daß die gebieterische, einem straffen Regiment zuneigende Natur des neuen Generalintendanten der Ausnahmestellung des Kapellmeisters in außerordentlichem Dienst von vornherein nicht wohlwollend gegenüberstehen würde, er hätte wissen sollen, daß für zwei so scharfgeprägte, so völlig entgegengesetzte Naturen in den Verhältnissen Weimars nicht Raum sei. Rasch genug und ehe er Dingelstedt und Liszt selbst zum Bewußtsein kam, war ein Zwiespalt vorhanden, den jene Elemente benutzten, welche zu aller Zeit und an jedem Orte der Lust frönen, ihre Nichtachtung vor dem Ausgezeichneten an den Tag zu legen. Diese Elemente nahmen im Dezember 1858 die erste Aufführung der komischen Oper „Der Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius, welche Liszt vorgeschlagen und einstudiert hatte, welche er dirigierte, zum Anlaß, um einen Theaterskandal in Scene zu setzen, welcher es Liszt für alle Zeiten fühlbar machen sollte, daß er im Wege sei. Die Niederlage des originell-anmutigen Werkes stand fest, ehe ein Ton desselben erklungen war. Daß die beabsichtigte Roheit eine besonders liebenswürdige und reine Künstlernatur und ein durchaus anspruchsloses und dennoch gehaltvolles Werk traf, war für die Veranstalter eher ein Sporn als ein Hemmnis. Cornelius' Werk, obschon vom größeren Teile des unbefangenen Publikums mit Anerkennung, ja mit Jubel begrüßt, ward von jener Minorität ausgezischt und ausgepfiffen. Die Folge war die vorausberechnete. Liszt erklärte, in Zukunft keine Oper mehr dirigieren zu wollen. Ob er recht daran that, einer solchen Opposition zu weichen, ob es im Interesse nicht seiner selbst, aber der von ihm vertretenen künstlerischen Sache nicht besser gewesen wäre, auf eine Klärung der Angelegenheit zu dringen, Genugthuung zu suchen, die bestrittene Oper selbst aufrecht zu erhalten — wer will es heute sagen? Der Meister selbst sah die Sache so an, daß er durch sein bisheriges Wirken in Weimar das Recht erlangt habe, eine Schöpfung, die er für würdig halte aufzuführen und zu leiten, wenigstens ruhig und ohne rohe Opposition zu Ende zu führen. Indem die Intendanz die Zischer und Pfeifer als Stimme des Publikums respektierte, machte sie Liszt ein ferneres Wirken unmöglich. Aber wie es zu gehen pflegt: an entscheidender Stelle hielt man Liszts Rücktritt für eine vorübergehende Verstimmung, rechnete auf seine Liebe für Weimar und seine vielerprobte Versöhnlichkeit, ermaß vielleicht die Tiefe der ihm widerfahrenen Kränkung nicht, kurz man glaubte nicht, daß der Rücktritt von der Operndirektion der Anfang des Endes überhaupt sei. Liszt verblieb ja auch in der That die Jahre 1859 bis 1861 an seinem bisherigen Wohnsitze. 1860 reiste ihm seine Freundin Fürstin Karoline von Wittgenstein nach Rom voran. Liszt aber verharrte zunächst in seinen alten Lebenskreisen, dirigierte einige der Hofkonzerte und noch im August 1861 die mit der zweiten Tonkünstlerversammlung in Weimar (bei der auch der 1859 in Leipzig geplante und im Princip begründete „Allgemeine Deutsche Musikverein" nun endgültig konstituiert wurde) verbundenen musikalischen Aufführungen. Man konnte wähnen, daß er in der That nur nach Rom gehe, um seiner langjährigen Verbindung mit der Fürstin die kirchliche Weihe erteilen zu lassen und demnächst nach Weimar und in die alten Verhältnisse zurückzukehren. Wohl wußten einzelne, die dem Künstler näher standen, daß die Erfahrungen seit dem Dezember 1858 auf ihn einen tiefen und verbitternden Eindruck gemacht hatten, daß er keine

Hoffnungen auf eine Wirksamkeit wie die hinter ihm liegende mehr hegte. Wenn Liszt bei alledem kein Wort sprach, das ihn unwiderruflich von den seitherigen Verhältnissen getrennt hätte, so hatten daran sein Pietätsgefühl und das starke Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Kunst, welches er in sich hegte, entscheidenden Anteil.

Doch umfing ihn Rom mit so neuem und eigenartigem Leben, daß er schon nach Verlauf eines Jahres an einen seiner deutschen Freunde schrieb: „Es ist für den Künstler, vornehmlich für den, welcher die stille Versenkung in die Gedanken der Ewigkeit nicht scheut, kein erschreckender Gedanke, sein Dasein hier zu beschließen." Auch in Rom fand er natürlich einen Kreis bedeutender und treu anhänglicher Menschen und noch mehr als in Weimar die Stille und Sammlung, deren er zum Schaffen bedurfte. Die Kompositionen für kirchliche Zwecke, religiösen Inhalts, welche schon in der großen Graner Festmesse einen bedeutenden Aufschwung genommen, traten jetzt in den Vordergrund. Die „Legende von der heiligen Elisabeth" eröffnete, das große „Christusoratorium" krönte die Reihe der Schöpfungen, welche in Rom entstanden und durch welche der geistige Hauch der ewigen Stadt, aber auch der Hauch persönlicher, innerer Erlebnisse hindurchwehte.

Denn eine wunderbare Schicksalswendung war ihm inmitten der neuen Umgebungen noch vorbehalten. Liszt war auch in Rom, das er ja von seiner Jugend her kannte, schnell heimisch geworden, seine Liebenswürdigkeit gegen jedermann, seine Mildthätigkeit gegen die Bedürftigen machten ihn zu einer allbeliebten Gestalt, welcher der Volksmund den Namen „Signor il Commendatore" beilegte. Der Doppelsinn des Wortes sollte bald erfüllt werden. Die päpstliche Dispensation, welcher es zur Vermählung der Fürstin Wittgenstein mit Liszt bedurfte, ward nie erlangt, obschon jahrelang auf dieselbe gehofft ward. Die Zeitungen meldeten eines Tages, daß bereits alle Vorbereitungen zur Trauung getroffen gewesen wären und im letzten Augenblick die entscheidende Bewilligung versagt worden sei. Ich weiß nicht, was davon wahr ist — wer hätte nach Erlebnissen wie diesen fragen mögen? — aber die Folge schwerer Enttäuschungen, herber Verzichtleistungen stellte sich im geistlichen Rom auch für Liszt ein. Der Traum seiner Jugend, sich der Kirche völlig hinzugeben, die Leidenschaften und Irrtümer seines vergangenen Lebens dadurch zu sühnen, seine Zukunft zu weihen, kehrte in diesen Umgebungen wieder. Er gewann immer stärkere Gewalt über einen in jedem Betracht ruhesehnsüchtigen Mann. Im Hochsommer 1864 unternahm Liszt eine Reise nach Deutschland und wohnte der Tonkünstlerversammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" in Karlsruhe bei, zum letztenmal als freier Künstler, im weltlichen Kleid. Am 22. April 1865 erteilte ihm Kardinal Hohenlohe, der Großalmosenier Pius' IX. zu Rom, in der vatikanischen Kapelle, die geistlichen Weihen. Liszt trug fortan den Titel eines Abbate, die Soutane des Weltpriesters.

Wenn der Künstler wirklich gemeint hatte, seiner Vergangenheit, seiner Kunst oder auch nur seiner durch und durch künstlerischen Natur und ihren Lebensbedürfnissen durch diesen Schritt zu entsagen, die Welt in jedem Sinn zu überwinden, so war er einer Selbsttäuschung erlegen. Für einen „neuen Palestrina", der seine Kunst eng mit dem Leben der Kirche verbunden hätte, war im modernen Rom kein Raum. Ja, je länger Liszt in der Siebenhügelstadt lebte, um so mehr empfand er eine Leere, welche weder mit geistlichen Studien, noch mit Bußen, welche eben nur mit Musik auszufüllen war. Als er 1861 Deutschland den Rücken gekehrt hatte, war die Ablehnung aller seiner Kompositionen, die feindliche Stimmung gegen sein gesamtes Wollen und Können, unter dem Zusammenwirken verschiedener Umstände, am leidenschaftlichsten und heftigsten gewesen. Sie hatte sich seitdem wesentlich gebessert, wie schon die Anwesenheit Liszts

im Jahre 1867 bei der Tonkünstlerversammlung zu Meiningen und dem Jubiläum der Wartburg erweisen sollte. „Strahlender, glänzender, von fröhlicherem Leben habe ich die Wartburg niemals gesehen als bei der Feier ihres achthundertjährigen Jubelfestes Ende August 1867, wo Liszt sein weltlich-geistliches Oratorium ‚Die heilige Elisabeth‘ im großen Festsaal des Landgrafenhauses zum erstenmal zur Aufführung brachte, wo ein fröhliches Getümmel Vorhöfe, Hallen und Säle füllte und der kunstsinnige Großherzog Karl Alexander seine jahrelangen Mühen und Opfer für die Wiederherstellung der Burg durch das freudige Staunen einer großen, empfänglichen Festversammlung belohnt sah. Welch eine Fülle von Jugend, Lebensmut, von frischem Streben und Künstlerhoffnung war damals in dem Saale der Wartburg vereinigt! Liszt, der eben erst aus Rom zurückkehrte und zum erstenmal im geistlichen Kleide in die Mitte seiner deutschen Freunde trat, beantwortete mit der Komposition der ‚Elisabeth‘ die bange Frage, ob er wohl der Alte, ob er ganz von Herzen Künstler, Musiker geblieben sei, in glücklichster Weise; wir empfanden alle, daß die fremdartige Hülle keinen anderen Kern berge, und als der Meister wiederum wie vor Jahren vor seiner weimarischen Kapelle stand und sie mit dem Blick des großen Auges, mit dem Winke seiner Hand lenkte, überkam uns die frohe Zuversicht, daß diese Festtage ihn dauernd nach Deutschland zurückführen und an die freigewählte thüringische Heimat aufs neue fesseln würden. Selten haben die Vorahnungen festlicher Stunden so gut Wort gehalten als in diesem Falle.“ (Stern, Wanderbuch.)

In jenen Augusttagen entschied sich, daß Liszt als Gast des großherzoglichen Hofes schon 1869 und von da an in gewissen Zwischenräumen — bald war es von Jahr zu Jahr — nach Weimar zurückkehren werde. Und damit erhielt sein Leben eine neue, letzte Gestalt, die seiner Natur und den verschiedenen an ihn gestellten Anforderungen zugleich gerecht ward. Im Herbst pflegte Liszt nach Rom zu gehen, wo er zumeist nicht in der Stadt, sondern in der Villa d'Este zu Tivoli sich aufhielt. Einige Wintermonate widmete er Budapest, der ungarischen Hauptstadt, in der er während des letzten Jahrzehnts die Würde eines Präsidenten der ungarischen Musikakademie bekleidete. Im April aber bezog er fast ausnahmslos jene reizende Sommerwohnung in der Hofgärtnerei zu Weimar, an der Belvedereallee und dem herrlichen Park günstig gelegen, deren wenige Zimmer einfach geschmackvoll ausgestattet waren und die in ihren engen Räumen so unzählige Besucher und Jahr für Jahr die alten und neuen Freunde Liszts sah. Hier war der Meister von den frühesten Morgenstunden an, oft ehe der Tag graute, thätig, meist frisch und in lebendig guter Laune, immer gütig, teilnehmend zu finden. Jedes Jahr dehnte sich der Aufenthalt Liszts in Weimar bis zum Hochsommer, zuweilen bis zum Herbst aus; von Weimar aus besuchte er von 1870 an regelmäßig die Tonkünstlerversammlungen des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, dessen Direktorialmitglied und Ehrenpräsident er war.

Wenn Liszt diesem Verein Zeit, Kraft und manches Opfer widmete, wenn er 1873 bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Künstlerjubiläums an das Direktorium schrieb: „Der Begründung und Wirksamkeit des Allgemeinen Deutschen Musikvereins Beistand geleistet zu haben, gehört zu den wertvollsten Befriedigungen meines Künstlerlebens“, wenn er mir persönlich (Rom, 11. Januar 1879) eine öffentliche Mitteilung über den Verein dringend empfahl: „Ohne das Publikum maßregeln zu wollen, muß man es klar machen über die uneigennützige, wahrhaft fördernde Thätigkeit des Vereins“, so dachte er dabei in der That zuletzt an sich selbst. Es ist wahr, daß die große Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden, die ihre Aufführungen neuer Werke jährlich an wechselnden Orten veranstaltet, sich die Verbreitung und thunlichste Gel-

tendmachung von Liszts Kompositionen angelegen sein ließ. Aber oft genug im Widerspruch mit dem Meister selbst. Vor mir liegt eine Reihe Lisztscher Briefe an den Vorsitzenden des Vereins, Professor Dr. Karl Riedel in Leipzig, die hinreichend erweisen, daß Liszt nicht zur Aufführung seiner, sondern fremder Werke drängte. In einem Briefe vom 9. April 1880 heißt es: „Wie schon gesagt und wiederholt wünsche ich aus- und nachdrücklichst, daß mein Name nur bei den drei Nummern des Christus-Oratoriums in dem Programm der Baden-Badener Tonkünstlerversammlung aufgenommen wird. Demnach bleiben entschiedenst gestrichen ‚Hunnenschlacht‘ und ‚Straßburger Glocken‘.“ Und Ähnliches ließe sich aus manchem, ja beinahe aus jedem Jahr mitteilen. Dafür entwickelte Liszt allen Eifer, den Werken jüngerer Musiker zu ihrem Recht zu verhelfen. So gern er die Einzelheiten Riedel überließ („Bezüglich der Programme müssen Sie in gewohnter vortrefflichster Weise schalten und walten“, Liszt an Riedel, 31. Mai 1878), so lebendig und warm trat er für Aufführungen ein, die ihm als Hauptsachen erschienen. Am 5. Mai 1874 schreibt er aus Budapest: „Das ‚Deutsche Liederspiel‘ von Herzogenberg gefällt mir sehr wohl. Gleich der erste Chor mit den gemischten Taktarten ist frisch und markig, und das ganze Werk scheint mir ausgezeichnet, angenehm und wirksam. Folglich möchte ich es sehr zur Aufführung empfehlen. — Mit besonderem Vergnügen bemerke ich, daß Grützmacher eine Suite von Saint Saëns wählte. Dieser wird zwar nicht kommen können, um so weniger, als ihm vor ein paar Jahren sein Auftreten in einem ganz harmlosen Konzert in Baden-Baden greuliche Verweise und Vorwürfe von seiten der Pariser Presse zugezogen hat. Seither hat sich die Stimmung in Frankreich nicht gemildert; den deutschen Künstlern aber geziemt es, sich billig und gerecht gegen die auswärtigen zu zeigen, und solange Aubers und Gounods Opern auf allen deutschen Bühnen fungieren, sehe ich keinen triftigen Grund gegen die Berücksichtigung guter Werke von französischen Komponisten.“ Aus Palazzo Vendramin, Venedig, den 9. Dezember 1882 schreibt er: „Trotzdem ist Dräsekes ‚Requiem‘ ein so vorzügliches Werk und dessen günstige Aufnahme von seiten des Publikums so wahrscheinlich, daß ich nochmals die Aufführung bei der nächsten Tonkünstler-Versammlung bevorworte.“ Mitteilungen dieser Art lassen sich ins Unendliche ausdehnen, sie erweisen, wie Liszt seine Aufgabe im Musikverein erfaßte und wie frisch und lebhaft bis an sein Ende die Teilnahme an allem blieb, worin sich ein Geist und ein Kern zeigte.

Liszt war, was auch dagegen erzählt worden ist, Musiker mit Leib und Seele. Kein zweiter Künstler der neueren Zeit hat eine so mächtige und eigentümliche gesellschaftliche Stellung besessen, in so naher Verbindung mit jenen Lebenskreisen gestanden, welche sich selbst als „die Gesellschaft“ ausschließlich zu bezeichnen pflegen. Hervorragende Virtuosen früherer Tage haben die Gunst der Gesellschaft mit der Hingabe ihres besten Teils, mit der Verleugnung aller ursprünglichen Kraft, mit dem hohen Preise ihrer gesunden Entwickelung bezahlt, sie sind das geworden, was Liszt selbst mit einem sehr bezeichnenden Ausdruck „Komtessenkünstler“ nannte. Andere waren vorübergehend Lieblinge und Schoßkinder der großen Welt und wurden als unbequem beiseite geschoben, sobald ihre künstlerische Natur sich frei und groß entfaltete und ihr musikalisches Gewissen ihnen weitere Konzessionen an die blasierte Langeweile und die Genußsucht der patronisierenden Kreise untersagte. Liszt hingegen teilte mit Goethe das Glück, daß er der Freund der Fürsten, der Liebling der Frauen sein konnte, ohne sich selbst das Geringste zu vergeben. Er verstand die flüchtige Sympathie in eine dauernde, den Enthusiasmus in wirkliche Verehrung zu verwandeln, die ihm in allen Lagen seines Lebens treu blieb. Er beutete seine Beziehungen zu den oberen Zehntausend niemals für sich aus,

sondern sah sich jederzeit als den Gesandten der Kunst im Kreise der großen Gesellschaft an. Er unterschied sich vom ersten Tage an aufs schärfste von jenen artistischen Saloneckenstehern, die wunder was erreicht zu haben meinen, wenn sie für sich selbst einen Platz an gewissen Tafeln und Theetischen eroberten. Liszt verleugnete niemals seine Werke, seinen Beruf und seine künstlerischen Genossen, er forderte in eigen gefälliger Weise, die hohen Stolz und zwingenden Ernst in sich einschloß, Achtung für die Kunst auch da, wo er auf Verständnis nicht rechnen durfte. Für alle, die Liszt wirklich gekannt haben und denen er einen Blick in seine innere Welt, seine tiefsten Gesinnungen und Überzeugungen gönnte, bedarf es keines Beweises, daß er sich immer und überall als Künstler gefühlt hat und daß die ihm von Zeit zu Zeit angedichtete Absicht, der Kunst zu entsagen, eine innere Unmöglichkeit in sich schloß.

So hatte er nach und nach jene eigentümliche Stellung errungen, die, weit überragend, dem gemeinen Streit des Tages entrückt, gebietend und ehrfurchterweckend war, die ihn überall, wo er erschien, in den Mittelpunkt drängte, in der nichts Gewolltes, Gemachtes, Gewaltsames lag, die vielmehr natürlich und schlechthin unwiderstehlich war. Bei jedem größeren Zusammentreffen von Künstlern wie im kleinsten Kreise schwebte um seine Persönlichkeit der Zauber, daß er nicht nur eine eigene, geniale und hochbedeutende Erscheinung war, sondern auch eine Tradition von Gewicht und Bedeutung, eine ganze Periode selbstthätig durchlebter Kunst- und Geistesgeschichte in die Wagschale zu legen habe.

Die Beschwerden und die Trübungen des Alters blieben ihm bis auf die letzten Jahre erspart, und selbst in dieser Zeit vermochte er sie mit der seltenen Willenskraft, welche ihm zu eigen war, meist zu überwinden. Noch in den letzten Monaten seines Lebens wiederholten sich auf der großen Reise, die er antrat, in Brüssel, London und Paris die Triumphe seiner Jugend. Sie galten nicht mehr dem größten Klavierspieler und (obschon sie an die Aufführung Lisztscher Werke anknüpften) auch nicht ausschließlich dem Komponisten, sie galten der einzigen, weit über alles Gewohnte hinausgehenden, an eine stolzere Kunstzeit, an idealere Strebungen und Stimmungen mächtig mahnenden Gesamterscheinung des großen und menschlich liebenswerten Künstlers. — Doch trugen die Anstrengungen der englisch-französischen Reise dazu bei, die in den letzten Lebensjahren ohnehin geschwächte Gesundheit des greisen Meisters weiter zu beeinträchtigen. Daß ihm Ruhe und Stille vonnöten, war nicht mehr zu verkennen. Alle diejenigen, welche Liszt in der zweiten Hälfte des Juni, nach der Sondershauser Tonkünstlerversammlung, in Weimar noch aufgesucht haben, bezeugen, daß ihm die wenigen Wochen, die er in seinem grünen Parkfrieden verlebt, einen Teil seiner Kraft zurückgegeben hatten. Nicht gewohnt, sich zu schonen, oder vielleicht auch von jener Sehnsucht geleitet, die den Krieger wünschen läßt, auf dem Schlachtfeld zu sterben, brach er Anfang Juli nach Bayreuth auf, reiste nach der Hochzeit seiner Enkelin Daniella nach Luxemburg und kam krank zum Beginn der Festspiele nach Bayreuth zurück. Sein letzter künstlerischer Eindruck, bevor er nach kurzer Krankheit in der Mitternachtsstunde des 31. Juli die Augen schloß, waren Werke des Meisters, der ihm nicht nur menschlich nahe verbunden gewesen war, sondern von dem er selbst sagte: „Sein Genius ist mir eine Leuchte gewesen; ich bin ihm gefolgt, und meine Freundschaft für Wagner hat immer den Charakter einer edlen Leidenschaft behalten."

Das Andenken daran, daß der gefeiertste und verwöhnteste Künstler eines ganzen Zeitraums zugleich der selbstloseste gewesen ist, wird nicht verloren gehen und sich den mächtigen Wirkungen gesellen, die von Franz Liszts Erscheinung und rastlosem Streben ausgegangen sind und noch weithin ausgehen werden.

Amphigeneia.

Ein milesisches Märchen
von
Oskar Linke.

Amyntor, ein armer Spartanerjüngling, war nach der Landeshauptstadt zurückgekehrt, einen neuen Ruhmeskranz um die ernst nachsinnende Stirn; allein nicht das kühl erhabene Bild des Ruhmes umschwebte ihn, sondern sein Herz erfüllte nur der eine Gedanke, seine geliebte Amphigeneia mit dem ihm zu teil gewordenen Lose zu beglücken.

Und er, welcher diesmal zu Olympia den ersten Preis im Wettlauf erhalten hatte, sah nun im Schatten eines Baumes, an den Stamm desselben gelehnt, halb träumend, die liebe Stadt vor sich liegen. Fern ragte der düstere Taygetos, darüber soeben bei Sonnenuntergang ein Bergadler emporschwebte, hinaus in den rosig flammenden Äther, wie ein lebendiges Symbol der feurigen, kühn auffliegenden Thatkraft. Vor ihm zog stürmisch rauschend der Eurotas dahin, von Platanen beschattet, welche, hier und da in Fülle stehend, der marmor- und erzglänzenden Stadt selber etwas würdevoll Feierliches verliehen.

Er sah die Akropolis; sein Geist durchwandelte die Agora und die Säulengänge, mit besonderer Erhebung vor der „Perserhalle“ verweilend und vor dem nahen Denkmale, welches den „Demos“ von Sparta versinnbildlichte; dann durchlief er wieder die Gymnasien und Palästren, die zumeist reizvoll verborgen lagen inmitten schattiger Platanenwäldchen. Manchen Tropfen Schweißes hatte es gekostet, unter täglich sich wiederholenden Mühen, bis er, zum Manne gereift, beim Anblicke eines ehernen Herakles ausrufen konnte:

„Nicht so ganz dir unähnlich und deiner unwürdig bin ich geworden!“

Und weiter schweifte sein Geist dann über die Stadt hin zur grünen Ebene, wo seine Amphigeneia in bescheidener, beinahe ärmlicher Wirtschaft an Stelle der früh verstorbenen Mutter dem alten Vater das Haus führte, nachdem der einzige Sohn, der Stolz und die Hoffnung des Geschlechtes, in einem Helotenaufstande sein Leben verloren.

War auch die Herrliche, seitdem er sie nicht gesehen hatte, einige Monde älter geworden, so stand sie doch vor ihm noch immer in der Blüte ihrer siebzehn Jahre, frei und selbständigen Geistes, schlagfertig in Rede und Gegenrede, ohne vorlaut zu sein, nicht bloß geschickt, das schöne Maß zu bewahren, galt es im Reigen mit anderen Jungfrauen bei öffentlichen Götterfesten die ernste Anmut des Leibes und der Seele zu entfalten, sondern auch wohlgewandt, mit kräftigen Armen die entgegenströmenden Wellen des Eurotas niederzubändigen und zu durchschneiden, sowie auch im stande, wenn es einmal darauf ankommen sollte, in der Kunst des Springens und Laufens mit manchem Sparterjünglinge den Kampf aufzunehmen.

Nachdem Amyntor die eigenen Eltern herzlich begrüßt hatte, begab er sich durch die Stadt über die Agora hin zum Hause seiner Amphigeneia.

Sie kam gerade aus der Thür, im weißen, wollenen Chiton, frei die Arme und Füße. Kaum erblickte sie den Geliebten, als sie das mit Küchengewächsen angefüllte Körbchen auf den Weg des Vorgärtchens niederfallen ließ und freudestrahlend ihm an den Hals flog.

Nachdem der erste Freuderausch des Wiedersehens vorüber war, entging es dem aufmerksamen Amyntor nicht, daß etwas über das still leuchtende Antlitz des Mädchens wie ein leichtes Gewölk dahinzog, als ob sie im Herzen noch ein Geheimnis bewahrte.

Er sah sie an; Amphigeneia, seine Hand erfassend, sprach, während sie die blauen Augen niedersenkte:

„Komm, o Geliebter, setzen wir uns ein wenig nieder, dort auf der Holzbank unter der Platane am Wege; ich habe dir etwas Bedeutungsvolles mitzuteilen: ich hoffe, du wirst mich nicht tadeln."

Amyntor folgte mit heimlichem Staunen. Als sie im Schatten des Baumes saßen, erzählte Amphigeneia, während ihre Hand in der Rechten des Jünglings ruhte:

„Geliebter, bei der Kypris und ihrem allmächtigen Knaben, dem Eros! du weißt, daß mein Herz nur dir zu eigen gehört hat seit der Stunde, da ich dich zum erstenmal auf der Agora sah; es wird dir immerdar gehören; allein du weißt auch, daß ich dem Vater kindlichen Gehorsam schulde. Du bist arm, auch wir sind arm. Runzle nicht die Stirn, mein Geliebter, höre weiter! denn alles wird lustig und übermütig enden, als hätte es der Gott Hermes ersonnen. Und wenn mein Gegner seinen selbergewollten Schaden davon hat, so soll er nicht nötig haben, für den Spott noch weiter zu sorgen."

Amyntor hörte zu, ohne sie zu verstehen; Amphigeneia fuhr fort zu reden:

„Während deiner Abwesenheit ließ sich in unserer Nachbarschaft ein reicher Jüngling nieder; Eumelos heißt der wackere. Er bewohnte früher ein prächtiges Haus an der Agora, kaufte sich dann dieses hier — meinetwegen, wie es hieß und heißen mag. Andere behaupten, er wäre schön wie der goldgelockte Apollon; ich finde nur, daß mir sein stets ‚sonniges' Lächeln zuwider ist. Oder will er mir vielleicht seine schneeweiß leuchtenden Zähne zeigen? Ich bewundere sie nicht, und ich — fürchte sie auch nicht. Von dem aber, was andere ‚das Schwärmerische seines Blickes' nennen, will ich schweigen; wenn ich ihn sehe mit dem zur Seite geneigten Haupte, als träume er im Wachen, dann bin ich beinahe versucht, ihn herzhaft vor die Brust zu stoßen und spottend zu sagen: ‚He, Eumelos, wach auf! Eben wollte dir Zeus von seiner olympischen Tafel einen in Nektar getauchten Milchkuchen in den Mund werfen!'"

„Und Eumelos?" fragte dumpf und hastig Amyntor dazwischen, welchen es seltsam berührte, seine Geliebte so reden zu hören, weil er ihre siegesübermütige Stimmung nur erst wenig begriff.

„Dieser Eumelos," entgegnete sie, wie besänftigend die unruhige Hand ihres Freundes umschmeichelnd, „dieser Eumelos kam eines Morgens in unser Haus zu dem Vater und fragte ihn, ob er mich als sein Weib heimholen dürfte. Der Vater — verzeih ihm, o Holder! — der arme, liebe Vater war bereit, seine Einwilligung zu geben, wenn ich selber mich nicht, wie er schlau begütigend sagte, mit Händen und Füßen dagegen sträuben würde.

„Als der Werber — denn ich weilte gerade fern — wieder von dannen war, erklärte der Vater, daß er mich zwar nicht gegen meinen ausgesprochenen Willen einem Fremden zum Weibe geben möchte, den ich vielleicht haßte; aber aus seinen Worten klang hervor, wie gern er diese Vereinigung sähe.

„Ich las ihm aus den Augen ab, daß ihm sein heimlicher Wunsch als väterlicher Befehl galt. Um ihn nicht zu beleidigen, obwohl es mich kränkte, daß er

den Reiz des Goldes der edlen Männertugend vorziehen konnte, zeigte ich mich gehorsam, indem ich ihm erklärte:

„‚Lieber Vater, verzeih mir die Bedingung, unter welcher ich meinem eigenen und einzigen Herzenswunsche entsagen will; denn sieh, ich bin ein dorisches Mädchen und rühme mich mit Stolz, dein Kind zu heißen, einem Geschlechte anzugehören, dessen Ahnen schon unter Menelaos vor Ilios kämpften. Ich will den mir nicht gerade verhaßten, sondern mehr bemitleidenswerten, ein wenig lächerlich erscheinenden kleinen Eumelos zum Gatten nehmen, wenn du einwilligst, daß wir beide zuvor erst gegenseitig unsere Kraft im Wettlauf erprobt haben; besiegt er mich, dann lebe wohl, armer Amyntor; besiege ich ihn, dann kein Mitleid mehr, sondern nur Lachen und Spott für die Vermessenheit des Kleinen, welcher es wagte, sich mit der gewandtesten Läuferin Spartas an Schnelligkeit zu messen.‘

„Das sagte ich meinem Vater. Dieser lächelte und meinte verwundert, ich hätte wenig ‚lakonisch‘ gesprochen; allein wie er war auch Eumelos bereit, auf meinen ‚thörichten Wunsch‘ einzugehen, wie der keck zu behaupten sich herausnahm.

„Dich aber, geliebter Amyntor, haben zur rechten Stunde die Götter wieder hergeführt. Morgen, in der Frühe, soll er stattfinden, der entscheidende Wettlauf. Du blickst sinnend zur Erde? Lache, juble mit mir! Sieh, diese flinken Beine haben schon manchen Sieg gewonnen! Hin- und vorüberjagen will ich an dem schwächlichen Weichling wie ein Reh; stehe ich am Ziele wieder, dann werde ich dem ohnmächtig Nachkeuchenden ein so lautes ‚Gesiegt!‘ entgegenrufen, daß ihm vor Schreck sein bißchen Seele zum Munde herausfliegen soll! Du aber sei in der Nähe, in deine Arme stürze ich, du fängst den starken Wildfang auf und — o, wie schön, wie schön! In den Gedanken an morgen weitet sich meine Brust schon, in vollen Zügen schlürfe ich die himmlische Luft! Halte mich, daß ich dir nicht davonlaufe!“

So erzählte die übermütig gelaunte Amphigeneia; ihre ungewohnte Redseligkeit entsprang einer spottlustigen, siegeszuversichtlichen Stimmung, wie sie ihre Seele noch niemals bewegt hatte.

Und war es nicht ein selber das Gelächter der Götter entfesselnder Gedanke: sich ein Weib im wörtlichen Sinne erlaufen zu wollen?

Schweigend hörte Amyntor zu; schweigend stand er von dem Bänkchen unter der Platane auf; schweigend küßte er dem Mädchen die lilienweiß blühende Stirn.

„Küß mir auch die Lippen,“ sagte sie lachend, „damit mein Herz deines Herzens Leben und Feuer einatme! Oder fürchtest du, daß ich in meiner übermütigen Laune beiße?“

Mutwillig, voll unendlichen Reizes in ihren Bewegungen und dem Spiel ihrer leuchtenden Augen, schlang sie den Arm um seinen Nacken und küßte ihn. Dann zum Hause enteilend, rief sie, noch einmal sich umwendend:

„Auf heiteres Wiedersehen am anderen Tage! Träume Süßes und Kühnes von deiner Amphigeneia!“

Der Morgen der Entscheidung hatte begonnen. In voller Macht und alles besiegender Herrlichkeit war das Licht des Helios über die wild zerklüfteten Höhen des Taygetos heraufgekommen. Gleich Thränen des Himmels hingen noch funkelnde Tauperlen in dem frischen Grün der Gesträuche und lachenden Blumen, indessen von fernher über ein Ährenfeld und wie unter dem Himmel dahin das Lied einer in unsichtbarer Höhe schwebenden Lerche verzitterte.

Hinter dem Hause der Amphigeneia führte eine breite Landstraße entlang, welche, seit Jahren nicht mehr befahren, mit Gras und Unkraut bewachsen war. In gewisser, den Augen vom Ziel aus noch unsichtbarer Entfernung stand ein Felsblock, auf dem ein frisch gebrochener Platanenzweig lag. Sieger sollte sein, wer diesen Stein zuerst erreichte, sodann mit dem aufgerafften Zweige als erster wieder erschiene am Ausgangspunkte der

Bahn, die gerade hinter dem Hause anfing.

Derweil in der Ferne bei dem steinernen Blocke eine neugierig wartende Sklavin stand, unterhielt sich beim Hause, am anderen Ende der Bahn, schon der Vater der Amphigeneia mit dem jugendlichen Nebenbuhler des Amyntor.

Eumelos, nur leicht umhüllt mit einem weißen, kurzen Linnengewande, trug einen kleinen Schild in der Linken. Obwohl seine Erscheinung wenig an die Heroengestalten gemahnte, wie sie hier vor Zeiten auf dorischem Boden geherrscht hatten, so umspielte dennoch sein Wesen ein Zauber von leichter, herzgewinnender Anmut. In Athen würde man wochenlang über ihn gesprochen haben in schönheitsseligem Staunen; Maler wie Bildhauer hätten miteinander gewetteifert, diese Schönheit vollkommen darzustellen.

Dem rauhen, alten Spartaner fiel dies nicht besonders auf, er dachte nur an das wohlbehagliche, sorgenfreie Leben des Eumelos. Der Alte kannte die „Tugendhülle des Scheines": von Kindheit an hatte er oft an sich selber erfahren, wie schwer es wird, sogar den bescheidensten Wünschen entsagen zu müssen. Und es war auch Liebe seinerseits zu der einzigen Tochter, wenn er sie als Gattin eines reichen Mannes zu sehen begehrte.

Während sich die beiden über die Aussichten des bevorstehenden Wettlaufes unterhielten und der Alte dem Eumelos Mut zusprach, trat Amphigeneia heraus; sie begrüßte höhnisch den Gegner, der, obwohl noch um — Daumeslänge das Mädchen überragend, doch bei seinem Ansatze zu behaglich sich rundender Leibesfülle bedeutend kleiner erschien als das schlanke, kräftig gebaute Mädchen.

Wild und rasch sah Amphigeneia sich um; allein denjenigen, welchen sie gegenwärtig zu finden hoffte, bemerkten ihre Augen nicht.

„Ich werde seinen stillen Groll schon wieder beschwichtigen," sprach sie vor sich hin; „denn bei der Peitho! aus meinen Worten mußte er heraushören, daß ich den da unter keinen Umständen als Gatten und Herrn annehmen werde!"

Schier trotzig ging sie auf die beiden zu, um den Wettlauf zu beginnen.

Allein Eumelos stand noch wie traumverloren, wundersam ergriffen von dem Anblicke des kühn gemuteten Mädchens. In schönen Falten umschmiegte der weiße, hemdartige Chiton, welcher noch nicht bis zu den Knien reichte, die blühenden Glieder; sichtbar waren in ihrer kräftigen Schöne die Beine zu sehen, sowie die nackten Arme. Unverhüllt strahlte in bezaubernder Zartheit den Augen die eine Hälfte des Busens entgegen, darunter eine Binde sich um den Leib schlang, denselben eng umschließend. Lieblich niederfallend aber, von hinten her, umschmeichelte schier das goldbräunliche, wellige Haar den blendenden Hals und den Nacken, zugleich in natürlichem Wellengekräusel die obere Hälfte der Stirn bedeckend.

Die blauen Augen glänzten noch schöner als der morgenfrische Himmel. Und während sie dieselben keck aufschlug, als wollte sie den vermessenen Gegner niederblitzen, sagte sie lachend:

„Die Jagd kann beginnen. Es bleibt bei der Vereinbarung: Wer zuerst mit dem Platanenzweige hier wieder anlangt, ist Sieger!"

„Oder die Siegerin!" fiel ihr Eumelos ins Wort, welchem der Anblick der heldenhaften Schönen selber Mut und flammende Begeisterung eingab.

„Jedoch was erhält der Besiegte?" fragte Amphigeneia.

„Die Freiheit!" entgegnete Eumelos.

„Nämlich zu gehen und den Spott auf die Schultern zu nehmen!" rief Amphigeneia aus, stolz das Haupt umwerfend, so daß die Haare um den Nacken flogen.

„Mit dem da," flüsterte sie spottend, „hätte ich es auch auf einen Ringkampf ankommen lassen können. Beim Ares! das müßte schön gewesen sein, ihn nach wenigen Griffen und Wendungen auf den Boden hinzustrecken, ihm das Knie gegen die Brust zu setzen und dann zu dem Kraftentseelten sagen zu können: ‚Ein

Dorermädchen wird nur eines M a n n e s Frau!'"

Schon nach wenigen Augenblicken eilten die beiden dahin, nebeneinander, auf der einsamen, mit Gras und Unkraut bewachsenen Landstraße. Eumelos, den Schild in der Linken, hielt sich nach vorn übergebeugt, weit ausholend, sicher, doch etwas schwerfällig jedesmal mit dem Fuße den Boden berührend, indessen Amphigeneia dahinflog, zierlich behende wie ein Reh, voll lachender Anmut, die Hüften vom faltenreichen, weißen Chiton umflattert, der gleich weißem Gewölk sich hob und senkte in gleichmäßigem Schweben. Und wenn auch den blühenden Lippen kein Gesang entströmte, so klangen doch in ihrem wildaufgeregten Herzen übermütig trillernde Liedchen. Ihr Laufen glich einem schwebenden Tanze; nur ein paar klappernde Holzstückchen fehlten, um das, was ihre Seele toll bewegte, zum Ausdruck zu bringen.

Sein unsichtbares Ziel vor Augen, sah das herrliche Mädchen nicht, wie ungefähr an der Mitte dieser Bahn im Schatten einer Platane ihr Geliebter stand, von bangen Sorgen erfüllt, denn zu gleicher Zeit waren die beiden an ihm vorübergeschossen; und obwohl es ihn gedrängt hatte, der Geliebten einen Zuruf der Ermunterung nachzuschreien, hielt er doch an sich in der Befürchtung, sie möchte innehalten im Laufe, sich nach ihm umschauen und damit dem Gegner einige Schritte vorausgeben.

Seine Augen glühten, ihm „klangen" die Ohren, ungestüm pochte sein Herz. Wenn nun Eumelos als der erste wieder zurück- und an ihm vorbeikäme?

Da ballte er die Faust, entschlossen, seinen Feind mit gewaltigem Stoße aus der Rennbahn zurückzuschleudern, wenn derselbe zuerst zurückkehrte, und selber dann weiter zu stürmen, bis er vor dem Vater der Amphigeneia stünde, um diesem die einzigen Worte ins Gesicht zu sagen: „Verkommener Spartaner!"

Schweigend aber eilten die beiden weiter. Und siehe, jauchzend die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, mit den Füßen hin- und herspringend, empfing die bei dem Felsblock wartende Sklavin ihre zuerst ankommende Herrin; um Manneslänge war diese dem Eumelos vorauf; sie wollte den Platanenzweig hastig an sich raffen. Allein, was sah sie, daß sie zögerte? Statt eines Zweiges lagen zwei dort. Und während sie noch einen Augenblick sinnend still hielt, ergriff Eumelos schon den anderen Zweig und rief aus:

„Jetzt, o schöne Amphigeneia, beginnt erst der Kampf und die Entscheidung!"

„Sie möge beginnen," sagte das Mädchen, „wenn mir auch deine Vorsicht thöricht scheint. Du wähntest, wir möchten gleichzeitig nach dem Zweige greifen, und legtest darum zwei hin? Du täuschtest dich. Werfen wir die Zweige beiseite! Wohlan, zu neuem Lauf — o schützende Artemis, hilf mir!"

Von neuem begann die übermütige Jagd um die Freiheit des schönen Mädchens. So klar, im tiefsten Blau, glänzte der Himmel, als wollten die Götter selber vom schneeleuchtenden Olymp her Zeugen dieses seltsamen Schauspiels sein.

Ängstlicher, aufgeregter pochte der Amphigeneia das Herz, wenn sie auch in den kräftigen Beinen noch nichts von Ermattung, kein Zittern spürte; nur die Fußsohlen begannen zu glühen. Es dauerte nicht lange, so konnte sie wiederum jauchzen, denn sie hörte, wie schon zwei Schritte hinter ihr der Gegner dahinkeuchte, welcher mit schweigenden Lippen gelobte, den Dioskuren zwei Erzstandbilder zu weihen, falls sie ihm hülfen.

Größer wurde der Abstand zwischen den beiden. Als aber Amphigeneia, welche mit dem Überschuß ihrer Kräfte Maß zu halten wußte, in die Mitte des Weges kam, erblickte sie zufällig den schönen Geliebten im Schatten der Platane.

„Amyntor, ich siege!" schrie sie ihm atemlos entgegen, auf ihn hinblickend. „W i r siegen!"

„Noch nicht, noch nicht!" hörte sie die wieder näher klingende Stimme des Eumelos.

Und im selben Augenblicke, während sie der beseligende Gedanke an die Nähe des zuschauenden Geliebten erfüllte, strauchelte Amphigeneia, des Weges nicht achtend, über ein Steinchen, so daß sie mit dem rechten Fuße ein wenig zusammenknickte.

„Ich siege!“ hörte sie, plötzlich schreckensstarr, die neben ihr gleichsam vorüberfliegende Stimme des Gegners.

„Bei Kastor und Pollux! mir soll der Sieg erblühen!“ rief eine neue, in männlicher Tiefe klingende Stimme dazwischen.

Amyntor sprang mitten auf den Weg, hob die Holde, vor Bestürzung wie ohnmächtig Gewordene auf; und dieselbe wie ein Kind auf seinen gewaltigen Armen vor sich hertragend, daß sie, bald aus ihrem Taumel erwachend, das Schlagen seines Herzens vernehmen und ihm in die großen, leuchtenden Augen sehen konnte — so eilte Amyntor mit seiner seligen Last dem Jünglinge nach.

In gewaltigen und gewaltigeren Sätzen stürmte Amyntor dahin; er fühlte, wie ihm das Blut in die Ohren drang, wie ihm vor innerer Glut die Haut an den Schläfen zu springen drohte; vor seinen Augen flimmerte nur noch ein unbestimmter Schein; aber die stumme, süße Last empfand er noch in seinen Armen.

Nah und näher winkte das Ziel, fast schon mit den Händen zu greifen. Da mit aus tiefster Brust hervorgestoßenem, dumpf jubelndem Aufschrei: „Wir haben gesiegt!“ sank Amyntor in die Knie; aufrecht stellte er das schöne Mädchen hin, dessen Füße so leicht und zierlich den Boden berührten, als wäre es eben einer Sänfte entstiegen.

Staunend sah der Vater Amphigeneias dem ihm Unbegreiflichen zu.

Und Amyntor drückte, nach vorn übergebeugt, einen glühenden Kuß auf den Saum des kurzen, weißen Chitons; dann, als Amphigeneia, dicht vor ihm stehend, sich niederbeugen wollte unter holdem Erröten, sank er völlig mit dem Haupte nach vorn über.

„Gesiegt!“ scholl es dumpf verklingend noch einmal zu ihr hinauf, scholl es auch dem Gegner in die Ohren, welcher eben herbeikam.

„Ja, mein Amyntor, ich bleibe die deine,“ sagte das noch ahnungslose Mädchen und beugte sich nieder, um den von seiner übermenschlichen Anstrengung wie erstarrt Daliegenden zu neuem Leben zu erwecken.

Mit verzweifeltem Aufschrei sank sie über den Geliebten hin; nicht mehr wie tot lag er da, sondern er war tot und die Heldenseele schon ihrer irdischen Umhüllung entflogen.

Eumelos und der Alte wechselten nur einen einzigen Blick miteinander; sie sprachen kein Wort.

Von Mitternacht her aber zog ein Gewölk auf wie ein rauschender Schleier; es schien, als hätten die von fern zuschauenden Olympier genug gesehen ...

Und die Stunden verrinnen; stummtraurig sitzt das schöne Mädchen noch immer da in seinem kurzen Chiton in der Aula des Hauses; vor ihr ruht auf ihren regungslosen Knien das todesblasse Haupt des ernsten, für ewig schlafenden Amyntor.

„Du hast gesiegt für mich,“ seufzte sie leise, „ich aber büße meinen Sieg!“

Der Vater verlangte nicht mehr, daß Amphigeneia das Weib des Eumelos würde, dessen Liebe zu dem schönen Mädchen seit diesem Ereignis sich gleichsam in ein anderes Gewand hüllte; denn zu himmlisch hoch bedeuchte ihn von nun ab dieses Wesen, als daß er es mit seiner Hand berühren dürfte.

Einsam und jungfräulich lebte sie dahin. Jedesmal aber im Jahre, wann der Erinnerungstag an den Tod des Amyntor kam, ging sie in der Frühe zu der hölzernen Truhe, welche in ihrem Schlafgemache stand, holte jenen kurzen, im Laufe der Zeit gleichsam welk gewordenen Chiton heraus und küßte die Stelle am Saume des Gewandes, welche der Geliebte mit seinen Lippen zum letztenmal in seinem Leben berührt hatte.

Das neue naturhistorische Museum in Wien.

Von

Gustav Weisbrodt.

Wer von der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn, die lange Mariahilferstraße passierend, in Wien einfährt, sieht, hart an der Grenze des Weichbildes der inneren Stadt, die Front der Ringstraße und dem Burgthor zugekehrt und voneinander durch einen weiten Platz geschieden, zwei kolossale Pracht- und Neubauten sich erheben, die beiden Hofmuseen, das naturhistorische und das kunsthistorische Museum. Außen sind sie beide fertig, aber innen ist nur das naturhistorische Museum so weit vollendet, daß es die kostbaren Sammlungen, die seinen Inhalt bilden sollen, nahezu vollständig schon hat aufnehmen können, und von diesem naturhistorischen wollen wir hier reden.

Drei Stockwerke, Hochparterre, erster und zweiter Stock, je aus neunzehn großen Sälen von zweihundertfünfzig und aus vier Ecksälen von zweihundertsechzig Quadratmetern Flächenraum bestehend, nehmen die Sammlungen, die Bibliotheken und die Arbeitszimmer auf. Die Säle sind fortlaufend mit römischen Ziffern bezeichnet. Das Hochparterre umfaßt die Ziffern I bis XIX, das erste Stockwerk beginnt, da das Vestibule als XX angenommen wird, mit der Ziffer XXI und schließt mit der Ziffer XXXIX, das dritte, weil auch hier das Vestibule als XL gilt, mit Ziffer XLI; die Nebenräume tragen, nur unter Beifügung von Buchstaben, die Ziffern der anstoßenden Säle. Für die Sammlungen sind im ganzen Räume von 15 814 Quadratmetern verfügbar, nahezu fünfmal so viel, als ihnen bisher zugewiesen war.

Die Säle I bis V im Hochparterre bergen die mineralogische Abteilung. Niedere Pultkasten mit Stufen, die im Mittelraum der Säle I bis III aufgestellt sind, nehmen die systematische Hauptsammlung der Mineralien auf, die höheren Schränke an den Wänden ringsum sind teils für größere Schaustücke, teils für die Ausstellung genetischer Reihen und für eine dynamisch-geologische Sammlung bestimmt. Saal IV bringt in seinen Mittelschränken die terminologische Sammlung sowie die Sammlung von Krystallmodellen und von Pseudomorphosen zur Anschauung; in den Wandschränken wird eine systematische petrographische und eine paragenetisch-hüttenmäßige Sammlung aufgestellt sein. Saal V wird in seinen Mittelschränken die berühmte Meteoritensammlung zeigen, nach den namhaften Bereicherungen, welche dieselbe noch im letzten Jahr erhalten, unbestritten einzig dastehend; die Wandschränke nehmen eine überaus reich und anziehend zusammengestellte Sammlung von Baumaterialien auf. Die Schränke aller dieser fünf Säle haben einen schwarzen Innenanstrich; eine Reihe von Versuchen hat den Beweis geliefert, daß sich von ihm die auszustellenden Objekte am deutlichsten abheben.

Die Säle VI bis X bringen (in Saal VI)

die paläontologische Schausammlung und die Mittelschränke speciell eine Sammlung fossiler Pflanzen, mit Beigabe, zur belehrenden Vergleichung, von dem entsprechenden Material der Jetztzeit, dann weitere phyto-paläontologische Sammlungen und insbesondere eine bedeutende Sammlung teilweise geschliffener fossiler Hölzer. Saal VII enthält die paläozoischen, Saal VIII die mesozoischen, Saal IX die känozoischen Fossilien, von welchen allen im bisherigen Hofmineralienkabinett nur ein verschwindend kleiner Teil aufgestellt war, während der weitaus größte Teil in Laden verwahrt oder selbst noch in Kisten verpackt war. Die drei hier genannten Gruppen werden systematisch-zoologisch geordnet sein, die kleineren Objekte in Glasschränke auf den Treppenabsätzen untergebracht, größere Schaustücke (Platten mit Fischen ꝛc.) an die höhere vertikale Rückwand verwiesen und ganz große Stücke (beispielsweise Saurierskelette) in Rahmen die Wände der Säle einnehmen. Der große Saal X endlich enthält, teils in Glasschränken, teils offen, die Skelette, Schädel und Knochenreste der Vögel und Säugetiere der känozoischen Periode, die vollständigen Skelette der neuseeländischen Riesenvögel (Moa), der Höhlenbären und des irischen Riesenhirsches, dann aber auch die fragmentaren Reste des Mastodon und des Mammut, die Skelette kleiner pflanzenfressender Wale aus der Gegend von Wien, das Dinotherium von Franzensbad, die reichen Sammlungen von Schädeln und anderen Skelettteilen aus Maragha (Persien), darunter insbesondere das Nashorn. Auch in der paläontologischen Abteilung übrigens sind die Schränke innen schwarz angestrichen, nur bei den Pflanzen und Fossilien lichtgrün.

Die Säle XI bis XIII enthalten die europäischen prähistorischen Sammlungen, in zwei große Abteilungen, in Funde aus der Steinzeit und in Funde aus der Metallzeit, gesondert. Die erstere Abteilung zerfällt wieder in zwei Gruppen, in die paläolithische (mit Funden aus dem Löß und mit Höhlenfunden) und in die neolithische (mit Pfahlbauten aus den österreichischen Alpenseen und aus der Schweiz, sowie mit Funden aus dem Laibacher Moor). Bezüglich der Funde aus der Metallzeit ist eine geographische Scheidung beliebt worden, da nördlich der Donau ältere, freilich auch in eine viel spätere Zeit reichende Formen vorherrschen, so daß beispielsweise hier Funde, die für die Bronzeperiode charakteristisch sind, auch noch aus viel jüngeren Zeiten stammen als die Funde im Süden der Donau. In diesem überhaupt besonders reichen südlichen Donaugebiet werden weiter gesondert aufgestellt: 1) die Funde aus der Bronzezeit, speciell aus den jüngeren Schweizer Pfahlbauten und aus den Fundstellen bei Peschiera; 2) die Funde — und diese bilden den Glanzpunkt der Ausstellung — aus der Hallstädter Zeit, die Ausbeute der Grabungen an dem berühmten Leichenfelde am Hallstädter Salzberg, in Watsch, Margarethen und St. Lucia bei Tolmein umfassend; bloß an der letztgenannten Stätte wurden auf einer Fläche von fünfhundert Quadratklaftern im vorigen Sommer nicht weniger als 1166 Gräber durchgraben; 3) die Funde aus der La Tàna-Zeit, denen sich noch einzelnes aus der Zeit der Römer und der verschiedenen Völkerwanderungen anschließt.

Die letzten fünf Säle im Hochparterre (XIV bis XIX) nebst den zwei größten Nebensälen XVIII b und XIX b nehmen die ethnographischen Sammlungen auf, die bis jetzt ausschließlich außereuropäische Gegenstände umfassen und selbstverständlich geographisch geordnet werden. Die Sammlung beginnt mit Vorderasien, dann folgen Japan, China, Indien, der Malaiische Archipel, die Südseeinseln und Nord- und Südamerika, den Schluß macht Afrika. Die Innenfläche der für die prähistorischen und ethnographischen Objekte bestimmten Schränke erhält keinen Anstrich, sondern einen Überzug von dunkel-bordeauxrotem Stoff.

Wir gehen jetzt ins erste Stockwerk hinauf mit den Sälen XXI bis XXXIX; diese sind der zoologischen Sammlung ge-

widmet. Saal XXI enthält die niedersten Abteilungen des Tierreichs, die Poriferen, Coelenteraten, Echinodermen und Würmer; zahlreiche Objekte, die so klein sind, daß man ihre Gestaltung mit unbewaffnetem Auge nicht erkennt oder die in ihren Formen sich weder trocken noch in Weingeist aufbewahren lassen, sind durch Glasmodelle oder durch Abbildungen illustriert; in zwei Nebenräumen befinden sich die Krustaceen, die Arachniden und die Myriapoden. Saal XXII enthält die Insekten; neben der systematischen Ausstellung gesondert die Insektenfauna von Wien und Umgebung; zweihundertvierundvierzig mit Glas gedeckte Schauladen nehmen sie auf. Saal XXIII bringt in sehr eleganter Ausstattung eine prächtige Ausstellung von Mollusken. Die Säle bis XXV, die ganze Front des Gebäudes gegen die Ringstraße einnehmend, umschließen eine der reichsten und wertvollsten Abteilungen des Museums, die Fische und Reptilien, meist in Weingeistgläsern verwahrt, nahe an 150000 Exemplare, unter welchen nahezu neunhundert Arten indischer Flußfische, meistens die Originalexemplare zu den Arbeiten der berühmten Ichthyologen Blecker und Doy. Die Fischsammlung erscheint in zwei Abteilungen: die Mittelkasten enthalten eine nach dem zoologischen System geordnete Reihe, die Wandschränke die Lokalfauna größerer Fluß- und Seegebiete. In zwei Nebenräumen wird eine in ihrer Art schwerlich übertroffene Sammlung von zwölfhundert zerlegten und auf schwarze Tafeln montierten Fischskeletten sich präsentieren. Die Säle XXVII bis XXVIII nehmen die Amphibien und Reptilien auf; in drei Mittelschränken des letzten Saales fallen die Krokodile vom Nil, aus Indien und Brasilien in die Augen. In den fünf großen Sälen XXIX bis XXXIII sind die Vögel untergebracht, und der erste dieser Säle speciell enthält eine Ornis Austriaca und die Sammlungen von Eiern und Nestern; die systematische Hauptsammlung der Vögel schreitet der Vollendung entgegen. In den noch übrigen Sälen des ersten Stockwerks (XXXIV bis XXXIX) sind die Säugetiere untergebracht und zwar, mit Ausnahme der allergrößten Objekte (der Walskelette und der Giraffen und Elefanten, die auf offenen Postamenten befindlich), in Glaskasten.

Und jetzt haben wir noch das zweite Stockwerk zu ersteigen. In seinen vier großen Sälen (LI bis LIV) und ihren Nebenräumen befindet sich die botanische Abteilung. Eine Schausammlung botanischer Objekte bestand bisher nicht, und sie ist auch für getrocknete Pflanzen des eigentlichen Herbariums nicht wohl durchführbar, aber dafür steht eine Schaustellung von Stämmen und Hölzern, von Früchten &c. in Aussicht. Was das Herbarium selbst betrifft, so sind in das systematisch geordnete Generalherbar alle früher getrennt gehaltenen Pflanzenkollektionen eingereiht, ausgenommen nur das Herbar Milreich und die Normalsammlung von Kryptogamen; dieses Generalherbar umfaßt zur Zeit mehr als viertausend Fascikel mit mindestens 400000 Spannblättern. Saal L enthält eine erst kürzlich angelegte, aber schon sehr umfangreiche, freilich für das große Publikum weniger interessante Sammlung von menschlichen Skeletten und Schädeln. Die übrigen Räume des zweiten Stockes, nur den Fachgelehrten zugänglich, dienen als Arbeitszimmer, als Bibliothek, zur Aufbewahrung von Doubletten und Reservesammlungen, nehmen aber auch die Hauptsammlungen aller kleineren Objekte (z. B. aller niederen Tiere und speciell der Würmer, Insekten und Konchylien), von welchen naturgemäß in den Schausälen nur ein kleiner Teil zur Ausstellung gelangen kann, und die sehr reichhaltige Sammlung von Fossilien der Tertiärzeit auf.

Der große Bücherbestand des Museums, welches seit einem Jahr auch besondere „Annalen“ herausgiebt und dafür aus allen Teilen des Erdballs die periodischen Publikationen von (bis jetzt) zweihundertsiebenundachtzig Akademien, Gesellschaften und Redaktionen eintauscht, gliedert sich in eine Reihe von Fachbibliotheken, die

in den Arbeitszimmern der verschiedenen Abteilungen aufgestellt sind; nur die Werke und namentlich die Zeit- und Gesellschaftsschriften, die das Gebiet mehrerer oder aller naturwissenschaftlichen Disciplinen betreffen, sind in einem großen Saal des zweiten Stockwerks zu einer Art Centralbibliothek vereinigt. Es ist übrigens bereits im Werke, zu gunsten des Museums aus den großen allgemeinen Bibliotheken alles das auszuscheiden, was in der Fachbibliothek der Wissenschaft bedeutendere Dienste zu leisten vermag.

Das chemische Laboratorium der mineralogischen Abteilung sowie die Präparierräume und Magazine für die übrigen Abteilungen sind sämtlich in das Tiefparterre verlegt, und man hofft speciell dort auch die erforderlichen Stein- Schneide- und Schleif-Maschinen aufstellen und sie durch eine Transmission mit den im Souterrain befindlichen Gasmotoren, welche die Ventilation der Schausäle zu bewerkstelligen haben, verbinden zu können.

Für die Großartigkeit der im naturhistorischen Museum vereinigten Sammlungen mögen übrigens noch die folgenden Zahlen sprechen. Die Schaukasten in der zoologischen Abteilung haben eine Fensterbreite von 1698 m, ihre und der offenen Podien laufende Länge beträgt 1496 m, die Laden und Schubfächer messen 5536 m und die Fensterbreiten der Glaskasten in den Reservesälen betragen 528 m; in der botanischen Abteilung stellen sich die Fensterbreiten der Schaukasten auf 80, die laufende Länge der Schaukasten und offenen Podien auf 88 und die Laden und Schubfächer auf 4930 m (4494 Fächer entfallen auf Pflanzenfascikel); in der mineralogischen Abteilung auf resp. 600, 490 und 4193 m, in der geologischen Abteilung auf resp. 523, 347 und 3954 m; in der prähistorischen Abteilung auf resp. 226, 210 und 1266 m; in der anthropologischen Abteilung auf resp. 186, 120 und 223 m; in der ethnographischen Abteilung endlich auf resp. 605, 550 und 1034 m, sowie auf 140 m Fensterbreiten der Glaskasten in den Reservesälen. Das macht für die Fensterbreiten der Schaukasten in allen Abteilungen 3918, für die laufende Länge der Schaukasten und offenen Podien insgesamt 3301, für die Laden und Schubfächer insgesamt 21136 und für die Fensterbreiten der Glaskasten in den Reservesälen 668 m. Der Besucher, welcher an den sämtlichen Schauflächen bloß vorübergehen will, hat einen Weg von $3^1/_3$ km zurückzulegen.

Litterarische Notizen.

Die Nilbraut. Roman von Georg Ebers. Drei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der fortwährende Widerspruch, welcher den Romanen von Georg Ebers in der Kritik begegnet, und im Gegensatz dazu die sich immer steigernde Beliebtheit seiner Werke beim großen Publikum scheinen auf den Verfasser die Wirkung auszuüben, daß er mehr und mehr auf die Zustimmung der Kritik verzichtet und immer eifriger den Neigungen des Publikums entgegenkommt. Er hat gewisse Perioden der ägyptischen Geschichte den meisten seiner Romane zu Grunde gelegt und ist von der ältesten Zeit nach und nach bis zur moslemischen Eroberung vorgeschritten, um in der „Nilbraut“ die verschiedenen Elemente der altägyptischen Überlieferung, des bereits in Sekten zerspaltenen christlichen Glaubens und des islamitischen Fanatismus, zu verschmelzen. Aber diese großen Motive werden nur gestreift und sind ohne Einfluß auf die Gesamtstimmung; man mag den liebenswürdigen Eigenschaften des Erzählers noch so viele Konzessionen machen, immer bleibt doch der Zwiespalt bestehen zwischen den Forderungen des gewaltigen historischen Stoffes und seinem ganz modern gefärbten Empfinden, der gewiß unbeabsichtigten Übereinstimmung mit den Neigungen jugendlicher Leser. Unmöglich können wir uns davon überzeugen, daß ein antik orientalisches Volk in Bezug auf die Beziehungen zwischen Mann und Weib so empfunden habe wie diese Ebersschen Gestalten. In einer Periode des Kulturlebens, wo vor versammeltem Volke öffentlich die grausame Ceremonie der Nilbraut stattfinden kann, werden auserlesene Geister aufgeklärte philosophische Anschauungen haben können, aber die harmlosen jungen Mädchen und Jünglinge, denen noch so viel kindisches Wesen anhaftet, wie dies bei den Figuren des vorliegenden Romans der Fall ist, stecken alsdann jedenfalls in einem Wust von Vorurteilen und Aberglauben, der sie unserer Weltanschauung unendlich fern stellt. Hat übrigens die vielgepriesene und in allen Hauptstädten der gebildeten Welt vor vielen Tausenden mit ungeteiltem Beifall für die allerliebste Musik aufgeführte Sullivansche Operette „Der Mikado“ nicht auch ihre volle Berechtigung, obgleich die ärmliche Handlung mit den anziehenden echt japanischen Äußerlichkeiten, mit denen dieselbe behängt ist, wenig oder nichts zu thun hat? Trotz aller Einwendungen besitzt dieser neueste Roman von Georg Ebers doch wieder alle jene Vorzüge, welche Bücher für die Familienlektüre geeignet machen: Reinheit der Empfindung, ungesuchte Natürlichkeit im Aufbau der Handlung und dabei eine Fülle von Anregung zu historischen Beobachtungen, namentlich in Bezug auf das Sektenwesen der frühchristlichen Zeit.

Fredigundis. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Diesem Romane wird ein aufrichtig urteilender Leser kaum Geschmack abgewinnen können: mit dieser „Fredigundis“ sind wir glücklich wieder bei den historischen Romanen des siebzehnten Jahrhunderts angelangt, in denen es vor allem darauf ankam, „Verbrechen, blutig, kolossal“ zu schildern. Wir erhalten gleichsam Illustrationen zu allen Seiten des Strafgesetzbuches; wir werden sogar nicht mit Vorführung der ungeheuerlichsten Unthat verschont, deren Darstellung für historische Zeit doch anders wirkt als in der Mythe, in der Wagnerschen „Walküre“. Es soll nicht geleugnet werden, daß hier und da noch, in dem episodischen Beiwerk, das ursprüngliche Talent des Dichters zum vollen Durchbruche kommt: wo Dahn das Leben altdeutscher Knaben, ihr Sinnen und Träumen schildert, wird ihm jeder mit Genuß folgen; aber das Werk als Ganzes ist geschmacklos und unerquicklich. Durch seinen stark naturalistischen Beigeschmack und durch Ausmalung von erwartungsvollen Scenen, die nicht „klassisch natürlich“ wirken, sondern etwas „pikant“, dürfte das Buch nicht

gerade für diejenigen geeignet sein, welchen die Lektüre des „Kampfes um Rom", in gewisser Beziehung von bedeutendem pädagogischem Werte, Genuß brachte.

Thomas Rendalen. Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Wilhelm Lange. (Berlin, Georg Stilke.) — Der Dichter ist von seinem rein schöpferischen Standpunkte herabgestiegen und hat sich in den Dienst einer Tendenz gestellt; es handelt sich um die Frage des Unterrichts für heranwachsende Mädchen und um allerlei physiologische und psychologische Untersuchungen, über Vererbung und dergleichen. Das formelle Geschick in der Behandlung und die große Menschenkenntnis des Verfassers treten überall hervor, aber der Eindruck ist doch kein besonders erquicklicher. Die Übersetzung ist sehr zu loben.

Farbenrausch. Roman von Friedr. Uhl. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Die Gefahr, welche in der auf das Äußerliche des Lebens und der Kunst gerichteten Auffassung liegt, gegenüber einer vertiefteren Bethätigung, ist diesem Roman zu Grunde gelegt, und der Verfasser hat sich bemüht, eine Anzahl typischer Gestalten für seinen Zweck ins Treffen zu führen. Da ist der gefeierte Künstler, der brillante Feste und Aufzüge arrangiert — das Vorbild dazu ist offenbar Makart —; der reich gewordene Handelsmann, der alles nach dem Kostenpreise taxiert; die frivole, zu allen Extravaganzen geneigte Frau des mühsam arbeitenden Beamten; das gediegene, aber unentschlossene Mädchen und der reichbegabte, den äußeren Effekt verschmähende Künstler, alle werden sie mehr oder minder durch den Taumel des Sinnenlebens, hier als Farbenrausch auftretend, berührt, zum Schlusse jedoch findet die anregende Geschichte einen befriedigenden Abschluß.

Mit der Tonsur. Geistliche Novellen von Emil Marriot. (Berlin, F. u. P. Lehmann.) — Der Band enthält eine größere und zwei kleinere Novellen, deren Hauptpersonen dem katholischen Priesterstande angehören; aber so vertraut der Verfasser auch mit den äußeren Formen des katholischen Ritus ist, sieht er doch vorzugsweise die Schattenseiten des priesterlichen Berufes. In den beiden kleineren Skizzen ist eine ansprechende Stimmung wehmütiger Entsagung vorherrschend, während die erste umfangreichere Erzählung das alte Thema der geistlichen Erbschleicherei in wenig anziehender Weise variiert. Ein beachtenswertes Talent spricht sich in allen drei Stücken aus, aber liebenswürdig erscheint dies Talent nur in den kleineren Novelletten.

Eine Stimme. Roman von August Becker. Drei Bände. (Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.) — Wenn uns nicht in einzelnen charakteristischen Zügen, namentlich im ersten Bande dieses Romans, die bedeutende poetische Gestaltungskraft August Beckers unverkennbar entgegengetreten wäre, wir würden in dieser Arbeit kaum den von uns so hoch verehrten Dichter wiedererkannt haben. Diese Verwechselungen und Verwickelungen, wie sie hier zu einem immerhin spannenden Gewebe äußerlicher Vorkommnisse verschlungen sind, entsprechen wenig dem sonst so natürlichen Fluß der Begebenheiten und der einfach klaren Charakterzeichnung, wie wir sie sonst bei ihm gewohnt sind. Vielleicht ist es nur ein Versuch, den der Verfasser von „Des Rabbi Vermächtnis" auf einem Gebiete unternommen, worauf sich viele moderne Romanschriftsteller mit Erfolg herumtummeln. Daß dieser Versuch mit Geschick ausgeführt ist, kann nicht geleugnet werden, aber wir begegnen dem Dichter doch lieber auf einem anderen Gebiete.

Graf und Gräfin von Ortenegg Roman von Arthur von Loy. (Wiesbaden, R. Bechtold u. Co.) — Es spricht ein wirkliches Talent, aber zugleich eine düstere Weltanschauung aus diesem Buche. Die Tochter eines verarmten Grafenhauses, eine klassisch schöne, liebenswürdige Erscheinung, heiratet den Sohn eines reichgewordenen Gutsinspektors, den ihr Vater adoptiert und dadurch zum Grafen macht. Aber dieser nobilisierte Plebejer ist ein geradezu abscheulicher Mensch, der später die arme Frau, welche den einzigen Fehler hat, daß sie zehn Jahre älter ist als er, betrügt und zuletzt mißhandelt, bis die Sache für ihn und eine leichtsinnige Sirene, die ihn von seiner edlen Gattin abzieht, tragisch endet. Hoffentlich begegnen wir dem begabten Verfasser, der gut, wenn auch etwas einseitig beobachtet, bald wieder auf einem weniger abgrundtiefen Gebiete.

Pandämonium. Kriminal- und Sittengeschichten aus drei Jahrhunderten von Karl Braun-Wiesbaden. (Hamburg, J. F. Richter.) — „Meine Erzählungen," sagt der Verfasser im Vorwort, „bilden, obgleich jede einzelne ihre Selbständigkeit für sich hat, doch insofern ein zusammengehörendes Ganzes, als ich den Versuch gemacht habe, in demselben ein Gesamtbild der verschiedenen Rechts- und Sittenzustände, wie sich solche während der letzten drei Jahrhunderte entwickelt haben, zu geben." Mit dem ihm eigenen Humor berichtet Braun von einer „modernen Klytämnestra", von einem Prozesse, in welchem es dem Opfer eines angeblichen Mordes viel Mühe kostet, nachzuweisen, daß es nicht – ermordet ist. Kulturhistorisch wertvoll ist der Aufsatz: „Die Vagabunden und Räuber im westlichen Deutschland." Auch über den in gewissen Schichten noch immer unsterblichen „Räuberhauptmann Schinderhannes" erhalten wir einen Bericht, der den in seinem sechsundzwanzigsten Jahre schon guillotinierten Strolch jedes „idealen

Schimmers" beraubt. Sehr lesenswert ist: „Das Duell vom 29. Februar 1825", während die beiden letzten Aufsätze des Buches hätten fehlen können, da sie nicht tief genug eindringen in gewisse Schäden der Gegenwart. Über derartige Erscheinungen kann nur die Zukunft ein objektives Urteil fällen, namentlich da, wo es sich um die Ursachen abnormer Erscheinungen handelt.

Heiteres und Weiteres von Hans v. Wolzogen. (Stuttgart, W. Spemann.) — Der Verfasser besitzt die in Deutschland selten gewordene Gabe echten Humors in hervorragendem Maße. Mag er uns das Grausigste vorführen, wie in der ersten Pestgeschichte, mag er unser Lachen erregen, wie in der überaus lustigen, so realistischen und doch von Idealismus verklärten Pfarrhaushumoreske: „Die Gloriahose", überall bleibt die liebevolle Grundstimmung dieselbe und wird auch auf den Leser übertragen. Nur die Erzählung: „Werthers Leiden in Sexta" streift mit ihrem tragischen Ende ein wenig zu sehr ans Sentimental-Ungesunde, was um so mehr zu bedauern ist, als der Dichter das Kleinleben im Osten Berlins ungemein naturwahr geschildert hat. — Dem Verfasser des „Auch einer" und der „Lyrischen Gänge" hat Wolzogen sein Buch gewidmet; mögen ihm deutsche Leser gern eine Stunde widmen: solche Geschichten gelesen zu haben, wird sicherlich niemand bereuen.

* * *

Ein neues Buch von Robert Hamerling wird man immer mit besonderen Erwartungen zur Hand nehmen; gehört er doch zu den wenigen Dichtern der Gegenwart, welche die ihnen verliehene Gabe niemals mißbrauchen. Die **Blätter im Winde**, neuere Gedichte (Hamburg, J. F. Richter) werden niemanden enttäuschen und sicherlich jedem, der noch für wirkliche Poesie sich ein Verständnis bewahrt hat, einen hohen Genuß bereiten. Bei der Fülle des Gebotenen kommt man in Zweifel, welcher Art von Gedichten man den Vorzug einräumen soll. Eigenartig und schön sind fast alle. Selbst die „Gelegenheitsgedichte" — wir erinnern nur an das seiner Zeit in diesen Blättern mitgeteilte: „Zur Einleitung des dreihundertsten von Westermanns Monatsheften", sowie an den schwungvollen Hymnus „Zur siebzigsten Jahresfeier der Geburt des Fürsten Bismarck", sichern sich durch Formenschönheit und Gedankenreichtum längeres Leben, als es sonst ähnlichen Erzeugnissen verstattet zu sein pflegt. Andere wieder wie: „Volksweise", „Das Ringlein", „Mein Herz in der Ferne" und zumal gewisse politische Lieder treffen den volkstümlich frischen Ton so gut, daß es unseren besseren und besten Komponisten leicht sein dürfte, diesen wirklich poetischen Texten eine sangbare Melodie unterzulegen und dieselben rasch zum Gemeingut größerer Kreise zu machen. — Einem für die Zukunft vielversprechenden Talente begegnen wir in **Orgien und Andachten** von Ernst Wechsler. (Leipzig, W. Friedrich.) Der Titel will uns nicht recht gefallen, er giebt zu Befürchtungen Anlaß, die gottlob in keiner Weise erfüllt werden. Macht sich auch hier und da der Einfluß Hamerlings bemerkbar, so besitzen doch einige Dichtungen — es sind ihrer sieben — einen eigentümlichen Wert. Den meisten Beifall dürfte „Angelika" finden, das in seiner Ausführung und bei seiner tiefsinnigen Grundidee ungefähr so schön und elegisch stimmt wie ein „Notturno" von Chopin. Gewöhnt sich der Verfasser daran, das „reflektierende Element" mehr in den Hintergrund treten zu lassen und sich dem Plastischen im Sinne Goethes zu nähern, so dürfen wir von ihm noch einmal Großes erwarten; jedenfalls verdient schon dieses Werk die Beachtung aller Litteraturfreunde.

Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von Alfred Meißner. Zwei Bände. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Die beiden Bändchen enthalten zwar nichts besonders Hervorragendes, dessen Verlust schmerzlich empfunden werden könnte, aber den Lesern und Besitzern der Werke dieses Dichters werden sie als Ergänzung willkommen sein. Aus den Gedichten, Novelletten, Reiseskizzen und Studien spricht zu uns die wohlbekannte edle Gesinnung, die Liebe zum deutschen Vaterlande, der Haß gegen alles wirklich Schlechte und Geistverdumpfende. Eine „Plauderei" hat zum Gegenstande Zolas Romanbehandlung, die er bekämpft. Mit Begeisterung und Einsicht ist der Aufsatz über Hermann Lingg geschrieben, gleichsam ein Hymnus, in den sicherlich jeder einstimmen wird. Von den paar Gedichten ist am wirkungsvollsten „Der nächtliche Besuch", der ein wenig an Poes „Raben" erinnert.

* * *

Georg Ebers als Forscher und Dichter, dargestellt von Richard Gosche. Zweite Auflage. (Leipzig, E. Schloemp.) — Allen Freunden und zumal Freundinnen der Ebersschen Muse wird diese Studie des bekannten Halleschen Litterarhistorikers willkommen sein. Das Buch ist fast mit zu viel Begeisterung geschrieben worden. Statt einer ausführlichen Analyse der einzelnen, ja allen wohlbekannten Romane hätte wohl mancher mehr ein Eingehen auf die künstlerischen Schönheiten oder auch Mängel dieser Werke gewünscht. Ebenso wäre hier der Ort gewesen, einmal die Berechtigung des historischen Romanes unter gewissen Grenzen recht wissenschaftlich nachzuweisen. Am interessantesten ist jedenfalls der Lebensgang

unseres Berliner Poeten. Wer von seinen Verehrern hat bisher gewußt, daß Ebers der Sohn eines Banquiers ist und verwandt mit der Familie Meyerbeers? Für die Besitzer der poetischen Werke Ebers' bietet das Buch eine angenehme Ergänzung.

* * *

Geschichte der Weltlitteratur. Von Dr. Adolf Stern. Erste Lieferung. (Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhandlung.) — Eine Geschichte der Weltlitteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart ist nichts Neues, aber die Art und Weise, wie Adolf Stern den gewaltigen Stoff gruppiert, namentlich das feine Verständnis für die nationale Eigenart und der poetische Schwung der Sprache, geben dieser übersichtlichen Darstellung ein besonderes und im besten Sinne anregendes Gepräge. Wie bei mündlichen Vorträgen, so entscheidet auch bei derartigen Schilderungen die Persönlichkeit des Verfassers, und im vorliegenden Falle ist die feinfühlige Dichternatur Adolf Sterns von besonders günstigem Einfluß auf seine Darstellung der Entwickelung der Weltlitteratur. Das Werk wird in zwölf Lieferungen erscheinen, ist sehr gut ausgestattet und verdient die wärmste Empfehlung.

* * *

In Sachen des Spiritismus und einer naturwissenschaftlichen Psychologie. Von A. Bastian. (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.) — In dieser Schrift untersucht der berühmte Ethnologe die Geschichte des Aberglaubens, indem er aus dem unermeßlich reichen Schatze seines Wissens die verschiedenen Phasen desselben zu allen Zeiten und bei allen Völkern kritisch untersucht. Schade, daß das ungeheure Material bei dem verhältnismäßig geringen Umfange des Werkes so zusammengedrängt erscheint, daß man eigentlich nur von einer grundlegenden Anhäufung des Stoffes reden kann. Um die Wissenschaft vom Menschen einer induktiven Behandlung unterziehen zu können, ist der Ethnologie die Aufgabe gestellt, den Organismus der denkenden Lebewesen nach den Verschiedenheiten ihrer Erscheinungsweise auf der Erde zu durchforschen, und wenn erst Psychologie und Physiologie ordnend und reinigend auf die Begriffe eingewirkt haben, wird der Zweck dieser wissenschaftlichen Bestrebungen sich darin kundgeben, daß sie fördernd und regelnd auf das Gesellschaftsleben einwirken. Man kann daher in unserer Zeit den unermüdlichen Eifer und die geradezu phänomenale Gelehrsamkeit Bastians nicht hoch genug anschlagen.

* * *

Der Weltverkehr. Von Dr. Michael Geistbeck. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.) — Als neuester Band der in dem erwähnten Verlage erscheinenden „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" bietet das vorliegende Werk eine sehr verständige Übersicht der geographischen Verteilung der Verkehrsmittel, wie sie Telegraphie, Weltpost, Eisenbahnen und Schiffahrt bieten. Der Verfasser schildert die historische Entwickelung derselben und giebt statistische Übersichten aus neuester Zeit über die Bedeutung dieser Verkehrsmittel für den Welthandel, wobei er sich mit der betreffenden Litteratur und den statistischen Veröffentlichungen sehr vertraut zeigt. Das Buch ist nicht nur für die reifere Jugend überhaupt, sondern vorzugsweise für junge Kaufleute, welche ihre Kenntnisse erweitern und vertiefen wollen, sehr geeignet, und die Illustrationen tragen nicht wenig dazu bei, dieses Bestreben zu fördern.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Bis zum 31. Mai gingen nachfolgende neu erschienene Werke 2c. 2c. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig die Titel derselben und behalten uns Besprechung, soweit eine Berücksichtigung für unsere Leser ersprießlich, für später vor.

Baechtold, J.: Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Lfrg. 1. Frauenfeld, J. Huber.

Bang, Hermann: Gräfin Urne. Roman. Berlin, Otto Janke.

Berger, Wilhelm: Allerlei Schicksale. Berlin, Gebr. Paetel.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 83: Deutschland. Ein Wintermärchen von H. Heine. Nr. 84: Der arme Heinrich. Von Hartmann v. d. Aue. Nr. 85/87: Homers Ilias. Von J. H. Voß. Nr. 88/89: Ovids Verwandlungen. Von J. H. Voß. Nr. 90/92: Gedichte des Grafen August von Platen. Gesamtausgabe. Nr. 93/95: Die Pickwickier. Von Charles Dickens (Boz). Erster Band. Nr. 96/98: Die Pickwickier. Von Charles Dickens (Boz). Zweiter Band. Nr. 99/100: Fabeln und Erzählungen von Chr. F. Gellert. Halle a. S., Otto Hendel.

Bleibtreu, Karl: Vaterland. Drei Dramen. Leipzig, W. Friedrich.

Böttcher, K.: Amoretten-Gekicher. Eine Skat-Humoreske. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Böttcher, K.: Schauspieler-Eitelkeit. Ungeschminkte Plaudereien. Vierte Auflage. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Bronns Klassen und Ordnungen des Tierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Sechster Band. 3. Abteilung. Lfrg. 56. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshdlg.

Chavanne, J.: Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate in den Jahren 1884 und 1885. Jena, H. Costenoble.

Collection Verne. Einzig autorisierte Ausgabe von Julius Vernes Schriften. Band 1 bis 10. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Diffret, A.: Das Lied der Glocke. Heidelberg, Carl Burow.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 19: Baccarat, von Hektor Malot. Erster Band. Stuttgart, J. Engelhorn.

Erde, Die, in Karten und Bildern. Ein Handatlas in sechzig Karten und achthundert Illustrationen. Lfrg. 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Erdmann, G. A.: Geschichte der Entwickelung und Methodik der biologischen Naturwissenschaften. (Zoologie und Botanik.) Kassel, Theo. Fischer.

Fils, A. W.: Bad Ilmenau und seine Umgegend am Thüringer Walde. Ein Führer und Gedenkbuch für Einheimische und Fremde. Vierte, wesentlich umgearbeitete Auflage von Dr. Preller. Hildburghausen, Kesselringsche Hofbuchhdlg.

Greif, M.: Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg.

Greif, M.: Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg.

Hartl-Mitius: Theatertypen. Mit dem Bilde und Faksimile des Verfassers. Drei Bände in einem Bande. Leipzig, F. Reinboth.

Hartleben, Erich: Zwei verschiedene Geschichten. Leipzig, W. Friedrich.

Hellwald, Friedrich von: Illustrierte Kulturgeschichte. Band 1: Haus und Hof in ihrer Entwickelung mit Bezug auf die Wohnsitten der Völker. Lfrg. 2/4. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Hogarths Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg. Revidiert und vervollständigt von Dr. P. Schumann. Dritte Auflage. Heft 24/25. Leipzig, A. H. Payne.

Hohenried, L. St.: Kattenburg. Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges. Wien, W. Frick.

Huther, A.: Die verschiedenen Pläne im ersten Teile von Goethes Faust.

Über Entstehung und Komposition des Gedichtes. Ein Versuch. Kottbus, P. Kittel.

Jäger, H.: Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt. Ein Handbuch für Gärtner, Architekten und Liebhaber. Mit 250 Abbildungen. Lfrg. 1. Berlin, P. Parey.

Koeber, R.: Ist E. Haeckel Materialist? Berlin, C. Dunckers Verlag.

Koettschau, C.: Der nächste deutsch-französische Krieg. Eine militärisch-politische Studie. Zweiter Teil. Straßburg, R. Schultz u. Co. Verlag.

Krauß, F.: Von der Ostsee bis zum Nordkap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Lfrg. 9-13. Neutitschein, R. Hosch.

Lamprecht, K.: Skizzen zur rheinischen Geschichte. Leipzig, Alphons Dürr.

Litterarische Volkshefte. Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart. Heft 1: Oskar Blumenthal, der Dichter des deutschen Theaters und der deutschen Presse, von Eugen Wolff. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Marsop, P.: Die Aussichten der Wagnerschen Kunst in Frankreich. Leipzig, F. Reinboth.

Möllhausen, B.: Das Loggbuch des Kapitäns Eisenfinger. Roman in drei Bänden. Stuttgart, H. Schönlein.

Müller, Hans: Griechische Reisen und Studien. Leipzig, W. Friedrich.

Pecht, Friedrich: Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Lfrg. 1. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Pène, Henry de: Zu schön. Roman. Dresden, H. Minden.

Reitlechner, C.: Unsere Nahrungsmittel. Die Beurteilung und Nährwertbedeutung der wichtigsten Nahrungsmittel. Wien, G. P. Faesy.

Rethwisch, E.: Die Schauspielerin. Schauspiel in fünf Akten. Norden, Hinricus Fischer Nachf.

Roßmäßler, E. A.: Die Geschichte der Erde. Vierte Auflage. Vollständig umgearbeitet, mit neuen Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht von Dr. Th. Engel. Lfrg. 1. Stuttgart, Otto Weisert.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Heft 1: Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen von Dr. J. Nover. — Heft 2: Die Stenographie. Nach Geschichte und Wesen. Von Hans Moser. Hamburg, J. F. Richter.

Schleiden, M. J.: Das Meer. Dritte Auflage, bearb. von Dr. Ernst Voges. Doppel-Lfrg. 7, 8. Braunschweig, Otto Salle.

Schneideck, G. H.: Episches Bilderbuch. Jena, H. Dabis.

Schomacker, Hanna: Bunte Märchen. Leipzig, W. Friedrich.

Schönau, L.: Der böse Boulanger oder die Wirkung des Septennats. Großes tragi-komisches Heldengedicht aus der Gegenwart. Mit 26 stimmungsvollen Illustrationen von Paul Widmayer. Stuttgart, Levy u. Müller.

Schreyer, H.: König Dietrichs Ausfahrt. Eine epische Dichtung. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Schulze, Adolf: Aus dem Notizbuch eines Berliner Schutzmanns. Leipzig, Carl Reißner.

Schwab, G.: Allerlei Bergfahrten. Gedichte. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.

Spamers, Otto, Illustriertes Konversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Zugleich ein Orbis pictus für die studierende Jugend. Abteilung 12, 13 und Lfrg. 73/80. Leipzig, Otto Spamer.

Steger, Gottlieb: Epische Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich.

Storm, Theodor: Bei kleinen Leuten. Berlin, Gebr. Paetel.

Vogt, J. G.: Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Vorträge mit erläuternden Holzschnitten. Leipzig, M. A. Schmidt.

Wald-Zedtwitz, E. von: Wenn Frauen lieben. Drei Bände. Berlin, O. Janke.

Wanderbilder, Europäische. Nr. 121, 122: Bad Cudowa. Einzige Arsen-Eisenquelle Deutschlands. Herausgeg. und bearb. von F. L. Martreb. Zürich, Orell Füßli u. Co.

Wundt, W.: Philosophische Studien. Vierter Band, 2. Heft. Leipzig, W. Engelmann.

Wundt, W.: Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift. Leipzig, W. Engelmann.

Zapp, A.: Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben. Berlin, S. Cronbach.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntnis der Gegenwart. Herausgegeben von Franz v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Heft 1/2: Der internationale Schutz des Urheberrechtes, von Dr. A. v. Orelli. Hamburg, J. F. Richter.

Zeitschrift für deutsche Sprache. Herausgegeben von Prof. Dr. D. Sanders. Jahrgang 1. Heft 2. Hamburg, J. F. Richter.

Aus Veranlassung des neunzigsten Geburtstages unseres Kaisers hat der Verleger des „Berliner Tageblatt", Herr Rudolf Mosse, den Entschluß gefaßt, ein

Preisausschreiben

zu erlassen und zu diesem Behufe

einen Preis von 10,000 Mark

auszusetzen für die Lösung der folgenden **Aufgabe:**

„Es gilt, die Entwickelung des Einheitsgedankens im Deut-„schen Volke, seinen Einfluß auf die Bildung und Stellung der poli-„tischen Parteien und seine Verwirklichung durch das deutsche Kaiser-„thum auf Grund wissenschaftlicher Forschung in Form abgerundeter „Geschichtsbilder von Anfang dieses Jahrhunderts ab bis zur Kaiser-„proklamation von Versailles zu einer volksthümlichen, möglichst gedräng-„ten Darstellung zu bringen."

Die einzusendenden Preisbewerbungen werden einem Preisrichter-kollegium unterbreitet, welchem in seiner Entscheidung vollste Unabhängigkeit verbürgt ist. Zur Uebernahme des Preisrichteramts haben sich bereit erklärt:

Reichstagsabgeordneter **Prof. Dr. Bulle,**
Oberbürgermeister **Dr. v. Forckenbeck,**
Reichstagsabgeordneter **Prof. Dr. Hänel,**
Professor Dr. Theodor Mommsen,
Reichstagsabgeordneter **Dr. v. Stauffenberg.**

Dem Preisrichterkollegium ist das Recht der Selbstkooptation für den Fall der Ausscheidung eines seiner Mitglieder vor Erledigung des Mandates zugesichert.

Der zu vertheilende Preis für das zu krönende Werk ist auf 10,000 Mark festgesetzt.

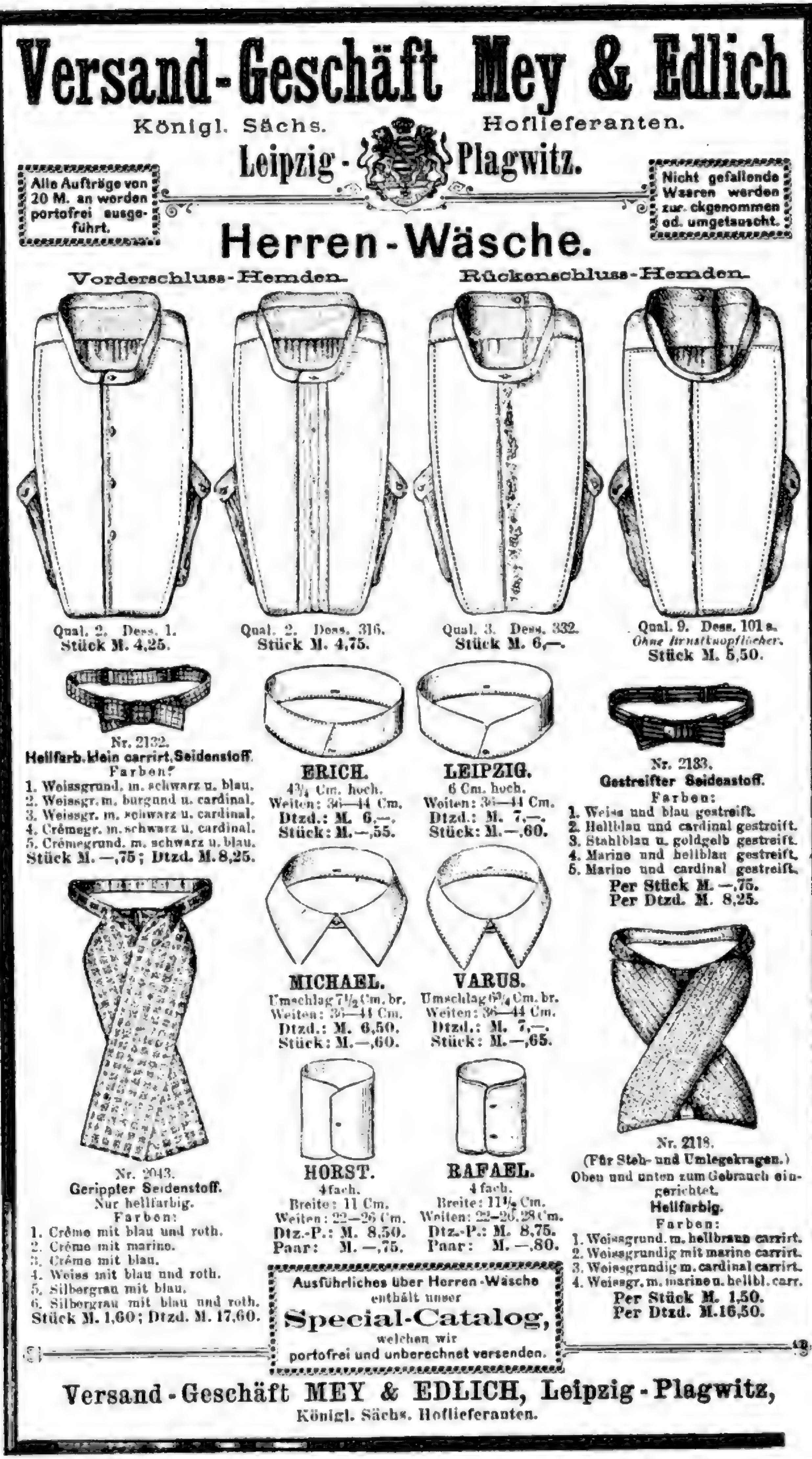
Für die Arbeit selbst ist ein Maximal-Umfang von ca. 25 Druckbogen gedacht. Die Bewerbungsarbeiten sind bis spätestens den 2. September 1888 an die Redaktion des „Berliner Tageblatt" in Berlin SW. einzuliefern. Die Verkündigung des Urtheils der Preisrichter findet dann am 22. März 1889 statt. Die Einsendung der Manuskripte hat anonym zu geschehen, jede Arbeit muß mit einem Motto versehen sein, welches sich auch auf einem verschlossenen Couvert zu befinden hat, das den Namen des Einsenders enthält.

Durch die Auszahlung des obigen Preises von 10,000 Mark erwirbt der Verleger des „Berliner Tageblatt", Herr Rudolf Mosse, das unbeschränkte Verlagsrecht des preisgekrönten Werkes. Er beabsichtigt, dasselbe abschnittweise im „Berliner Tageblatt" und in Buchform zu veröffentlichen. Den **Reingewinn** aus der Buchausgabe bestimmt der Verleger für **gemeinnützige Zwecke** und zwar zur Hälfte für die Unterstützungskasse des Vereins Berliner Presse, zur anderen Hälfte für die Alters-Versorgungs-Kasse des Allgem. Deutschen Schriftsteller Verbandes.

Mit diesem Preisausschreiben zu Ehren unseres Kaisers, des Vollbringers der sehnsuchtvollsten Träume der deutschen Nation, des Hortes und Schirmers jener Einheit, für die unsere Väter auf den Schlachtfeldern geblutet oder in Kerkern geschmachtet, hofft das „Berliner Tageblatt" die enge **Zusammengehörigkeit** von **Kaiser** und **Volk**, diesen beiden Machtfaktoren des neuen Reiches, geschichtlich in hellste Beleuchtung zu rücken und zwar durch ein **Volksbuch**, das als unvergänglicher litterarischer Denkstein dem deutschen Volke das Gedächtniß an das politische Ringen um seine Einheit für die Jahrhunderte festhält.

Die Redaktion des Berliner Tageblatts.

Der Chefredakteur: Dr. Arthur Levysohn.


Versand-Geschäft Mey & Edlich
Königl. Sächs. Hoflieferanten.
Leipzig-Plagwitz.
Alle Aufträge von 20 M. an werden portofrei ausgeführt.
Nicht gefallende Waaren werden zurückgenommen od. umgetauscht.
Herren-Wäsche.
Vorderschluss-Hemden.
Rückenschluss-Hemden.
Qual. 2. Dess. 1. Stück M. 4,25.
Qual. 2. Dess. 316. Stück M. 4,75.
Qual. 3. Dess. 332. Stück M. 6,—.
Qual. 9. Dess. 101 a. Ohne Brustknopflöcher. Stück M. 5,50.
Nr. 2132.
Hellfarb. klein carrirt. Seidenstoff.
Farben:
1. Weissgrund. m. schwarz u. blau.
2. Weissgr. m. burgund u. cardinal.
3. Weissgr. m. schwarz u. cardinal.
4. Crêmegr. m. schwarz u. cardinal.
5. Crêmegrund. m. schwarz u. blau.
Stück M. —,75; Dtzd. M. 8,25.
ERICH.
4¾ Cm. hoch.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 6,—.
Stück: M. —,55.
LEIPZIG.
6 Cm. hoch.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 7,—.
Stück: M. —,60.
Nr. 2183.
Gestreifter Seidenstoff.
Farben:
1. Weiss und blau gestreift.
2. Hellblau und cardinal gestreift.
3. Stahlblau u. goldgelb gestreift.
4. Marine und hellblau gestreift.
5. Marine und cardinal gestreift.
Per Stück M. —,75.
Per Dtzd. M. 8,25.
MICHAEL.
Umschlag 7½ Cm. br.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 6,50.
Stück: M. —,60.
VARUS.
Umschlag 6¾ Cm. br.
Weiten: 36—44 Cm.
Dtzd.: M. 7,—.
Stück: M. —,65.
Nr. 2043.
Gerippter Seidenstoff.
Nur hellfarbig.
Farben:
1. Crême mit blau und roth.
2. Crême mit marine.
3. Crême mit blau.
4. Weiss mit blau und roth.
5. Silbergrau mit blau.
6. Silbergrau mit blau und roth.
Stück M. 1,60; Dtzd. M. 17,60.
HORST.
4fach.
Breite: 11 Cm.
Weiten: 22—26 Cm.
Dtz.-P.: M. 8,50.
Paar: M. —,75.
RAFAEL.
4fach.
Breite: 11½ Cm.
Weiten: 22—26.28 Cm.
Dtz.-P.: M. 8,75.
Paar: M. —,80.
Nr. 2118.
(Für Steh- und Umlegekragen.)
Oben und unten zum Gebrauch eingerichtet.
Hellfarbig.
Farben:
1. Weissgrund. m. hellbraun carrirt.
2. Weissgrundig mit marine carrirt.
3. Weissgrundig m. cardinal carrirt.
4. Weissgr. m. marine u. hellbl. carr.
Per Stück M. 1,50.
Per Dtzd. M. 16,50.
Ausführliches über Herren-Wäsche enthält unser
Special-Catalog,
welchen wir portofrei und unberechnet versenden.
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz,
Königl. Sächs. Hoflieferanten.

31. Jahrg. August 1887. Heft 371.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig

Inhalt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Die beiden Töchter des Hauptmanns.

Erzählung

von

Hieronymus Lorm.

II.

Der „Nebel von Chlum" lag, wie bemerkt, noch verdüsternd über dem Reiche. In Wien, dem Mittelpunkt, waren zwar nicht die einzelnen Familienkreisen so wie dem Wohlstand und dem Gewerbefleiß durch den unglücklichen Krieg geschlagenen Wunden am meisten fühlbar, denn der Verlust der Lombardei und Venedigs für Österreich äußerte seine nachteiligen Folgen zunächst in den südlichen Provinzen, allein in Wien flossen die Klagen darüber zusammen. Hier wurde von allen Seiten her Abhilfe oder Milderung verlangt. Die Lage war eine weit schlimmere als sieben Jahre früher, nach dem Kriege von 1859, weil sich zu den äußeren Demütigungen, zu dem gezwungenen Aufgeben der Stellung in Deutschland, die unerbittliche Notwendigkeit gesellte, die innere Beschaffenheit des Reiches nach vielen mißglückten Verfassungsexperimenten einer gründlichen Neugestaltung zu unterwerfen. Das Verhältnis zu Ungarn, der Dualismus zwischen diesseits und jenseits der Leitha, wurde vorbereitet.

Dies war scheinbar keine Verstärkung der durch den Krieg verursachten socialen Leiden, hatte aber unmittelbar den Einfluß, daß sich die leitenden und maßgebenden Kreise mit geringerer Energie der Linderung des Elends hingeben konnten, weil die politischen Sorgen im Vordergrund standen. Der Thätigkeit großer geselliger Kreise, die sich von den Bestrebungen der Politik fern halten konnten, blieb es überlassen, durch Wohlthätigkeitsakte, welche sinnreich genug erfunden waren, das Interesse großer Massen zu erregen, dem allgemeinen Notstand einige Milderung zuzuführen. In der Aristokratie griff man zu den schon mehrmals mit Glück erprobten Versuchen, durch Theatervorstellungen, bei denen ausschließlich Herren und Damen des höchsten Adels mitwirkten und deren Schauplätze in den Palästen errichtet werden sollten, den Hilfskomitees für die Verwundeten,

für die Witwen und Waisen der Gefallenen, für die durch die Zeitverhältnisse Verarmten größere Summen zuzuleiten.

So kam es, daß die Gräfin Leopoldine von Hagern sich am Tage nach dem erwähnten Theaterbesuch in sehr übler Laune befand. Zu ungewöhnlich früher Stunde hatte sie den Besuch einer der an der Spitze der Wohlthätigkeitskomitees stehenden Damen, einer ihr befreundeten Fürstin, empfangen müssen, die ihr weniger als eine Bitte denn als eine Forderung der Pflicht darstellte, das gräfliche Palais einer theatralischen Aufführung zu überlassen. Man wußte, daß sich in diesem Palais ein schon im vorigen Jahrhundert errichtetes und ziemlich geräumiges Haustheater befand, von dem zwar jetzt nur die Balken und Gerüste und der akustische Raum übrig waren, welches aber, wenn man die Kosten nicht zu sparen hatte, rasch in einen schön dekorierten und dem Zwecke völlig entsprechenden Saal verwandelt werden konnte.

Dies Ansinnen allein hätte die Gräfin Hagern noch nicht verstimmt; denn obgleich sie ein wenig weltscheu geworden war, so hätte sie doch bloß durch Anordnungen und Gewährenlassen sich der Sache entledigen können. Allein die Fürstin mutete ihr auch zu, mit Unterstützung ihres Sohnes, des Grafen Armin, von dem man wußte, daß er zu jenen Kavalieren gehörte, die viel mit Künstlern verkehrten und namentlich den inneren und äußeren Theaterverhältnissen großes Interesse zuwendeten, das artistische Programm für die beabsichtigte Vorstellung zu entwerfen. Die meisten Familien der Aristokratie blieben bis zu Weihnachten auf ihren Gütern, man hatte daher von Dilettanten aus dieser Sphäre keine große Zahl zur Verfügung, wenn die Verwirklichung des Planes schon in den nächsten Wochen erfolgen sollte. Somit wäre es notwendig gewesen, die verfügbaren Kräfte, die weder musikalisch noch schauspielerisch hervorragender Art waren, in einer neuen interessanten Erfindung zu verwenden.

Die Gräfin versprach mit erzwungener Freundlichkeit, ihren Sohn für die Angelegenheit gewinnen zu wollen, und als ob das Schicksal selbst sie zu dem Werke nötigen wollte, das ihrem Innersten widerstrebte, trat gleich nach der Entfernung der Fürstin Armin in ihr Gemach.

„Eine fatale Geschichte," sagte die Gräfin, nachdem sie das Ansinnen der Fürstin mitgeteilt hatte; „ich muß dabei den Leuten vom Theater, die man notwendig zu Hilfe nehmen muß, Krethi und Plethi, die Honneurs machen. Ach, diese Zeiten! Sonst haben wir uns nicht geniert, offen zu zeigen, daß wir mit den Individuen, die nicht zu uns gehören, keine Berührung haben wollen. Was war uns dran gelegen, wenn man uns hochmütig und adelsstolz gescholten hat! Jetzt ist dieses Vorrecht, vollständig exklusiv zu sein, auf den Parvenu-Adel übergegangen. In den Ritterstand erhobene und baronisierte Börsenjobber dürfen sich mit aller Entschiedenheit den Plebs vom Halse halten. Der echten Aristokratie verzeiht man es nicht mehr, wenn sie im Verkehr das Geringste von ihrer Position merken läßt."

Armin hörte kaum auf diese Klagen, er freute sich im stillen des besonders günstigen Zufalls, der seinem Vorhaben entgegenkam. Etwas leichtsinnig hatte er seiner Cousine Konstanze versprochen, ihr ein Mädchen vom Ballett ins Haus zu bringen, und lange auf einen Vorwand gesonnen, unter welchem die Sache der Gräfin plausibel gemacht werden könnte. Schon hatte er bereut, sich so wenig Zeit dazu gelassen, Olympia schon für diesen Tag bestellt zu haben — und jetzt legte ihm der Zufall alles fertig in die Hand.

„Sie werden nicht viele Ungelegenheiten haben, Mama," gab er auf die Klagen zur Antwort, „wenn Sie mich nur frei schalten und walten lassen."

„O weh," rief die Gräfin, „dann ist mein Haus morgen ein Einkehrwirtshaus für alle fahrenden Gesellen von den Brettern! Und wir haben ein junges Mädchen zu Gaste! Man muß doch auf Konstanze Rücksicht nehmen."

„Ich denke," ließ sich Armin nach

einigem Nachdenken vernehmen, „ich habe die ganze Geschichte schon beisammen. Lustspiele können wir nicht aufführen, nicht mit den Dilettanten aus unseren Kreisen. Es ist ja niemand hier. Die Bürgersleute aber, welche hohe Eintrittspreise bezahlen sollen, wollen für ihr Geld nur hochadelige Schauspieler sehen. So blieben also Tableaux vivants. Das ist aber am Ende zu armselig. Es muß etwas Pantomimisches arrangiert werden, was man in der Theatersprache ein ‚Divertissement‘ nennt.“

Die Gräfin sah ihn fragend an, nicht recht verstehend.

„Eine mimische Handlung,“ erklärte er, „ohne Sprache, zuletzt Gruppierungen und Tänze. Dazu finden sich junge hübsche Mädchen und flinke Burschen genug in den uns nächststehenden Familien. Schönheit und Grazie sind häufiger zu finden als Talente. Ja, die Idee läßt sich auch am geschwindesten durchführen. Wir haben aber Eile; die Fürstin hat recht; man braucht das Geld so bald als möglich. Nur eine Schwierigkeit, eine einzige, freilich die Hauptsache, ist noch —“

„Was meinst du?“ fragte seine Mutter mit einem Ausdruck der Befriedigung, denn im Grunde hoffte sie, das Ganze werde noch an einer Schwierigkeit scheitern.

„Ich habe es schon,“ fiel jedoch der Sohn bald genug ein; „man muß einen Ballettmeister haben oder, noch besser, eine gute Tänzerin, welche in der Regie beschäftigt ist und dem jungen Volk die Geschichte einstudiert. Ja, das ist es.“ Er erhob sich und fuhr lebhaft fort: „Es ist keine Zeit zu verlieren, ich bestelle Fanny Rittinger hierher. Um drei Uhr ist doch die richtige Stunde? Da wollen wir sogleich mit ihr ins reine kommen.“

„Wer ist Fanny Rittinger?“ fragte die Gräfin gedehnt.

Armin gab eine Schilderung des ausgezeichneten Rufes, den die Betreffende sowohl als Künstlerin wie in moralischer Beziehung genoß. In diesem Augenblicke trat Konstanze ein, und indem er die Einwilligung der Mutter als eine stillschweigende voraussetzte und der jungen Gräfin mit Augenwinken zu verstehen gab, daß sie das früher zwischen ihnen Abgemachte nicht verraten dürfe, sprach er lebhaft und mit fröhlicher Miene:

„Sie sollen eine Überraschung haben, Cousine, ich werde Ihnen heute eine Dame vom Theater vorstellen; da können Sie sich alle Wunder erklären lassen, über welche Sie gestern gestaunt haben. Eine Fee oder Zauberin werden Sie mit eigenen Augen vor sich stehen sehen.“

Er nahm eilig seinen Hut, aber die alte Gräfin entließ ihn nicht, ohne ihm zu sagen:

„Wahrhaftig, das geht bei dir mit Courierzug. Ich habe die Fürstin gefragt, wieviel wir denn im günstigsten Falle zusammenbrächten nach Abzug aller Kosten. Wenn's hoch kommt, so sind es dreißigtausend Gulden. Ich überlege, ob man die Summe nicht ohne Theaterspielen auftreiben könnte. Dann wäre man den ganzen Plunder mit einem Schlag los. Wirklich, ich denke darüber nach.“

Armin hielt ihr nicht stand, die Sache weiter zu erörtern. Erfreut, daß ihm die Einführung Olympias gelungen war, eilte er zum amerikanischen Gesandten, um die dürftigen Mitteilungen, welche er tags vorher von ihm erhalten, zu vervollständigen. Hatte er die Spannung Olympias durch seine vielsagenden und vielverschweigenden Andeutungen auf das höchste gesteigert, so sollte sie dafür, wenn möglich, auch eine größere Befriedigung erlangen, als durch die dürftigen Angaben, die ihm bisher aus dem Munde des Gesandten bekannt geworden waren. Der Brief aus Philadelphia war von einem unbeteiligten Manne, von einem Banquier, der mit dem Gesandten befreundet und von einem Rechtsanwalt in Chicago ersucht worden war, die Bekanntschaft mit dem Gesandten zu benutzen, um Erkundigungen über den Lebenswandel eines Mädchens, Namens Fanny Rittinger, in Wien einzuziehen. Das war alles, was der Graf gestern erfahren und wo-

raus er Kapital geschlagen hatte, um das Interesse Olympias zu erregen, nicht ahnend, daß dieser scheinbar so geringfügige Umstand von Olympia so bedeutungsvoll aufgefaßt werden würde, als es in der That der Fall gewesen. Nun fürchtete er, sich vor ihr zu blamieren, wenn er ihr nichts weiter vorzubringen hätte als die Frage, welche Angaben er dem Gesandten machen sollte. Er traf im Kabinett des amerikanischen Gesandten nur den Sekretär desselben, Mr. Walcolme, einen distinguierten und feingebildeten jungen Mann, der sich dem diplomatischen Dienst nur angeschlossen hatte, um das Leben auf dem europäischen Kontinent ein wenig kennen zu lernen. In der Gesellschaft des Sekretärs befand sich ein junger Mann von auffallend schönem Äußeren, der dem Grafen als Herr Klemens von Auersdorf vorgestellt wurde.

„Ah," sagte der Graf nach der üblichen Verbeugung, „Sie sind mir kein Fremder, Herr von Auersdorf; ich glaube wenigstens, den Sohn eines guten Bekannten, des Hof- und Ministerialrates, zu begrüßen!"

Der junge Mann bejahte und fügte mit einem melancholischen Lächeln hinzu, daß der Vater ihm über die gestrige Unterredung mit dem Grafen Andeutungen gegeben.

„Mein guter Vater," setzte er hinzu, „will mich mit Gewalt in die Geschäfte hineinbringen, für welche ich nicht tauge. Ein stilles Privatleben in einer Rechtskanzlei mit tiefer Versenkung in die verwickelten Gutsprozesse adeliger Häuser ist das höchste Lebensideal, das meinem Vater für seinen Sohn vorschwebt."

„Ich dachte mir's gleich," bemerkte Armin, „daß Sie zu begabt und zu ehrgeizig sein dürften, um nicht an den großen politischen Bewegungen, die jetzt bei uns in Schwung kommen, aktiven Anteil zu nehmen."

Auersdorf schüttelte verneinend den Kopf, schien aber einer weiteren Auseinandersetzung entfliehen zu wollen. Er nahm seinen Hut und verabschiedete sich freundschaftlich von Walcolme und mit einer förmlichen Verbeugung von dem Grafen.

„Was ist mit diesem Burschen, Mr. Walcolme?" fragte der Graf, als er mit dem Sekretär allein war. „Ist er wirklich vom Spleen wie von einer Krankheit besessen?"

„Sie wissen darum, Herr Graf?" erwiderte der Sekretär; „dann möchte ich von Ihnen das Richtige erfahren."

„Ich weiß nicht mehr," versetzte Armin, „als was ich eben sagte, und das habe ich gestern aus Andeutungen seines Vaters entnommen. Steckt irgend eine Geschichte dahinter?"

„Nur soviel ist mir bekannt," erwiderte Mr. Walcolme, „daß Auersdorf auf seiner Reise in Amerika, ich glaube in der Umgegend von Chicago, etwas Seltsames erlebt hat, das ihm seitdem Geist und Gemüt niederdrückt. Er kam von einer Reise mit der Eisenbahn auf einer Station an und lief wie ein Wahnsinniger an dem Orte umher, wo er nur zufällig ausgestiegen war, denn er hatte ein ganz anderes Reiseziel. Er versäumte auch das Weiterfahren, ließ sein Handgepäck im Stich und irrte in einem Walde umher, bis er erschöpft niedersank. Dort fanden ihn Leute, die ihn nach dem kleinen Orte zurückbrachten und dem Hospital überlieferten. Zum Glück trug er Barschaft genug in der Tasche, daß er sich eine Zeit lang dort verpflegen lassen konnte. Dies alles habe ich halb von ihm selbst, halb durch Bekannte in Chicago erfahren. Er lag einige Wochen im Fieber, dann kehrte er sogleich nach Europa zurück. Was aber der Anlaß dieser plötzlichen Raserei war, ob ein ernstes Erlebnis vorausgegangen, davon ist mir keine Kunde geworden, das ist sein Geheimnis."

Der Graf hatte mit jenem scheinbaren Interesse zugehört, welches die Höflichkeit fordert, im Grunde aber war seine Aufmerksamkeit nur durch den Namen der Stadt Chicago erregt worden, aus welcher der Brief des Rechtsanwalts an den Banquier in Philadelphia gerichtet

worden war. Mr. Walcolme war in allen Dingen der Stellvertreter des Gesandten und wußte daher um die Erkundigungen, die dieser über Fanny Rittinger einziehen wollte.

„Sie haben soeben Chicago genannt, Mr. Walcolme," sagte der Graf, „von dort geht ja die Frage nach der Tänzerin aus. Was hat diese eigentlich zu bedeuten?"

Der Sekretär machte ein sehr diplomatisches Gesicht, welches anzeigen wollte, daß tausend geheimnisvolle Sachen zu verschweigen wären und daß man doch zugleich das Vorhandensein solcher Geheimnisse verraten wollte.

„Ich darf Ihnen bemerken," erwiderte er, „daß wir nicht darauf gefaßt sind, gefragt zu werden, weil wir selbst Fragen gestellt haben. Sie haben uns gestern geantwortet, daß Sie sich bei den Leuten vom Theater verläßliche Auskunft über das Mädchen holen werden, um das es sich hier handelt. Wir haben zu großes Vertrauen zu dem Gentleman Grafen Hagern, um im geringsten zu zweifeln, daß alles, was er uns von der fraglichen Person mitzuteilen gedenkt, so verläßlich sein wird wie eine Polizeinote."

„Das Vertrauen ist ganz am Platze," erwiderte der Graf; „ich habe selbstverständlich kein Interesse, etwas anderes als die Wahrheit zu sagen, obgleich in Bezug auf Frauen einem Manne auch eine schonende Umgehung erlaubt wäre. Dies würde ich aber durchblicken lassen, wenn ich davon Gebrauch machen wollte. Indem ich versichere, ganz offen zu sprechen, ist auch kein Zweifel mehr gestattet."

Mr. Walcolme verbeugte sich zustimmend, und der Graf wiederholte, was er kurz vorher seiner Mutter gesagt hatte, eines wie tadellosen Rufes Fanny Rittinger sich in jeder Beziehung erfreute und zwar schon seit sieben Jahren, so lange, als sie beim Theater war.

„Um Ihnen einen sprechenden Beweis zu geben," schloß er, „welche Reinheit des Lebenswandels der Dame zugeschrieben wird — heute nachmittag drei Uhr führe ich Fanny Rittinger in mein Haus ein und stelle sie meiner Mutter vor."

* * *

Von dieser letzten Äußerung war Mr. Walcolme sichtbar angenehm überrascht. Da er jedoch nur schwieg, nur einige kleine Notizen aufzeichnete, war der Graf von seinem Ziele, Olympia etwas Bestimmtes mitteilen zu können, so weit wie früher entfernt. Offen bemerkte er daher:

„Ich gestehe Ihnen, Mr. Walcolme, daß ich die Tänzerin von einer Erkundigung nach ihr aus der Neuen Welt in Kenntnis gesetzt habe. Die Nachricht hat außerordentlich auf den Gemütszustand des armen Wesens gewirkt, und ich möchte Olympia, wie ihr Theatername ist, bei Gelegenheit ihres heutigen Besuches gern etwas Ausführlicheres mitteilen können."

Der Sekretär besann sich eine Weile und erwiderte dann scheinbar ablenkend:

„Ich möchte Sie zu einem Lunch bitten, Herr Graf, die Speisestunden sind hier zu Lande so mannigfaltig; wann ist die Ihre?"

Armin warf nachlässig hin, daß er um fünf Uhr bei seiner Mutter diniere, worauf Mr. Walcolme erfreut erwiderte, dann sei gerade jetzt die rechte Zeit zum zweiten Frühstück, und ihn bat, daran teilzunehmen.

„Ich wohne im Hotel Munsch," sagte der Sekretär; „ich bin dort bei meiner Ankunft in Wien abgestiegen und habe meine Zimmer gleich für die ganze Dauer meines Aufenthaltes festgehalten. Beim Glase Wein kann ich Ihnen erzählen, was für Ihren Schützling vielleicht einiges Interesse haben wird."

Die letzte Bemerkung bestimmte den Grafen, dem Sekretär nach dem Hotel zu folgen. Als der Wein in den Gläsern und die Cigarren im Munde waren, äußerte Mr. Walcolme:

„Gewiß, unsere Olympia gehört zu jenen Frauen, welche sich mit Ehren eine unabhängige Stellung gebildet haben. Er-

lauben Sie mir jedoch, ein wenig bei dem Unterschied zu verweilen, der zwischen solchen Frauen hier und in meinem Vaterlande herrscht. Ich habe ein Beispiel erlebt, das dafür bezeichnend genug ist. Wenn Sie die Geschichte hören wollen —"

Der Graf nickte schweigend, und Mr. Walcolme begann:

„Vor vielen Jahren — es war die Zeit, in der man zuerst Kalifornien ausbeutete — kam auch ein Mann dahin, ein Deutscher, welcher früher im Norden der Union ein einfacher Farmer gewesen. Natürlich gehörte er zu den ersten, die sich bereicherten, und er führte sogar ungewöhnlich große Schätze mit sich, als er sich in Chicago niederließ.

„Er war ein eingefleischter Hagestolz, ich glaube, auch ein Menschenfeind, wenigstens hat er sogar seinen Blutsverwandten in Europa gegenüber nicht daran gedacht, seine Reichtümer für andere beglückend anzuwenden. Dies änderte sich, als sein leiblicher Bruder mit Frau und Tochter plötzlich vor ihm auftauchte. Der Bruder war früher österreichischer Hauptmann gewesen, und sein Töchterchen, das er Lori nannte, war erst acht oder neun Jahre alt.

„Der wackere Hauptmann wollte kein geschenktes Wohlleben führen, was auch der Bruder, selbst von jeher ein tüchtiger Arbeiter, sehr gut verstand. Ja, er verstand es nur zu gut. Denn trotz der unsäglichen Schwierigkeiten, die der Hauptmann zu überwinden gehabt, um seinen Bruder aufzufinden, und trotz der Notlage, in der sich der neue Einwanderer sichtlich befand, würde der misanthropische Millionär seinen nächsten Blutsverwandten arm, wie er gekommen war, wieder haben ziehen lassen, wäre nicht ein merkwürdiger Umstand dazwischen getreten.

„Dieser selbstsüchtige, einsiedlerische und verdrossene Crösus sollte vielleicht zum erstenmal in seinem Leben von einer uneigennützigen Leidenschaft ergriffen werden. Diese Leidenschaft war das kleine Mädchen Lori. Allerdings zeigte schon das Kind, das sie damals noch war, daß sie sich zu einer großen Schönheit entwickeln werde; allein dies konnte bei acht oder neun Jahren noch von keinem Einfluß auf die Vorliebe des alten Mannes sein. Sie gewann ihn durch den Reiz ihrer Kindlichkeit, vielleicht auch war es eine Bestimmung des Schicksals, daß dieser hartherzige alte Bursche nicht in die Grube fahren sollte, ohne wenigstens einmal für etwas anderes als für das Geld gefühlt zu haben.

„Er gab seinem Bruder gehörig zu thun, denn er hatte ein Comptoir für Getreide und eines für Vieh und stellte die Bedingung, daß die Mutter Loris sich ausschließlich mit der Erziehung der Kleinen beschäftigen und nichts sparen sollte, Lori zu einem möglichst vollkommenen Wesen zu machen. In Chicago sind sechzigtausend Deutsche, und es ist daher für jede Art von Unterricht gesorgt, dessen eine deutsche Erziehung bedarf. Allein Lori sollte nach der Ansicht ihres Onkels hauptsächlich eine Amerikanerin sein, die englische Sprache von Grund aus bemeistern, die Manieren und den Unabhängigkeitssinn einer Tochter dieses freien Landes sich aneignen.

„Lori entsprach all diesen Erwartungen. Jahre vergingen, die gänzlich ihrer Erziehung gewidmet waren. Sie war schon sechzehn Jahre alt, als ich die Familie kennen lernte. Ich bin selbst, wie Sie wohl aus meiner Sprache merken, halb und halb ein Deutscher, wenn auch in der Union geboren und nach meinen Gesinnungen und Bestrebungen ausschließlich Amerikaner. Seit meiner frühen Jugend schon bin ich verlobt, werde nach meiner Rückkehr heiraten und liebe meine Braut über alles. Ich sage Ihnen dies, damit Sie nicht etwa glauben, verliebte Befangenheit bestimme mein Urteil über Lori, die mir immer halb fremd bleiben wird. So kann ich denn mit Wahrheit behaupten, daß sie mit sechzehn Jahren ein unvergleichlich schönes Mädchen war, dabei hoch gebildet, stolz und edel und mit ganzer Seele Patriotin. Wir befanden uns damals im zweiten Jahre des

Bürgerkrieges mit den Südstaaten, und abgesehen von aller Politik, gab es im Norden keine Frau, die nicht ‚Onkel Toms Hütte‘ gelesen hätte und folglich Feuer und Flamme für die Niederwerfung der sklavenhaltenden Südstaaten gewesen wäre.

„Im Hause der Familie selbst befand sich ein athletischer Neger, dem man, wie es bei uns den Schwarzen gegenüber gebräuchlich ist, einen selbsterfundenen Namen gegeben hatte, er wurde ‚Spartakus‘ genannt. Natürlich wurde er nicht als Sklave gehalten, er war ein treuer Diener und hatte besonders für Lori eine fabelhafte Anhänglichkeit. Sie zwang ihn, sich dem Kampfe zur Befreiung seiner Brüder beizugesellen, obgleich die Vorurteile gegen die farbige Rasse auch im Norden so groß sind, daß kein Mann von dunkler Hautfarbe den weißen Freiwilligen sich anschließen durfte, die doch für die Befreiung der Schwarzen kämpften.

„Auf dem hochbegabten und wunderschönen Mädchen, welches die Liebe des Onkels mit allen Freuden und Besitztümern der Glücklichen umgab, lastete zur Zeit, als ich zuerst ins Haus kam, noch ein Kummer. Lori hatte in ihrer Heimat jenseit des großen Wassers eine um zehn Jahre ältere Schwester zurückgelassen und konnte sich weder selbst erklären noch von Vater oder Mutter eine Aufklärung darüber erlangen, warum die Schwester schon vor der Auswanderung aus dem elterlichen Hause verschwunden war. In der ersten Zeit hatte man Lori mit der Lüge zu beschwichtigen gesucht, die Schwester werde in einigen Monaten nachkommen. Nichts traf ein, und Lori wurde um so unglücklicher, als keine Briefe von der Vermißten kamen und keine an sie geschrieben wurden. Wieder begann sie ihre Klagen, sie entbehrte die Pflege und die Zärtlichkeit, die sie von dem älteren Mädchen genossen hatte, und Sehnsucht und Bangigkeit ließen sie nicht ruhen. Da trat plötzlich der strenge Vater vor sie hin und gebot ihr unter Drohungen, nie wieder von der Schwester zu sprechen oder auch ihren Namen zu nennen. Die Mutter weinte bei diesem Auftritt, aber was der Vater mit zornigen Worten befohlen, das wiederholte die Mutter mit sanften Bitten. Lori schwieg eine Weile, aber ihr Herz wollte nicht verstummen, und die Folge war, daß die Kleine in eine schwere Krankheit verfiel, die ihre Angehörigen in Angst und Verzweiflung setzte.

„Als sie zum erstenmal vom Fieber frei war, da saß der Oheim an ihrem Bette, küßte die Hände des Kindes und sprach sein Entzücken darüber aus, daß sie auf dem Wege der Genesung war. Sie fragte ihn, ob er wisse, weshalb sie krank geworden, und als er verneinte, hatte sie den Mut, ihm trotz des elterlichen Verbotes ihren Kummer anzuvertrauen. Er gelobte ihr Schweigen über den Ungehorsam und sagte ihr endlich nach verschiedenen Redewendungen, welche sie nicht verstand, daß zur Zeit, da sie sechzehn Jahre zählen werde, sich gewiß ein Freier um ihre Hand einfinden würde, und sobald sie Braut geworden, werde man ihr das Geheimnis entdecken können. Bis dahin könne er ihr nur raten, wie es die Eltern wünschten, von der Schwester nicht mehr zu sprechen, ihren Namen nicht über die Lippen zu bringen, weil ihr bis zu dem angegebenen Zeitpunkte doch niemand Aufschluß zu geben vermöchte.

„So schwieg sie denn wirklich jahrelang, und als ich ins Haus kam, hatte sie das angegebene Alter erreicht. Auch der Freier stellte sich ein; dies war aber kein anderer als der Oheim selbst. Mehr mit Erstaunen als mit Widerwillen nahm sie seine heimliche Bewerbung auf, und fast wäre sie mit ihrer unschuldigen Seele, die den Ernst des Schrittes nicht erwog, bereit gewesen, einzustimmen in dem Augenblicke, als der Freier ihr in Erinnerung brachte, daß er der Braut das Geheimnis ihrer Schwester zu enthüllen versprochen habe. Lori bat sich nun aus, erst mit der Mutter zu sprechen. Diese erschrak nicht wenig über den Antrag, und um die Versuchung sogleich zu beseitigen, weihte sie jetzt selbst Lori in die Geschichte der in Europa zurückgebliebenen Tochter ein.

„Die Geschichte war einfach genug. Ein Lieutenant hatte sich um diese Tochter beworben, und da er keine Hoffnung hatte, die Heiratskaution bestreiten zu können, so war seine Geliebte pflichtvergessen genug, aus dem elterlichen Hause zu fliehen und ihm anzugehören.

„Dies wurde Lori so schonend mitgeteilt, als ihre Mädchenhaftigkeit es erheischte, und da ich zu jener Zeit bereits ihr Vertrauen gewonnen hatte, so verschwieg sie mir ihre Gefühle bei dieser Kunde nicht. Sie war reif genug, um alles zu begreifen, und stolz genug, um es nicht zu verzeihen. Nach ihrer Meinung hätte die Schwester, ehe sie einen so ungeheuren Kummer über die Angehörigen brachte, den Lieutenant zwingen müssen, die militärische Laufbahn aufzugeben und einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Dann wäre sie berechtigt gewesen, selbst gegen den Willen der Eltern die armseligste Ehe einzugehen, aber immer eine Ehe.

„Ich wagte schüchtern, ihr vorzustellen, daß die weltlichen Satzungen, der Segen der Kirche, nicht immer die Handlungsweise eines liebenden Mädchens bestimmen können. Allein Lori entgegnete mit einer Einsicht, die mich staunen machte, daß es für zwei Menschen, die sich wirklich lieben, das höchste Ziel sein müsse, diese Liebe frei vor aller Welt bethätigen zu dürfen und daß der Tadel und die Verachtung der Leute für das wahre Glück eine fürchterliche Zerstörung sein müßten, weil dann alle Welt von einem Bunde spräche, der, wenn er gesetzlich geschlossen wäre, die Zunge der Welt gar nicht mehr beschäftigte.

„Die Eltern Loris waren in nicht geringer Pein wegen der Bewerbung des Oheims, dessen Zurückweisung leicht vernichtende Folgen für die Existenz der kleinen Familie hätte mit sich bringen können. Das Schicksal half ihnen der Verlegenheit entgehen. Ein Schlagfluß mit nachfolgender Gehirnlähmung war das Ende des Millionärs, bevor er noch ein Fehlschlagen der Bewerbung hatte erfahren müssen. In seinem Testament befand sich kein einziges Legat, seine Nichte Lori war zur Universalerbin seiner sämtlichen Reichtümer eingesetzt.

„Wie großartig die Erbin jetzt ihr Leben gestaltete, wie viel Glück sie um sich verbreitete — wie könnte ich Ihnen dies in einem Tage schildern! Da sehe ich aber erst, weil ich es Ihnen eben nicht schildern kann, daß ich Ihnen den Unterschied zwischen freien Weibern hier und jenseit des Oceans doch nicht recht deutlich machen konnte."

Mr. Walcolme schwieg mit einem diplomatischen Lächeln. Er war von dem Irrtum ausgegangen, der Graf müßte in die Vorgeschichte seines Schützlings vollkommen eingeweiht sein, und durch seine Erzählung wollte Mr. Walcolme nur darthun, daß auch er selbst um den jugendlichen Fehltritt der Tänzerin wußte, und dadurch die Vorsicht rechtfertigen, mit der er als Vertreter der Familie zu Werke gegangen war. War es doch klar, daß diese dem Mädchen sich nicht wieder nähern konnte, ohne Bürgschaft zu haben, daß es seitdem eine achtbare Stellung erlangt hatte. Der Graf sah die Richtigkeit dieses Verhaltens ein, verbarg aber, daß ihm das Erzählte neu war, und war sich selbst noch nicht über die Empfindungen klar, die es in ihm erregte. Was ging ihn im Grunde das Mädchen an, sagte er sich; er wollte nur, nachdem er vor ihr die Rolle eines Vermittlers auf sich genommen, ihr ein erfreuliches oder mindestens ein wichtiges Resultat melden können.

Eben war er im Begriffe, sich offen darüber auszusprechen, als ein riesiger Neger an der Thür erschien und sich stumm verbeugte. Der Sekretär schien diese stumme Botschaft vollkommen zu verstehen. Er ersuchte den Grafen, eine Entfernung für zehn Minuten zu gestatten.

Der Graf blieb allein. Er mußte sich gestehen, daß er bis zu diesem Augenblicke ein wenn auch nur kavaliermäßiges Interesse an Olympia genommen hatte. Die Wunde, welche einst seiner Eitelkeit

durch sie geschlagen worden, hatte am vorhergegangenen Abend, als die Glut der Aufregung die Tänzerin verjüngte, wieder zu bluten angefangen. Sie war ihm nicht mehr wie halb verblüht erschienen, und die Annahme, daß nicht der geringste Makel an ihrem Lebenswandel haftete, war am meisten Ursache gewesen, daß er so leidenschaftlich eine nähere Beziehung zu ihr gesucht und seit dem gestrigen Abend sich diesem Wunsche wieder hingegeben hatte. Nun war durch die Erzählung Walcolmes diese schöne Illusion zerstört, Olympia war nicht viel besser, als man es von den Theaterweibern allen erwarten konnte, und er schämte sich fast, so viele Zeit, so vielen Ernst und so viele Gedanken in die Beziehung zu ihr gelegt zu haben.

Sein Vorsatz war, die ganze ihm so nichtig gewordene Angelegenheit rasch abzuschütteln. Die erlittene Enttäuschung sollte ihm nur dazu gedient haben, sich jetzt mit ganzer Kraft auf einen Beruf im Staatsleben werfen zu können. Noch heute wollte er vom Hof- und Ministerialrat Auersdorf erfahren, was dieser über die Ernennung eines neuen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten sagen konnte. Fort von hier! Aus dem Lande hinaus! Das war der Sehnsuchtsruf, den ihm jetzt seine Stimmung eingab. Dennoch regte sich in seinem Innersten ein Bedauern, er vermißte ein Glück, von dem er selbst nicht hätte sagen können, wie es gestaltet sein sollte.

Da kehrte Mr. Walcolme zurück und fragte mit seinem gewohnten diplomatischen Lächeln:

„Der Schwarze, welchen Sie gesehen haben, ist kein anderer als Master Spartakus. Was schließen Sie wohl daraus?“

„Sehr einfach,“ erwiderte der Graf, „Hauptmann Rittinger mag mit Frau und Tochter in Wien eingetroffen sein, um sein älteres Kind wieder in den Schoß der Familie aufzunehmen. Verzeihung, Versöhnung, Gruppe, Tableau!“

„Nicht ganz so,“ gab der Sekretär lachend zur Antwort, „das Schauspiel beginnt erst mit einer Bitte an Sie, Herr Graf.“

* * *

Armin warf den Kopf in die Höhe, er schien nicht recht geneigt, seine Beschäftigung mit dieser Angelegenheit noch weiter auszudehnen. Der Sekretär, gewohnt, jede Nuance einer Gemütsbewegung bei Menschen, mit denen er zu thun hatte, zu erlauschen, versicherte, daß keine belästigenden Konsequenzen für den Grafen sich bilden würden.

„Es handelt sich um weiter nichts,“ fügte er hinzu, „als daß Sie mir erlauben, Sie den Damen vorzustellen. Sie erraten wohl, daß der Brief des Rechtsanwalts in Chicago von der Familie selbst nach Philadelphia gebracht worden und ebenso von dort aus der Brief des Banquiers an den Gesandten hier. Da man nun durch Sie, Herr Graf, über die Stellung Fanny Rittingers einigermaßen beruhigt ist, so hegt man das lebhafte Bedürfnis, Ihnen für Ihre Intervention in der peinlichen Angelegenheit zu danken.“

Der Graf lachte, und nach der Gewohnheit vieler Aristokraten in Wien, halb im Dialekt dieser Stadt zu sprechen, so oft sie mit Nonchalance über etwas Unbequemes hinweggehen wollen, sagte er:

„Gern g'schehn. Ich nehm's für genossen an.“

Er dachte, in diesen Worten liege eine genügende Ablehnung. Allein der Sekretär war viel zu sehr Amerikaner, um nicht selbst in der geringsten Kleinigkeit hartnäckig zu sein. Er wies auf das fremdländische Interesse hin, welches die Vorstellung für den Grafen haben könnte, und diesem fiel plötzlich bei, daß er sich gerade in seinen jetzigen Bestrebungen nach einem Posten in der Staatslenkung keinem Diplomaten ungefällig zeigen durfte.

So fand denn die Vorstellung statt. Die prachtvollsten Apartements des Hotels thaten sich vor dem Grafen auf. Nichts aber hatte der Wechsel des Geschickes an

der Schlichtheit und Einfachheit der Hauptmännin Rittinger geändert. Zum Teil in Wiener Redensarten dankte sie ihm für den Trost, ja für das Glück, die Mutterarme nach dem verlorenen Kinde ausstrecken zu dürfen. Sie hätte dies so wenig gehofft, daß Sie nicht deshalb die weite Reise unternommen. Nur ein nicht zu besiegendes Heimweh hätte sie vermocht, trotz Alter und Kränklichkeit zurückzukehren, nur um den geliebten Wiener Boden wieder zu betreten.

„Jetzt aber ist alles gut," fuhr sie fort, „und am meisten freut mich, daß die Fanny sich eine solche Freundschaft erworben hat. Denn wie der Herr Sekretär sagt, wird meine Fanny — ja, ich darf wieder sagen, m e i n e — sogar von Ihrer Frau Mutter empfangen, Herr Graf. Der Adel giebt halt noch immer hier den Ton an; in der Neuen Welt ist man ganz außer der Welt."

Beide Damen waren in tiefe Trauer gekleidet. Lori hatte, nachdem ihr der Graf vorgestellt worden, kein Wort an ihn richten können, um den Gefühlsstrom der Mutter nicht zu unterbrechen. Jetzt stand das Mädchen abseits in leisem Gespräche mit Walcolme, trat jedoch, als Frau Rittinger schwieg, wieder vor den Grafen. Er sah sie mit einem Staunen an, welches er konventionell zu verbergen kaum fähig war. Die Gestalt und die Formen einer Juno im Verein mit dem Antlitz einer Madonna hätten den Mann, der in allen Hauptstädten Europas die schönsten Frauen gesehen, nicht so sehr überrascht; allein das waren dieselben holdseligen, nur von Jugend noch verklärten Züge, die ihn einst zu Olympia so mächtig hingezogen hatten. Die Musik der Bewegungen, die Grazie der Haltung vervollständigten die Ähnlichkeit, die jedoch durch einen fremdartigen Zauber sich wieder in etwas Neues verwandelte. Erst als Lori sprach, gab sich dieses Neue als die Regsamkeit eines Geistes zu erkennen, welche durch großartige Anschauungen, durch weitgedehnte politische Verhältnisse genährt worden war. Das Unglück, das Österreich betroffen hatte, war der erste Gegenstand ihrer Äußerung.

„Mein Vater," sagte sie im Verlauf derselben, „hat noch auf seinem letzten Krankenlager viel unter den traurigen Nachrichten aus seinem Vaterlande gelitten. Wie viel lieber hätte er auf dem Schlachtfelde, um die Niederlage nicht zu überleben, als im fernen fremden Lande seinen letzten Seufzer ausgehaucht! Nur sein Bote, nur der Vollstrecker seiner Befehle bin ich, wenn ich den Anstrengungen zu helfen, zu mildern, alles zur Verfügung stelle, was man verlangen kann."

Sie fragte nach den neuen Gestaltungen der Dinge, und der Graf kam mit ihr in eine Unterhaltung, die ihn erquickte. Kein Wort aber ließ sie von ihrer Schwester fallen, ja sie wich sogar erkennbar aus, als der Graf, sich verabschiedend, nach den Wünschen fragte, nach den Grüßen, die er Fanny zu bestellen hätte.

Mr. Walcolme begleitete den Grafen bis an die Treppe und bemerkte:

„Sie sehen, Herr Graf, an dem Verhalten Loris, daß die Versöhnung sich nicht so glatt abspielen wird wie das Ende eines Schauspiels. Wir müssen warten, was daraus werden soll. Noch eins, Herr Graf, ein Letztes wird von Ihnen verlangt, dann sind Sie die Sache vollständig los. Von drei Uhr an wird ein Wagen vor Ihrem Palais stehen und Spartakus wird den Schlag offen halten. Veranlassen Sie Fanny, den Wagen zu besteigen und sich getrost ihrem Schicksal zu überlassen, verraten Sie aber nicht mit e i n e r Silbe, was ihr bevorsteht. Das ist der Wunsch der Frauen. Sie soll nichts vorbereiten, nichts in sich komponieren können; die plötzliche ungeheure Überraschung soll ihr die ganze Wahrheit über ihr Leben, Denken und Fühlen entreißen."

Der Graf ging langsam durch die belebten Straßen. Eine Art von Betäubung hatte ihn ergriffen, die er anfangs sogar für ein körperliches Unwohlsein hielt. Darum wollte er sich längere Zeit der frischen Luft aussetzen. Bald aber mußte

er sich bekennen, daß ihn das Frauenbild verfolgte, das er soeben angestaunt hatte. Er fragte sich, ob er nicht mit fünfunddreißig Jahren bereits Mann genug wäre, um so knabenhaften Eindrücken nicht mehr ausgesetzt zu sein. Allein er mußte sich auch sagen, daß es dieselben nur durch Umstände verstärkten Eindrücke waren, die er schon vor sieben Jahren empfangen hatte, als er Fanny zum erstenmal gesehen. Es giebt eine gewisse charakteristische Art von Frauenschönheit, die von der Natur darauf berechnet scheint, nur auf einzelne nach ihrem Geschmack und nach ihrer Denkungsweise besonders dafür disponierte Männer wirken zu können. Dies war mit dem pikanten und doch über den Reiz des Kleinlichen und Hübschen weit hinausgehenden Ausdruck der Fall, wie er in den Zügen der beiden Schwestern unvergleichlich sich ausprägte. Fanny aber war halb verblüht, in der Phantasie des Grafen erlosch in diesem Augenblicke die ganze Anziehungskraft, die sie noch bis vor einer Stunde auf ihn geübt hatte. Diese unsägliche Anziehungskraft stieg, wiedergeboren, in Lori vor ihm auf — er wollte nicht mehr daran denken.

Er erinnerte sich, daß gerade der Moment war, um den Hof- und Ministerialrat Auersdorf, wie er versprochen hatte, in seiner Kanzlei zu besuchen. Konnte er doch dem alten Herrn auch Mitteilung machen, daß inzwischen eine Begegnung mit dem Sohne stattgefunden hatte.

„Bevor wir von Geschäften für den jungen Mann sprechen,“ sagte der Graf, „müssen wir erst die Natur seines Leidens kennen.“

Dann bemühte er sich, über die Berufung eines Staatsmannes aus dem Auslande Näheres zu erfahren, entfernte sich aber bald, weil er selbst fühlte, daß seine Gedanken nicht bei der Sache festhalten wollten.

Als Fanny mit dem Schlag der dritten Nachmittagsstunde die Loge des Portiers betrat, zog dieser, nachdem sie sich genannt hatte, eine Glocke und geleitete sie über den Hof bis an die Treppe. Über dieselbe kam bereits ein Bedienter herab, der Fanny ersuchte, sich hinaufzubemühen. Durch einen langen Korridor in einen Vorsaal geführt und vom Bedienten angemeldet, hatte sie nur wenige Sekunden zu warten, und Graf Armin öffnete eine Thür und geleitete sie in den Salon. Die Gräfin und Konstanze waren anwesend, die Vorstellung fand statt, und es wurde zuerst von der beabsichtigten theatralischen Aufführung gesprochen. Fanny, obgleich eine ganz andere Angelegenheit sie beschäftigte, sprach ihre Bereitwilligkeit und ihr Verständnis des Planes mit so gewinnenden Worten aus, daß selbst die alte Gräfin mit einiger Freundlichkeit auf sie blickte. Konstanze, durch das Lächeln der Tante ermutigt, hielt auch nicht zurück mit ihren naiven Fragen, und Fanny antwortete so unbefangen und so zufriedenstellend, als ob ihr Interesse nicht auf einen ganz anderen Punkt sich gelenkt hätte.

Da bemerkte Armin plötzlich, daß es notwendig wäre, der Ballettmeisterin das Lokal zu zeigen, in welchem die Aufführung stattfinden sollte, damit sie sich das Programm im Geiste besser versinnlichen könne. Er bat Fanny, sich von ihm dahin geleiten zu lassen, und sie nahm nun von der Gräfin und Konstanze Abschied, wohl merkend, daß der Graf dieses Mittel gewählt, um sie allein sprechen zu können, ohne daß es auffiel. Kaum waren sie in den Nebensaal getreten, als ein Diener auf silberner Platte eine Karte überreichte, die den für Fanny ganz fremden Namen des Sekretärs der amerikanischen Gesandtschaft trug.

„Das ist es also,“ sagte der Graf, dem sie die Karte mit fragendem Blick überreicht hatte; „Sie gehen den Aufklärungen entgegen, die Sie von mir erwartet haben.“

Er bat sie, sich noch einen Augenblick niederzulassen, und sprach dann, ihr die Karte zurückgebend:

„Mr. Walcolme mahnt mich durch diese Karte an das Versprechen, das ich ihm gegeben habe. Liebe Fanny — ich darf Sie jetzt so vertraulich nennen, denn

von heute an bewegt mich für Sie kein anderes Gefühl als die reinste Freundschaft — ein entscheidendes Ereignis Ihres Lebens, liebe Fanny, wartet auf Sie. Gehen Sie jetzt die Treppe hinab, besteigen Sie den Wagen, dessen Schlag Ihnen ein Neger öffnen wird, und vertrauen Sie sich, ohne zu fragen, ohne ein Wort zu sprechen, dem Schicksal an. Der Himmel schütze Sie, leben Sie wohl und möge es nicht auf immer sein."

Armin erhob sich, und Fanny war, so geheimnisvoll auch seine Worte klangen, durch den Ernst seines Wesens, durch den Ton seiner Stimme überzeugt, daß es läppisch wäre, wenn sie noch ein Wort spräche und nicht schweigend gehorchte. Was seit dem vergangenen Abend äußerlich und innerlich mit ihr vorgegangen, hatte sie ohnehin dem Kreise der Alltäglichkeit entrückt. Eine feierliche Stimmung nahm in ihrem Gemüte Platz, ohne daß sie auch nur Vermutungen anstellte, was sich mit ihr begeben könnte.

Mr. Walcolme stand vor dem Hotel, als der Wagen vorfuhr, und indem er Fanny beim Aussteigen unterstützte, nannte er seinen Namen und erklärte, daß er ihr seine Karte aus dem Grunde in Gegenwart des Grafen habe überreichen lassen, damit dieser Gelegenheit fände, ihr zu sagen, daß sie sich dem Manne dieses Namens vollkommen anvertrauen könne. Er geleitete sie bis an die Schwelle der von den Frauen bewohnten Apartements, öffnete die Thür und schloß sie hinter ihr, ohne mit einzutreten.

Das Gemach war hell erleuchtet. Frau Rittinger saß in ihrer schwarzen Kleidung gesenkten Hauptes auf dem Diwan; Leonore stand abseits, von einer Gardine halb verborgen. Fanny wußte nicht recht, wie ihr geschah, ob nicht ein Blendwerk vor ihren Augen spielte. Da hob Frau Rittinger das Haupt, und mit einem Schrei stürzte Fanny zu ihren Füßen nieder, umklammerte sie mit beiden Armen, legte das Haupt in ihren Schoß und weinte wie ein Kind, krampfhaft schluchzend und ohne Aufhören.

In einen solchen Ausbruch von Thränen ergießt sich zuweilen der festverschlossene Schmerz vieler Jahre, und unsägliche Leiden, zahllose kummervolle Stunden, deren Weh in der Brust verschwiegen gehalten wurde, kommen zum Recht der Thränen und wollen nicht damit enden. Als aber die Mutter beide Hände endlich auf das Haupt des Kindes legte und in festem Tone einige Worte sprach, da erhob sich Fanny, und ihre Thränen schienen zu versiegen vor den Worten der Mutter:

„Fanny, Fanny, was hast du uns gethan!"

Jetzt trat auch Leonore hervor. Sie stellte sich der lang vermißten Schwester gegenüber, ohne ihr auch nur die Hand zu reichen. Fanny prüfte den Ausdruck dieser Züge, der sich zur Härte gestaltete, aber die Blicke glühten und ihre Wangen flammten.

Mit dem Finger auf die schwarze Kleidung der Frauen zeigend, sagte Fanny halb entschieden, halb fragend:

„Der Vater ist tot."

Die Miene der Frauen bejahte schweigend. Da faltete Fanny die Hände vor der Brust, blickte empor, wie um nichts anderes zu sehen als das Bild des Geschiedenen in ihrer Phantasie, und sprach dann herb und trocken:

„Rechtet mit ihm! Er ist der Thäter meiner That!"

Nicht lange und sie hatte sich gesammelt, um alles zu sagen. Immer rascher, immer leidenschaftlicher floß es von ihren Lippen. In die Erzählung des Geschehenen vom ersten Anfang an mischte sich die Darstellung der so furchtbaren Leiden und Kämpfe, welche ihr ungeheures Opfer nach sich gezogen hatte. Immer erschütterter lauschten die Frauen, manchmal drang ein Aufschrei aus der Brust der Mutter, und Leonore preßte das Tuch vor die Augen. Als Fanny geendet, da hatte sich die Mutter erhoben, um sie zu umschlingen, Leonore aber hatte sich kniend vor Fanny niedergelassen, küßte ihre Hand und stöhnte:

„Vergieb uns, Fanny, vergieb uns! Wir haben nicht gewußt, was wir gethan haben."

Die Seligkeit der Stunden, die nun folgten, konnte viele Bitterkeit der Vergangenheit aufwiegen. Die Mutter, schwach und angegriffen, sprach wenig, aber ihr Lauschen und ihr Nicken bei der Erzählung Loris, wie sich das Leben der Frauen in der Neuen Welt gestaltet, welche Veränderung der Verhältnisse eingetreten, war so freudenvolle Beistimmung, daß es Fanny mit Wonne ins Herz drang.

Stunden waren verflossen und nichts schien erzählt zu sein, so viel blieb noch zu fragen, um nur die nächste Zukunft zu bestimmen. Lori aber hatte nicht minder als ihre Schwester etwas von der Energie und Selbstbeherrschung des Vaters geerbt. Sie erklärte plötzlich, es dürfe an diesem Abend von den eigenen Verhältnissen nicht mehr gesprochen werden, weil dies die Seelenkraft der Mutter und die der Mädchen selbst zu sehr erschöpfe. Sie drückte an den Knopf des telegraphischen Apparats. Spartakus erschien, indem er zugleich die Flügelthüren des Nebenzimmers öffnete. Drin stand ein gedeckter Tisch unter einem angezündeten Kronleuchter. Durch eine andere Thür trat Mr. Walcolme ein. Man ging zum Diner.

Als dieses in ziemlichem Schweigen beendet war, die Dienerschaft sich entfernt hatte, äußerte Lori:

„Ich habe eine Mission in Wien übernommen. Fanny, ist dir vielleicht ein Herr von Auersdorf jemals vorgekommen? Er hat eine merkwürdige Rolle in der Umgegend von Chicago gespielt. Mr. Walcolme weiß darum, aber wir wissen doch alle zusammen nichts. Ich habe von meiner besten Freundin den Auftrag, der Sache auf den Grund zu kommen. Dazu mußt du mir behilflich sein, Fanny."

* *
*

Man erhob sich vom Tische und nahm im Wohnzimmer den Kaffee. Der Sekretär erzählte Fanny, was er schon dem Grafen über Auersdorf mitgeteilt hatte.

„Das ist wohl der Sohn meines gestrengen Chefs," bemerkte hierauf Fanny, „des Ministerialrates Auersdorf, der im Auftrag des Oberstkämmereramtes über die Hoftheater wacht?"

Mr. Walcolme und Lori tauschten ein Lächeln und sagten selbst sogleich, was es bedeutete: die amerikanische Verwunderung über diese verschiedenen Titel und Würden. Davon nahm Fanny Veranlassung, ein Bild des Theaterwesens zu entwerfen, das den anderen völlig fremd und neu war, für die sich manches Drollige mit einmischte. So wurde es spät, Fanny schrak bei dem silberhellen Klang einer Pendule empor.

Mr. Walcolme äußerte, in den Klub gehen zu müssen. Er hatte ausnahmsweise als Attaché einer Gesandtschaft und nur als zeitweiliger Gast Zutritt zum adeligen Kasino, obgleich er, wie er selbst sagte, an seinem Namen „nicht den geringsten Henkel" führte.

Nach seiner Entfernung trat eine Kammerfrau mit der leisen Frage zu Fanny, ob sie ihr Schlafgemach während der Nacht beleuchtet wünschte. Lori, die dies vernommen hatte, fiel lebhaft ein:

„Du mußt mir noch gestatten, Fanny, bei der Mutter zu schlafen, obgleich dir als der älteren Tochter fortan dieser Platz gebührt. Ich muß dich aber erst mit ihren jetzigen Gewohnheiten bekannt machen."

„Was fällt dir denn ein," rief Fanny, „ich gehe nach Hause in mein Kämmerchen! Man sieht wohl, Lori, daß du vom Ernst des Lebens verschont geblieben. Wie sich auch alles so glücklich verändert hat — die alten Pflichten reißen nicht ebenso schnell entzwei. Ich habe eine arme Kranke bei mir, die ich pflege, sie bekäme aus Sorge um mich das Fieber."

„Wir schicken zu dir," meinte Lori, „gieb deinen Schlüssel her, lasse dir alles bringen, was du glaubst, nicht hier zu finden; ich will dich nicht mehr lassen, ich habe noch jeden Tag im Gedanken, den wir beisammen waren."

„Nein,“ erwiderte Fanny ernst, „ich muß von den Dingen losgelöst sein, die mich bisher gebunden und gedrückt haben, bevor ich mit freiem Atem, ein neues Geschöpf, in das neue Zusammenleben treten kann. Morgen betrete ich zum letztenmal die Regiekanzlei, um meine augenblickliche Entlassung zu fordern. Ich versorge Jenny Tilß, ich wickele tausend Geschäfte ab und dann —“

„Vergiß nur nicht, Fanny,“ warf Frau Rittinger ein, „alles abzustreifen, alles, was zum Theaterwesen gehört. Ich kann's nicht ausstehen. Schone dazu das Geld nicht, wenn's nötig ist. Du bist halt wieder zu Haus und kriegst wie eh dein bißchen Taschengeld und hast für nichts weiter zu sorgen.“

Fanny war entzückt von dieser so lange nicht vernommenen Redeweise, aber schon im Fortgehen begriffen, setzte sie sich noch einmal zur Mutter, um ihr zu sagen, daß es auch Verpflichtungen gäbe, die sich nicht durch die offene Hand lösen lassen. Sie erzählte kurz den Besuch bei der Gräfin Hagern und welche Verbindlichkeit sie dort auf sich genommen hätte. Lori, die inzwischen den Wagen befohlen hatte, war keineswegs damit einverstanden, daß selbst die scheinbar freundschaftliche Thätigkeit, die Aufführung eines Balletts zu leiten, auf Fanny lasten sollte.

„Du spielst dabei noch immer eine untergeordnete Rolle,“ sagte sie, „die man nur der Tänzerin Olympia, niemals dem Fräulein Fanny Rittinger aufzubürden gewagt hätte. Mindestens muß deine Gräfin sich bei Mama erst die Erlaubnis ausbitten, dich in dieser Weise zu beschäftigen.“

Fanny nahm Abschied, Spartakus geleitete sie die Treppe hinab, hob sie in den Wagen und schwang sich auf den Bock. Fast betäubt von den Eindrücken dieses Tages, hatte das tiefbewegte Mädchen, wie es in solchen Fällen zu ergehen pflegt, von den ganzen ungeheuren Veränderun- … ihrer Lage vorerst nur das Nächste … Unbedeutendste vor Augen: diese … Fahrt auf demselben Wege, den sie vierundzwanzig Stunden früher im strömenden Regen mühselig dahingegangen war, eifrig besorgt, schnell genug anzukommen, um einige Kreuzer für den Hausbesorger zu ersparen. Bald kam ihr noch während der Fahrt eine tiefere Betrachtung zum Bewußtsein, ein Mißklang in der Symphonie der Freude, die dieser Tag ihr gebracht hatte.

Ja, alles war wiedergewonnen; zwar hatte sie den Verlust des Vaters zu betrauern, aber das familienhafte Gefühl der spät wiedergefundenen Vereinigung gab selbst jener Trauer eine höhere Weihe. Nur eines fehlte, um die Vergangenheit völlig wieder aufleben zu machen. Damals blickte sie in die Zukunft voll froher Erwartung, wie sich das Leben für sie gestalten sollte; jetzt aber lag bereits ein abgeschlossenes Leben hinter ihr, das alle Hoffnung und Freudigkeit mit sich genommen hatte, und ihr eigenes Herz, ihre eigene Person, war nicht mehr im Spiele bei allem, was noch geschehen konnte.

Als sie am nächsten Tage die Regiekanzlei betrat, wartete ihrer schon Monsieur Callop. Es fiel ihr erst ein, daß sie ihm gewissermaßen unabsichtlich Wort hielt, denn sie war zu einem ganz anderen Zwecke gekommen. Da ihre Stellung beim Theater keine hervorragende war, so brauchte sie ihre Entlassung, wie sie meinte, nicht von den höheren Instanzen zu begehren; der Ballettmeister mußte hierin selbständig handeln können. Er war noch nicht anwesend, und so hinderte sie nichts, Herrn Callop nach dem Grund seines seltsamen Verlangens zu fragen, das er durch einen ebenso seltsamen Boten, durch „Fonzerl“, an sie gestellt hatte.

„Ich hab mir's gleich gedacht, liebes Fräulein,“ sprach der würdige Herr, „daß Sie einige Geschichten machen werden. Das gehört schon so in Ihre Specialität. Alles thut sich vor mir auf, bis hoch hinauf, Sie aber, Tänzerin der zweiten Quadrille, Sie sind die Verschlossene. Ihre Person ist alleweil zugeknöpft, was doch das Gegenteil vom Kostüm eines Ballettmädchens ist. Ihre Thür ist auch immer

zu, und Sie werden zugeben, daß das auch das Gegenteil ist —"

Fanny unterbrach ihn ungeduldig mit dem Begehren, kurz zu sagen, was er wünschte, wenn sie ihn überhaupt weiter anhören sollte.

„Wir sind gerad ziemlich allein," hob er wieder an, „und so brauch ich nicht erst zu Ihnen zu kommen, um mit Ihnen zu reden."

In etwas weitschweifiger Weise setzte er nun sein Anliegen auseinander. Er wußte schon seit einigen Tagen, daß man bei der Gräfin Hagern eine theatralische Wohlthätigkeits-Vorstellung veranstalten wollte. Trotz mancher Verbindung, die er infolge seines Rufes als großer Finanzmann selbst mit Adeligen hatte, wollte es ihm aber nicht gelingen, sich auch nach dieser Seite hin in den Vordergrund zu stellen. Als er nun auf der Bühne erlauscht hatte, wie Graf Armin Olympia in das Palais der Gräfin beschieden, war dem hochstrebenden Finanzier der Einfall gekommen, der Gräfin durch Olympia zu wissen zu thun, daß er sich unter gewissen Bedingungen bereit finden ließe, den pekuniären Ertrag der Sache, auf den es doch hier allein ankam, großartig zu fördern. Welche Summe man immer als Ergebnis erwartete, er wollte sie gern verdoppeln, nur müßte er Zutritt gewinnen, um vor der Aufführung der Gräfin und den anderen hochadeligen Damen des Komitees seine besonderen Wünsche aussprechen zu können.

Fanny war welterfahren genug, um nicht zu zweifeln, daß trotz der Bedenken, welche die Persönlichkeit des Herrn Callop erregen könnte, die Aussicht auf ein reichliches Erträgnis hier entscheidend sein müßte. Sie versprach daher, der Gräfin das Vernommene zu berichten, sobald nur die Sache in Gang gekommen sein werde. In diesem Augenblicke wurde der Direktor des Ballettwesens sichtbar, und Herr Callop hatte nur noch Zeit, Fanny zu versichern, daß es ihr nicht zum Schaden gereichen werde, was ihr bei der Umgestaltung ihrer Verhältnisse ein Lächeln abnötigte.

Der Ballettmeister war von dem Begehren Fannys, die Bühne sogleich für immer zu verlassen, unangenehm überrascht.

„Ich hätt eher geglaubt," sprach er sehr lebhaft, „Sie kämen wegen einer Erhöhung der Gage. Sie hätten's eigentlich längst verdient. Als Tänzerin freilich sind Sie nicht gerade der rechte Fuß, aber das verhindert nicht, daß Sie meine rechte Hand sind." Er lachte über einen Witz nach Wiener Art, wie er ihn gern zu Tage förderte, fuhr aber dann ernst fort: „Es ist so bekannt, was Sie für uns zu bedeuten haben, daß ich mich nicht eigenmächtig entschließen darf. Es ist ein einziger Fall. Von den übrigen Mädchen aus Ihrer Quadrille, wenn ihnen so was einfiele, würde man gar nicht lange reden. Ihnen aber kann ich nur sagen, gehen Sie zum Hofrat Auersdorf. Er weiß genau, was Sie bei uns zählen, und wenn Sie's so eilig haben, so treffen Sie ihn jetzt gerade in seinem Bureau."

Fanny war es nicht unlieb, zum Hofrat geschickt zu werden, sie dachte an seinen Sohn und die Äußerungen ihrer Schwester über ihn. Vielleicht ließ sich für Lori ein Anknüpfungspunkt finden, um an die Mission zu gehen, von der sie gesprochen hatte.

Der Hofrat richtete sich kerzengerade in die Höhe und nahm seine ganze Grandezza an, als er „Fräulein Olympia" vorließ, nachdem sie ihm hatte melden lassen, daß sie im Auftrag des Direktors käme. An seinem Schreibtisch stehend und ohne sie zum Sitzen zu nötigen, bat er um kurzen Bericht. Es war eben nicht gewöhnlich, daß eine von den untergeordneten Damen des Balletts sich in das Bureau wagte. Den einfach ausgesprochenen Wunsch nach augenblicklicher Entlassung erwiderte er mit der Frage nach dem Grunde.

Fanny war nicht geneigt, eine Lebensgeschichte zu entrollen, und gebrauchte einige undeutliche Phrasen. Auf den Lippen des Hofrats stellte sich jenes erkünstelte festgenagelte Lächeln einer Wachs-

figur ein, wie immer, wenn er frivol sein wollte.

„Liebhaber?" fuhr es aus seinem Munde heraus, „bessere Position, erhöhte Gage und alles nur für ein ganz anderes Tanzen, für ein Tanzen auf seiner Nase herum? Nicht wahr?"

Fanny hatte eine solche Sprache niemals in Bezug auf sie selbst vernommen, und es hätte nicht einer Wandlung ihrer Verhältnisse bedurft, um daß sie Stolz und Entrüstung durchblicken ließ. Ohne dazu aufgefordert zu sein, nahm sie auf dem nächsten Stuhle Platz und sagte:

„Ich sehe wohl, ich muß ein wenig ausholen. Meine Mutter und meine Schwester sind aus Amerika zurückgekehrt."

„Aus Amerika?" sprach der Hofrat langsam; „aus welcher Gegend, aus welcher Stadt?"

„Aus Chicago, im Staate Illinois," erwiderte Fanny.

Ziemlich viele Leute befanden sich im Bureau, Beamte schrieben an ihren Pulten oder schritten umher, Bedienstete kamen und gingen. Auersdorf wies auf eine Thür und ersuchte in einem sehr veränderten Tone das Mädchen, ihm in das Nebenzimmer zu folgen. Es war für Privatbesprechungen elegant eingerichtet; Fanny mußte auf einer kleinen Causeuse Platz nehmen, und der Hofrat, indem er sich einen Sessel ihr gegenüber rückte, sagte nach einer Pause des Nachdenkens:

„Liebes Fräulein, der Name der Stadt, aus welcher Ihre Angehörigen kommen, bewegt mir das Herz. Es ist thöricht von mir, denn Chicago ist groß — aber es ist immerhin möglich, daß Ihre Familie dort meinem Sohne Klemens begegnet wäre."

„Sie irren sich nicht ganz, Herr Hofrat," gab Fanny lebhaft zur Antwort; „zwar weiß ich nicht, ob Herr von Auersdorf den Meinen persönlich bekannt geworden ist, aber meine Schwester sprach mir schon von einer Mission, die sie auf sich genommen hätte und die ihn betrifft."

„Gut, sehr gut!" rief der Hofrat, „da müßte sie ihn also sprechen. Ja, wird er sich bereit finden lassen, eine Dame zu besuchen?"

Der Hofrat stand auf, er war sichtbar mit Gedanken und Erwägungen beschäftigt.

„Sie machen sich keine Vorstellung, mein Fräulein," begann er, als er wieder Platz genommen, „was für ein Elend das ist. Klemens war immer ein guter Sohn, und ich darf sagen, er ist ein ausgezeichneter Mann. In oder bei Chicago ist ihm etwas Schreckliches begegnet, mehr will er nicht gestehen. Seitdem ist er melancholisch. Er treibt in der Einsamkeit seine Studien weiter, aber er will keinen Beruf wählen. Er sagt, er würde nicht mehr leben, wenn es nicht aus Rücksicht für mich wäre. Dabei meidet er jeden Umgang, ganz besonders aber mit Frauen. Er war beim amerikanischen Gesandten, weil er den Sekretär aus Chicago her kennt; vielleicht wollte er etwas von ihm erfahren. Er scheint aber nichts erreicht zu haben. Ich würde aus dem Einfluß einer Dame Hoffnung schöpfen; aber, vorausgesetzt, daß Ihre Familie erlaubt, ihn ihr vorzustellen, wie wäre er dahin zu bringen?"

Der bekümmerte Vater schwieg eine Weile, und als Fanny bemerkte, ob nicht vielleicht einer der Freunde aus früheren Tagen noch etwas über ihn vermöchte, erwiderte Auersdorf mit bitterem Lächeln:

„Freunde? Er hat alle aufgegeben, und sollten Sie es glauben, der einzige Mensch, den er besucht, ist ein ehemaliger Bedienter unseres Hauses. Der Mann ist von Beruf ein Schneider und war in unserem Dienst viele Jahre hindurch ein ganz wackerer Mensch. In einem unglücklichen Moment, im Rausch, hat er einen Totschlag begangen, mußte lange Zeit im Kerker büßen und treibt jetzt wieder sein ursprüngliches Gewerbe. Nun, sehen Sie, mein hochgebildeter Sohn besucht niemanden als den armseligen Flickschneider Tiltz, den er erst seit einigen Tagen wiedergefunden hat."

„Diesen Tiltz kenne ich auch," sprach Fanny lebhaft, „er ist mir genugsam verpflichtet, daß ich ihn zu einem Einfluß

auf Ihren Herrn Sohn bewegen kann, wenn dies wirklich möglich ist."

Sie erhob sich, als ob sie sogleich an dieses Geschäft gehen wollte. Der Hofrat war sehr erfreut und versicherte natürlich, wenn auch unter Ausdrücken des konventionellen Bedauerns, daß ungeachtet eines noch laufenden Kontraktes ihrer Entlassung nichts im Wege stehen solle.

Als sie in das Bureau zurückkehrten, fanden sie den Grafen Armin von Hagern anwesend. Er hatte sich besonnen, daß er tags vorher zu leichtfertig gehandelt, den Hofrat zu früh verlassen hätte, bevor er den Informationen desselben auf die Spur gekommen war. Dies wollte er heute nachholen; als er aber unvermutet Olympia erblickte, schien er in seinem Entschluß wieder wankend zu werden. Mindestens nahm er sich die Freiheit, Olympia zu begleiten, erst bis an die Thür, dann über die Treppe hinab und endlich auf die Straße. Das begonnene Gespräch interessierte ihn zu lebhaft, als daß er rasch hätte abbrechen können, obgleich es nur ein Monolog war. Ein schweigender Hörer ist so beglückend in Momenten, in denen man nichts erfahren, aber gern alles, was in der innern Welt vorhanden ist, heraussagen möchte.

* *
*

Die Schwester Loris war erstaunt, so viele Äußerungen des Entzückens und der Bewunderung über das junge Mädchen zu vernehmen. Unter den überwältigenden Eindrücken einer unvermuteten Wiedervereinigung war das Mädchen für Fanny gleichsam noch nicht zum Gegenstande geworden, sie war zu keiner Beurteilung und kaum zu einer Betrachtung gelangt und hatte nichts gefühlt, als daß sie ihre Schwester wieder besaß. Mit Spannung lauschte sie daher der Schilderung des Grafen, der besonders den bestrickenden Gegensatz zu den konventionell gebildeten Frauen seiner Umgebung hervorhob.

„Sie hat Geist und Leben, sie befriedigt, ohne daß man im voraus weiß, wie sie auf eine Frage, auf eine Ansicht nach dem Herkommen antworten wird. Ihre Schönheit hat den unvergleichlichen Wert, bloß ein Symbol zu sein, bloß der natürliche Ausdruck ihres inneren Wesens. Ich —"

Aber er verstummte nach diesen Worten, als fürchtete er, ein Geheimnis preiszugeben, und indem er in ganz verändertem Tone von Fanny Abschied nahm, fragte er sie, ob sie mit den Vorbereitungen für die theatralische Aufführung bei seiner Mutter bald beginnen wollte.

„Die Verhältnisse haben sich sehr geändert," erwiderte Fanny, „und obgleich ich mich sonst immer an ein Versprechen fest gebunden halte, so möchte ich doch diesmal — ich möchte" — fügte sie mit einem Lächeln hinzu — „noch eine Audienz bei Ihrer Mutter haben. Ich möchte ihr vorschlagen, eine andere Wahl zu treffen, und ich kann ihr auch die Aussicht auf ein großes Erträgnis für die Armen geben."

„Gut," sagte der Graf, „ich werde fragen, wann Sie empfangen werden, und Ihnen die Meldung ins Hotel bringen."

Fanny setzte den Weg nach ihrer vorstädtischen Wohnung fort. Wäre sie vor sieben Jahren, als der Graf sich um ihre Gunst bewarb, von einem entgegenkommenden Gefühle beseelt gewesen, so hätte sie jetzt verletzt sein müssen durch die der Schwester dargebrachte Huldigung, die von einem wahren poetischen Aufschwung getragen war. Sie lächelte nur, und wäre selbst ein Gefühl der Beschämung in ihr gewesen, der Gedanke hätte es ausgeglichen, daß der Enthusiasmus des Grafen nicht die geringsten Konsequenzen für das Leben haben konnte.

Zu Hause angelangt, ordnete Fanny den Transport der kleinen Jenny Tiltz zu ihrem Vater an. Ein bequemer Wagen wurde geholt, die Bedienerin der Kranken mitgegeben und diese empfing eine Brieftasche, in welcher sich die letzte Gage der Tänzerin befand.

„Du wirst es jetzt gut haben bei deinem Vater," sagte Fanny, „und ich werde

dich auch dort nicht ganz verlassen. Ja, ich habe es nötig, deinen Vater zu sprechen, er soll dir nichts abgehen lassen, ich komme bald zu ihm und zu dir."

Alles von ihren Besitztümern, woran sich keine Erinnerung oder keine Bedeutung knüpfte, hatte Fanny ihrem Pflegekinde mitgegeben und fühlte sich beseligt von der ersten Wonne des Reichtums, mit vollen Händen schenken zu können. Zum letztenmal trat sie aus dieser armseligen Wohnung, und wie sich die Thür hinter ihr schloß, fühlte sie ihre ganze Vergangenheit hinter sich abgeschlossen. Ein einziger kleiner Rest derselben blieb zurück: das Bedauern, sie erlebt zu haben und jetzt nicht mit ganzer voller Lebensfrische in das umgestaltete Dasein treten zu können.

Mit Augen, die sich gleichsam zu diesem Zwecke erst geöffnet hatten, betrachtete Fanny, als sie ins Hotel zurückgekehrt war, ihre Schwester. Ja, der Graf hatte recht, Lori überraschte und beglückte bloß durch ihr Dasein. Wie sich Fanny dies sagte, ging eine Wandlung in ihr vor. An die Stelle der Betrübnis, daß ihr Leben keine Zukunft mehr hatte, trat die hoffnungsvolle Freudigkeit im Gedanken an die Zukunft der Schwester. Was erwarte und was brauche ich noch für mich selbst, fragte sich Fanny. Glück, Jugend, Triumph und Glanz kehren mir zurück, wenn sie sich in das Leben Loris einflechten werden. Was kann zu hoch sein für ein solches Wesen!

Sie erinnerte sich, daß sie einige Stunden früher dem Enthusiasmus des Grafen für Lori keine Konsequenzen beigemessen hatte. Er gehörte zu jenem Adel der Monarchie, der die Traditionen des Standes am strengsten festhält, und seine Mutter besonders war die stolzeste Repräsentantin dieser Treue für die Unbeflecktheit des adeligen Namens. Lori aber war gerade dafür geschaffen, Unmögliches zu verwirklichen, und nichts hätte die Vornehmheit ihrer Natur passender geschmückt als die Grafenkrone.

Fanny fühlte sich ermutigt, diesen Traum weiter zu verfolgen, weil Lori von selbst und ohne daß der Graf bisher genannt worden wäre, von ihm zu sprechen begann. Sie rühmte den Ton seiner Stimme, der nicht belehrend oder pathetisch wurde und dennoch Bedeutendes in die Seele des Lauschers zu legen verstand; sie rühmte auch die Formen seines Benehmens, welche von den Manieren der reichen und unabhängigen jungen Leute in Amerika so sehr verschieden waren.

„Dort giebt es einen ganz eigenen Stolz, der wohl hier nicht vorkommt," äußerte sie; „hier verlacht man gewiß mit Recht den Parvenu, dort aber giebt es nichts Höheres, nichts der Verehrung Würdigeres als gerade den Parvenu, den self-made-man. Gewiß, man kommt dort nur durch großen Mut und große Klugheit ans Ziel, und man wäre beleidigt, wenn man hören müßte, daß man durch ererbte Vorteile vorwärts gekommen wäre. Hat man aber erreicht, was man wollte, dann wäre es eine übermenschliche Forderung, den Stolz darauf zu verleugnen. So lassen die Leute dort fühlen, was sie vollbracht haben, sie geben es durch Ungebundenheit und zuweilen Rauheit der Formen zu erkennen. Dieser Graf von Hagern ist ein Künstler des Benehmens, und ich möchte ihn gern wiedersehen."

Die drei Frauen bezogen in den nächsten Tagen ein elegantes kleines Palais, welches ein Finanzmann auf den neuen Gründen der unternommenen Stadterweiterung erbaut hatte. Er selbst bewohnte die erste Etage; da er aber aus Gesundheitsrücksichten mit seiner Familie den Winter in Italien zubringen mußte, so widerstand er der Verlockung nicht, mit seiner Etage ein Geschäft zu machen. Binnen kurzer Zeit war Leonore Rittinger in den Kreisen der höheren Gesellschaft unter dem Namen „das Mädchen von Chicago" allgemein bekannt und gewissermaßen gefeiert.

Großer Reichtum hat eine blendende Wirkung, auch in Sphären, wo man jeder gemeinen Rücksicht auf das Geld abhold ist. Der Glanz der äußeren Erscheinung

des Mädchens, das Abenteuerliche des Geschickes, wodurch ein Hauptmann der vaterländischen Armee zu so großem Besitz gelangt war, mit den daran sich hängenden Fabeln, endlich der Umstand, daß man das Mädchen nur als einen Gast in Wien für kurze Zeit betrachtete und der Verkehr mit der Bürgerlichen keine socialen Konsequenzen haben konnte, trugen dazu bei, ihr bald eine ausgezeichnete Stellung in der vornehmen Welt zu geben.

Die Gräfin von Hagern, stets bemüht, den feinsten Anstand jedermann gegenüber zu bewahren, hatte kaum davon gehört, daß Fanny in ihrer Familie lebte, als sie auch der alten Frau Rittinger einen Besuch abstattete, um von ihr die Mitwirkung der Tochter bei der geplanten dramatischen Aufführung zu erbitten. Seitdem kam Fanny fast täglich in das Haus der Gräfin, und die Vorbereitungen für die Wohlthätigkeitsvorstellung waren in der Schwebe. Dies schien für die Gesellschaft das Signal der Annäherung an die bürgerliche Familie gewesen zu sein, und wenn auch die drei Frauen, tiefe Trauer tragend, an rauschenden Festen nicht teil nahmen — es war schon ein großes Ereignis, wenn bei stillen Zusammenkünften das „Mädchen von Chicago", das man die reichste Erbin der Welt nannte, in einem Salon erschien.

Im eigenen Hause der Familie wurde es bald gebräuchlich, an jedem Abend einen Kreis auserlesener Herren und Damen zu empfangen. Dieser Kreis bestand hauptsächlich aus politischen und diplomatischen Persönlichkeiten, dank der geselligen Thätigkeit Mr. Walcolmes, der dem Hause die meisten neuen Bekanntschaften vermittelte. Unter diesen war ein Baron Heerban, ein ausgezeichneter Diplomat im Ministerium des Äußeren, der eine schöne junge Frau hatte, aber gleichwohl nicht verbarg, daß er an Lori ein ernstes Interesse nahm. Sie war eifrig bemüht, durch ihn die verwickelten politischen Zustände Österreichs genau kennen zu lernen, und es traf sich einmal, daß er, nachdem alle Gäste sich entfernt hatten, allein im tiefen Gespräch mit Lori zurückblieb. Er hatte ihr schon am Tage Bücher und Landkarten geschickt, um ihr den Feldzug von 1866 mit seiner Vorgeschichte und seinem ganzen Verlauf deutlich zu machen. Die Unterhaltung wollte kein Ende nehmen, Lori ließ schwarzen Kaffee bringen und beteiligte sich am Verbrauch der Cigaretten. Stunde auf Stunde verrann, und beide waren halb erschrocken, als der Anbruch des Tages sie noch bei ihrem Studium überraschte.

„Um Gottes willen," sagte der Baron halb ernst, halb lachend, „ich habe meine Reputation als Ehemann bei Ihnen eingebüßt, als Diplomat mußte ich ohnehin schon lange vor Ihrem Geiste die Segel streichen."

Er entfernte sich mit der Versicherung, daß es ihm nicht ein zweites Mal begegnen würde, nachdem er die orientalische Akademie verlassen, eine Nacht über Büchern und Karten zu versitzen.

Der Nächste im eifrigen Verkehr mit Lori war natürlich Graf Armin von Hagern. Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, selbst ein Ausländer, war ernannt worden, und der Graf hatte sich seinem Ziele, eine gewichtige gesandtschaftliche Mission in Europa zu erhalten, noch um keinen Schritt genähert. Längst war Lori von ihm in seine Verhältnisse und Bestrebungen eingeweiht worden. Fühlend, daß er an der Grenzscheide zwischen Jugend und Alter stand und sich entschließen müsse, ob er sein Leben wie bisher als Kavalier vertändeln oder als reifer Mann in eine ernste Richtung bringen wolle, hatte er zu gunsten der letzteren alles unterdrückt, was Lori über seine Gefühle für sie hätte Aufschluß geben können. Was sollte auch daraus werden, wohin sollte es führen, fragte er sich oft; sie ist keine Tänzerin, und sie zu heiraten, auch nur daran zu denken, wäre in meiner Stellung purer Wahnsinn.

Lori unterstützte eifrig seine politischen Pläne und konnte nicht begreifen, weshalb er sich nicht schon längst darüber mit dem Minister verständigt hatte. Armin

wollte in diesem Punkte nicht recht mit der Sprache heraus, bis er eines Tages, als sie in ihrem Salon allein waren und draußen ein Landregen gemütlich zu einem langen Beisammenbleiben aufzufordern schien, vertraulich die Situation schilderte:

„Der Minister kann von meinesgleichen nicht wie von einem Supplikanten behelligt werden. Ich bin es mir schuldig, sein Entgegenkommen zu erwarten. Nun ist er freilich von meiner Geneigtheit unterrichtet, auch wäre der jetzige Stand der römischen Frage, die Stellung der Mächte zum weltlichen Besitztum des Papstes, gerade der rechte Moment für mich, im Vatikan zu erscheinen. Es trifft sich aber, daß der Minister der Baronin Heerban den Hof macht. Das ist ein seltsames Verhältnis.

Er schwieg einen Augenblick, überlegend, wie er den Gegenstand seiner jungfräulichen Hörerin vortragen sollte. Dann fuhr er fort:

„Die Baronin liebt ihren Mann leidenschaftlich und mit rasender Eifersucht. Nur um seine Ideen beim Minister wirksam zu vertreten, nimmt sie die Huldigungen des jovialen alten Herrn gelassen entgegen. Er hat ihr versprochen, bei Besetzung eines bestimmten Postens ihren Rat in Erwägung zu ziehen, und da sie keine Ahnung von politischen Dingen hat, so bedeutet dies, der Minister möge dem Rat ihres Mannes, des Barons Heerban, folgen. Im Augenblick besteht jedoch zwischen den beiden Gatten ein großes Zerwürfnis. Sie hat ihn im Verdacht, daß er sich allzusehr für eine Witwe interessiere, die das ganze Jahr in der nahen Stadt Baden lebt. Am 3. November war der Geburtstag der Baronin Heerban. Seit langer Zeit ist es zwischen den Gatten üblich, daß am Abend dieses Tages ein Souper mit einigen Freunden im Hause des Barons stattfinde. Am letzten 3. November kamen auch die Freunde, aber der Baron blieb aus, er blieb die ganze Nacht aus."

War der Graf in einiger Verlegenheit gewesen, als er dies vorbrachte, so verwandelte sie sich in nicht geringe Überraschung, als Lori nach dieser Mitteilung in ein herzliches Lachen ausbrach. Statt es aber zu erklären, sagte sie:

„Ich will erst wissen, Herr Graf, welche Folgen Sie aus dieser merkwürdigen Begebenheit für Ihre Angelegenheit ziehen."

„Das ist einfach," erwiderte Armin; „die Baronin glaubt, ihr Mann hätte die Feier ihres Geburtstages bei der Witwe in Baden begangen, und wird darin bestärkt, weil er absolut keinen Aufschluß geben will, wo und wie er die Zeit verbracht hat. Die Folge ist, daß sie keinen Vorschlag ihres Mannes mehr beim Minister vertreten will und Heerban, der sonst für mich gewonnen wäre, nichts für mich thun kann."

Lori wurde plötzlich sehr ernst und sprach mit innerer Erregung:

„Ich verdenke, ich verarge es dem Baron Heerban, daß er nicht die Wahrheit sagt. Welches Recht hat er in Bezug auf mich, diskret zu sein? Er hat die Nacht vom 3. November hier zugebracht, mit mir allein, an dieser Stelle." Sie erzählte dem Grafen den ganzen Vorgang und fügte dann hinzu: „Ich bin frei genug in meinem Denken und in meinen Gewohnheiten, ich brauche niemals Scheu zu tragen, meine Handlungen zu bekennen und zu verantworten. Hätte ich ahnen können, daß das harmlose Beisammensein mit dem Baron für irgend jemanden ein betrübendes Schicksal werden könnte! Die arme Baronin, was muß sie leiden! Ich will noch heute bei ihr vorsprechen und ihr alles sagen."

Der Graf sah sie bedenklich an und bemerkte:

„Sie kennen die Ungläubigkeit und die Mißgunst unserer Frauen in solchen Fällen nicht. Wollen Sie diesem eifersüchtigen Weibe ein so seltsames tête-à-tête eingestehen und fürchten Sie nicht, daß sie es in die Welt hinausposaunt, die in ihrer Bosheit nicht geneigt ist, an Bücher und Landkarten zu glauben?"

Lori erhob sich stolz, und wenn man ihre herrliche Gestalt und die liebliche

Unschuld ihrer Züge sah, so konnte man in der That glauben, jede Verleumdung müsse vor ihr in nichts zerfließen.

„Ich fürchte nichts," sagte sie, „und bedrohlicher ist das Schweigen des Barons, als es mein Reden sein wird." In verändertem Tone setzte sie hinzu: „Vielleicht bringe ich von der Baronin Heerban Ihre Verwendung für Rom mit nach Hause."

Der Graf konnte nicht umhin, leise zu bemerken, daß dies einen langen Abschied bedeuten würde.

„Sie gehen inzwischen nach Chicago zurück, und ich —"

Lori senkte ein wenig die Augen und antwortete ebenso leise:

„Pflicht und Beruf zerbrechen Verhältnisse, aber nicht Gefühle."

Er war von diesen Worten freudig und schmerzlich zugleich berührt. Durfte er sie nach seinen eigenen Wünschen deuten, war es dann nicht besser, alles andere in den Wind zu schlagen? Was aber dann? Er war der hochgeborene Graf, und zwischen ihm und diesem stolzen reichen Bürgerkind gab es keine Brücke, nur lautlose Trennung, denn schon ein Wort der Klage darüber wäre ein Unrecht gewesen.

* *
*

Jenny Tilß war halb geheilt, mußte sich aber noch liegend verhalten. In den armseligen zwei Zimmerchen des Flickschneiders Tilß sah es seit der Rückkehr der Tochter recht wohnlich aus; sie hatte sich von ihrer Beschützerin etwas Geschmack und große Nettigkeit angeeignet. Es dunkelte schon in den ersten Nachmittagsstunden; das Dienstmädchen, das man jetzt, nachdem sich einiger Wohlstand eingefunden, halten konnte, brachte ungeheißen eine Lampe; denn Jenny verrichtete liegend eine Handarbeit, zu der es noch hell genug war, allein die Magd glaubte einem Besuche, der sich eben eingefunden hatte, die ganze Beleuchtung schuldig zu sein.

In der That, die Dame, die ihr auf dem Fuße folgte, erschien in einer Toilette, die des vollsten Lichtes würdig war. „Aufgedonnert" sagt man in Wien bei solchem Anblick. Jenny war auch sprachlos, und ihrer Verwunderung, nicht über das Kommen, sondern über das Aussehen der Dame, machte sie endlich durch den Ausruf Luft:

„Fonzerl, wie steigst du denn daher?"

Die also Angesprochene ließ sich majestätisch auf dem Schemel nieder, auf welchem der Flickschneider zu arbeiten pflegte, und sprach mit sehr ernstem Tone:

„Ich heiße Alphonsa und lasse mich in meiner jetzigen Stellung nicht mehr Fonzerl nennen."

„Du heißest eigentlich Lisi," erwiderte Jenny, „das weiß ich sehr gut. Hast du das große Los gewonnen, seit du mich neulich bei Fräulein Olympia aufgesucht hast, denn damals hast du ausgesehen wie unseres Hausmeisters Wabi."

Die Dame lachte sehr und erklärte, jenes Aussehen wäre bloß Komödie gewesen.

„Dein Fräulein Olympia," fügte sie hinzu, „hat eine Antipathie gegen schöne Kleider bei Ballettmädchen. Sie hätt mich in einem solchen Anzug gar nicht ins Zimmer gelassen. Sie glaubt nicht an Wunder, und man erlebt's doch gerade bei uns oft genug, daß man am Abend noch nichts anzuziehen und am Tag drauf ein Modemagazin im Kasten hat. Das gehört zum Metier. Aber du bist noch zu jung, um das zu verstehen. Ich verdanke das Glück meiner Gelehrsamkeit."

Jenny sah die Sprecherin mit offenem Munde an, und diese fuhr fort:

„Ich hab ein ausgezeichnetes Talent für die städtische Landwirtschaft, der rechte Name will mir im Augenblick nicht einfallen; ja, richtig! für die Nationalökonomie. Du kennst doch den Herrn Callop, die dummen Mädeln von unserem Corps heißen ihn immer den Herrn ‚Galopp'. Er ist aber ein Franzose, und die Franzosen sind immer großartig, verschwenderisch, den letzten Buchstaben, obwohl er da ist, sprechen sie gar nicht aus. Es ist

ihnen zu gemein. Es ist gerad, als ob man auf den letzten Kreuzer schauen würde."

Jenny nahm diese Belehrung sehr andächtig auf und war ganz Ohr, was der Dame Lust machte, in ihren Eröffnungen fortzufahren:

„Also, Herr Callop hat mein Talent entdeckt. Er ist ein riesiger Spekulant — ich weiß nicht, wie man sich ausdrückt — auf der Börse oder auf die Börsen. Aber das ist alles eins; kurz, ich gebe ihm meine Ratschläge, ich rechne oft ganze Tage und Nächte aus, was bei den Geschäften herauskommen kann. Jedesmal, wenn ich's richtig erraten hab, giebt mir Herr Callop meinen Anteil. Daher meine Toilette. Ich bin aber nicht gekommen, um dir zu beichten, kleines dummes Ding."

„Um nachzuschauen, wie's mir geht?" fragte Jenny schüchtern.

„Ah bah!" warf die andere ein, „du hast eine Verstauchung, und das giebt sich am Ende von selbst, da ist nichts zu fragen. Ich bin gekommen, wie neulich, wegen der Gräfin Hagern oder eigentlich wegen Olympia, die meinem Herrn Callop eine Auskunft versprochen hat. Jetzt aber ist das Fräulein selber eine großmächtige Person geworden."

„Sie ist ja auch vom Ballett," schaltete Jenny ein, „und du sagst, da muß es immer über nacht ein Wunder geben."

„Diesmal ist's ein Oberwunder," rief das schöngeputzte Mädchen mit unverkennbarem Neid, „gar kein natürliches Wunder! Ich weiß nur, daß man nicht zu ihr kann, ein ungeheurer Mohr soll an der Thür stehen und grimmig lachen mit seinem großen Maul, so daß man sich fürchten muß, selber den Mund aufzumachen. Ich hab also wissen wollen, ob sie sich nicht manchmal nach dir umschaut oder ob du sagen kannst, wie man's macht, daß sie einen vorläßt, wenn man sie besucht."

Jenny brauchte keinen Rat zu erteilen, denn in demselben Augenblicke erschien Olympia an der Schwelle des Zimmers. Die Eleganz ihrer Trauerkleidung hatte etwas imponierend Einfaches. Alphonsa mit einem Blick streifend, den Gruß der fast erschrocken sich Erhebenden kaum erwidernd, wendete sich Fanny sogleich an die Leidende, und nach den eingehendsten Fragen über die Fortschritte ihrer Genesung erkundigte sich Fanny erst, ob der Vater der Kranken bald nach Hause kommen werde.

„Er arbeitet heute in den ‚fertigen Kleidern' (Werkstätte für Verkauf nicht bestellter Kleidungsstücke), aber es ist gleich Feierabend und er muß jeden Augenblick da sein," meldete Jenny.

Fanny ließ sich nieder, sagte, daß sie ihn erwarten wolle, und ohne das schön geputzte Mädchen im geringsten zu beachten, blätterte sie in den Büchern, die auf dem Nachtkästchen Jennys lagen. Diese schob leise ihre Hand in die Fannys, drückte sie an die Lippen und sagte mit Innigkeit:

„Der Vater kommt gewiß gleich, denn er weiß, daß Herr von Auersdorf kommen wird. Seit der wieder da ist, geht es dem Vater recht gut."

Fanny freute sich im stillen, daß sie es so gut getroffen hatte. Sie hatte sich ja nur zu dem Zwecke eingefunden, um die seltsamen Beziehungen des Schneiders Tiltz zu dem jungen Auersdorf kennen zu lernen und dadurch vielleicht eine Handhabe zu gewinnen, um mit dem letzteren in Verbindung zu kommen. Nun war es möglich geworden, daß sie dem jungen Misanthropen persönlich begegnete — aber wäre der Frauenfeind nicht erschreckt, doppelte weibliche Gesellschaft zu finden? In dieser Erwägung richtete Fanny unwillkürlich fragende Blicke auf Dame Alphonsa, was dieser, die sich endlich bemerkt sah, den Mut gab, ihr Anliegen vorzubringen.

„Ich bin gerade hier, Fräulein Olympia, weil ich habe fragen wollen — Sie wissen ja, was Sie Herrn Callop versprochen haben."

„Jawohl," erwiderte Fanny, „er will eine Zusammenkunft mit der Gräfin Hagern. Ich habe ihm zugesagt, mit der Gräfin darüber zu reden, und ich halte

immer Wort. Wir sind aber noch nicht so weit, daß ich ihm eine entschiedene Antwort geben könnte. Die Gräfin will alles thun, damit für den wohlthätigen Zweck so viel Geld als möglich eingehe. Herr Callop hat aber von Bedingungen gesprochen, von Verhandlungen, und die Gräfin, die nicht leicht ein Opfer scheut, wenn sie einmal etwas unternommen hat — sich diesen Herrn Callop kommen zu lassen, mir scheint, das ist ihr ein bißchen zu stark."

Alphonsa, die inzwischen wieder auf dem Schemel Platz genommen hatte, richtete sich jetzt hoch auf.

„Ich bin eine gute Freundin von ihm," sagte sie, „und wenn die Frau Gräfin nicht mit ihm reden will, so könnt ich ihr auch dienen."

Fanny maß die Sprechende von oben bis unten, erwiderte aber in gleichgültigem Tone:

„Sie kennen also die Bedingungen, die Herr Callop stellen will, um den Ertrag der Vorstellung zu verdoppeln?"

„Er ist ein großer Beschützer der Kunst," sprach Alphonsa mit Pathos, „ich habe ihm vorgestellt, daß die Mitwirkung einer Künstlerin wie ich der Sache erst den rechten Schwung geben möchte. Daran ist ihm aber wenig gelegen und mir noch weniger. Ich weiß aber, daß ich dabei selber in den rechten Schwung käme. Sie wissen ja, Fräulein Olympia, wie's mir beim Theater geht. Sie waren ja lang genug dabei. Sie haben selbst gesehen, wie ich zurückgesetzt werde. Wenn ich aber vor all den adeligen Herren und Damen tanze, dann wollen sie mich auch im Theater wiedersehen, dann sprechen alle Zeitungen von mir, dann ist mein Glück gemacht."

„Ich sehe das ein," entgegnete Fanny mit ironischem Lächeln, „aber ich muß Ihnen bemerklich machen, daß überhaupt keine Dame vom Theater mitwirken darf. Es wird auch im Divertissement nicht getanzt. Ich selbst trete nicht auf, ich leite nur die Proben. Alle Mitwirkenden gehören den adeligen Familien an."

In diesem Augenblicke erschien der Schneider, ein Mann mit grauem Haar und grauem Schnurrbart und von so martialischer Gestalt, daß man Tiltz eher für einen ausgedienten Militär als für einen Mann seines Handwerks gehalten hätte. Er begrüßte Fanny mit wahren Freudenbezeugungen und dem Ausdruck der demütigsten Unterwürfigkeit. Dann stellte er sich prüfend vor Alphonsa hin, die er nicht sogleich erkannte, obgleich er sie beim Abholen seiner Tochter vom Theater mehrmals gesehen hatte.

„Ah, Sie sind's," sagte er endlich; „ich möchte Ihnen raten, uns ein anderes Mal die Ehre zu geben. Wir bekommen Besuch, und das verträgt sich nicht gut mit so großer Gesellschaft. Nichts für ungut."

„Ich will noch einmal mit der Gräfin sprechen," fiel Fanny ein, die nicht sehen konnte, daß man jemandem weh that, ohne zu begütigen; „die Bedingung, die Sie stellen, ist freilich unmöglich, wie Sie ja sehen müssen nach allem, was ich Ihnen gesagt habe. Vielleicht aber läßt sich Herr Callop von der Gräfin bestimmen, seine Hand unter einer anderen Bedingung aufzuthun. Wenn Sie absolut dabei sein wollen, so verschaffe ich Ihnen einen Platz unter den Zuschauern."

„Da küß ich die Hand," versetzte das Ballettmädchen mit einer Wiener Redensart in schnippischem Tone; „es ist ja der Eintritt für Geld zu haben, und darauf kommt es mir wahrhaftig nicht an. Ich bin von der Nationalökonomie."

Sie rauschte hinaus, ohne die Anwesenden eines Abschiedsgrußes zu würdigen.

„Ich glaube," sagte jetzt Fanny zu Tiltz, „ich müßte auch gehen, um Ihnen den Besuch nicht zu verscheuchen. Sie erwarten doch gewiß Herrn von Auersdorf?"

„Vor Ihnen flüchtet er nicht!" rief Jenny lebhaft, „o, Fräulein Olympia, er kennt Sie schon, er weiß, was Sie an uns gethan haben, ich habe ihm tausendmal von Ihnen gesprochen, er liebt Sie, wenn er Sie auch niemals gesehen hat!"

Fanny suchte sich über die Beziehungen

des sonderbaren jungen Mannes zu Tilz bei diesem Klarheit zu verschaffen.

„Ja," berichtete der Schneider, „was ihn eigentlich dahin bringt, von mir zu verlangen, was ich ihm leisten muß, das weiß ich wirklich nicht. Ich war vor langen Jahren — der Klemens war noch ein Kind, es war nach meiner Militärzeit — Bedienter im Hause des Hofrats. Kinder hängen sich manchmal gar sehr an die Dienstleute; der Klemens, den ich schon herumgetragen habe, wie er noch nicht hat laufen können, hat bis in seine Studentenzeit an mir gehangen. Das kann aber doch nicht der rechte Grund sein. Sie müssen wissen, Fräulein, daß ich das Unglück gehabt habe, nachdem ich aus dem Haus fort war und geheiratet hatte, im Rausch einen Mann zu erstechen. Es war nicht schad um ihn, er wäre ohnehin an den Galgen gekommen. Ich aber habe dafür achtzehn Monate in schwerem Kerker büßen müssen."

Eine Pause entstand, weil der Alte seiner Empfindungen Herr werden mußte, bevor er fortfuhr:

„Klemens war dazwischen auf Reisen. Erst lange nach seiner Rückkunft, erst vor einiger Zeit, hat er davon erfahren, was mir geschehen ist. Jetzt ist er zu mir gekommen, und was er verlangt hat, das ist's, weswegen er noch immer zu mir kommt. Ich muß ihm haarklein, Tag für Tag, meinen Prozeß und meine Kerkerhaft erzählen. Ich muß ihm beschreiben, wie ich jede Stunde im Zuchthaus zugebracht hab. Da hört er die dümmste Kleinigkeit mit einer Neugier, als ob sein Leben davon abhängig wäre, alles zu wissen. Ich martere mein Gedächtnis, um ja nichts zu verschweigen. Natürlich kann ich mir nicht die Freiheit herausnehmen, ihn zu fragen, wozu er das nötig hat. Er schreibt sich das meiste auf. Wir sind aber erst beim vierten Monat."

Man hörte draußen die Klingel. Alle schwiegen, und Fanny sah mit Spannung und einer gewissen Befangenheit dem nächsten Moment entgegen. Ein schlanker junger Mann, mit einem Antlitz gleich dem des Antinous, erschien an der Schwelle. Er verbeugte sich fast verlegen und schien mit den Worten, daß er störe, sich sogleich zurückziehen zu wollen. Jenny erhob fast schreiend die Stimme, um ihn flehentlich zu bitten, näher zu treten, indem sie fortwährend den Namen Olympias in ihre Reden einschob. Er stand unentschlossen noch immer an der Schwelle, da trat ihm Fanny mit den Worten entgegen:

„Sie zwingen mich, Herr von Auersdorf, zu entfliehen, wenn Sie nicht bleiben. Ich hätte Ihnen eine Botschaft zu bringen, aber ich will verzichten, wenn Sie nur um diesen Preis hier festzuhalten sind, und will gehen."

Sie machte Miene, sich zu entfernen, und Jenny brach in lautes Schluchzen aus.

„Fräulein Olympia," sagte der junge Mann, „ich bitte um Ihre Botschaft."

Er rückte ihr den Stuhl zurecht, auf welchem sie wieder Platz nehmen sollte, und nachdem es geschehen war, ließ er sich selbst am Bett der Kranken nieder.

„Vor allem muß ich Sie ersuchen, Herr von Auersdorf, mich nicht Olympia zu nennen," sagte Fanny, „ich habe diesen Namen in solche Tiefe der Theaterversenkungen hinabgeworfen, daß er nicht mehr in die Oberwelt hinaufsteigen kann. Mein Name ist Fanny Rittinger und mein Beruf — es ist lächerlich, daß ich mich so ausdrücke, aber ich habe wirklich keinen anderen mehr — mein Beruf ist, Schwester zu sein, nicht eine Klosterschwester, sondern die Schwester des ‚Mädchens von Chicago', wie sie allgemein genannt wird."

Der junge Mann erschrak sichtlich. Seine Lippen schienen zu beben, als er erwiderte:

„Chicago? Mädchen von Chicago? Ich habe nichts davon gehört."

„Meine Schwester Lori," fuhr Fanny fort, „ist nach zwölf Jahren von dort zurückgekehrt, und ich weiß nicht, weshalb ich nicht rund mit der Sprache heraus soll. Sie besitzt dort eine Freundin —"

„Darf ich den Namen dieser Freundin wissen, nachdem ich um Verzeihung ge-

beten, daß ich Sie so unhöflich unterbreche," fiel Auersdorf ein und wartete mit größter Spannung auf die Antwort. Diese lautete:

„Eine Miß Keatson. Ist sie Ihnen bekannt?"

„Nein," entgegnete der junge Mann, tief aufseufzend und offenbar erleichtert, „ich bin dort diesem Namen nicht begegnet."

„Diese Miß im fernen Lande kennt aber Ihren Namen und ist überzeugt, daß Sie es ihr Dank wissen werden, wenn sie Veranlassung ist, daß Sie einen Bericht meiner Schwester vernehmen."

Auersdorf richtete sich hoch auf, nachdem er bisher vorgebeugt gelauscht hatte. Immer schroffer und ablehnender wurde seine Miene. Fanny besaß nicht den sprühenden Geist ihrer Schwester, aber sie war eines herzlichen Tones mächtig.

Mit unerklärlicher Gewißheit, die bloß dem Anblick des jungen Mannes entsprang, schwebte ihr vor, daß das schwere Geheimnis, welches ihn drückte, eine Schuld, vielleicht eine Blutschuld sein müßte. Sie wagte, an diesen Umstand zu streifen, und Klemens wendete den Kopf ab, nicht aber, als ob er sich getroffen fühlte, sondern als ob er zu erkennen geben wollte, daß er nur durch die Höflichkeit gezwungen sie anhörte. Sie ließ sich nicht dadurch irre machen, und als ob die Thatsache erwiesen wäre, sprach sie mit der Anwendung jenes ihr eigenen herzlichen Tones von der Auffassung edler Frauen in einem so traurigen Falle:

„Wir sehen niemals eine Schuld, sondern immer nur den Schuldigen. Wir kümmern uns nicht um ein Gesetzbuch, das eine That verurteilt, nur um das Lebensbuch des Thäters, das ihn vielleicht frei spricht. Ich will nicht behaupten, mein Herr, daß ich hier das Gleiche voraussetze — genug, Sie leiden, und jede Frau ist Seelenleiden gegenüber eine barmherzige Schwester."

In diesem Sinne, mit Anwendung der weichsten Töne ihres Herzens, scheinbar immer nur in allgemeinen Betrachtungen, fuhr sie fort zu sprechen. Lange schon war seine Haltung eine andere geworden, und als sie schwieg, senkte er das Haupt und sagte leise:

„Sie dringen mir in die innerste Seele. Ich will eine Begegnung mit Ihrer Schwester haben."

(Schluß folgt.)



Aus Tunis und Ost-Algerien.

Von

F. von Zobeltitz.

I.

Es war an einem sonnigen Märztage, an welchem wir von Palermo aus in See stachen; eine ganze Woche hindurch hatten wir in der sicilianischen Hauptstadt auf die Ankunft des französischen Dampfers warten müssen, weil wir, durch Erfahrung gewitzigt, keine Lust verspürten, uns den schrecklichen Fahrzeugen der italienischen Verkehrsgesellschaften anzuvertrauen — unsere Ausdauer war nun aber auch durchaus belohnt worden, denn die „Ville de Rome" stand in Bezug auf Fahrgeschwindigkeit, auf Komfort und Bequemlichkeit selbst den größeren Oceansteamern nicht nach. Die Gesellschaft, die sich auf dem Vorderdeck des Schiffes zusammengefunden hatte, war nicht groß, Vergnügungsreisende zählten wir außer uns nur noch drei Personen — einen sehr langweilig ausschauenden Engländer mit zwei jüngeren Begleitern, die sich Mühe gaben, die Blasiertheit ihres Vorbildes zu kopieren. Es läßt sich schwer erklären, warum der Strom der Fremden, der alljährlich nach Trinakrias wonnesamen Gestaden pilgert, sich so ungern zu einem Ausfluge nach der Nordküste des schwarzen Erdteils entschließt. Tunis wird im ganzen großen von Touristen noch viel zu wenig besucht. Während man das Nilland überflutet, um im Schatten der Pyramiden mit hundert Landsleuten zusammenzutreffen oder in der Schubra-Allee zu Kairo alle Sprachen der Welt, nur nicht die einheimischen arabischen Laute zu hören, läßt man das ungleich interessantere Tunis links oder vielmehr rechts liegen. Und dabei ist Tunis viel bequemer und leichter zu erreichen als Ägypten und zudem die charakteristischste mohammedanische Stadt, die sich im ganzen islamitischen Orient findet!

Wir hatten herrliches Reisewetter, und wundersam schön war die Nachtfahrt durch die blauen Fluten des Mittelmeeres. Aus den spiegelklaren Wassern leuchtete uns der Sternenhimmel in voller glänzender Klarheit entgegen, und als der Mond sich über den Horizont zu erheben begann,

schimmerte die See, als wäre sie ein riesenhaftes Becken, mit flüssigem Silber gefüllt. In dunklen Konturen glitten die Küsten Siciliens vorüber; gegen Mitternacht grüßte uns das blendende Licht des Leuchtturms von Trapani — dann wandte sich der Kurs des Schiffes dem offenen Meere zu. Auf dem Verdeck des Dampfers blieb es die ganze Nacht hindurch lebendig. Der Kapitän feierte seinen Geburtstag, und die Mannschaft vergnügte sich bei Wein, Tanz und Gesang. Aus der dritten Kajüte hatten sich einige junge Neapolitanerinnen, die sich ein tunisischer Cafetier für seine Singspielhalle verschrieben, auf dem Hinterdeck eingefunden — und nun war des Jubels kein Ende. Die Mandolinen erklangen, ein Pifferaro ließ seinen Dudelsack arbeiten und ein Marseiller Matrose begleitete ihn auf der Mundtrommel — dazu sang man italienische Gassenhauer wie das am ganzen Littorale bekannte „che va veder' con me a Sant' Agata“ oder das Vesuvbahnlied „funiculì funiculà“ und französische Chansons, tanzte die Tarantella und arrangierte sich zu einer ausgelassenen Quadrille, führte einen tollen Mummenschanz auf und kümmerte sich wenig um die Nachtruhe der Passagiere. Erst als ich gegen Morgen nach kurzem Schlafe wieder auf dem Deck erschien, war Frieden eingetreten. Der Himmel blaute ob meinem Haupte, und die sonnendurchglänzte See warf goldene Wellen an die Schiffsplanken. Um acht Uhr dampften wir an den beiden Djamûr-Inseln vorüber, öden und unbewohnten Felsklippen, auf deren größester man sich zu Cholerazeiten in der Quarantäne langweilen kann. Nun steuerte der Dampfer hinein in die vom Kap Bon und vom Kap Farina begrenzte riesige Bucht von Tunis. In weiter Ferne sieht man zu beiden Seiten das Land sich ausdehnen, grau und kahl — nur nach vorn späht noch der Blick vergeblich aus. Nach weiterer dreistündiger Fahrt erst treten die Ufer näher. Rechts ragt der gigantische Leuchtturm von Marsa, der größte an der nordafrikanischen Küste, hoch in die Luft, und in seiner Nähe erhob sich dereinst meerbeherrschend die Byrsa Karthagos. Nun tauchen am flachen Ufer auch die Häuserreihen Golettas auf — der weiße Strich dahinter aber, ein unbestimmtes flimmerndes Etwas, ein phantastisches Gewirr von Kuppeln, Spitzen und Türmen: das ist Tunis — Tunis-el-chadrâ, die „grüne“ Stadt oder die „wohlbewachte“.

Ein versumpfter Strandsee, El-Bâhira, den man schon seit zehn Jahren zu Hafenzwecken ausbaggern lassen will, aber nicht lassen kann, weil es am nötigen Gelde fehlt, trennt Tunis vom Meere. Den Hafen der Landeshauptstadt bildet der freundliche kleine Flecken Goletta, französisch La Goulette und arabisch Halk-el-Uëd, das heißt wörtlich „Mündung des Flusses“, genannt, was in diesem Falle so viel wie „Mündung des Sees“ bedeuten soll.

Der Empfang in Goletta pflegt für den Reisenden eine kleine Tortur zu sein. Wer Italien jahrelang die Kreuz und Quer durchwandert, der hat sich so ziemlich an die Unverschämtheiten der Gepäckträger e tutti quanti gewöhnt — die Hafenhelden Golettas aber überflügeln den frechsten napolitanischen Facchino noch weit. Was das ganze Littorale an gesellschaftlichem Auswurf von sich giebt, das scheint sich in Goletta angesiedelt zu haben. Besonders sind es die Malteser, die ihren altbewährten Ruhm, das räuberischste Gesindel am Mittelmeer zu sein, mit großer Energie aufrecht erhalten. Die Horden von Ruderern und Gepäckträgern, die sich bei der Ankunft des Reisenden um diesen drängen, bestehen fast ausnahmslos aus solchen maltesischen Biederleuten, die gern eine Reisedecke oder einen Handkoffer verschwinden lassen, wenn man ihnen nicht haarscharf auf die braunen Finger sieht. Aus der Scylla gerät man in die Charybdis, sobald man das Steuergebäude betritt. Jedes Gepäckstück wird bis in seine tiefsten Tiefen durchwühlt, jede Parfumflasche auf ihren Inhalt hin untersucht — nur eine offene Hand vermag die Tigerherzen der Douaniers

zu rühren, die unglücklicherweise einige Wochen vor meiner Ankunft einem ausgebreiteten Schmuggelsystem auf die Spur gekommen waren und nun ihr fremden-



Spargelverkäufer.

belästigendes Amt mit doppelter Schärfe handhabten.

Endlich war auch diese Mühseligkeit überstanden. Ein baumstarker Neger und ein Kabyle mit verschmitztem Gaunergesicht schleppten meine Siebensachen nach dem nahen Bahnhofe herüber. Die Goletta mit Tunis verbindende kurze Bahnstrecke ist erst seit einigen Jahren im Betriebe. Ein spekulativer Italiener, der Chef der Firma Rubattino, die gegenwärtig noch mit ihren schrecklichen alten Passagierdampfern den Personenverkehr des Mittelmeeres beherrscht, hat diese Bahn erworben und ist damit zum reichen Manne geworden. Vergeblich hat die französische Regierung sich in langatmigen Unterhandlungen Mühe gegeben, Rubattino zum Verkauf der Eisenbahnlinie zu bewegen — der Sicilianer pocht auf sein Privileg und ist selbst für klingende Gründe taub. Da Einrichtung und Betrieb der Bahn sich in den Grenzen höchster Einfachheit bewegen, so ist die Unterhaltung derselben wenig kostspielig, die Rentabilität dagegen eine desto größere.

Der nächste Zug ging erst in zwei Stunden ab, es blieb mir also hinlänglich Zeit, mich in Goletta umzusehen. An Interessantem bietet die tunisische Hafenstadt wenig. Das Lustschloß des Bey — eines von zahlreichen — gewährt einen recht öden Eindruck; die Kanonenläufe, die dem inneren Hofe einen militärischen Anstrich verleihen sollen, sind schon seit Ewigkeiten verrostet, und in ihren Mündungen haben sich, ihrer kriegerischen Bedeutung zum Trotz, friedliche Schwalbenpärchen eingenistet. Zerlumpt gekleidete Schildwachen träumen im Sonnenschein, vielleicht von Mohammeds siebentem Himmel, oder beschäftigen sich harmlos mit dem Stricken von Strümpfen und Nachtmützen. Mein Spaziergang durch die breiten, sehr staubigen Straßen des Städtchens war bald beendet. So bunt und lebhaft das Treiben am Hafen war, so still und vereinsamt lagen die Gassen. Hin und wieder ritt ein Offizier des in Goletta garnisonierten Bataillons eines Regiments Chasseurs d'Afrique an mir vorüber oder eine züchtig verhüllte alte Maurin watschelte mit ihren winzigen Pantöffelchen durch den tiefen Sand. Halbnackte Kinder, schwarze, weiße und kaffeebraune, balgten sich vor dem dem Bahnhofe gegenüberliegenden französischen Kaffeehause, an dessen Tischchen mehrere

würdevoll ausschauende arabische Herren Platz genommen hatten und sich mit dem Brettspiel beschäftigten.

Endlich signalisierte die Bahnhofsglocke die Abfahrt des Zuges. Er ächzte und stöhnte langsam genug über die Felder, so daß ich volle Muße fand, die Landschaft rechts und links zu betrachten. Der Schienenweg führt ziemlich dicht am Ufer des Bähira-Sees entlang, dessen Ufer mit Tausenden von Flamingos und Pelikanen besetzt waren. Ihr rosarotes Gefieder schimmerte im Sonnenlichte; sie ließen sich durch den vorüberrasselnden Zug nicht stören, sondern blieben phlegmatisch auf den ziegelfarbenen Beinen stehen — Philosophen der Tierwelt, denen die Wunder der Dampfkraft kein Erstaunen abnötigen konnten. Nach einer kurzen halben Stunde hielt der Zug auf dem „italienischen" Bahnhofe in Tunis. Die Stadt besitzt noch einen zweiten Bahnhof, den „französischen", von dem aus die Staatslinie, die übrigens den größten Teil des Jahres hindurch infolge von Überschwemmungen nicht benutzt werden kann — eine höchst praktisch angelegte Eisenbahn — nach der algerischen Grenze führt.

Die Ankunft auf dem Bahnhofe in Tunis glich dem in Goletta. Eine ganze Kohorte dunkelfarbiger Burschen stürzte sich auf uns und unser Gepäck; arabische, italienische, französische und englische Laute umschwirrten uns — einige Fremdenführer versuchten sich aufzudrängen, und ein paar Hotelportiers priesen uns die Annehmlichkeiten ihrer Gasthöfe an. Man hatte mir auf dem Schiffe das Grand Hotel de Paris — ohne „Grand" giebt es auch in Tunis kein Absteigequartier — empfohlen, und so belud ich denn zwei grinsende Nigritier mit meinem Gepäck und machte mich auf den Weg nach dem Gasthofe. Ich hatte nicht weit zu marschieren. Das Grand Hotel liegt in der elegantesten Straße des Frankenviertels, der Avenue de la Marine, die nur durch eine kleine, hauptsächlich von Italienern und Maltesern bewohnte Vorstadt vom Bahnhof getrennt ist. Im Grand Hotel konnte mir leider nur noch ein sehr kleines Hinterzimmer angeboten werden, für das man indessen einen Preis verlangte, den man in den europäischen Weltstädten für den elegantesten Hotelsalon nicht zu zahlen pflegt. Meine beiden Neger rieten



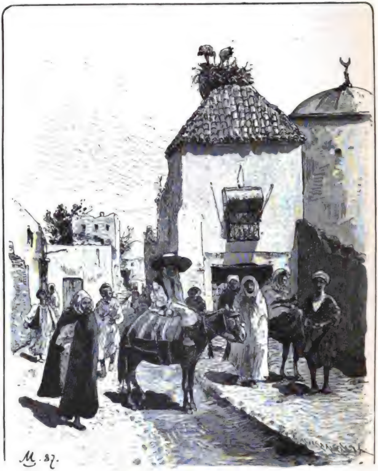
Straßenmusikant.

mir, es einmal mit dem nahegelegenen Hotel du Louvre zu versuchen, und hier fand ich denn auch endlich Aufnahme. Das genannte, von einem liebenswürdigen

französischen Ehepaare geleitete Gasthaus liegt in der Rue de la Commission, die in einen kleinen Platz vor dem alten Seethore, dem westlichen Endpunkte der Avenue de la Marine, ausmündet. Ist das Hotel in Bezug auf Komfort, Ausstattung und Bequemlichkeit auch nicht mit unseren besseren Gasthöfen zu vergleichen, so hatte ich während meines längeren Aufenthalts daselbst doch nie Grund zur Klage. Besonders die Verpflegung war eine recht gute, und die Gefälligkeit der Inhaber hat mir manchen Dienst geleistet. Zudem machte ich in diesem Hause die Bekanntschaft einiger liebenswürdiger, schon lange in Tunis ansässiger Deutschen, die dort zu speisen pflegten.

Ein erster Spaziergang ließ mich das Frankenviertel der Hauptstadt genauer kennen. Im Jahre 1862 erwirkte Léon Roches, der damalige französische Konsul, vom Bey die Erlaubnis, das Konsulat seines Reiches außerhalb der alten Stadtenceinte, vor dem Seethore, zu erbauen. Damit war der Anstoß für die Entstehung von Neu-Tunis gegeben. Neben dem französischen Konsulate erhoben sich moderne stattliche Gebäude, in welche die europäische Kolonie nach und nach ihren Einzug hielt; die Bankinstitute und die Bureaus der Schiffsgesellschaften verlegten ihren Sitz hierher, die Konsulate der übrigen Großstaaten folgten nach, man eröffnete das Grand Hotel, gründete Kaffeehäuser, erschloß europäische Bazare — und so entstand die Avenue de la Marine, eine breite, schnurgerade Straße, die heute den Mittelpunkt des fränkischen Quartiers bildet und sich von der Porta della Marina (französische, italienische und arabische Namen wechseln bei der Bezeichnung der Straßen, Thore und Plätze von Tunis) bis zum Zollhofe erstreckt. Als später noch die alte Stadtmauer geschleift und an ihrer Stelle die Rue Beb-Zira angelegt und diese mit der ihr parallel laufenden Rue de la Commission durch zahlreiche Quergassen verbunden wurde, siedelte fast die ganze christliche Bevölkerung nach diesem Quartiere über, das zweifellos den äußerlich schönsten, wenn auch nicht den interessantesten Teil von Tunis bildet. In der Avenue de la Marine konzentriert sich tags über und des Abends das Leben der eleganteren Welt. Auf den Estraden vor den Kaffeehäusern nehmen die Offiziere der französischen Garnison ihr Frühstück ein, spielen die Beamten der öffentlichen Institute ihre Partie Ecarté, trifft die bessere Kaufmannswelt zusammen und geben sich die vornehmen Elemente der Fremdenkolonie ihre Stelldicheins. In der Straßenallee flutet unausgesetzt ein Strom von Menschen auf und nieder. Zwischen europäisch gekleideten Herren und Damen sieht man allerdings auch hier schon zahlreiche Araber, Kabylen und Neger, bettelnde Beduinenweiber, einen Säugling an der braunen Brust und ein zweites Kind auf dem Rücken, sowie alle jene Gestalten, die in keiner Hafenstadt an der Mittelmeerküste fehlen: die Malteser mit ihren roten Fischermützen, maltesische Frauen in ihrer Nationaltracht, dem kurzen schwarzen Radmantel, der in malerischem Faltenwurf um die Schulter drapiert wird, Albanesen im Kostüm ihrer Heimat, Kretenser und Türken. Alle diese fremdländischen Elemente geben dem Leben und Treiben auf der Marina das Gepräge einer höchst eigenartigen Internationalität, das sofort verloren geht, sobald man seine Schritte der inneren Stadt zulenkt. Am Abend flammt der Boulevard im Glanze zahlreicher Gaslichter — auch eine Errungenschaft, die man den arabischen und jüdischen Vierteln nur in sehr beschränktem Maße zugestehen will. Dann füllen sich die Singspielhallen und die Theater — ja, Tunis besitzt zwei Theater, ein italienisches und ein französisches, nur konnte ich mir nicht klar darüber werden, welches das schlechtere und welches das schlechteste ist. Auf dem kleinen Platze vor dem Seethore, der Piazza marina oder dem Place de la Bourse, findet in den Vormittagsstunden stets eine Art Börse statt, die zu nicht uninteressanten ethnographischen Studien herausfordert. Alle Rassen und Nationa-

litäten treffen sich dann hier; der reiche arabische Handelsherr schachert mit dem Juden aus Portugal um dessen letzte Fracht spanischer Spitzen, der elegante französische Banquier feilscht mit dem Schiffer aus La Valetta, ein Juwelenhändler aus Konstantinopel mit einem korsiotischen Schiffsreeder — da fehlt keine jener markanten Physiognomien, wie sie große Weltmärkte in charakteristischer Fülle aufzuweisen pflegen. Aber auch ein buntfarbiges Volksleben konzentriert sich zur Börsenzeit auf dem Place de la Bourse. Der ganze Platz ist von Menschenmassen belebt, die bis in die nächsten Straßenzeilen hineinfluten. An interessanten Typen mangelt es nicht. Mit kreischender Stimme — die arabische Sprache und vor allem der tunisische Dialekt ist überaus unmelodiös — bietet der Wasserverkäufer seine Erfrischungen aus; statt des Hüftenshawls umschlingt ihn ein breiter Schlauch, eine Tasche aus Palmenbast, mit Limonen und Citronen gefüllt, hängt an seiner Seite, in der Rechten trägt er einen mächtigen irdenen Krug, dessen edle äußere Form an antike Vorbilder mahnt, in der Linken einen metallenen Becher. Sein Konkurrent ist der Kuchenverkäufer, der unter freiem Himmel auf transportabler Maschine ein unangenehm süßes Gebäck fabriziert, das den Hunderten von Fliegen indessen besser zu munden scheint als der Menschheit, und der Confiseur, der seine kandierten Veilchen und Rosenblätter, eine in den Harems besonders beliebte Leckerei, feilbietet. In einem Winkel des Platzes giebt ein Schlangenbändiger seine Kunststücke zum besten. Die Produktionen dieser Leute, die ihr gefährliches Handwerk nicht minder gut verstehen als die indischen Gaukler, sind meist so widerwärtiger Natur, daß man sich nur mit Abscheu von ihnen wenden kann; bei den weniger zartbesaiteten Eingeborenen finden diese scheußlichen Vorstellungen indessen stets rasenden Beifall. Es ist schwer zu schildern, wie fatal der Anblick solch eines braunhäutigen, gewöhnlich nur mit einem Lendentuch bekleideten Kerls wirkt, wenn er sich die scheußlichen Reptile um den hageren Leib windet, den Kopf derselben so weit als möglich in seinen Mund steckt, sie küßt und mit Liebkosungen überschüttet und sich die Wangen von ihrem Geifer benetzen läßt. Die häßlichen Bestien tragen noch den Giftzahn im Rachen, und es ist mir immer unbegreiflich gewesen, daß die unter französischer Kontrolle stehende Stadtpolizei des Bey derartigen Unfug noch dulden kann. Wirklich interessant sind nur die eigenartigen Wirkungen, welche die Musik auf die Schlangen hervorruft. Nach einer seltsam einförmigen Melodie, die der Bändiger einem okarinaähnlichen Mundinstrument entlockt, wiegen sich die Schlangen in rhythmischer Gleichmäßigkeit und erheben den glatten Leib hoch in die Luft, bis sie schließlich auf der äußersten Schwanzspitze balancieren und nur noch den Kopf nach dem Takte der Musik bewegen. Neben den Schlangenbeschwörern spielen auch Zauberkünstler, Märchenerzähler und Löwenführer, deren gezähmte Tiere allerdings gewöhnlich an übergroßer Altersschwäche leiden und infolgedessen weniger gefährlich sind als die giftigen Reptile, eine große Rolle auf dem tunisischen Markte. An den Straßenecken haben sich Hühner- und Spargelverkäufer niedergekauert, originelle Gestalten in ihrer grotesken Zerlumptheit — und hier und dort wohl auch einmal einer jener vagierenden Musikanten, von denen der Künstler in der beigegebenen Illustration einen treffenden Typus skizziert hat. Der Araber ist reich an Musikinstrumenten, die in der civilisierten Welt kein Mensch kennt. Ein sehr gebräuchliches Instrument ist das des auf S. 573 wiedergegebenen „Straßenmusikanten". Die Töne, die den Darmsaiten dieses eigentümlichen Violons entquillen, sind freilich keine herzenbezwingende, es sind schauerliche Disharmonien, wie denn der Araber überhaupt nicht das leiseste Musikverständnis, nicht eine Spur von Gehör besitzt. Ein anderes sehr beliebtes Instrument ist noch einfacher konstruiert. Es besteht aus einer irdenen Vase, deren obere Öffnung



Straße in Tunis. (Araberquartier.)

mit einem Trommelfell bespannt ist. Dieses Fell wird aber nicht etwa zur Erzielung eines musikalischen Genusses mit Schlegeln gerührt, sondern mit — den Knöcheln der Finger bearbeitet. Bei der Hochzeit einer tunisischen Jüdin sah ich einen derartigen Trommler, und ich muß bekennen, daß die nimmer ermüdende Ausdauer und die außerordentliche Fingergewandtheit dieses Burschen mir aufrichtiges Erstaunen abnötigten. Es gehört Seelenstärke dazu, sich mit der Energie eines Fakirs zu fragwürdigem Ergötzen anderer die Knöchel wund zu schlagen.

Verschiedene Querstraßen führen vom Börsenplatze aus in das Innere der arabischen Stadt. Scenerie und Staffage ändern sich sofort, sobald man den Fuß in dieses Straßengewirr gesetzt hat. An Stelle der modernen Bauten erheben sich zu beiden Seiten die niedrigen Häuser der Moslims. Die riesigen hufeisenförmigen

Thüren, zu denen meist einige Steinstufen hinaufführen, sind dicht mit Eisennägeln beschlagen, deren gelbe Messingköpfe in vielverschlungene Arabesken geordnet sind; Klopfer, phantastische Figuren bildend oder auch als Heilmittel gegen den „bösen Blick" — der Aberglaube des „mal' occhio" ist unter den Arabern ebenso verbreitet wie in Italien — fünf ausgespreizte Finger, die altsemitische Schwurhand darstellend, finden sich überall. Die Vorderfronten der arabischen Häuser haben nur wenig Fenster, und auch diese sind, wenn sie Frauengemächern Licht zuführen, mit einem engen, hochausgebauchten Gitter versehen. Fast in allen Teilen der Stadt finden sich Heiligen-Kapellen, Marabus — „Marabu" ist sowohl die Bezeichnung für einen Heiligen selbst als für die von diesem dereinst bewohnte und als heilig verehrte Stätte; es sind oft nur verfallene Häuser, Trümmermassen, wie Tunis und mehr noch die kleineren arabischen Städte sie vielfach bieten, da der rechtgläubige Mohammedaner ungern in einer Wohnung bleibt, in der ihm ein Anverwandter gestorben ist, und jene lieber veröden und verfallen läßt. Nur die vornehmeren Heiligen (aber auch deren Zahl ist Legion) besitzen Kobbas, die sich äußerlich von den gewöhnlichen Häusern unterscheiden; einen wirklich geschmackvollen Stil weisen allerdings wenige auf, die meisten Kobbas bestehen aus einem schlichten weißgetünchten Würfelbau, den eine Kuppel überwölbt. Dasselbe muß von den Moscheen gesagt werden; nur die „Moschee des Großsiegelbewahrers", Zâhib et Tâba,



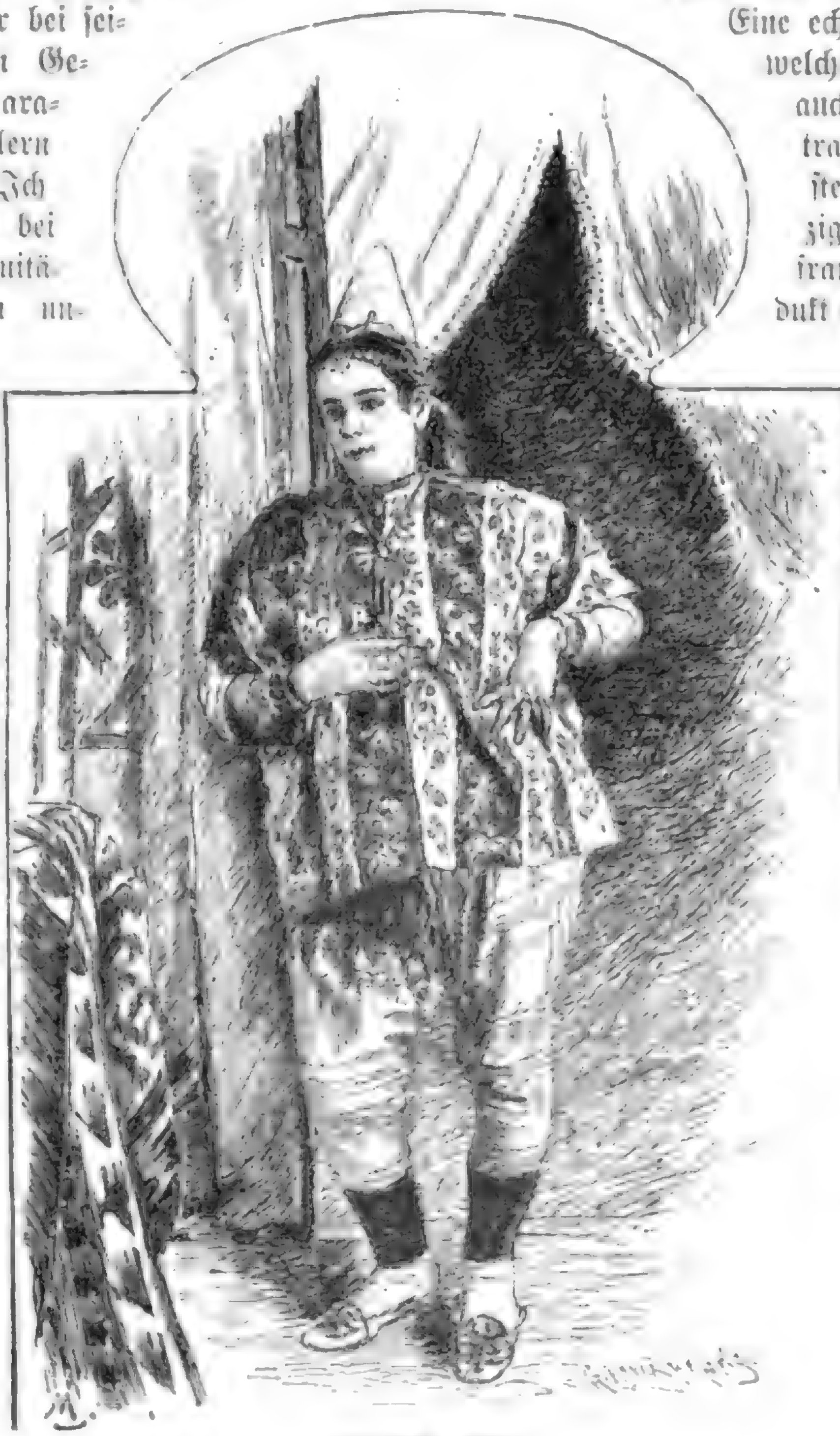
Marabu in der Rue Beb-Zira.

macht eine Ausnahme. Sie liegt in der Nähe des Herrscherpalastes und der Cita-

delle, am Platze „el Halfawyn“ (das heißt Platz für die Halfaflechter — Halfa ist das hohe Steppengras) und zeichnet sich durch die architektonische Schönheit ihrer Fassade aus. Eine breite Freitreppe führt zu luftigen Arkaden empor, unter denen man allezeit ganze Trupps malerisch ausstaffierter Araber lagern sehen kann; zur Rechten der Moschee erhebt sich ein Minaret in orientalischem Stil. Einen Minaret von *echt* maurischem Baustil besitzt nur die „Dschâmi es Saituna“, die Oliven-Moschee, unfern von der des Großsiegelbewahrers gelegen. Er steigt aus schön geschwungenen Bogenhallen hoch in die Luft; auf dem viereckigen Unterbau erhebt sich ein schlanker Turm, den Glasfliesen und prächtige Stuccaturen schmücken und der in Arkaden ausläuft, von denen herab die Gebetausrufer zum Volke sprechen. Ein sechseckiger Aufbau mit einem Spitzdache krönt seine Höhe. Leider wurde es mir trotz eines doppelt vergoldeten Händedrucks, mit dem ich meinen Führer und Dolmetsch, einen pfiffigen jungen Juden Namens Barbuschi, bedachte, nicht möglich, selbst in arabischer Verkleidung Eintritt in eine tunisische Moschee zu erlangen. Die tunisischen Araber halten streng auf ihr auch im Vertrage mit der französischen Regierung vorgesehenes Kirchenrecht — strenger als ihre algerischen Glaubensbrüder, die auch den Christen in die großen Moscheen von Algier und Constantine einlassen, wenn er gewillt ist, sich vor der Thür des Gotteshauses der Stiefel zu entledigen und sich damit — gewöhnlich — einen Schnupfen zu holen.

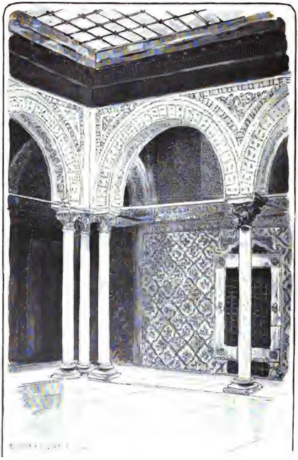
Im Norden der Oliven-Moschee beginnen die Bazare, die Sjukks von Tunis, eine Specialität der Hauptstadt. Diese Sjukks — „Sjukk“ ist die allgemeine Bezeichnung für Markt — sind nichts weiter als gewöhnliche Straßen, hier und da wohl auch mit Holzplanken bedeckt, um selbst bei schlechter Witterung in ihnen verkehren zu können. Im Erdgeschosse der die Gassen einfassenden niedrigen Häuser befinden sich dürftig enge offene Läden, in welchen die Verkäufer ihre Waren feilhalten. Jedes Handwerk hat seine besondere Straße; so giebt es einen Sjukk der Parfümeure, einen Sjukk der Juweliere, der Pantoffelarbeiter, der Waffenhändler u. s. w., doch findet man fast in allen Bazaren Artikel *jeder* Branche, das heißt, der Verkäufer läuft eilends in den Nachbarsjukk, um den gewünschten Gegenstand zu holen und vorzulegen. Das Leben und Treiben in den Sjukks ist namentlich an Auktionstagen ein überaus buntfarbiges. In den engen Gassen drängen sich Hunderte von Menschen, und weithin ist der betäubende Lärm der Stimmen zu hören. Durch das Plaudern und Lachen der Müßiggänger, das Handeln und Feilschen der Käufer und Kaufleute schwirrt der gelle Ruf der Auktionatoren, die mit ihren Waren im Arm die Straßen auf- und ablaufen. Es giebt wohl keinen Gegenstand des Haushalts, der da nicht feilgeboten würde! Von goldenen Ringen, Uhren und sonstigen Pretiosen bis herab zum abgetragenen Sarual (Beinkleid) — man kann *alles* von den Ausrufern erlangen. Freilich mag sich der Fremde hüten, ohne weiteres den Preis zu zahlen, den man von ihm fordert. Die Zeiten sind vorüber, da der Araber noch ehrlich war — heut versteht er das Prellen besser als der geriebenste Neapolitaner, der auf der Villa reale dem „Forestiere“ seine Schundware aufschwatzt. Besonders die Juwelen- und die Antiquitätenhändler sind mit wenigen Ausnahmen gefährliche Gauner. Einer meiner Bekannten, Graf B., mit dem ich von Neapel aus die Reise gemeinschaftlich gemacht, hatte bei einem alten tunisischen Juden einen wirklich prachtvollen Brillantring für — irre ich nicht — zweitausend Franken gekauft. Am Abend desselben Tages war der Graf bei dem Konsul seines Landes eingeladen und zeigte diesem die billig erstandene Kostbarkeit. Wie erstaunte er aber, als der Konsul ihm sagte, er — der Konsul selbst — habe vor etwa drei Wochen denselben Ring erstanden, ihn aber zurückgegeben, da sich bei näherer Prüfung durch einen Sachverständigen herausgestellt, daß der

Brillant auf raffiniert geschickte Weise aus mehreren einzelnen Plättchen zusammengesetzt worden sei. Auch Graf B. ließ unter Mithilfe des Konsuls und eines Polizei-Beamten seinen „vortrefflichen" Kauf wieder rückgängig machen und war bei seinen weiteren Geschäften mit arabischen Händlern vorsichtiger. Ich selbst habe bei den Antiquitätenverkäufern unglaubliche Scenen erlebt. Eine Münze mit römischer Umschrift wurde mir als phönizische präsentiert, eine künstlich antikisierte Pistole mit gezogenem Lauf als das ehemalige Besitzstück eines berüchtigten algerischen Piraten aus dem 16. Jahrhundert gezeigt. Solchen thörichten Betrügereien gegenüber ist man ja schließlich gewappnet; anders verhält es sich aber beim Einkauf von arabischen Kleidungsstücken. Im Lande selbst wird außer wundervollen Lederstickereien in Gold und Silber, die man im Sattlerquartier von Tunis arbeitet, fast gar nichts mehr gefertigt. Bei Zaghuan existiert allerdings noch eine Tschaschia(Fes)-Fabrik; das Walken und Färben der Kopfbedeckungen ist aber so kostspielig, daß die Ware teuer wird und man daher mit den billigeren, aus Lyon und Marseille eingeführten Fes vorlieb nimmt. Eine echte Tschaschia, welche man freilich auch jahrelang tragen kann, kostet gegen vierzig Franken, das französische Produkt nur etwa fünf. Auch die so berühmten safrangelben und mattroten Pantoffeln sind meistens aus Lyon, und die Tuche werden aus Thüringen und Sachsen nach Tunis gesandt, um als orientalische Ware in den Suks an den Mann gebracht zu werden. — Nicht anders ist es mit den Parfums, speciell mit dem berühmten Rosenöl, das man in Massen aus Paris importiert und in den tunisischen Bazaren in hübsche vergoldete Flacons füllt. Unter diesen Umständen ist es denn auch natürlich, daß man heute für schon zwanzig Frank ein Fläschchen mit sogenanntem Rosenöl kaufen kann,



Tunisische Jüdin.

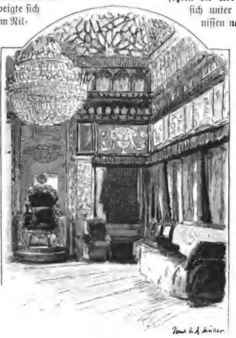
während man früher für ein Lot echtes Rosenöl über hundert Franken zahlen mußte, ein kolossaler Preis, der sich indessen erklärt, wenn man bedenkt, daß zur Fabrikation von einem Lot des genannten Parfums neunzig Pfund Rosen nötig sind. In ähnlicher Weise wie die Essenzen werden die wohlriechenden Hölzer, aus denen man Rosenkränze und anderes mehr fabriziert, gefälscht. Wirkliche Erzeugnisse des Landes erhält man nur noch durch die Vermittelung einheimischer Bekannte.



Säulenhof im Dar-el-Bey

Für die geringe Ausbeute an echten Produkten des Orients werden die europäischen Besucher der Suks durch das hochinteressante volkstümliche Treiben daselbst entschädigt. Auf engem Raume scheint hier die ganze ethnographische Musterkarte Nord-Afrikas vertreten zu sein. Da fehlt keine Farbennuance der Haut — vom lichtesten kaukasischen Weiß bis zum tiefsten Bronzeton und dem dunklen Schwarz der Nigritier. Man ist gewohnt, die Eingeborenen Nordafrikas mit dem Gesamtnamen „Araber“ zu bezeichnen, eine Benennung, die bekanntlich ebenso falsch ist als der Kollektivname „Sarazenen“, mit dem man im Mittelalter die Bewohner der Südküsten des Mittelmeeres beglückte. Die Urbevölkerung des nördlichen Afrika gehörte der hamitischen Rasse an, welche vor Jahrtausenden ihre centralasiatischen Sitze verließ und die fruchtbaren Küstenstriche bis zum Atlantischen Ocean hin besetzte. Von dieser großen Völkermasse,

der die alten Historiker verschiedene Namen wie Gätuler, Lybier, Mauretanier ꝛc. gaben und die wir als den Stamm der Berber kennen, zweigte sich ein Glied ab, um im Nilthale ein großes Kulturreich, Ägypten, zu errichten. Die Ansicht, daß Ägypter und Berber ursprünglich denselben Stamm bildeten und der nächsten verwandten der semitischen Rasse, der hamitischen, angehörten, ist früher vielfach bestritten worden, nach den neuesten Ergebnissen der vergleichenden Sprach-Forschung und der vergleichenden Kulturgeschichte jedoch ziemlich zweifellos; auch Gustav Dierks in seiner vor kurzem erschienenen vortrefflichen „Kulturgeschichte Nordafrikas“ schließt sich dieser von unseren neueren Ägyptologen aufgestellten Ansicht an. Die eigenartigen Kulturverhältnisse des Nilreiches ließen eine derartig starke Vermischung mit anderen Völkerschaften, wie sie den sich westlich des Nils ausbreitenden Berbern zu teil wurde, nicht zu. Die von den Wendekreisen aus nach Norden drängenden Negervölker, die semitischen Kolonisten, die unter Josua Mesopotamien verließen, um sich in Numidien anzusiedeln, die Römer, Griechen und Byzantiner, germanische Stämme wie die Vandalen, ferner Normannen, Araber und Türken — alle



Thronsaal des Bey im Bardo.

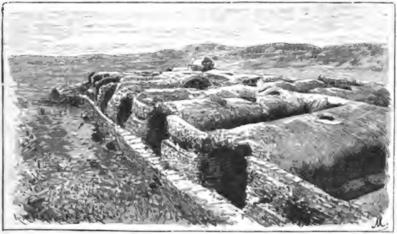
diese Völkerschaften überfluteten im Laufe der Zeit das nördliche Afrika und durchsetzten die Urbevölkerung, die sich unter diesen Verhältnissen naturgemäß nicht rein erhalten konnte. Wirklich rein hat sich nur das eigentlich arabische Element erhalten, denn die Nachkommen jener Araber, die im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in zwei beträchtlichen Heeren auszogen und sich nach schweren Kämpfen mit den Berbern in Mitteltunisien und Algerien südlich der Aures festsetzten — die heutigen Beduinen, die nomadisierend die Vorwüste und die Sahara selbst durchstreifen, die im Sommer ihre Zelte in den Gebirgsthälern aufschlagen und im Winter die endlose Steppe als ihre Heimat betrachten, pflegen sich nur selten mit fremdem Blut zu vermischen und haben durch die Jahrhunderte ihre Gesetze und Eigentümlichkeiten bewahrt. Was man dagegen in den Städten, so auch in Tunis, als Beduinen bezeichnet, sind vorwiegend Mischlinge. Im übrigen spielt unter der sogenannten arabischen Bevölkerung von Tunis der Maure die Hauptrolle, der seine Abstammung gern auf die von der heiligen Hermandad König Philipps aus Spanien vertriebenen Araber zurückführt. Neben ihm finden sich noch vereinzelte reinblütige Berber, die „Dschebaliya“,

Bergbewohner, die aus den Bergen des Inneren stammen und dorthin zurückzukehren pflegen, wenn sie in der Hauptstadt genügend Geld verdient zu haben glauben — ferner die Mozabiten, Nachkommen der durch Josua vertriebenen Moabiter, also semitischen Ursprungs, sodann die aus Algerien eingewanderten Kabylen vom Stamme der Suaoua (aus welchem Worte das französische Zuave entstand), die Dscheräba, das heißt Bewohner der Insel Dscherba, wahrscheinlich gleichfalls Semiten wie die Mozabiten und wie diese von den rechtgläubigen Moslims ihrer seltsamen, nicht immer der Wohlanständigkeit entsprechenden religiösen Gebräuche wegen als „Chomsiya", Ketzer, betrachtet. Anderweitige bedeutendere Bestandteile der tunisischen Bevölkerung bilden die Mameluken, ehemalige kaukasische, georgische und griechische Sklaven, sowie die Türken und die von ihnen mit arabischen Frauen erzeugten Mischlinge, die Kurugly; den letzteren gehört auch das „regierende" Herrschergeschlecht an. Zu all diesen Bekennern Mohammeds kommen noch die europäischen Christen und als nicht unwichtiger ethnischer Faktor die Juden.

Die Tracht der Tuniser ist eine geschmackvolle und malerische. Das rasierte Haupt — an jeder Straßenecke hat ein Barbier sein Handwerkszeug ausliegen — krönt zunächst der braunrote Fes, die Tschaschia, und um diesen windet sich in breiten Falten das meist reich gestickte Turbantuch, die Kaschta, das die Kaufleute als Erkennungszeichen für ihre Handelsthätigkeit gewöhnlich in Rollen um die Schläfe wickeln. Den Oberkörper bekleidet statt des bei uns gebräuchlichen „letzten" Kleidungsstückes eine wollene Jacke, die am Halse offen ist und über den Kopf gezogen wird. Darüber schließt sich die Firmla, die Weste, an, die zahlreiche Verschnürungen und Dutzende von kleinen und großen Knöpfen zieren, und erst über diese fällt die Oberjacke, die Rulila, ein kleines kurzes Jackett mit Gold- und Silberbordierung, der nationalen spanischen Jacke ähnlich. Ein weites bauschiges Beinkleid aus weißem Linnen, Sarual genannt, umhüllt die Beine bis zum Knie und läßt die Unterschenkel nackt. Kurze wollene Socken und gelbe oder rote, an den Hacken niedergetretene Pantoffeln bekleiden den Fuß. Da der tunisische Araber meist schlank und ebenmäßig gewachsen ist, sich immer stolz und gerade in seiner Haltung und in jeder Bewegung die ruhige Würde des Orientalen zeigt, so kleidet ihn seine farbenfreudige Tracht vorzüglich. Statt der Firmla und der Rulila wirft er während der wärmeren Jahreszeit ein weites buntes Ärmelhemd, die Tschobba, über, ein Kleidungsstück, das von Juden, Türken und Kurugly indessen ungern getragen wird, also gewissermaßen die Specialität der reinblütigeren Berber bildet. Der unvermeidliche Burnus, dessen Zipfel der Araber in höchst malerischer Weise über die Schulter zu schlagen und den er in schwere Falten zu drapieren versteht, vervollständigt das ganze Kostüm. In Bezug auf die Wahl der Farben ist der Tunise sehr ängstlich und hält sich gern an die ererbte Tradition. So verschmäht er eine gewisse Nuance von blau, weil die Juden diese Farbe vorziehen, dagegen ist schwarz, silbergrau und safrangelb bei den jungen moslemitischen Stutzern sehr beliebt. Ernstere Männer sind mehr für die abgetönten Farben, z. B. für amarantrot und lila, olivengrün und orange. Hochrot kleiden sich die Kultusbeamten, die Kadis und Muftis, und grün ist die Farbe der Marabus, der Heiligen. Trotzdem der Koran vorschreibt, daß die Tracht des frommen Moslims einfach und schlicht sein soll und jeglicher Schmuck nur den Frauen gestattet ist, sieht man den vornehmeren Araber doch stets mit Gold- und Silberverschnürungen, Armbändern, Ringen und Brillantnadeln überladen. Namentlich die dem Hofe des Bey nahestehenden Herren leisten in Bezug auf den Pomp ihrer Kostüme Unglaubliches. Die europäische Tracht hat sich erst in einem sehr kleinen Teile der einheimischen Bevölkerung eingebürgert; besonders die jüngere jüdische Kaufmannswelt giebt ihr

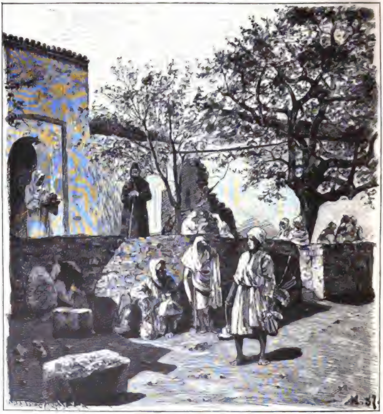
den Vorzug — nicht zum Vorteil für die Person.

Bis vor zwanzig Jahren war es der tunisischen Judenschaft nicht erlaubt, ihr Ghetto zu verlassen und sich in den arabischen Vierteln anzusiedeln; heute haben einige reichere Juden sich hübsche moderne Häuser im Frankenquartier erbaut — doch sind dies nur Ausnahmen: der tunisische Jude hält im allgemeinen zähe und halsstarrig am Althergebrachten fest und verläßt auch gegenwärtig nicht gern das Quartier, in dem seine Vorfahren Jahrhunderte hindurch unter dem grausamen Drucke despotischer Fürsten und eines fanatischen erbarmungslosen Volkes geseufzt haben. Infolge dieses sich bis in die neueste Zeit hinein erstreckenden harten Druckes sind die Juden von Tunis in ihrer großen Masse, das eigentliche israelitische Volk, auf einer traurigen Kulturstufe stehen geblieben. Das Licht und die Aufklärung des neunzehnten Säkulums scheinen noch nicht bis in die engen Gassen dieses Ghettos gedrungen zu sein, denn die tunisischen Hebräer selbst sträuben sich vielfach gegen die Wohlthaten, die ihnen seitens der französischen Regierung zu teil werden sollen. Sie pflegen die Tradition mit heiligem Eifer und hängen so innig an den Sitten der Väter, daß sie sogar, alttestamentarischer Anschauung gemäß, gegen Vielweiberei nichts einzuwenden haben und sie in Einzelfällen dulden. In Einzelfällen sage ich, denn die Tuniser Juden sind zu arm oder zu geizig, um sich den Luxus mehrerer Frauen zu gönnen. Es geht ihnen in dieser Beziehung wie ihren mohammedanischen Mitbewohnern, die sich auch meistens mit nur einer Gattin begnügen, obwohl ihr großer Prophet ihnen ein Dutzend und darüber gestattet hat. Die arabischen Damen pflegen trotz des eingezogenen Lebens, das sie in ihren Harems führen, Ansprüche zu machen, und auch in Tunis ist das Leben teuer. Selbst die reicheren Araber pflegen sich bezüglich der Polygamie nur noch in Ausnahmefällen nach Mohammeds erhabenem Vorbilde zu richten; ihre Frauengemächer wimmeln zwar von weiblichen Wesen aller Rassen und Nationalitäten — ehelich verbunden ist ihnen aber gewöhnlich nur eine einzige dieser Damen, welche dem Hausstande vorsteht und „nach europäischem Muster“, wie die vornehmeren Araber gern betonen, die



Die alten Cisternen von Karthago.

Rolle der „Madâma“ spielen muß. — Die Häuser im Ghetto gleichen ihrer Bauart nach den maurischen. Ein viereckiger Lichthof bildet den Mittelpunkt des Inneren, und diesen umgiebt durch gewöhnlich zwei Stockwerke eine Reihe kleiner Zimmer. Merkwürdig und unschön ist die oft geschilderte Tracht der jüdischen Frauen und Mädchen, die aus einem kurzen hemdartigen Kleidungsstück, das kaum die Hüften bedeckt, und eng anliegenden Pantalons besteht. Man kann sich vorstellen, wie unglaublich häßlich namentlich die älteren, meist sehr üppigen Damen des Ghetto in diesen prallen Tricots aussehen, die erst an den Knöcheln abschließen und den Fuß, der in gestickten, winzig kleinen Pantöffelchen steckt, nackt lassen. Daß die Jüdinnen auch diese primitive Gewandung mit großer und verschwenderischer Kostbarkeit auszuschmücken verstehen, wenn es darauf ankommt, habe ich bei einer jüdischen Hochzeit gesehen, zu der mir mein unentbehrlicher Barbuschi eine Einladung zu verschaffen wußte. Wie die meisten jungen tunisischen Jüdinnen war auch die Braut von auffallender Schönheit des Gesichts. In dem oval geschnittenen Antlitz glänzten ein Paar wunderbarer Augen von leuchtendstem Schwarz, über



Arabisches Kaffeehaus.



Lagernde Karawane bei Tunis.

denen sich dunkel gemalte Brauen, sich über der Nasenwurzel vereinigend, wölbten. Hinter den kirschroten, blühend geschwungenen Lippen blitzten zwei Reihen tadellos weißer Zähne, und die feingezeichnete Nase gab dem ganzen Profil, das einer edel geschnittenen römischen Kamee glich, den Ausdruck charaktervollen Stolzes. Die Schönheit der Gestalt aber hatte man dem jungen Mädchen durch eine grausame Mastkur, der jede Braut einige Monate lang unterworfen wird, schonungslos geraubt. Leibliche Fülle, das heißt Unförmlichkeit, gilt bei den tunisischen Juden als höchstes Schönheitsideal; je dicker die Braut, desto begehrenswerter erscheint sie dem glücklichen Bräutigam. Das arme Wesen, das in meiner Gegenwart kopuliert werden sollte, war erst fünfzehn Jahre alt, aber bereits von einem Umfange, der sie befähigt hätte, sich auf jedem deutschen Jahrmarkte als Riesendame sehen zu lassen. Mein Dolmetsch, selbst ein Jude, fand diese monströse Dicke ungemein schön. „N'est-ce-pas, monsieur — comme elle est belle?! comme elle est grasse?!“ flüsterte er mir mehrfach enthusiastisch ins Ohr, und dabei leuchteten seine Augen, als sähe er eine Sulamith vor sich. Das Kostüm der Braut war im schärfsten Sinne des Wortes mit Gold und Edelgestein überladen. Die spitze Haube auf dem Hinterkopfe glänzte und flimmerte wie das Diadem, das sie festhielt. Das Obergewand bestand aus schwerem granatrotem Damast, in das goldene Arabesken und Figuren eingestickt waren und über das

eine ganze Anzahl schwer goldener Ketten fiel. Ebenso waren die Pantalons vollkommen in Gold gestickt, so daß von der seidenen Unterlage effektiv nichts zu sehen war. Finger und Fußzehen bedeckten Brillantringe. Wie sie so vor mir saß, regungslos und träge, die Beine auf dem niedrigen Diwan gekreuzt, die melancholischen Augen auf den Schoß gerichtet, glich sie in Wahrheit einem schönen Götzenbilde aus Edelmetall. Der Schmuck an ihrem Leibe repräsentierte ein Vermögen, und in der That: es war die Mitgift, die sie erhielt. Während der ersten drei Stunden des Hochzeitsmahles wechselte sie achtmal ihre Toilette — bald erschien sie in Gold, bald in Silber, immer in überaus kostbarer und — geschmackloser Gewandung. Aus ihrer Lethargie rüttelte sie im übrigen auch der häufige Kostümwechsel nicht auf; sie saß gelangweilt neben ihrem nicht minder langweilig ausschauenden Bräutigam. Um so vergnügter und ausgelassener war allerdings der Schwarm der Hochzeitsgäste. Man aß Zuckerstengel und Rosinen und trank einen unangenehm schmeckenden braunen Wein dazu. Neben jedem Gaste stand eine große Bronzeschale, und in diese entleerte sich sans gêne ein jeglicher, dem der schreckliche Wein den Magen überfüllt hatte; die übrigen beachteten diese widerwärtigen Vorkommnisse gar nicht — sie schienen es auch für selbstverständlich zu halten, daß kein dienstbarer Geist die benutzten Schalen entfernte. Diese unglaubliche Unsauberkeit ist bezeichnend für den kulturellen Standpunkt der tunisischen Juden, die tiefer im Schmutze des Orients stecken als irgend ein anderes Volk. Auf allen Handelsgebieten haben sie im Laufe des letzten Decenniums den Araber zu verdrängen gewußt, und auch in den Ssukks spielen sie heute eine Hauptrolle — aber in sittlicher Beziehung stehen sie noch auf einer traurigen Stufe. In keiner Stadt des Südens findet sich eine derartige Verwahrlosung wie unter den Israeliten in Tunis; das Ghetto ist die Zufluchtsstätte einer entsetzlichen Prostitution.

Die teilweise sehr grotesken Ceremonien bei einer tunisischen Judenhochzeit sind so oft beschrieben worden — auch Maltzan, Hesse-Wartegg und Léon Michel schildern dieselben in ihren Reisewerken — daß ich mir eine Wiederholung des oft Gesagten ersparen kann. Erstaunt war ich über die klägliche Beschaffenheit der Synagogen — kahlen und öden Kellerräumen, zu denen man auf wahrhaft halsbrecherischen Wegen gelangt — und über den auffallenden Mangel an Feierlichkeit während der Gebete und ritualen Verrichtungen.

Durch Vermittelung eines gut accreditierten Freundes war es mir schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Tunis gelungen, mir eine Audienz beim Bey zu erwirken. Er residierte derzeitig in seinem Palaste in Marsa, einem von arabischen Großen bewohnten Villenstädtchen am Meere, das man in etwa zweistündiger Wagenfahrt von der Hauptstadt aus erreicht. Das Palais zu Marsa ist ein hübsches und stattliches Gebäude, an das sich ausgedehnte Gartenanlagen schließen. Im vorderen Hofe tummelte sich bei meiner Ankunft eine Anzahl zahmer Gazellen, die munter zwischen zwei Reihen exerzierender Soldaten umherhuschten. Die Exerzitien dieser Soldaten des Bey gewährten den denkbar komischsten Anblick. Jedes Kommando wurde mit einer Behaglichkeit und Gemütsruhe ausgeführt, als handele es sich um eine langweilig werdende Spielerei. Und wie köstlich sahen dabei die Soldaten selbst in ihren zerschlissenen französischen Uniformen aus! Jeder einzelne Kerl war ein Musterexemplar für eine komische Operette... Vor dem Portal empfing mich der Schloßintendant, ein liebenswürdiger alter Herr, der nur gebrochen französisch sprach und den ich auf Anraten meines Dolmetschs „Hoheit" titulieren mußte. Hoheit führte mich in ein geräumiges, ganz europäisch eingerichtetes Vorzimmer, in dem ich noch mit verschiedenen Hofbeamten, mehreren Generalen der zweitausend Mann starken regulären Armee, dem Präsidenten des

Handelstribunals und einem sehr würdigen Herrn, der den Titel „Vorsteller der Generalkonsuln zu Tunis“ führte und gleichzeitig erster Direktor im Ministerium des Auswärtigen war, bekannt gemacht wurde. Alle diese Leute, die in tunisischer, nach türkischem Muster gefertigter Uniform steckten und zahllose Orden auf der tapferen Brust trugen, kamen mir ungemein liebenswürdig entgegen, luden mich ein, auch sie gelegentlich zu besuchen, und erboten sich zu allen möglichen Gefälligkeiten, von denen ich keinen Gebrauch machen konnte. Nach kurzem Warten wurde ich endlich benachrichtigt, daß der Bey bereit sei, mich zu empfangen. Von dem ganzen Schwarm der Würdenträger umgeben, an meiner Seite einen besonderen „Hofdolmetsch“ — mein braver Barbuschi mußte vor dem Portale warten — schritt ich in ein saalartiges Gemach, dessen hochgewölbte Decke schöne Filigranstuccaturen zeigte und dessen französisches Meublement zu wünschen übrig ließ. Se. Hoheit der Bey saß auf einem mit rotem Plüsch überzogenen Lehnstuhl und nahm meine tiefen Komplimente mit freundlichem Kopfnicken entgegen. Der alte Herr machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich; auf seinem von einem kurzgehaltenen weißgrauen Vollbart umrahmten Gesicht lag ein ausgeprägtes Wohlwollen, seine kleinen dunklen Augen blitzten lebhaft und interessiert. Unsere Unterhaltung war nichtig und flüchtig. Der Bey fragte mich, wie es mir in „seinem“ Lande gefalle, erkundigte sich nach meiner Heimat, sprach mit warmherziger Verehrung vom Kaiser Wilhelm, dem verstorbenen Prinzen Friedrich Karl, für den er ein besonderes Interesse zu hegen schien, und von Bismarck und winkte mir dann schließlich mit der Hand als Zeichen meiner Verabschiedung. Die ganze Audienz hatte kaum zehn Minuten gewährt. Vor dem Portale harrte meiner noch eine besondere Überraschung. Einer der mich begleitenden Herren — Barbuschi meinte, es sei gleichfalls ein „Schloßintendant“ gewesen — fragte mich in flüsternden Lauten, ob mir vielleicht mit einem Orden gedient sei. Es mache keine weiteren Umstände und koste an Schreibgebühren und dergleichen nur etwa fünfhundert Franken. In heimlicher Rücksichtnahme auf meine Reisekasse dankte ich dem Herrn mit einigen geschickten Redewendungen — zum großen Erstaunen meines Führers, der diesen Mangel an Ehrgeiz gar nicht zu begreifen schien.

Außer seinem Palaste in Marsa und dem in Goletta besitzt der Bey noch zahlreiche Lustschlösser, unter anderem in den Provinzialstädten Zaghuan, Biserta und Porto Farina. Diese Schlösser bewohnt der Fürst indessen nie und sie sind in schmählichster Weise verfallen und vernachlässigt. Das unerhörteste Beispiel von arabischem Vandalismus bietet Mohamedia, die ehemalige Villeggiatur des verstorbenen Ahmed Bey. Der genannte Fürst hatte Mohamedia, auf der Straße nach Zaghuan unweit Tunis gelegen, in den dreißiger Jahren mit einem Kostenaufwand von über zehn Millionen Franken anlegen lassen; es war ein Paradies in der Wüstenei — und heute stehen von jenem Feenschlosse nur noch vereinzelte Ruinen, in denen arme Ziegenhirten Obdach gesucht haben. Als Ahmed Bey starb, ließ sein Nachfolger Mohamedia verwüsten, die Marmorbekleidung der Wände, die Stuccaturen und Fayencen, die Majolikadecken und Mosaikböden abreißen und nach dem Bardo, nach Tunis und Goletta schaffen. Auch der Herrscher huldigte dem Aberglauben seines Volkes; er legte sein gekröntes Haupt nicht auf derselben Stelle zur Ruhe, auf der sein Vorgänger in die Ewigkeit gegangen war.

Am besten erhalten sind von den Schlössern des regierenden Fürsten der Bardo und der Dar-el-Bey in der Stadt. Letzterer liegt, wie schon erwähnt, in unmittelbarster Nähe der zu einer Zuavenkaserne umgewandelten, modernisierten alten Kasba, der Citadelle von Tunis, die bei allen Janitscharenaufständen und Belagerungen als der Schlüssel der Stadt galt und wohl fünfzigmal bis auf die

Grundmauern zerstört worden ist. Äußerlich präsentiert sich der Dar-el-Bey als ein schmuckloses Bauwerk, das jedoch in einzelnen Teilen seines Inneren, trotzdem sich auch hier ein fortschreitender Verfall bemerkbar macht, die ganze wundersame Schönheit orientalisch-maurischen Stiles zeigt. Neben einer langen Flucht von größeren und kleineren Zimmern, deren zerrissene wohlfeile Tapeten, durchlöcherte Teppiche und ärmliches Mobiliar einen trostlosen Anblick gewähren, finden sich Rotunden und Säle, wie sie die Alhambra in Granada nicht stilvoller und imposanter aufzuweisen hat. Namentlich ein Säulenhof im ersten Stockwerke des Palastes zeigt die eigenartige, echt maurische Kunst der Filigranstuccatur, der aus Gips geformten Figuren und Arabesken, die einem unendlich zart gewebten Schleier gleichen, in ihrer vollen Schönheit. Auch die bunt glasierten Wandfliese in den Arkaden sind bemerkenswert. Äußerlich bei weitem stolzer als der Stadtpalast nimmt sich der eine Meile nordwestlich von Tunis gelegene Bardo aus, dessen Besichtigung jedem Fremden gegen einen gern gewährten Erlaubnisschein, den man auf dem französischen Konsulate erhält, gestattet ist. Der Bardo ist eine kleine Stadt für sich; neben dem Schlosse befinden sich hier die Wohnhäuser zahlreicher Beamtenfamilien und einer Legion unbesoldeter Hofbediensteten. Durch eine stattliche Reihe von Arkaden, in denen Bazare aufgeschlagen worden sind, gelangt man in einen mächtigen Innenhof, den ein breites Thor mit einem zweiten kleineren Hofe verbindet. Eine Freitreppe, von acht wetterzerstörten und recht grämlich ausschauenden Marmorlöwen flankiert, führt von hier aus in eine geräumige Halle, an deren Decke und Arkaden man wiederum die außerordentliche Schönheit des Arabeskenstuckes bewundern kann. Zur rechten Seite dieser Halle liegt der sogenannte Thronsaal, ein mächtiger Raum, dessen innere Ausstattung jedoch wenig mit der pomphaften Dekoration der Wände und des Plafonds harmoniert. Die Damastgardinen an den Fenstern sind schmutzig und zerrissen und die Überzüge der Polstermöbel spotten jeder Beschreibung — selbst der Thronsessel mit seinem schäbigen roten Plüsch läßt zu wünschen übrig. An jedem Nachmittage um halb vier Uhr werden die Pforten dieses Thronsaales weit geöffnet, und dann spielt sich hier eine seltsame, in ihrer grotesken Feierlichkeit ungemein komisch wirkende Scene ab: der „Sálem“ an den Sultan als an das Oberhaupt der mohammedanischen Welt. Eine Wache von sechs Mann, abenteuerliche Gestalten in verwahrloster Uniform, tritt unter Gewehr; vor der Thür des Saales postieren sich zwei Hofbeamte, ein Ceremonienmeister und ein Kammerherr, beide gewöhnlich in Morgenschuhen und Hemdärmeln, aber den scharlachroten goldgestickten Rock von zweifelhafter Güte um die Schulter geworfen und den Stab ihrer Würde in der Rechten. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem leeren Throne spricht nunmehr der Ceremonienmeister der Vorschrift gemäß seinen „Gruß an den Sultan“ — dann erklingt eine heisere Trompete und Paukenton dröhnt durch die Luft: die Janitscharenmusik, die den Abschluß der feierlichen Handlung bildet. Eine lustigere Parodie auf höfisches Formenwesen als dieser famose Sálem läßt sich gar nicht denken.

Neben dem Thronsaal befinden sich noch zahlreiche andere Prunkgemächer im Bardo, eines immer erbarmungswürdiger als das andere eingerichtet. An den Wänden sieht man Öldruckbilder, die ihrer Qualität nach noch unter der von der berühmten Firma Gustav Kühn in Neu-Ruppin gelieferten Ware stehen; auf den Spiegelkonsolen und den Tischen stehen Vasen mit falschen Blumen, wie man sie in den Gastzimmern kleiner Hotels findet, und eine Unmasse von Stand- und Stutzuhren, Spieldosen und meteorologischen Instrumenten, Spielereien, für die der Araber ein großes Interesse zeigt. In einem Saale des ersten Stockes sind die Ölgemälde fast sämtlicher europäischer Herrscher unseres Jahrhunderts vereinigt, aber auch diese

Geschenke repräsentieren nur einen geringen Wert; eine Ausnahme macht höchstens das Porträt Louis Philipps, das außerordentlich kunstreich einem Gobelin eingewebt worden ist. Wenig mehr läßt sich über den Palast des Bey in Manubia — einer von tunisischen Großen bewohnten Villenkolonie hinter dem Bardo — sagen. Interessant waren hier nur die Haremsräumlichkeiten, welche ich in Augenschein nehmen durfte, da sie nicht mehr bewohnt wurden. In diese großen, von kleineren Kabinetten umgebenen Zimmer hatte noch nicht die Tünche oberflächlicher europäischer Kultur ihren Einzug gehalten; sie waren mit echt orientalischem Luxus ausgestattet, und aus den schweren Vorhängen vor den vergitterten Fenstern, aus den Polstern, welche sich längs der Wände hinzogen, aus den persischen Teppichen vor den Thüren strömte mir noch ein eigenartiger berauschender Duft entgegen und umfing mich wie ein Zauber verflossener Herrlichkeit.



Araberzelt.

Im Alltagsleben des Arabers spielt der Kaffee eine große Rolle. Einige zwanzig Täßchen nach türkischer Art mit eingekochtem Zucker und zurückbleibendem Satze zubereiteten Kaffees pflegt man täglich zu sich zu nehmen. Bei keinem Fremdenbesuche fehlt der Trank Talleyrands. Wer im Bazar irgend eine Kleinigkeit kaufen will, erhält zur Einleitung der Verhandlungen eine dampfende Schale und beim Abschiede die zweite, auch wenn er sich mit dem Händler nicht über den Preis des Kaufobjektes einigen konnte. Man ertrinkt schier zu Tunis im Kaffee. Natürlich sind auch die öffentlichen Kaffeehäuser — fast in jeder Straße befindet

sich ein solches — stets zahlreich besucht. Ihre innere Einrichtung ist primitiv genug; Bastmatten am Boden und niedrige, mit billigen Stoffen überzogene Diwans an den Wänden, das ist der ganze Luxus der Ausstattung. Auf diesen Diwans kauern die Moslims, rauchen eine Cigarette nach der anderen, schlürfen dazu den heißen Trank, den ihnen ein Negerbube gegen Entgelt von einigen Charruben präsentiert, und träumen sich dabei in Mohammeds siebenten Himmel. Unser heimisches Kannegießern kennt der Araber nicht; er spricht wenig, ist immer ernst und geht ungern aus sich heraus. Nur im Ramadhân, im heiligen Fastenmonat, erwacht die Tollheit in ihm; dann gleicht der würdige Turbanträger völlig dem ausgelassenen Neapolitaner, der auf dem Toledo der Golfstadt zur Karnevalszeit seiner übermütigen Laune zu eigenstem Ergötzen die Zügel schießen läßt.

Ein Besuch in Tunis schließt selbstverständlich immer einen Ausflug nach dem alten Karthago in sich ein. Das Trümmerfeld der punischen Metropole liegt in der Nähe von Marsa und ist in drei Stunden mit einem Wagen bequem von der Hauptstadt aus zu erreichen. Es ist bekannt, daß Chateaubriand beim Anblick der wenigen Ruinenreste, die von der einstigen Herrscherin der Welt übriggeblieben, seine Enttäuschung nicht bemeistern konnte und freiwillig auf eine nähere Besichtigung der Trümmer verzichtete — und ich muß gestehen, daß ich diese Empfindung vollkommen begreife. Auf dem riesigen Terrain, das die Paläste und Häuser, Tempel und Magazine des phönizischen Karthago dereinst getragen haben soll, erheben sich heute einige elende arabische Dörfer — von der alten Herrlichkeit legen auf demselben Boden nur noch riesige Cisternen und die Reste eines Aquädukts Zeugnis ab — nichts, nichts weiter. Zweifellos haben die Söldnerheere Scipios und des Kalifen Abdal Malik nicht so grimmig in Karthago gewütet als im Mittelalter die christlichen Herrscher des Abendlandes, die von hier aus ganze Ladungen von Marmorblöcken, Säulen und Fassaden zum Ausbau europäischer Städte und Kirchen entnahmen; die Beherrscher von Tunis thaten ein übriges, die alte Stadt auszuplündern, und die letzten verbliebenen Trümmer wurden von arabischen Hirten, die sich längs der Küste angesiedelt, als Mauerwerk für ihre Hütten benutzt. Die archäologischen Nachforschungen, welche mit wissenschaftlichem Ernst erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts begonnen wurden, hatten eminente Schwierigkeiten zu überwinden, da auf der zwanzig Fuß hohen Erdschicht, die (nach Davisscher Angabe) die punische Stadt bedeckt, fünf Dörfer zum Teil mit ausgedehnten Friedhofsanlagen entstanden sind und man zu allem Überflusse auf einer wichtigen Stelle auch noch eine französische Kapelle erbaut hat. Wie sehr zudem die tunisische Regierung allezeit der Forschung Hindernisse in den Weg zu legen verstanden hat, davon weiß unter anderem der Baron v. Maltzan in seinem archäologischen Werke über Tunis und Tripolis Erstaunliches zu berichten. Die besterhaltenen Ruinen sind die sogenannten Cisternen, die jedoch nicht aus punischer, sondern aus römischer Epoche stammen. Sie bestehen aus achtzehn parallelen Gewölben von je etwa fünfzehn Schritt Länge und vielleicht acht Schritt Breite und sind in Cementstruktur ausgeführt, die ihren römischen Ursprung gar nicht verleugnen kann. Die Möglichkeit oder sogar die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür, daß schon die Punier, die keine Piscinen und Aquädukte kannten, auf derselben Stelle großartige Reservoirs für Regenwasser angelegt hatten und daß die Römer späterhin die Cisternen in ihrer jetzigen Gestalt auf den alten massiven Grundmauern neu erbauten. Auf beiden Seiten der Gewölbe führen wohlerhaltene Gänge entlang, von denen aus man auf Steinstufen in die Wasserbassins hinabsteigen kann. In diesen Gängen pflegt sich heute gewöhnlich die halbwüchsige Jugend der erwähnten fünf Dörfer einzunisten, um den harmlosen Fremden

mit allerhand Betteleien zu bestürmen und ihm unechte Münzen, Mosaikstücke und dergleichen mehr anzubieten.

Die sonstigen Ruinenreste Karthagos sind unbedeutender Natur. Für den Touristen von Interesse ist nur noch das kleine Museum auf dem Ludwigshügel, einer Anhöhe, auf welcher König Louis Philipp 1841 zu Ehren des auf seinem Kreuzzuge gegen Tunis im Jahre 1270 angesichts des Meeres verstorbenen Vorfahren Ludwig des Heiligen eine schmucklose Kapelle errichten ließ. Die kleine Kirche trägt die Inschrift: „Louis Philippe, Roi des Français, a érigé ce monument en l'an 1841 sur la place, où expira le roi St. Louis, son aïeul.“ Ihr Äußeres und Inneres ist unter napoleonischer und republikanischer Herrschaft arg vernachlässigt worden, nur der sehr hübsche Garten erfreut sich aufmerksamer Pflege. In einem Anbau der Kapelle befindet sich das oben erwähnte, vom Abbé Bourgade begründete Museum, in dem zahlreiche auf dem karthagischen Trümmerfelde aufgefundene Altertümer, unter ihnen die wunderschön erhaltenen Mosaiken römischer Bäder, mancherlei Hausgerät aus punischer, römischer und vandalischer Zeit, sowie eine große Kollektion alter Münzen aufbewahrt werden. In die Umfassungsmauer des Gartens hat man eine Anzahl antiker Votivtafeln eingelassen, die an dieser Stelle unter der Ungunst des Wetters naturgemäß arg leiden. Neben der Kapelle erhebt sich ein neues, sehr stattliches Gebäude, ein katholisches Seminar, das der Primas von Nordafrika, Kardinal Lavigerie, errichten ließ und dessen Garten-, Obst- und Weinbergsanlagen jede weitere Ausgrabung in archäologischem Interesse auf dem Hügel von St. Louis so ziemlich zur Unmöglichkeit machen. Es ist dies um so bedauerlicher, als die Streitfrage, ob die Byrsa, die Akropolis Alt-Karthagos, hier zu suchen gewesen, noch immer nicht entschieden ist; die Ansichten Beulés, Davis', Falbes, Dureau de la Malles und anderer gehen in diesem Punkt auseinander und jede einzelne hat ihre Anhänger. Auf der Ostseite des Hügels ist in neuerer Zeit ein phönizisches Grab entdeckt worden.

Auf dem höchsten Punkte der karthagischen Halbinsel liegt das Araberdorf Sidi-bu-Saïd, ein kleines schmutziges Nestchen, nach einem berühmten Heiligen genannt, das eigentlich nur seiner unverfälscht orientalischen Physiognomie halber interessant ist. Ein gewaltiger Leuchtturm — der größte an der nordafrikanischen Küste, wie man mir sagte — erhebt sich auf dem Gipfel des Vorgebirges, und von seiner Höhe aus hat man einen entzückenden Rundblick über das blaue Meer, die ganze in schönen Konturen sich ausdehnende Küste und über das innere Land mit seinen weißschimmernden Städten und Dörfern.

An landschaftlichen Reizen ist sonst die Umgebung von Tunis nicht reich. Trotzdem üben auch die grauen Steppen mit ihren verstreuten Felsblöcken, an denen wilder Spargel und Aloe wuchert, einen eigenartigen Zauber aus, wenn die flimmernde Mittagssonne, die Abendglut oder der rosige Dämmer des erwachenden Tages sie in eine wechselnde, an überraschenden Effekten reiche Beleuchtung tauchen. Ihren Charakter erhält die tunisische Landschaft aber erst durch ihre originelle Staffage, durch die Karawanenzüge, die über die Straßen ziehen, durch die Zeltlager der Beduinen und das farbige Leben, das sich vor den Duars dieser Nomaden abspielt. Auf meinen Ausflügen in das Innere des Landes bin ich häufiger in die Lage gekommen, bei den Scheichs einzelner wandernder Stämme Nachtquartier oder flüchtige Aufnahme zu suchen, und immer hat man mich mit ausgesuchter Höflichkeit und Zuvorkommenheit behandelt. Die Organisation der Beduinenstämme ist im großen ganzen eine wohlgeordnete. Jeder Tribus gliedert sich in einzelne Unterabteilungen, Ferkas, die je von einem Kaïd, den die Regierung bestätigen muß, befehligt werden; dem letzteren ist außerdem noch ein Kadi für die richterlichen Angelegenheiten beigegeben. Die Ein-

treibung der Steuern haben die Kaïds durch ihre polizeilichen Organe zu veranlassen; an Übergriffen und Betrügereien fehlt es bei dieser Gelegenheit natürlich nie — mit einzelnen Stämmen, wie den ewig rebellierenden Urgama und Hammama, liegt die Regierung infolgedessen in beständiger Fehde. Das Leben der Beduinen ist selbstverständlich ein ganz anderes als das der Stadtaraber. Kultur und Mode hat in die Gurbis (Zelte) dieser umherzigeunernden Banden noch keinen Einlaß gefunden, nur in einem Punkte — in der Gastfreundschaft, ein Erbteil der Väter — und vielleicht auch in Bezug auf größere Ehrlichkeit zeichnen sie sich vor den Städtern aus. Der Beduine ist von großer Mäßigkeit; der Kuskuß, das nationale Frikassee aus Reis und Hammelfleisch, genügt ihm neben frischem Obst und einigen süßlichen Speisen aus Kamel-, Stuten- und Ziegenmilch vollkommen als Nahrung. Freilich ist er ein leidenschaftlicher Jäger, aber er verkauft lieber die gewilderte Beute, ehe er sie als Leckerbissen für sich selbst benutzt. Die Frauen des Beduinen sind seine Sklavinnen, und da er nicht wie der Stadtaraber fürchten muß, daß diese ihm etwas kosten, so bringt er es oft auf ein Dutzend ehelicher Gesponse. Die Beduinenweiber gehen unverschleiert und werden auch in weniger strenger Klausur gehalten als ihre städtischen Schwestern; sie sind, solange sie jung, meist bildhübsch, von regelmäßigen Gesichtszügen und schlankem Wuchse. In dem braunen Antlitz glühen dunkle Augen, das Profil ist regelmäßig geschnitten, Hände und Füße sind von auffallend zierlichen Formen. Selbst die lichtblauen Tättowierungen auf der Stirn und den Wangen, den Armen und Beinen wirken nicht abstoßend; sie sind mit vollendeter Kunst ausgeführt und nehmen sich wie Schmuck, an den Händen wie ein zart durchbrochener Spitzenhandschuh aus.

In hohem Grade reizvoll ist das abendliche Leben und Treiben in den Zeltlagern. Wenn dann die Wachtfeuer flammen und ihre funkendurchstiebten Rauchsäulen gen Himmel senden, vereinigen sich gewöhnlich die einzelnen in Gruppen, strecken sich auf der sandigen Erde aus und plaudern von ihren alltäglichen Erlebnissen oder lauschen auch wohl den Abenteuern eines ergrauten Kriegers oder den phantastischen Schilderungen eines Märchenerzählers. Hier und da kauert noch ein einsames Weib am Boden, mit dem Bereiten der Abendmahlzeit beschäftigt — drüben tanzt in einem Kreise von Männern eine liederliche Kabylendirne, die irgend ein Zufall zur Karawane verschlagen hat. In weiterer Entfernung von den Zelten stehen die Pferde angekoppelt, den Kamelen sind die Vorderfüße zusammengebunden worden — sie liegen schlafend im Grase. Die Nacht rückt herauf und die Feuer verlöschen. Von den Bergen herüber tönt das heisere Krächzen eines Schakals, und in der Zeltgasse antwortet das Gekläff eines Hundes. Sonst ist es still ringsumher, geisterhaft still — bis fern im Osten die ersten Purpurflammen aufschlagen und der Beduine vor seiner Lagerstätte in die Knie sinkt, um mit lauter Stimme sein Gebet zu Allah in den erwachenden Tag zu rufen.

(Schluß folgt.)

Goethes Lili.

Von

Albert Bielschowsky.

Man kann Lili im ganzen und großen zu den Verkannten rechnen. Wenn ihr auch von ihren Biographen, die gewöhnlich zugleich die Biographen Goethes sind, diese und jene Vorzüge zugeschrieben werden, so erscheint doch die Grundlage ihres Wesens, ihres Charakters in ungünstigem Lichte. So nennt sie Lewes (Goethes Leben) „eine entschiedene Kokette“, Herman Grimm (Goethe. Vorlesungen) an einer Stelle „eine kleine Kokette“ und an einer anderen geringschätzig „das arme Mädchen mit ihren paar Künsten“; Heinr. Düntzer (Goethes Leben) charakterisiert sie als verzogen und launenhaft, Adolf Stahr (Goethes Frauengestalten) als „in allen kleinen Künsten liebenswürdiger Gefallsucht frühzeitig zur Meisterschaft ausgebildet“, und an einer anderen Stelle spricht er von der Koketterie des leichtherzigen, weniger tief angelegten als glänzend begabten Mädchens; endlich Goedeke (Goethes Leben) meint, daß die „große Dame“ Goethe nicht beglücken konnte, daß seine tiefe Liebesfülle zu gut zum Spielen gewesen sei. Das sind die Urteile derjenigen Männer, deren Werke bei uns am verbreitetsten sind. Ihnen schlossen sich zahlreiche mehr oder minder bekannte Schriftsteller an. In diesem großen Chorus vermochten sich die abweichenden Stimmen eines Schaefer (Goethes Leben), Abeken (Goethe in den Jahren 1771 bis 1775), Bernays (Goethe. Allgemeine deutsche Biographie) und einiger anderer nicht Gehör zu verschaffen. Auch die Specialdarstellungen von Jügel (Das Puppenhaus. Frankfurt a. M., 1857. S. 323 bis 383), dem Grafen Dürckheim (Lilis Bild. Nördlingen, 1879) und Pirazzi (Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit. Offenbach, 1879. S. 177 bis 247) übten nur einen geringen Einfluß auf die Anschauungen der litterarischen Welt aus, teils weil sie sich an ganz abgelegenen Orten befanden (wie die von Jügel und Pirazzi), teils weil die Verfasser als Verwandte Lilis (Jügel, Schwiegersohn des ältesten Bruders, Friedrich; Dürckheim, Gemahl einer Enkelin Lilis) zu sehr als Partei erschienen, teils weil es ihnen allen an methodischer Beweisführung und genügender Berücksichtigung des Quellenmaterials gebrach. Es konnte deshalb der Versuch, das Bild der holden Lili — ohne Voreingenommenheit nach der einen oder anderen Seite hin — von neuem zu rekonstruieren, als gerechtfertigt angesehen werden. Die Resultate dieses Rekonstruktionsversuches übergeben wir in den folgenden Zeilen der Öffentlichkeit. Wir werden, um den Leser zu einem eigenen Urteil zu befähigen, möglichst die Quellen selbst* über Lili reden lassen.

* Die Hauptquellen für die Beziehungen Lilis zu Goethe sind: Goethes Dichtung und Wahrheit, Teil IV; seine Briefe an Gräfin Auguste Stolberg, Johanna Fahlmer, Herder, Lavater, Bürger,

Es wird sich dabei herausstellen, daß es nicht Goethes Schuld ist, wenn seine Verehrer aus Liebe zu ihm das Bild Lilis getrübt haben. Er in der hohen Wahrhaftigkeit seiner Natur hat früh und spät der heißgeliebten Jugendbraut volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1774 oder in den ersten des folgenden Jahres, als Goethe auf Einladung eines Freundes einen Besuch im Hause der Frau Schönemann, geb. d'Orville, machte. Frau Schönemann, seit einigen Jahren Witwe, war die Inhaberin eines großen Bankgeschäftes am Kornmarkt zu Frankfurt am Main und besaß neben mehreren Söhnen eine Tochter Elisabeth, mit dem Kosenamen Lili genannt, die zu dem Zeitpunkte, wo Goethe sie kennen lernte, etwa sechzehneinhalb Jahre zählte. Als Goethe seinen ersten Besuch in der Familie machte, fand gerade ein kleines Hauskonzert statt. „Die Gesellschaft war zahlreich“ (so erzählt der Dichter) „ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmut spielte. Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können: sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand... Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien.“ Goethe verfehlte nicht, seine Besuche zu wiederholen, und bei diesen Besuchen rücken die beiden jungen Leute rasch näher. „Es währte nicht lange,“ meint Goethe, „daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geselligen Vorteile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten sowie die nächsten Zustände, nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel. Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe, anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Widerreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden.“ Auf dieser einzigen Stelle*

Rahel d'Orville (bei Pirazzi S. 231), die Karschin, Karl August, Frau v. Stein; seine Gedichte an Lili und die Familientradition, wie sie Jügel und Dürckheim, ersterer nach fast gleichzeitigen Aufzeichnungen seines Schwiegervaters, geben; sekundär treten hinzu Goethes Gespräche mit Eckermann, mit Sulpiz Boisserée (I, S. 285) und die Fragmente seines Reisetagebuches vom Jahre 1775. Für das spätere Leben Lilis sowie für ihre Familienverhältnisse geben die reichste Auskunft die Schriften von Jügel und Dürckheim; insbesondere bieten die von ihnen mitgeteilten Briefe ein sehr wertvolles Material. Einiges läßt sich auch der Biographie Friedrichs v. Türckheim bei Spach: Œuvres choisies II (Straßburg und Paris, 1866 bis 1871) entnehmen. Endlich verdanke ich einige interessante Privatmitteilungen der Güte des Herrn Grafen Dürckheim.

* Streng genommen könnte man noch zwei andere Stellen hierher rechnen. Aber die eine (Dichtung und Wahrheit, ed. Hempel IV, 93) bezieht sich nur in kurzen Worten auf die oben citierte und die andere (Dichtung und Wahrheit IV, 103) ist eine allgemeine Sentenz, die zwar an das Verhältnis zu Lili anknüpft, nicht aber in voller

beruht die Vorstellung der meisten Goethe-Biographen, Lili sei eine Kokette gewesen, obwohl schon ihr offenes Bekenntnis sie vor jeder Mißdeutung der Goetheschen Worte hätte schützen sollen. Goethe selber gebraucht den Ausdruck Koketterie oder Gefallsucht mit Bezug auf Lili nie. Will er aber etwa mit den angeführten Worten einen derartigen Charakterzug andeuten? Durchaus nicht. Sie bezeichnen vielmehr nur eine unbewußt und absichtslos wirkende Eigenschaft, während die Koketterie gerade auf einem bewußten und beabsichtigten Streben beruht. Daß Goethes Worte in diesem Sinne aufzufassen sind, erhellt am deutlichsten aus dem Zusatz, den er zu seiner Erzählung macht. Er fährt nämlich fort: „Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs allerstrengste sich zu eigen machte." Seit wann, fragen wir, hat man von einer Koketten, und selbst wenn es nur eine „kleine" Kokette war, als von einer reinen und kindhaften Natur gesprochen? Sind nicht diese Attribute die vollkommensten Gegensätze zu dem Wesen einer Koketten? Und endlich — was doch das Entscheidende ist, wenn man die angebliche Koketterie Lilis als ein Motiv für den Bruch Goethes mit ihr benutzen will — fehlt zum mindesten von dem Augenblicke an, wo Lili eine Neigung zu Goethe faßte, jede Spur für die Annahme, daß der Dichter ihr Herz mit irgend einem anderen Liebhaber auch nur vorübergehend habe teilen müssen. Vielmehr bestätigen alle Berichte und Urteile Goethes über Lili, daß sie ihm und ihm allein angehört habe* und um seinetwillen zu den größten und schwersten Opfern bereit gewesen sei. Es wird sich dies aus unserer weiteren Darstellung bis zur Evidenz ergeben.

Goethe war nach den ersten Wochen der Bekanntschaft mit Lili von dem Geist, der Schönheit, der Unschuld und Güte des kaum siebzehnjährigen Mädchens zu leidenschaftlicher Liebe entflammt. „Ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein." Alle seine bisherigen Neigungen, Liebhabereien, all seine Lust zur Arbeit und zum Schaffen schienen in dieser einzigen Leidenschaft untergegangen zu sein. Daher seine poetischen Stoßseufzer:

> Herz, mein Herz, was soll das geben?**
> Was bedränget dich so sehr?
> Welch ein fremdes, neues Leben!
> Ich erkenne dich nicht mehr.
> Weg ist alles, was du liebtest,
> Weg, worum du dich betrübtest,
> Weg dein Fleiß und deine Ruh.
> Ach! wie kamst du nur dazu?
>
> Fesselt dich die Jugendblüte,
> Diese liebliche Gestalt,
> Dieser Blick voll Treu und Güte,
> Mit unendlicher Gewalt?
> Will ich rasch mich ihr entziehen,
> Mich ermannen, ihr entfliehen,***
> Führet mich im Augenblick
> Ach! mein Weg zu ihr zurück.
>
> Und an diesem Zauberfädchen,
> Das sich nicht zerreißen läßt,
> Hält das liebe, lose Mädchen
> Mich so wider Willen fest;

Wortlaut auf dasselbe bezogen werden darf. Doch selbst wenn man die Sentenz in jedem Worte als auf die Situation gezielt betrachten will, stützt sie mehr unsere Ansicht, als daß sie ihr entgegensteht. Die Sentenz lautet: „Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerte Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln." Sowohl die Allgemeinheit der Fassung, als die Worte „wünschenswert" und „durch Natur mit Halbvorsatz" bezeugen offenbar die Absicht Goethes, die unschuldige, instinktive Freude am Gefallen, das man erregt, in Gegensatz zu dem berechneten oder gar frevelhaften Wuchern mit den Reizen, das heißt zur Koketterie, zu stellen. Es handelt sich in Goethes Sinne höchstens um eine der weiblichen Natur an sich zukommende und wünschenswerte, weil liebenswürdige Schwäche, nicht um einen tadelnswerten Charakterfehler. Daß Lili auch diese kleine Schwäche, nachdem erst einmal ihr Herz von den Pfeilen einer tiefen Leidenschaft getroffen war, ablegte, geht aus allem, was wir von ihr wissen, zur Genüge hervor.

* Deshalb feiert Goethe sie noch nach Auflösung ihres Verlöbnisses in seinen Liedern als eine „gerade und treue Seele". Daß man dagegen in jenen Jahren mit einem viel stärkeren Schein von Berechtigung Goethe eine Kokette nennen konnte, wie das z. B. Frau v. Stein 1776 in ihrem Scherzspiel „Rino" thut, läßt sich angesichts der Thatsachen nicht gut leugnen.

** Wir geben dieses, sowie alle anderen Lieder in der ursprünglichen Fassung nach Hirzels j. Goethe III.

*** So im ersten Druck: Iris, März 1775. In der Handschrift, die Merck besaß: „Sie mit festem Vorsatz fliehen." Vgl. Goethes Werke I, herausgeg. von Loeper (Berlin, 1882. S. 299).

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verwandlung, ach! wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Auffallen könnten in dem schönen Liede die Verse „Will ich rasch mich ihr entziehen, mich ermannen, ihr entfliehen" und „Liebe! Liebe! laß mich los!" Vielleicht deuten sie nur auf die Qualen, die Unruhe, die Pein, die jede starke Liebe erzeugt und die dem leidenschaftlichen Dichter in manchen Stunden unerträglich dünken mochten, vielleicht deuten sie aber auch tiefer. Vielleicht — und das ist uns das Wahrscheinlichere — haben Goethe nach den mannigfachen Erfahrungen, die er mit sich gemacht hatte, diesmal schon frühzeitig Ahnungen beschlichen, daß auch aus diesem Liebesleben sich kein faßbares Resultat ergeben, daß es nur zu Schmerzen auf beiden Seiten führen werde, daß er wieder, wie einst bei Friederike und ihren Nachfolgerinnen, nach „Schatten greife".* Wenn ihn solche Ahnungen ängstigten, dann ist es voll begreiflich, warum er zu einem männlichen Entschluß, zu dem festen Vorsatz, Lili zu entfliehen, sich aufzuraffen suchte. Doch in Herzensangelegenheiten war der Titane schwach wie ein Kind. Er verstattet seinem Herzchen jeden Willen.** Dem schmeichelnden Drängen desselben vermag er nicht zu widerstehen, er giebt nach und läßt sich gleiten, auch wenn er in ruhigen Momenten erkennt, daß dieses Nachgeben, sich Gleitenlassen nur Trübes zur Folge haben könne. So wird es verständlich, wenn er schon Ende Januar 1775 an die Gräfin Auguste Stolberg schreibt: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer **mir** stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott."

Je zwiespältiger die Stimmung war, mit der Goethe in sein Verhältnis zu Lili eintrat, um so empfindlicher und reizbarer war er gegen jede Störung seines Liebesgenusses. Er wollte Lili immer und ganz für sich allein haben. Deshalb sind ihm die großen Gesellschaften, die nicht selten bei Schönemanns stattfinden, äußerst zuwider. Lili, als die Tochter des Hauses, muß die Honneurs machen, und fremde, ihm zum Teil sehr unsympathische Menschen schieben sich zwischen ihn und die Geliebte. Aber so ärgerlich ihm auch solche Situationen waren, so bewunderungswürdig fand er doch Lili in ihnen. „Diejenige, die ich nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz dieselbe. Ihre Anmut, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur möchte ich sagen, ihre Anziehungsgabe that sich mehr hervor; es sei nun, weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehreren Seiten, je nachdem ihr dieser oder jener entgegenkam, sich zu vermannigfaltigen Ursache fand; genug, ich konnte mir nicht leugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen... Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes, edles Verständnis aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime, unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das natürlichste gefunden hatte."

Kann man sich eine schönere Lobrede auf Lili denken, wie sie ihren Pflichten gegen Goethe und die Gäste in der anmutigsten und geschicktesten Weise nachkommt und wie sie in der glänzenden Gesellschaft und im eleganten Modeputz die-

---

* Vgl. hierzu Dichtung und Wahrheit IV, 37: „Ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältnis wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges wieder verschlungen fand, war wirklich von einem Stumpfsinn befangen" u. s. w.

** Vgl. Leiden des jungen Werthers, am 13. Mai: „Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm verstattet."

selbe ist wie im einfachen Hauskleide! Und doch erwecken viele biographische Darstellungen den Anschein, als ob Lili nur am Glanze Freude empfunden, nur unter einem Schwarm von Verehrern sich gefallen und Goethe darüber vernachlässigt hätte. Goethe hat dem Widerstreit der Gefühle, die ihn an den Gesellschaftsabenden bewegten, auch einen poetischen Ausdruck in dem berühmten Liede „Warum ziehst du mich unwiderstehlich ach! in jene Pracht“ verliehen. Aber auch hier nicht der leiseste Tadel gegen Lili, sondern auch hier schließt er mit einer Verherrlichung der Geliebten: „Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte, wo du bist Natur.“ Wenn so Lili keinerlei Vorwurf trifft, Goethe verletzt zu haben, so kann man von ihm nicht dasselbe sagen. Unter seinen wechselnden Stimmungen, die er einst in seinem Verhältnis zu Käthchen Schönkopf selbst als Launen bezeichnet hatte, muß Lili viel leiden.* Es ist dies nicht willkürliche Vermutung von uns, sondern wir besitzen darüber seine eigenen, sehr bestimmten Zeugnisse. So schreibt er Anfang März an Johanna Fahlmer, er hätte sich gegen Lili sehr dumm und toll benommen. Doch scheinen dies in jener Zeit nur vereinzelte Ausschreitungen gewesen zu sein. Im allgemeinen steigert sich seine Liebe im März und April zu immer höherer und höherer Glut. Die Familie Schönemann war nach Offenbach zu Onkel d'Orville auf einige Wochen gezogen und verlebte den erwachenden Frühling in dessen reizendem Landhause am Ufer des Mains. Infolgedessen ist Offenbach das liebste Wanderziel Goethes, und halbe Tage, ja halbe Wochen weilt er in dem schönen Nachbarort. Hier in der ländlichen Abgeschiedenheit, wo ihm Lili niemand raubt, wo ihm Lilis Schönheit und Tugend, durch keine Wolke getrübt, in vollem Glanze erscheint, kennt sein Entzücken für das holde Mädchen keine Grenzen. „Ja, Tante,“ ruft er in einem Briefe an Johanna Fahlmer Anfang April aus, „sie war schön wie ein Engel ... und, lieber Gott, wie viel ist sie noch besser als schön. In Dichtung und Wahrheit aber sagt er von jenen Tagen: „Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: ich schlafe, aber mein Herz wacht; die hellen wie die dunklen Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.“ Er fing an zu glauben, daß diesmal doch sein Herz gefesselt sei, daß es in Lili einen Ruhepunkt gefunden habe. „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt und die ich schon so lange in rotierender Oscillation auf- und zutrille, sich endlich knüpfen wollten“ (Brief an Herder vom 25. März 1775). Da Lili ihrerseits von einer wahren und tiefen Neigung zu Goethe erfaßt war, äußere Schwierigkeiten bei den Vermögensverhältnissen beider Teile nicht entgegenstanden, so bedurfte es nur eines leisen Anstoßes, um die beiden zu vereinigen. Dieser Anstoß wurde gegen Ende April von einer Demoiselle Delf aus Heidelberg, die mit der Familie Schönemann seit Jahren befreundet und jetzt zur Ostermesse nach Frankfurt gekommen war, gegeben. Sie überschaute rasch die Lage, unterhandelte mit Goethes Eltern und Lilis Mutter, und nachdem sie deren Zustimmung erhalten, trat sie eines Abends ins Zimmer zu Goethe und Lili und rief: „Gebt euch die Hände!“ — „Ich stand gegen Lili über,“ erzählt Goethe, „und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam, hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme... War die Geliebte mir bisher schön, anmutig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person: ihre Anmut und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlte ich wie sonst; aber der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich

* Nichts ist dagegen ungerechter, als, wie es zuweilen geschieht, Lili der Launenhaftigkeit zu zeihen. Es liegt dafür nicht der mindeste Anhalt vor.

selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte." So war der Bund geschlossen.

In demselben Augenblicke aber meldet sich schon Goethes unüberwindlicher Freiheitsdrang und pocht mit gewaltigen Schlägen gegen seine Brust. Wir beobachten hier dasselbe Schauspiel wie bei Friederike Brion. Nach der Verlobung überfällt Goethe die Angst vor der Heirat, die Angst, sich für immer binden zu müssen.* Diesen Seelenzustand hat Lili selbst später mit voller Klarheit als das Haupt- und Urmotiv der Erschütterung ihres Verhältnisses erkannt. Auf den Dichter drückte das Verlöbnis wie ein Alp, er kam sich wie ein Gefangener vor und sehnte sich nach seiner alten Lebensfreiheit zurück. Deshalb begrüßt er es wie eine Art Erlösung, wie ein Mittel, seine Freiheit wiederzuerlangen, als die jungen Grafen Stolberg Anfang Mai in Frankfurt eintreffen und ihn zu einer Reise nach der Schweiz auffordern. Er ist sofort bereit, und der noch vor kurzem liebeglühende Bräutigam will drei Wochen nach der Verlobung „den Versuch machen, ob er nicht Lili entbehren könne". „Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennte ich mich von Lili." Und wie lange blieb der junge Bräutigam auf seiner Vergnügungsreise, von der Lili annehmen mußte, da er sich nicht einmal verabschiedete, sie würde nur wenige Tage dauern? Nicht weniger als zehn Wochen. — Er war vor Lili geflohen. In einem Briefe von Straßburg aus (an Joh. Fahlmer, vom 24. Mai) bezeichnet er sich als den durchgebrochenen Bären, als die entlaufene Katze. Auf der Reise kam er auch nach Emmendingen zu seiner Schwester Cornelia, die, seit zwei Jahren mit dem Oberamtmann Schlosser vermählt, sich nichts weniger als glücklich in dieser Ehe fühlte. Ihr Haus in Emmendingen erschien ihr im Vergleich mit dem elterlichen wie eine Einöde, und in einem ebensolchen Gegensatze, glaubte sie, würde das elterliche zu dem Schönemannschen Hause stehen und weder Lili noch ihr Bruder glücklich werden. Außerdem war ihr Klatsch zugetragen worden, und endlich mag auch etwas Eifersucht mitgespielt haben;* kurz, sie empfahl, ja befahl, wie Goethe sagt, ihm eine Trennung aufs ernsteste. Doch so leicht war das herrliche Mädchen nicht aus seiner Brust zu reißen. Es wurzelte tiefer darin, als er selbst ahnte. Er reist von Emmendingen nach dem Rheinfall, von dort nach dem schönen Zürich; der köstliche See lockt ihn auf seine Wasser, trunken hängt sein Auge an der zauberischen Landschaft; da vermählt sich unwillkürlich mit den herrlichen Bildern der Natur das Bild der holden Lili:

> Aug mein Aug, was sinkst du nieder?
> Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Er will die Träume verbannen —

> Weg, du Traum! so gold du bist,
> Hier auch Lieb und Leben ist.

Es hilft nichts, die Träume kehren immer wieder. Goethe verläßt Zürich, er besteigt die anmutigen Berghöhen, die bei Richterswyl den Züricher See begrenzen; sein Blick schweift über den blauen See, über die grünen Gelände, über die silbernen Alpen, er ist entzückt, und doch muß er seufzend lispeln:

* Vgl. meine Schrift über Friederike Brion (Breslau, 1880) S. 34 ff. Ferner die während des Verhältnisses mit Lili gedichtete Stella III, 2. Der Verwalter erinnert Fernando (Goethe) an sein Verhalten nach der Hochzeit. „Ich weiß noch wohl, wie Sie glaubten, gefesselt, gefangen zu sein; wie Sie nach Freiheit schnappten. Wie Sie mir ihr Herz eröffneten und sagten: Ich wär ein Thor, mich fesseln zu lassen! Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte, dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele; er engt mich ein! — Ich muß fort in die freie Welt!" Und endlich Lilis Äußerung: „Il s'éloignait, poussé par la crainte de se lier pour toujours." Dürckheim, S. 13. Dort wird sie in den Mund der Tochter Lilis gelegt. Doch reproduzierte diese nur, wie mir Graf Dürckheim auf meine Anfrage ausdrücklich bestätigte, hier wie sonst das Urteil der Mutter

* Dichtung und Wahrheit II, 17 sagt Goethe: „Indem mein Verhältnis zu Gretchen zerriß, tröstete mich meine Schwester um desto ernstlicher, als sie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin los geworden zu sein."

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär, was wär mein Glück?

Und so kann er von der Geliebten nicht los. Er erklimmt den Mythen und den Rigi, fährt über den Vierwaldstättersee, wandert die Gotthardstraße hinauf und saugt sich voll an den wunderbaren und erhabenen Scenerien, die sich seinem Auge bieten. Am 23. Juni langt er auf der Paßhöhe des Gotthard an. Vor ihm liegt Italien, hinter ihm Deutschland. Er schwankt, ob er, wie sein Gefährte ermuntert und sein Vater es gewünscht und es ihn selbst oft genug gezogen hat, nach Italien hinabsteigen oder nach Deutschland zurückkehren solle. Aber der heutige Tag ist Lilis Geburtstag. Eine übermächtige Sehnsucht erfaßt ihn nach ihr. Er zieht das goldene Herzchen, das Lili ihm einst in den schönsten Stunden geschenkt hatte, hervor, küßt es und die wehmütigen Verse entquellen seiner Brust:

Angedenken du verklungener Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach! Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Sein Entschluß ist gefaßt: Zurück nach Deutschland, zurück zu Lili. Ende Juli ist er wieder in Frankfurt. Doch das alte Verhältnis ließ sich auch nicht wieder herstellen. „Es kamen zwar Augenblicke," meint Goethe, „in denen die vergangenen Tage sich wiederherzustellen schienen, aber sie verschwanden wie wetterleuchtende Gespenster." Sein Freiheitsdrang überkam ihn mit immer erneuter Gewalt, und wenn solche Momente eintraten, dann war ihm die ganze Lage unerträglich. Nicht einen einzigen Tag verbringt er deshalb in gleichmäßiger Stimmung. „Hundertmal wechselt's mit mir den Tag!" ruft er etwa zehn Tage nach der Rückkehr aus der Schweiz aus. „Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt fassend, festklammernd oder schweifend gegen alle vier Winde" (Brief an Auguste Stolberg vom 3. August 1775). Was Lili unter einer solchen launenhaften Unbeständigkeit, unter einem solchen Wechsel von Liebe, Gleichgültigkeit oder wildem Trotz gegen sie litt, läßt sich denken. Und Goethe wußte, was sie litt. „Welche Verstimmung," schreibt er in dem eben citierten Briefe; „o, daß ich alles sagen könnte, hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!" Um Lilis Lage noch unleidlicher zu machen, gesellten sich zu Goethes wechselndem Verhalten die eindringlichen Vorstellungen der Ihrigen, mit Goethe zu brechen. Im Schönemannschen Hause hatte die unmotiviert lange Abwesenheit des Dichters tief verstimmt; ferner war eine immer stärkere Spannung mit seiner Familie eingetreten. Schon der religiöse Unterschied der beiden Familien — die Schönemannsche war reformiert, die Goethesche lutherisch — hatte eine Annäherung erschwert, dann bemerkte man wohl die Abneigung von Goethes Vater, dem Lili als „Staatsdame" erschien, gegen die Verbindung, und hatte außerdem von Goethes einstigem Verhältnis zu Friederike Brion Kenntnis erhalten, und endlich konnte man aus Goethes sonderbarem Betragen deutlich genug lesen, wie wenig ernst er sein Verlöbnis auffasse, wie wenig Hoffnung vorhanden sei, diesen flatterhaften, unbändigen Menschen festzuhalten. So drang man in Lili, die Verlobung zu lösen. Doch Lili wollte von alledem nichts hören. In liebender Bewunderung seines Genies verzieh sie ihm alle seine Unarten und Launen und hielt an ihm fest mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Sie glaubte, daß die Schwierigkeit der Lage mehr auf den verschiedenartigen Widerständen, die in beiden Familien sich geltend machten, beruhe, und erklärte sich bereit, wenn zu große Hindernisse in der Heimat ihrer Verbindung sich entgegen-

stellten, dem Geliebten auch nach Amerika zu folgen. Wahrlich, in damaliger Zeit ein heroischer Entschluß für ein siebzehnjähriges, in den glücklichsten und bequemsten Verhältnissen aufgewachsenes Mädchen! Goethe bemerkt denn auch voller Bewunderung: „In ihr allein, glaubt ich, wußt ich, lag eine Kraft, die alles überwältigt hätte.“ Aber von dieser alles überwältigenden Kraft Gebrauch zu machen, davon war er weiter denn je entfernt. Den Gedanken an eine Vermählung mit Lili hatte er längst aufgegeben und nur, weil er wie einst in Sesenheim sich noch „an der lieblichen Gewohnheit ergötzt“, setzt er den Verkehr mit Lili fort. Er selber zürnt sich darüber, klagt seinen Stumpfsinn und Schlappsinn an und vermag sich doch nicht loszureißen und nicht das entscheidende Wort zwischen sich und Lili zu sprechen. Neuen Verdruß brachte ihm die Messe Anfang September. „Alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Anteil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittleren mit einem gewissen verbindlichen Anstand wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten... Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem allem anständig zu genügen... Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet erschien.“ Seinen eifersüchtigen Ärger über die Handelsfreunde schüttete Goethe in dem bekannten Gedichte „Lilis Park“ aus, das freilich nach des Dichters eigener Erklärung das Widerwärtige mit genialer Heftigkeit erhöht. Immerhin scheint Goethes üble Laune um jene Zeit auf dem Gipfelpunkt gewesen zu sein. Lili ertrug sie, wie uns ihre Familie erzählt,* mit der Geduld eines Engels; um ihm die Gesellschaft, in der er sich befand, weniger unerträglich zu machen, habe sie ihre Aufmerksamkeit gegen ihn verdoppelt. Doch das alles konnte dem mit sich selbst Unzufriedenen, von Liebe und Freiheitsdrang Hin- und Hergetriebenen nicht den inneren Frohsinn, die heitere Harmonie der Seele wiedergeben. Ein ungemein anschauliches Bild seines damaligen Seelenzustandes und seiner Beziehungen zu Lili giebt ein tagebuchartiger Brief an Auguste Stolberg.

„Den 15. (Sept.). Guten Morgen. Ich hab eine gute Nacht gehabt. Und bin jetzt recht wie ein Mädchen. Sie raten nicht, was mich beschäftigt, eine Maske auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben.

Halb viere. In Brunnen gefallen, wie ich's ahnte. Meine Maske wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Ball. Aber dürft ich, könnt ich alles sagen! — Ich that's, sie zu ehren, weil ich deklariert für sie bin... Ich that's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her.

Den 16. Heute nacht neckten mich halb fatale Träume. Heute früh beim Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte.

Nach Mittage halb vier. Offen und gut der Morgen, ich that was, Lili eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb mich nach Tische spaßend närrisch herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen.

---

* Dürckheim, S. 12.

Montag den 18. Ich hab einen offenen, frischen Morgen! o Gustchen! Wird mein Herz endlich in ergreifendem wahrem Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden? Montag Nacht, halb zwölf... Lili strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen. — Eine große, schwere Lektion! — Ich gehe doch auf den Ball einem süßen Geschöpf zulieb, aber nur im leichten Domino. Lili geht nicht."

Das war allerdings ein peinvoller Zustand. Und es ist mehr als begreiflich,



Elisabeth Schönemann (Goethes Lili).

heut nach Tisch gesehen, in der Komödie gesehen. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los, o Gustchen! — Und doch zittere ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib meinem Herzen treu und laß es gehen.

Dienstag, sieben morgens. — Im Schwarm! ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht

daß Goethe glücklich war, als sich ihm im Oktober wieder eine Gelegenheit zur Flucht von Frankfurt bot, einer Flucht, von der er diesmal dauernd Rettung aus seiner Gebundenheit, die ihm zu angenehm war, um sie abzuschütteln, und zu drückend, um sie beizubehalten, erhoffen durfte. Der Herzog Karl August hatte, als er mit seiner jungen Gemahlin Frankfurt passierte, den Dichter aufgefordert, ihm auf einige Zeit nach Weimar zu folgen.

Goethe sollte in einem Wagen, den der Kammerrat v. Kalb aus Karlsruhe brachte, nachkommen. Da der Wagen bald erwartet wurde, so nahm Goethe sogleich von allen Freunden und von Lili Abschied. Aber es verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß der Wagen erschien. Goethe, um nicht nochmals Abschied nehmen zu müssen, hielt sich zu Hause und zeigte sich nicht mehr in der Öffentlichkeit. Als aber bereits mehr wie acht Tage verflossen waren, wurde ihm die freiwillige Gefangenschaft lästig, und in einen Mantel gehüllt, schlich er abends in der Stadt umher, bis er auch vor das Wohnhaus Lilis kam. Er trat ans Fenster und hörte Lili sein Lied „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" singen. „Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort für Wort verstehen; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen" (D. u. W. IV, 107). So trennte sich Goethe von Lili.

Als Herr v. Kalb auch nach einigen weiteren Tagen nicht erschien, verlor Goethe die Geduld und entschloß sich, dem Zureden und Drängen des Vaters nachzugeben und anstatt nach Thüringen die längst geplante Reise nach Italien anzutreten. Am 30. Oktober ist er auf dem Wege nach Heidelberg, das die erste Station nach dem Süden bilden soll. In Eberstadt, an der Bergstraße, notiert er in sein Tagebuch: „Lili, adieu... Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht... Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden?" Ein sehr merkwürdiger und bezeichnender Ausruf.

Goethe sollte auch diesmal nicht nach Italien kommen; in Heidelberg erreichte ihn eine Stafette, die ihn nach Frankfurt zurückrief, wo inzwischen Herr v. Kalb angelangt war. Am 7. November fährt Goethe in die Mauern Weimars ein. Eine Fülle neuer Eindrücke stürmt auf ihn los, ein Strudel von Zerstreuungen wirbelt ihn umher, ein erlesener Damenkreis empfängt ihn huldigend, aber das Andenken an die edle, schöne Lili vermag nicht zu schwinden. Lilis Herz konnte so bald nicht von seinem Herzen fallen. Ihr Bild scheint sich vielmehr ihm jetzt zu verklären. Losgelöst von allen ihm unsympathischen Verhältnissen, frei von der Furcht, sich zu binden, sich binden zu müssen, ist er fähig, Lilis Persönlichkeit in ihrer ganzen Reinheit und Schönheit zu erfassen. In seinen Liedern betet er sie an wie eine ihn beseligende Erscheinung, wie ein mildstrahlendes Gestirn — aber er begehrt sie nicht mehr. Kein Kampf, kein Widerstreit der Gefühle wie in den früheren Lili-Liedern; friedlich und harmonisch klingt seine Seele in ihnen aus.

So vor allem in des Jägers Abendlied, das wahrscheinlich kurz nach seiner Ankunft in Weimar entstanden ist:

Im Felde schleich ich still und wild,
Lausch mit dem Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor!

Du wandelst izt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Rast;
Dem wie zu Hause so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last?

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als säh den Mond ich an;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gethan!

Am 23. Dezember mitten in der Einsamkeit des Thüringer Waldes führen ihn seine Gedanken wieder zu Lili. „Wie ich so in der Nacht," schreibt er an den Herzog, „gegen das Fichtelgebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch."

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen,
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie du.

Und endlich im Februar des folgenden Jahres übersendet er ihr seine „Stella" mit den tief empfundenen Versen:

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!
Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Das sind die letzten melodischen Klänge, die dem gefeierten Mädchen in Goethes Lyrik nachtönen. Dann schwindet unter dem Einfluß der allmächtigen Liebe zu Frau v. Stein jedes sehnsüchtige Erinnern an Lili. In einer dramatischen Dichtung, dem „Falken", beschäftigt sie ihn noch im Hochsommer desselben Jahres; aber sie ist nur Modell, in dessen Züge sich die der neuen Herrin seines Herzens bereits hineinmischen.

Etwa vier Jahre nach seiner Trennung von Lili sah er die Geliebte wieder. Auf dem Wege nach der Schweiz passierte er den Elsaß, und es drängte ihn, wie in Sesenheim Friederike, so in Straßburg Lili aufzusuchen, die dort eine neue Heimat als Frau des Banquiers v. Türckheim gefunden hatte. Die Wahrnehmung, daß Lili recht glücklich verheiratet sei, that ihm überaus wohl. Er war zweimal bei ihr zu Tisch und schied mit den schönsten Empfindungen. (Vgl. Brief an Frau v. Stein vom 28. Sept. 1779.) Je mehr im Laufe der Jahre alle seine Liebesverhältnisse aus der Gegenwart in die Vergangenheit rückten, je mehr sie ihm gegenständlich und historisch wurden, desto leuchtender trat ihm seine Neigung zu Lili aus der Reihe der übrigen Herzensverkettungen hervor. Noch im Alter von achtzig Jahren sprach er mit jugendlichem Feuer von Lili. „Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir," äußerte er zu Soret, als dieser das Gespräch auf sie brachte, „und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte.* Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen... Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!" (Vergl. Eckermann, Gespräche mit Goethe III[4], 207.) Wenden wir uns zur verlassenen Geliebten zurück. Wie ward es ihr, nachdem Goethe sich von ihr geflüchtet und ihr jede Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, geraubt hatte? Er, der Busenfreund des Herzogs, der Liebling der Frauen, der geniale Dichter, dem seine Lebensfreiheit höher stand als jedes Liebesband, er konnte seine Wehmut, seine Sehnsucht in süßen, seelenvollen Liedern sich vom Herzen singen, aber — Lili? Sie resignierte, so erzählt ihre Familie, mit derselben Festigkeit, mit der sie Goethe geliebt hatte, aber ihre Resignation war von einem Schmerz begleitet, dessen Tiefe Gott allein gekannt hat. Trotzdem hat sie Goethe nicht gezürnt. Sie war eine viel zu tiefe Natur, als daß sie sein Wesen nicht erfaßt und darum ihm verziehen hätte. Sie verteidigte ihn vielmehr gegen die Angriffe, die er gelegentlich von ihrer Familie erfuhr. „Man dürfe Goethe nicht

* Damit stimmt die Bemerkung der Mutter überein, welche Lili die erste Heißgeliebte ihres Sohnes nannte. Bettina, Goethes Briefw. mit einem Kinde I[2], 138.

mit einem anderen, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehörte". Dieses Urteil, das die Wahrheit in ihrem innersten Kern trifft, ist ein glänzendes Zeugnis für den psychologischen Scharfblick sowie für die hochherzige Unbefangenheit Lilis. Das Maß ihrer Leiden war mit dem Verlust Goethes noch nicht voll. Gleich im nächsten Jahre hatte sie eine zweite herbe Prüfung zu bestehen. Auf das Drängen ihrer durchaus praktisch angelegten Mutter, die nach dem Eclat mit Goethe rasch das Los ihrer Tochter glaubte sichern zu müssen, verlobte sie sich etwa Mitte des Jahres 1776 mit einem Herrn Bernard, der in der Nähe von Straßburg ein Hüttenwerk besaß und in anscheinend guten Vermögensverhältnissen war. Aber bald nach der Verlobung entdeckte er, daß sein Unternehmen zerrüttet und er nicht in der Lage sei, eine Familie zu begründen. Er verließ darauf seine Heimat und verscholl. Später hörte man, daß er in Jamaika gestorben sei. Dieser neue Schlag brach den Rest von Lilis Kräften und warf sie auf langes, schweres Krankenlager.

Im Jahre 1778, wo Lili noch immer sehr jugendlich — kaum zwanzig Jahre alt — war, bewarb sich der Straßburger Banquier v. Türckheim, der nach einer Mitteilung Jügels und Wilhelm v. Humboldts schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe sie geliebt hatte, um ihre Hand und erhielt sie. Türckheim war einer der vortrefflichsten Männer; zartfühlend, edel, aufopfernd für seine Familie, für die Gemeinde, für den Staat. Das Vertrauen und die Hochachtung seiner Mitbürger übertrugen ihm die verschiedenartigsten und wichtigsten Ämter. Er war Mitglied des Straßburger Municipalrates, der Handelskammer, Präsident des protestantischen Konsistoriums, Maire der Stadt, Mitglied und Vorsitzender des Generalrats des Departements, Deputierter, eine Zeit lang auch badischer Finanzminister. Bei seinem Tode (1831) gaben ihm seine Mitbürger das Zeugnis, daß seine lange Laufbahn die stete Ausübung der schönsten Tugenden, ein treues Hingeben seiner selbst im Dienste der Menschheit und des Vaterlandes, gewesen wäre.

Ein solcher Mann war wohl geeignet, Lili zu beglücken, zumal er eine mit wahrer Verehrung gemischte Zuneigung zu ihr hegte; gewiß hat er sie auch in späteren Jahren voll beglückt. Ob dies aber schon in den ersten Jahren der Ehe der Fall war, ob nicht der romantische, poetische Schimmer, der Goethe umgab, ob nicht der geniale Geisteshauch, der ihn umwehte und der zu ihr in herrlichen Momenten übergeströmt war, die Wertschätzung des mit den schönsten bürgerlichen Tugenden geschmückten Mannes beeinträchtigte, das ist nicht über allen Zweifel erhaben. Wenn Goethe sie bei seinem Besuch 1779, wie wir gehört haben, recht glücklich fand, so kann der Wunsch, sie so zu finden, sowie die freudige Erregung, in die sie beim Wiedersehen geriet, stark bei seinem Urteil, das sich ohnehin nur auf einen Aufenthalt von wenigen Stunden gründete, mitgewirkt haben. Jedenfalls ist es nach Briefen von Lavater und Reichard positiv sicher, daß Lili in den Jahren 1783 und 1784 sich sehr unglücklich gefühlt hat. Lavater schreibt am 22. Febr. 1783:

„Liebe Türckheim, wenn ich sehen kann, hab ich viele Freiheit des Geistes, viele Reinheit des Herzens in dir gesehen.

(Ganz frei ist kein Menschengeist, ganz rein kein sterblich Herz.) Diese Freiheit und Reinheit wird dich, edle Seele, viel leiden und viel genießen machen, wo kein anderer leiden und genießen kann. Leide und genieße — als Liese Schönemann und als Liese Türckheim — und bleibe, solang du bist, Reichards und Lavaters Freundin."

Ferner Reichard am 22. Juli 1783:

„Es wurde mir sehr schwer, von Ihnen zu gehen, liebe edle Frau, und noch schwerer von Straßburg zu gehen, ohne Ihre lieben Zeilen zu erwidern. Nun ist mir die Seele so voll des innigsten Anteils

an Ihrem edlen Wesen, an Ihrer Lage, an Ihrem, Gott! mich so ängstigenden Trübsinn, daß ich nichts zu sagen weiß. Hätten Sie doch einen der glücklichen Tage, die ich bis heute hier lebte, unter uns verleben können, o! das würde Ihnen unendlich mehr glückliche Stimmung gegeben haben als alles, was wir Ihnen sagen können... Gott erhalte Ihnen Ihre Lieben alle, gedenken Sie meiner in Liebe; die Stunden, in Ihrer Nähe verlebt, sind mir unvergeßlich."

Endlich Lavater an Lili unterm 13. Februar 1784:

„Die Hand, die diese Zeilen schreibt, trocknete gern dann und wann eine Thräne von dem sanften Auge der edlen, lieben Türckheim, drückte gern dann und wann ihre sinkende Linke mit dem Bruderworte: Es ist Ehre, tragen zu können, zu wollen, zu ertragen; das Unveränderliche anbetend leiden, das Erträgliche schweigend dulden, in jeder Nacht des nie ausbleibenden Morgens harren, in seinem Kreise sanftest, ernst, froh wirken und durchs Müssen zum Genießen sich erheben. So, liebste Türckheim, bildet man sich, vor den Augen des niederschauenden Himmels, zu überirdisch Freuen, zu überköniglich Ehren."

Graf Dürckheim, der uns zum erstenmal mit diesen Briefen bekannt gemacht hat, giebt keine Erklärung für die schmerzliche Stimmung Lilis, von der die Briefschreiber reden. Möglich ist es, daß sie aus irgend welchen ungünstigen Verhältnissen, die mit ihrem ehelichen Glück in keinem Zusammenhang standen, resultierte. Wenn wir aber die Worte „Leide und genieße als Liese Schönemann und als Liese Türckheim" und „Es ist Ehre, tragen zu können, das Unveränderliche anbetend leiden ... durchs Müssen zum Genießen sich zu erheben" erwägen, Worte, die deutlich die Vergangenheit mit der Gegenwart in Verbindung bringen und das Leid, dem Lilis Thränen gelten, als ein unabänderliches bezeichnen, so werden wir doch zu der Annahme uns hinneigen, daß Lili in den ersten Jahren ihrer Ehe eine stille Trauer über den verlorenen Jugendgeliebten im Herzen getragen habe.* Um so wohlthuender ist es uns, wahrzunehmen, daß im Laufe der Zeit diese Trauer allmählich schwand und der reinsten und vollsten Zufriedenheit mit ihrem Schicksal Platz machte.

Lili verstand es, ihr Haus in Straßburg zu einem Sammelpunkt aller durch Geist und Stellung ausgezeichneten Männer zu machen, in dem auch distinguierte Fremde, darunter Fürsten und Feldherren, gern einkehrten. Unruhe, Besorgnis und schließlich schwere Gefahren brachten die Revolutionsjahre über das friedliche Haus. Als im Jahre 1792 Straßburg in die allgemeine Gärung hineingerissen wurde, da schien Türckheim der geeignete Mann zu sein, um die Ruhe aufrecht zu halten, und wurde zum Maire der Stadt berufen. Thatsächlich gelang es ihm auch; aber bald wurde er dem Pariser Wohlfahrtsausschuß als Gemäßigter und Aristokrat verdächtig, seines Amtes entsetzt und aus Straßburg verbannt. Er zog sich darauf mit seiner Familie nach Posdorf, einem lothringischen Dorfe, in dem er ein kleines Gut besaß, zurück. Schon vorher hatten Fräulein Delf und der Bruder Lilis, Friedrich, ihr nahe gelegt, mit ihren Kindern bei der Unsicherheit der Zustände Straßburg zu verlassen und sich auf das rechte Rheinufer in Sicherheit zu bringen. Doch mit männlichem Geiste lehnte sie unterm 29. Juli 1792 einen solchen Vorschlag ab. „Je ne puis et ne dois pas céder aux instances, qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie, où le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations et où il faut réprimer toute pusillanimité pour animer et fortifier son courage." Sie sei entschlossen, das Los ihres Mannes zu teilen, so unglücklich es auch sein könnte. Die Familie verlebte in Posdorf etwa andert-

---

* Gräfin Henriette Egloffstein, deren — weiter unten erwähnte — Mitteilungen allerdings nur mit Vorsicht aufzunehmen sind, will noch im Jahre 1794 aus den Erzählungen Lilis den Eindruck empfangen haben, daß sie sich in der Ehe mit Türckheim „nicht vollkommen glücklich" fühle.

halb Jahre in Ruhe. Dann wurde auch hier Türckheim den Schreckensmännern unbequem, und sie befahlen Anfang Juli 1794 seine Verhaftung. Das war gleichbedeutend mit dem Todesurteil. Glücklicherweise erhielt Türckheim von dem Haftbefehl durch den ihm befreundeten Maire des Dorfes rechtzeitig Kenntnis und entfloh, als Holzhauer verkleidet, nach der deutschen Grenze. Ungefährdet erreichte er Saarbrücken und ließ von dort aus an seine Gemahlin die Aufforderung ergehen, nachzukommen. Lili zögerte nicht einen Augenblick, ihrem Gatten zu folgen. In der Tracht einer Bäuerin machte sie sich mit ihren fünf Kindern, von denen sie das jüngste in ein Tuch gebunden auf dem Rücken trug, auf den Weg, von dem Hauslehrer der Kinder, Redslob, begleitet. Abends sechs Uhr brachen sie auf und wanderten, um vor Nachstellungen recht sicher zu sein, die ganze Nacht hindurch bis Morgens neun Uhr. Oft wollten die Kinder ermattet niedersinken, aber immer wußte Lili bald durch einen Scherz, bald durch Versprechungen, bald durch Ermahnungen ihre Kräfte wieder zu beleben. Als die Flüchtlinge vor Saarbrücken ankamen, erfuhren sie, daß die Stadt bereits von Franzosen besetzt sei und nur Landleute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, die Brücke passieren dürften. Infolgedessen mußte sich die kleine Karawane trennen. Redslob machte mit den drei älteren Knaben einen Umweg und watete durch die Saar an einer seichten Stelle, während Lili mit einem Korb auf dem Kopfe, mit ihrem kleinen Heinrich auf dem Rücken und ihrem Töchterchen an der Hand, wie eine Bäuerin, die Lebensmittel zu Markt bringt, auf die Brücke losschritt. Während sie auf diese Weise jeden Verdacht vermied, erregte ihre Schönheit die Aufmerksamkeit der französischen Soldaten, die mit Neckereien auf sie eindrangen. Aber mit den zornigen Worten: „Est-il digne de braves soldats d'insulter ainsi une mère de famille?“ scheuchte sie die zudringlichen Gesellen zurück und gelangte unbehelligt durch die Stadt zu den deutschen Vorposten. Dort entdeckte sie sich einem preußischen Rittmeister, der sogleich einen Wagen für die Familie besorgte, den sie am anderen Tage zur Weiterfahrt nach Kaiserslautern benutzte, wo man nach den großen Anstrengungen sich eine kurze Ruhe gönnte. Da Herr v. Türckheim inzwischen bereits auf das rechte Rheinufer sich begeben hatte, so setzte die Familie die Reise fort und traf endlich in Mannheim den Gatten und Vater wieder. Ein Brief, den der vierzehnjährige Fritz an seinen Onkel von Heidelberg aus schrieb, enthält die für Lili charakteristische Nachschrift: „Die liebe Mutter läßt sich wegen ihres Nichtschreibens entschuldigen; allein, da wir von unseren Sachen auch nicht das Geringste retten konnten, so ist sie mit Hemdenschneiden und Nähen so beschäftigt, daß sie nicht abkommen kann.“ Von Mannheim begab sich die Familie nach Frankfurt, wo sie einige Wochen die liebevollste Gastfreundschaft der Frau Gontard, der Schwiegermutter Friedrich Schönemanns, genoß. Da aber Frankfurt nicht die nötige Ruhe und Bequemlichkeit für die Erziehung der Kinder bot, so siedelte die Familie weiter nach Erlangen über, das ihr nunmehr über ein volles Jahr zum sicheren und angenehmen Asyl diente. Obwohl die dortige bessere Gesellschaft, sowie auch die Markgräfin von Ansbach es an Versuchen nicht fehlen ließ, die hochgeschätzten Türckheimschen Ehegatten in ihre Kreise zu ziehen, so verharrten sie doch in stiller Zurückgezogenheit, Türckheim seinen Studien lebend, indem er an der Universität seine Kenntnisse in der Chemie und Mineralogie vervollständigte, Lili ganz der Häuslichkeit und der Erziehung der Kinder hingegeben. Nur wenige Personen waren es, zu denen sie in nähere Beziehung traten; dazu gehörte auch die Gräfin Henriette v. Egloffstein, die, nachdem sie mit Goethe bekannt geworden war, diesem über ihre Begegnung mit Lili mündlich und schriftlich Bericht erstattet hat. In ihrem schriftlichen Bericht, der freilich aus sehr später Zeit (aus dem Jahre 1830) stammt,

feiert sie Lili in den überschwenglichsten Ausdrücken. Sie nennt sie eine der edelsten Frauen, spricht von der erhabenen Würde ihres Wesens, die sie an Iphigenie, jenes Ideal edelster Weiblichkeit, erinnert habe u. s. w. Der Bericht wäre wertvoller, wenn er nicht einerseits von dem Zeitpunkt, den er schildert, zu weit abläge und andererseits nicht zu sehr den Eindruck machte, als ob alles Goethe zu Ehren stark übertrieben wäre. Die angeblichen Bekenntnisse Lilis, die er enthält, beruhen offenbar auf einer phantastischen Fortbildung eines argen Mißverständnisses. Wir können der Gräfin gern glauben, daß Lili Goethe als „den Schöpfer ihrer moralischen Existenz" bezeichnet hat, indem sie damit ausdrücken wollte, daß erst durch die Verbindung mit Goethe ihre sittlich-geistigen Kräfte geweckt und entwickelt worden seien; wie denn auch der Dichter selbst gegen Sulpiz Boisserée (I, 285) betonte, daß Lili ihm den größten Teil ihrer höheren Bildung zu verdanken habe. Die Gräfin aber hat die Bemerkung Lilis mißverständlich aufgefaßt und später das, was sie sich ursprünglich dabei dachte, als wirkliche, ihr von Lili erzählte Thatsache angesehen — ein psychologischer Irrtum, den man überaus häufig beobachten kann.* Dies nebenher für diejenigen Leser, die vielleicht den wunderlichen Brief der Gräfin kennen.

Nachdem das Schreckensregiment in Frankreich ein Ende gefunden hatte, bedeuteten die zurückgebliebenen Freunde und Verwandte Herrn v. Türckheim, daß sein längeres Verweilen im Auslande bedenkliche finanzielle und politische Folgen für ihn und die Familie haben könne; er möge deshalb baldigst zurückkehren. Türckheim entschloß sich darauf rasch und trat im Juli 1795 die Rückreise nach Straßburg an. Es kostete Lili einen schweren Kampf, ihren Gatten allein einer unsicheren Zukunft entgegenziehen zu sehen, und es bedurfte der eindringlichen Vorstellungen ihrer Freunde und des Wehklagens der Kinder, um sie von ihrer Absicht zurückzubringen, ihren Mann zu begleiten und die Kinder der Obhut einer Magd und des Hauslehrers zu überlassen. Zum Glück fand Türckheim die Lage der Dinge in Straßburg viel günstiger, als er erwartet hatte, und er konnte Lili mit den Kindern unbesorgt zurückrufen. Gegen Mitte September traf die flüchtige Familie nach mehrjähriger Heimatlosigkeit wieder in der Vaterstadt ein.

So bewegt auch die folgenden zwei Decennien durch die napoleonischen Kriege waren, so verlebte doch die Familie verhältnismäßig ruhige und glückliche Zeiten. Nur manchmal bangte das Herz Lilis um ihre Söhne, die Kriegsdienste in der französischen Armee thaten und von denen Wilhelm seit 1805 alle Feldzüge auf den weit entlegenen Kriegsschauplätzen in Preußen, Spanien, Rußland mitmachte und mehrmals Wunden davontrug. Die Korrespondenz, die Lili mit ihren herangewachsenen Söhnen geführt hat, gehört zu dem Reizendsten und Rührendsten, was man lesen kann. Es sind beredte Urkunden von der Wahrheit und Tiefe, die der schönen Seele Lilis zu eigen war. Eine einzige Stelle mag aus der Fülle der Familienpapiere hier ausgehoben sein:

„Entsagen zu lernen ist großer Gewinn; dadurch allein stehen wir über den Begebenheiten und werden nicht des Zufalls Spiel, dadurch stählen wir die Seele, ohne ihr die zarte Blüte des Gefühls zu rauben. Lasset uns zusammen diese Zeit als eine Schule betrachten; für meinen Teil habe ich stets die Prüfungen, die mir nicht erspart worden, mit warmem Dank gegen die Vorsehung angenommen, und ich kenne keine, die ich nicht mit Ergebenheit tragen werde; nur eine giebt es, die ich nicht überleben möchte, der Schmerz nämlich, hören zu müssen, daß meine Söhne den Götzen der Zeit opfern sollten" u. s. w. Auch wie die Kinder zur Mutter stehen, davon mögen unsere Leser eine Probe erhalten. Sie rührt aus einem Briefe her, den der älteste Sohn Fritz zu einer Zeit

* Ähnlich urteilt über den Brief Herr v. Loeper im Kommentar zu Dichtung und Wahrheit IV, 213.

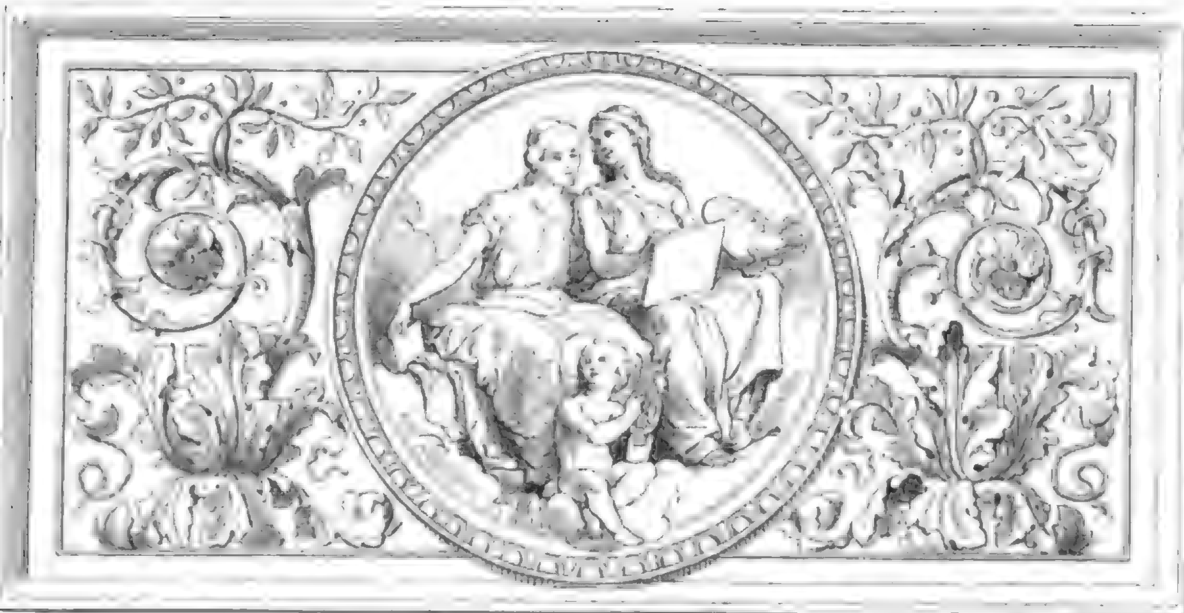
geschrieben hat, wo er bereits in heiratsfähigem Alter stand. Wir haben es hier also nicht mit konventionellen Pietätsausdrücken der Jugend, sondern mit den Herzensergüssen des reifen Mannes zu thun. Lili hatte ihr Verwundern über sein langes Schweigen ausgesprochen. Darauf antwortet er:

„Wie hat meine liebe, teure Mutter glauben können, daß ihr Fritz, der stets von ihrer rührenden Zärtlichkeit getragen ward, nur einen Augenblick den Gefühlen untreu wäre, die bisher das einzige Glück, ja der Zweck seines Daseins waren und ewig bleiben werden! Ich kenne ja keine größere Wonne, als Ihre und des Vaters Liebe verdienen zu dürfen! Die ehrfurchtsvolle Zuneigung, die uns allen für unsere angebetete Mutter wie angeboren ist, wächst stets in mir, seitdem ich durch reifere Erfahrung den moralischen Zweck einer jeden ihrer edlen Handlungen habe würdigen können; je reifer ich werde, desto mehr weiß ich das Glück zu schätzen, von einer Seele wie die Ihrige geleitet worden zu sein und mich auch fernerhin nur durch sie allein führen zu lassen."

Im Jahre 1800 erwarb Türckheim ein kleines Landgut in Krautergersheim, einige Stunden von Straßburg. Er hatte es in schlechtestem Zustand übernommen, Schloß und Garten waren verfallen und bedurften einer durchgreifenden Restauration. Da Türckheim durch seine Geschäfte und Amtspflichten in Straßburg oder Paris gefesselt war, so fiel Lili die Aufgabe zu, das Gut wieder in stand zu setzen. Das war so recht nach ihrem Herzen. Sie konnte ihre Energie und Schaffenslust entfalten, und das versetzte sie in die beste Laune. Mit dem frischesten Humor schreibt sie an die Kinder: „Weil ich nun Oberbauinspektor geworden, liebe Kinder, kann ich wenig schreiben, meine Zeit geht dahin im Messen, Befehlen, Vergleichen, Überwachen... Ihr müßt wissen, daß, als wir kamen, die Mäuse allein Herren des Hauses waren, die Fußböden vermodert, keine Läden, überall schadhafte Thüren und Fenster, das Dach durchlöchert, so fand ich den Zustand des Hauses. Doch mit einigen Schlägen des Zauberstäbchens, wie ihr das Ding nennt, habe ich in vierzehn Tagen alles umgestaltet: neue Fußböden, neue Läden, ausgebesserte und zum Teil neue Thüren, das Dach regendicht gemacht, der Taubenturm wieder aufgebaut, endlich die zwei Wohnzimmer mit eigener hoher Hand tapeziert; das alles ist in vierzehn Tagen glücklich vollbracht worden. — Die größte Freude habe ich, zu sehen, wie niedlich einfach unsere Wohnung wird. Das Haus hat wenig Ansehen, allein es ist herzig heimelig und gefällt mir" u. s. w.

Hier in diesem trauten Winkel des Elsaß hat sie bis zu ihrem Tode meistenteils gelebt, verehrt, ja fast vergöttert von ihrem Gemahl und ihren Kindern. Am 6. Mai 1817 verschied sie, kurz vor Vollendung des neunundfünfzigsten Lebensjahres.

„Die Schwester," so schrieb der Gatte nach ihrem Tode an den Bruder Lilis, „schläft, Schlaf und Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen."



Brasilianische Kinder.

Erzählung

von

J. Engell-Günther.

Sie gehörte ihm und er ihr; das heißt nicht etwa beide sich einander, sondern jedes von ihnen gehörte einem der beiden jungen Herrschaften des Hauses. Diese waren nun zuerst „Er", nämlich der vierzehnjährige Pflegesohn und Neffe des Gutsbesitzers Senhor Antonio Conto de Alvarez, mit dem Taufnamen Marcello, dessen Vater, der reiche Senhor Venancio de Prado, ein Vetter des Senhor Antonio gewesen und von dem dieser zum Vormunde seines einzigen Kindes und Erben bestimmt worden war. Dann „Sie", nämlich die Senhorinha Donna Candida, Tochter erster Ehe des Senhor Antonio, die jetzt neun Jahre alt sein mochte; und als ihr Eigentum galt der vielleicht zwölfjährige Negerknabe Bento, während die zehnjährige, auffallend helle Mulattin Nazaria dem jungen Herrn Marcello gehörte, da deren Mutter seine Amme gewesen war und ihn nach seines Vaters Tode hierher, auf das Landgut des Senhor Antonio, begleitet hatte, wo sie nun als Köchin diente. Und sie stand in großer Gunst bei der jetzigen Gattin des Hausherrn, der Senhora Donna Margarida; denn sehr geschickt war sie, die schwarze Perpetua. Sie wußte alle hier beliebten Gerichte vorzüglich zu bereiten, nämlich: gekochte und geschmorte Hühner mit Reis, Spanferkel in Essig, schwarze Bohnen mit Speck, Rindsbraten mit Kohl, Maisbrei in Milch, sowie die vielen in Zucker gesottenen Früchte, die mit Käse hier überall als Dessert eine große Rolle spielen; und außerdem war sie eine gute Wäscherin und Plätterin. Sie galt aber nicht allein für ungemein tüchtig und brauchbar, sondern auch für eine sehr verständige Person. Ihre frühere Herrin, die niedliche Libella, Marcellos Mutter, hatte sie als ihre beste Freundin betrachtet, und dieses Verhältnis, welches aus der Kindheit beider datierte, war so fest begründet gewesen, daß es selbst da nicht gestört wurde, als Perpetua zum zweitenmal Mutter geworden und die bereits erwähnte Nazaria

zur Welt gebracht hatte, für deren Vater der eigene Gatte ihrer jungen Herrin galt. Er hatte sich freilich nie dazu bekannt, und Donna Libella hatte ihn nie gefragt, während Perpetua bis zuletzt die geliebte Vertraute dieser kindlichen Seele war, deren Sohn Marcello sie als treue Pflegerin und Erzieherin in ihre Obhut nahm. Sie allein hatte die kleine Frau in ihrer Krankheit gewartet und endlich ihr die Augen zugedrückt, nachdem sie ihre Wünsche gewissenhaft zu erfüllen versprochen; und niemand hatte den frühen Tod der jungen Senhora so aufrichtig beweint und so lange betrauert wie sie. Vielleicht war die Negerin überhaupt die einzige wahre Leidtragende gewesen, da Marcello damals viel zu jung war, um seinen Verlust zu verstehen, und Senhor Venancio, der jetzt verwitwete Gatte, wohl kaum großen Schmerz zu empfinden vermochte. Vielleicht hatte er seine Frau nie oder doch schon längst nicht mehr geliebt. Unter dieser Sonne ist die Liebe überhaupt nur ein seltener Gast. Die jungen Männer haben nicht nötig zu werben, und die Mädchen dürfen nicht um sich werben lassen. Der Familienrat oder der Familienvorstand entscheidet über die Heiraten, ohne daß den Beteiligten eine Stimme dabei zusteht; aber selten wird ein leiser Widerstand gewagt, der überdies fast immer doch vergeblich ist. Die meisten jungen Eheleute sind in Wahrheit noch Kinder, so daß man mit Recht sagen kann: Sie wissen nicht, was sie thun. Indessen kommt es zuweilen vor, daß sich aus einem so willenlos geschlossenen Bündnis mit der Zeit eine Art von Freundschaft entwickelt. In strenger Abgeschiedenheit aufgewachsen und sehr jung aus der väterlichen Gewalt in die des Mannes übergegangen, macht die Frau selten Ansprüche an die Treue desselben und hat ihrerseits nie Lust, sich nach einem zweiten Gebieter umzusehen, wozu ihr übrigens auch jede Gelegenheit fehlt. Die gewöhnliche Folge ist eine wachsende, aber ganz friedliche Entfremdung der beiden Gatten, und in solcher Weise hatten auch die Eltern des kleinen Marcello nebeneinander gelebt, was doch vielleicht nicht ohne Einfluß auf sein Gemüt geblieben war, wenn er nicht schon ein gut Teil Egoismus von seinem Vater ererbt hatte. Dann wurde er von jedermann gehätschelt, und es gab niemand, der ihm zu widersprechen wagte oder seinem Willen entgegentrat. Auch mit seinem Vater vermochte Perpetua ihn auf gutem Fuße zu erhalten, da er, nach ihrer Anweisung, sich nie einfallen ließ, die in Brasilien gebräuchliche ceremoniöse Zurückhaltung der Kinder gegen ihre Eltern zu überschreiten; aber Marcello war kaum elf Jahre alt, als Senhor Venancio starb, worauf er mit Perpetua und Nazario im Hause seines Vormundes, des Senhor Antonio, Aufnahme fand, der, obgleich durchaus nicht mittellos, sich nun nicht enthalten konnte, seine Pläne zu machen, um Marcellos Reichtum für seine Tochter Candida durch Verheiratung der beiden zu gewinnen.

Im Augenblick waren die Kinder freilich noch zu jung; aber Marcellos eigenwilliges Wesen konnte dem Plane störend werden, wenn Antonio ihn nicht durch Bande aufrichtiger Zuneigung an sich zu fesseln vermochte. Vorerst hatte er daher dem vertraulichen Verkehr der beiden keinerlei Zwang auferlegt.

Wir finden heute die Familie bei Tische. Neben Senhor Antonio, zu seiner Rechten, sehen wir seine zweite Gattin, Donna Margarida, und weiterhin die kleine Candida, ein hübsches, anmutiges Kind. Zur Linken des Hausherrn sitzt Marcello, und neben ihm der Lehrer, Doktor August Müller, ein Deutscher, den sein Geschick auf diesen Boden verschlagen hat, wo er augenblicklich nichts anderes zu thun wußte, als den Unterricht eines solchen jungen Halbwilden zu übernehmen, dessen Fassungskraft sich freilich bald als ganz achtbar erwies, dessen guter Wille oft aber mehr als zweifelhaft war. Indessen — Marcello ist ehrgeizig, und die Teilnahme der kleinen Candida an seinen Unterrichtsstunden, sowie die verständige Weise des

Herrn Doktor Müller vermögen ihn anzuspornen, und so kann er sich bald einiges Lob erwerben, womit er sehr zufrieden ist. Gleichwohl hat er wenig Dankbarkeit für seinen Lehrer, weil er dessen Leistungen für bezahlte Schuldigkeit ansieht und jeden Erfolg nur sich selbst zuschreibt; und hierin wird er durch Senhor Antonio bestärkt, der allen Fremden feind ist, wenn er es auch selten offen erklärt. Ihre Dienste sind ja leider nicht zu entbehren.

Der Negerjunge Bento steht indessen mit gekreuzten Armen, wie es die hiesige Sitte will, am unteren Ende des Tisches oder hinter dem Stuhl des Hausherrn, um die Befehle desselben sogleich ausführen zu können; aber es ist sicher, daß er auch manches andere genau beachtet und dann bei sich überlegt. Er kennt die Absichten des Senhor Antonio, obgleich niemand mit ihm davon gesprochen hat, und so läßt er sich nichts entgehen, was darauf Bezug hat. Die kleine Candida ist seine Liebe, da er sie seit seiner frühesten Kindheit kennt und er sie oft statt seiner Mutter (die ihm nun gestorben ist), wenn diese verhindert war, hat tragen und warten müssen. So ist auch sie ihm kindlich zugethan geblieben. Wie oft, wenn er wegen irgend eines kleinen Vergehens gezüchtigt werden sollte, hat sie ihn frei gebeten, und heute noch kann sie nicht leiden, daß man ihn hart behandelt. So schüchtern sie sonst ist, fehlt es ihr nie an Mut, ihn selbst vor Marcellos Herrschsucht, so gut sie es vermag, zu schützen; aber freilich ist sie auch gütig und freundlich mit der kleinen Sklavin, der Nazaria, die jetzt dort im Winkel bei ihrer Näharbeit sitzt, da für sie noch nicht Essenszeit ist, und die nun natürlich oft ihre Augen über die Gesellschaft hinschweifen läßt.

Man spricht bei Tische mit der in Brasilien gewöhnlichen Nonchalance über die chronique scandaleuse der nächsten Bekannten, ohne sich um die Gegenwart der Kinder zu kümmern; denn da diese nicht sprechen dürfen, wenn sie nicht gefragt werden, scheint man anzunehmen, daß sie auch nicht hören, was freilich in mancher Beziehung wirklich der Fall ist. Zum Glück interessiert es sie noch wenig, daß der Padre José neulich seine Haushälterin plötzlich fortgeschickt haben soll, weil sie Liebesbriefe mit diesem oder jenem gewechselt hat, oder daß die Donna Euphrosine, obgleich sie seit lange Witwe ist, wiederum Mutter geworden, oder daß Senhor Octaviano alles, was er besaß, verspielt hat und dann tot gefunden ist, sowie daß er vielleicht durch ergrimmte Gläubiger ermordet wurde oder sich selbst tötete.

Dagegen ist die Beschreibung des Ballfestes, welchem die Eltern kürzlich allein beigewohnt haben, weil Candida gerade krank war und Marcello nicht schnell genug einen passenden Anzug bekommen konnte, schon etwas Wichtiges. Die Tochter des Barons Itapé, die zwölf Jahre alt sein mag, hat ein weißes, mit Silber gesticktes Sammetkleid getragen und dazu einen Diamantschmuck, den sie von ihrer Großmutter geerbt hat, was sich prachtvoll ausnahm; aber ihre Cousine, Donna Felizbella, die in grünen Atlas mit Goldstickerei gekleidet war und goldene Ähren mit Diamantkäfern im Haar trug, ist nicht weniger bewundert worden. Der Sohn des Senhor Bernardo wird die Nichte des Senhor Amador Gato heiraten, die zur Hochzeit ein weißes Atlaskleid mit echtem Spitzenbesatz bekommen soll, und die Orangenblüten im Haar sollen goldene Blätter mit Tautropfen von Diamanten haben; aber die Braut darf natürlich bis dahin nirgend in Gesellschaft erscheinen, und man hat sie also nicht gesehen. Dies alles hören nicht allein die weißen Kinder mit großer Aufmerksamkeit, sondern auch Nazaria und Bento sind entzückt, und sie begegnen sich mit einem lachenden Blick, als Donna Margarida den Wunsch zu erkennen giebt, ihre Stieftochter dereinst in einem Brautkleide von Silbergaze zu sehen, was, wie sie versichert, schöner als alles sein wird.

„Nicht wahr, Marcello,“ wendet sie sich an diesen, „das wird dir gefallen?“

Und der Knabe, der nicht verraten will, daß er keine Ahnung von dem Aussehen eines solchen Stoffes hat, antwortet ernsthaft: „Gewiß, Tante, es wird prächtig sein.“

„Sieh, sieh!“ ruft Senhor Antonio lachend, „dieser Bursche will also, daß seine Frau prächtig aussehen soll!“ Und Marcello bestätigt: „Sicher will ich das.“

Alle Erwachsenen lachten, indes Candida schüchtern den Kopf senkte und Marcello fast herausfordernd um sich blickte. Was gab es denn da zu lachen? meinte er. Bald wurden seine Gedanken nun jedoch in anderer Richtung beschäftigt. Der Hausherr sprach mit Doktor Müller von seiner, des Knaben, in kurzem bevorstehenden Abreise nach der Hauptstadt, wo er einige Jahre in einer Erziehungsanstalt zubringen sollte, an der jener eine Stellung als Lehrer antreten würde. Zugleich war bestimmt, daß Candida in einem ähnlichen Institut die nötige Bildung und vor allem einen gewissen äußeren Schliff erhalten müßte, und sie sollte also dann in das Collegio zum „bom tom“ (guten Ton), welches sich in dem nächsten größeren Ort befand, gebracht werden.

Das kleine Mädchen nahm die Aussicht auf eine längere Entfernung von hier begreiflicherweise mit einer beinahe kummervollen Ängstlichkeit auf, während der Knabe sich auf die Abwechselung freute. Alles in seinem bisherigen Leben hatte ihn gewöhnt, von jeder Veränderung seiner Lage nur eine Besserung zu erwarten, während Candida, mit weichem Gemüt, den Gedanken einer Trennung von allem, was bisher ihre Welt ausgemacht hatte, kaum zu fassen vermochte.

„O Marcello, ich gehe so ungern fort!“ sagte sie nachher, als die vier Kinder auf dem mit Bäumen bestandenen Hofe zum Spielen versammelt waren. Es kam sonst nicht oft vor, daß der Negerknabe und das Mulattenmädchen frei gelassen wurden; aber man befand sich am Vorabend des Pfingstfestes, und Bento hatte sich beeilt, die Messer und Gabeln zu putzen, um seine junge Herrin begleiten zu dürfen, und Nazaria war von Donna Margarida aus dem Zimmer geschickt, weil sie Besuch von einer Gevatterin bekommen hatte und ungestört sein wollte.

„Ich glaube gar, du fürchtest dich!“ entgegnete Marcello, und Candida leugnete nicht.

„Ich kenne ja die fremden Leute nicht!“ sagte sie, um sich zu entschuldigen; „und ich sehe dich dann nicht mehr.“

„Das wird nur kurze Zeit dauern,“ meinte er, „und nachher bleibst du immer bei mir — weißt du; dann bist du ja meine Frau.“

Diese letzten Worte schienen in der That einen Trost zu enthalten, denn das Kind zeigte sich nun bereit, auf die von Marcello vorgeschlagenen Spiele einzugehen, an denen auch Bento und Nazaria, nachdem man sie herbeigerufen hatte, einen bescheidenen Anteil nehmen durften, wiewohl die letztere nicht leicht, ohne Zank mit Marcello zu haben, davonkam, weil sie seine Mißachtung selten in Geduld hinnahm und ihr vermeintliches Recht dennoch nicht wahren konnte, da ihre Anmaßung, wie man es nannte, ihr natürlich nur neue Kränkungen eintrug.

* *
*

Überspringen wir einige Jahre, so finden wir die liebe Candida wiederum im elterlichen Hause, und jetzt mit allen hier für wünschenswert erachteten Vorzügen ausgestattet. Sie weiß einige Tänze auf dem Piano zu spielen und einige Arien zu singen, hat eine gute Handschrift und ist in allen Nadelarbeiten sehr geschickt. Natürlich versteht sie auch zu tanzen und vermag mit einigen französischen Phrasen ihre höhere Bildung darzuthun. Es fehlt also nichts, und die von ihrem Vater längst gewünschte Heirat könnte vollzogen werden. Das junge Mädchen, obgleich erst vierzehnjährig, um die Wahrheit zu gestehen, würde froh sein, wenn die Hochzeit bald bestimmt wäre. Aus dem „Collegio“ in die Einförmigkeit des Landlebens zurückgekehrt, fühlt sie sich sehr

einsam, und je öfter sie erfährt, daß eine und wieder eine ihrer früheren Kameradinnen sich verheiratet hat, um so mehr wächst ihre Sehnsucht nach ihrem Jugendgefährten. Warum kommt er noch immer nicht? Sie wagt nicht, die Eltern zu fragen; Donna Margarida ist kränklich und stets verdrießlich, vielleicht aus Langerweile; und Senhor Antonio ist fast unzugänglich geworden. Sie kann also nur mit der schwarzen Perpetua von ihrem Kummer reden; aber auch diese weiß nichts und ist nicht weniger unruhig und besorgt als sie. Wie sollte sie nicht? Hängt doch ihr und ihrer Tochter Geschick immer von Marcellos Willen ab, und außerdem liebt sie ihn, der ihr Pflegekind gewesen ist, mit unveränderter Zärtlichkeit.

Candida hat ihr fünfzehntes Jahr überschritten, und noch immer weiß sie nichts über Marcellos Rückkehr. Da trifft sie ihre Stiefmutter einmal sehr aufgeregt, und sie bittet und schmeichelt, bis sie erfährt, daß wenig Hoffnung ist, den jungen Mann überhaupt noch wiederzusehen. Der Senhor Antonio hat soeben einen Brief von Doktor Müller empfangen, der die Mitteilung enthält, daß Marcello nicht allein das Collegio verlassen hat, sondern Brasilien überhaupt. Da jedermann in Rio weiß, daß er reich ist, hat er sich leicht ziemlich bedeutende Summen Geldes verschaffen können, die er, sobald er mündig geworden sein wird, zurückzahlen will, während er vorerst Ländereien und Neger dafür verpfändet hat; und nun ist er nach Paris gereist, wo er sich amüsieren will.

„Paris! wie ungeheuer weit entfernt das ist! — Kind, Kind!“ ruft Donna Margarida unter Schluchzen, „und nun haben wir dich so lange auf diesen Undankbaren warten lassen, bis deine Jahre hin sind! Jetzt wird sich niemand mehr für dich finden!“

„O, das ist gut!“ entgegnet das Mädchen. „Ich möchte doch keinen anderen.“

„Sage nur das ja nicht dem Vater!“ ermahnt aber Donna Margarida eindringlich. „Es thut ihm schon leid genug, daß alle seine Hoffnungen vernichtet sind, und auf alle Fälle mußt du dir nun den Marcello, der ein Unwürdiger ist, aus dem Sinn schlagen.“

Wie leicht sich so etwas sagt! Aber Candida denkt mit Recht: Ich wüßte nicht, wie ich das anfangen sollte. Wenigstens konnte sie mit Perpetua über den Flüchtling reden, und diese behauptete stets: „Er kommt bald zurück. Ich weiß so viele, die über das große Wasser gegangen sind, und alle sind wiedergekommen. Sie halten es da drüben nie lange aus, schon weil es ihnen zu kalt dort ist. Nein, Senhorinha, Ew. Gnaden müssen sich keine Sorgen machen. Es kann gar nicht lange dauern, so wird er hier sein.“

Bald ist auch Bento wieder da, der zuvor mit Marcello in Rio gewesen ist, um ihn dort zu bedienen. Er hat den weiten Weg hierher zu Fuß machen müssen, weil der junge Herr nicht so viel Geld übrig hatte, die Passage auf dem Schiff für ihn zu zahlen, wie er ihm sagte; und Bento ist gekommen und hat Grüße bestellt, obgleich sie ihm nicht aufgetragen waren. Er glaubt aber, um Candidas willen ist es besser, so viel Gutes als möglich von Marcello zu berichten. Wenn er nun, wie ehemals, in der Küche beschäftigt ist, so hört er nicht selten, wie Perpetua sich bemüht, der jungen Herrin Mut einzusprechen, und zuweilen wagt er dann eine zustimmende Bemerkung; die beiden sind immer froh, eine Bestätigung ihrer Hoffnungen zu vernehmen, und gestatten daher solche Unbescheidenheit gern.

Nazaria hat sich währenddem zu einer wahren Mukama (das heißt Kammerjungfer) entwickelt, und in Ermangelung anderer Beschäftigung spricht Donna Margarida davon, sie mit Bento zu verheiraten, was um so mehr mit Recht geschehen kann, da Marcello neulich gerade die Perpetua und ihre Tochter in Geld umgesetzt hat, so daß Senhor Antonio, der die Summe an den Darleiher zurückzahlte, jetzt Eigentümer dieser beiden ist,

und da Bento von jeher als der jungen Senhora gehörig betrachtet wurde, versteht es sich, daß Nazaria durch ihre Verheiratung mit ihm dann ebenfalls als besondere Dienerin derselben gelten müßte. Senhor Antonio hat schließlich nichts dagegen, wenn seine Frau sich in so harmloser Weise zu amüsieren sucht, und so wenig Sympathie die beiden jungen Sklaven auch füreinander haben mögen, kann man doch nicht behaupten, daß der Gedanke einer Heirat ihnen sehr unangenehm ist. Sind doch ihre Gefühle in jeder Hinsicht nur wenig entwickelt, und sie waren seit zu lange an blinden Gehorsam gewöhnt, als daß sie Besonderes einzuwenden wagen sollten. Außerdem ändert sich ja wenig oder nichts für sie, und sie werden immerhin einen Festtag haben, an dem sie überdies die Hauptpersonen sind. Warum also nicht? Zwar Nazaria findet sich eigentlich beleidigt, daß man ihr, dem beinahe weißen Mädchen, einen Schwarzen antrauen lassen will; aber es ist niemand vorhanden, der passender für sie sein könnte, und es wird doch hübsch sein, im weißen Kleide, mit Orangenblüten im Haar, unter dem Brautschleier am Altar zu stehen. Nachher wird es ein gutes Essen geben und am Abend einen Tanz, wozu die Sklaven aus den umliegenden Ortschaften, so viele sich nur Erlaubnis verschaffen können, herbeiströmen werden, und man wird ihr von allen Seiten Geschenke machen und Glück wünschen. Gewiß ist also, daß es Schlimmeres giebt, dem man sich auch unterwerfen müßte, wenn das Schicksal es gerade so wollte. Folglich, da einmal geheiratet werden muß, so geschieht es; und Bento ist ganz zufrieden, weil er Candidas Heiterkeit sieht. Die Schmückung der Braut ist jedenfalls ein Vergnügen für sie, und Bento würde gern zweimal heiraten, wenn er dadurch ein frohes Lächeln auf ihrem Gesicht erblühen machen könnte. Das wird nun zwar nicht verlangt, aber Perpetua glaubt, ihm sagen zu müssen, daß es eine große Ehre für ihn sei, die hellfarbige Nazaria zur Frau zu bekommen, was ihm auch vollkommen einleuchtet. Aber um so besser, meint er.

Indessen selbst ein Hochzeitstag geht vorüber, und vielleicht schneller als jeder andere. Dann sinkt alles in das gewohnte Einerlei zurück, um so mehr, wenn die Neuvermählten Sklaven sind, denen meistens nicht einmal eine gemeinsame Kammer eingeräumt wird, wie es auch hier nicht geschah, und zwar in diesem Falle durchaus nicht zum Verdruß der Beteiligten, die sogar von jetzt an, gerade weil man sie verheiratet hatte, sich mit größerer Beflissenheit voneinander fern hielten als zuvor. Donna Margarida machte der Nazaria endlich Vorwürfe deswegen, aber natürlich ohne Erfolg. Die nicht vorhandene Zuneigung ließ sich nicht erzwingen.

Mehr noch war es aber ein Kummer für die Hausfrau, daß alle Bemühungen ihres Gatten, für die Tochter einen passenden Freier zu finden, fehlschlugen. Die Unehre, ein wohlhabendes Mädchen alt werden zu lassen, ohne sie verheiraten zu können, war zu groß, als daß sie dieselbe nicht bitter empfunden haben sollte; aber sie hatte auch noch andere Gründe, die sie wünschen ließen, daß Candida mit dem ihr zustehenden Erbteil das väterliche Haus verlassen möchte. Nach langjähriger kinderloser Ehe fühlte sie sich Mutter, und es versteht sich, daß sie nun die erwachsene Stieftochter entfernt und abgefunden wissen wollte, je eher desto lieber.

Von Marcello kam lange keine Nachricht, und was hätte es auch nützen können? Senhor Antonio wußte leider nur zu gut, wie zerrüttet die Finanzen des jungen Herrn bereits sein mußten, und nach dieser Richtung war also keine Hoffnung mehr.

Als Candida dann im siebzehnten Jahre stand, hatte sich nichts geändert, außer daß ihr nun ein Stiefbrüderchen geboren war, dem die ganze Liebe beider Eltern zugefallen zu sein schien, während sie sich mehr und mehr allein auf die immer gleiche Zuneigung der alten Perpetua angewiesen sah, bei der sie sicher war, in jedem Leid Teilnahme zu finden.

Marcello lebte indessen seit einiger Zeit wieder in Rio, und Senhor Antonio hatte Beweise genug davon, weil der jetzt mündig gewordene junge Mann fortfuhr, sein Vermögen zu verprassen, so daß schon ein großer Teil der Neger und Ländereien, die sein Vater ihm hinterlassen hatte, in Senhor Antonios Hände übergegangen war. Von dem allen wußte aber Candida nichts, und so glaubte sie, daß Marcello noch in Europa weilte. Sie hoffte auch immer noch auf seine Rückkehr, während die Eltern überzeugt waren, daß sie längst keinen Gedanken mehr für ihn hätte. Der Vater suchte wieder mehr als je ihr einen ansehnlichen Freier zu schaffen, und mochte es nun auch kein Jüngling mehr sein, so gab es Witwer genug, weil die meistens so sehr jung verheirateten Frauen oft früh sterben. Oder wenn sonst niemand wollte, da der Wunsch des Senhor Antonio, seine Tochter mit Marcello zu verheiraten, ehedem leider sehr bekannt geworden war und daher den Ruf des jungen Mädchens geschädigt hatte — nun, so gab es ja noch Ausländer, die der Mitgift wegen über solche Bedenken wegsehen würden. Man ließ indessen von diesen Plänen in Candidas Gegenwart nichts verlauten; denn wer konnte wissen, wie sie sich dazu stellen würde? Wozu ihr Unruhe machen, durch die ihre Schönheit keineswegs gewinnen konnte!

So standen die Dinge, als Bento eines Tages die Gelegenheit suchte und fand, der Senhorinha eine geheime Botschaft von Marcello zu überbringen. Das Briefchen lautete:

„Meine vielgeliebte teure Candida!

Du weißt, daß wir von jeher füreinander bestimmt waren, und da ich dich nie vergessen habe, hoffe ich, daß du fest an mir halten wirst. Ich habe deinen Vater neulich um deine Hand gebeten, aber trotz seiner früheren Versprechungen hat er sie mir rundweg abgeschlagen, weil ich nach seiner Ansicht zu viel Geld für meine Studien verbraucht habe. Allein, was geht es ihn an? Nicht nur war es mein Eigentum, sondern er hat auch infolge seiner Ausnutzung meiner Notlage fast alle meine Ländereien und Sklaven an sich gebracht, so daß er auf meine Kosten reich geworden ist. Nun ist er so hochmütig, daß er mich nicht mehr wert achtet, mir sein Wort zu halten, was mir — aufrichtig gestanden — sehr gleichgültig sein würde, wenn ich nur nicht dich, meinen guten Engel, dadurch verlieren sollte. Das heilige Buch sagt: Wer die rechte Liebe hat, wird Vater und Mutter verlassen, um ihr zu folgen; — aber ich weiß nicht, ob du die rechte Liebe für mich hast. Meine Seele war stets bei dir; nur konnte ich leider nicht erfahren, ob die deine mir noch gehörte. Auf alle Fälle bitte ich um eine Unterredung. Ich bin in deiner Nähe und warte auf den Bescheid, den du mir durch den treuen Bento senden wirst. Ich bleibe in aller Ewigkeit ganz der deine.

Marcello."

„Wo? — o, wo ist er?" rief das arme Kind ganz außer sich, und sofort war der gute Neger bereit, eine geheime Zusammenkunft zu ermöglichen, die überdies ziemlich ohne Gefahr stattfinden konnte, da Senhor Antonio und Donna Margarida keine Ahnung von des jungen Mannes Aufenthalt in der Gegend hatten und Bento mit großer Umsicht den passendsten Ort und die beste Zeit wählte.

Indessen war Candida trotz ihrer nun mit ganzer Gewalt erwachten Leidenschaft für ihren so lange ersehnten Jugendgespielen keineswegs schnell zu bewegen, seinetwegen jede andere Zuneigung zu opfern. Die Gewohnheit ist immer stark, und so fremd sie auch den Eltern stets gegenüber gestanden hatte, konnte ihr der Gedanke, ihnen ernsten Kummer zu bereiten, nicht gleichgültig sein, und die Trennung von so vielem, das ihr seit ihrer frühesten Kindheit lieb gewesen, erschreckte sie. Dagegen sah sie bei ihrer Unerfahrenheit in der Zukunft kaum ein Hindernis. Von den eigentlichen Kämpfen des Daseins hatte sie gar keinen Begriff, und

Marcello war nicht vergebens in Paris gewesen; er verstand zu überreden und zu verführen, wenn er wollte; und dies wurde ihm jetzt um so leichter, da er sich nun wirklich immer mehr in das gute und schöne Mädchen verliebte, obgleich er, bevor er sie wiedergesehen, eigentlich nur ihre Mitgift zu erlangen gewünscht hatte. Jetzt fand er sie auch um ihrer selbst willen begehrenswert genug, und wie hätte sie ihm da lange widerstehen können?

Er überredete sie, daß ihr Vater gezwungen sein würde, ihr zu verzeihen, sobald nur die Heirat erst Thatsache sei; er könnte doch sein eigen Fleisch und Blut nicht verderben lassen wollen. Ihn freilich hasse er, und so wäre keine Hoffnung für ihn, sie sich zu gewinnen, wenn sie sich nicht entschließen könne, mit ihm zu gehen. „Sieh, deine Eltern werden dich kaum vermissen,“ sagte er; „und besonders nicht, seit sie den kleinen Sohn haben. Ich aber kann nicht ohne dich leben und muß mich töten, wenn du mich verläßest.“ — Außerdem drängte er, schnell ein Ende zu machen, da jede Zögerung gefahrdrohend sei.

Candida schwankte gleichwohl noch; sie wollte noch einen Versuch machen, auf geradem Wege zum Ziele zu gelangen. So nahm sie ihren ganzen Mut zusammen, und ohne ihre Zusammenkünfte mit dem jungen Manne zu verraten, fragte sie die Donna Margarida, ob wohl der Vater sie ihm zur Frau geben würde, wenn er jetzt zurückkehrte und ihre Hand forderte. Diese zeigte sich aber geradezu entsetzt über einen solchen Gedanken und verbot dem Mädchen streng, dergleichen je wieder verlauten zu lassen. „Du würdest den Vater aufs äußerste erbittern, wenn du nur ein Wort über Marcello hören ließest!“ sagte sie. „Wir wissen, daß er sein Vermögen im Spiel und in Liebschaften, zum Teil mit Theaterdamen, vergeudet hat, und er wird diesen Weg nun gewiß immer weiter verfolgen, bis er ganz zu Grunde geht. Überdies hat Senhor Antonio endlich einen Freier für dich gefunden, und du weißt, er duldet keinen Widerspruch. Du bist auch zu alt, um noch Auswahl zu haben, und so müssen wir froh sein, daß der Major Romario Pinto dir seine Hand bietet; denn deine Lage wird angenehm genug sein.“

Die arme Candida verstummte vor Schreck, was Donna Margarida glücklicherweise für Zustimmung nahm. Also dem mehr als fünfzigjährigen, halbtauben Major, den sie nie anders als eine Art von Großvater betrachtet hatte und der ihr außerdem wegen seiner Hartherzigkeit gegen die Neger höchst widerwärtig war, sollte sie überliefert werden? Dazu konnte sie sich nicht hergeben; nein! nimmermehr! Und doch wußte sie, daß sie nie den Mut haben würde, sich ihrem Vater zu widersetzen! O, aber Marcello sollte Liebschaften gehabt haben, und hatte sie vielleicht noch! Gott, was für ein Jammer! Wenn das möglich war — wem sollte man dann noch vertrauen? Sie bedurfte nun zu sehr einer teilnehmenden Seele, als daß sie nicht wiederum Zuflucht bei ihrer alten Perpetua gesucht haben sollte, und diese vermochte sie wirklich bald zu trösten und zu beruhigen. „O Senhorinha, machen Sie sich nicht so viele Sorgen! Der junge Herr ist nicht so schlecht, nein, nur etwas leichtsinnig, wie eben alle Männer es sind. Eine gute Frau wie Sie wird ihn bald zur Vernunft bringen. Was kann man ihm denn vorwerfen, da Sie nicht bei ihm waren? In der Fremde allein hatte er Heimweh, und da ist er auf Thorheiten verfallen. Und dann ist er ein so hübscher Junge, und die Frauen sind alle verliebt in ihn gewesen. Damit wird's aber nun ein Ende haben, und vielleicht war es gar nicht einmal so arg, wie die anderen sagen, die viel Ärgeres thun, ohne daß ein Aufheben davon gemacht wird.“

„Du meinst also, Perpetua, ich soll mit ihm gehen?“

„Ja, was wollen Ew. Gnaden denn sonst thun? Wissen Sie einen anderen Rat? Ich sehe leider keinen; und es ist

doch kein Unglück, mit einem so liebenswürdigen jungen Menschen vor den Altar zu treten."

„Ach, Perpetua, wie wird aber der Vater zanken, und Donna Margarida wird weinen und ihm recht geben. Das thut mir so weh zu denken. Nur kann ich den Senhor Romario unmöglich heiraten; ich könnte ja auch den Marcello niemals vergessen."

„Nein, das können Ew. Gnaden nicht, so wenig, als ich es kann. Sie müssen sich bald entschließen; es ist nun einmal nicht anders. Der Bento geht natürlich mit Ihnen und Nazaria ebenfalls, damit Sie eine ordentliche Bedienung haben, wie es sich für Sie schickt."

„Ich fürchte, die beiden werden sich nicht entfernen können, ohne daß man es zu schnell merkt."

„Da lassen Sie mich nur sorgen, Senhorinha; Ew. Gnaden müssen am späten Abend fortgehen, wenn alles hier im Hause zur Ruhe ist, und Nazaria kann schon vorher gegangen sein, um Sie draußen zu erwarten, indes Bento bis zuletzt hier bleibt, um Sie sicher zu geleiten."

„Was wird dann aus dir, gute Perpetua? Wenn man dich nur nicht gar um meinetwillen straft! Und wirst du nicht durch die Trennung von deiner Tochter zu sehr leiden? Du solltest lieber auch mitkommen."

„O nein, Senhorinha, das ginge nicht. Wie leicht könnte man Ew. Gnaden Flucht zu früh entdecken, wenn ich nicht hier bliebe und jeden Verdacht beseitigte? Haben Sie keine Sorge um mich! Töten wird man mich nicht; ich bin noch immer zwei Conto de Reis* wert, und Gott wird wissen, was gut ist. Wenn ich höre, daß Sie mit meiner guten Donna Libella Sohn glücklich sind, werde ich zufrieden sein. Und — wer weiß? vielleicht kann ich später zu Ihnen kommen. Nazaria aber kann froh sein, eine solche Herrin zu haben, wie Sie sind."

* Ungefähr viertausend Mark.

„Aber, Perpetua, hast du bedacht — was würde aus mir, wenn Marcello nicht ehrlich mit mir wäre ..."

„Ehrlich? Ew. Gnaden meinen, ob er auch wirklich die Trauung vollziehen lassen wird? O, Senhora Donna, wie können Sie da Furcht haben? Der junge Herr dürfte ja sonst Ihr Vermögen gar nicht beanspruchen. Wenn Sie seine Frau sind, hat er sofort ein Recht auf Ihr mütterliches und großmütterliches Erbteil, und Senhor Antonio wird es dann schon herausgeben müssen. Da kann Ew. Gnaden also ganz unbesorgt sein. Der Bento sagte mir auch, daß der Priester schon bestellt ist, und die Heirat wird gleich geschlossen werden. Da kann kein Zweifel sein."

„O Perpetua, dann werde ich ja ohne Brautkleid und ohne Schleier getraut!"

„Das kommt oft vor, Senhorinha, und ist gar nicht schlimm. Die Ehe ist um deswillen nicht weniger gültig, und Sie werden dadurch immer Senhor Marcellos Eigentum."

Ja, das war es! Candida wußte, sie sollte ihres Geliebten Eigentum werden, mit allem, was sie besaß oder besitzen konnte; aber weit entfernt, Anstoß daran zu nehmen, ersehnte sie nichts anderes, da jedes Opfer, welches sie ihm bringen konnte, ihr nur als ein größeres Glück erschien. Sie raffte in Eile ihre Schmucksachen zusammen, weil diese, wie hier gewöhnlich der Fall ist, einen bedeutenden Wert repräsentierten, wogegen die Garderobe nur dürftig zu sein pflegt. So war sie bald zur Abreise gerüstet. Das warme Klima forderte keine besondere Vorsicht, und das gewöhnliche Reitkleid genügte vollkommen, um eine Meile Wegs zu Pferde zurückzulegen; denn es versteht sich, daß Marcello zur rechten Zeit in der Nähe sein und die nötigen Tiere mitbringen würde. Das letzte Abendessen im elterlichen Hause ging ohne Störung vorüber. Nur machte Senhor Antonio im Laufe desselben die Mitteilung, daß morgen der Senhor Major Romario zum Mittagessen erscheinen wolle, und er fügte

bedeutsam hinzu: er hoffe, daß Candida ihn freundlich aufnehmen würde. Dies gab dem armen Mädchen die Kraft, den Eltern noch einmal „zur guten Nacht“ die Hand zu küssen, ohne in Thränen auszubrechen.

Dann begab sie sich in ihr Zimmer, wo Nazaria sie heute nicht, wie sonst immer, erwartete. Diese war bereits vorangeeilt; aber Perpetua kam bald, um ihr, die indessen schnell den Reiseanzug angelegt hatte, aus dem Fenster ins Freie zu helfen, wo Bento sie in Empfang nahm, um sie leise unter den Bäumen fort bis zum Halteplatz der Pferde zu geleiten. Hier empfing Marcello selbst die Braut mit freudigster Zärtlichkeit, und bald erreichte man die Hütte, in der unter dem Schutze der Nacht schon die Zeugen und der Priester sich eingefunden hatten, so daß die Heirat schnellstens zur Thatsache gemacht werden konnte, zur nicht geringen Befriedigung der beiden jungen Leute. Von Bento und Nazaria begleitet, setzte das Paar jedoch die Reise noch für einige Stunden fort, um einen Ort zu erreichen, an dem Marcello vorgesorgt hatte, daß man den übrigen Teil der Nacht dort mit einigem Komfort zuzubringen vermochte. Man hatte nun keine Eile mehr; die Ehe war unbestreitbar, und es versteht sich, daß die jungen Gatten die Zukunft im rosigsten Lichte sahen und sich ihrer Liebe von ganzem Herzen freuten.

„Meine Geliebte, wie glücklich bin ich, dich nun für mich errungen zu haben!“ sagte er, und sie entgegnete: „O Marcello, ich weiß nicht, ob ich dir hätte folgen sollen; aber ich konnte nicht anders, und wenn du mich liebst, ist alles gut. Da will ich nichts fürchten und nichts bereuen.“

„Wie sollte ich dich nicht lieben?“ rief er, indem er sie vor Lust lachend umarmte.

* * *

Abermals sind einige Jahre vergangen, und wir finden unsere beiden Ehepaare in Rio, wohin sie sich damals begeben hatten. Freilich ist es nicht mehr die schöne Villa, in der Marcello seiner jungen Frau zuerst ein liebliches Heim bereitet hatte. Seine Mittel reichten nicht mehr aus, einen so kostspieligen Haushalt zu bestreiten; denn Senhor Antonio hatte längst das mütterliche sowie das großmütterliche Vermögen seiner Tochter ausbezahlt, aber gegen weitere Zumutungen war er standhaft taub geblieben. Marcello hatte sich dadurch keineswegs zu größerer Sparsamkeit bewogen gefunden, sondern war im Gegenteil seinen verschwenderischen Gewohnheiten wieder ganz verfallen, seit er auch den Rest seines eigenen Vermögens verzehrt hatte und nun die immer größere Ärmlichkeit seiner Häuslichkeit ihm mehr und mehr die Neigung gab, sein Vergnügen auswärts zu suchen.

Candida, jetzt Mutter eines Mädchens und eines Knaben, hatte bereits viel von der ersten Frische ihrer Schönheit eingebüßt, da Sorge und Kummer nur zu häufig an ihrem einsamen Lager saßen und jeden glücklichen Schlummer von ihren Augen scheuchten. Die Verschlechterung ihrer Umgebung, da sie nun ein elendes Häuschen der Vorstadt hatte beziehen müssen, würde ihr nicht allzu betrübend gewesen sein, wenn nur Marcello ihr nicht so schlimm verändert erschienen wäre. Die Arme wußte nicht, daß er einfach seiner innersten Natur folgte, wie er früher auch gethan hatte, und daß er gleich zu ihr zurückgekehrt sein würde, wenn sie, statt Ansprüche an ihn zu machen, ihm mit Geld und Annehmlichkeiten hätte aufwarten können. Bei seiner Unfähigkeit, in regelmäßiger Arbeit Befriedigung und Gewinn zu suchen, war er jetzt mißmutig und gelangweilt, und es versteht sich, daß er seiner Frau vorwarf, ihn in diese schlechte Lage gebracht zu haben. Hätte sie nicht so viel Gewalt über ihren Vater haben sollen, von diesem weitere Unterstützungen zu erlangen? Er wollte nicht hören, wenn sie ihm versicherte, daß sie bereits alles Erdenkliche versucht habe, jedoch ohne Erfolg. Die Stiefmutter mochte den Senhor Antonio in seiner Ab-

lehnung jeder Annäherung der Tochter bestärkt haben; Thatsache war, daß sie in keiner Weise etwas zu erreichen vermochte. Das gerade konnte ihr nun Marcello nicht verzeihen. Wenn man wenigstens eine Hoffnung hätte hegen dürfen! Aber was konnte ihm die Frau noch wert sein, von der er, in seinem Sinne, nichts Gutes mehr zu erwarten hatte. Bald konnte sie sich nicht mehr ableugnen, daß ihre Nähe ihm eher drückend als angenehm war, und er suchte sich darin auch gar nicht zu verstellen. Um fast immer vom Hause abwesend zu sein, bedurfte er ja gar keiner besonderen Vorwände. Anfangs hatte er noch Entschuldigungen versucht und Geschäfte vorgeschützt. Geschäfte! mit denen jeder Mann jede Unregelmäßigkeit motivieren kann, ohne daß die Frau einen Einwand dagegen erheben darf. Marcello hatte freilich nie wirkliche Geschäfte gehabt, weil er keinen ordentlichen Beruf, keinen richtigen Wirkungskreis besaß, und darin eben steckte das Unglück. Der Müßiggang ließ ihn stets unbefriedigt, und da er schon so früh angefangen hatte, sich jeden Genuß, der ihm einfallen mochte, zu gewähren, war er zugleich übersättigt und begierig. Alles Gewohnte verlor bald jeden Wert für ihn, und nur Neues, Außergewöhnliches vermochte ihn zu reizen.

Solange es ihm noch nicht ganz an Geld gefehlt hatte, seinen oft recht tollen Launen die Zügel schießen zu lassen, zeigte er sich leidlich heiter, und wenn er auch sein Vergnügen außer dem Hause suchte, war er wenigstens nicht geradezu hart und unfreundlich gegen Frau und Kinder. Anders jetzt, da nun alle Hilfsquellen erschöpft zu sein schienen. Er hatte sich schon genötigt gesehen, durch einen gelegentlichen Handelsabschluß hier und da eine Kleinigkeit zu verdienen; aber begreiflicherweise genügte ihm das lange nicht. So setzte er seine Hoffnung dann immer wieder auf Gewinn im Spiel, welches ja bei geringem Einsatz einen so großen Vorteil in Aussicht stellte; und es war nicht zu leugnen, daß er meistens mit Glück spielte, wodurch er freilich nur immer ärger auf Abwege geriet. Seine Stimmungen wurden immer schwankender, besonders Candida gegenüber, obgleich sie ihn nie durch Vorwürfe reizte. Vielleicht war es gerade ihre Geduld und Sanftmut, die er am unerträglichsten fand. Diese immer gleiche Nachgiebigkeit, der man gar nicht beikommen konnte! Das war zum Verzweifeln, und er durfte sich nicht einmal beklagen! Indessen, er beklagte sich dennoch. Gründe zu finden, ist leicht, wenn man sie finden will, und besonders, wenn der Beschuldigte keine Möglichkeit einer Verteidigung hat.

Marcello behauptete, die Kinder seien schlecht gewöhnt, die Sklaven nachlässig und der Haushalt nicht in Ordnung, und Candida durfte nicht entgegnen, daß er vermutlich mehr Schuld daran trüge als sie. Er würde sie überschrien haben, und nur noch ärgerlichere Auftritte wären die Folge gewesen. Wie hätte sie wagen können, ihn zu erinnern, daß seine oft ungerechten Scheltworte die Kinder eingeschüchtert und widerwillig machen mußten, daß der Mangel am Notwendigsten keine rechte Pflege des Haushaltes zuließe und daß ihre Autorität den Sklaven gegenüber gleich Null war, seit diese täglich sehen konnten, daß die Frau keine Achtung bei ihrem Manne genoß und er sogar in streitigen Fällen oft geneigt war, eher den Leuten recht zu geben als ihr!

Dies mußte ihr um so mehr zum Bewußtsein kommen, seit Marcello in einen auffallend vertraulichen Verkehr mit Nazaria getreten war, die nun nach und nach immer weniger Rücksicht auf die Wünsche der Herrin nahm und fast ganz nach eigenem Gefallen lebte. Das Dienstpersonal der Familie bestand übrigens jetzt außer ihr nur noch aus Bento und Saturnino, welcher letztere Neger von jeher eigentlich allein zu Marcellos specieller Bedienung vorhanden gewesen war, wogegen Bento jetzt täglich von früh bis spät auf der Straße nach Erwerb gehen mußte, um den notwendigsten Lebensunterhalt für alle zu verdienen. Wovon hätte sonst die Frau mit den Kindern existieren

sollen? Und auch Saturnino und Nazaria hätten nicht zu leben vermocht, wenn nicht der gute Bento an jedem Morgen schon vor Tagesgrauen überall, wo es Arbeit gab, seine Dienste angeboten und bald als Lastträger, bald als Holzhauer oder als Zimmermann oder sonst in irgend einer Art Geld verdient hätte. Er that es überdies gern; ja, er that es mit Eifer. Wie glücklich machten ihn die Dankesworte der geliebten Herrin und ihr freudiges Erstaunen, so oft er ihr am Abend eine größere Summe ablieferte, als sie hatte erwarten können! Er strengte sich gern aufs äußerste an und verbrauchte für seinen Unterhalt nur das unumgänglich Notwendige, obgleich ihn Candida stets ermahnte, sich nicht zu sehr einzuschränken. Indes konnte ihm der Kummer, der die junge Frau mehr und mehr zu Boden drückte, natürlich am wenigsten verborgen bleiben, und die Folge war ein wachsender Unwille gegen den unwürdigen Gatten, der, wie er sich im stillen sagte, einen solchen Engel gar nicht wert war. Dies Gefühl steigerte sich nun noch bedeutend, als er das zunehmende Einverständnis des Herrn mit Nazaria bemerkte; und doch durfte er seinen Zorn gegen ihn nicht verraten, da er sich nur Strafe zugezogen hätte, die indirekt auf die gute Herrin zurückgefallen wäre. Aber — Nazaria! — sie war doch seine Frau, und wenn er auch bisher nie versucht hatte, Rechte über sie geltend zu machen, weil ihre Gleichgültigkeit ihn kalt ließ, so fühlte er doch jetzt solchen Ingrimm gegen sie, daß es ihm gewissermaßen eine Pflicht schien, sie mit seiner Rache zu bedrohen, wenn sie nicht wieder besser als in der letzten Zeit die notwendigen Arbeiten des Haushalts besorgen würde, wie es sich für sie schicke.

„Was soll das bedeuten?“ rief er, da er müde und hungrig nach Hause gekommen war und nun, während er im Winkel seine schwarzen Bohnen mit Mandiocca verzehrte, die Mulattin in ihrem besten Putz hin- und herstolzieren sah, augenscheinlich auf jemand wartend. „Wozu nur dieser Narrentand? Siehst du nicht, daß die Senhora Donna immer fleißig ist und alle Kleider und Wäsche für sich und den Herrn und die Kinder selbst näht? Schämst du dich nicht, so müßig zu gehen?“

„Ich bin nicht so närrisch wie du,“ lachte sie spöttisch. „Der Senhor Marcello verlangt nicht, daß ich über meine Kräfte arbeite, und er ist der Herr.“

„Aber — ich bin dein Ehemann, und da kann ich meiner Frau befehlen, sich anständig zu betragen.“

Sie lachte noch lauter. „Befiehl nur immer — das thut nichts! Du hast doch glücklicherweise keine Gewalt über mich!“

Er sprang auf und stürzte wütend auf sie zu: „Mach mich nicht toll, Weib,“ schrie er, „ich möchte endlich die Geduld verlieren, und du weißt nicht, wessen ich dann fähig wäre! Zieh den Plunder vom Leibe, der nicht für dich paßt, oder ich reiße ihn dir herunter! Du sollst keine Feste feiern, während deine gute Herrin im Jammer sitzt!“

„Was kann ich dafür, daß sie ihm nicht mehr gefällt?“ fing sie an; aber er packte sie an den Schultern und schüttelte sie, daß sie sich, erschreckt über seine tiefe Empörung, nicht mehr täuschen konnte; und da sie in sein tigerartig funkelndes Auge blickte, stieß sie einen heftigen Schrei aus und entwand sich.

In dem Augenblicke erschien Candida, mit einem Licht in der Hand, auf der Thürschwelle. Ihr rührender Anblick wurde durch die Blässe des plötzlichen Schreckens noch gehoben, als sie mit Vorwurf im Ton rief: „O, Bento, was muß ich sehen? Kannst auch du vergessen, was du mir schuldig bist? Willst auch du mir nicht mehr gehorchen?“

„Senhora Donna, verzeihen Sie! — ich konnte nicht anders!“ Er kniete mit gekreuzten Armen vor ihr hin. „Nein, nein, strafen Sie mich, ich habe es verdient; ich war außer mir, und ich sehe wohl, ich kann mich nicht immer beherrschen. Es könnte ein Unglück entstehen.“

„Nicht doch, Bento!" entgegnete sie sanft. „Du mußt nur stets bedenken, was du für mich wert bist; dann wirst du leicht vernünftig sein können."

Er küßte schluchzend den Saum ihres Kleides und fiel mit dem Gesicht zur Erde. Als sich dann die Thür hinter ihr geschlossen hatte, zog er sich in seinen Winkel zurück, streckte sich zum Schlafen auf die Strohmatte und nahm die wollene Decke über den Kopf, um nichts mehr zu hören oder zu sehen.

Es war spät geworden, und auch Candida hatte neben den Kindern ihr Lager gesucht. Sie wußte, daß Marcello es nicht mehr gern sah, wenn sie auf ihn wartete, und ihre verweinten Augen bedurften der Schonung. Wozu also die Flamme noch unterhalten? Die Arme schlief freilich noch lange nicht.

Erst nach Mitternacht trat der Gatte und Vater ins Haus; aber Nazaria ging ihm nicht wie sonst entgegen und war nicht zu seinem Empfang geschmückt. Heute saß sie in der Küche am Herde, ohne Zierat und fast ohne Kleidung. Sie schien seinen Schritt nicht zu hören, seine Nähe nicht zu bemerken, denn unbeweglich saß sie da, wie in Traurigkeit versunken und tief niedergedrückt. Vielleicht gefiel sie sich in einer neuen Rolle, die sie nur anziehender machen sollte und wirklich machte. Er war bereits auf der Höhe einer solchen Überreizung angekommen, daß ihn diese grobe Koketterie nicht störte, im Gegenteil seine tolle Leidenschaft nur stärker entflammt wurde. Ein feines weißes Hemd verhüllte die schön geformte Büste nur wenig, und eine herrliche, leuchtende Granatblüte hing lose in ihrem krausen dunklen Haar.

„Nazaria," rief er leise, „warum bist du nicht bereit?"

Er hatte sie in der letzten Zeit oft in später Nacht spazieren geführt, war dann mit ihr in eine Konditorei getreten und hatte ihr Eis, Kuchen und Limonade vorsetzen lassen.

„Willst du heute nicht gehen?"

Sie lehnte nur den Kopf zurück, indem ein Lächeln im halbgeöffneten Munde die Perlenzähne hervortreten ließ. Die Hände im Schoß gefaltet, antwortete sie aber nicht.

Er kam näher. „Wie schön du bist!" flüsterte er. „O, Nazaria!" Und seine Hand glitt über ihre nackte Schulter.

Da fuhr sie auf, wie von einer Schlange gebissen. „Was wollen Sie, Herr?"

Er lachte leise: „Dich, Nazaria!"

Sie sprang zurück: „Wie, Herr? Noch bin ich Bentos Frau!"

„Hat er ein Recht auf dich geltend machen wollen? Das sollte der Elende mir büßen!" sagte er ingrimmig.

„Warum bin ich ihm angetraut?" Sie warf verächtlich die Lippen auf.

„Du weißt, daß man mich nicht gefragt hat. Ich hätte es nicht gelitten."

„Doch, Herr, Sie hätten es. Sie verachteten mich damals."

„Mag sein; ich war ein dummes Kind und kannte dich nicht; aber heute" — er umfaßte die Widerstrebende und hauchte ihr ins Ohr: „heute liebe ich dich. Verstehst du, Mädchen, was das heißt? Nein, du weißt nicht, was ich deinetwegen zu thun im stande wäre. Du darfst dich mir nicht entziehen. Sieh, ich könnte dich zwingen ..."

Plötzlich stieß sie ihn von sich: „Nein, das könnten Sie nicht! Sie wissen, eher würde ich mich und Sie töten."

„Thorheit! — laß uns leben!" und er nahm ihre kleine zierliche Hand, streichelte sie leise, küßte sie zärtlich und sagte: „Wie soll ich dich überzeugen? Wirst du nie begreifen, wie ich gegen dich gesinnt bin?"

Sie lachte spöttisch: „O, ich weiß es nur zu gut."

„Wie meinst du ...?" Er suchte sie wieder zu umfassen, aber mit gekreuzten Armen wich sie zurück. „Rühren Sie mich nicht an!"

„Was soll ich denn thun? O, Nazaria!"

„Nichts! mich in Ruhe lassen! Ja, bin ich denn nicht Sklavin? und gar noch Sklavin Ihrer Frau? O, bitte! Beden-

ken Sie, was sollte aus mir werden, wenn sie mich strafen ließe ..."

„Das wagt sie nicht," entgegnete er eifrig. „Du weißt, daß sie es nicht wagen wird."

„Nichts weiß ich! Morgen ist es ein anderes als heute, und — es ist ihr Recht. Wie können Sie wissen, ob die Senhora nicht einmal ihr Recht geltend machen wird?" Sie setzte sich wieder in ihren Schmollwinkel, und er stand nachdenklich. Dann trat er ihr nochmals näher und sagte feierlich: „Ich verstehe — du willst frei sein! Ganz recht! Nun, ich werde dich frei machen, gewiß; so wahr ich ..."

Sie unterbrach ihn, indem sie ihre Hand schnell auf seinen Mund drückte: „Schwören Sie nicht, was Sie vielleicht nicht halten können! Sie sind zu arm!"

„Gleichviel, ich werde dir zeigen, daß ich durchzusetzen vermag, was ich will! Komm, umarme mich! Schon morgen sollst du frei sein. O, komm!"

„Nun, so lassen wir's bis morgen!" entgegnete sie; „die Liebe einer Sklavin hat keinen Wert!" Sie sah ihm mit neckischem Ausdruck, lachend, von unten auf in die Augen. „Gerade, damit meine Liebe etwas wert ist, will ich frei sein."

„Bei Gott, du hast recht, Mädchen!" Er nahm ihre beiden Hände und drückte sie an seine Brust. „Die wahre Liebe kann nur in der Freiheit gedeihen! Siehst du, ich liebe dich, weil du so richtig empfindest."

„Aber — die Senhora!"

„Jene Frau" — er deutete auf die Thür, die zu Candidas Zimmer führte — „ist sie doch in Wahrheit meine Sklavin, und sie soll mir dienen, dich frei zu machen."

„Wie das, Herr?"

„Laß nur! Glaube an mich und liebe mich!"

„Aber, Herr" — sie zeigte lachend ihre funkelnden Augen und weißen Zähne — „wenn nun unsere Liebe doch Sünde wäre?"

„Um so besser, Kind. Was heißt Sünde? Ich weiß nichts von Sünde. Ich weiß nur, daß ich dich liebe!"

„Aber — wenn ich Ihre Schwester wäre?"

„Ach, ich glaube, du bist es! Aber um so mehr liebe ich dich. Ehemals freilich war gerade das der Grund meiner Abneigung gegen dich, gewiß! Wie sollte es nicht? Jetzt aber weiß ich, daß im Altertum — vor langen Zeiten — viele Könige ihre Schwestern geheiratet haben, und niemand fand Böses darin. Dergleichen Furcht ist erst durch die Pfaffen in die Welt gekommen; aber nur dumme Menschen kehren sich daran."

Ein leises Geräusch hinter ihnen machte, daß er sich zurückwandte. Candida hatte die Thür geöffnet und stand auf der Schwelle. Marcello trat unwillkürlich zu ihr.

„Unser liebes Kind, unsere Libella ist sehr krank," sagte sie, „ich möchte zum Arzt schicken."

„Das thut mir leid," entgegnete der Gatte und Vater kühl, zog sich dann aber in sein Zimmer zurück. Bento dagegen war gleich bereit, die Botschaft zu übernehmen. Die Kleine fieberte stark, und die vom Arzte bald vorgeschriebene Behandlung nahm den übrigen Teil der Nacht in Anspruch, so daß die Mutter keine Ruhe mehr fand; und ohnehin fühlte sie ihr Geschick wie eine düstere Wolke über ihrem Haupte, die jeden Augenblick ein neues Verderben ausschütten zu wollen schien.

„O, mein geliebtes Kind," murmelte sie, „du bist in großer Gefahr, und mit meinem Herzblute möchte ich dich retten! Vielleicht aber — schrecklicher Gedanke! — vielleicht ist der Tod dir besser als das Leben. Was ist das Dasein einer verlassenen Frau? Und wie könnte ich dich vor einem solchen Lose schützen?"

Am anderen Tage erschien Marcello unerwartet im Krankenzimmer. „Ich höre mit Vergnügen," sagte er, „daß es der Kleinen besser geht; nun aber wünschte ich, daß nicht unnötig Aufhebens davon gemacht würde."

Candida sah ihn erstaunt an; er fuhr erregt fort: „Ja, ja, es ist so! Von jeher hast du mich der Kinder wegen vernachlässigt. Meine Wünsche waren dir immer gleichgültig. Du lebst nur für deine Kleinen. Natürlich, es ist ja eine dankbare Rolle, sich als aufopfernde Mutter aufzuspielen.“

Sie errötete und erblaßte abwechselnd. Was konnte sie erwidern? Mühsam brachte sie endlich hervor: „Was hast du nur? Willst du etwas von mir? Dann, bitte ich, laß die Vorreden ...“

„Gut! ich kann es kurz machen, wenn es dir wie gewöhnlich an Zeit fehlt, mich anzuhören. Hier, lies dies und habe die Güte, deinen Namen darunter zu setzen.“ Er reichte ihr das Papier.

„Da heißt,“ sagte sie, nachdem sie gelesen hatte, und ihre Stimme zitterte doch ein wenig, „ich soll die Nazaria freigeben, damit du — damit sie — wie drück ich's nur aus? — damit sie dir ebenbürtig werde?“

Er lachte kurz auf. „Wenn du es so zu nennen beliebst — mir schon recht! Ich denke, du warst immer für Abschaffung der Sklaverei. Oder —?“

Sie entgegnete nichts, da sie überzeugt war, daß im Grunde alles einerlei wäre. Schweigend nahm sie die Feder, unterschrieb und gab ihm Nazarias Freibrief zurück. Nun konnte er sich doch nicht enthalten, seiner Befriedigung Ausdruck zu geben, indem er ausrief: „Gut, gut! den Bento lasse ich dir, der ja Geld verdienen kann! Ich denke, damit wirst du zufrieden sein.“

Candida beugte sich über ihr krankes Kind und fühlte sich gewissermaßen erleichtert, als sie ihn die Thür hinter sich schließen hörte und nun wenigstens nicht gezwungen war, jeden Gedanken in ihrer wunden Brust zu verbergen.

Freilich, die Mulattin war ihr seit lange nur ein Ärgernis gewesen. Dennoch hatte sie nie daran gedacht, einmal ohne sie leben zu sollen, selbst da nicht, als sie Marcellos wachsende Leidenschaft bemerkte. Sind doch hier alle Frauen an den Verkehr ihrer Männer mit dunklen und hellen Sklavinnen so gewöhnt, daß eine Klage darüber geradezu für unerhört gelten würde! Nur daß ein Mann den bedeutenden Geldwert, den eine solche Person repräsentiert, vollkommen gering achten konnte, war neu, besonders in der bedrängten Lage, in der er sich samt seiner Familie befand; und diese ungeheure Rücksichtslosigkeit mußte von Candida als eine besonders schlimme Kränkung empfunden werden. Dennoch bereute sie nicht, auf Marcellos Zumutung eingegangen zu sein. Sie empfand immerhin eine Genugthuung in der Überzeugung, daß die beiden nun nicht mehr unter ihren Augen den unsauberen Roman weiter spielen würden. Überdies wollte sie lieber das Bewußtsein haben, daß Marcello ihr zu Dank verpflichtet sein müsse, als umgekehrt. Seit sie sich sagen mußte, daß er sie nicht mehr liebte oder nie geliebt hätte, würde ihr jedes Opfer seinerseits für sie als eine arge Demütigung erschienen sein.

Gleichwohl entbehrte sie nun Nazarias Arbeit, die freilich zuletzt sehr unbedeutend gewesen war, doch aber die notwendigsten Dienste geleistet hatte; und da Saturnino so gut wie gar nicht für sie vorhanden war, versteht es sich, daß sie, die jetzt nur auf Bentos Hilfe angewiesen, der den Tag fast ganz außer dem Hause zubrachte, den Haushalt beinahe allein besorgen mußte, welches eben wegen ihrer sehr geringen Mittel und besonders durch die Krankheit des Töchterchens, mit der es sich noch immer nicht zur Besserung wenden wollte, keine kleine Aufgabe war. Unter solchen Umständen mußte die arme Frau beinahe froh sein, daß Marcello sich kaum noch zu Hause sehen ließ und oft sogar ganze Nächte außerhalb zubrachte. So hatte sie wenigstens nicht noch für ihn zu sorgen, was ihr ohnehin oft unmöglich gewesen wäre, da es ihr natürlich ebenso an Zeit wie an Geld fehlte. Der gute Bento kam nicht mehr so früh auf die Straße als ehedem, da er sich durchaus für verpflichtet hielt, am Morgen das Feuer in der Küche zu entzün-

den, sowie der Frau die notwendigsten Lebensmittel einzukaufen, und sie in der That schon um der Kinder willen das Haus nicht verlassen konnte, überdies auch, der hiesigen Sitte gemäß, unmöglich selbst auf den Markt oder in die Läden hätte gehen können, ohne ein ungeheures Aufsehen zu erregen. Sie versuchte indessen, feine Näharbeiten zum Verkauf zu liefern, und Bento bemühte sich, Bestellungen zu suchen und die Ablieferungen zu besorgen, was ziemlich guten Erfolg hatte. Es war ein stilles, trübes Dasein, aber sie meinte nachher oft, es würde erträglich gewesen sein, wenn nicht noch Schlimmeres hinzugekommen wäre. Sie hatte ihre Ansprüche schon so herabzustimmen gelernt, daß sie glauben durfte, mit solcher Bescheidenheit ein Genüge finden zu können. Aber die kleine Libella stand nicht wieder auf von ihrem langen Krankenlager, so sehr auch die Mutterliebe das fliehende Leben festzuhalten strebte. Es kam ein Tag, an dem die kleine Leiche hinausgetragen wurde, und Candida wäre gern mit hinausgewandert, um sich neben dem geliebten Kinde ins Grab legen zu lassen. Sie fühlte sich unbeschreiblich elend; aber was hätte aus ihrem Knaben werden sollen, dessen Schicksal das denkbar elendeste werden mußte, wenn sie nicht länger über ihm wachte? Marcello nun — so wenig er sich um die Hingeschiedene gekümmert hatte — trug im Augenblick einen großen Schmerz zur Schau. Er weinte und schluchzte laut und rief alle Bekannte, die herbeigekommen waren, um ihr Beileid auszusprechen, zu Zeugen an, daß er sich nie über einen so schweren Verlust trösten könnte. Die arme Mutter erschien neben ihm fast kalt; das Leid, welches sie bedrückte, war in der That so ungeheuer groß, daß sie es wie eine Entweihung empfinden mußte, nur eine Schilderung davon zu versuchen. Das laute Jammern, worin sich Marcello gefiel, konnte ihr nur den Eindruck der Unwahrheit machen, die sie ebenso verachtete als mit Widerwillen dulden mußte. Um indessen nicht ungerecht zu sein, darf nicht verhehlt werden, daß er sich dieser heuchlerischen Aufgeregtheit keineswegs bewußt war; er fand sich nur zur Abwechselung einmal zum Darthun einer großen Traurigkeit berufen, und der Erfolg dieser Rolle ließ ihn eine Weile darin beharren.

Bald sollte die arme Candida erfahren, es sei kaum etwas so schlimm, daß es nicht noch schlimmer werden könnte. Schwer hatte sie sich ein wenig beruhigt und sich mit Arbeit und Sorge in ein Dasein ergeben, dem sie einzig im Hinblick auf ihren kleinen Affonso noch einigen Reiz abzugewinnen vermochte, als sie von neuem Unheil betroffen wurde. Senhor Antonio, ihr Vater, starb unerwartet, und Donna Margarida nahm für sich und ihren Sohn fast die ganze Hinterlassenschaft in Anspruch, da sie mit Hilfe ihres Rechtsanwalts beweisen konnte, daß Candida nicht allein ihr mütterliches Vermögen längst erhalten hatte, sondern daß auch bedeutende Summen für Schulden, die Marcello gemacht, verausgabt worden waren. Natürlich versuchte dieser trotzdem, sich als Schwiegersohn geltend zu machen; allein vergeblich, und es versteht sich, daß er darüber einen bitteren Ärger empfand, für den er sich an niemand rächen konnte als an seiner unglücklichen Frau. Übrigens litt er jetzt wirklich Not, wenigstens nach seiner eigenen Ansicht. Nachdem er die Mulattin als frei mit sich genommen, war es seine erste Sorge gewesen, ihr eine hübsche Wohnung einzurichten, und da er dann seine Freunde zur ihr einlud, die gut bewirtet werden mußten, kostete dieser neue Haushalt bald weit mehr, als ihm das Leben auf anständigem Fuße mit seiner wahren Familie je hätte kosten können. Aber er amüsierte sich, wie er behauptete, viel besser als je zu irgend einer Zeit. Verstand doch Nazaria die Wirtin zu machen, wie er nie früher sich hatte träumen lassen. Man spielte, tanzte, musizierte, sang und trank bei ihr in ungezwungenster Weise und doch mit einer gewissen Mäßigung, da sie eine Herrschaft zu üben

wußte, der sich alle beinahe mit Eifer zu unterwerfen strebten. Sie zeigte nie Mißmut oder Traurigkeit, strafte aber jedes Vergehen durch Nichtachtung und größere Freundlichkeit gegen andere. Marcello wußte, daß sie leicht sich jedem zu eigen geben würde, der ihr ein angenehmeres Dasein zu bieten haben mochte als er; aber obgleich er darüber oft im Innersten empört war und gern in Wutausbrüchen seinem Zorn Luft gemacht hätte, vermochte er sie doch um deswillen nur um so weniger aufzugeben. Die tollste Eifersucht machte ihn oft fast sinnlos, aber er hütete sich wohl, sie damit zu belästigen, weil er fürchten mußte, sie dann um so sicherer zu verlieren; und um so höher schätzte er jede Gunst, die sie ihm besonders zu teil werden ließ. Gerade daß sie ihm stets zu entschlüpfen drohte und daß er sie täglich von neuem erobern mußte, machte sie ihm so teuer. Hatte er dadurch doch immer Beschäftigung und Aufregung vollauf, so daß keine Langeweile aufkommen konnte!

Indessen hatten die Dinge seit Senhor Antonios Tode sich doch bedeutend verschlechtert. Marcellos Gläubiger fingen an einzusehen, daß sie nie mehr Zahlung zu erwarten hätten, und wurden ungemütlich. Bald wollte ihm niemand noch leihen oder borgen. Woher also jetzt Geld auftreiben? Und Nazaria verlangte das zum Leben Nötige mit Ungestüm, wenn nicht mehr. Umsonst grübelte er; kein anständiger Ausweg wollte ihm einfallen. Das einzige, was ihm blieb, war der Erwerb des guten Bento, wenn er sich entschloß, am Abend dies geringe Geld für sich zu nehmen; und wiewohl er anfangs noch vor einem so elenden Betragen zurückschauderte, überwand er doch solche Bedenken schnell genug, und sobald nur die erste Scheu abgestreift war, gewöhnte er sich, oft in der Nähe des kleinen Häuschens, welches Candida jetzt mit ihrem Knaben allein bewohnte, auf Bento zu warten, um ihm den Tagesgewinn abzufordern. Dieser, zuerst ganz überrascht durch solche in seinen Augen ganz unerhörte Zumutung, hatte zwar keinen Widerspruch gewagt und vielleicht auch geglaubt, daß der Herr wohl nur heute in besonderer Verlegenheit sein müsse und daß sich dergleichen nicht wiederholen würde. Er fand auch nicht den Mut, der armen Herrin die Wahrheit zu gestehen, und weil er mit leeren Händen vor ihr erscheinen mußte, klagte er sich an und bat um Verzeihung, daß er das Geld aus Unachtsamkeit verloren hätte. Sie machte ihm keinen Vorwurf, aber ihr trauriger Blick schnitt ihm in die Seele, und er war von da an auf seiner Hut, so daß es ihm mehrmals gelang, unangefochten das Haus zu erreichen. Überdies versteckte er jetzt täglich einige geringe Münze, um in eintretenden Notfällen der guten Senhora wenigstens mit diesen Sparpfennigen helfen zu können, was leider schon nach wenigen Tagen geschehen mußte, da Marcello ihm wiederum den Tageslohn entriß, indem er ihm abermals die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht machte.

Candida saß spät bei der Lampe und arbeitete, als Bento ihr die geringe Summe ablieferte, die er durch tägliches Zurücklegen seit neulich erübrigt hatte. Sie beklagte sich nicht, aber sie seufzte schwer und fand nicht die gewohnten Dankesworte. Das schmerzte ihn tief, und er fühlte sich wie von schwerer Schuld belastet. Kein Schlaf wollte in seine Augen kommen; die Qual, sich gegen niemand aussprechen zu können und nirgend eine Hoffnung zu sehen, wie er im stande sein sollte, der guten Herrin und ihrem Knaben noch weiterhin den notwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen, machte ihn fast sinnlos.

„O, o,“ stöhnte er, „und der böse Mann jubiliert mit der Nazaria, und ich kann nichts hindern, und doch ist sie meine Frau!“ In ohnmächtiger Verzweiflung wütete er gegen sich selbst, ohne Ruhe und Rast, indem er sich die bittersten Vorwürfe machte und sich der Feigheit beschuldigte, weil er duldete, daß Marcello die gute Herrin so elend machte.

„Was soll ich thun, o Gott? Ich möchte die Nazaria töten! Ja, das möchte ich! Wer weiß, was für Unheil sie sonst noch anrichtet!“

Die böse Ahnung des armen Negers war in der That nicht unbegründet. Das Rad des Verhängnisses rollte schneller und schneller dem Abgrunde zu, schon weil Marcello keinen Schritt mehr auf gutem Wege zu thun vermochte. Jedes Bewußtsein wahrer Ehrenhaftigkeit hatte ihn verlassen, und nichts schien ihn noch zu einer Anstrengung bewegen zu können als die Furcht, von Nazaria verraten zu werden. Die tollste Eifersucht schien das einzige Gefühl, dessen er noch fähig war. Und dennoch mußte er sich bezwingen; er wußte zu gut, daß jeder rauhe Ausbruch seiner inneren Unruhe sie nur um so eher von ihm zurückscheuchen würde. Sie forderte nicht allein eine stete Rücksichtnahme und Freundlichkeit, sondern auch Zerstreuung und Nahrung für ihre Eitelkeit. Womit hätte sie sich sonst beschäftigen sollen? Marcello selbst hatte sie von jeder Arbeit entwöhnt, und jetzt langweilte sie sich stets, wenn die Aufregungen der tollen Gesellschaft, mit der er ihre Wohnung bisher anzufüllen geliebt hatte, spärlicher wurden oder ganz ausblieben. Mit freien weißen Frauen konnte sie begreiflicherweise keinen Umgang suchen, und mit Sklavinnen wünschte sie jetzt keinen Verkehr zu haben. Folglich waren die jungen Wüstlinge von Marcellos Bekanntschaft ihr bereits unentbehrlich geworden.

„Ich habe deine Freunde zu heute nacht eingeladen,“ sagte Nazaria und zeigte sich in ihrem besten Putz, indes sie noch einige Anstalten zur Bewirtung der Gäste traf.

„Ich glaube nicht, daß sie kommen werden,“ entgegnete Marcello.

„Wenn du sie gerufen hättest, vielleicht nicht; aber da ich sie gebeten habe, ich, so erscheinen sie. Darauf verlaß dich! Der Senhor Duarte de Lima, der José Porfirio, der Rodrigo Gomez und der Martino Correa da Silva — diese kommen sicher, und so, denke ich, wird sich ein Spiel machen lassen.“

„Gewiß! — besonders mit dem Martino, der immer Geld hat.“

„Nun, wenn du die Bank hältst, wirst du ihm doch wohl ein gut Stück abgewinnen können?“

„Hoffentlich!“

„Du weißt, der Martino hat seine Augen auf mich geworfen, und folglich kann ich dir helfen; aber du mußt mich nicht, wie gewöhnlich, mit deiner dummen Eifersucht stören.“

„Ich kann es nicht ertragen, Nazaria, dich so kokettieren zu sehen!“

„Liebes Kind, dann ertrage es nicht, und du wirst den Schaden dir selbst zuzuschreiben haben. Meine Geduld kann auch ein Ende nehmen. Ich glaube ohnehin, daß es nicht schwer sein dürfte, einen Liebhaber zu finden, der gefälliger wäre als du.“

„Was meinst du, Nazaria? Ich verstehe nicht ...“

„Nein?“ rief sie heftig. „Du weißt vielleicht nicht einmal, was du mir schon so oft versprochen hast, und es kann doch nicht so schwer sein ...“

„O, Nazaria, wie du sprichst!“

„Nun, habe ich zuviel gesagt? Der Bento, der Sklave, der Neger erfrecht sich noch immer, mich bei Gelegenheit zu erinnern, daß er mit meinem Betragen unzufrieden ist — er! — begreifst du, wie mir das klingen muß? Und wir könnten ohnehin so bald aus aller Not sein, wenn du Vernunft annehmen wolltest!“

„Aber Candida bedarf seiner, und er war stets ihr specielles Eigentum! Man wird mir überall kein gutes Haar lassen, wenn ich ...“

„Freilich, du kümmerst dich so sehr um das Urteil anderer!“ höhnte sie; „und besonders, wenn es gilt, mir einen Wunsch zu erfüllen, hast du gleich tausend Bedenken.“

„Candida hat mein Kind zu ernähren.“

„Warum? Kannst du das nicht selbst thun? Gehört nicht überdies der Sohn dem Vater?“

„Der Knabe ist schwächlich; er würde die mütterliche Pflege nicht entbehren können.“

„Ah bah, er würde sich bei uns bald erholen! Verstehe ich denn nichts? Von seiner Mutter ist er nur zu sehr verzärtelt. Wenn du mich wirklich liebtest, wie du stets vorgiebst, hättest du dich nicht so lange besonnen. Was ist es denn so Großes? Wozu sind die Klöster da, als daß man Frauen, die man nicht ernähren kann, dort hineinschickt!“

„Ich kann ja nicht für Candida bezahlen.“

„Das thut nichts. Da muß sie arbeiten und die anderen, die reicher sind, bedienen, was ganz nützlich sein wird, denn der Hochmut wird ihr dann schon vergehen. Aber du bist gar kein rechter Mann, du kannst keinen Entschluß fassen, du hast keine Energie ...“

Die Ankunft der Gäste unterbrach diese unerquicklichen Erörterungen. Man lachte und scherzte, aß und trank, sang und tanzte und ging endlich zum Spiel über. Marcello hielt die Bank, und so gewann er anfangs, wie das gewöhnlich geschieht. Indessen sah er sich bald genötigt, dem Senhor Martino Revanche zu geben, das heißt ihm seinen Platz abzutreten, und nun verlor er. Da er dann immer mehr in Eifer geriet und immer unsinniger wagte, spielte er stets mehr mit Verlust, bis er sich schließlich vis-à-vis de rien befand und überdies noch bedeutende Schulden gemacht hatte. Ganz gebrochen sank er auf einen Stuhl, während allerlei kränkende Reden gegen ihn geschleudert wurden, mit denen besonders Nazaria sich, den anderen zu gefallen, hervorthat.

„Was wollt ihr nur von mir?“ rief er endlich. Ein Hohnlachen antwortete ihm.

„Du sollst dich wie ein anständiger Mensch, wie ein Ehrenmann betragen!“ sagte Duarte de Lima, und zu den übrigen gewendet, fügte er hinzu: „Er weiß nicht, was das bedeutet! Er hat keinen Begriff von Ehre, das seht ihr!“

„Nun, da will ich dir einen großmütigen Vorschlag machen,“ versetzte Martino. „Die kluge Nazaria weiß immer guten Rat. Höre also, ich will deinen Bento kaufen, denn ich brauche gerade so einen Kerl wie ihn. Ich schicke ihn auf die Zuckerplantage — es sind wohl zehn bis zwölf Tagereisen von hier —, und ich denke nicht, daß ich für die Rückreise zu sorgen haben werde, was der Donna Nazaria nur lieb sein kann; ich mache mir eine Ehre daraus, einer so schönen Dame gefällig zu sein. Laß ihn herkommen, damit wir ihn taxieren, und ich zahle dir seinen Wert sofort bar, damit du deine Spielschuld decken kannst.“

„Richtig! schlag ein!“ meinte Rodrigo. „Der Vorschlag ist gut, meiner Treu! Nun, eile dich ein wenig!“

„Jetzt in der Nacht? Was wird Donna Candida sagen?“ entgegnete Marcello ängstlich; aber José Porfirio schrie sofort: „Die nehm ich auf mich! Ich sah sie neulich, und ich muß gestehen, sie ist immer noch hübsch, und für solche herrliche Geschöpfe giebt es immer Platz in der Welt.“

„Aber der Knabe? Marcellos Kind?“ fing Rodrigo an. „Was macht man mit dem? Du, José, willst du den auch?“

„Nun, gehört der Sohn nicht dem Vater?“ unterbrach ihn Nazaria.

„Ganz recht, schöne Dame!“ sagte Martino spottend. „Ich hoffe auch, der zärtliche Vater wird seiner Pflicht immer eingedenk sein.“

„Was soll ich nur thun?“ stöhnte Marcello.

Nazaria lachte, und mehrere riefen durcheinander: „Er fragt noch! Nun, wenn du es nicht weißt, wollen wir für dich handeln — mit Ihrer Erlaubnis, schöne Dame! Der Fall ist sehr einfach.“

„Du, als Sub-Delegado, Duarte de Lima, gieb uns nur gleich Vollmacht, einige Permanentes (Polizeisoldaten) mitzunehmen. Der Saturnino kann uns führen, und dann wird bald das ganze Nest in unseren Händen sein.“

„Mein Gott, was soll das werden?“ klagte Marcello, aber die anderen lachten:

„Das wirst du bald sehen. Laß uns nur machen."

„Ich gehe selbst," meinte Duarte, und begleitet von Rodrigo und Saturnino, empfahl er sich den Zurückbleibenden.

Bald kamen die drei nebst einigen Permanentes bei Candidas Wohnung an. Der Knabe schlief, aber die weiße Frau und der schwarze Mann wachten noch, obgleich jedes für sich, durch das gleiche Leid zu Boden gedrückt.

Beide hörten draußen plötzlich Stimmen und Schritte. Dann klopfte man. Bento sprang auf und fragte: „Wer da?" Keine Antwort, aber die Thür wurde geöffnet. Vielleicht war sie, wie hier meistens geschieht, gar nicht geschlossen gewesen, oder Saturnino hatte einen Schlüssel gehabt.

„Melde uns der Senhora Donna Candida!" sagte Duarte de Lima; „wir kommen im Auftrage des Senhor Marcello."

„Muß es noch in dieser Nacht sein?" fragte der arme Neger kläglich.

„Gewiß! Du hörst es ja! Mache schnell! Wir haben keine Zeit!"

„Was wünschen Sie, meine Herren?" fragte Candida, die, durch das Geräusch erschreckt, herbeikam, um ihres Knaben Schlummer nicht stören zu lassen. Ihre rührende Schönheit blieb selbst auf diese Menschen nicht ganz ohne Eindruck.

Duarte trat vor, verbeugte sich und sagte: „Es thut uns sehr leid, Senhora Donna, Sie stören zu müssen, aber wir sind hier, um den kleinen Senhor Affonso zu seinem Vater zu bringen, der nach ihm verlangt."

Die junge Frau erbleichte, und unwillkürlich suchte sie mit ihrem Körper den Eingang zum Zimmer zu decken. Die Verzweiflung, die sich in ihren Zügen aussprach, war so ergreifend, daß die Herren doch zögerten, Gewalt gegen sie anzuwenden. „Ich verstehe nicht," sagte sie bebend, „ich kann wirklich nicht verstehen, wie man einer armen Frau, die bereits alles, alles verloren hat, noch ihr einziges Kind nehmen will!"

„Der Vater hat das Recht, seinen Sohn zu fordern," entgegnete Rodrigo. Sie wiederholte nur, als ob sie nichts gehört hätte: „Ich verstehe nicht; es kann nicht möglich sein! Gott kann es nicht erlauben!" und große Thränen fielen aus ihren vor Schrecken starren Augen auf die gerungenen Hände. So standen die sonst so leichtsinnigen jungen Leute noch unschlüssig. Sie fühlten sich erschüttert und waren beinahe geneigt, umzukehren. Endlich kam dem Senhor Rodrigo Gomez eine Idee, die eine Lösung des inneren Konflikts zu bieten schien.

„Senhora Donna," fing er an, „wir wollen Sie nicht von dem Knaben trennen. Sie können ihn begleiten, wenn Sie es wünschen."

„Begleiten?" staunte sie. „O, wohin?"

„Zu seinem Vater, zum Senhor Marcello!"

„Aber — ist nicht Nazaria bei ihm?" fragte sie, indem sie einen Schritt vortrat, und mit hellem Zorn fügte sie hinzu: „Dergleichen wagt man mir zuzumuten! Marcello muß doch wissen, daß seine Frau und sein Kind nicht neben Nazaria leben können!"

Inzwischen sah der Neger Saturnino, daß Candida, jetzt unwillkürlich vortretend, die Thür freigegeben hatte. Er schlich leise in der halben Dunkelheit an der Wand hin und gelangte in das Zimmer, wo er sich des Knaben zu bemächtigen gedachte. Er tappte umher, fand das ihm bekannte Bettchen noch warm, aber leer. Sofort stürzte er zurück und rief: „Bringt Licht hierher! Das Kind ist nicht hier; laßt uns sehen, ob es irgendwo versteckt ist!"

Alle eilten herzu und Candida vor allen. Man leuchtete umher, aber wirklich war keine Spur des Knaben zu entdecken. „Mein Affonso," rief die arme Mutter, „wo bist du?" und sank zu Boden. Während man sich um sie drängte und zugleich nach Bento rief, der Hilfe schaffen sollte, bemerkte Saturnino, daß eine Fensterthür nur angelehnt war, und Bento war nirgend zu sehen. Der Zusammenhang zeigte sich also klar genug. „Er ist durch die Küche hereingekommen," rief

Saturnino, „und hat sich mit dem Kinde durch den Garten geflüchtet! Wer hilft mir, ihm nachzusetzen? Wir holen ihn bald ein!"

Damit begann eine tolle Jagd, da Neger und Mulatten, die durch das nächtliche Schauspiel herbeigezogen waren, sich bereits als neugieriger Chor den Verfolgern angeschlossen hatten. Man verteilte sich und eilte nach verschiedenen Richtungen davon. Es war also kein Wunder, daß Bento, der freilich beabsichtigt hatte, den Knaben für seine Mutter zu retten und an einem sicheren Ort zu verstecken, jetzt bald umringt wurde. Die Last, die er zu tragen hatte, mußte ihn im Laufen sehr gehindert haben. Nun wollte man ihm das Kind entreißen, allein vergeblich, da Affonso sich mit aller Gewalt an ihn festklammerte und fortwährend rief: „O Bento, halte mich fest; ich will bei dir bleiben!"

Indem dieser nun bald sich verteidigte, bald noch zu entspringen versuchte, gab es einen Kampf, der, je länger er währte, um so weniger günstig für den Angegriffenen ausfallen mußte. Keuchend hielt er inne und sagte: „Laß mich das Kind tragen," er wollte hinzusetzen: „dann werde ich gehen, wohin ihr mich führt," aber schon war Saturnino mit einem Messer auf ihn zugestürzt und hatte nach ihm gestoßen, traf leider statt seiner, der sich eben gewendet hatte, den Knaben, und mit solcher Gewalt, daß der Stich ihm gerade durch die Brust fuhr. Das arme Kind stieß einen kläglichen Schrei aus, und Bento rief: „Was thust du, Unglücklicher? Warum mordest du deines Herrn Sohn?"

„Weh mir!" hörte man von Saturninos Stimme, und die allgemeine Verwirrung benutzend, machte er sich in der Dunkelheit davon. Niemand dachte daran, ihn zu verfolgen.

Bento hatte unter verzweifelndem Aufschluchzen das Kind auf seine Knie genommen und versuchte das heftig vorquellende Blut zu hemmen. Mit seinem alten Hemde, das er in Stücken von seinem Leibe riß, suchte er einen Verband herzustellen, aber die Unmöglichkeit, Hilfe zu schaffen, war so augenscheinlich, daß er nicht wagte, den armen Verwundeten viel zu bewegen, aus Furcht, seine Schmerzen noch zu vermehren.

Einer der Permanentes trat heran und sagte: „Hier können wir nicht länger bleiben. Ich denke, wir bringen den Knaben, wie bestimmt war, zum Hause des Vaters. Wollt Ihr ihn tragen?"

Bento zeigte sich bereit; mit thränenden Augen sagte er: „Gleichviel, wohin; hierhin oder dorthin, es ist einerlei."

Also setzte sich der traurige Zug in Bewegung.

Inzwischen hatten die in Candidas Wohnung zurückgebliebenen Senhores Duarte und Rodrigo nach einer Sänfte geschickt, um die Frau, nachdem sie einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen war, fortbringen zu können. Man fürchtete, daß sie sonst jammernd auf die Straße laufen und arges Aufsehen erregen würde. Deshalb redeten die Herren ihr zu, ruhig zu sein, indem sie versicherten: „Bald, Senhora, sollen Sie Ihren Sohn wiedersehen, wenn Sie uns folgen!" und so gelang es ihnen, den Transport zu bewirken, dem sie sich dann anschlossen.

In Nazarias Wohnung erwartete die dort versammelte Gesellschaft den Ausfall der Unternehmung in keineswegs heiterer Stimmung. Marcello saß noch in halber Betäubung da, und die übrigen waren so schlecht aufgeräumt, daß sogar Martino nicht mehr fähig war, sich durch Nazarias Neckereien belustigen zu lassen. Diese verstummte zuletzt beinahe ebenfalls, besonders da die Nacht schon dem Morgen entgegenging und jeder eine langweilige Abgespanntheit, die von leisem Frösteln begleitet war, zu empfinden begann. Dazu kam die Ungemütlichkeit herabgebrannter Lichter, beschmutzter Tischtücher, umgestürzter Weingläser, nebst Tellern mit Speiseresten, an denen nur eine Unzahl von Fliegen sich gütlich that, während durch die offenen Fenster allerlei Nachtgetier hereingekommen war und toll umherschwirrte.

„Weiß Gott, ich wollte, wir hätten den ganzen Spaß unterlassen," sagte Martino ärgerlich. „Es ist beinahe unerträglich, hier zu warten. Das muß ich gestehen! Weiß nicht, warum ich mir eine so einfältige Farce habe gefallen lassen."

„Ja," meinte José, „wir sollten freilich längst zu Hause und im Bett sein; aber wir können doch nicht unser gutes Geld ohne weiteres verloren geben!"

„Wo nur der Saturnino bleibt," sagte Nazaria, „er sollte uns einen starken Kaffee machen. Das würde uns gut thun."

Aber horch! Jetzt bewegte sich's im Flur. Man hörte Schritte. Nazaria sprang zur Thür, riß sie auf und herein trat Candida, schwankend, geisterbleich und so verstört, daß sie einer aus dem Grabe Erstandenen glich und alle, von Schrecken gepackt, stumm auf sie hinstarrten.

„Wo ist mein Kind, mein Affonso?!" fragte sie, und da sie Marcello bemerkte, stürzte sie zu ihm hin, schüttelte ihn an den Schultern und rief mit herzzerreißendem Jammer: „Hörst du nicht? Antworte mir: Wo ist mein Kind? Ich verzeihe dir alles, alles um Affonsos willen! aber, ich bitte dich, gieb ihn mir wieder!"

„Laß mich!" entgegnete er mürrisch. „Ich weiß nichts von ihm."

„Du nicht?! Wer denn, mein Gott?" Sie schaute ganz verwirrt um sich. Die Thür stand noch offen, und jetzt wälzte sich ein Knäuel von seltsam blickenden Gestalten herein. Was mochte das zu bedeuten haben? Brachte man den Knaben? Sie hatte nur diesen einen Gedanken. „Ist das nicht Bento? Aber was ist mit ihm?" Er hält das sterbende Kind in seinen Armen; sie bemerkt sein mit Blut beflecktes zerrissenes Hemd, sein schmerzlich verzogenes Antlitz und den bewegungslosen Körper, nach dem sie unwillkürlich die Arme ausstreckt. Auf einen Stuhl gesunken, empfängt sie den blutenden Liebling auf ihren Knien. Schon muß sie die wachsende Schwere des Todes fühlen, will aber noch nicht an ihr Unglück glauben.

„Hilfe, Hilfe!" rief sie plötzlich mit schrillen, schaurigen Tönen. „Hilft mir denn niemand?" Alles blieb stumm, und trotz der vielen Menschen, die das Zimmer füllten, hörte man nichts als die pfeifenden Atemzüge des Kleinen, der wohl die Nähe der geliebten Mutter kaum noch empfinden mochte. „O, wer rettet mein Kind?" wiederholte sie leiser, im höchsten Schmerz zusammenbrechend.

Der Arzt, den man schon vorhin gerufen hatte, trat eben herzu. Er nahm den Knaben vom Schoße der unglücklichen Frau, ließ eine Decke über den Tisch breiten, auf die er ihn legte, begann sofort eine genaue Untersuchung und sagte traurig: „Es ist vorbei! Das Leben ist entflohen!"

Candida beugte sich über die kleine Leiche, und ein starkes Zittern machte ihren Körper erbeben. Es schien einen Augenblick, als ob sie in heftigen Thränen Erleichterung finden würde; aber — nein! — die Erschütterungen der letzten Zeit waren zu heftig gewesen; eine allgemeine Zerrüttung des Nervensystems machte sich geltend. Plötzlich lachte sie gräßlich laut auf, drückte die Hand aufs Herz und schwieg wieder. Dann fing sie ganz leise an zu singen, ein Wiegenlied, wie sie es früher ihrem Knaben oft gesungen hatte; anfangs zuweilen unterbrochen von verhaltenem Schluchzen, dann von lautem, grellem Lachen. Sie blickte auf die Umstehenden und schrie: „Was starrt ihr mich alle so an? Ihr glaubt, mein Sohn sei tot? O, Thorheit, er schläft nur! Er darf nicht sterben ... Marcello, du hast ihn nicht gemordet ... also bin ich glücklich ..." und sie lachte wieder, aber so anhaltend schrecklich, Entsetzen erregend, daß alle schweigend, von einem so ergreifenden Schauspiel tief bewegt, dastanden, ohne eine Silbe vorbringen zu können.

Endlich sagte Nazaria laut, mit höhnischer Betonung: „Nun ist sie ganz verrückt."

„Aber du hast sie verrückt gemacht!" schrie Bento, und indem er blitzschnell ein

Messer ergriffen hatte, was eben zur Hand lag, stieß er es zugleich der Mulattin ins Herz.

Sie hatte noch die Kraft, es selbst herauszureißen, schleuderte es von sich, sank aber dann, mit Blut überströmt, zu Boden, weil niemand ihr beisprang, selbst Marcello nicht, der immer noch wie geistesabwesend dasaß.

„Ich habe genug," sagte sie, „und es ist vielleicht gut so für mich. Aber Fluch über euch, ihr feigen Seelen! Das ist eure Liebe! So laßt ihr mich sterben!"

Jetzt wollte man sie aufheben, aber sie wehrte alle von sich. „Laßt mich in Ruhe!" rief sie. „Ihr habt mir gezeigt, was ihr seid! Mein Trost ist, daß ich euch bald nicht mehr zu sehen brauche! Hinweg mit euch! Pfui, ich hasse euch alle!"

Candida war ohnmächtig geworden, und man hatte sie im Nebenzimmer aufs Bett gelegt. „Sie wird ihren Verstand schwerlich wiedererlangen," sagte der Arzt zu Senhor Duarte de Lima. „Ich werde suchen, sie in der Misericordia* unterzubringen, wo sie wenigstens gute Pflege finden wird."

„Da thut es nichts, daß ich gehängt werde," sagte Bento, den man schnell gefesselt hatte, um ihn ins Gefängnis zu führen.

Er hatte recht, der gute Bento. Was würde Candida empfunden haben, wenn sie gewußt hätte, daß sie ehedem mit ihrer Unterschrift auf Nazarias Freibrief das Todesurteil des armen Bento bestätigt hatte? Jetzt war ihr Geist umnachtet, und sie erfuhr nie, daß der Neger sterben mußte, weil er eine freie Person getötet hatte. Für den Mord einer Sklavin wäre Zwangsarbeit hinreichend gewesen. Gewiß war ihm aber der Tod lieber.

Marcello sank bald zum wirklichen Bettler herab, und so schlief er oft nachts, in seinen alten, schmutzigen Poncho gewickelt, auf den Stufen einer der vielen Kirchen, die in Rio stets vielen solchen verkommenen Subjekten zum Ruheplatz dienen. Vielleicht wußte er nach Jahren, wenn er kleine Münzen, Früchte und Gemüse in seinem schlechten Hut empfing, die ihm von Mitleidigen zugeworfen wurden, nicht mehr, daß er einst ein so verwöhnter Herr gewesen war. Die Erinnerung hätte ja seine größte Strafe sein müssen.

— — — — — — — — — — —

Das Rad der Zeit rollte weiter, und nur selten erinnert sich noch jemand dieses Trauerspiels, welches indessen, wenn freilich auch in etwas anderer Gestalt, noch oft wiederholt werden wird.

* Im Irrenhause.



Einfahrt zum Sydney-Hafen.

Sydney.

Eine australische Städte- und Sittenschilderung

von

Bruno Beheim-Schwarzbach.

How do you like our harbour? — Lieber Leser, bist du genügend anglisiert, um am Wetten Gefallen zu finden, so kannst du getrost zehn gegen eins bieten, daß die erste Frage, die dir bei deiner Ankunft in Sydney gestellt wird, den Hafen betrifft. Und die Frage wird in einem so zuversichtlichen Tone, mit einem so siegesgewissen Lächeln gestellt, daß eine andere als enthusiastische Beantwortung derselben ausgeschlossen scheint. Meist entspricht auch die Antwort der Erwartung des Fragenden. Denn warum soll man den Menschen nicht die Freude machen, an ihrer Heimat zu loben, was zu loben ist! Wenn man nach langer Seefahrt an einem sonnenklaren Morgen die „heads" passiert hat und nun langsam den breiten, sich polypenartig entfaltenden Hafen hinunterfährt, so geht einem das Herz auf ob des schönen Anblicks. Der Mund strömt über von Lobesworten, auch ohne besondere Anregung eines Lokalpatrioten. Es dauert gewöhnlich eine halbe Stunde, ehe die Entfernung von der Einfahrt bis zum Ankerplatz zurückgelegt ist, und man hat deshalb vollauf Zeit, die Ufer zu

mustern. Leichtwellige Hügel umrahmen das Wasser und sind mit zierlichen Villen und stattlichen Wohnpalästen bedeckt. Natürlich werden die Gebäude zahlreicher, je mehr man sich der Stadt nähert, bis sie schließlich in ein ununterbrochenes Meer von Häusern übergehen. Frische Vegetation lugt überall hervor. Die graugrünen Eukalyptusbäume, welche die entfernteren Hügel bedecken, wechseln mit dem helleren saftigen Grün der Privatgärten. Auf einigen hervorragenden Felsen sind kleine Forts bemerkbar, welche den von der Natur schon befestigten Hafen vollständig beherrschen. Unzählige Boote, Yachts und Dampfer durchkreuzen das ruhige Wasser selbst in der frühen Morgenstunde; je näher wir der Stadt kommen, um so lebhafter gestaltet sich das Hafenleben vor uns, bis wir, zwischen einem Wald von Masten

ginne meiner Skizze dem Sydney-Hafen der Tribut gegeben, der ihm gebührt. Ist es doch der größte und sicherste Hafen der Welt und seine Schönheit derart, daß nur der Hafen von Rio de Janeiro in einem Atem mit ihm zu nennen ist.

Der Dampfer legt am Circular-Quay an. Vom Schiffe, welches uns von einem fernen Erdteil hergetragen hat, treten wir unmittelbar ans Land. In wenigen Minuten erreichen wir den eigentlichen Mittelpunkt des Geschäftslebens der Stadt: das Postamt. Die Wahl des Hotels hat uns einige Schwierigkeiten gemacht, denn es giebt in Sydney viele first class-Hotels und dennoch kein Hotel ersten Ranges. Wir hätten uns die Diskussion in dieser Hinsicht ersparen können. Wie die Hotels heißen mögen, sie sind sämtlich überfüllt, und überall werden wir abgewiesen. End-



Landungsplatz am Circular-Quay.

und beinahe im Mittelpunkt der Stadt, die Fahrt beenden.

Von allen schriftstellernden Reisenden gepriesen und besungen, sei gleich im Be-

lich erhalten wir in einem Privat-Boardinghouse eine kleine, aber doch freundliche Wohnung.

Am ersten Tage wird der Ruhe gepflegt

und nur ein Nachmittagsspaziergang durch die Hauptstraße und durch die Arcades — Passagen — gemacht. Der Eindruck, den die Innenstadt bietet, ist derjenige, den Liverpool, Plymouth oder irgend eine englische Großstadt, mit Ausnahme Londons, verursachen dürfte; doch auch ein Anflug des großartigen Straßenlebens amerikanischer Riesenstädte ist vorhanden. In der Hauptgeschäftsader der Stadt, der George-Street, ist ein Treiben wie in den belebtesten Teilen Berlins. Doch man wird durch nichts an eine deutsche Stadt erinnert. Es fehlt die ruhige Beschaulichkeit im Genußleben, es fehlen Cafés nach deutschem Muster, Konditoreien, Biergärten. Vor allem auch fehlen soldatische Uniformen, welche den deutschen Städten das bekannte Kolorit geben.

Die Geschäftsstraßen sind ziemlich schmal, doch außerordentlich reinlich. Viele Neubauten und aufgerichtete Baugerüste zeugen von dem Werden der Stadt. Prachtgebäude, die einer jeden Großstadt Europas zur Ehre gereichen würden, stehen neben kleinen, unansehnlichen Häusern, wie solche vor einigen Jahrzehnten noch in Sydney aufgeführt wurden. Nur die Läden sind stets ausgebaut, und die großen Schaufenster bergen die modernen Erzeugnisse der Weltindustrie und der Weltkultur.

Es ist ein Oktobertag und fünf Uhr nachmittags. Die Luft ist schwül, trotzdem der Winter kaum vergangen ist; doch die Schwüle ist nicht drückend, sondern jene ruhige, trockene, warme Atmosphäre, welche die Nerven wohlthuend berührt. Das Straßenleben ist zu dieser Stunde besonders lebhaft. Glänzende Equipagen und andere Privatfuhrwerke, besonders viele „Hansoms“ und Omnibus, aber auch Frachtwagen schwersten Kalibers füllen die Straßen. Ein Strom von Fußgängern bedeckt die Trottoirs. Erst nach sechs Uhr, also nach Schluß der größeren Geschäfte und nachdem die Kaufleute ihre außerhalb des Geschäftscentrums liegenden Wohnungen aufgesucht haben, werden die Straßen ruhiger, um sich einige Stunden später abermals zu beleben. Jetzt aber ist das Publikum anderer Art und besteht hauptsächlich aus Flaneurs. Die zahlreichen Trinkhallen, die Publikhäuser, die Cigarren- und Fruchtläden sind bis elf Uhr geöffnet. An vielen Straßenecken und vor den Hotels spielen italienische Straßenmusikanten — zwei Geigen und eine Harfe — ihre bekannten Weisen.

Doch nach langer Seereise sehnt man sich nach dem Theatervergnügen und nach dem Anblick festlich gekleideter Menschen. In den sechs oder sieben Theatern Sydneys, von denen aber nur drei wirkliche Theatergebäude repräsentieren, werden Vorstellungen gegeben, sämtlich von Wandertruppen. Wir gehen in das größte der Gebäude — Theatre Royal —, in welchem Gilbert und Sullivans frische Operette „The Mikado“ aufgeführt wird.

Nach einem in Australien nur schwer zu vermeidenden Austernessen schließt der erste Tag, den wir auf dem fünften Weltteile verleben.

Die nächsten Tage werden zu Ausflügen benutzt, vor allem zu der herrlichen Wagenfahrt nach den South-Heads, der Spitze der Hafeneinfahrt, deren mächtiger Leuchtturm sein elektrisches Licht in einem Umkreise von dreißig englischen Meilen verbreitet. Wir fahren den Windungen des Hafens auf der Südseite nach, bald dicht am Wasser, bald auf Bergeswegen, immer aber eine entzückende Aussicht neben uns. Erst das Meer, welches wir von einem dreihundert Fuß hohen Felsen dicht vor uns sehen, gebietet der Fahrt Halt. — Weitere beliebte Ausflüge sind nach den Seeorten Manley-Beach und Coogee-Bay, ersteres in einer halben Stunde mit dem Dampfboote, letzteres in vierzig Minuten mit dem Dampftramway zu erreichen. Die Dampftramway gehen in regelmäßigen Intervallen und für ein Billiges nach den meisten Vorstädten Sydneys: nach dem fashionablen Woolahra, nach Bondi und Waverley, nach Randwick und Botany-Bay, jener Bai, in welcher im Jahre 1788 die ersten von England

exportierten Sträflinge landeten. Aber auch nach den Arbeitervierteln, nach Redfern und Newtown, gehen die Trams. Ferryboote durchkreuzen beständig den Teil des Hafens, welcher Sydney von den Vorstädten Balmain und Northshore trennt. Lange Bahnzüge verlassen in kurzen Zwischenräumen die Hauptstation und vermitteln den Verkehr zwischen den vielen an der Bahn liegenden Ortschaften, die zu Sydney gehören. (Zweimal täglich gehen auch Züge nach den blauen Bergen, nach Melbourne und 400 Meilen weit in das Binnenland der Kolonie. Bald wird der Bahnstrang nach Brisbane hergestellt sein, und dann kann man von der Hauptstadt Südaustraliens nach der Hauptstadt von Queensland per Bahn gelangen, eine Entfernung von beiläufig 1700 englischen Meilen.)

Einen Tag reserviert der Reisende zu einer Fahrt den Parramattafluß hinauf, nach dem von Orangenhainen dicht umgebenen Städtchen gleichen Namens; hier wohnten die ersten Gouverneure der Kolonie. Dann, nach einigen Tagen, kommen größere Touren: nach Katoomba und Mount Victoria, der am höchsten gelegenen Ortschaft in den blauen Bergen (3500 Fuß über der Meeresfläche). Ist Zeit und Wissensdrang vorhanden, so besucht man auch die an Großartigkeit einzig in der Welt dastehenden Fishriver-Grotten (in neuerer Zeit Jenolan caves genannt), deren Ausdehnung man meilenweit verfolgt hat, ohne bislang ihr Ende zu finden. Auch eine Fahrt auf dem Hawkesburyfluß gehört zu den Verpflichtungen eines gewissenhaften Touristen. Die Uferschönheit dieses Flusses ist mit derjenigen des Rheines oft verglichen worden, ob mit Recht, mag jeder Besucher sich selbst beantworten.

Und zwischen all diesen Ausflügen und Partien sucht man Zeit zu gewinnen, um immer wieder und stets mit offenen Augen und offenem Herzen in dem unvergleichlich schönen botanischen Garten zu promenieren. Trotz des Hafens bildet der Garten den Hauptstolz eines jeden braven Sydneyers, das reichste Schmuckkästchen der Stadt. . .

So ungefähr verlebt der Welttourist die ersten Tage in Sydney. Aber auch ich, der ich zu wiederholten Malen in den Hafen Sydneys eingelaufen bin und Jahr und Tag in der Stadt selbst gelebt habe, auch ich gebe in den ersten Tagen meines jedesmaligen Aufenthaltes dem Drange des Herzens nach und besuche — ehe ich mich zur Routine des täglichen Einerlei wende — alle die genannten Plätze, an welche sich bei mir so viele liebe Erinnerungen knüpfen.

Sydney, mehr wie irgend eine andere Stadt Australiens, ähnelt Altengland. Nicht nur in den Anlagen und der Bauart der Straßen, sondern auch im Wesen der Einwohner spiegelt sich das Wesen der Einwohner englischer Großstädte. Im Vergleiche zu seiner großen Rivalin Melbourne ist Sydney konservativ, nicht sowohl im politischen Sinne, sondern im Sinne der Tradition der Sitten des Mutterlandes. Melbourne ähnelt mehr einer amerikanischen Großstadt, in der sich Neuerungen auf Neuerungen häufen und deren mächtiges Wachsen einige Glieder seines Ganzen benachteiligt hat. Es sieht auf Sydney herab, wie blasierte Großstädter auf die Bewohner kleiner Landstädte herabzusehen pflegen. Man könnte es ein Klein-Paris nennen, wenn es weniger englisch wäre, während Sydney, bei ungefähr gleicher Einwohnerzahl, als eine große Vorstadt Londons bezeichnet werden kann. Giebt es in Melbourne unzweifelhaft auch reichere Leute wie in Sydney, so scheint doch in der letzteren Stadt der Reichtum gleichmäßiger verteilt zu sein. Inwieweit die Schutzzollpolitik Victorias und der Freihandel von Neu-Süd-Wales das materielle Gedeihen der Bevölkerung beeinflußt haben, bleibe dahingestellt; da auch in Neu-Süd-Wales die Principien des Freihandels nach und nach fallen gelassen zu werden scheinen, so wird sich diese Frage in der Zukunft von selbst beantworten. Vielleicht, daß die in neuerer Zeit so vielfach angeregte Föderation der

Kolonien die beiden größten Städte Australiens zu gleichwerten und sich liebenden Geschwistern machen wird. Heute ist noch die Eifersucht zwischen ihnen sprichwörtlich. Der Lokalpatriotismus läßt nichts zu wünschen übrig und sprüht oft in hellen Flammen.

Im Jahre 1888 feiert Sydney und mit ihm Neu-Süd-Wales das Fest des hundertjährigen Bestehens. Am 26. Januar 1788 gründete Kapitän Phillip, nachdem er sechs Tage vorher in Botany-Bay gelandet war, dort aber keine günstige Bedingung für die Gründung einer Verbrecherstation gefunden hatte, am Fuße von Port Jackson die erste Ansiedelung. Der Hafen selbst erhielt seinen Namen nach dem damaligen englischen Chef der Admiralität Sir George Jackson.

Diese ersten unter Aufsicht des Kapitäns Stadt und die Kolonie zu ihrer jetzigen Größe emporgeschwungen. Heute hat Neu-Süd-Wales in runder Summe eine Million Bewohner, von welchen circa 300000 in und um Sydney wohnen.

Der Hauptaufschwung der Stadt fällt in den Zeitraum der letzten zwei Decennien und datiert insbesondere auch von der im Jahre 1879 in Sydney stattgefundenen Weltausstellung. Obgleich diese ein Defizit von einer halben Million Pfund Sterling in ihrem Gefolge hatte und obgleich durch eine Feuersbrunst, welche im Jahre 1882 das Hauptgebäude der Ausstellung und mit ihm eine große Anzahl wertvoller Dokumente zerstörte, der Regierung ein weiterer Verlust von mindestens einer halben Million verursacht wurde, so hat dennoch die Saat, die durch jene Riesenannonce ausgestreut wor-



Die George-Straße.

Phillip nach Australien geschickten Verbrecher legten den Grundstein, auf welchem sich im Laufe eines Säkulums die den, unerwartet reiche Früchte getragen. Die Bauplätze in der Stadt und andere feste Besitztümer haben sich in acht Jah-

ren in ihrem Werte nahezu verdoppelt; die Zahl der Einwanderer hat sich rasch vermehrt und Handel und Gewerbe zur hohen Blüte entwickelt. Daß gelegentlich, wie gerade jetzt, ein Stillstand, selbst ein Rückgang der fetten Zeiten erfolgt oder doch zu erfolgen scheint, ist in einem jungen Lande, dessen Verhältnisse sich stetem Wechsel unterziehen, unvermeidlich. Thatsächlich ist der Stadt und der ganzen Kolonie eine großartige Zukunft gesichert, und heute schon bietet Sydney die meisten Annehmlichkeiten, und nur wenige der Unannehmlichkeiten, welche der Häuserocean London in sich vereinigt. Es ist teils Gartenstadt, teils Landstadt, teils Seestadt, und die in wenigen Stunden zu erreichenden blauen Berge geben ihm auch den Charakter der Berge. Es ist großstädtisch genug, um die Unzulässigkeiten einer kleinen Stadt, und doch wieder kleinstädtisch genug, um diejenigen einer Riesenstadt zu vermeiden. Es vereinigen sich für das Gedeihen der Stadt viele natürliche Bedingungen, um die durch Menschenhand geschaffenen zu unterstützen. Die letzteren sind nicht minder augenfällig wie die ersteren. Eine Frische,



Die Bridge-Straße.

Thatkraft und Schaffensfreudigkeit macht sich in allen australischen Großstädten bemerkbar, die stark kontrastiert mit dem in festen Bahnen sich bewegenden, durch Erfahrung geordneten, aber gerade deshalb oft langsamen Wirken in Europa. Wie dort, so finden sich auch hier alle gemeinnützigen Anstalten, alle zum individuellen und zum Wohl des Allgemeinen erprobten Einrichtungen der civilisierten Welt; Wasserwerke, Docks, Hospitäler, Irren-, Blinden-, Taubstummenanstalten, großartige Schulen, vorzüglich redigierte Zeitungen, öffentliche Bibliotheken und Museen und vieles andere findet man, wenn auch in kleinerem Maßstabe, so doch in demselben Geiste, in Sydney, in Melbourne, in Adelaide wie in London.

In seiner Eigenschaft als Hauptstadt der Kolonie weist Sydney eine Anzahl monumentaler Bauten auf, die jeder Stadt Europas zur Zierde gereichen wür-

den. Da ist zuerst das soeben vollendete Postamt zu nennen, dessen prachtvolle im korinthischen Stile gehaltene Bauart infolge der ungünstigen, von Häusern eingeengten Lage leider nicht zur vollen Geltung kommt. Dagegen hat die imposante Stadthalle (townhall) einen um so günstigeren Platz. Man ist zur Zeit damit beschäftigt, ihr durch einen Anbau einen der größten Säle und diesem später die größte Orgel der Welt zu geben; bei monumentalen Bauunternehmen spricht man ja den Superlativ so leicht aus. Die Regierungsgebäude sind ebenfalls imponierende Bauten. Das Parlamentshaus dagegen ist klein, alt und häßlich, aber vollkommen angemessen dem parlamentarischen Treiben innerhalb seiner Mauern. Die Gesetzmacher haben sich in dem letzten Jahre oft wie schlecht erzogene Schulknaben benommen, sich wie solche gezankt und gelegentlich auch geprügelt — thatsächlich geprügelt. — Der Wohnsitz des Gouverneurs (schon im Jahre 1837 erbaut) ist trotz seiner freundlichen Gartenlage und trotz seiner entzückenden Aussicht auf den Hafen ungenügend und unwürdig für den großen Hausstand und Aufwand, den der Repräsentant der Königin zu führen hat. (Möge es hier in Parenthese gleich gesagt sein, daß der jetzige Gouverneur Lord Carrington und Lady Carrington sich gleich bei ihrer Ankunft die Herzen aller im Sturm erobert und bis heute zu behaupten gewußt haben.) Das Museum, mit griechischer Fassade, gereicht der jungen Kolonie zur vollen Ehre, ebenso die Münze, die Börse und die vielen Schulgebäude. Die Universität, im gotischen Stile errichtet, sei besonders erwähnt; es wird behauptet, daß sie die reichste Universität der Welt sei, reich durch Legate australischer Mäcene. Doch die Zahl der Studenten ist noch gering. — Die vielen Bankgebäude sind sämtlich stattliche, vertrauenerweckende(!) Stätten der betreffenden Konsortien. Das Gebäude der Australian Joint Stock Bank, von einem deutschen Architekten im Genre der modernen Renaissance errichtet, macht einen äußerst eleganten, stilvollen Eindruck. — Daß auch viele und ansehnliche Kirchen vorhanden sind, ist in einer englischen Stadt, in welcher ja stets das puritanische Element stark vertreten ist, selbstverständlich. — Direkt unschön ist der große Steinkasten, in welchem sich die Bildergalerie verbirgt. Die Klubbauten dagegen gehören zum Teil zu den hervorragenden architektonischen Leistungen. Ich zweifle, ob außerhalb Europas ein prachtvolleres Klubhaus existiert wie das des Union-Klubs in Sydney. Selbst das bessere Deutschtum hat in einem besonderen Hause eine Heimat gefunden, und allabendlich versammelt sich dort eine Anzahl Landsmänner, um nach vaterländischer Art Gemütlichkeit und Frohsinn zu suchen.

Es leben in der Stadt ungefähr tausend in Deutschland geborene Menschen; die von deutscher Abkunft dürften diese Zahl vervierfachen. Außer dem deutschen Klub (cirka hundertachtzig Mitglieder), der sich hauptsächlich aus dem Kaufmannsstande zusammensetzt, besteht ein Verein „Konkordia“ (cirka hundertfünfzig Mitglieder), welcher die hervorragenden deutschen Gewerbetreibenden vereinigt. Ein deutscher Krankenverein und die „Kaiser Wilhelm-Spende“ verfolgen wohlthätige Zwecke. Im eigenen Hause wird allsonntäglich ein deutscher Gottesdienst abgehalten. Auch die Errichtung einer deutschen Schule wurde angestrebt, doch scheint die Realisierung dieser Idee eine verfrühte zu sein. Selbst über die Gründung einer in unserer Muttersprache erscheinenden Wochenschrift sind Meinungen ausgetauscht worden. Eine derartige Zeitung dürfte sich lebensfähiger zeigen wie eine deutsche Schule, welche sich, um nutzbringend wirken zu können, doch den englischen Schulen ebenbürtig zur Seite stellen müßte. Dazu aber fehlt vor allen Dingen Kapital. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß in den englischen Schulen der Unterricht in der deutschen Sprache obligatorisch gemacht werden wird.

In allen, selbst den hervorragendsten Kreisen der Gesellschaft ist das Deutsch-

tum vertreten; leider auch besonders zahlreich in denjenigen Kreisen, die nach dem täglichen Brote suchen. Die direkte Verbindung, die der Norddeutsche Lloyd seit kurzem zwischen Australien und Deutschland vermittelt, dürfte diese Kreise noch erweitern und die Kräfte unserer Wohlthätigkeitsgesellschaften auf das äußerste anspannen. Man glaube nur nicht in Deutschland, daß die Arbeit hier leicht und der Verdienst stets groß ist. Wird es, wie gesagt, doch vielen schwer, irgend eine Arbeit, irgend einen Erwerb zu finden. Die Zahl der arbeitslosen Proletarier zählt gegenwärtig nach vielen Hunderten. Doch auch die anderen Stände sind meist überreich versorgt, Lehrer und Gouvernanten und Musiker in Fülle vorhanden; in noch größerer Anzahl Clerks, alias Commis. Advokaten rekrutieren sich ausschließlich aus dem Engländertum. Ärzte (und zwar in allen Specialitäten) wohnen Haus an Haus, ganze Straßen entlang. Gewerbe und Handel sind gezwungen, infolge der großen Konkurrenz ihre Preise zu ermäßigen, und die Zeiten des großen und schnellen Gewinnens sind deshalb vorüber. Wenn deutsche Arbeitsuchende nach Australien kommen, so sollten sie stets soviel Geld in der Tasche mitbringen, um wenigstens ein Jahr hindurch ohne Verdienst leben oder eventuell nach der Heimat zurückkehren zu können.

Doch wenn auch in Sydney für manche der Kampf ums Dasein recht ernst ist, das Leben hat trotz alledem eine heitere Färbung. In einem Lande, über welchem sich oft mehrere Monate hindurch ein durch keine Wolke getrübter Himmel wölbt, welches sich rühmt, das „schönste“ Winterklima der Erde sein zu nennen — ein Winter, in welchem das Thermometer nicht tiefer sinkt wie in deutschen Oktobertagen — in einem solchen Lande muß sich das Leben in freier Luft und im Sonnenlicht, also ohne jene in kalten Zonen Lungen und Nerven bedrückende Zimmeratmosphäre, heiter gestalten. Selbst der Aufenthalt in den australischen Wohnhäusern ist kein beengender. Leichte Bauart, große Veranda, außerdem in einem Garten gelegen oder in der Nähe eines solchen — dies charakterisiert die meisten Privathäuser in den Kolonien. Im allgemeinen verlebt man die Tage, Winter wie Sommer, außerhalb umschlossener Räume und giebt den geistigen Spinngeweben keine Gelegenheit, sich im Gehirne festzusetzen. Spiele im Freien sind bei alt und jung gleich beliebt. Da Sydney im Reiche des rule Britannia liegt, so ist es beinahe selbstverständlich, daß Cricketspiel, Boot- und Pferde-Races die Menschen mehr interessieren und aufregen wie irgend eine epochemachende wissenschaftliche Entdeckung oder selbst wie die Kriegswolken, die ab und zu am europäischen Horizonte aufsteigen. Die Kabelgramme über das letzte Wettrudern in London füllten mehrere Spalten der hiesigen Zeitungen, während die Nachricht über die Entthronung Alexanders von Bulgarien kaum ein bis zwei Zoll Raum einnahm. Die Pferdewettrennen auf der wenige Meilen außerhalb der Stadt gelegenen Rennbahn werden oftmals von 20000 Menschen besucht, und das große jährliche Rennen in der Nachbarkolonie — the Melbourne cup — versammelt weit über 100000 Menschen und hält die Wettlustigen (und welcher Engländer wettet nicht!) tagelang in atemloser Spannung. Merkwürdig ist dagegen der Umstand, daß, im Verhältnis zu anderen Städten englischer Kolonien, Damen in Sydney nur selten zu Pferde reiten. Selbst das Beispiel von Lady Carrington, welche eine vorzügliche Reiterin ist und sich oftmals als solche zeigt, hat nur wenig Nachahmung gefunden. Desto mehr Lust und Zeit wird dem Wassersport zugewendet.

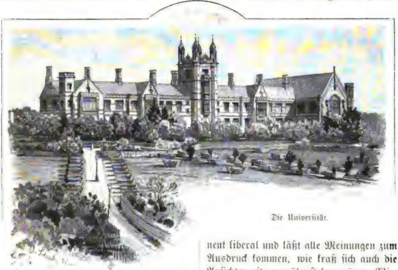
Sydneys Lage an dem pittoresken, großen, geschützten Hafen eignet sich vorzüglich zu solchem Sport. Es ist ein Augenlabsal, an besonders geeigneten Tagen das Leben auf dem Wasser zu beobachten. Man mache nur eines Sonnabend-Nachmittags einen Spaziergang nach Lady Macquarie chair — jener Perle aller Aussichtspunkte —, und man wird



Das Stadthaus.

den Anblick nie vergessen. Vier oder fünf Kriegsschiffe, unter welchen oftmals auch ein deutsches ist, liegen nicht weit vom Ufer, unbeweglich, wie „angenagelt“. Jenseits dieser, in der Mitte des Hafens, durcheilen die großen Ferrydampfboote und kleinere Passageboote das Wasser, den Verkehr mit einigen Vorstädten vermittelnd, während sich zwischen diesen und den Kriegsschiffen eine Unmenge kleiner Ruderboote und viele stattliche Segel-Yachts in die Kreuz und Quere bewegen, ihre Kurse immer wechselnd und somit die Gestalt des Hafenlebens stets ändernd. Die Boote sind meist unbehaglich gefüllt (Unglücksfälle auf dem Wasser gehören deshalb nicht zu den seltenen Vorkommnissen), aber ihre Insassen — Männer, Frauen und Kinder — sind wohlgemut, singen und lachen und freuen sich der sonnigen Frische und der schaukelnden Fahrt. In der Ferne, auf einem Hügel am jenseitigen Ufer, weht die Flagge vom Hause des englischen Admirals, und die freundlichen Häuser von Balmain und St. Leonard blicken grüßend herüber. .. Und der Beschauer dieses Bildes braucht nur rückwärts zu blicken, um die Wasserscenerie durch die üppigste Gartenscenerie ersetzt, um alle Vegetationspracht, die das halbtropische Klima erzeugt, in kraft- und saftstrotzender Fülle vor sich zu sehen. Der botanische Garten wird hier von dem Hafen begrenzt. Es ist wie ein Blick ins Märchenland. — Auch der botanische Garten ist am Sonnabend-Nachmittag stark besucht. Familien lagern unter Schatten weit umher spendenden Bäumen und verzehren, nach Picknickart, die mitgebrachten Vorräte. Kein Aufseher, keine Aufschrift verbietet das Betreten des Rasens, denn die Natur läßt denselben so üppig gedeihen, daß er unverwüstlich scheint. Ausgenommen des Sonnabend-Nachmittags und die Feiertage wird der Garten nur wenig besucht. Wie es so oft geht, so auch hier: man rühmt sich wohl des Besitzes, aber

man genießt ihn nicht. Die Hautevolée Sydneys besucht ihn so gut wie gar nicht. Warum? Doch sicher deshalb nicht, weil man hier wohl seelische, aber keinerlei leibliche Stärkung findet? Getränke oder Erfrischungen irgend welcher Art sind eben nicht zu erhalten; auch das Rauchen ist verboten. In welch ein irdisches Paradies vielseitigen Genusses würde dieser Garten verwandelt werden, läge er in einem deutschen Lande!



Die Universität.

Außer dem botanischen Garten (achtunddreißig Acker) kann sich Sydney noch vieler anderer parkähnlicher Anlagen rühmen. „The domain" schließt sich südlich unmittelbar dem Garten an und ist ein nahezu freier, mit Rasen bedeckter Platz von hundertachtunddreißig Ackern. Hier exerzieren wöchentlich einmal die „Naval Brigade", die „Volunteers" oder andere Küstenverteidiger; hier wird jeden Sonnabend Cricket gespielt und werden jeden Sonntag-Nachmittag vor mehr oder minder großen Volkshaufen Reden verschiedensten Genres gehalten: politische und nationalökonomische Auseinandersetzungen, Philippikas gegen die Regierung im allgemeinen und gegen den Premier im besonderen, fanatisch-religiöse und Temperenzpredigten, aber auch Freidenkerreden und andere Diskussionen der verschiedensten Art. Der Engländer ist eminent liberal und läßt alle Meinungen zum Ausdruck kommen, wie kraß sich auch die Ansichten oft gegenüberstehen mögen. Wieder südlich von der „Domain" liegt der vierzig Acker umfassende Hyde-Park, wohlgepflegt und schattig, eine der Hauptlungen der Stadt. Moore-Park, im südöstlichen Stadtteile gelegen, hat eine Ausdehnung von sechshundert Ackern. In ihm befindet sich der an sich unbedeutende zoologische Garten, in ihm liegen ferner die Plätze für die Ackerbau- und Viehzuchtausstellungen und für athletische Sports, Fußball, Cricket und dergleichen. An diesen Riesenpark, dessen größter Teil noch öde und ungepflegt ist, grenzt Randwick, ein zweihundertzwei Acker umfassender Platz, auf welchem sich die Bahn und die Gebäude für die Pferderennen befinden.

Man ersieht aus dem Gesagten, daß die Bewohner der Stadt wahrlich keine Ursache haben, sich über Wohnbeengung und Luftverderbnis zu beklagen.

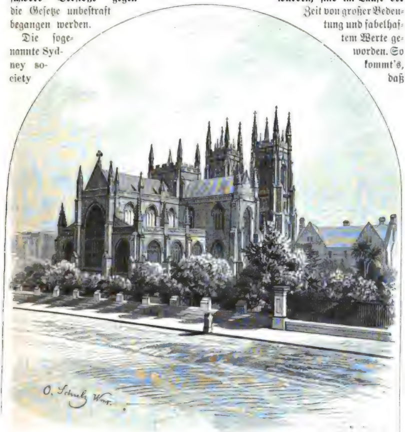
Das stete Leben in freier Luft in einem milden Klima (Sydney liegt im 33. Grad südl. Br.), die vielen Spiele, welche die Muskeln des Körpers in steter Übung halten, dies beeinflußt unzweifelhaft auf

das günstigste die physische Entwickelung des Volkes. In einem in der Märzsitzung 1884 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gehaltenen Vortrage über „Entwickelung australischer Zustände" erwähnte ich ausführlich, daß und wie sich hier im Laufe der Zeit ein besonderer Volkstypus gestalte. Schon in der zweiten Generation sind die in Australien geborenen Menschen von zierlicherer Bauart wie ihre Vorfahren. Auch die Hautfarbe wird dunkler, und sicher würde nach und nach das warme Klima die Menschen schlaffer und energieloser machen als in kälteren Zonen, falls die erwähnte körperliche Rührigkeit der Macht der Sonne kein wohlthätiges Gleichgewicht bieten würde. Auch die in annähernd subtropischen Ländern wohnenden alten Griechen und Römer waren von hervorragender Muskelkraft, und es ist anzunehmen, daß das Aufgeben der athletischen Spiele und der Waffenübungen viel mit dazu beitrug, die Völker zu degenerieren. Trotz der oftmals drückend heißen Hochsommermonate Dezember, Januar und Februar sind die Menschen in Australien so thatkräftig wie die Menschen in England, soweit eben die Thatkraft körperliche Leistungen betrifft. Hat doch der Australier William Beach, ein Kind Sydneys, sich erst kürzlich wieder als champion sculler of the world bewährt. Geistig aber leisten, meiner Ansicht nach, die in Australien Geborenen durchschnittlich weniger Hervorragendes wie die Menschen, deren Wiege in kälteren Ländern gestanden hat. Doch ist es möglich, daß hierbei nicht sowohl das Klima als solches, sondern die Verlockungen anzuklagen sind, welche unter dem Einfluß der sengenden Himmelsstrahlung von strenger, anhaltender Geistesthätigkeit ab- und zu dem Genießen des „Außenlebens" anhalten. Daß auch Ausnahmen vorhanden sind, brauche ich wohl kaum besonders zu betonen.

Nach dem Gesagten ist zu folgern und es dürfte auch allgemein bekannt sein, daß die Menschen hier sich ebenso guter Gesundheit erfreuen wie an irgend einem anderen Orte der Erde; weniger bekannt aber dürfte es sein, daß sich das Land insbesondere auch für das Wohlbefinden alter Leute zu eignen scheint. Die Zahl der geistig und körperlich kräftigen „Achtziger" ist im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung eine große. (Vergl. Heft 19 [1886] der deutschen Kolonialzeitung.) Leider aber ist die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre wie in Adelaide, Melbourne und Brisbane, so auch in Sydney unverhältnismäßig hoch. Eine eingehende Besprechung dieser Gegensätze gehört in das Bereich einer medizinischen Fachschrift.

Doch nicht nur die physische Entwickelung und die äußere Lebensweise wird durch die physikalischen Verhältnisse beeinflußt, auch das sociale Leben weist leichte Schwankungen von dem Herkömmlichen auf. Da ist zuerst ein Überschuß von Energie in der niederen Volksklasse zu nennen, welcher, da er durch keine streng häuslichen Verhältnisse, durch keinen anheimelnden Feuerherd im wohnlichen, wintergeschützten Hause in Banden gehalten wird, oft auf Abwege gerät. Der landläufige Ausdruck für den Träger solcher mißleiteter Energie ist „Larrikin". Die Definition des Wortes dürfte sich mit der Definition des Wortes „Straßenjunge" decken, mit dem Unterschiede, daß es hier erwachsene Knaben sind, deren zwar an und für sich meist harmloses Treiben die Mitmenschen oft stark belästigt. Der häufige Lärm in den Theatern ist auf Larrikinismus zurückzuführen, ebenfalls das ungenierte Straßenleben zwischen nahezu erwachsenen Mädchen und Knaben. Auch die Verbrecherstatistik ist in Sydney ziemlich hoch; doch dürfte man zu weit gehen, wollte man diese mit dem hiesigen Thermometer- und Barometerstande in Verbindung bringen. Denn wenn man den Sonnenschein in dieser Hinsicht anklagen wollte, würde man in direkt die naßkalten Nebel und die vielen Regentage in London freisprechen, was doch gegen die Erfahrung verstößt. Einfacher erklärt sich die relative Häufigkeit schwerer Verbrechen in Australien durch

die Einwanderung vieler zweifelhafter Subjekte, denen der Aufenthalt in anderen Ländern unbehaglich oder unmöglich geworden ist und die hier eine Stätte neuer Erfolge zu finden glauben. Doch ist es äußerst selten, daß in Australien schwere Verstöße gegen die Gesetze unbestraft begangen werden. Die sogenannte Sydney society setzt sich aus vielen Cliquen zusammen. Die Jugend des Landes läßt bei seinen Kindern noch keine Geburtsaristokratie aufkommen, doch eine Aristokratie des Geldes besteht hier wie allerorts. In manchen Fällen haben die hiesigen Millionäre klein angefangen und durch glückliche Spekulation ihr Vermögen erworben; in den meisten Fällen aber haben die Väter den Grundstein gelegt, der den Söhnen Reichtum und Erfolg sicherte. Die Ländereien, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts so gut wie keinen Wert hatten, aber trotzdem von den Eigentümern gehalten wurden, sind im Laufe der Zeit von großer Bedeutung und fabelhaftem Werte geworden. So kommt's, daß Abkömmlinge einstiger zur Exportation nach Australien verurteilter Verbrecher, denen die Regierung Land zum Bebauen geschenkt hatte, heute mit zu den reichsten Bürgern der Stadt gehören. Doch darüber spricht man in Sydney nicht gern. — Um der hiesigen Gesellschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken,



Die evangelische Kathedrale.

daß es rohen oder ungebildeten Menschen, trotz ihres Reichtums, nicht möglich ist, in die besten Kreise zu dringen. Auch hier kommt eine gewisse Aristokratie des Geistes zur Geltung.

Noch behaglicher, weil weniger bedürfnisvoll wie die „oberen Zehntausend", scheinen die kleinen Kaufleute, Mechaniker und Tagesarbeiter ihr Leben zu genießen. Wenn man an einem Feiertage (und in Australien giebt es mehr Feiertage wie anderswo in der Welt!) die endlosen Scharen wohlgenährter, wohlgekleideter und wohlgesitteter Männer, Frauen und Kinder nach den verschiedenen Picknickorten wallfahren sieht und beobachtet, wie harmlos und doch wie herzlich sie sich auf den Ausflügen vergnügen, mit welch einem zufriedenen Ausdruck in den sonnengebräunten Gesichtern sie des Abends nach ihren Wohnungen zurückkehren, ohne Zank, ohne Trunkenheit, dann wird man das Los der hiesigen Arbeiterklasse dem Lose der Arbeiterklasse in England unbedingt voranstellen müssen. Zu den Seltenheiten gehört es, daß in Australien die Arbeiter so arm sind, um nicht täglich drei Fleischmahlzeiten zu genießen, um nicht sich und ihre Familien anständig zu kleiden und allwöchentlich einen Ausflug zu machen und dennoch etwas Geld auf die Sparbank zu thun. Kleider und Nahrungsmittel sind an und für sich billig und der Tageslohn immer noch acht bis zehn bis fünfzehn Schillinge. Gewiß, es giebt sicher zeitweise viele arbeitslose Menschen in den Kolonien — denn sobald sie nicht bei acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe und acht Stunden Schlaf wenigstens acht Schillinge verdienen können, nennen sie sich oft arbeitslos —, es giebt auch sicher viel verschämte Not, aber düstere, äußerste Armut giebt es in Australien nirgends.

Ob und wie weit und wie bald sich in diesem Lande die Arbeiter- und Geschäftsverhältnisse einer Umgestaltung unterziehen werden, läßt sich natürlich nicht voraussagen. Die meisten Hilfsquellen des Landes sind so großartig, so über alle Zweifel fruchtbringend, daß die Prognose für die Zukunft der Kolonie Neu-Süd-Wales im besonderen und für die anderen Kolonien im allgemeinen eine nach jeder Richtung vorzügliche ist. Dabei wird die Verbindung mit der Außenwelt, besonders mit Europa, von Jahr zu Jahr leichter, weil billiger und schneller — dank der Konkurrenz vieler großer Dampfschiffsgesellschaften.

Es mag angemessen sein, hier kurz die Dampfschiffsgesellschaften zu nennen, die den Verkehr von resp. nach Sydney leiten. Da ist vor allem die „Peninsular and Oriental S. S. Co." zu erwähnen (volkstümlich kurz „P. and O." genannt), die zweimal im Monat ihre Riesendampfer von Southampton via Suez, Aden, Ceylon, Adelaide und Melbourne nach Sydney senden; dann die Dampfer der „Orient line", die monatlich und zwar abwechselnd via Suez und via Kap der guten Hoffnung die Reise machen. Außerdem besteht eine Verbindung über die Vereinigten Staaten Nordamerikas; der Weg geht über Auckland, Honolulu und San Francisco. Eine vierte Route geht durch die Torresstraße via Batavia. Die „Messagerie Maritime Cie." hat seit einigen Jahren ebenfalls monatlich und zwar via Mauritius direkten Verkehr von Marseille nach hier und gebietet über vorzügliche Dampfer. Auch kann der Reisende, wenn er in Neuseeland das Schiff wechseln will, die Fahrt nach Europa via Kap Horn und Rio de Janeiro machen; die Rückreise mit dieser Linie aber geht über Südafrika. Last but not least ist der Norddeutsche Lloyd ebenfalls in diese verzweigte Konkurrenz eingetreten, und die Deutschen in Australien haben die große Freude, allmonatlich die vaterländische Flagge auf den Masten eines ankommenden Postdampfers zu wissen. Doch vielseitig ist das Bedauern ausgesprochen worden, daß die deutsche Schiffsgesellschaft nicht gleich im Beginne ihrer australischen Thätigkeit die größten und besten ihrer Schiffe geschickt habe, um die Berechtigung der Konkurrenz den Engländern gegenüber auch augenscheinlich zu machen.

Mit Erwähnung der verschiedenen nach Sydney führenden Wege sei meine Skizze geschlossen und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß manche reiselustigen und reisefähigen Landsleute durch dieselbe angeregt werden, die eine oder die andere der genannten Routen zu benutzen. Denn eine Reise nach dem Kontinente der Antipoden bietet des Wissens- und Sehenswerten vieles. In wenigen Jahrzehnten hat hier Menschenhand Erstaunliches geschaffen, und es mag eine Zeit kommen, in welcher die Leistungen dieses „größeren Britanniens" die Leistungen Großbritanniens überflügeln werden. Die Weltausstellung 1887 in Südaustralien und die Feier des hundertjährigen Geburtstages der Kolonie Neu-Süd-Wales und der Stadt Sydney im Jahre 1888 wird abermals die Augen der Welt nach dem fünften Erdteile wenden. Die Veröffentlichung einer australischen Städte- und Sittenschilderung dürfte daher gewiß zeitgemäß und vielen Lesern in der Heimat willkommen sein. Daß eine solche Schilderung aber an dieser Stelle nicht erschöpfend sein konnte, wird jedermann selbstverständlich finden.



Im botanischen Garten.

Wilhelm Scherer.

Von
Julius Hoffory.

In den ersten Augusttagen des vorigen Jahres, gegen Ende des Sommersemesters, hat durch Wilhelm Scherers Tod die deutsche Wissenschaft und die Universität Berlin einen unersetzlichen, die deutsche Philologie den größten Verlust erlitten, der ihr überhaupt widerfahren konnte. Mit Wilhelm Scherer ist der letzte große Meister auf dem Gebiete deutscher Sprach- und Litteraturforschung dahingegangen.

In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts hatte mit genialem Schöpfergeist Jakob Grimm diese Wissenschaft ins Leben gerufen, indem er die deutsche Grammatik, Litteraturkunde und Mythologie gleichsam aus nichts erstehen ließ. Mit kritischem Scharfblick hat sodann Karl Lachmann die junge Wissenschaft weiter ausgebaut und befestigt, indem er die Methode der klassischen Philologie auf das Nibelungenlied und andere Gedichte des deutschen Altertums übertrug, überall das Echte von dem Falschen, die ursprünglichen Bestandteile von den späteren Zusätzen unterscheidend. Die schöpferisch gestaltende Phantasie und die schärfste kritische Strenge wußte Karl Müllenhoff miteinander zu verbinden. Die Götter- und Heldenforschung vermochte er in sichere Bahnen zu lenken, den Beowulf und die Völuspa verstand er in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, aus den ältesten Nachrichten von den Germanen schuf er seine groß angelegte, leider unvollendete Altertumskunde. Dieses großen Mannes noch größerer Schüler war der jetzt verstorbene Wilhelm Scherer.

Wilhelm Scherer wurde am 26. April 1841 zu Schönborn in Niederösterreich geboren. Die erste Ausbildung erhielt er von einem böhmischen Elementar-Schullehrer, kam aber bald zur weiteren Ausbildung nach Wien, um dort das Gymnasium zu besuchen. Schon während seiner Schulzeit wirkte das deutsche Altertum mächtig auf ihn ein, und als er im Jahre 1858 die Wiener Universität bezog, widmete er sich alsbald unter der Leitung Franz Pfeiffers dem Studium der deutschen Philologie. Auf die Dauer vermochte jedoch dieser Gelehrte seinen Wissensdrang nicht zu befriedigen: nach zwei Jahren siedelte er nach Berlin, dem Mittelpunkt der germanistischen Forschung, über. Jakob Grimm weilte damals noch unter den Lebenden und nahm sich mit väterlicher Güte des jungen Studenten an, der unter Anleitung von Haupt und Homeyer, Bopp und Weber sich germanistischen und sprachwissenschaftlichen Studien widmete. Vor allen war es aber Karl Müllenhoff, dessen Lehre und Einfluß seinem Streben Richtung und Ziel gaben. Unter seiner Leitung wurde er in die streng methodische Forschungsweise eingeführt. Mit seiner Beihilfe legte er den Grund zu seiner umfassenden Ge-

lehrsamkeit. Drei Jahre hatte Wilhelm Scherer sich in Berlin aufgehalten, als der hochbetagte Jakob Grimm starb, und dieser Todesfall gab ihm die erste Veranlassung, sich selbständig litterarisch zu bethätigen. In den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichte er jene berühmte Charakteristik des verstorbenen Altmeisters, die er zum hundertjährigen Geburtstage desselben in erweiterter Gestalt wieder herausgab und die wohl das schönste Denkmal bildet, das jemals einem deutschen Gelehrten errichtet worden ist. Ungefähr gleichzeitig hiermit sollte ihn jedoch eine noch größere und bedeutungsvollere Aufgabe in Anspruch nehmen. Sein Lehrer und Freund Müllenhoff hatte den Plan gefaßt, die zahlreichen, bisher nur ungenügend publizierten kleineren poetischen und prosaischen Denkmäler der ältesten deutschen Litteratur in einer kritischen Gesamtausgabe zu edieren. Als Mitarbeiter bei diesem Unternehmen zog er seinen jungen Schüler heran, indem er ihm die Herausgabe und kritische Bearbeitung der prosaischen Denkmäler überließ, während er selbst die poetischen übernahm. Das Werk erschien zu Weihnachten 1863 und machte mit einem Schlage Scherers Namen in weiten Kreisen berühmt. Als einen Philologen im strengsten Sinne des Wortes hatte sich Scherer hier bethätigt; auf dem Gebiete der Grammatik, der Litteraturgeschichte und der Textkritik zeigte er sich gleichmäßig zu Hause, und seine stupende Gelehrsamkeit nicht weniger als seine methodische Schärfe nötigte Freunden und Feinden Bewunderung ab. Kurz darauf begann Scherer, nach Österreich zurückgekehrt, seine akademische Lehrthätigkeit. Im Frühjahr 1864 habilitierte er sich für altdeutsche Sprache und Litteratur an der Universität Wien. Mit seinem alten Lehrer Pfeiffer konnte er indes nicht auf die Dauer harmonieren, und als daher im Jahre 1868 von Würzburg und Graz Berufungen an ihn ergingen, war er froh, den unerquicklichen Verhältnissen entrinnen zu können. Da starb, noch bevor er seine Wahl getroffen hatte, Franz Pfeiffer, und Scherer, mit siebenundzwanzig Jahren, wurde sein Nachfolger als ordentlicher Professor an der ersten Hochschule Österreichs. Gleichzeitig mit dieser Ernennung trat Scherer mit einer zweiten wissenschaftlichen Großthat, dem epochemachenden Werke „Zur Geschichte der deutschen Sprache", hervor. Während die vergleichende Sprachforschung durch die Bemühungen von Bopp, Pott, Benfey, Schleicher und vielen anderen in voller Blüte stand, war auf dem Gebiete der deutschen Grammatik seit Jakob Grimm ein Stillstand eingetreten. Durch seine Mitarbeiterschaft an den „Denkmälern" und durch Müllenhoffs anregenden Unterricht war in Scherer der Sinn für grammatische Forschung rege geworden, und seine Vorlesungen in Wien führten ihn zu neuen hochwichtigen Ergebnissen. Es handelte sich für Scherer nicht zunächst darum, die Einzelforschung auf diesem Gebiete zu fördern und zu vermehren: die grammatische Methode selbst wollte er verschärfen und umgestalten. Es war ein Fehler der älteren Grammatik, daß sie nicht streng genug zwischen dem geschriebenen Buchstaben und dem gesprochenen Laut sonderte. Scherer war es, der zuerst in dieser Hinsicht der Wissenschaft neue Bahnen brach. Mit Hilfe der Sprachphysiologie, der Lehre von der Hervorbringung und Einteilung der Sprachlaute, gelang es ihm, einen tiefen Einblick in die organischen Verwandtschaftsverhältnisse derselben und damit einen festen Boden für eine neue genetische Auffassung der Lautübergänge zu gewinnen. Daneben brachte er das bisher vernachlässigte Princip der vergleichenden Analogie zur Geltung; das heißt, er wies nach, daß nicht alle Veränderungen der Sprache auf lautlichen Übergängen beruhen, sondern daß viele sich daraus erklären, daß verwandte Erscheinungen umgestaltend auf die Form der Worte eingewirkt haben. Indem Scherer somit hervorhebt, daß diejenigen Kräfte, deren Thätigkeit wir in den jüngeren Sprachperioden erblicken, auch in den älteren wirksam gewesen sind, gab er nicht

nur der deutschen Grammatik gleichsam eine neue Grundlage, sondern er rief auch auf dem Gebiete der historischen Sprachforschung überhaupt eine nachhaltige Bewegung hervor. Allerdings nahm die Entwickelung bald eine Richtung, mit der sich Scherer nicht zu befreunden vermochte: auf dem Gebiete der Lautphysiologie machte sich ein roher Empirismus breit, und das Princip der vergleichenden Analogie wurde von vielen geradezu als ein Zauberschlüssel betrachtet, mit dessen Hilfe man alle Rätsel zu lösen hoffte. Immerhin war die Wirkung, die von dem Buche ausging, so anhaltend und folgenreich, daß Scherer, als er nach zehn Jahren daran ging, sein Werk neu herauszugeben, es nicht mehr vermochte, den ganzen Reichtum neuer Ergebnisse zu überschauen und für seine Darstellung nutzbar zu machen.

Mit jungen Jahren hatte sich Scherer eine hervorragende akademische Stellung erobert, und seine Docententhätigkeit war reich an Ruhm und Erfolg. Und doch konnte der Aufenthalt in Wien ihm nicht auf die Dauer behagen. Er war in Berlin geistig zum Norddeutschen geworden und bewahrte seine preußischen Sympathien auch nach den Ereignissen des Jahres 1866. Seine Überzeugung sprach er im Hörsaal und im Kreise der Studenten frei und offen aus und zog sich dadurch, wie erklärlich, die Mißgunst seines Vorgesetzten zu. Nachdem er während des Krieges 1870 in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen neuen Auflage der Grimmschen Grammatik seinem deutschen Patriotismus zündenden Ausdruck verliehen und nach der Errichtung des neuen Reiches dasselbe jubelnd begrüßt hatte, wurde seine Stellung immer unhaltbarer. Schon schwebte eine Disciplinaruntersuchung drohend über seinem Haupte, als ihn der Ruf an die neu begründete Straßburger Universität erreichte. Mit freudigem Herzen nahm Scherer den Ruf an und siedelte, nachdem er noch mit seinem Freunde O. Lorenz zusammen eine Geschichte des politischen und geistigen Lebens des wiedergewonnenen Reichslandes herausgegeben hatte, im Jahre 1872 nach Straßburg über. Hier wurde er sich, nach seinem eigenen Geständnis, seiner pädagogischen Bestimmung erst recht bewußt. Hier feierte er als Lehrer ungeahnte Triumphe. An der Spitze des reich dotierten germanischen Seminars stehend, bildete er eine dankbare und zahlreiche Schülerschar heran, die er seiner Methode teilhaftig machte und zu wissenschaftlicher Forschung in seinem Geiste erzog. Die Arbeiten seiner Schüler liegen zum großen Teil in den „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker“ vor. Auch dieses hochbedeutsame Unternehmen hatte Scherer in Straßburg ins Leben gerufen, und bis zu seinem Tode blieb er der eigentliche Leiter desselben.

Schon in seiner „Geschichte des Elsasses“ hatte Scherer sich der litteraturhistorischen Forschung wieder gewidmet, und diese Seite seiner Thätigkeit tritt von jetzt an mehr in den Vordergrund. Er wandte sich zunächst der mittelhochdeutschen Periode zu, veröffentlichte in den „Quellen und Forschungen“ seine bedeutende Monographie „Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit“ und die lebensvolle und anregende „Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert“. Scherer bethätigt sich in diesen Arbeiten noch durchweg als Müllenhoffs Schüler, obgleich er vielfach über ihn hinausstrebt. Bald aber schweiften seine Gedanken weiter und richteten sich stets energischer auf ein neues und großartiges Ziel. Er wollte die philologische Forschungsmethode auf das Gebiet der neueren Litteraturgeschichte übertragen und dadurch dieselbe von Grund aus umgestalten und neu aufbauen. Hatte er in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ die bei der Erforschung der neueren Sprachperioden maßgebenden Grundsätze auch für die ältere Zeit in Anwendung gebracht, so wollte er umgekehrt hier die bei den älteren Litteraturepochen übliche Forschungsmethode auch auf die jüngeren übertragen. Es war

zunächst die Herrschergestalt Goethes, die ihn am mächtigsten anzog und der er sich mit leidenschaftlichem Eifer widmete. Und Goethe war es auch, der ihm hier den Weg zeigte. Wie Goethe empfand Scherer eine tiefe Abneigung sowohl gegen die spekulative Philosophie an sich als auch gegen ihre Herrschergelüste der positiven Forschung gegenüber. Er wußte so gut wie sein Meister, „daß Kunst und Wissenschaft, unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei", und er hat gewiß nie ernstlich bezweifelt, daß Männer wie Jakob Grimm und Karl Lachmann die menschliche Erkenntnis mehr gefördert haben als die berühmtesten Heroen der Spekulation. Mit Goethe dürfte auch Scherer bekennen: „der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige", und es war deshalb auch recht eigentlich eine Goethesche That, als Scherer daran ging, durch Anwendung der philologischen Forschungsprincipien die Litteraturgeschichte von der todbringenden Umarmung der Philosophie zu befreien: denn philologische Methode heißt in letzter Instanz nichts anderes als rationelle Anwendung der gesunden Vernunft bei der Erforschung des inneren Lebens eines Kulturvolkes. Aber es war nicht nur eine Goethesche,



Wilhelm Scherer.

es war in eminentem Sinne auch eine moderne That, zu der sich Scherer anschickte. Auf allen Gebieten geistigen Strebens war die Philosophie zum Rückzug gezwungen worden. Von dem Bereich der Sprachforschung und der Mythologie, der Jurisprudenz, der Geschichte und der Naturwissenschaft klang es in vielstimmigem Chor: der alte Pan ist tot. Nur die neuere Litteraturgeschichte zappelte noch wie eine Fliege in dem spekulativen Netz. Es war Scherers Ziel und

frohe Hoffnung, die junge Wissenschaft einer neuen Epoche freier und selbständiger Entwickelung entgegenzuführen.

An diese Aufgabe ging Scherer in derjenigen Stadt heran, wo gerade hundert Jahre früher Goethe dichterische und persönliche Eindrücke empfangen hatte, die für sein ganzes Leben und Streben von der größten Bedeutung werden sollten. Wohl mochte es ihn anziehen, in Straßburg, von Erinnerungen an jene denkwürdige Zeit umgeben, seine Schüler nach seiner Methode in die Goetheforschung und in das wissenschaftliche Studium der neueren Litteratur überhaupt einzuführen, aber je mehr er sich der Bedeutung seines Vorhabens bewußt wurde, desto klarer sah er ein, daß er nur in den großen Verhältnissen der Reichshauptstadt imstande sein würde, seiner Riesenaufgabe nach allen Seiten hin gerecht zu werden.

Im Jahre 1877 sollte sich sein Wunsch erfüllen. Er wurde als Professor für neuere deutsche Litteraturgeschichte an die Universität Berlin berufen, wo sein alter Lehrer und Freund Müllenhoff noch in voller Rüstigkeit wirkte. Mit der größten Energie ging Scherer in Berlin an die Arbeit heran. In seinen Vorlesungen behandelte er in geistvoller Darstellung, aber streng methodisch das gesamte Gebiet der neueren deutschen Litteratur. In seinen Übungen kehrte er oft zu der Beschäftigung mit Goethe zurück. Die köstlichste Frucht seiner hierauf bezüglichen Studien bildet die im Jahre 1879 erschienene geniale kleine Schrift „Aus Goethes Frühzeit“. Mit Faust beschäftigte sich die bedeutendste der darin enthaltenen Abhandlungen, und in der ganzen unübersehbaren Faustlitteratur hat dieser kleine Aufsatz seinesgleichen nicht. Scherer versuchte nicht wie so viele seiner Vorgänger, den Tiefsinn der unsterblichen Dichtung in ein fertiges System hineinzuzwängen. Er begnügte sich nicht, wie mancher andere, damit, den dichterischen Wert der einzelnen Bestandteile nach feststehenden ästhetischen Maximen abzuwägen, und noch weniger konnte es ihn reizen, den Worten des Gedichtes eine verborgene, erklügelte Bedeutung unterzulegen. Sein Ziel war ein höheres. Er wollte die Entstehung des Werkes ergründen, dadurch die Rätsel desselben erhellen und über die Entwickelung Goethes neues Licht verbreiten. Daß die einzelnen Teile des Faust höchst verschieden geartet sind und vielfach Widersprüche aufweisen, wußte man schon längst, aber Wilhelm Scherer erst glückte es, durch philologische Analyse diese Thatsachen historisch zu erklären. Wie es Karl Lachmann durch strenge Musterung der Widersprüche in der Erzählung und durch kritische Prüfung des Stils und der Sprachform nachzuweisen gelungen war, daß die einzelnen Bestandteile des Nibelungenliedes zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, und wie er auf Grund seiner Kritik die ursprüngliche Gestalt dieses Gedichtes wieder herzustellen vermochte: so wies Scherer nach, daß die zahlreichen Diskrepanzen im Faust zum großen Teil daher stammen, daß die einzelnen Scenen nicht zu gleicher Zeit gedichtet sind, und auch ihm gelang es, die ursprüngliche Gestalt der Dichtung in ihren Hauptzügen wieder zu rekonstruieren. Überraschend war hier namentlich die Entdeckung, daß der älteste, lückenhafte Entwurf in Prosa abgefaßt war und erst später in metrische Form umgesetzt wurde. Die Untersuchung war aber mit der erwähnten Abhandlung nicht endgültig abgeschlossen; wiederholt kehrte Scherer zu dem Gegenstand zurück, und erst im Jahre 1883 gab er seinen Ansichten die abschließende Gestalt. Von seinen zahlreichen sonstigen Abhandlungen und Studien auf dem Gebiete der neueren Litteratur soll hier nicht die Rede sein; sie alle bildeten so wie auch seine Vorlesungen die Vorbereitung zu dem Hauptwerk seines Lebens, seiner großen „Geschichte der deutschen Litteratur“.

In zusammenfassender Darstellung nach einheitlicher Methode erzählt Scherer hier die Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis zu Goethes Tod. Unbeirrt durch unwesentliche Einzelheiten

schildert er sowohl den Gang der inneren psychischen Entwickelung als der äußeren dichterischen Form, und je mehr ein Werk die künstlerischen Forderungen befriedigt, eine desto ausführlichere Behandlung wird ihm vom Verfasser zu teil.

Was Scherers Buch vor den früheren Darstellungen ganz besonders auszeichnet, ist die durch alle Perioden sich gleichbleibende Sicherheit und Freiheit des Urteils. Wie keiner vor ihm hatte er das gesamte Gebiet der deutschen Litteratur durchforscht, wie kein anderer war er im stande, überall aus den Quellen selbst zu schöpfen. Dadurch allein wurde es ihm möglich, wie Müllenhoff verlangte, die Phänomene in ihrer vollen Gestalt als Gewordene historisch zu begreifen, und dadurch gewann er erst einen sicheren Maßstab der Beurteilung. Das Ganze verstand er mit ästhetischem Feingefühl zu einem schön gegliederten architektonischen Kunstwerk zu gestalten, wie die deutsche Wissenschaft wenige aufzuweisen hat. Durch diese Vereinigung hoher innerer und äußerer Vorzüge gelang es dem Werke, in kurzer Frist in die weitesten Kreise zu dringen, und für lange Zeiten wird sein Urteil entscheidend und sein Einfluß maßgebend sein.

Das letzte Heft der Litteraturgeschichte erschien im Herbst 1883. Kurz darauf starb Karl Müllenhoff. Scherers Verhältnis zu ihm war in den letzten Jahren nicht mehr ein so inniges gewesen wie früher. Politische und wissenschaftliche Differenzen hatten eine gewisse Entfremdung zuwege gebracht, und erst kurz vor Müllenhoffs Tode kam eine Aussöhnung wieder zu stande. Nachdem Müllenhoff gestorben war, traten neue und schwerwiegende Aufgaben an Scherer heran. Neben der neueren Litteratur mußte er jetzt auch das Fach der altdeutschen Philologie vertreten. Er las gleichzeitig über Grammatik und Faust, über altdeutsche Metrik und neuere deutsche Litteratur. Ein germanisches Seminar nach Straßburger Muster wurde eingerichtet und Müllenhoffs Bibliothek für diesen Zweck verwendet. Und zum Schluß: das unvollendet gebliebene Lebenswerk des verstorbenen Meisters, die „Deutsche Altertumskunde", von der nur der erste Teil ganz und der fünfte zur Hälfte erschienen waren, beschloß Scherer seiner Vollendung entgegenzuführen. Bei einer so ungeheuren Arbeitslast würde wohl fast jeder andere auf neue eigene Pläne einstweilen verzichtet haben. Nicht so Scherer. Es war, als wüchsen sein Schaffensdrang und seine Arbeitskraft mit den Schwierigkeiten. Inmitten der angestrengtesten Thätigkeit faßte er wieder einen weitaussehenden Plan, vielleicht den kühnsten und bedeutungsvollsten seines ganzen Lebens. Er wollte die philologisch-historische Methode, die er auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte mit so großem Erfolge zur Geltung gebracht hatte, auf das gesamte Gebiet der Ästhetik übertragen. Von den ältesten Zeiten war die Lehre von der Dichtkunst hauptsächlich darauf ausgegangen, das „Wesen" derselben in seinen verschiedenen Erscheinungsformen darzulegen. Man unterschied zwischen höheren und niederen Gattungen, und innerhalb jeder Gattung zwischen wahren und falschen Formen derselben. Man stellte Gesetze auf, nach denen die Dichtkunst sich zu richten habe, Regeln, die sie nicht übertreten dürfe. Gegen diese Betrachtungsweise trat mit größtmöglicher Entschiedenheit Scherer auf. Nicht daß er die Vorgänger übersah oder mißachtete: er war bei ihnen allen in die Schule gegangen und hatte von ihnen gelernt, was zu lernen war. Aristoteles' Tiefsinn, Horazens geschmeidige Einsicht und Boileaus klarer Verstand hatten sein Urteil geschärft und seine Gedanken befruchtet. Aber sein Ziel war ein anderes als das ihrige. Nicht das absolute Wesen der Poesie wollte er feststellen, sondern den Ursprung derselben ergründen. Nicht Gesetze, welche die Dichtung zu befolgen habe, wollte er aufstellen; diejenigen, nach welchen die Dichtung sich thatsächlich entwickelt hat, wollte er erforschen. Er suchte nicht das wahre Epos oder die wahre Tragödie zu bestimmen, er strebte danach, Epos und Tragödie historisch zu begrei-

fen. Mit einem Worte: er wollte nicht der Gesetzgeber des Parnasses, sondern der Geschichtschreiber der Dichtkunst sein. Indem Scherer es somit als sein Ziel betrachtete, die dichterische Hervorbringung in Hergang, Ergebnissen und Wirkungen möglichst vollständig zu beschreiben, mußte sich sein Blick zunächst auf die Entstehung der Dichtkunst, auf die ältesten Formen derselben richten. Er bediente sich dabei der Methode der wechselseitigen Erhellung: das Unbekannte wird durch das Bekannte erklärt, die Vergangenheit durch die Gegenwart, die Anfänge der Poesie unseres Volksstammes werden durch die poetischen Erzeugnisse der heutigen Naturvölker beleuchtet. Bei der Analyse des dichterischen Prozesses suchte Scherer überall das Komplizierte auf das Einfache zurückzuführen. „Wir müssen so weit vordringen," meinte er, „bis wir an die Elemente gelangen, die in jedem Menschen vorhanden sind." Er wollte die Poesie in ihrer ältesten Gestalt nicht als etwas Abgesondertes für sich, sondern in ihrer Verbindung mit den ursprünglichsten Formen der Lebensfreude, Tanzen, Springen, Lachen und Singen, betrachten. Er suchte die einzelnen Stadien des poetischen Werdeprozesses darwinistisch zu rekonstruieren.

Wenn ein Gegenstand oder eine Vorstellung bei den Angehörigen eines rohen Naturvolkes einen freudigen Eindruck erregt, so ist nach Scherer die erste Folge dieses Gefühls eine rein körperliche Thätigkeit, z. B. Tanzen und Singen. Dann wird dieselbe mit dem Gegenstande des Vergnügens und mit der Vorstellung von einem nahe bevorstehenden Genuß verbunden. Dadurch wird die körperliche Thätigkeit symbolisch, Phantasie und Nachdenken wird angeregt. Aber erst, wenn zu dieser Thätigkeit Worte ergänzend hinzutreten, ist das, was wir Poesie nennen, endlich zum Durchbruch gelangt. Wie Scherer im einzelnen seine Aufgabe zu gestalten gedachte, soll hier nicht weiter erörtert werden. Leider gelangte er nicht dazu, seinen Forschungen die abschließende Form zu geben. In freier, lebendig bewegter Darstellung, wie dies seine Art war, trug er im Sommersemester 1885 seinen Zuhörern den Gegenstand vor und freute sich, daß junge und alte sich um seinen Lehrstuhl versammelten. Selten hat eine Vorlesung so dankbare Zuhörer gefunden, selten hat aber auch ein Universitätslehrer eine derartige Fülle schöpferischer Gedanken ausgestreut, wie Scherer es bei dieser Gelegenheit that. Überhaupt bezeichnet der Sommer 1885 in wissenschaftlicher wie in persönlicher Hinsicht den Höhepunkt im Leben Wilhelm Scherers. Neben seiner Docententhätigkeit entfaltete er in der Akademie, deren Thüren sich ihm kurz vorher geöffnet hatten, eine fruchtbringende Thätigkeit: mitten im Semester rief ihn die Begründung der lang ersehnten Goethe-Gesellschaft nach Weimar, wo er vom Hofe wie von den Mitgliedern des neuen Vereins gleich hoch gefeiert wurde; nach Schluß der Vorlesungen bezog er mit den Seinen die neue Villa, die er sich kurz vorher in der Nähe des Tiergartens erbaut hatte. Aber neben vielem Licht zeigte sich auch schon ein leichter Schatten. Während der Vorlesungen befielen ihn öfters Kopfschmerzen und Schwindelanfälle. Das innere Haus sei nicht in Ordnung, meinte er, wenn man ihn mit dem Hinweis auf sein neues Heim zu trösten suchte. Zur Erholung ging er in den Ferien nach Gastein, kehrte aber nach Berlin zurück, ohne die erhoffte Linderung gefunden zu haben. Trotzdem wollte er von Schonung nichts wissen, sondern nahm seine Thätigkeit im ganzen Umfang alsbald wieder auf. Da traf ihn im November der Schlag. Notgedrungen mußte er jetzt eine Zeit lang aller Thätigkeit entsagen. Wohl erholte er sich anscheinend bald so sehr, daß er seinen amtlichen Verpflichtungen wieder nachkommen konnte, aber seine alte Kraft war gebrochen und sein froher Mut war von ihm gewichen. Mehr und mehr wurde eine tiefe Niedergeschlagenheit die Grundstimmung seines Wesens, und oft hörte man ihn von seinem bevorstehenden Tode sprechen. Nur zu bald sollten sich

seine Ahnungen bewahrheiten. Als das Sommersemester zur Neige ging, war auch für Wilhelm Scherer der Tag zu Ende. Am 6. August, genau ein Jahr, nachdem er sein neues Haus bezogen hatte, raffte ihn der unerbittliche Tod dahin.

Scherer war ein so wunderbar zusammengesetzter Charakter, daß er im Leben wie nach dem Tode die verschiedensten und widersprechendsten Beurteilungen erfahren hat. Auch denjenigen, die sich seine Freunde nennen durften, wird es schwer, die scheinbar unverträglichen Züge zu einem einheitlichen Totalbilde zu vereinigen. Doch werden alle, die ihn kannten, darin übereinstimmen, daß seine Schwächen und Mängel im Verhältnis zu seinen Vorzügen ganz untergeordneter Natur waren. Wir wußten alle, daß Scherer denjenigen, die sich ihm angeschlossen hatten, der treueste, aufopferndste und unermüdlichste Freund, Berater und Wohlthäter war. Und wir wußten zugleich, daß er denjenigen, die ihm feindlich gegenüberstanden und deren Wege nicht die seinigen waren, mit aller Schärfe und Entschiedenheit, welche die Sache erforderte, entgegenzutreten verstand. Nach beiden Seiten hin war Scherer, wie er das vom Philologen vor anderen verlangte, ein echter und wahrer Mensch, und er konnte es sein, weil er sich des Wertes seiner Person und seines Wirkens vollauf bewußt war, so wie es einem Manne geziemt.

Aber so klar auch Scherer über sein eigenes Selbst war, so wenig vermochte er den mächtigsten, aber zugleich gefährlichsten Grundzug seiner Natur zu ändern. Tief im Inneren saß die nimmer rastende Ungeduld und trieb ihn zu neuen Plänen, zu neuen Anspannungen an. Ihr verdankte er seine frühen Erfolge, seine erstaunliche Vielseitigkeit, seine ungeheure Produktivität. Doch ihr verdankte er nicht minder seine zunehmende Empfindlichkeit, sein häufiges Siechtum, seinen allzu frühen Tod. Aber denjenigen, die mit Trauer daran denken, wie dieses edle Leben in hochgespanntem Ringen sich selber vor der Zeit verzehrte, mag der Gedanke zum Troste gereichen, daß Wilhelm Scherers Name sich vererben wird von Geschlecht zu Geschlecht, solange man deutsche Sprache und Dichtung hegt und pflegt, solange deutsche Forscher rückwärts schauen und vorwärts streben.

Die Narrenwelt der Bühne.

Von

Fr. Helbig.

Wenn im Leben Ernst und Scherz, Weisheit und Thorheit oft hart nebeneinander stehen und sich gegenseitig ablösen, so hat sich auch an der Stelle, welche das Abbild des Lebens sein will, auf der Bühne, das Gleiche vollzogen. Kaum daß das Theater aus seinen ersten Anfängen sich herausgewickelt hatte, trat auch schon der Narr auf die Bühne. Die Narrheit hat auch ihr gutes Recht im Leben sowohl wie in der Kunst. Die dargestellte Narrheit ist die beste Freundin der Vernunft, denn ihr Beruf ist gerade, den Menschen vor dem Verfalle in die Thorheit zu schützen. Als daher im Jahre 1737 Karoline Neuberin auf Anlaß Gottscheds in einem feierlichen Autodafé die lustige Person des deutschen Theaters, den Hanswurst, von der Bühne verbannte, schlüpfte die Narrheit doch in allerlei Verkleidungen wieder herein. Dieser alte deutsche Hanswurst, in den sich die Narrheit gleichsam persönlich verdichtete, war weit mehr als eine bloße lustige Person. Er war, wie Robert Prutz in seinen Vorlesungen zur Geschichte des deutschen Theaters bemerkt, gleichsam das unterdrückte Volksbewußtsein. „Das Volk vermochte nicht, dem Theater der Geistlichen, der Gelehrten, der Höfe eine eigene unabhängige Bühne zur Seite oder gar gegenüber zu stellen, so erschuf es sich wenigstens eine eigene dramatische Figur, so brachte es wenigstens eine Maske zu stande, in welche, aus allen anderen Positionen vertrieben, das volkstümliche Bewußtsein wie in eine letzte sichere Schanze sich rettete." Es ist die geistige Waffe des Witzes, zu welcher der gern seine Zuflucht nimmt, der sich seines mächtigen Gegners nicht mit realen Waffen entledigen kann. So war die lustige Figur des deutschen Hanswurst gleichsam der personifizierte Volkswitz.

Aber nicht bloß Deutschland, auch andere Litteraturvölker hatten das gleiche Bedürfnis, den die beklommene Seele befreienden Witz in einer besonderen Person zu inkarnieren. Und es ist wunderbar, daß alle diese Volksnarren ihren Namen von dem Lieblingsgericht der einzelnen Nationen borgten. Wie die deutsche Bratwurst bei der Taufe des deutschen Hanswurst Gevatter stand, hieß er in den Niederlanden Pickelhering und Stockfisch, bei den Franzosen Jean Pottage, plattdeutsch Schampitasche, englisch Jack Pudding, italienisch Signor Maccaroni. In dieser Bezeichnung liegt ein tiefer Sinn. Es ist die Betonung des im gemeinen Volke ausgeprägten Realismus gegen den Idealismus der gebildeten Stände, gegen die fremde gelehrte Bildung, gegen die oft bis zur Unnatur verfeinerte Sitte der höheren Kreise. Ein solcher Gegensatz bestand auch in der Zeit, als der deutsche Hanswurst mit dem deutschen Theater erstand und sich fortentwickelte in jener Zeit des Unterganges des eigent-

lichen Mittelalters und dem aufsteigenden Zeitalter der Reformation, der modernen Zeit. „Diese komischen Masken," bemerkt sicher mit Recht Robert Prutz, „treten daher auch überall da erst auf, wo ein großer Bruch, ein jäher Zwiespalt in das Volksbewußtsein gekommen ist, wo mit einem Worte das Volk sich von selbst entfremdet fühlt, wo es sich einer Staatsverfassung, einer Bildung, einer Litteratur gegenüber sieht, an der es selbst keinen Anteil hat, die nicht sein eigen ist, die es nicht kennt, nicht begreift, nicht innerlich besitzt, von der es vielmehr als von einem Fremden, äußerlich Auferlegten beängstigt und verdrossen wird." An die Stelle dieser unverstandenen Scheinwelt setzte das Volk die wirkliche Welt, in der es vor allem etwas Gutes zu essen giebt, ein wirklich Greifbares gegenüber dem Unbegreiflichen. Deshalb kannte auch die antike Welt und speciell das antike Theater diesen allgemeinen Harlekintypus der modernen Welt nicht. In ihr waren Idealismus und Realismus weit mehr verschmolzen. Die komischen Figuren des alten griechischen und römischen Theaters sind nicht Narren im berufsmäßigen Sinne, sondern einzelne konkrete komische Charaktere.

Dagegen hat der deutsche Hanswurst einen bestimmten typischen Charakter, den er auch in den verschiedenen Wandlungen festhält, in denen er auftritt. Er gehörte zur Würze aller dramatischen Kost. Selbst die ernsteste und blutigste Tragödie konnte seiner nicht entbehren, und seine oft bis zum Unflat cynischen Witze und lustigen Kapriolen unterbrachen beständig den stelzenhaften Gang der Haupt- und Staatsaktionen. Er erscheint da als ein Aufschneider erster Sorte, der beständig mit seiner Courage prahlt, in Wahrheit sie aber nur da zeigt, wo keine Gefahr für ihn besteht. So gern er auch Händel und Prügel anzettelt, nimmt er doch, wenn ihm die Sache ernst wird, rechtzeitig Reißaus. So kommt er, der Narr, mit heiler Haut durchs Leben, während sein Herr, obwohl er ihn durch Bildung und Geist weit überragt, der Tragik des Lebens unterliegt. Mit seiner Vorliebe für gute Mahlzeiten und hohe Trinkgelder parodiert er das ideale Streben seines Herrn und unterbricht mit seinem chronischen Hungergefühle den hehren Gang seiner Reflexionen. Dem alten Hanswurst war, so zu sagen, alles andere „Wurst", wenn er nur seine Wurst hatte. Essen und Trinken bleiben für ihn die Hauptsache, denn das hält Leib und Seele zusammen. Für den gewöhnlichen Menschen bleibt eben alles unfaßbar, was er nicht sinnlich zu fassen vermag. Er, unser Hanswurst, preist sich daher auch glücklich, nicht studiert zu haben, denn dann könne er ja nicht mehr lustig sein. Was ihm aber an Bildung und Kenntnissen abgeht, ersetzt er durch eine gewisse natürliche Schlauheit. Wenn er sich damit durchhelfen kann, kommt es ihm auch nicht darauf an, einmal tüchtig zu lügen und zu betrügen. Er ist verheiratet, aber seine Ehe ist eine stete Abwechselung von Schelten und Schlägen. Dabei steht er gleichwohl unter dem Pantoffel seiner keifenden Ehehälfte. Er ist von Charakter gutmütig und hat, wenn's not thut, ein Herz voll Mitleid. Dann lacht er wohl wie der echte Humorist durch Thränen. So kommt er auch oft dahin, seinem Herrn wegen dessen schlechter Aufführung die Moral zu lesen.

In dieser Charakterstudie treffen wir offenbar auf Bestandteile des Volkscharakters selbst. Es sah das Volk in seinem Hanswurst gleichsam das eigene geliebte Ich. Die großen Herren hielten sich in jenen Zeiten eigene bezahlte Narren, welche die Pflicht hatten, ihnen von Zeit zu Zeit die Wahrheit zu sagen und sie zum besten zu haben, um sie vor der Thorheit zu schützen. Die Vornehmen und Reichen konnten sich diesen Luxus erlauben. Dem armen Volke war die Sache zu kostspielig. Es ging ins Theater, um wenigstens dort die Narrheit einmal von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

So war der deutsche Hanswurst der Narr für alle, der Volksnarr.

Das Volk nahm auch sehr ungern Abschied von der geliebten Narrenfigur. Es war auch nicht seine eigene Initiative, sondern der Einfluß des durch Gottsched vertretenen Gelehrtentums, welcher das Gericht herbeiführte, das ihm Karoline Neuberin bereitete. Es wurde für die letztere sogar verhängnisvoll. Ihre Vorstellungen wurden nicht mehr besucht, und die Erneuerin des guten Geschmacks kam in arge finanzielle Bedrängnis. Aber der gute Hanswurst hatte sich doch überlebt. Die Verallgemeinerung der Bildung und die damit verbundene Läuterung des ästhetischen Gefühls hielten ihn in seinem Grabe fest. Von der großen Bühne verschwunden, lebte er nur noch in der Puppenkomödie, im Marionettentheater fort und erfreut da noch heute die Herzen unserer Kinder. Auf der lebendigen Bühne sehen wir ihn nur noch in der Figur des Leporello vor uns erscheinen.

Am längsten erhielt sich die Hanswurstkomödie als selbständig gewordene und vom ernsten Schauspiele allmählich getrennte Komödie auf den Wiener Theatern, wo Stranitzky, Prehauser und als dessen Nachfolger ein Herr v. Kurz, genannt Bernardon, noch weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein berühmte Hanswurstspieler waren.

In der Folge konzentrierte sich aber die Narrheit nicht mehr in einer einzelnen Person, sondern sie wurde in den mannigfachsten Verzweigungen individualisiert.

Zum Teil war das mit ihr schon bei Shakespeare vor sich gegangen. Diesem großen Meister individualisierender Charakteristik widerstrebte es, den Humor in einer einzigen Person zu verdichten. Bei ihm finden wir nichts von dem eigentlich typischen Hanswurst mit seiner roten Jacke und den gelben Pluderhosen. Er zog vielmehr dem Hanswurst Wams und Rittertstiefeln an und nannte ihn Sir John Falstaff. Der edle John hat eine große Familienähnlichkeit mit dem deutschen Volksnarren. Nur ist die Figur ins Groteske hinausgetrieben und durch wahrhaft geniale Züge erweitert. Auch Sir John wird von den niedrigsten Trieben beherrscht, Schmausen und Schlemmen sind seine Lieblingsthaten. Er ist trotz seines großen Leibesumfangs und seines Alters doch so feig und furchtsam wie ein Kind, schimpft aber gleichwohl die anderen feige Memmen. So lügt er sich Heldenthaten vor, die er nie begangen und die in seinem aufschneiderischen Munde immer desto größer werden, je mehr sie Gläubige finden. Er, der schlechteste Moralist, liest gleichwohl dem Prinzen Heinrich Moral und stellt sich als der edelste Tugendspiegel hin. Als der Oberrichter ihm vorwirft, er habe den jungen Prinzen zum Schlechten verleitet, behauptet er im Gegenteil, er sei der Verleitete. Die Lüge ist sein Element, in dem er sich bewegt wie der Fisch im Wasser. Er hat seine Klinge mit seinem Dolche schartig gemacht, um zu beweisen, daß er tapfer gefochten. Um im Gefechte nicht tot gestochen zu werden, legt er sich gleich von vornherein zu Boden und stellt sich tot. Um den Kredit der Wirtin Frau Hurtig zu erhalten, lügt er ihr vor, er habe einen Siegelring im Werte von fünfzig Pfund verloren. Der Ring war aber nur von Kupfer und knapp acht Pfennige wert. Wenn er seiner Lüge gleichwohl überführt wird, so hilft er sich mit einem Witzworte oder einer neuen Lüge aus der Klemme. „Ich war Memme aus Instinkt," meint er zu Prinz Heinrich, als dieser ihm seine Feigheit nachweist, „Instinkt ist eine große Sache."

Als der Prinz, sein Gönner, König geworden ist und nun den „Narren im weißen Haar, gebläht vom Schlemmen, alt und lästerlich", verächtlich von sich stößt und aus seiner Umgebung verbannt, hat der Held der Lüge seine Basis verloren und die ganze verlogene Existenz bricht in sich zusammen. Zwar sucht er dem Friedensrichter Schaal, dem er seine gnädigste Protektion zugesichert hat, vorzulügen, der König müsse sich nur vor der Welt so benehmen; was er eben von sich gegeben, sei nichts als Maske; aber schon sieht er, daß seine Lüge keinen Glauben mehr findet. „Ich fürchte, Ihr wer-

det die Maske bis an Euer Ende tragen, Sir John," meint Schaal. Falstaff weiß darauf weiter nichts zu erwidern als: „Fürchtet Euch nicht vor Masken, kommt mit zum Essen." So ist mit der Lüge ihm auch der Witz ausgegangen, auf welchem sie fußte. „Er schwört fortan den Sekt ab samt den Weibern." Ja, es kommen ihm sogar fromme Gedanken an, so „etwas wie Furcht vor dem höllischen Feuer". Der große Narr der Lüge wird jetzt langweilig und verständig.

Der bekannte Dramendichter Ernst Raupach, der in den zwanziger und dreißiger Jahren das deutsche Theater beherrschte, versuchte in der Figur des Barbiers Benjamin Schelle einen deutschen Falstaff zu schaffen. Nur fehlte ihm dazu das Genie! Auch dieser Schelle gehört in erster Reihe zur Gattung der Lügner und Aufschneider. Er ist und thut wie Falstaff immer das Gegenteil von dem, dessen er sich rühmt. Er giebt sich den Anschein eines tapferen Mannes, ist aber der ärgste Feigling, den es giebt. Bei Prügeleien bleibt er stets tausend Schritt davon. Die Aussicht, als Compagniechirurg an einer Campagne mit teilnehmen zu müssen, macht ihm Jahre voraus Kopfschmerzen. Das Schlimmste, was ihm begegnen konnte, war demnach eine Herausforderung zum Duell. Obwohl durch untergestopfte Wäschestücke möglichst gegen eine Verwundung geschützt, retiriert er doch, als der Gegner anfängt zu zielen, hinter einen Baum. Den Frauen gegenüber hält er sich, wie sein englisches Vorbild, für unwiderstehlich. „Die Weiber wußten," rühmt er von sich, „daß bei mir nichts zu machen war, als auf Gnade und Ungnade sich ergeben, und so thaten sie's auch." In der Wirklichkeit sind aber seine Eroberungen nichts wie schmähliche Niederlagen, und er ist schließlich froh, noch die alte Ursula heimführen zu können.

Shakespeare führt auch jene Gattung der bezahlten Berufsnarren auf die Bühne, welche die Narrheit als Beruf treiben und in Begleitung seiner großen Helden auftreten. Im Grunde sind diese Narren, wenn sie auch den Namen der Gattung tragen, nichts weniger als Narren, sondern im Gegenteil recht kluge Bursche, welche darauf ausgehen, die Narrheit der weisen Leute an den Tag zu fördern. Man kann ihr Thun und ihren Charakter nicht besser schildern als mit den Worten Violas in „Was ihr wollt", indem diese von dem Narren der Olivia sagt:

Der Bursch ist klug genug, den Narrn zu spielen,
Und das geschickt zu thun, heischt ein'gen Witz.
Er muß die Stimmung des Geneckten merken,
Die Eigenheit der Menschen und die Zeit
Und wie der Falk auf jede Feder stoßen,
Die ihm vor Augen kommt. Das ist ein Handwerk
So mühevoll, wie eines Weisen Kunst;
Denn Narrheit, klüglich angebracht, hat Dank,
Doch Klugheit, wenn sie närrisch wird, ist krank.

Diese sogenannten Narren treiben ein lustiges Vexierspiel mit Worten und Schlüssen. Sie sind Sophisten und Wortverdreher. „Ich bin nicht ihr Narr, sondern ihr Wortverdreher," sagt der Narr Olivias. Der Narr der Gräfin Roussilon in „Ende gut, alles gut" erklärt sich für befähigt, ihr auf alle Fragen eine Antwort geben zu können, und antwortet ihr dann stets nur mit einem „Ach Gott Herr!" Ein andermal beweist er durch verdrehte Syllogismen, daß der Galan der Frau des Ehemanns bester Freund sei, während der schlagfertige Narr Oliviens dieser nachweist, daß sie eine Närrin sei, wenn sie um ihren Bruder traure. „Ich weiß, seine Seele ist in der Hölle," meint der Narr trocken. — „Nein," entgegnet ihm die Gräfin entrüstet, „sie ist im Himmel." — „Desto größer," lautet nun der Narrenschluß, „ist dann Eure Narrheit, wenn Ihr über Euren Bruder trauert." Nicht mit Unrecht nennt daher Malvolio in „Was ihr wollt" die weisen Leute die Hanswürste der Narren.

Die bedeutendste Figur in diesem Narrenchorus ist der Narr König Lears. Mit furchtbarer Ironie geißelt er des Königs Thorheit, die dieser damit beging, daß er sich bei Lebzeiten besitzlos machte und sich dem Mitleiden seiner Töchter überantwortete. Mit unerbittlicher Schärfe glossiert er die Ungereimtheit dieser Handlungsweise. „Du thätest am besten, Freund,

meine Schellenkappe zu nehmen," höhnt er ihm zu und steigert, als der König arm und verstoßen umherirrt, diesen Hohn noch zu der furchtbaren Bitterkeit: „Du bist eine Null ohne Ziffern; ich bin mehr als du, ich bin ein Narr und du bist es nicht." Die furchtbare Wucht dieser Narrenlogik trägt nicht am geringsten dazu bei, den König in den Wahnsinn zu jagen, und es ist eine Scene des ergreifendsten Humors, als der Dichter die drei Narren auf der öden Heide zusammenführt: König Lear, der indes wirklich wahnsinnig geworden, also den wahrhaften Narren; Edgar, den Sohn Glosters, der sich nur für wahnsinnig ausgiebt, also den verstellten Narren; und den Titularnarren, der das Narrentum als Beruf ausübt und in Wahrheit der ist, welcher von allen dreien am klügsten redet und handelt.

Seine höchste Entwickelung erlangte der Shakespearesche Narr in der Figur des Goetheschen Mephistopheles. Auch er ist nach Fausts Bezeichnung ein „Lügner und Sophiste". Auch er glossiert die Bestrebungen und Thaten seines vom Weisheitsdünkel und Wahrheitsdrange erfaßten Herrn und Meisters. Die ironisierende sarkastische Weise, wie er dies nicht bloß Faust, sondern auch anderen, z. B. dem Schüler, den Studenten in Auerbachs Keller, der Frau Marthe, gegenüber thut, ist ganz im Stile der Shakespeareschen Narren. Auch in diesen steckt etwas von dem Geiste, der stets verneint. „Nun sind wir schon an der Grenze unseres Wissens," höhnt er dem von Gewissensbissen gefolterten Faust entgegen, „da, wo euch Menschen der Sinn überschnappt."

In den alten Schwänken und Fastnachtsspielen erscheint der Teufel dagegen immer als der gefoppte und betrogene Narr, als der „Affe Gottes", als der dumme Teufel, der durch den Fürwitz der Menschen meist noch in letzter Stunde um den erhofften Preis betrogen wird. Offenbar in Anlehnung an diese mittelalterliche Auffassung läßt Goethe am Ausgange seines erhabenen Gedichtes auch Mephistopheles dem gleichen Schicksale verfallen. Er, der Faust und die Welt lange genug foppte, wird jetzt selbst zum Narren des Himmels, der seine Verliebtheit benutzt, ihm das Pfand seiner Wette, den Faust, zu entziehen. Zu den vielfachen Nachbildungen der Shakespeareschen Narren gehört der Bruder Martin in Goethes „Götz von Berlichingen", der Schreiber Vansen im „Egmont" und der Muley Hassan in Schillers „Fiesco". Die Dramatiker der romantischen Schule ließen auch ihre meist romantisch zerflossenen Helden gewöhnlich in Narrenbegleitung auftreten.

Unter den bekannteren Figuren des neueren Dramas ist namentlich die Figur des Lohnlakai Unruh in Bauernfelds Lustspiel „Bürgerlich und Romantisch" eine nicht ungeschickte Nachahmung eines Shakespeareschen Narren. Unruh ist der Wissenschaft durch die Schule gelaufen und weiß, obwohl er von dieser herabgekommen ist bis zur Arbeit des Kleiderausklopfens, doch sein niederes Los mit dem Humor des Philosophen zu tragen und damit zugleich die Blasiertheit und den Pessimismus seines Herrn, des Barons von Ringelstern, glücklich ad absurdum zu führen.

Fassen wir die Narrheit im pathologischen Sinne auf, so ist es auch hier Shakespeare, welcher der Bühne die bedeutendsten Vertreter dieses Geschlechtes zugeführt hat. Ihnen allen voran schreitet die tragikomische Figur des König Lear.

Als der König sich seiner Macht entledigt und sein Reich, der Warnung seiner Freunde entgegen, schon bei Lebzeiten verteilt hat, bleibt ihm doch immer noch die alte Gewohnheit des Herrschens. Er kann sich davon nicht trennen. Und nun muß er sehen, daß er jetzt, wie der Narr es ihm unverblümt sagt, auf einmal ein Nichts geworden ist. Seine königliche Begleitung wird ihm entzogen, die Dienerschaft der Töchter begegnet ihm mit Hohn und Spott, seine eigenen treuen Diener legt man in den Block: das raubt ihm das Gleichgewicht seiner Geisteskräfte. Statt der verlorenen wirklichen Größe

schafft er sich jetzt eine bloß geträumte, eine Scheingröße. Er lebt in dem Wahne, das noch immer zu sein, was er doch nicht mehr ist. Er fühlt das Nahen des herankommenden Wahnsinns und sucht ihn von sich abzuschütteln. Vergebens. Sein Widerstand gegen die andrängende Macht wird immer geringer, und als er in dem dargestellten Wahnsinn des durch die Ränke seines Bastardbruders gleichfalls aus seinem väterlichen Hause verstoßenen Edgar sein gleiches Geschick vor Augen sieht, kommt der Wahnsinn in der Form jener Paranoia (Verrücktheit) zum Ausbruch, von der im letzten Sommer so viel die Rede ging. Aus dem Könige wird jetzt der Königsnarr, der durch die öde, leere Heide schreitet, auf dem Haupte statt der Krone einen Strohkranz, in der Hand statt des Scepters einen Stecken tragend, an der Seite den Narren als vertrauten Rat und Minister, und doch, wie er sich einredet, „jeder Zoll ein König!"

Auf gleicher rein pathologischer Basis bewegt sich der Wahnsinn Opheliens und der Lady Macbeth. Während bei jener die furchtbar traurige Verknüpfung der Verhältnisse die zarte Blume ihrer Seele knickt, verkündet diese uns die tiefsinnige Erfahrung, daß es leichter ist, Verbrechen zu begehen als zu ertragen. Von Ophelien ist die Lady Rutland in Laubes „Essex" nur eine blasse Nachbildung. Die visionären Zustände Macbeths und Richards des Dritten gehören weniger in den Rahmen unseres Themas. Wohl aber gehört dahin die Narrheit unbegründeter Eifersucht, wie sie sich in den Köpfen von Othello und König Leontes entwickelt. In ihnen ist die Vernunft und die klare Logik ihrer Schlüsse zerstört durch die totale Gefangennahme des Gehirns von jener furchtbarsten aller Leidenschaften. Das Thema, das hier Shakespeare mit bitterem Ernste behandelt, nahm die Lustspielbühne dann in scherzhafte Behandlung. Für den „Cäsarenwahnsinn" lieferte die gigantische Figur des Kaisers Nero ein vielfaches dramatisches Vorbild, aber keine all der Nachbildungen hat Fleisch und Blut genug erhalten, um auf der Bühne fortzuleben, bis etwa auf den kaiserlichen Narren Caligula in Halms „Fechter von Ravenna".

Zu den Narrenfiguren Shakespeares haben wir auch den Juden Shylock zu rechnen. Denn die Figur ist von Haus aus nicht tragisch, sondern grotesk. Das Narrenhafte im Handeln Shylocks liegt darin, daß er die Untauglichkeit des Mittels zur Befriedigung seiner Rachsucht, jene Vertragsklausel, welche ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe seines Schuldners verspricht, nicht von vornherein einsieht und seine eigene Schlauheit an der größeren einer Frau zu Grunde geht. So erscheint er in dem Stücke auch keineswegs als der Bemitleidete, sondern als der Gefoppte und Verlachte. Seine Niederlage begleitet nur die Freude und die Spottlust. Das ganze Stück trägt überhaupt den Charakter des Lustspielartigen. Die Wahlscene mit den drei Kästchen, die lustige nächtliche Entführung Jessikas, der Trubel des Karnevals, die Verkleidungsscene, das neckische Scherzspiel im fünften Akte: alles deutet darauf hin. Zu diesen gefoppten Narren zählt auch der Hofmeister Malvolio in „Was ihr wollt". Durch einen von der lustigen Zofe Maria angefertigten Brief wird in ihm der Gedanke erregt, daß seine Herrin in ihn verliebt sei, und dann die in ihm schlummernde Anlage zur Narrheit geweckt. Er kleidet sich der brieflichen Weisung gemäß in gelbe Strümpfe, gürtet sich kreuzweis die Knie und „schaut finster auf die Dienerschaft". Dies seltsame Gebaren bringt ihn in den Ruf wirklicher Verrücktheit, und der arme Schelm muß sich gefallen lassen, daß man ihn hinter Schloß und Riegel bringt. Mit diesen beiden Figuren sind wir schon eingetreten in die große Narrenzunft, die von denen gebildet wird, welche weder Narren von Beruf, noch Narren im rein pathologischen Sinne sind, sondern denen die Narrheit gleichsam nur partiell anhaftet. Es sind dies die sogenannten närrischen Leute, deren Narrentum dann in die

Erscheinung tritt, wenn eine gewisse Seite ihres Wesens angeschlagen und in Schwingung versetzt wird. Es sind die Leute, von denen man sagt, „sie haben einen Stich“. Die Zahl dieser Narren ist auf der Bühne eine überaus große. Das spricht schon in höchst drastischer Weise ein altes Fastnachtsspiel aus, das Hans Sachs zum Verfasser hat: In diesem Stück, betitelt „Das Narrenschneiden“, tritt ein Arzt mit seinem Knechte auf, um einen Kranken von seinen Leibschmerzen zu heilen. Der Arzt belehrt ihn, sein Leib stecke voller Narren. Diese müßten aus dem Leibe herausgeschnitten werden, sonst würde er nicht gesund. Und nun beginnt der Doktor ihm die einzelnen Narren herauszuholen. Der erste, den seine Zange faßt, ist der Narr der Hoffart, der zweite ein „viereckichter“ Narr, der des Geizes, ein dritter der des Neides, ein vierter der der Buhlerei und ein fünfter der Völlerei. Wenn der arme Kranke meint, die Narren wären nun alle, kommt immer ein neuer wieder zum Vorschein, und als er zuletzt sich befreit glaubt und von seinen Schmerzen aufatmet, entdeckt der Doktor noch ein ganzes Narrennest mit Narren von:

> Allerlei Gattung als falsch Juristen,
> Schwarzkünstler und Alchemisten,
> Finanzer, Alifanzer und Trügner,
> Schmeichler, Spötter und Lügner,
> Murrköpfe, Zoter, Launenhafte,
> Grobiane, Freche, Tölpelhafte,
> Wundertrămer und Barbaren,
> Undankbare und Modenarren,
> Grämliche, die immer sorgen,
> Schlechte Zahler, die gern borgen,
> Eifersücht'ge Hüter der Frauen,
> Die grundlos richten, nutzlos bauen

u. s. w.

Wir wollen im folgenden nur einzelne Gruppen vorführen, welche bestätigen werden, wie reichhaltig die Variationen unseres Themas sind. Da treten uns im Anschluß an Malvolio zunächst jene alten verliebten Gecken vor Augen, deren Narrentum darin seinen natürlichen Grund hat, daß sie das Mißverhältnis zwischen Alter und Jugend unnatürlich ausgleichen wollen. Dahin gehört vor allem der Kotzebuesche Graf Klingsberg. Bei ihm tritt die Narrheit sofort ein, wenn ein weibliches Wesen in seinen Gesichtskreis tritt. Sonst ist der Graf mildthätig, gutherzig; denkt mit Rührung an seine verstorbene Frau. Er beobachtet auch den äußeren Anstand. Erst der verliebte Paroxysmus macht ihn zum Gecken, der sich jung macht trotz seiner weißen Haare. Er führt ihn von Blamage zu Blamage. Der Sohn ißt den Fasanen, den der Alte für die Geliebte bestellt hat. Den für die hübsche Kammerzofe bestimmten Shawl muß er, um sich nicht zu kompromittieren, der Schwester überlassen, und bei einem Rendezvous findet er statt der erhofften jungen Frau die eigene alte Schwester. „Nun zeige mir einer einen dummen Jungen, der dümmer aussieht als ich!“ ruft er nach diesem Malheur. „Ich sehe schon, Klingsberg hat sich überlebt, es bleibt ihm nichts weiter als seine alte — Schwester.“ Mit dieser Erkenntnis zieht er den Narren aus. Zu der Species gehören weiter der bekannte Doktor Bartolo im „Barbier von Sevilla“, der Schneider Fips von Kotzebue und zahllose andere.

Zu ihnen gesellt sich der Chor jener, bei denen eine an sich löbliche Charaktereigenschaft so ins Extreme gezogen ist, daß ihr Träger damit der Unvernunft, dem Narrentum verfällt. Der sparsame Mensch wird zum Narren, wenn seine Sparsamkeit in Geiz übergeht, der zärtliche Vater, wenn seine Kindesliebe zur Affenliebe wird. Hierfür bietet Molière in seinem Harpagon ein musterhaftes Charakterbild. Dieser Narr des Geizes hat nur eine Sorge, nur ein Lebensziel: die Erhaltung und Vermehrung seines Reichtums. Dinge und Menschen haben für ihn nur Bedeutung, insofern sie sich diesem Zwecke nutzbar erweisen. Die Sorge um sein Geld macht ihn mißtrauisch. Überall wittert er Diebe und Räuber, die es auf die Plünderung seiner Schätze abgesehen haben. Er verbirgt und verleugnet sie ängstlich vor den Augen der Welt und giebt sich den Anschein der Armut. Da wird ihm sein vergrabener

Schatz gestohlen. Das versetzt ihn in volle Raserei. „Es ist aus mit mir und ich bin auf der Welt nun nichts mehr nütze — ich bin tot, ich bin begraben, will mich denn kein Mensch wieder auferwecken, der mir mein liebes Geld wiedergiebt!" ruft er im Paroxysmus der Verzweiflung. Und als ihm danach die Alternative gestellt wird, seinen Schatz wieder zu erhalten oder auf seine junge, hübsche Braut zu verzichten, ist er sofort bereit, das letztere zu thun. Das Thörichte in Harpagons Handeln ist, daß er das Geld an sich für etwas Wertvolles hält, während es doch seinen Wert erst durch seine Nutzbarmachung bekommt. Wird sein Besitz dem Vernünftigen eine Quelle des Genusses und irdischen Glückes, so wird er dem Narren nur die Ursache zu Entbehrung, Sorge und Ärger. Nach dieser Richtung hat auch L'Arronge einige ergötzliche Figuren geschaffen. So hat in seinem Schuster Weichelt in „Mein Leopold" die verhätschelnde Liebe des Vaters zum Sohne eine solche Höhe erreicht, daß sie den gesunden Kern in dem Wesen des braven Mannes ganz hinausgedrängt und sein natürliches Empfinden so umnachtet hat, daß er nicht mehr das Gute vom Schlechten, das Echte vom Falschen unterscheiden kann, daß er wider seine Natur rauh, hart und ungerecht wird, bis endlich Elend und Unglück den Paroxysmus verjagen und den verschobenen Schwerpunkt seines Wesens wieder einrichten. Ein Seitenstück dazu liefert der alte Voß im „Compagnon", der seine Liebe zur Tochter bis zur förmlichen Eifersucht auf den Schwiegersohn steigert und erst durch das natürliche Empfinden einer schlichten Frau von seiner Narrheit kuriert wird.

Nun tritt eine weitere Serie in Sicht. Es sind die Narren des Berufs. Bei ihnen hat das Berufs- und Standesbewußtsein sich zu einer solchen Höhe hinaufgesteigert, daß sie für das, was außerhalb desselben lebt und fühlt, alles Verständnis, ja sogar alles Mitgefühl verloren haben. Sie beweisen den Satz, daß wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, in umgekehrter Weise. Das Amt und die damit verbundene Rangstellung haben sie vielmehr um den Verstand gebracht. Den Reigen dieser Rang- und Berufsnarren eröffnet die drastische Figur des Schillerschen Hofmarschalls von Kalb. Bei ihm hat das Berufsbewußtsein einen so hohen Grad der Entwickelung erreicht, daß bei ihm die Vernunft erst beginnt, wo der Hofmarschall aufhört. Daß vor einundzwanzig Jahren auf einem Hofballe der Herr von Bock das verlorene Strumpfband der Herzogin Amalia ihm, dem Hofmarschalle, weggeschnappt hat, wird für ihn das tragischste Ereignis seines Lebens. Trotz seiner „Unze von Gehirn" wird er von einem berufsmäßigen Selbstgefühl beherrscht, das freilich vor der Pistole Ferdinands nicht stand hält. Ein bürgerliches Pendant zu ihm bildet der Bürgermeister von Sardaam in Lortzings „Zar und Zimmermann". Auch in diesem verkörpert sich das übertriebene Amtsgefühl und die Dummheit, die sich für weise und klug hält. Man gebe solch einem Dummen nur eine amtliche Stellung, und sofort wird die noch versteckte Dummheit ihre Blüten treiben. Der von der Amtspflicht aufgeblähte Stadtmonarch hält sich nunmehr für einen „zweiten Salomo", der sich in seinem Urteile nie trügt, dabei aber doch erlebt, daß seine Klugheit stets auf falschen Wegen wandelt und er statt des rechten Zaren immer den falschen erwischt. Auch hier mischt sich die Borniertheit noch mit einem Grade von Schlauheit, selbstgefällige Aufgeblasenheit mit kriechender Furcht, um neben philiströser Gutmütigkeit und lächerlich aufgebauschter Strenge ein ergötzliches Groteskgemälde des Narrentums zu bilden.

Zu dieser Gattung zählt auch der Großkaufmann Timotheus Bloom in Töpfers „Rosenmüller und Finke". Auch bei ihm ist das kaufmännische Standesbewußtsein auf die Spitze getrieben. Der Kaufmann gilt ihm als das Höchste. Hier beginnt für ihn erst der eigentliche Mensch, das menschenwürdige Dasein. Kaufmännische Spekulation bildet den Höhe- und

Ausgangspunkt seiner Gedanken. Der Gewinn ist das Ideal seines Lebens; er denkt nur in Zahlen, er wägt alles Empfinden nach Soll und Haben. Sein ganzes Leben ist nichts als eine fortgesetzte Reihe kaufmännischer Kalkulaturen. Das Herzensglück seines Sohnes ist für ihn nur ein Additionsexempel. Seine Sympathie steigt und fällt je nach der Höhe der Mitgift. Zieht jemand an diesem Hauptregister seines Denkens und Empfindens, gewährt er ihm die Aussicht auf Gewinn und Erwerb, so hat er seine Freundschaft erobert. Dann kann Bloom rührend werden bis zu Kuß und Umarmung. Zeigt sich ihm jemand ebenbürtig oder gar überlegen in der Kunst des kaufmännischen Kalkuls, so erringt er sich seine höchste Achtung. Im übrigen aber heißt es bei ihm erst das Geschäft und dann das — Herz. Erst muß er den eingegangenen Brief aus Manchester lesen, ehe er den Sohn empfängt, den er seit drei Jahren nicht gesehen hat. Seinen Bruder hat er in seinem Herzen begraben, weil er nicht zur Zunft schwur, sondern dem Wehrstande angehört, einem Stande, der nichts verdient, also auch für ihn nichts zu bedeuten hat. Diese bis zur Narrheit gediehene Übertreibung rächt sich an Bloom, denn er muß erfahren, daß der eigene Sohn hinter seinem Rücken in den verhaßten Stand seines Bruders und dafür dessen Sohn in den Kaufmannsstand eintrat. So hat der Lauf der Dinge sich wider seine Anschauungen gekehrt und seine Narrenweisheit zu Schanden gemacht.

Nach einer anderen Seite hin sind die Narren des Berufs von dem letzteren so sehr eingenommen, daß sie darüber den Kontakt mit der Außenwelt ganz verloren haben, wie Kotzebues Peregrinus der Vielwisser, der, aller Wissenschaften und Sprachen kundig, gleichwohl im Verkehr mit den Menschen ganz unbeholfen ist, und sein köstlicher Nachfolger, der Professor Lambert in der Benedixschen „Hochzeitsreise", der, ganz in der Ideenwelt der alten Klassiker aufgehend, bei diesen sich Rats holt über die Behandlung seiner jungen ihm eben angetrauten Frau.

Auch das bornierte Standesbewußtsein, das Pochen auf die gesellschaftliche Stellung, hat auf der Bühne eine Menge Keime der Narrheit hervorgetrieben. Dahin gehören die zahlreichen männlichen und weiblichen adligen Gecken, in deren Augen nur der das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein und gesellschaftliche Beachtung hat, der ein von vor seinem Namen trägt. Auch hier verbindet sich die Einseitigkeit mit der Borniertheit. Das eine erzeugt regelrecht das andere. In neuerer Zeit, wo das Standesbewußtsein nach dieser Richtung hin dem allgemeinen Nivellement unterlag, ist an dessen Stelle das Pochen auf den Reichtum, auf das Geld getreten. Auch hierfür hat R. Benedix eine ergötzliche Narrenfigur kreiert. Es ist dies Anatol Schumrich in den „Zärtlichen Verwandten".

Er hat das Glück, als Sohn des reichsten Mannes in der Stadt geboren worden zu sein. Damit ist auch schon sein Narrentum besiegelt. Denn dieser Umstand enthebt ihn nicht nur aller Sorge des Lebens, sondern auch des Denkens und Handelns. Er läßt die Dinge einfach an sich herankommen. Sie folgen, meint er, von selbst der Lockung seines Geldes. Er hat Scheu vor allem Wissen. Er braucht nur das eine zu wissen, daß er infolge seines Reichtums nicht nötig hat, etwas zu wissen. Daher war es denn auch ganz überflüssig, daß ihn sein Vater auf Reisen schickte, um sich dort Bildung zu holen. Wozu braucht er das? Er ist ja der Sohn der reichsten Leute in der Stadt. Er hat denn auch gerade so viel draußen gelernt, um sich damit unsterblich zu blamieren. Er merkt das auch, aber das geniert ihn nicht. Nun schickt ihn sein Vater aus, sich eine Frau zu suchen. Als er trotz seines Geldes auf diesem Wege sich indes lauter Körbe holt, so macht ihm das ebensowenig Galle, er bleibt darum doch immer der Sohn der reichsten Leute in der Stadt. Das ist doch die Hauptsache, und die jungen Damen

sind dumm genug, wenn sie darauf kein Gewicht legen.

Nun zieht in unserem Gedächtnis noch eine weitere Narrenschar vorüber. Es sind diejenigen, welche über den Horizont ihres Wissens und Könnens hinausgreifen oder aus der ihnen durch Geschlecht oder Sitte angewiesenen Sphäre hinaustreten. Dahin gehört der sprichwörtlich gewordene politische Kannengießer in dem gleichnamigen Lustspiele des dänischen Dichters Holberg, der sein nährendes Kannengießergeschäft vernachlässigt und dafür hohe Politik treibt, politische Klubs leitet und von der Einbildung zehrt, daß er bestimmt sei, noch einmal eine wichtige politische Rolle zu spielen. Als man ihm dann weiß macht, er sei Bürgermeister geworden, wird er gegenüber den an ihn herandrängenden Aufgaben seiner Ohnmacht inne und ist schließlich froh, wieder Kannengießer sein zu können. Dahin gehört in Stücken neueren Datums der Kutscher Lubowsky im „Doktor Klaus“, der meint, seinem Herrn die Arzneikunst abgelernt zu haben. Dahin gehören die emancipationslustigen Damen, welche die Lustspiele der vierziger und fünfziger Jahre durchliefen, und die gelehrten Frauen Molières, die in den Lustspielen von Benedix eine fröhliche Auferstehung feierten.

Die nach diesen vorbeidefilierende Schar ist die beklagenswerteste von allen. Während die anderen die Schellenkappe unbewußt tragen, sind diese ihres Narrentums sich bewußt und müssen es gleichwohl tragen. Es sind die Narren wider Willen. Unter ihnen bewegt sich in erster Reihe ein in träumerische Melancholie versunkener, von der Blässe des Gedankens angehauchter Jüngling. Es ist Hamlet, der sich den Wahnsinn anlog, um damit die Aufgabe seines Lebens besser lösen zu können. Ihm nach kommen die schüchternen Liebhaber, die durch ihr Ungeschick zu Don Juans wider Willen geworden sind, wie der Musikdirektor Bergheim in Benedix' „Lustspiel“, die Fanatiker der Wahrheit, welche in ihrer Umgebung keine Lüge dulden und es glücklich dahin gebracht haben, daß alles lügt und sie nun die Lüge selbst für Wahrheit halten müssen, wie der Gutsbesitzer Rümpler in Kneisels „Haus der Wahrheit“, alle jene, die gezwungen sind, eine bloß im Scherze und zum Scheine angenommene Rolle nun auch wirklich zu spielen, wie der Gerichtsdiener Purzel, der Weltumsegler wider Willen, der arme Schuster im „Verwunschenen Prinzen“ und der Theaterdirektor Quabbe in Schweitzers „Komtesse Helene“, der sich gezwungen sieht, den Grafen, den er im Scherze spielte, nun wirklich zu spielen. In extremer Fortentwickelung hat sich diese Narrheitskategorie dahin gesteigert, daß jemand ganz irre wird an der eigenen Person, daß er sich für einen ganz anderen hält, als er ist. Da ist der unglückliche Meister Andrea in Emanuel Geibels gleichnamigem Lustspiele, dem seine Freunde es so lange einreden, er sei nicht der Tischlermeister Andrea, sondern der Kapellmeister Mattheo, bis er es selber glaubt und sich nun allen Ernstes bemüht, Mattheo zu sein, gleichwie der arme Schuster im „Verwunschenen Prinzen“.

Eine weitere dieser verwandten Narrenkaste bilden die an einer krankhaften Einbildung Leidenden, die in dem Molièreschen Kranken in der Einbildung ihren Ahnen haben und in Mosers ergötzlichem Schwanke „Eine kranke Familie“ eine reiche Nachkommenschaft fanden.

Nun begegnen wir bei unserer Revue einem vollständigen Narrenquartett; das kopfhängerische Wesen, der schwärmerische grübelnde Blick deuten auf eine gewisse Zusammengehörigkeit. Alle vier hat der Menschheit ganzer Jammer angefaßt. Sie sind die Narren des Weltschmerzes, einer geistigen Krankheit, welche Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre bei uns stark grassierte. Sie sind alle vier interessant genug, um unsere nähere Betrachtung herauszufordern. Da ist der erste, eine feine aristokratische Figur, das schon etwas dünn gewordene Haar sorgfältig frisiert, modisch aber nicht geckenhaft gekleidet, Diamantringe an den wei-

ßen schlanken Fingern, eine Reitgerte in der Hand: es ist Graf Waldemar aus Gustav Freytags gleichnamigem Drama. An ihn schließt sich eine nicht minder elegante Erscheinung in französischer Generalsuniform, ein Buch in der rechten Hand, die Linke auf den reichvergoldeten Galanteriedegen gestützt: es ist der Königslieutenant Graf Thorane. An diesen reiht sich eine schlanke hohe, dabei aber etwas gebrochene Figur, das Gesicht schmal und blaß, auf der hohen weißen Stirn ein roter Fes und um die Glieder geschlagen ein feiner indischer Schlafrock, mit dem einen Fuße schmerzhaft hinkend, im Blicke seines Auges Schwermut und doch zugleich stahlharte Energie verkündend: es ist der Lord Rochester in der „Waise von Lowood“. Der vierte in dem Narrenbunde sticht in seinem Äußeren stark gegen die anderen ab; sein Haar ist verwildert, die Haltung schlotternd, die Kleidung verwahrlost, in den Augen liegt ein gewisser lauernder Hohn, um den Mund spielt ein sarkastisches Lächeln, der Ausdruck des Gesichts ist fast cynisch derb: es ist Narciß, der Held des gleichnamigen Brachvogelschen Dramas.

Ihr Narrenschicksal ist ein durchaus gleichartiges. Im Grafen Waldemar haben Blasiertheit und übersättigter Lebensgenuß eine melancholische Verstimmung erzeugt, die sich in Thaten launischer Thorheit entladet, bis eine gesunde Frauennatur den zerrütteten Geist wieder in das Geleise normalen Empfindens zurückführt.

Auch Graf Thorane gehört zur Klasse der schwermütigen Melancholiker. Er ist mit der Welt zerfallen um eines Weibes willen, das sein edles Herz verriet. Sein Wesen hat infolgedessen etwas Sensibles, Nervöses angenommen. Die unbedeutendsten Dinge, die blaue Farbe eines gemalten Himmels, ein so harmloses Gedicht wie das Goethesche „Kleine Blumen, kleine Blätter“, können ihn schon zu Thränen rühren, und doch ist er Soldat und steht mitten im Kampfe. Dieser Widerstreit zerstört die Harmonie seines Wesens.

Ähnlich verhält es sich mit Narciß. Auch ihn hat der schnöde Verrat eines Weibes um die Harmonie seiner Seelenkräfte, um den normalen Gang seines Denkens und Empfindens gebracht; auch in ihm hat das Elend des Lebens unvereinliche Gegensätze geboren, welche das Produkt der Narrheit ergeben. Auf der einen Seite ist er der weltverachtende Cyniker, der in nihilistischen Anwandlungen alles Göttliche im Menschen wegdemonstriert und das einzige wahre Glück des Lebens nur in der regelrechten Verdauung findet; auf der anderen Seite der empfindsame schwärmerische Liebhaber, dessen Herz von der Sehnsucht nach seiner verlorenen untreuen Gattin gequält wird und der nur den einen Wunsch nährt, ihr, „seinem verlorenen Eden“, wieder zu begegnen. So macht die ungereimte Verbindung zwischen Cynismus und Schwärmerei, zwischen Idealismus und Materialismus, zwischen Erd und Himmel ihn zu einem zwitterhaften Geschöpfe, zu einem haltlosen Narren. Es sind daher seine philosophischen Ergüsse eigentlich nur die Kinder seiner verzweifelten Stimmung. Sie haben zugleich einen ironischen Beigeschmack; denn im Grunde genommen glaubt Narciß selbst nicht an ihre Wahrheit. Sein Humor ist nur Galgenhumor. Fände er die geliebte Frau wieder, so würden alle diese falschen Seifenblasen seines Gehirns sich verflüchtigen. Nun findet er die Frau zwar wieder, aber als die Maitresse des Königs — einen Moment lang, ehe er dies erfuhr, war er wieder der wahr empfindende Mensch geworden — nun aber versinkt die Schale der Vernunft unter seinen Füßen, die falschen, verrückten und vernichtenden Gedanken gewinnen die Alleinherrschaft und das Gefäß seines Geistes zerbricht in Wahnsinn und Tod.

Der vierte, der Lord Rochester, ist von menschenfreundlicher Gesinnung, ausgestattet mit einem weichen Gemüt, das ihn zu den Thaten des edelsten Humanismus treibt, wie zur Pflege eines unwürdigen Weibes, das seine und seines Bruders Ehre aufs tiefste verletzte, und ihres einem unlauteren Verhältnis entsprungenen Kin-

des. Um dieser Umstände willen ist er mit der Welt zerfallen. Er tritt ihr, und vor allem dem Weibe in ihr, wider seine eigene Natur rauh und hart, mit dem Hohne der Verachtung entgegen. Auch er gehört zur Klasse der Melancholiker, und der Gegensatz zwischen dem, was er ist und was er äußerlich scheint, erzeugt in uns das Gefühl einer krankhaften Narrheit.

Sind diese vier Figuren das Erzeugnis der Zeitstimmung gewesen, so darf man überhaupt sagen, daß jede Zeitepoche ihre besonderen Narren hat. Der Narr unserer Jetztzeit ist der Parvenu, wie er in allerlei Wandlungen die moderne Bühne betritt. Man betrachte ihn nur einmal, wie er sich in den Aufzug einreiht, den umfangreichen Leib wohl gefüttert mit Austern und Sekt, das breite Doppelkinn aus der rotseidenen Halsbinde quellend, den hellen Filzhut auf dem breiten Kopfe und die gewichtige Uhrkette quer über die Weste gelagert. Er ist der bekannte Schulze von der Aristokratie aus Pohls Posse „Ehrliche Arbeit“. Sein Budiker- oder Viktualienladen und der ums Zehnfache gestiegene Wert seines Grundbesitzes haben ihn schnell zum reichen Manne gemacht, und nun meint er, es auch den gebildeten und vornehmen Kreisen nachthun zu können, ohne zu bedenken, daß es dazu der Bildung und Erziehung bedarf, die der Reichtum ihm nicht zu schaffen vermag. So wird sein ganzes, früher natürliches Wesen affektiert unnatürlich; er giebt geistreiche jours fixes, aber die Unterhaltung kommt dabei nicht übers Wetter hinaus; er giebt große Diners, die auf nichts weiter hinauslaufen als eine gemeine Abfütterung; er giebt musikalische Abende, ohne etwas von Musik zu verstehen; er bemüht sich, die Sprache der Gebildeten zu sprechen, und schwatzt Unsinn. Dieser Zwiespalt zwischen seinem äußeren und inneren Wesen macht ihn zum Narren. In etwas verfeinerter Form erscheint er als der Kommerzienrat, der wie in Lindaus „Maria und Magdalena“ trotz seiner Stellung den Idioten nicht verleugnet.

Die Anfänge dieser Species sind übrigens schon bei Molière vorhanden, dessen geadelter Bürger Jourdain in seinen alten Tagen noch Tanzmeister, Fechtmeister und Komponisten engagiert, um sich ihre Künste anzueignen.

Unsere große Narrenparade beschließt nun noch ein allgemeiner Troß von buntestem Leben. Darunter sind die betrogenen Ehemänner, die wie Molières George Dandin ihre Frauen noch dafür um Verzeihung bitten, daß sie ihnen Hörner aufsetzen, die hohlen faden Schwätzer (Hartwig im Stiftungsfest), die Aufschneider und Prahler, die von dem Hauptmann Horribilikriblifax von Donnerkeil von Andreas Gryphius bis zum General Kantschukoff eine lange Ahnenreihe haben, die Narren des guten Herzens, die Allerweltsfreunde, die eitlen Weltverbesserer und Projektenmacher, die Frömmler und viele andere.

Also ist auch nach des seligen Hanswursts Tode die Narrenzunft auf der Bühne nicht ausgestorben. Sie hat auch dort ihr gutes Daseinsrecht, denn sie dient der Weisheit und Vernunft als Kontrolle. Erst durch die Narrheit kommt der Mensch zur Weisheit. Die Aufgabe der Bühne ist aber gerade, den Menschen in den Spiegel des Lebens schauen zu lassen, um ihn durch Selbsterkenntnis vor den schlimmen Leidenschaften seiner Sinne und der Thorheit seines Handelns zu wahren. Es wird darum auch in Zukunft die Bühne noch aus dem Narrenschatz des Lebens eine reiche Anregung zu dichterischer Gestaltung erhalten, denn die Narrheit wird im Leben nie untergehen.

Eine Eisenbahn auf dem Sandmeere.

Von

Hermann Vámbéry.

Als ich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren auf dem noch damals jungfräulichen Boden der hyrkanischen Steppe unter den nur noch halb gekannten urwüchsigen turkomanischen Nomaden weilte, da fand ich gar viele der bizarren, primitiven und auffallenden Züge dieses Nomadenvolkes, welche die Aufmerksamkeit meines jugendlichen erhitzten Sinnes auf sich zogen. Das Bild vergangener Jahrtausende, wie solches in luftigen Umrissen nur die Phantasie zu malen wagt, lag mit all seinen Licht- und Schattenseiten vor meinem Auge. Patriarchalische Tugenden, gepaart mit bestialischen Ausbrüchen menschlicher Leidenschaft, nacktes Elend und Einfachheit, Raub, Mord und raffinierte Grausamkeit, vereint mit Wohlthätigkeit und Herzensgüte, begegneten mir auf Schritt und Tritt bei diesen Menschen im ersten Stadium des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Unter einem Zelte an den Ufern des Görgen, wohin vor mir noch kein abendländisches Auge gedrungen, lauschte ich mit wonnigen Gefühlen den wunderbaren Märchen und Sagen, die ein irrender Troubadour unter monotoner Begleitung seines zweisaitigen Instrumentes der atemlos um ihn herum hockenden Hörerschaft zum besten gab. Da schweifte die Phantasie dieses Naturbarden von einem Gegenstande zum anderen; er berührte die Gegenwart und die Vergangenheit; er sprach von den empörten Wogen des Kaspisees, die verheerend weit ins Land dringen, um Zelte, Menschen und Tiere ins grundlose, nasse Wogengrab mit sich zu reißen; er schilderte den von Nordosten hereinbrechenden Orkan, der riesige Sandberge mit sich trägt, um ganze Gehöfte zu begraben, andererseits wieder Ruinen vergangener Städte und glitzernde Schätze aufzudecken; schließlich pflegte er den Untergang der Welt zu malen und dabei teils die diesbezüglichen Verse des beliebten Nationalbarden Machdumkuli zu recitieren, teils von einem mächtigen, grauenvollen Feinde aus der Fremde zu sprechen, der auf einem feurigen Rosse erscheinen werde, einem Rosse, das mit dem Wind um die Wette läuft, Feuerfunken aus den Nüstern sprüht, über Berg und Thal, über Sumpf, Schnee und Sand ungehindert wegzieht, er selbst ein Reiter, in dessen Gefolge sich zahlreiche mit Blitz bewaffnete Mannen befinden und das Volk der Turkomanen von der Erde wegfegen werden.

Die Sage von diesem Zauberreiter mit dem Feuerrosse fällt mir ein, wenn ich der Eisenbahn gedenke, welche die Russen in den letzten Jahren von der Ostküste des Kaspimeeres durch das Land der Turkomanen bis an die Ufer des Oxus erbaut haben und von da weiter über Samarkand bis nach Taschkend fortsetzen werden. Ich kann mir vorstellen, wie der erwähnte Troubadour, Namens Aman Geldi (das heißt der Friede ist gekommen),

das teuflische Werk der ihm verhaßten Moskowiter bewundert. Er wird seinen Augen kaum trauen, daß die von ihm besungene Mär so schnell in Erfüllung gegangen, und nachdem er in den riesigen Leichenhaufen, den Skobelew bei Erstürmung von Gök-Tepe zurückgelassen, auch das Schreckensbild des Unterganges seines Volkes gewahrt, wird sein Staunen wohl alle Grenzen überschreiten. Ja, Staunen und Bewunderung erfaßt auch den Reisenden aus vergangenen Zeiten, wenn er des Eisenstranges gewahrt, den General Annenkow auf diesen schrecklichen Wüsteneien gelegt, und wenn er in Erwägung zieht, daß Strecken, deren Zurücklegung ehedem Monate erheischte, heute in ebensoviel Tagen besiegt werden können, und daß das feuersprühende, schnaubende Dampfroß das ehedem in watschelndem Gange dahinziehende keuchende Kamel abgelöst hat.

Nun, diese von der Ostküste des Kaspisees nach Samarkand sich hinziehende, 1335 Werst lange Eisenbahn gehört jedenfalls zu den merkwürdigsten Bauten der Neuzeit. Bezüglich der Ausdehnung kann sie sich keinesfalls weder mit der Pacificbahn, noch mit der Kanadaverbindungsbahn vergleichen. Sie durchzieht keine Riesentunnels, sie überschreitet keine schwindelnden Berghöhen, aber ihr Bau war mit solch eigentümlichen Hindernissen verbunden, die wir nicht so leicht anderswo antreffen. Vor allem der Riesenkampf um einen sicheren Landungsplatz an der Ostküste des Kaspisees. Diese Küste ist von Norden nach Süden durch absoluten Mangel an Fahrwasser gekennzeichnet, indem man oft eine Stunde weit im Meere zu waten hat, bevor man einer Tiefe von acht bis zehn Fuß begegnet. Sowie im Schwarzen und im Mittelländischen Meere hat sich auch hier im Laufe der letzten Jahrhunderte die Flut von der Ostküste nach dem Westen zu zurückgezogen, und Städte, die zur Zeit des Mongolenkrieges noch hart am Meeresufer gestanden, deren Ruinen befinden sich heute mehrere Stunden weit im Inneren des festen Landes. Bei einer solchen Küste war daher der Ausgangspunkt der Bahn, das heißt ein Hafen, in welchem größere Schiffe von Westen her einlaufen können, nicht gar leicht zu finden, und nur nach vielem Suchen gelang es den Russen, auf der Insel Uzun-Ada, zu der in der Balkanbucht befindlichen Eilandsgruppe gehörig, den günstigen Punkt zum Beginn der Bahn zu entdecken. Hiermit war aber nur der erste, ich möchte sagen, der allerkleinste Teil der Schwierigkeiten überwunden. Bei dem Bau eines Bahnkörpers durch solche unwirtbare Gegenden, wo auf viele Tagereisen langen Strecken kein fester Wohnsitz, kein Kulturrayon und keine Wege und Straßen sich befinden, dort war es im vorhinein unmöglich, für Unterkunft und Verpflegung der Bahnarbeiter anders zu sorgen, als jeden Bissen Brot, jeden Spaten, jede Schaufel, Hacke, ja jedes Stück Werkzeug aus der weiten Ferne zu beschaffen und von der Westküste nach der Ostküste hinüberzuschiffen. Unter solchen unsäglichen Kämpfen wurde der erste Teil der Bahn, nämlich die zweihundert Werst lange Strecke vom Meere bis nach Kizil-Arwat in der Richtung des sogenannten Kubbetberges, einer Auszweigung des Gebirgssystems am Nordrande Persiens, zu stande gebracht.

Dieser Teil der Bahn, ursprünglich zum Transport von Mannschaft und Munition im russischen Kriege gegen die Achal-Tekke-Turkomanen bestimmt, war eigentlich nur ein Dampftramway, aber auch so war der Bau mit riesigen Schwierigkeiten verbunden. Wenn ich mir jene Momente vergegenwärtige, in welchen ich selbst inmitten dieser öden Sandhügel einherzog, wo ein vom Kamel gefallenes Stück Reisegepäck nach Verlauf einer halben Stunde oft zwei Finger hoch mit Sand bedeckt war und kaum wiedergefunden werden konnte, so wird meine Verwunderung über die Ausdauer und Zähigkeit der Russen wohl gerechtfertigt sein. Um den gehörigen Unterbau aufzuführen, mußte der an verschiedenen Stellen hundertfünfzig und zweihundert Fuß tiefe

Sand zuerst mit dem aus dem fernen Meere gebrachten Wasser bespült und mit Lehm belegt werden, um die Slippers anfnehmen zu können. Das größte Kunststück war entschieden das Zustandebringen der ersten Meilen; im späteren Laufe baute die Bahn sich selbst, indem auf den nur halbwegs fertigen Teilen Menschen und Material immer weiter befördert, immer tiefer ins Sandgebiet hineingebracht wurden.

Übrigens mußte nicht nur Material und Menschen, sondern auch Süßwasser, welches mittels Maschine am Ufer des Meeres erzeugt wurde, Schritt für Schritt mitgeführt und in eisernen Cisternen in Bereitschaft gehalten werden. Die Arbeiter, früher aus Rußland hergebracht, konnten bei dem erschöpfenden Klima unter mannigfachen Mühseligkeiten und Strapazen den in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprechen und mußten durch Inländer, das heißt durch Perser und Turkomanen, ersetzt werden. Mit dieser Arbeiterkolonie bewegten sich die russischen Ingenieure langsam vorwärts, bis sie endlich hinter Kizil-Arwat harten und mitunter kulturfähigen Boden erreichten und auf einem verhältnismäßig leichter nivellierbaren Terrain die Bahn bis nach Aschkabad fortzusetzen im stande waren.

Inzwischen war eine Pause von vier Jahren in der Konstruktion eingetreten; eine Pause, die zur Durchforschung und Wertbarmachung des um den fertigen Bahnkörper herumliegenden Terrains genügend ausgebeutet, auch ihre Früchte getragen. Es war dies die Auffindung des nötigen Brennmaterials, das heißt reicher Naphthaquellen, die an die Stelle der hier absolut mangelnden Steinkohle gesetzt wurden. Dort, wo ich vor einem Vierteljahrhundert nahe daran war, mit der ganzen Karawane in einem Pechmorast zu versinken, befindet sich heute eine zweiundachtzig Faden tiefe Naphthacisterne, welche täglich 82000 Kilogramm Erdöl für den Eisenbahnbetrieb, Beleuchtung, Heizung, ja sogar zum Brotbacken liefert. Die Lokomotiven werden mit Naphtharückständen (russisch astatki) geheizt, die Bahnstationen sind mit Kerosin beleuchtet und letzteres wird sogar im Privatgebrauch statt Kerzen verwendet. Auf jeder Station sind, wie bei uns das Kohlenlager, große Tonnen oder sonstige Vorrichtungen für dieses Brennmaterial in Bereitschaft.

Im allgemeinen hat die Bahn einen speciellen, fast möchte man sagen, centralasiatischen Charakter, indem die Waggoneinrichtungen, Stationsgebäude, Wächterhäuser &c., teils den klimatischen, teils den socialen Erfordernissen angepaßt, auf den europäischen Reisenden den Eindruck des Bizarren nicht verfehlen. Von der Küste bis Kizil-Arwat genießt der Reisende bei einem Ausblick aus dem Waggonfenster den trostlosen Anblick auf das Bild ununterbrochener, hier und da mit ärmlichem Gesträuch bewachsener Sandhügel oder auf den Takir genannten festen Lehmboden, dessen Oberfläche, mit phantastisch geformten Sprüngen versehen, einem bizarren orientalischen Mosaik gleicht. Von Kizil-Arwat weiter, das heißt vom Beginn des Hügellandes, bis Aschkabad gewahrt man zur rechten Seite das immer stärker sich erhebende Hügelland der Ausläufer vom Kubbet-dag. Man sieht gut berieselte Felder und Äcker, durchschnitten von den zahlreichen Irrigationskanälen der Turkomanen; es heimelt uns der erste Anflug der Kultur an, und in Aschkabad selbst begegnen wir schon einer aufkeimenden russischen Stadt, die heute inklusive der Garnison schon achttausend Einwohner zählt und in deren neuerbauten Steinhäusern ausschließlich Russen, Armenier Kaukasier und Perser, aber keine Turkomanen wohnen. Dort, wo vor zweitausend Jahren die Tempel der Feueranbeter sich erhoben, prangt heute eine russische Kirche, deren bescheidene Glöcklein die Macht des neuen Glaubens verkünden und in die Gemüter der moslimischen Bewohner jenen Schrecken verbreiten, den vor zwölfhundert Jahren der melancholische Ruf des moslimischen Muezzins in das Herz des Mobeds, das

heißt Priesters der Feueranbeter, geworfen hat. Ja, eine Welt, ein Kultus löst den anderen ab. Der Wechsel erfolgt immer mit Ruinenhaufen, aber aus dem Schutte keimt ein neues Leben und eine neue Welt!

Von Aschkabad bis nach Duschakh hat der Reisende ungefähr dasselbe oder ein ähnliches Bild am rechten Fenster des Coupés, während links hier wie dort über einem dünnen Kulturstreifen die schauerliche Wüste des Karakums mit ihren menschen- und pflanzenleeren Flächen sichtbar wird. Von der Produktionsfähigkeit der auf der rechten Seite der Bahn befindlichen Strecken darf der Leser sich übrigens auch keine außerordentlichen Vorstellungen machen. Die Fruchtbarkeit asiatischer Länder und namentlich solcher Gegenden, die von der Bewässerung eines mühseligen, durch einen reicheren oder ärmeren Schneefall bedingten Irrigationssystems abhängen, kann keinesfalls mit der Fruchtbarkeit eines an Niederschlägen reichen Bodens gemäßigter Himmelsstriche verglichen werden. Grüne, üppige Wiesen, reiche Äcker, bewaldete Berge und einladende Haine gehören dort zu den Seltenheiten, und selbst die noch so sehr gepriesenen Zaubergärten innerasiatischer Kulturgegenden scheinen dem an die blühende Kultur Mitteleuropas oder Amerikas gewöhnten Auge nur im Gewande der Armut und Dürftigkeit. Wir geben zu, daß die Thäler der Flüsse Tschandyr und Sumbar oder die nördlichen Abhänge des Kizil-dag und des Kubbet-dag in gewissen Jahreszeiten in besonderem Schmucke prangen, und die Überraschung Dr. Heyfelders ist so ziemlich gerechtfertigt, wenn er am südlichen Abhange des Kubbetberges wilden Feigenbäumen, Eibenbüschen, Hainbuchen, Geißblatt, Mehlbeerensträuchern und trotz des Dezembers grünen Kräutern und Gräsern begegnete. Weiter von Duschakh, wo die Bahn später in südöstlicher Richtung nach Herat abzweigt und die große Verkehrsader zwischen Indien und Europa herstellen wird, beginnt wieder die Wüstennatur in ihre Rechte zu treten. Auf ihrem Wege nach Merw kann das Auge sich nur wenig an dem Anblick grüner Wiesen und Felder ergötzen. Merw selbst, welches vor achthundert Jahren noch den Titel „Königin der Welt“ führte, ist bekanntermaßen heute ein nackter Ruinenhaufen, ein Tummelplatz turkomanischer Räuberhorden, wo mit den Worten des orientalischen Dichters „die Spinne ihr Gewebe ausspannt auf dem Throne und wo die Nachteule ihre Klagen ertönen läßt in den Palästen der Kaiser“. Prachtvolle Ruinen erwecken hier und da die Bewunderung des Reisenden, denn Merw war unter den Sassaniden und unter den ersten Kalifen ein bedeutendes Centrum der moslimischen Kultur und ein Emporium des innerasiatischen Handels; doch da die Bedingungen einer zukünftigen Kultur ihm nicht abgehen, nämlich da der Murgabfluß von Süden her sein befruchtendes Naß gegen die Oase wälzt, so kann und wird Merw wohl wieder das werden, was es ehedem war, nämlich ein in Sand gefaßtes Juwel, aus welchem die Strahlen einer neuen Weltanschauung sich allmählich verbreiten werden. Heute ist Merw noch immer ein Bild hoffnungsloser asiatischer Verkommenheit, aus welchem die in Eile erbauten russischen Gassen nur das Zukunftsbild der Umgestaltung ahnen lassen.

Von Merw weiter zieht sich die Bahn wieder durch trostlose Sandregionen gegen den Oxus hin und erreicht diesen Fluß beim Orte Tschihardschui, dem alten Stapelplatz des Sklavenhandels, wo einst Perser ihre Ketten an Füßen und Händen rasseln ließen und wo heute die Lokomotive mit schrillem Pfiff den Anbruch einer neuen Ära verkündet. Wo ehedem persische Sklavinnen ihre schwarze Lockenpracht dem gierigen mittelasiatischen Käufer zeigten, dort haben in der Neuzeit russische Damen im dekolletierten Ballanzuge die Augen des bocharaischen Gouverneurs und seiner Offiziere geblendet. Bis zum frühen Morgen wurde Mazurka und Walzer getanzt und zur Eröffnungsfeier der Eisenbahn floß Champagner in Strömen. Ja,

Allah ist groß, der rasche Wechsel der Welt ist aber noch größer, und ich kann mir vorstellen, wie die dick beturbanten Özbegen, Tadschiken und Sarten das seltsame Schauspiel europäisch-russischer Belustigung bewunderten. Den Oxus selbst, den Alexander der Große etwas höher oben bei Kilif überschritt, wird die Bahn einstweilen in Dampfpontons übersetzen, und die Brücke, welche hier eine außergewöhnliche Länge nehmen müßte, wird erst später gebaut werden. An die neu errichtete Dampffähre schließen sich zwei kleinere Dampfer an, welche die Verbindung zwischen dem oberen und unteren Lauf des Oxus mit der Stadt Tschihardschui herzustellen haben und den Handel von diesen entfernten Punkten Centralasiens dem als Verbindungskette mit Europa dienenden Schienenstrange zuführen werden. Hat die Bahn einmal den Oxus überschritten, so erreicht sie das am dichtesten bevölkerte und meist fruchtbare Gebiet des Chanates von Bochara, wo sie das endlose Netz der Irrigationskanäle vermeidet und auf minder gut bebauten Strecken dem Zerefschan respektive der Stadt Bochara sich nähert. Die Stadt Bochara selbst, der edle Sitz moslimischen Glaubenswissens, das Centrum innerasiatischer Kultur, wird von der teuflischen Erfindung der Ungläubigen vorderhand nur mittelbar berührt, denn der Bahnhof befindet sich in ziemlicher Entfernung von dem Weichbilde der heiligen Stadt. Bei Kette-Kurgan erreicht sie das russisch-turkestanische Gebiet, bleibt einstweilen bei Samarkand stehen, um in nächster Zukunft schon nach Taschkend geführt zu werden und von hier aus entweder über das untere Jaxartesgebiet oder, was wahrscheinlicher ist, über Wjernoi nach Westsibirien zu gelangen, wo sie, an die große Uralbahn sich anschließend, die gigantische eiserne Straße im Inneren des Zarenreiches vervollständigen wird.

Auf der ganzen Strecke von der Ostküste des Kaspisees bis zur ehemaligen Residenz des hinkenden Welteroberers zählt die Bahn im ganzen zweiundsechzig Stationen oder Halteorte, und was die Fahrgeschwindigkeit anbelangt, so rechnet man vorderhand zwanzig Werst per Stunde; doch wird sich diese Zahl mit der Zeit wahrscheinlich verdoppeln, wenn nicht verdreifachen; aber auch selbst bei einer Schnelligkeit von vierzig Werst per Stunde wird die ganze Strecke von der Ostküste des Kaspisees bis nach Samarkand in sechsunddreißig Stunden inklusive der Haltezeit zurückgelegt werden können. Rechnen wir hierzu nun die achtzehn Stunden Seefahrt von Baku nach Usun-Ada plus vierundzwanzig Stunden von Tiflis nach Baku, so kann man vom Centralpunkte des Kaukasus bis zur ehemaligen Residenz Timurs in dreieinviertel Tagen gelangen. Wenn wir hierzu noch die Zeitdauer der Seefahrt von Odessa nach Batum und die Entfernung vom erstgenannten Orte ins Innere Rußlands und des westlichen Europas hinzurechnen, so wird sich als größtes Zeitmaß einer Reise von Paris, London und Berlin nach Samarkand höchstens sechs oder sieben Tage ergeben, während bei einem späteren Anschluß an die vom Indus über Kandahar nach Herat sich hinziehende Bahn die alte Mär eines Überlandweges von Indien nach Europa sich verwirklichen und die Reise von London nach Indien in höchstens acht Tagen zurückgelegt werden wird. Vorläufig natürlich handelt es sich hauptsächlich um militärisch-strategische und nicht um kulturelle, kommerzielle Ziele. Auf der neuen Verkehrsader aus Europa ins innere Asien wird einstweilen der mächtige Mars mit seinem Gefolge, mit seinen Mord- und Sengeinstrumenten einherziehen, da hier große Probleme gelöst und das eiserne Würfelspiel um die Weltherrschaft in Asien der kulturellen Entfaltung der Dinge vorgehen muß.

Wie dieser Kampf zwischen den beiden europäischen Kolossen in Asien ausfallen wird und ob es den Russen gelingt, über Herat und Kandahar hinweg auf der Bahn früherer Welterschütterer nach Indien zu dringen, um den Briten vom Ganges

und vom Indus zu vertreiben, das ist eine Frage, die wir in diesen Blättern gänzlich unberührt lassen wollen. „Politisch Lied, ein garstig Lied", sagt Goethe. Anstatt politischer Spekulationen wollen wir uns in Betrachtungen über jene Umgestaltungen einlassen, welche diese Transkaspibahn im Leben Innerasiens und in dessen kommerziellen sowohl als industriellen Beziehungen zum Abendlande hervorrufen wird.

Vor allem die Reisebequemlichkeit eines Zuges vom inneren Europa nach der alten Residenz Timurs. Der europäische Tourist wird binnen kurzem mit Retourkarte oder Rundreisebillet jene Teile der Alten Welt besuchen können, die Schreiber dieser Zeilen vor fünfundzwanzig Jahren noch unter unsäglichen Beschwerden nur mit vollem Aufgebot jugendlicher Willenskraft kennen gelernt hat. Wo ich inkognito, ins Fetzengewand gehüllt, den Koran recitierend und heilige Lieder singend, bettelnd einherzog, dort wird der Reisende nun auf weichgepolsterten Sitzen des Eisenbahncoupés, mit gut bestelltem Restaurationswaggon, vom Dampfrosse getragen dahinziehen. Keine Furcht vor Fanatismus, vor Hunger und Verdursten, keine Gefahr vor Raubtieren, Sandstürmen und unmenschlicher Barbarei argwöhnischer Despoten wird ihn plagen; er wird frei und ungehindert die Wunder der Alten Welt, die Schrecken der Steppennatur und das Gesellschaftsbild vergangener Jahrhunderte schauen und bewundern können. Aus dieser Berührung des fernen Westens mit dem fernen Osten wird natürlich der Europäer den größeren Nutzen ziehen, denn auf den Asiaten und namentlich auf den Asiaten Centralasiens wird bei dem stramm konservativen Charakter des Islams, bei der ewig kontemplativen Tendenz seines Religionslebens Europa und seine Eisenbahnen und sonstige Wunder nur wenig Wirkung ausüben. „Diese Welt ist das Paradies der Ungläubigen und die Hölle der Gläubigen," sagt ihr Koran. Aus dieser Hölle trachten sie mit Sturmschritten fortzueilen, und beim echten oder erkünstelten Widerwillen gegen alles Irdische wird und muß der Geist unseres neunzehnten Jahrhunderts sich umsonst bemühen, hier außerordentliche Veränderungen hervorzurufen.

Das Kulturbild, welches sich hier in der nächsten Zukunft entfalten wird, kann mit Hinblick auf anderweitige Civilisationswerke der Russen im vorhinein schon in seinen Hauptzügen gezeichnet werden. Eigentliche Russen werden im Steppengebiete des nördlichen Persiens am Herirud und am Murgab ebensowenig in kompakter Ansiedelung auftreten, als sie dies bisher im Kaukasus und in anderen Teilen des russischen Turkestans gethan. Das von der benachbarten Steppennatur stark beeinflußte Klima dieser Teile Innerasiens kann dem Organismus, der Lebensweise und den Gewohnheiten der slavischen Bürger des kolossalen Reiches nur allmählich und nur durch stufenweise Übergänge erträglich gemacht werden. Es ist dies eine ganz andere, Jahrtausende alte Welt, in die sich der fremde Mann aus dem Norden nicht so leicht hineinfinden kann, und selbst der Einheimische wird sich außergewöhnlichen Veränderungen unterwerfen müssen. Der an Zelt, Raubzüge, Abenteuer und uralte patriarchale Lebensweise gewöhnte Sohn der Steppe wird selbst vor den ersten Strahlen der westlichen Bildung in der Wüste seine Zuflucht suchen, lieber unter den Sandstürmen sich begraben lassen, als die ihm verpönte seßhafte Lebensweise annehmen. Die Tage der Turkomanen sind gezählt, und der Untergang dieses Volkes kann als ein Glück für die umher wohnhafte Menschheit bezeichnet werden.

Die Stelle des vom unverbesserlichen Nomaden verlassenen Landes werden Perser, Kurden und Armenier einnehmen. Das arische Volkselement wird wieder in seine ihm vor Jahrhunderten abgerungenen Rechte treten. Merw, Nissa, Abiwerd, Dehistan und viele andere aus dem Zeitalter der Parther bekannte Orte werden unter frischen Namen neu erstehen, die reichen Kulturbedingungen werden das

Hügelland am Nordrande der persischen Berge wieder in jenem Glanze erstrahlen lassen, in welchem es zur Zeit der mittelalterlichen arabischen und persischen Geographen geprangt hat, und das Wichtigste in dieser Wiederbelebung ist jedenfalls das Aufblühen jener alten Handelsstraße, die noch vor und einige Jahrhunderte nach Christi Geburt über diese Gegend von dem fernen Osten nach dem Westen zog. Seidenstoffe, Kunstgewebe, Juwelen und sonstige Wunder des fernen Orients hatte das prachtliebende Rom auf dieser Straße her vom entlegenen China und Sogdien bezogen. Die unternehmenden Bürger des Sassanidenreiches besorgten lange Zeit den hier durchgehenden Handel, und nur als Byzanz, die hohen Preise scheuend, den Transitoverkehr allein besorgen wollte, nur dann erst versuchte man im sechsten Jahrhundert mit Umgehung des Perserreiches, die türkischen Fürsten am Oxus und Jaxartes in den Handel hineinzuziehen und Rivalität zwischen Türken und Persern zu schaffen. Doch der Versuch Byzanz' mißlang. Die Handelsstraße im Norden Persiens erhielt sich, geschwächt wohl, selbst in den ersten Jahrhunderten moslimischer Zeitrechnung, doch damals fing schon der verheerende Strom türkischer Nomaden hereinzubrechen an, und vollends verwüstet wurde diese Gegend durch den Einfall der Mongolen, indem die raub- und beutegierigen Scharen Dschengiz Chans in der Sucht nach Schätzen ganze Städte in Trümmerhaufen verwandelten und die Einwohner zu Hunderttausenden mit kaltem Blute hinschlachteten. So gingen die Außenwerke der iranischen Welt in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu Grunde. Die Bäche stürzten sich unbenutzt von den Bergen herab der Wüste zu, in die Wohnsitze ehemaliger Kultur zogen Schakale, Wölfe und Turkomanen ein, und dank dem Verfalle moslimischer Herrschaft hatten sie sich bis in die Neuzeit zu erhalten gewußt.

Jetzt wird hier wieder eine neue Welt entstehen. Die Kulturoasen Turkestans, die Westmarken Chinas, Afghanistan, Nordindien werden auf dem neugebauten Schienenwege ihre Naturprodukte, ihre Kunsterzeugnisse und ihre Schätze über Rußland nach Europa versenden. Riesige Baumwollballen, Felle, Färbestoffe, die glänzenden Lammfelle von den Ufern des Serefschan, Teppiche, feine Kamelstoffe 2c. 2c. sind schon an verschiedenen Orten aufgespeichert, um ihren Weg über die beiden Meere ins Innere der abendländischen Welt zu finden. Ehedem mußte ein großer Teil dieser Schätze auf der dreitausend Werste langen Wüstenstraße via Orenburg nach Moskau und Nischni-Nowgorod ziehen. Es war dies ein mühsamer, langwieriger und kostspieliger Verkehr, die Waren mußten täglich mehreremal auf- und abgeladen werden, Sand, Schmutz, Regen und Schnee fügten den Ballen bedeutenden Schaden zu, Frost und Hitze quälten den reisenden Kaufmann aufs unerträglichste und die Transportkosten beliefen sich damals fünf-, ja zehnmal höher, als dies heute auf der ehernen Straße der Kaspibahn der Fall sein wird. In nicht ferner Zukunft werden auch die Schätze Indiens teilweise über diese Bahn ihren Weg nach Europa nehmen; heute bedarf der noch so beschleunigte Verkehr neunzehn bis zweiundzwanzig Tage; auf der Transkaspibahn wird man von Indien in acht Tagen nach Europa gelangen können.

Es wäre noch so manches Interessante zu erwähnen, das mit dieser neu erbauten Eisenbahnstraße im Zusammenhange steht. Wir wollen mit der Bemerkung schließen, daß die von uns angedeuteten Veränderungen vorderhand noch im Schoße der Zukunft liegen, indem die nächste Gegenwart auf diesem Teile der Alten Welt wohl mehr mit politischen Umgestaltungen sich zu befassen haben wird. Es wäre allerdings erwünscht gewesen, die Segnungen unserer Kultur durch einen passenderen und lautereren Kanal ins Herz Asiens geleitet zu sehen, als dies bei Vermittelung des halb asiatischen Rußland der Fall ist. Doch wenn alte Faktoren unserer Civilisation sich träge erzeigen, können wir selbst

diese Vermittelung mit Dank annehmen. Russische Kultur ist vielfach besser als die asiatisch-moslimische. Sie bahnt den Weg einer besseren Zukunft an, und die Regeneration des alten Muttererdteiles darf nicht mehr lange in die weite Ferne hinausgeschoben werden. Der neu angelegte Schienenstrang durch das altklassische Parthien über Margiana nach Sogdien wird hoffentlich die Kulturideen des Westens mit mehr Nachdruck verbreiten, als dies vor mehr als zweitausend Jahren durch den Feldzug des kühnen Macedoniers geschehen ist. Auch Alexander hat hier Bauten zurückgelassen, Städte gegründet, doch sein Erscheinen glich nur einer aufflackernden Flamme, einem vereinzelten Lichtstrahl, auf welchen Jahrtausende lange Finsternis, Sklaverei und Barbarei folgte. Werke unseres neunzehnten Jahrhunderts in Asien sind nicht vergänglich, und unter diesen Werken kann den Schienenstraßen wohl die allergrößte Wichtigkeit beigelegt werden.

Die Völker Asiens selbst haben auf dem Gebiete dieser Neuerung die größte Unfähigkeit, ja sogar Widerwillen bekundet. Die Türkei hat bisher höchstens einige erbärmliche Bahnen zu stande gebracht, Persien hat sich nicht einmal so weit aufraffen können, die so oft geplante Tramway von Teheran nach dem kaum eine Stunde entfernten Pilger- und Belustigungsorte Schach-Abdul-Azin anzulegen, während England bis heute mit einem beinahe auf zwölftausend englische Meilen sich belaufenden Eisenbahnnetze, welches über zweihundert Millionen Pfund Sterling kostete, Indien überspannt hat, und während Rußland über den Kaukasus die beiden Meere mit der Batum-Baku-Linie um den Preis von über acht Millionen Pfund Sterling verbunden und nun die neue Verkehrsstraße von der Ostküste nach Samarkand für den Preis von vierzig Millionen Rubel hergestellt hat. Der Orientale mag und wird es auch noch allenthalben vorziehen im Sinne seines Sprichwortes: „Eile ist des Teufels Werk, nur Zögern ist Gott gefällig!“ — auf keuchendem Kamele sich langsam hinschleppend zu reisen. Doch unser Europa ist eingedenk des Satzes: „Zeit ist Geld!“ und wird überall seine Devise „Vorwärts!“ zur Geltung bringen.

Litterarische Mitteilungen.

Die Hausfrauen des römischen Staates.

Bei der wissenschaftlichen Auferstehung des römischen Altertums, welcher die Kulturvölker der Gegenwart noch lebendig beiwohnen, sind neuerdings die Staatshausfrauen zum Licht erweckt worden, welche die heilige Herdflamme nährten und schirmten. Ihr Wiederauftauchen samt Haus und Heiligtum ist einer der jüngsten Fortschritte der stadtrömischen Topographie und Kunstarchäologie, dessen genauere Kenntnis uns Fernerstehenden jetzt durch eine gediegene Publikation von H. Jordan vermittelt wird.* Solche Bücher verdienen auch von dem Laien aufgeschlagen zu werden; wäre es auch nur, um an einem Beispiele zu sehen, welcher Vertiefung und Beseelung allbekannte, ja selbst etwas abgedroschene Dinge durch methodische Behandlung, im Zusammenhange mit neuem Wissensstoffe, fähig sind.

Es liegt in der Art und Weise, wie die Altertumsforschung gegenwärtig solchen Wissensstoff und damit den Anlaß zu umfassenden Untersuchungen gewinnt, daß wir zunächst wieder von Ausgrabungen reden müssen. Im Jahre 1882 stieß man bei Beseitigung eines Schuttstreifens zwischen dem Forum und der „Heiligen Straße" auf einen Treppenaufgang unsicherer Bestimmung, im nächsten Jahre bei der Hinwegräumung des ganzen, um die Wurzeln des Palatin aufgehäuften Schuttes auf ein Gebäude, welches sich alsbald durch Funde von Statuen und Basisaufschriften zu Ehren vestalischer Jungfrauen als „Atrium Vestæ" zu erkennen gab. Jetzt gewann auch die fast ein Decennium früher gemachte, aber lange vernachlässigte Entdeckung eines kreisrunden Tempelchens unmittelbar neben diesem Hause erhöhte Bedeutung, und zugleich gab das Profil der Grabung Aufschluß über die nachklassischen Schicksale des interessanten Platzes. Fast meinten die Ausgräber, die letzte Vestalin nach der Aufhebung ihrer Kultur das Haus verlassen zu sehen; ihre Opfergerätschaften fanden sich sorgfältig in Thongefäßen unter der Erde verborgen. Zu Anfang der ostgotischen Zeit wurde schon an dem verfallenden Gebäude restauriert, aber auch Piedestale weggenommen und anderwärts als Bausteine verwendet. Dann treten die Spuren des Kalkbrenners, dieses Molochs marmorner Antiken, unmittelbar über dem alten Estrich auf. Im zehnten Jahrhundert haust ein päpstlicher Beamter in einer erhaltenen Ecke des Portikus; dort fand man wohlverpackt einen Koffer mit gesammelten Peterspfennigen. Bis dahin hatte sich über dem Estrich schon eine klafterhohe Kalk- und Kohlenschicht abgelagert. Auf diesen Schutt stürzte allmählich der Trümmerrest der Ruine zusammen und bot späteren Generationen ein so ungestörtes Niveau, daß die Farneses darüber Gartenerde aufführen und ihre Anlagen pflanzen konnten, ohne zu ahnen, daß es die Stelle sei, welcher Ovid mit Sehnsucht gedenkt in den Worten:

hic locus est Vestæ, qui Pallada servat et ignem,
hic fuit antiqui regia parva Numæ!

Die so versunkenen und vergessenen Bauwerke stammen allerdings nicht aus der Blütezeit des römischen Staatswesens. Zweimal vor und zweimal nach Christi Geburt verzehrten Flammen den Vestatempel; erst der vierte Neubau unter Commodus, dessen Formen schon den Verfall der Baukunst zeigen, erlebte das Ende des Reiches, und sein Gußkern diente noch im Mittelalter als Fundament eines Rundturmes. Aber im wesentlichen war das enge Gebäude doch zu allen

* Der Tempel der Vesta und das Haus der Vestalinnen. Von H. Jordan. Mit Aufnahmen und Zeichnungen von F. O. Schulze und E. Eichler. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg. — Der treffliche junge Autor überlebte das Erscheinen dieses Buches nur um wenige Tage.

Zeiten eins mit jener uralten, aus Weiden geflochtenen, strohgedeckten Hütte, in welcher, anfangs unter der Aufsicht des Königs, später des Pontifex, von den reinen Händen vestalischer Jungfrauen das Feuer auf dem römischen Gemeindeherde unterhalten wurde. Dagegen verdankt das Haus der Vestalinnen seine letzte Gestaltung einem großartigen Modernisierungsplan, den der griechische Hofbaumeister des Hadrian für das ganze Terrain zwischen der „Heiligen Straße" und dem Palatin entwarf. Formvollendet und farbenprächtig, ein Werk aus der letzten Glanzzeit der antiken Kunst, erhob es sich neben dem kleinen und einfachen Rundtempel aus weißem Marmor und legt noch heute in den gestürzten und zersplitterten Resten Zeugnis ab von dem fürstlichen Prunk, der seine Bewohnerinnen umgab. Es war aber nicht nur ein glänzendes, sondern auch ein besonders geräumiges und luftiges Asyl, wie es die Jungfrauen, denen eine strenge Klausur den Landaufenthalt verbot, inmitten der stets anwachsenden Steinmassen der Weltstadt bedurften. Die bauliche Entwickelung Roms hatte den uralten Hain der Vesta, in welchem die Staatshausfrauen der Gefahr des Sommerklimas trotzten, verdrängt; Ruinen und alte Stadtpläne zeigen uns, daß in der Kaiserzeit zwischen dem Vestatempel und dem Palatin kein Quadratmeter unbebauten Raumes geblieben war. Das Haus der Jungfrauen hieß daher nicht domus, sondern atrium Vestæ, von dem ungewöhnlich großen Hofe seinen Namen entlehnend.

Wenn aber das mühevolle und kostspielige Aufwühlen alter Kulturschichten einen rechten Sinn haben soll, so kann es nicht der sein, daß etwa ein archäologischer Terminus treffend erklärt wird. Nicht um Namen handelt sich's da, auch nicht um nackte Thatsachen, die gleichsam den Leib der Geschichte bilden, sondern um den Geist derselben. Der ist im tiefen Schutt verborgen; den müssen wir mit Karst und Schaufel suchen gehen! Und wenn er uns aus Bautrümmern und Statuenfragmenten entgegenweht, dann erkennen wir erst, wie nichtig die Zuversicht derjenigen gewesen, die ihn in Urkunden und Erläuterungen längst eingefangen zu haben glaubten. Mit Recht rühmt Jordan, daß die Ausgrabung des Vestalinnen-Hauses über den Dienst der Jungfrauen, über die Geschichte derselben und den Gedanken der Stiftung ihres Priestertums ungeahntes Licht verbreiten.

Zunächst kommt hier die lange Reihe aufgefundener Standbilder von Obervestalinnen, mit welchen das Atrium geschmückt war — meist Frauen im Alter zwischen dreißig und fünfzig Jahren — in Betracht. Als genau lebensgroße, realistisch treue, zum Teil ausgezeichnete Porträtbilder stehen sie vor uns, wie die leibhaftig wiedergekehrten „benignissimæ, religiosissimæ, vastissimæ" — so und anders in wortreicher Fülle die Epitheta ihrer Basisinschriften. An dem Kopfputz, unter dem mächtigen Schleier, der das ehrwürdige Haupt rückwärts verhüllt, fallen zuerst sechs turbanartig umgelegte Binden oder Flechten ins Auge. Es sind keine Haarflechten (denn unter ihnen wellt sich das natürliche Haar beiderseits von der Stirn herab zu den Ohren), sondern ein dienstliches Abzeichen von tiefer symbolischer Bedeutung. Die sechs schmalen Wülste stellen die von Binden umwundenen Flechten der römischen Braut und Gattin dar, einen matronalen Ehrenschmuck, der den Mädchen überhaupt und insbesondere denen, welche die Griechen „Freundinnen" nannten, verboten war. Zur Erklärung desselben hilft wieder eine ethnologische Umschau, zunächst bei den indogermanischen Völkern. Das lange Haupthaar, das augenfälligste Geschlechtsabzeichen der weiblichen Erscheinung, wird nur vor der Ehe frei getragen. Beim Übertritt in die letztere unterliegt es als ein verführerischer Reiz, nach dem strengen, wenn auch verschieden formulierten Gebot unserer Ahnen, dem Zwange der Verhüllung. Wir bezeichnen das noch heute mit dem unverstandenen Ausdruck des „Unter die Haube Kommens". Bei den Indern wurde das Haar der Braut mit einem Stachel vom Stachelschwein, bei den Römern mit der hasta cælibaris neu gescheitelt, dann zusammengefaßt und verhüllt. Aus dem Mittelalter kennen wir die jüdische, von den Orthodoxen noch heute beibehaltene Sitte, daß das Weib bei der Verheiratung die natürlichen Haare ganz abschneidet und das Haupt mit Tüchern verhüllt oder eine Art Perücke aufsetzt. Der Unterschied besteht nur darin, daß die römischen Ehefrauen mit der Verhüllung des Haupthaars beschränkte, die vestalischen Jungfrauen aber unbeschränkte, bedingungslose Enthaltsamkeit gelobten. Hauptsache ist, daß die Priesterinnen der Vesta, obwohl Jungfrauen, als Frauen betrachtet wurden und deutlich als solche charakterisiert sind. Sie sind zugleich die einzigen weiblichen Priester des alten römischen Staates. Wenn später auch andere Frauen gottesdienstliche Funktionen verrichten, geschieht dies in Übertragung griechischer Gebräuche. Die Vestalinnen aber sind, wie schon ihre Tracht ersichtlich macht, die vom Staate geordneten Vertreterinnen der Hausfrau im römischen Gemeinwesen. Es ist dem scharfsinnigen Interpreten der vestalischen Gebräuche und Gebäude Roms entgangen, daß auch in der Form der Auslese dieser Vertreterinnen ein uralter indogermanischer Hochzeitsritus durchschimmert. Der Pontifex maximus, dem die Jungfrauen

untergeordnet sind, „ergreift", wenn eine der sechs Stellen frei wird, ein ihm tauglich erscheinendes, frei geborenes Mädchen — „capit" lautet der technische Ausdruck —, und nur in seltenen Fällen steht den Eltern das Recht der Ablehnung zu. Zweifellos dürfen wir in diesem Vorgang die uralte Form der Eheschließung durch Raub, welche bei den Indogermanen bekanntlich ein vielfaches ceremonielles Nachleben gefunden hat, erkennen. Trotz der Ungleichheit der Altersstufen und des Ausgangs wird man an die Hero Grillparzers erinnert und ebenso tief ergriffen, wenn man den Standbildern der Obervestalinnen in die Gesichter sieht und von dem feierlich ernsten, fast traurigen Ausdruck derselben ihr Geschick herabliest. Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren, makellos an Leib und Seele, wurden sie den Häusern ihrer freigeborenen, angesehenen Eltern entzogen und der Gewalt eines unerbittlichen Dienstherrn dahingegeben, der sie für Vergehungen, die sie jetzt noch nicht ahnen konnten, dereinst an Leib und Leben zu strafen berechtigt war. Dreißig Jahre, also gerade über die schönste Lebenszeit hinaus, währte die unfreiwillig übernommene Verpflichtung. Viele, ja wohl die meisten, dienten natürlich weiter, die spätsommerlichen und herbstlichen Reize des Daseins verschmähend, nachdem sie vom Genuß des Frühlings ausgeschlossen worden. Frostblumen an die trüben Fenster ihrer Klausur warfen die führende Stellung der drei älteren Jungfrauen und die Auszeichnungen der „maxima", worunter auch die Bildwerke gehören, denen wir jetzt die Bekanntschaft dieser Staatshausfrauen verdanken.

Es entspricht dem Grundgedanken der Stiftung, daß wir die herkömmlichen Hauptteile eines römischen Privathauses — atrium, tablinum, cellæ, nur wenig modifiziert durch den Unterschied, daß darin nicht das Leben einer Familie, sondern einer Jungfrauengenossenschaft verläuft — im Vestalinnenkloster wiederfinden. Allein wenn auch die Insassinnen hier nach Art freier Matronen schalteten und walteten, Ähren enthülsten, Mehl und Teig bereiteten, die Arbeiten der Dienerschaft beaufsichtigten und aus dem großen Altersunterschied der maximæ und der neu eingetretenen Kinder sich ein dem Familienverhältnis ähnliches Zusammenleben entwickelte — nach außen hin waren Haus und Tempel durch die Klausur streng abgeschieden. Eine Umfassungsmauer verschloß das Gesamtheiligtum vor dem Publikum und die Außenwelt vor den Blicken der Jungfrauen, wenn sie die einzige Thür ihres Hauses verließen, um die Tempelstufen emporzusteigen. Außer an gewissen Festtagen, welche die Anwesenheit der Vestalinnen bei Opfern in verschiedenen Stadtteilen erforderten, war es ihnen nur in schweren Krankheitsfällen gestattet, das Kloster zu verlassen und im Elternhause Pflege zu suchen.

Betrachten wir uns den Dienst der Jungfrauen näher, so schaudern wir gleich über die erste und wichtigste Aufgabe derselben, die Erhaltung des immerwährenden Feuers auf dem Tempelherde, und über die Härte der disciplinarischen Ahndung, welcher die Wächterin verfiel, wenn das ihrer Obhut anvertraute Feuer erlosch. Man denkt wohl an die nächtlichen Krankendienste katholischer Nonnen oder protestantischer Diakonissen; aber der Vergleich mit diesen rüstigen Pflegerinnen wird hinfällig, wenn man sich vorstellt, daß die sechs Jungfrauen möglicherweise zur Hälfte lebensmüde Greisinnen, zur Hälfte unreife Kinder waren. Ein poetischer Hauch verklärt die bleiche, in stiller Nacht am Feuer einsam sinnende Vestalin; aber im Schatten hinter ihr erhebt sich riesengroß das Gespenst der tödlichen Langenweile, der Erschlaffung und des Stumpfsinnes. Das Gespenst hat ein breites, bartloses, finsteres Gesicht; es trägt in den Händen einen Kranz verwelkter Blumen und eine schwere Geißel. Es bewegt sich beim Flackern der Herdflamme, und wie das erschrockene Mädchen zitternd umblickt, erkennt es den Hohenpriester, der lobend oder tadelnd herantritt und die Erfüllung ihrer Pflichten prüft.

Sinnvoller Aberwitz wie dieses „ewige Feuer" ist alles, was wir im Tempelrund gewahren; hier steht in heiligen Gefäßen die Salzlake und das Speltkorn, bestimmt, den Opfertieren vor der Schlachtung zwischen die Hörner gestreut zu werden, hier die Asche ungeborener Kälber und das Blut eines getöteten Rosses. Über diesen Apparat des finsteren Wahnes wacht die Jungfrau wie über ihren Augapfel, das sind ihre Schätze. Um solcher Dinge willen entbehrt sie des süßen Elternhauses, des Eheglückes und der Mutterfreuden. Außerdem besteht ihre Aufgabe in zwecklosen Reinigungen, im Wasserholen und Besprengen des Tempels, einer umständlichen Procedur, da hierbei keine Leitung benutzt werden darf, und im Anlegen eines unterirdischen Kehrichtdepots, das nur einmal im Jahre ausgeräumt wird. Denn auch dieser Kehricht ist eine heilige Sache, die jeder Berührung durch nicht geweihte Menschenhand entzogen wird. Alle zum Dienste der Jungfrauen gehörigen baulichen und tragbaren Behältnisse — Vorratsräume, Reservoirs, Stollen, Gefäße — wurden bei der Ausgrabung des Hauses an derselben Stelle, wo sie von der Profanation des letzteren ereilt wurden, aufgefunden.

Kalt und düster, wie das symbolische Tagewerk der Scheinfrauen, ist auch, trotz seiner Pracht und äußeren Ehrenzeichen, das Haus,

welches sie bewohnen. Als es noch zweistöckig in die Höhe ragte, kann, wie Jordan meint, kaum je ein Strahl der Sonne hineingefallen sein. Im Rücken der Wohngemächer ging sie auf, und nur ihre letzten Strahlen streiften den Eingang. Die benachbarten turmhohen Bauten auf dem Palatium warfen auch mittags ihre Schatten hinein. Zu dieser traurigen Lage gesellte sich die aus der anliegenden Höhe hervordringende Feuchtigkeit, um den Aufenthalt in diesem Hause zu einem äußerst ungesunden zu machen. „Auch wer als Fremder in den Ruinen desselben kalte und feuchte Tage verbracht hat, weiß von der schaurigen Unfreundlichkeit dieser Lage zu erzählen; mehr noch der geborene Südländer, dem die erwähnten Übelstände grell in die Augen stechen."

Bei aller Indignation über den zum Unsinn und zur Plage gewordenen Kult wird man zuletzt doch begierig, mehr über den Ursprung desselben zu erfahren und den wohlthätigen Anteil kennen zu lernen, welchen die Vernunft an dieser Schöpfung genommen. Das Urbild der Staatsvesta ist die Hausvesta, eine Göttin, nicht des Feuers, wie die antiken, noch der Erde, wie die modernen Erklärer meinten, sondern des ständigen Berührungspunktes dieser beiden Elemente: des Herdes. Altindische Gebräuche bei der Neugründung eines Hausstandes bezeugen klärlich, daß die Italiker diese Gottheit wie die Griechen ihre ursprünglich identische Hestia aus der gemeinsamen arischen Urheimat mitgebracht haben. Aber die Formen des griechischen und des italischen Staatsherddienstes gestalteten sich so verschieden, daß wir dieselben als reine Neubildungen auf dem historischen Niederlassungsgebiet der beiden verwandten Stämme ansehen müssen. Während der hellenische Staatsherd, das Prytaneion mit seiner Tholos, dem flammenschützenden Rundbau, den Sammelpunkt der Beamten und Ehrengäste beim gemeinsamen Mahle bildet, lodert die römische Staatsherdflamme im Verborgenen, jedem männlichen Besucher, außer dem Hohenpriester, unzugänglich, und gesellige Freude ist von ihrem Umkreis aufs strengste ausgeschlossen. Die Mehrzahl der Priesterinnen erklärt sich durch die Schwierigkeiten des Dienstes, welchem eine Frau nicht gewachsen war. Erscheint uns die Ausübung dieses Dienstes düster und opfervoll, so dürfen wir andererseits nicht verkennen, daß die Ausbildung desselben in seiner unerbittlichen Konsequenz die Heiligkeit der Staatsherdflamme bis in die spätesten Zeiten gewahrt hat. Unter den rasch wechselnden Militärkaisern des zweiten und dritten Jahrhunderts mochten jene Gestalten aus den Tagen des Königs Numa, eine Terentia Flavola, eine Clölia Concordia, von der an ihrem Kloster vorüberflutenden Menge abstechen wie heutzutage das christliche Ordenskleid von dem Stutzervolk der modernen Hauptstadt Italiens. Es ist das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, auch wenn in ihnen eine erhabene und wohlthätige Idee sich zu scheinbar ewiger Dauer verkörpert hat, daß sie schließlich dem Spotte und dem Untergange verfallen und daß auch über ihre Vergangenheit sich ein Schleier breitet, den erst die späte Nachwelt lüften darf.

Dr. Moritz Hoernes.

Litterarische Notizen.

Aus dem Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig liegt eine Reihe musikgeschichtlicher Werke vor, welche nicht bloß für den Fachgelehrten und Liebhaber Polyhymnias, sondern auch für jeden Gebildeten von großem Interesse sind. Da ist zunächst zu nennen: **Robert Schumanns Briefe.** Neue Folge. Herausgegeben von F. G. Jansen. Dieselben bilden eine Fortsetzung der „Jugendbriefe", mit deren Herausgabe Schumanns Frau, die berühmte Virtuosin, uns im vorigen Jahre überraschte. Auch in dieser neuen Folge von Briefen zeigt sich uns der große Romantiker stets nur von edler Seite; nirgends eine Spur von „Künstlereitelkeit", von Neid, Bosheit oder Überhebung; überall eine Größe gleichsam von Bescheidenheit. Und doch der große Tondichter, welchen ein augenblicklicher Erfolg oder Mißerfolg nie verwirren konnte, zeigt sich durchdrungen von dem, was er einstmals erreichen will und was er erreicht hat, wie ihm die Nachwelt dankbar anerkennt. Niemand sollte versäumen, diese Briefe zu lesen; sie haben wahrhaft erzieherischen Wert selbst für den „Menschen der Welt" und lassen uns in dem großen Künstler zugleich die kindlich reine Seele eines echten Deutschen bewundern. Im Anschluß hieran seien die Ausgaben von Schumanns Klavier- und Gesangwerken erwähnt, die jetzt bekanntlich, dreißig Jahre nach dem Tode des Meisters, „Gemeingut" aller Musikalienverleger geworden sind. Ist die Anschaffung der Breitkopf und Härtelschen Prachtausgaben auf Kupferdruckpapier, auf Wiedergabe der Originaldrucke sich beschränkend, wegen ihres Preises — zehn Mark der

Band — nur Bibliotheken, Instituten und einer wohlgestellten „Minderheit" gestattet, so verdienen doch die beiden Volksausgaben in musikalischen Kreisen die allerweiteste Verbreitung; die Ausstattung ist trotz des billigen Preises eine vorzügliche, und der Wert dieser Ausgaben wird dadurch erhöht, daß Frau Klara Schumann dieselben mit Fingersatz und instruktiven Anmerkungen versehen hat. Die Schumannschen Sachen weisen zwar in ihrer Mehrzahl eine ganz eigentümliche, oft schwere Technik auf; „populär" wie Operettenmusik können sie nicht werden. Wer indes an Beethovens Sonaten sich schon versucht hat und Chopin liebt, der findet auch hier eine Fülle von Stücken — edle Hausmusik — deren Schwierigkeiten er bewältigen kann. — Nicht minder fesselnd ist die Lektüre der **Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten.** Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara. (Erster Band: Bis zu Beethoven; zweiter Band: Von Beethoven bis zur Gegenwart.) Einen eigentümlichen Genuß gewährt schon der Anblick der einmal bei jedem Musiker getreu nachgebildeten Handschrift. Wie zierlich, sauber und doch fest sind z. B. die Schriftzüge Chopins, während man es den Buchstaben Beethovens, Schumanns, Wagners ansieht, daß es den Schreibern eine Pein ist, auf diese Weise ihre Gedanken wiedergeben zu müssen. Haben die mitgeteilten Briefe der älteren Meister nur Interesse, weil sie selten und meist bisher unbekannt sind, so entschädigt der zweite Band durch Reichhaltigkeit von Ideen. Es ist wohl kein Zufall, daß in den Briefen der deutschen Komponisten das Meiste und Tiefste über die Kunst zu Tage kommt, während bei Chopin, Henselt u. s. w. schon der „moderne Briefschreiber" erscheint: einige trockene, sachliche Zeilen müssen genügen; die augenblicklichen Seelenstimmungen sind nicht mehr für den Briefbogen da, sondern nur für das Notenpapier.

Johann Georg Kastner. Ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken. Von Hermann Ludwig. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) — Vor Jahresfrist erschien von einem deutschen Musikgelehrten, Dr. Fleischer, eine sehr gediegene Monographie über Gaultier, den größten französischen Lautenspieler seiner Zeit; das Werk, neu und epochemachend auf diesem Gebiete, zeichnete sich aus durch die Beigabe zahlreicher, für Klavier transponierter, seiner Zeit beliebter Lautenweisen; eine ähnliche verdienstvolle Arbeit, nur umfangreicher und in der Ausstattung der drei schweren Bände noch prachtvoller, fast schon verschwenderisch, begrüßen wir in dem obigen Werke. Der Verfasser erzählt in liebenswürdig fesselnder Weise das Leben eines Straßburger Bäckermeistersohnes, den sein innerer Drang zur Musik führt. Als junger Komponist und Klavierlehrer geht er nach der Landeshauptstadt Paris, wo ihm Fortuna bald hold wird: ein Mädchen, voller Seele und Gemüt, aus fabelhaft reichem Hause, wird seine Gattin. Das Buch liest sich wie ein guter Roman. Ist die Musikwelt über den Tonkünstler Kastner auch „zur Tagesordnung" gegangen, so hat sich Kastner als Theoretiker, als Verfasser musiktheoretischer Werke doch einen bleibenden Namen erworben. Am Schlusse berichtet der Verfasser über die Schicksale von Kastners Sohne, dem Erfinder des „Pyrophon"; derselbe starb leider zu früh: er wäre sicherlich einer der größten Physiker geworden. Die Einleitung: „Nationalité morale und nationalité politique des Elsasses" (Seite 1 bis 53) giebt deutschen Lesern sehr, sehr viel zu denken. Geistvoll ist auch der „Blick auf Paris im Jahre 1835" (zweiter Band, Seite 1 bis 69), einer Zeit, wo es daselbst angeblich „zwanzigtausend maîtres de piano" gab, von Liszt, Chopin bis zu irgend einem Herrn Müller oder Meunier herab. Da werden uns erst gewisse Gedichte Heines auf die Musik verständlich. Selbst Laien, denen die fachwissenschaftlichen Gegenstände des Buches fremd sind, werden in dem Werke, trotz seines musiktheoretischen Charakters, viel Unterhaltendes finden.

Bei Besprechung der Zerninschen Gelegenheitsschrift über Scheffel wurde darauf hingewiesen, wie notwendig das baldige Erscheinen einer Lebensbeschreibung des Dichters wäre; ein solches Buch liegt jetzt vor in: **Joseph Viktor v. Scheffel.** Sein Leben und Dichten. Von Alfred Ruhemann. (Stuttgart, A. Bonz und Comp.) Wir erhalten hier zum erstenmal eine „authentische" Darstellung vom Lebensgange des Poeten; daß der Verfasser für seinen Helden schwärmt, ist natürlich, daß er sich nicht auf überflüssige Inhaltsangaben der einzelnen Werke einläßt, ist lobenswert. Aus diesem Buche gewinnen wir zum erstenmal einen richtigen Einblick in das Seelenleben dieser tief unglücklichen Dichternatur, und dem Leser wird verständlich, weshalb Scheffel die Glanzleistung seines „Ekkehard" nicht mehr überbieten konnte. Allen Besitzern von Scheffels Werken sei dieses mit Porträt und sieben Bildern ausgestattete Buch als notwendiger Ergänzungsband aufs wärmste empfohlen: ihr Lieblingsdichter wird ihnen nach Lesung dieser Lebensbeschreibung besonders wert und teuer werden.

* *
*

Aus den Sommertagen. Von Emil Rittershaus. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) — Die neue Auslese umfaßt die Jahre 1871 bis heute. Neben schwungvollen

Gelegenheitsgedichten sind es besonders die sangartigen Weisen, welche hervorgehoben zu werden verdienen und für den Komponisten so recht zu musikalischer Behandlung und Vertiefung geschaffen sind. Wie in den früheren lyrischen Sammlungen zeigt sich Rittershaus auch hier: eine lichte, „harmonische" Poetennatur, die stets auf der „goldenen Mittelstraße" verweilt; wir werden selten durch besondere Eigenartigkeit hingerissen, aber auch niemals abgestoßen durch jenen sentimentalen „Biedermannston", für welchen die beliebten Liederkomponisten noch immer eine Schwäche zeigen. Nur da, wo Rittershaus höhere Töne anschlagen will, wie in dem Cyklus „Gott" oder einzelnen Gedichten der „Betrachtungen", fühlt man entweder fremde Einflüsse oder daß der harmlose Sänger derartigen „Fragen" nicht ganz gewachsen ist. Zum Geschenk für junge Mädchen eignet sich das trefflich ausgestattete Buch in besonderer Weise.

Wenn nicht auf dem Titelblatte stünde: **Neue Gedichte** von Karl Stelter (Elberfeld, Bädekersche Buchhandlung), so könnte man auch Rittershaus für den Verfasser dieser Poesien halten, oder umgekehrt, Karl Stelter für den Herausgeber der „Sommertage": so sehr ähneln sich diese beiden Sänger des Wupperthales in ihren Anschauungen, Empfindungen und in ihrer lyrischen Technik. Manche dieser Lieder sind durch Abts musikalische Illustrationen äußerst volkstümlich geworden, womit zugleich diese Art der deutschen Lyrik am besten charakterisiert ist. Die beigegebenen Übersetzungen, zumeist Lieder französischer Dichter, lesen sich recht gut; aber warum gab der Verfasser statt dieser schon ein- und mehrmal verdeutschten Proben nicht neue? Lag ein Grund vor, nach Geibel Coppées „Drei Vögel" oder V. Hugos „Weil hienieden" nochmals zu übersetzen?

An die Erzählungsart Andersens erinnert Sophie Gudden in ihrem Märchenstrauße **Wilde Rosen.** (Berlin, O. Janke.) Eigenartig berührt es, bei einer Dichterin, neben Zügen der frohen, schalkhaften Laune, auch einem tiefsinnigen Humor zu begegnen. Das geistvolle Büchlein wird nicht bloß manche Freundin, sondern auch viele Verehrer finden. Bemerkt sei zum Schlusse noch, daß die Verfasserin ihr Werk den Manen ihres Vaters gewidmet hat, jenes berühmten Irrenarztes, der im Starnberger See ein Opfer seines Berufes wurde.

Eine wahre Herzerquickung bietet wieder Ernst v. Wildenbruchs **Sedan**, das bereits in zweiter Auflage vorliegt. (Frankfurt a. O., B. Waldmann.) Es wäre thöricht, bei Wertschätzung dieser Dichtung die alten epischen Muster zur Vergleichung herbeizuziehen: Wildenbruchs Sedan will gar kein Epos sein, dessen Form auch für diesen Gegenstand erst gefunden werden müßte; dieses Sedan ist gleichsam eine lyrisch-epische Rhapsodie voll geschichtsphilosophischer Betrachtungen und Zeitbilder. Das Strophengefüge ist ein eigentümliches, und der rhetorisch-pathetische Schwung der Sprache durchaus am Platze. Unsere Schulvorstände seien besonders auf das Werk aufmerksam gemacht; es eignet sich vortrefflich zur „Prämie" für reifere Schüler, mag ihr Verständnis auch nicht immer allen Einzelheiten der Dichtung gewachsen sein.

Zu Goethes Gedichten. Von G. v. Loeper. (Berlin, G. Hempel.) — Der Verfasser der vorliegenden oratio pro domo, bekannt durch seine Herausgabe der Goetheschen Gedichte, wendet sich gegen Düntzer, der auf gleichem Felde sich einen Namen erwarb. Diese sachgemäße Kritik einer Kritik geht zwar niemals über die Grenzen litterarischen Anstandes hinaus, so vernichtend auch das Urteil über Düntzer als Goetheforscher ausfällt: indessen der unparteiische Laie wird wünschen, daß beide Gegner lieber Frieden schließen und einig mitarbeiten an jener endgültigen Ausgabe von Goethes Werken, welche vor der Hand die wichtigste Arbeit für die Goetheforschung ist. Und da mögen sich die Herausgeber namentlich vor all jenen zahllosen überflüssigen Anmerkungen hüten, die vielen vorhandenen Goetheausgaben gerade nicht zum Schmucke gereichen.

* * *

Die Kämpfe der Deutschen in Österreich um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Die kleine Flugschrift hat mit Recht nicht bloß in Österreich, sondern überall, wo die deutsche Sprache klingt, großes Aufsehen erregt. Sie ist nicht von vorübergehender Bedeutung, wie manches flüchtige Tagesereignis: handelt es sich doch um die „Frage", welches Schicksal die Deutschen in Österreich erwartet, sie, die Jahrhunderte hindurch die Hegemonie in dem seltsam gemischten Völkerbunde an der Donau führten und jetzt in einen schweren Kampf um ihre „nationale Forteristenz hineingedrängt" worden sind. Ob diese Kassandrastimme gehörigen Ortes ein geneigtes Ohr finden wird, ist eine andere Frage; wünschen wir, daß der Verfasser mit seinen Andeutungen nicht recht behält; oder daß wenigstens das planvolle heimliche System der Unterdrückung den ehrlichen Waffen des Kampfes weiche: dann wissen doch die Deutsch-Österreicher, daß mit Worten nichts zu erreichen ist. Möge das kleine Heftchen, dessen Reinertrag dem deutschen Schulvereine überwiesen wird, die weiteste Verbreitung finden; es hat dieselbe verdient im

Nutzen einer idealen Sache, die in Frieden gelöst werden kann, wenn die bessere Einsicht über den schlechten oder „blinden“ Willen wieder zur Herrschaft kommt.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Fr. v. Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. Sechste Folge, sechster Jahrgang. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Von den in diesem Bande vereinigten sieben Aufsätzen ist am fesselndsten das Charakterbild, welches Professor Dr. Kugler von dem Helden des ersten Kreuzzuges, Gottfried von Bouillon, entwirft. Über die bekannten „colloquia“ des Erasmus bringt Professor Horawitz so zu sagen eine wissenschaftliche Plauderei, sie enthält nichts Neues, ist aber sehr unterhaltend. Daran schließt sich eine Studie über Cornelius Tacitus; über die Glaubhaftigkeit dieses römischen Historikers, der durchaus nicht als Muster in seiner Art dienen kann, führt der Verfasser Belege an, so daß man seiner Ansicht beistimmen wird. Neben den Aufsätzen „Aus dem Leben des ersten Vicekönigs von Mexiko“ und „Zur neuesten Geschichte des päpstlichen Archivs“ ist noch besonders zu erwähnen die umfangreichste Arbeit des Bandes: „Mysticismus und Pietismus im neunzehnten Jahrhundert“ von Professor Gustav Frank; nur will uns scheinen, als ob der Verfasser zu viel Namen, die ohne Bedeutung für die ganze Erscheinung sind, angeführt hat; immerhin liegt für einen späteren Kulturhistoriker des neunzehnten Jahrhunderts eine Fülle von Material in diesem Aufsatze aufgespeichert, der, statt historisch objektiver Nomenklatur, sehr wohl die Beigabe einer subjektiv humoristischen Betrachtungsweise vertragen hätte.

* *
*

Deutsches Stil-Musterbuch. mit Erläuterungen und Anmerkungen von Daniel Sanders. (Berlin, H. W. Müller.) — Ein eigenartiges und durch die Art und Weise, wie ein alter Gegenstand behandelt wird, ganz neues Werk. Der Verfasser giebt eine Reihe von kürzeren Aufsätzen aus den Werken unserer Klassiker und anderer Schriftsteller bis in die jüngste Zeit hinein; die Wahl dieser Stilproben zeugt von vielseitig ausgebildetem Geschmack. Zu einem trefflichen Schulbuche für Erwachsene und Gebildete gleichsam wird der Band durch die Fülle der beigegebenen Erläuterungen und Anmerkungen. Daß dieselben, mag es sich um stilistische, grammatikalische oder selbst ästhetische und litterarhistorische Fragen handeln, stets gediegen und wertvoll sind, dafür bürgt schon der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte Name des Herausgebers. Als „Nachschlagebuch“ in vielen Fällen dürfte sich das Werk bewähren und kann allen auf das wärmste empfohlen werden. Der zur Orientierung beigefügte Index ist sorgfältig gearbeitet und von bedeutendem Vorteil für den Gebrauch des Buches.

* *
*

Das Künstlerwappen. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte von F. Warnecke. Mit Handzeichnungen von E. Döpler und anderen. (Berlin, R. Kühn.) — Der Verfasser giebt in dem vornehm ausgestatteten Quarthefte ein „abgerundetes Bild der Entwickelung eines Künstlerwappens“. Für Kunstfreunde und Künstler ist das Werkchen sehr empfehlenswert; wir können mit dem verdienstvollen Verfasser nur wünschen, daß seine Schrift den Erfolg haben möge, die Anwendung des Künstlerwappens in richtige Bahnen zu lenken; wenn es einmal ein Wappen sein soll, so muß auch der Zeichner Verständnis für alles Symbolische der Heraldik besitzen.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Bis zum 30. Juni gingen nachfolgende neu erschienene Werke ꝛc. ꝛc. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig die Titel derselben und behalten uns Besprechung, soweit eine Berücksichtigung für unsere Leser ersprießlich, für später vor.

Biblische Bilder für Mutter und Kind. Leipzig, Georg Reichardt Verlag.

Brand, H.: Allzeit getreu. Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Cassel, G. H. Wigand.

Brückner, A.: Beiträge zur Kulturgeschichte Rußlands im siebzehnten Jahrhundert. Leipzig, B. Elischer.

Bucher, B.: Geschichte der technischen Künste. Lfrg. 22. Stuttgart, W. Spemann.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Erste Abteilung, Lfrg. 51. Zweite Abteilung, Lfrg. 42/43. Breslau, E. Trewendt.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 20: Baccarat. Ein Roman von Hector Malot. Zweiter Band. — Band 21: Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. — Band 22: Hanna. Roman von H. Sienkiewicz. Stuttgart, J. Engelhorn.

Engler, A., und K. Prantl: Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere den Nutzpflanzen. Lieferung 3 6. Leipzig, W. Engelmann.

Erde, Die, in Karten und Bildern. Handatlas in sechzig Karten und 800 Illustrationen. Lfrg. 2/4. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Girndt, O.: Ein Morgentraum. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.

Gopčević, Spiridion: Kriegsgeschichtliche Studien. Erste Reihe: Beiträge zur neueren Kriegsgeschichte der Balkan-Halbinsel. — Zweite Reihe: Über außereuropäische Kriege jüngster Zeit. Leipzig, B. Elischer.

Hehn, V.: Gedanken über Goethe. Berlin, Gebr. Borntraeger.

Hildebrandt-Strehlen: Romantische Erzählungen aus Thüringens Vorzeit für das deutsche Volk. Drei Bände. Freyburg, M. Kellner.

Hoenig, F.: Oliver Cromwell. Erster Band. Erster Teil: 1599 bis 1642. Berlin, F. Luckhardt.

Hübner, Otto: Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgeg. von Prof. Dr. F. v. Juraschek. Jahrg. 1887. Taschenformat- und Plakat-Ausgabe. Frankfurt, W. Rommel.

Jagow, E. von: Die Dulderin. Berlin, J. J. Heines Verlag.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1886 bis 1887. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg, Herdersche Verlagshdlg.

Johnstons Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. F. Dornblüth. Zweite Auflage. Lfrg. 4/12 (Schluß). Stuttgart, Carl Krabbe.

Keller, L.: Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden. Vortrag, gehalten zu Berlin. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Kirchhoff, A.: Länderkunde des Erdteils Europa. Lfrg. 26/30. Leipzig-Prag, Freytag-Tempsky.

Klein, Hermann J.: Stern-Atlas für Freunde der Himmelsbeobachtung. Lfrg. 4/5. Leipzig, E. H. Mayer.

Kleinpaul, R.: Florenz in Wort und Bild. Lfrg. 16/19 (Schluß). Leipzig, Schmidt u. Günther.

Knortz, K.: Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Zürich, Verlags-Magazin.

Koehlers Bibliothek für alle. Nr. 1: Das Märchen von Iwan dem Narren. Erzählt von Graf Leo N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern u. Leipzig, Rud. Jennis Buchhdlg.

Lantzius-Beninga, Helene: Junker Occo Ten Brook und seine Schwestern. Eine Dichtung aus der friesischen Geschichte. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.

Lauzky, P.: Abendröte. Psychologische Betrachtungen. Berlin, C. Dunckers Verlag.

Levin, J.: Moderne Modemaler. Mahnruf an Künstler und Publikum. Berlin, Walther u. Apolant.

**

Lippert, J.: Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Lfrg. 12/20. Stuttgart, F. Enke.

Meerheimb, R. von: Psychodramen-Welt. Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag. Vierte, stark vermehrte Ausgabe der gesamten Monodramen neuer Form. Berlin, O. Parrisius.

Nordseebäder, Die, auf Sylt: Westerland, Marienlust und Wennigstedt. Dritter Jahrgang. Vierte Auflage. Westerland, Badedirektion.

Peterssen, F. C.: Aus Frankreich. Bilder und Skizzen. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Rosegger, P. K.: Waldferien. Ländliche Geschichten für die Jugend. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Roßmäßler, E. A.: Die Geschichte der Erde. Vierte Aufl. von Dr. Th. Engel. Lfrg. 2. Stuttgart, O. Weisert.

Ruß, K.: Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern. Lfrg. 10/11. Leipzig, G. Freytag.

Schefers, Leopold, Buch des Lebens und der Liebe. Herausgeg. von Hermann Thom. Dritte Auflage. Leipzig, F. Reinboth.

Scheffel, J. V. von: Reise-Bilder. Mit einem Vorwort von Johannes Proelß. Stuttgart, A. Bonz u. Co.

Schlachten-Atlas des neunzehnten Jahrhunderts. Lfrg. 8/9. Iglau, P. Bäuerle.

Schultz, A.: Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Lfrg. 13/15. Leipzig, G. Freytag.

Sievers, W.: Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta. Leipzig, Greßner u. Schramm.

Tanera, C.: Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzuge 1870/71. Nördlingen, C. H. Becksche Buchhdlg.

Teicher, Fr.: Über Kriegspoesie. Ein Beitrag zur Betrachtung des Krieges von der idealen Seite. München, Th. Ackermann.

Telmann, K.: Komteß Clémence. Eine Novelle. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

Tolstoi, Graf Leo N.: Wovon die Leute leben. Wahrheit und Dichtung. Aus dem Russischen übersetzt von Eugenie Wieland. Bern u. Leipzig, Rud. Jennis Buchhdlg.

Turgenjew, J.: Der Gasthof. Eine Erzählung. Dresden, H. Minden.

Uschner, K. R. W.: Eine Pfingstfahrt. Eine Novelle. Zweite Auflage. Zürich, Verlags-Magazin.

Verne, J.: Ein Lotterie-Los. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Verne, J.: Mathias Sandorf. Drei Bände. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Verne, J.: Robur der Sieger. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Voß, R.: Michael Cibula. Roman. Stuttgart, A. Bonz u. Co.

Weber, Georg: Allgemeine Weltgeschichte. Zweite Auflage. Lfrg. 86/87. Leipzig, W. Engelmann.

Wettering, A.: Aus der Kunstwelt des Altertums. Dichtungen. Mit acht Abbildungen in Lichtdruck. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.

Zernin, G.: Erinnerungen an Dr. Josef Victor von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes. Zweite verbesserte Aufl. Darmstadt, Ed. Zernin.

Anzeigen

zum Augustheft der Illustrierten Deutschen Monatshefte.

31. Jahrg. September 1887. Heft 372.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.



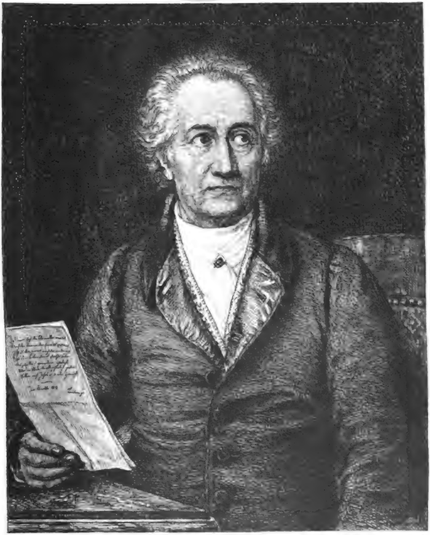
Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilage:

Litterarische Beilage über Rudolf Baumbach und dessen Dichtungen.



J. W. v. Goethe.

Nach dem Ölgemälde von J. K. Stieler.

1828.



Die beiden Töchter des Hauptmanns.

Erzählung

von

Hieronymus Lorm.

III.

Allerliebst sieht sich das Getriebe an, wenn hübsche junge Mädchen und wohlgestaltete Jünglinge aus den höheren Kreisen der Gesellschaft zu den Proben einer Theateraufführung oder einer Vorstellung von Tableaux vivants sich versammeln. Es ist nicht bloß das Durcheinanderwogen dieser reizenden Jugend beiderlei Geschlechts, auch das Durcheinanderwogen von Scherz und Ernst, von natürlichen Lebensbildern und ersonnenen Kunstgebilden, was dem unbeteiligten Beschauer mehr Vergnügen bereiten muß als die fertige Aufführung und Vorstellung. Haben die Mitwirkenden bei realen Bühnen Mühe, den Ernst des bedrückenden Lebens in die Flucht zu schlagen, damit die Heiterkeit der Kunst allein sich auf dem Platze behaupte, müssen sie ihre persönlichen Leiden vergessen, um die vorgeschriebene Lust und Freude künstlich zu versinnlichen, so kehrt die Jugend bei Dilettantenaufführungen das Verhältnis geradezu um. Aus dem Leben bringt sie Scherz und tolle Laune in den Probesaal mit und muß sich Gewalt anthun, um dem großen Ernst eines dramatischen Sujets Genüge zu thun.

Im Palais der Gräfin Hagern versammelte sich seit kurzer Zeit an bestimmten Tagen die Jugend der gerade in Wien anwesenden Aristokratie, um die beabsichtigte Aufführung einzuüben. Schon die Aufstellung der Tableaux vivants, die einer der ersten Maler der Residenz leitete, ergab komische Kontraste zwischen den lachenden jungen Mädchen und den traurigen Mienen, die sie zuweilen auf den Bildern anzunehmen hatten. Die Äußerungen der zuschauenden jungen Genossen, die auf ihre eigene Verwendung warteten, schossen fortwährend Bresche in diese tragische Haltung und den verzweifelten Gesichtsausdruck auf den Bildern. Der Maler mußte froh sein, vorläufig nur die Stellung der Gestalten, die Haltung der Arme und alles Nebensächliche in feste Ordnung zu bringen. Ein viel

ausgelasseneres Amusement jedoch bot bei den ersten Proben das auf die lebenden Bilder folgende mimische Schauspiel „Königin Jadwiga“, dessen Einstudieren Fanny Rittinger dirigierte. Während sich die Mütter und Freunde der Mitwirkenden bei dem anfänglichen Mißlingen köstlich unterhielten und mehr Genuß daraus zogen, als später das Publikum vom Gelingen zu erwarten hatte, wurde der armen Fanny angst und bang bei dem Beherrschen der aufgeregten Wogen jugendlichen Übermuts. Freilich war der Stoff fast zu tragisch für eine bloß mimische Versinnlichung, er ersetzte aber wie kein anderer den Mangel der Worte und der schauspielerischen Kunst durch Gelegenheit zu glänzenden Kostümen und interessanten Gruppierungen.

Das Programm des mimischen Schauspiels war aus einer Mitteilung hervorgegangen, die Graf Armin von Hagern vorgebracht hatte, als mit Hinzuziehung Fannys die ersten Beratungen über eine darzustellende Handlung gepflogen wurden. Er selbst hatte nicht geglaubt, daß sich Verwendbares daraus gestalten würde, allein in dem kleinen Frauenkomitee, dem die Gräfin präsidierte, war es nicht viel besser zugegangen als jetzt bei den Proben. Man schweifte beständig mit persönlicher Konversation von der festgesetzten Tagesordnung ab, lachte und scherzte, und trotz der Glocke der gräflichen Präsidentin wurde Armin von den Damen gezwungen, als er zufällig seines Aufenthaltes in Krakau gedacht hatte, wo er einst als Offizier beim Corpskommando bedienstet gewesen, eine von ihm berührte Erinnerung ausführlich mitzuteilen.

„In der Kathedrale dort,“ sagte Armin, „neben der Krönungskapelle, habe ich den Altar gesehen, an dem die schöne Königin Jadwiga getraut worden. Ein unendlich düsteres, großes, wunderbar schönes, aus dem Mittelalter stammendes, braunhölzernes Kruzifix auf Silbergrund bildete das Altarblatt, und ich dachte mir: Wie kann eine sechzehnjährige Königin ihre glücklichste Stunde vor einem so tieftraurigen Kruzifix feiern? Ein Geschichtskundiger aber erzählte mir, wie diese junge Königen so unendlich einen österreichischen Herzog geliebt und verlobt mit ihm war, als sie von ihrem Land zur Regierung gerufen wurde. Der Erzherzog folgte ihr und blieb in Krakau, in ihrer Nähe. Die Großen des Reiches aber schlossen sie in der Königsburg ein, und als sie einmal entfliehen wollte zu ihrem Bräutigam, stellte sich ihr einer der Großen entgegen und sagte ihr, wie einzig und allein das Heil ihres Volkes von einer Verbindung mit dem rohen, halb barbarischen Litauer Herzog abhinge, mit dem steter Kampf das Land verheere. Von Thränen überströmt, kehrte sie in die Burg zurück, und endlich willigte sie ein, die Gattin des rohen Mannes zu werden. Der Erzherzog verließ Polen und —“

Den Schlag der Uhr benutzte die Gräfin, um ihrerseits den Sohn mit der Glocke und mit den Worten zu unterbrechen:

„Auf diese Art, meine Damen, kommen wir niemals zu Ende.“

„Nun verstand ich,“ ergänzte Armin, „daß dieses ungeheure Opfer des sechzehnjährigen Mädchenherzens vor einem so todestraurigen Altarbild geleistet werden konnte.“

Jetzt erhob unter allgemeinem Schweigen Fanny ihre Stimme:

„Wir haben die Zeit nicht verloren, Frau Gräfin; die Erzählung, die wir soeben vernommen haben, scheint mir gerade das Richtige zu sein, alles was wir suchen. Wir beginnen in der Königsburg, Jadwiga mit einer vertrauten Dame will den Ausgang gewinnen. Der Staatskanzler hindert sie, kündigt ihr den litauischen Herzog an, dieser und sein Gefolge erscheinen. Stummer Herzenskampf Jadwigas. Die übrigen Hofdamen finden sich ein. Jadwiga hat überwunden. Verlobung — Gruppierungen — Tanz.“

Dieser rasche Entwurf wurde in den Einzelheiten besprochen, und man verteilte die Rollen unter den verfügbaren Kräften. Die siebzehnjährige Gräfin Konstanze von Frügart schien ganz dafür geschaffen, die

junge Königin zu spielen. Nur noch wenige Sitzungen des Komitees waren nötig und die Proben kamen in Gang.

Eine der letzten hatte stattgefunden, und man war des Gelingens ziemlich gewiß. Lori, die zuweilen als Begleitung Fannys an den Abenden erschienen war, welche zur Einübung gedient hatten, war auch diesmal anwesend und der Mittelpunkt eines kleinen Kreises, der nach Beendigung der Probe um die Gräfin von Hagern zurückgeblieben war. Eine ganz ungehemmte Aufnahme in den hocharistokratischen Zirkel konnte dies nicht bedeuten, nur eine kleine Verzögerung des Abschiedes, nur ein Warten auf Fanny, die sich, wie es schien, in Angelegenheit der Aufführung mit Konstanze in ein anderes Gemach zurückgezogen hatte.

Seit die junge Gräfin die Rolle der Königin Jadwiga übernommen, waren Anzeichen sichtbar geworden, daß das kindliche und unbefangene Wesen des schönen Mädchens getrübt worden war. Konstanze hatte nach und nach eine lebhafte Zuneigung für ihre Lehrerin in der Mimik, für Fanny, gewonnen. Dieser blieb unter dem Schleier der konventionellen Heiterkeit, welchen Konstanze festzuhalten bemüht war, die Betrübnis des jungen Mädchens nicht verborgen. Stets dafür entflammt, einem Leiden abzuhelfen, hatte Fanny mit Zartheit und Geschick das Vertrauen der jungen Gräfin zu erwerben gesucht. Bisher war es ihr nicht gelungen, die Ursache des jungfräulichen Kummers zu ergründen, obgleich Konstanze allmählich, jeder socialen Trennung vergessend, sich mit Innigkeit und Freundschaft an Fanny angeschlossen hatte. Nach der Probeaufführung dieses Abends wurde die ehemalige Tänzerin durch die Bitte der jungen Gräfin überrascht, ihr einen Augenblick allein Gehör zu geben.

„Ich bin so unglücklich," sagte Konstanze, nachdem sie ihr kleines Boudoir mit Fanny betreten hatte; „ich muß fürchten, jetzt, nachdem man sich so sehr angestrengt hat, nach so vielen Mühen und Proben, alles zu verderben."

Thränen glänzten in ihren Augen, und sie wendete sich ab, um das Weinen zu verbergen.

„Was fällt Ihnen denn ein, liebe Gräfin," rief Fanny, die diese plötzliche Entmutigung einer falschen Bescheidenheit zuschrieb; „ich bin vollkommen mit Ihnen zufrieden, Sie könnten die Rolle auf dem Theater nicht besser geben! Was ist Ihnen?"

Konstanze blieb noch einen Augenblick abgewendet, dann schien sie sich zu einem Entschluß gesammelt zu haben.

„Setzen Sie sich ein wenig zu mir, liebes Fräulein Fanny," sagte sie, „wenn Sie sitzen, so überlegen Sie besser, als wenn Sie so im Eifer des Fortgehens mich nur kurz abfertigen würden."

Fanny nahm mit dem Anschein der breitesten Behaglichkeit auf dem Diwan Platz.

„Jetzt stehe ich gar nicht mehr auf," erwiderte sie, „bis ich alles weiß, was Sie bedrückt. Sie sind doch nicht wirklich der Meinung, Sie wären nicht gut genug für die Königin Jadwiga?"

Wie ein Kind zu den Füßen der Mutter nahm Konstanze auf einem Taburett Platz und sprach ernst und traurig:

„Ich bin nicht zu schlecht für die Rolle, ja gut genug, weil Sie es meinen, die Meisterin, die im Anfang so streng mit mir war. Ich bin aber doch zu schlecht dafür, o viel zu schlecht! Jadwiga überwindet ihren Kummer und folgt mutig dem Gebot der Pflicht; sie winkt dem Erzherzog, der einen Augenblick im Hintergrunde erscheint, ein ewiges Lebewohl zu. Das kann ich nicht, das kann ich nicht mehr vorstellen, das bräche mir das Herz."

Sie begann krampfhaft zu schluchzen, und Fanny, viel zu erfahren, um nicht mindestens die Hälfte eines solchen Schmerzausbruches der kindlichen Übertreibung beizumessen, ließ das junge Mädchen eine Weile ungestört weinen. Dies war ein besseres Mittel, um Vertrauen zu gewinnen, als Fragen und Abmachungen. Bald legte die junge Trauernde den Kopf be-

ruhigter in den Schoß des älteren Mädchens, und Fanny, sanft über das Haar der jungen Gräfin streichend, sprach leise vom Ernst des Lebens und daß man in der That in allen Lagen Ursache fände, das Schicksal anzuklagen. Diese Zustimmung zu ihrem Schmerze statt der gefürchteten Worte des Tadels oder falschen Trostes schloß der jungen Gräfin vollends das Herz auf. Ohne anfangs zu Fanny aufzusehen, aber dann immer offener und kühner, gestand sie, was sie so unglücklich machte. Sie war aus dem Kloster gekommen, um nach einigen Tagen des Aufenthalts bei ihrer Tante, der Gräfin Hagern, zu ihrer verheirateten Schwester nach Krain zu reisen. Das Wohlgefallen, das die Gräfin an ihr gefunden, hatte bewirkt, daß sie die Reise immer wieder ein wenig verschieben durfte. Jetzt aber bestand der Mann ihrer Schwester bestimmt auf ihre Rückkehr am Tage nach der Theatervorstellung. Nur mit Mühe war ihm die Einwilligung abgerungen worden, daß Konstanze bis dahin in Wien bleiben durfte. Die Gräfin, welche bisher den Widerstand ihrer Nichte, nach Krain zu gehen, unterstützt hatte, war plötzlich auf Seite des Schwagers getreten. Das mußte einen Grund haben, und Konstanze hatte auch ihre ganze Klugheit und Beredsamkeit aufgeboten, um die alte Gräfin zum Geständnis des Beweggrundes zu bringen. Das war gerade das Schreckliche, wie Konstanze mit erneuerten Thränen beteuerte, man wollte sie mit einem grausamen fürchterlichen Manne, ganz wie der Herzog von Litauen im mimischen Schauspiel, verheiraten.

„Wie ist denn der Name dieses schrecklichen Mannes?“ fragte Fanny.

„Das weiß ich nicht, ich habe ihn auch in meinem Leben nicht gesehen und nichts von ihm gehört,“ gestand Konstanze naiv; „aber Sie begreifen, liebes Fräulein, daß er ein grausamer und fürchterlicher Herzog sein muß.“

„Das begreife ich,“ antwortete Fanny lächelnd; „aber sagen Sie mir, getrauen Sie sich denn nicht, an Ort und Stelle ihr Nein zu sagen? Ein Mädchen, das absolut nicht will, ist unüberwindlich.“

„Ich getraute mich's wohl,“ erwiderte Konstanze, „aber dann müßte ich ja an Ort und Stelle sein, und dann wäre das Unglück schon geschehen.“

„Welches Unglück?“ fragte Fanny mit großer Verwunderung.

„Das Unglück, von — von hier getrennt zu sein,“ versetzte Konstanze sehr leise.

Fanny fragte nicht mehr. Es war ihr klar, daß Graf Armin das Herz dieses Kindes, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, gefangen genommen hatte. Erst nach einer Pause sprach Fanny, als ob ihr inzwischen alles gesagt worden wäre, was Konstanze verschwieg:

„Aber wissen Sie, Gräfin, daß er selbst Wien in kurzer Zeit verlassen kann? Es steht ihm ein diplomatischer Posten in Rom in wahrscheinlicher Aussicht.“

„Er hat gesagt,“ gab Konstanze zur Antwort, „er würde mich auf der Reise dahin nach Krain begleiten; aber das wäre erst in vielen Wochen, in Monaten. Der Schwager aber will nicht so lange auf mich warten.“

„Wie ist denn der Name Ihres Schwagers, ich bin in Ihren Familienbeziehungen so wenig bewandert; der grausame Schwager also?“ fragte Fanny.

„Es ist Graf Thurnhof, Hubert von Thurnhof.“

Fanny erhob sich blitzschnell. Ein Rückblick auf viele Jahre war ihr plötzlich erschlossen. Das war der Rittmeister, der einst in Brünn mit der Bitte von ihr Abschied genommen, an keinen anderen Sterblichen als an ihn sich zu wenden, wenn sie jemals eines Beistandes, eines Freundes bedürftig wäre.

„Getrost,“ sprach sie zu dem Mädchen, das verwundert ihre veränderten Züge betrachtete, „im äußersten Falle habe ich Gewalt über Ihren Schwager. Kommen Sie in den Salon zurück, spielen Sie mutig die entsagende Königin, Sie werden sie im Leben nicht zu spielen haben, wenigstens nicht so weit, daß Sie einem

ungeliebten Manne Ihre Hand reichen müßten. Ob dem geliebten Manne? darüber habe ich freilich keine Gewalt. Müßten Sie aber auch verzichten —"

„O, daran denke ich nicht," unterbrach sie Konstanze, „meine kühnsten Wünsche gehen nicht so weit! Ich will nur in seiner Nähe bleiben, solange es möglich ist, ihm nur still zur Seite bleiben, als eine Verwandte, als ein überflüssiges Anhängsel des Hauses, als ein notwendiges Übel. Ich würde selbst bei seiner Frau bleiben, ohne Groll und ohne Eifersucht, ich will nur nicht durch einen anderen Mann von ihm getrennt werden, ich will keine anderen Pflichten haben, als still seinem Leben zuzusehen."

„Auch dies kann ich Ihnen nicht versprechen," erwiderte Fanny, „nur das eine: Sie werden niemals einem ungeliebten Manne die Hand reichen."

„Das ist genug," rief Konstanze, „um mit Lust die Königin Jadwiga zu spielen!"

Arm in Arm kehrten sie in den Salon zurück, wo eben eine Mitteilung des Grafen Armin großes Gelächter erregte.

* *
*

Die Lachlust der Jugend gehörte dazu, um komisch zu finden, was nur eine Thatsache war, die trocken vorgebracht wurde. Lori hatte es übernommen, während der momentanen Abwesenheit Fannys die Gräfin von Hagern nach ihrer Entschließung wegen Monsieur Callop zu fragen.

„Ich bin wirklich in Verlegenheit," sagte die alte Dame; „der Zweck legt mir die Pflicht auf, nichts zu scheuen, um den Ertrag zu erhöhen. Wie kann ich mich aber der Gefahr aussetzen, mit einem ganz fremden Menschen über Bedingungen zu verhandeln, die vielleicht gar nicht anhörbar sind. Er will uns den Reinertrag auf dreißigtausend Gulden erhöhen, das ist sehr schön. Was er aber dafür verlangt, das kann sehr garstig sein. Vor allem, wer ist Monsieur Callop?"

Die anwesenden jungen Männer sahen alle fragend auf den Grafen Armin, denn von ihm war es bekannt, daß er einer jener Kavaliere war, die aus Liebhaberei das Wiener Leben in allen Schichten der Gesellschaft von Grund aus mitmachen und über alle einigermaßen hervortretenden Persönlichkeiten genauen Aufschluß geben können. Trocken beantwortete er die Frage seiner Mutter:

„Monsieur Callop ist ein reicher Straßburger Jude, der eigentlich ‚Pollak' heißt. Er hat seinen Namen umgedreht und für einen französischen ausgegeben. Das klänge recht hübsch. Die Damen vom Theater wollen sich aber nicht an die französische Aussprache halten, und so wird er allgemein ‚Herr von Galopp' genannt."

Während des Gelächters der jungen Leute hierüber waren Fanny und Konstanze wieder eingetreten.

„Ach, Frau Gräfin," rief Lori, „nehmen Sie doch Herrn von Galopp nicht an! Es ist mir, als ob er einen Raub an meinem armen seligen Vater begehen wollte. Mein Vater hat noch in seinen letzten Stunden nichts sehnlicher gewünscht, als etwas zur Linderung der vielen Wunden beizutragen, die der Krieg geschlagen hat. Er war immer ein guter Österreicher. Ich suche, seit ich hier bin, eine Gelegenheit, in seinem Namen zu handeln, bin aber so unbekannt mit den Verhältnissen. Nun sehe ich plötzlich, was zu thun wäre. Erlauben Sie mir, im Namen meines Vaters, Frau Gräfin, den Ertrag auf die Summe zu bringen, die Sie wünschen. Dann brauchen wir den Herrn von Galopp und seine Bedingungen gar nicht."

Dies wurde in so kindlich bittendem Tone vorgebracht, daß es den Anschein gewann, als ob die Gräfin, indem sie das Versprechen freundlich annahm, die Gewährende und Beschenkende wäre. Durch den kleinen Zirkel ging immerhin eine zwischen Staunen und Rührung geteilte Bewegung. Allerdings wäre von den Anwesenden, obgleich sie zu den Spitzen der Gesellschaft gehörten, niemand so leicht in die Lage gekommen, durch eine gleiche Freigebigkeit sich auszuzeichnen; allein

nicht dieser Umstand rief die große Wirkung hervor, sondern nur die Einfachheit und Harmlosigkeit, womit Lori die Sache erledigte, der tiefe Herzenston, womit sie für die Annahme ihres Anerbietens dankte.

Man flüsterte leise: das Mädchen von Chicago, und Lori, die gleich darauf unter den heitersten Bemerkungen von ganz anderen Gegenständen sprach und sich dabei zum Fortgehen mit Fanny bereit machte, hatte, was man in der Theatersprache einen guten Abgang nennt. Graf Armin begleitete die zwei sich entfernenden Damen bis in den Vorsaal. Dort wendete sich Lori zu ihm mit den Worten:

„Ich bin froh, Sie endlich einen Augenblick allein zu sprechen. Sie können wohl denken, Herr Graf, daß ich damals, noch an demselben Tage, bei der Baronin Heerban war. Die Scene war anfangs peinlig genug, aber ich war meinem inneren Bewußtsein schuldig, daß man die Wahrheit wisse. Vielleicht hätte sie der Baron selbst einmal gesagt, wenn ich längst wieder fort bin. Ihm würde man sie vielleicht nicht geglaubt haben; dies hätte mich für mein ganzes Leben beunruhigt. Jetzt glaubt die Baronin, so sehr, daß wir in eine kleine Korrespondenz gekommen sind. Wir lieben uns, die Baronin und ich. Was daraus notwendig folgen muß, das will ich nicht hier zwischen Thür und Angel sagen.“ — Mit erkünsteltem Pathos fügte sie hinzu: „Die Zunge der Weltgeschichte wird sprechen.“

Die Schwestern entfernten sich rasch, ohne daß Armin auch nur zu einer Frage Zeit gefunden hätte. Allein, was er immer hätte erforschen wollen, es wurde ihm wenige Tage später vollauf beantwortet. Dies geschah vorläufig nicht unter dem Aufsehen erregenden Pomp einer wirklichen Ernennung, aber mit allen Aussichten einer nahen Erreichung der höchsten Ziele seines Ehrgeizes wurde ihm die gewünschte Mission in Rom zugeteilt. Man verhehlte ihm maßgebenden Ortes nicht, daß dazu natürlich nicht der Glaube an die noch nicht bewährte diplomatische Befähigung des Grafen beigetragen hätte, wohl aber der Umstand, daß der allbekannte strengkatholische Charakter seines Hauses, der seinen bloßen Namen schon zu einem Programm machte, ihm im Vatikan ein bereitwilligeres Entgegenkommen sichern würde, als es der nominelle Botschafter selbst zu erwarten hätte.

Indessen war die erste Instruktion, die er erhielt, einstweilen noch in Wien zu bleiben und sein Amt gleichsam stillschweigend durch Warten, Lernen und Beobachten zu üben. Es war der Augenblick, in welchem die Elemente zu einer förmlichen Neugestaltung des Reiches am gärendsten durcheinander wogten, der Dualismus zwischen beiden Hälften angebahnt wurde und von einer glücklichen Klärung der sich bekämpfenden Tendenzen auch die auswärtige Politik, namentlich in der schwierigen römischen Frage, mit abhing.

Graf Armin von Hagern, der bisher nichts mit Ernst behandelt hatte, als was keinen Ernst verdiente, warf sich mit Eifer auf die Vorbereitungen zur Lösung seiner Aufgabe. Hatte er sich bis jetzt oft Vorwürfe gemacht, daß weder der Militärdienst, noch die landwirtschaftliche Administration seiner Güter, noch der Sport, die Wetten und die frivolen Vergnügungen, die das städtische Leben eines Kavaliers ausfüllen, seinem Geist und seinem Gemüt einen wirklichen Inhalt zu geben vermochten, so hoffte er, diesen Inhalt jetzt endlich gefunden zu haben, und regte mit Feuereifer die Hände, um ihn nur wirklich zu ergreifen und in Besitz zu nehmen.

Mit einem Gefühl unheimlicher Enttäuschung entdeckte er ein Schwanken in seinem Inneren, eine Leere, einen Mangel, der nur das Fehlen dieses so sicher erreicht geglaubten Schwerpunktes sein konnte. Im Tiefsten seines Bewußtseins war er darüber nicht verwundert, er hatte nur immer Scheu getragen, sich selber die Wahrheit zu sagen, er hatte nur immer vorausgesetzt, die neue Richtung seiner Thätigkeit werde seine Seelenkräfte so vollständig in Anspruch nehmen, daß sie zu keiner Thorheit mehr hinneigen könn-

ten. Was er aber bisher Thorheit genannt, das begann sich immer mahnender und gewichtiger in seine Studien und in seine Arbeiten zu mischen und wollte ihn stets dringender glauben machen, in ihr, in dieser Thorheit selbst, wäre gerade der so lange vergebens gesuchte und auch jetzt noch nicht erreichte Inhalt zu finden.

Seine Mutter hatte seit Jahren nicht ermangelt, ihn an die Pflicht zu erinnern, eine ebenbürtige Gattin zu suchen. Dazu wäre mit vierzig Jahren noch Zeit, hatte er immer leichtfertig geantwortet. Denn die Ehe, weil sie eine Standespflicht gewesen wäre, hatte schon dadurch jeden anderen Reiz für ihn verloren. Lebte er auf den Gütern, trieb er Jagd und Forstwirtschaft, empfing er die benachbarten Edelleute zu sinnlosen Gastmählern, so war eine Frau nur eine Erschwerung, teils weil die Rücksichten für sie die Ungebundenheit des Landjunkers schmälerten, teils weil durch ihr Vorhandensein die Ansprüche an seine Gastfreundschaft ausnehmend gesteigert wurden. Lebte er in der Stadt, so hatte er als eleganter Junggeselle und, mit den Geheimnissen der Paläste vertraut, wie er selbst als verheirateter Mann einen solchen der Welt hätte öffnen müssen, das Getriebe des Salonlebens zu tief durchschaut, um vor der Nachahmung nicht eher zu schaudern, als sich davon angezogen zu fühlen. Von den Mädchen, auf welche seine Wahl hätte fallen können, trat kein einziges, wie schön und begabt es auch immer sein mochte, aus dem unausstehlich langweiligen Geleise des Herkommens heraus, während in der übrigen Welt, nicht nur in der des Theaters, auch in bürgerlichen Kreisen, das weibliche Geschlecht immer entschiedener nach einer reizenden Unabhängigkeit wenigstens im Denken, wenn nicht im Handeln strebte. Er hatte sich nur immer wiederholen müssen, daß zur Erfüllung der verfluchten Pflicht und Schuldigkeit noch im Schwabenalter Zeit genug wäre.

Jetzt nahm unversehens sein Gemüt die Richtung nach dieser von ihm so lange verspotteten Lebenswendung. Er malte es sich als den größten Zauber aus, den diese Erde zu bieten hätte, die Welt gleichsam mit vier Augen zu betrachten und zu überschauen, von denen zwei die eines klugen, stolzen, hochgebildeten Weibes wären. Es war nicht das Ideal eines solchen Wesens, das er plötzlich zu entwerfen begonnen hätte, er war nichts weniger als ein Dichter und auch kein Phantast; die unleugbare, die lebendige Wirklichkeit drängte seiner Seele ein solches Bild auf und erfüllte sie mit der Ahnung, daß in diesem Besitz endlich die ganze volle Befriedigung für das Leben zu finden wäre. Er schüttelte aber unwillig den Kopf und sagte sich, in Rom, im diplomatischen Dienst werde dieses ewig mahnende und quälende Bild spurlos verschwinden.

In dieser Erwartung glaubte er die Besuche im Hause des „Mädchens von Chicago“ ohne Gefahr für den ruhigen Gang seiner neuen Thätigkeit fortsetzen zu können. Alle Dankbarkeit, die er ihr ausdrückte, ihm auf die erste Staffel politischer Bedeutung verholfen zu haben, lehnte sie mit der Versicherung ab, daß sie nur, wie es ihm ja bekannt sein mußte, im eigennützigen Interesse für ihren guten Ruf gehandelt hätte. Er durfte ihr nicht mehr wie sonst von den kleinen Begebenheiten in der Gesellschaft erzählen; sie bestand darauf, daß er die wenigen Stunden, die sie überhaupt beisammen sein konnten, mit den Berichten über seine Studien, seine Informationen in der Staatskanzlei und seine übrigen Vorbereitungen ausfülle. Dies wurde ihm allmählich selbst zu einem unabweisbaren Bedürfnis, die Zusammenkünfte mit Lori schienen ihm bald selbst zu den wichtigsten Vorbereitungen auf sein Amt zu gehören.

Eines Abends traf er im adeligen Kasino Mr. Walcolme und führte mit ihm eine lange Konversation über die Vorgänge und die diplomatischen Gebräuche im Vatikan, welcher damals noch der Hof eines weltlichen Fürsten war. Mr. Walcolme, der überall gewesen, hatte hierüber interessante Aufschlüsse zu geben. Unter anderem sagte er:

„Sie würden sich bedeutendere Erfolge sichern, wenn Sie verheiratet wären. Glauben Sie mir, das ist in Rom nötiger als irgendwo; kluge Frauen sind dort, wo Frauen offiziell gar nicht am päpstlichen Hofe erscheinen dürfen, einflußreicher als im Serail des Sultans."

Er teilte darüber pikante Anekdoten mit, ahnungslos, welches Samenkorn er dadurch in das Herz seines Hörers senkte. Graf Armin brachte die darauf folgende Nacht schlaflos zu, was ihm zwar oft genug begegnet war, wenn ihn Vergnügungen in Anspruch genommen hatten, selten aber in der Einsamkeit seines Schlafzimmers. Das Samenkorn eines mächtigen Entschlusses ging in ihm auf. Es graute ihm selbst einigermaßen davor, wenn er die ganzen ungeheuren Konsequenzen für seine Mutter, für sein Haus, für alle seine Lebenskreise überdachte, und indem er die glühende Stirn mit beiden Händen hielt und sie dann an die pochenden Schläfen drückte, sagte er sich, der Morgen werde ihm kühlere Gedanken bringen. Allein nach unruhigem Schlafe spät erwachend, war sein erstes Bewußtsein vom wirklichen Leben nicht fähig, seinen nächtlichen Entschluß in einem abgeschwächten Lichte zu zeigen. In voller Nüchternheit des Tages, mit ruhigem Verstande mußte er sich bekennen, daß der Entschluß nicht ein schwärmerischer Traum, nicht eine Aufregung der Phantasie, sondern eine männliche Überzeugung, beinahe eine Lebensrettung war. Lori mußte sein Weib werden, wenn er überhaupt in der Welt noch als ein vernünftiges und brauchbares Wesen existieren sollte.

Er begab sich zu seiner Mutter. In dem Saale, der an das kleine Gemach stieß, in welchem sie nur die ihr vertrautesten Personen empfing, hing das Porträt seines verstorbenen Vaters in Lebensgröße. Fast war es Armin, als hätte er dem Blick der gemalten Augen ausweichen müssen, und gerade deshalb sah er um so fester auf das Bild. Wie jene Augen auch zu drohen schienen und obgleich ein Schauer durch des Sohnes Herz ging, als ob er fühlte, wenn dieser Mann nicht tot wäre, er stürbe in diesem Augenblicke, wenn er durchschauen könnte, was sein Nachkomme im Sinne hatte; obgleich Armin das Haupt traurig senkte — kein Schwanken und Irrewerden war in ihm, sondern nur die Ergebung in eine, wenn auch für andere entsetzliche, für ihn unausweichliche Thatsache. Lori mußte sein Weib werden.

Was wollte er bei der Mutter, fragte er sich selbst. Ihre Beistimmung zu erwarten, wäre Wahnsinn gewesen. Selbst ihr nur die Möglichkeit eines solchen Schrittes zu offenbaren, war ein Wagnis, das er nicht jetzt, nicht ohne daß der Moment es gebieterisch erheischte, unternehmen konnte. Er wollte sie nur wiedersehen, sich ihr gewöhnliches Verhalten, ihre Denkungsweise von neuem vor Augen bringen, um den frischen Eindruck mit einem ungeheuren Entschluß zu vergleichen. Vielleicht war dieser noch wankend zu machen, er glaubte es nicht, aber er mußte alle Eventualitäten gewähren lassen.

Die alte Kammerfrau öffnete ihm endlich die Thür des kleinen Gemaches. Seit Armin für die politische Mission in Rom bestimmt war, schien die Gräfin verjüngt zu sein. Sie hatte Freunde und Verwandte, die fast jeden Winter in Rom zubrachten, und dachte unaufhörlich an eine schöne junge Prinzessin, die sich dort ein Atelier für Malerei eingerichtet hatte. Dieses hochbegabte Wesen, wiederholte sie sich oft, würde einen Mann wie Armin mit einem Schlag aus den fatalen Netzen des Wiener Lebens herausreißen, in die er sich in Rom zurücksehnen könnte. Er wird sie lieben, daran zweifelte sie nicht; es verdroß sie, daß die Reise nach Rom noch für unbestimmte Zeit hinausgeschoben war.

Armin wußte von diesem Traum der Mutter, er kannte auch die Prinzessin, die ihn so gleichgültig gelassen hatte wie eine antike Statue, welcher der Kopf fehlte. Nach seiner Meinung fehlte er ihr auch im figürlichen Sinne; doch gutmütig, hatte Armin bisher die Mutter in ihren Plänen

durch kein Wort gestört. Jetzt begann er ihre erneuerte Ungeduld hinsichtlich der Reise, weil der Winter vergehen und die Prinzessin Rom verlassen würde, in einer fast brutalen Weise zu beschwichtigen. Er werde niemals um die Prinzessin werben, weil er überhaupt auch die Wahl seiner Frau von seinem politischen Beruf abhängig machen wolle.

„Mir liegt wenig an einer politischen Rolle für dich," meinte die Gräfin, „viel aber an der Erfüllung deiner Standespflichten."

Mit Einbeziehung aller Familienverhältnisse setzte sie ihm wieder auseinander, daß seine endliche Verheiratung nicht nur ein vitales Interesse des gräflichen Hauses wäre, sondern daß es ihr, von allem abgesehen, wie eine schreckliche Entheiligung der Grundsätze und Traditionen des gräflichen Hauses erschien, ihn noch nicht in einer standesgemäßen Ehe zu sehen.

„Ich bin eine alte katholische Gräfin," fügte sie hinzu, „und du weißt, was das sagen will. Es will sagen, daß nicht um eines Haares Breite von den alten Sitten und Gebräuchen unseres Geschlechtes gewichen werden darf, wenn ich aufrecht bleiben soll, und daß dein langes Ledigsein schon ein Ruck an den Bedingungen meiner Existenz ist."

Er sprach kein Wort, denn jedes, das die Mutter sprach, pflanzte ihm die Überzeugung nur um so fester ein, daß es ein vergeblicher und nur zu schrecklichem Ende führender Versuch wäre, die Mutter auch nur die Möglichkeit seines Vorhabens ahnen zu lassen. Es blieb nichts übrig — sie mußte sich, wie schon viele andere Mütter ihres Standes, in eine vollendete Thatsache fügen lernen. Er erhob sich und verließ das Haus, um zu Lori Rittinger zu gehen und um ihre Hand zu werben.

Indem er erwog, wie ungeheuer in seinen Verhältnissen das Opfer war, das er seiner Neigung zu bringen im Begriffe war, erfüllte es ihn mit einer Art freudiger Genugthuung, daß er in der Lage war, dem geliebten Wesen eine so große That und zugleich eine so große Weltstellung zu Füßen zu legen.

* * *

Klemens von Auersdorf war beim Schneider Tilß mit Fanny übereingekommen, daß sie ihm die Zeit seines ersten Besuches bei ihrer Schwester durch ein Billet anzeigen würde.

Er hatte ihr dafür jeden ihr beliebigen Augenblick zur Verfügung gestellt, denn er war weder durch geschäftliche noch durch gesellige Verpflichtungen gebunden und brauchte, um der Einladung zu folgen, nur die Einsamkeit seiner Studien für eine Stunde zu unterbrechen. Diese Studien betrachtete er freilich als die Aufrechterhaltung seines Daseins, weil sie ihn vom Leben abzogen, dessen Inhalt für ihn bisher wesentlich nichts als ein großer Schmerz gewesen war.

Klemens von Auersdorf war von Natur aus dem größten Ernst und einer so abstrakten Denkungsweise ergeben, daß schon in seinen Studentenjahren die banalen Lebensfreuden der jungen Leute keinen Reiz auf ihn geübt hatten. Am liebsten hätte er sich der Wissenschaft in dem Sinne gewidmet, daß niemals ein praktischer Vorteil für seine Existenz daraus erwachsen wäre. Nach einer äußeren Stellung zu trachten, war er um so abgeneigter, als ihn die politischen Zustände mit Mißbehagen erfüllten. Er war kein Freiheitsschwärmer in der nebelhaften Bedeutung des Wortes, aber er war ein eifriger Centralist, das heißt, er wollte ein einiges und gewaltiges Österreich, stark genug, um die ausgedehnteste bürgerliche Freiheit zu tragen und zu ertragen. In diesem Augenblicke schien sich jedoch alles zu einigen, um sein politisches Ideal für immer zu vernichten, und wenn er sich überhaupt lebensmutig genug gefühlt hätte, um etwas zu wollen und zu erstreben, so würde er das Land verlassen haben.

Im geselligen hatte er ebensowenig wie im politischen Verkehr einen Anziehungs-

punkt gefunden, der ihn gefesselt hätte. Den Frauen gegenüber war er immer ohne die geringste Leidenschaft gewesen. Die meisten seiner Bekannten hielten den Mann, der niemals das Leben genossen, für einen Blasierten, der schon allen Genuß hinter sich hatte. Hätte ihn nicht ein Unglück bedrückt, er würde vielleicht ein Lebensziel darin gefunden haben, bloß ein Beobachter zu bleiben, Politik und Gesellschaft unthätig von oben herab zu betrachten.

Als er die Zeilen Fannys erhielt, welche seinen Besuch für den Abend erbaten, überraschte er sich bei einer Gemütsbewegung sonderbarer Art. Zum erstenmal, solange er zurückdenken konnte, erfreute ihn eine ähnliche Einladung. Er dachte nicht viel darüber nach, wie dies zuging. Die Wahrheit war, daß er seines beklommenen Schweigens sich müde fühlte, und wenn er sich keinem Menschen in seiner Umgebung anvertraut hätte, weil er fürchtete, den Blick desselben einen Tag später nicht mehr aushalten zu können — einer Person gegenüber, von der er voraussetzte, daß sie in die Neue Welt zurückkehren und ihm für immer entschwinden werde, konnte er hoffen, die Last seines Schweigens los zu werden.

Leonore Rittinger hatte in ihrem freien Lande und in ihrer durch Glanz und Reichtum zu ungebundener Freiheit erhobenen Lebensstellung mit vielen Menschen von der größten Verschiedenheit des Charakters und Berufes zu verkehren gehabt. Ihr war dadurch nicht nur Einblick in die Interessen und bewegenden Kräfte des Weltgangs eröffnet worden, sie hatte auch, was mehr bedeutet, eine gewisse psychologische Sicherheit in der Behandlung der Menschen gewonnen. Wie der Baronin Heerban gegenüber, deren Freundschaft sie in einer höchst delikaten Angelegenheit im Nu erobert hatte, gelang es ihr, durch Offenheit und Klugheit und durch ein eigentümlich fesselndes Element in der Verbindung dieser beiden einander eigentlich ausschließenden Eigenschaften bei allen Menschen, wenn sie Wert darauf legte, ihr Ziel zu erreichen.

Was sie von Klemens von Auersdorf bisher vernommen hatte, das führte sie instinktmäßig zu dem Entschluß, ihm den Eindruck zu geben, als ob sie weder von seiner Betrübnis noch irgend einem schweren Schicksal, das ihn betroffen hätte, unterrichtet wäre oder ernstlich daran glaubte.

Unmittelbar nach Empfang der Einladung bethätigte der junge Auersdorf den ihm selbst unerklärlichen Hauch von Erfrischung, der ihn so unversehens belebte, durch einen Besuch bei seinem alten Vater. Der Hofrat hatte es längst aufgegeben, Tag für Tag nach dem Befinden des Unglücklichen zu sehen, weil er stets das gleiche entmutigende Resultat wieder mitnehmen mußte. Eine letzte Hoffnung des alten Herrn war die ihm von Fanny Rittinger versprochene Anknüpfung einer geselligen Verbindung zwischen ihrer Schwester und seinem Sohne. So steif und eingefroren die Lebensansichten des Hofrats waren, der Glaube an die Wirksamkeit edler Frauen auf ein verwildertes oder verschlossenes Seelenleben war der letzte Rest, den er sich aus seinen galanten Tagen gerettet hatte. Vergebens waren seine Bemühungen gewesen, den Sohn in Gesellschaften zu bringen, die seiner Denkungsweise entsprochen hätten. Um so größer war die Freude des Hofrats, als Klemens, der wohl wußte, welches Vergnügen er damit dem Vater verschaffen würde, ihm die Einladung und seine Bereitwilligkeit, ihr zu folgen, mitteilte.

„Ja, die Fanny Rittinger ist eine brave Person," sprach der Alte lebhaft, „man hat schon beim Theater ihr Arrangiertalent hochgeschätzt. Sie weiß alles in Scene zu setzen. Inzwischen habe ich erfahren, daß diese Schwester, von der Fanny so bescheiden gesprochen hat, dieselbe schöne und steinreiche Jungfrau ist, die man überall das ‚Mädchen von Chicago' nennt. Entführe sie, brich ihr das Herz, mach sie meinetwegen unglücklich, nur unternimm irgend etwas, was dich beschäftigt. An

deinem ganzen Unglück ist weiter nichts, als daß du nichts zu thun hast. Im Ernste aber, Junge, sie soll sehr gescheit sein und wird dir gewiß einen guten Rat geben. Mir ist schon alles gleich, was du in Zukunft machen willst, wenn du nur wieder lebendig wirst."

Klemens dämpfte die überschäumende Laune des Vaters durch die Bemerkung, daß er nicht, um einen Ausweg aus seiner Lage zu finden, die Einladung angenommen, sondern nur um von Amerika zu sprechen und zwar mit einem sachkundigen Wesen, das in die dortigen Verhältnisse eingewöhnt sei. Die sanguinischen Erwartungen des Vaters hatten nur bewirkt, daß sich das eigene frische Aufwallen in Klemens wieder legte und seine frühere Melancholie zum größten Teile zurückkehrte. Beinahe wie ein Opferlamm an den Altar schlich er zur angesagten Stunde in das Haus, das ihm bezeichnet war, und trat in den kleinen Salon mit dem Entschluß, ihn so bald als möglich wieder zu verlassen.

Lori, noch immer in tiefe Trauer gekleidet, entsprach schon aus diesem Grunde seiner momentanen Stimmung. Sie ließ sich ihn der Form wegen erst von Fanny vorstellen, die sich hierauf bald entfernte.

„Ich habe Ihnen etwas sehr Läppisches mitzuteilen," sagte Lori, nachdem sie beide saßen; „ich muß Sie für sehr geistreich halten, um nicht zu fürchten, daß es Sie beleidigen wird."

Er antwortete ihr mit gleichgültigen Redensarten.

„Meine Schwester," fuhr sie fort, „hat Ihnen schon von Miß Keatson gesprochen, die mich mit einer Art Mission Ihnen gegenüber betraut hat. Die Miß ist meine beste Freundin in Chicago. Sie haben nie von ihr gehört? Flora Keatson?"

Er wiederholte den Namen und verneinte.

„Sie ist Bildhauerin," sprach Lori weiter, „die größte Künstlerin, ich möchte sagen, der einzige Künstler in Chicago. Auf jede Art von Lebensgenuß, der nicht mit ihrer Kunst in Verbindung steht, hat sie verzichtet. Nun hat es sich so getroffen, daß die Künstlerin Ihrer, mein Herr, zufällig ansichtig wurde, als Sie sich bei uns aufhielten. Jetzt kommt eben das Läppische, das doch über meine Lippen muß. Sie werden es mir verzeihen, Sie werden es nicht für eine unweibliche Indiskretion halten. Nicht wahr?"

Klemens ward einigermaßen bange zu Mute. Was konnte nach einer ausgesprochenen Befürchtung, für indiskret zu gelten, nicht alles zum Vorschein kommen? Eine finstere Wolke lag auf seiner Stirn. Lori beeilte sich deshalb nur um so mehr, den erwarteten Aufschluß mit den Worten zu geben:

„Sie sind ein Mann von antiker Schönheit, Herr Klemens von Auersdorf. Flora behauptet, niemals etwas Ähnliches in ihrem Leben lebendig gesehen zu haben. Nicht wahr, einem Mann von Intelligenz klingt ein solches Lob wie eine Injurie? Ein schöner Mann zu sein ist vielleicht das Stupideste, was man sein kann. Sie hätten recht, sich für beleidigt zu halten, aber ungleich anderen Männern, die sich desselben unglücklichen Glückes erfreuen, werden Sie Geist genug haben, um einzusehen, daß nur ein großes, ein wichtiges Interesse mich bewegen konnte, der Dolmetscher einer solchen Meinungsäußerung zu werden; das Interesse ist nämlich ein künstlerisches."

Er verbeugte sich leicht, und der Ausdruck seiner Miene gab zu erkennen, daß er das angeführte Interesse würdigte.

„Flora Keatson," sprach Lori weiter, „möchte nicht aus der Welt gehen, ohne ein Reliefporträt von Ihnen modelliert zu haben. Sie will deshalb wissen, in welcher Art es möglich wäre, Ihnen wieder zu begegnen. Lange schon hat sie beschlossen, im Herbst des nächsten Jahres wieder einmal nach Italien zu gehen. Wären Sie geneigt, irgend einen Weg anzugeben, der zu einem Zusammentreffen führen könnte?"

Das war nun freilich nicht die ganze Mission, mit der Lori bedacht war. Allein sie hütete sich, vorläufig mehr zu sagen.

In Wahrheit hatte Miß Keatson zwar auch diese Angelegenheit auf dem Herzen, sie war wirklich eine große Künstlerin und hätte viel darum gegeben, dem jungen Manne wieder zu begegnen und das erwähnte Kunstwerk ausführen zu können. Allein es gesellte sich dazu noch ein weit größeres Verlangen. Sie hatte Klemens von Auersdorf zum letztenmal vom Perron der Eisenbahn aus in einem Coupé gesehen, bevor der Zug abgegangen war. In dasselbe Coupé stieg auffallenderweise eine Dame ohne jegliche Begleitung, obgleich man nach ihrem anständigen Aussehen vermutet hätte, sie würde nur einen ausschließlich für Damen bestimmten Waggon besteigen. Später hatte man in Chicago in Erfahrung gebracht, daß auf demselben Zuge ein seltsames Unglück geschehen wäre, ein Selbstmord, über dessen Veranlassung oder Motive niemand Aufschluß geben konnte. Niemand auch als Miß Keatson hatte den Fall mit dem jungen schönen Deutschen in irgend einen Zusammenhang gebracht. Flora, die sich nach dem Namen Auersdorfs schon früher erkundigt hatte, beauftragte Lori, als diese nach Wien reiste, der Sache auf den Grund zu schauen. Lori hatte durch Mr. Walcolme von dem seltsamen Verhalten Auersdorfs erfahren, daß dieser auf einer Zwischenstation den Zug verlassen und sich verzweifelt im Wald umhergetrieben hätte. Sie kam dadurch zu der Annahme, daß die Vermutung der Miß Keatson berechtigt wäre und die Melancholie des jungen Mannes aus diesem unaufgeklärten Ereignis entsprungen sein müßte. Vorläufig hatte Lori nichts im Sinne als den Versuch, das Vertrauen des jungen Mannes zu gewinnen.

Sie würde sich jedoch dieser Aufgabe, die immerhin etwas Spionierendes hatte, keineswegs unterzogen haben, bloß um eine zwecklose weibische Neugier der Miß Keatson zu befriedigen. Diese hatte jedoch sehr gewichtige Gründe angegeben; von der Entdeckung der Veranlassung und der Motive, welche zu dem Selbstmord des allein reisenden Mädchens geführt hatten, hing das Glück einer ganzen Familie ab, und die Aufklärung herbeizuführen, wäre ein edles und nicht genug zu preisendes Werk gewesen.

Auersdorf erklärte, daß er schon einmal in Italien gewesen, daß er keine Aussicht hätte, eine Reise zu unternehmen; er sprach einigermaßen wirr durcheinander, und der Sinn sollte immer nur sein, daß Miß Keatson eine Begegnung mit ihm nicht zu erwarten hätte. Lori bemerkte, daß es ihm schmerzlich war, über eine noch so geringe Spanne Zeit, die in der Zukunft lag, Verfügung zu treffen, und wendete in leichtem und heiterem Tone das Gespräch auf amerikanische Zustände. Zunächst erzählte sie, was sich in Chicago verändert haben mochte, seit Auersdorf die Stadt verlassen hatte, und mit Freude gewahrte sie, daß er sich bei diesen Mitteilungen vorteilhaft veränderte. Er fragte, er ließ sich berichten, er gab seine Ansichten kund, und als man meldete, daß der Thee serviert war und die Thüren zum nächsten Saale geöffnet wurden, wo Frau Rittinger und Fanny am Tische saßen, kam es dazu, daß er sich bereit finden ließ, an der Gesellschaft teilzunehmen. Noch immer jedoch unterhielt er sich nur mit Lori, und als er schied, geschah es mit den Worten:

„Ach, mein Fräulein, Sie erklären mir, daß man nicht umsonst Amerika die ‚Neue Welt‘ nennt! Könnte ich dahin zurückkehren, dann entstünde für mich in der That eine neue Welt, dann wäre alles spurlos versunken, was ich bisher in meinem Leben ‚die Welt‘ genannt habe."

In der Voraussetzung, daß er eine wiederholte Einladung nicht annehmen würde, ohne daß ihm dieselbe Ungestörtheit wie diesmal gesichert wäre, trug ihm Lori selbst an, einen bestimmten Abend unter den gleichen Umständen bei ihr zu verbringen.

Dies geschah, und die Unterredungen wurden wärmer und inhaltsreicher. Die Abende wiederholten sich, und die Melancholie Auersdorfs nahm einen anderen Charakter an. Hatte er sich ihr bisher

passiv hingegeben, so suchte er jetzt offenbar, sie zu bekämpfen. Er war aufgeregt, er ging wieder in die Welt und schloß sich alten Freunden von neuem an. Plötzlich zog er sich wieder zurück, als wäre er zum Bewußtsein gekommen, daß ihn das Aufgeben seiner Einsamkeit in eine schreckliche Gefahr brächte. Dieser beständige Wechsel seiner Stimmungen wurde ihm selbst unerträglich. Er sann auf ein äußerstes Mittel; er mußte sich befreien oder sich töten.

Dies waren seine eigenen Worte, mit denen er eines Abends von Lori schied. Allein er ließ es nicht dabei bewenden; nach einem schweigenden Kampf der Selbstüberwindung fügte er hinzu, daß er am nächsten Abend seiner Wiederkehr die Befreiung darin suchen würde, der Freundin das Geheimnis zu erschließen, das an seinem Leben zehrte.

* * *

Der Graf von Hagern hatte sich vom Hause seiner Mutter unmittelbar in das Haus Loris verfügt, im Begriffe, den entscheidenden Schritt zu thun und um die Hand des „Mädchens von Chicago" zu werben. So eingenommen war er von dem Vorhaben und von der unausgesetzten Erwägung der Konsequenzen, daß er auf die äußeren Umstände, die ihm sonst vielleicht gerade diesen Tag als einen für seinen Zweck ungünstigen hätten erscheinen lassen, kein Gewicht legte oder nicht daran dachte. Es war nämlich der Tag der dramatischen Aufführung im Palais der Gräfin Hagern. Lori hatte sich nicht damit begnügt, die Höhe des Erträgnisses zu sichern, sie wollte dasselbe vielmehr noch weit über die Summe bringen, welche die Gräfin als die äußerste schon vorausgesetzt hatte. Das Programm war allerdings nicht sehr anziehend für das große Publikum, welches sich weit lebhafter beteiligt hätte, wenn die schauspielerischen Kräfte der Aristokratie in die Mitwirkung wären einbezogen gewesen. Sie waren in Wien nicht anwesend und man mußte mit dem Möglichen rechnen. Lori beschäftigte sich eifrig damit, Zuschauer zu werben und alle ihre neugeknüpften geselligen Beziehungen für diesen Zweck auszubeuten. Daraus war eine große Korrespondenz erwachsen, die noch am Tage der Aufführung selbst nicht ihr Ende erreicht hatte.

Der Graf ließ sich bei Lori melden und wurde gebeten, einen Augenblick im Salon zu warten. Hier erschien nach einer kleinen Weile Fanny, aber mit Hut und Mantel und offenbar nicht geneigt, ihm lange Gesellschaft zu leisten.

„Sie sind der einzige, Herr Graf," sagte sie, „den man gebeten hat, zu warten; alle anderen Besuche hat man rundweg fortgeschickt. Sie werden dies begreiflich finden, der heutige Abend ist ja gewissermaßen Ihre eigene Sache."

„Wahrhaftig!" rief der Graf, „ich habe seit mehreren Tagen ganz vergessen, was für ein großes Werk vor uns liegt. Der Erfolg ist aber gesichert, der pekuniäre wenigstens, so bin ich ungestört bei meinen Gedanken geblieben."

Noch während er sprach, drang ihm die Anwesenheit Fannys in Rücksicht auf sein Vorhaben wohlthuend ins Herz. So unpassend der Vergleich war, er sehnte sich für das Drama, das er selbst aufzuführen im Begriffe war, nach einer Art von Generalprobe, die nur darin bestehen konnte, Fanny mit seiner Absicht bekannt zu machen und die Wirkung auf sie, die innigste Vertraute ihrer Schwester, zu beobachten. Fanny war nach seinen zuletzt gesprochenen Worten im Begriff gewesen, sich zu entfernen; als er aber deutlich zu erkennen gab, daß er gekommen war, um eine wichtige Lebensentscheidung von den Lippen Loris zu holen, da legte sie rasch Hut und Mantel ab und ließ sich nieder, ein wenig befangen und zitternd, aber entschlossen, einen ruhigen und vernünftigen Rat zu geben.

Fanny hatte schon vor Wochen, als der Graf zuerst seinen Enthusiasmus für Lori geäußert, mit Freudigkeit den Gedanken ergriffen, daß ihrer Schwester das be-

neidenswerte Erdenlos bereitet sein könnte, eine Grafenkrone zu tragen und dieser Stellung bei dem Reichtum, der ihr zu Gebote stand, einen nicht häufig vorkommenden Glanz zu geben. Viel zu klug und welterfahren, um durch eigenes Eingreifen eine Sache fördern zu wollen, die einzig nur gedeihen konnte, wenn man sie schweigend ihrer eigenen Entwickelung überließ, hatte Fanny niemals aus eigenem Antrieb mit ihrer Schwester vom Grafen Armin gesprochen und sich nur still gefreut, wenn Lori ein Wort des Lobes für ihn hatte, ja selbst öfter Sehnsucht nach seinem Wiedererscheinen verriet. Still und verborgen ging die Hoffnung Fannys immer höher auf.

Jetzt hätte sie, nach der eben gefallenen Äußerung des Grafen, das Ziel erreicht glauben und einer ungehemmten Freude sich hingeben können. Allein inzwischen hatte sich ein Schatten über das sonnige Bild gelagert. Konstanze von Frügart liebte den Grafen, und Fanny hatte das kindliche Wesen ganz in ihr Herz geschlossen. Zwar war sie verständig genug, vorauszusetzen, die junge Gräfin würde auch in dem für sie schlimmsten Falle nicht sofort am gebrochenen Herzen sterben, und Fanny wollte ihre ganze Seelenkraft daran wenden, Konstanze aufrecht zu erhalten; allein diese Liebe hatte Fanny plötzlich aufmerksam gemacht, daß hier die natürlichste Lebenswendung für den Grafen sowohl als für Konstanze sich ergeben wollte und daß folglich in dem Plane, ihn mit Lori zu verbinden, etwas Mißliches, wenn nicht Unnatürliches verborgen lag. Um so ängstlicher hatte Fanny vermieden, auf die Entwickelung der Dinge selbst einzuwirken.

Jetzt mußte sie sich sagen: die Leidenschaft hat schon oft das letzte Wort gesprochen und es war immer das richtige. Um zu erproben, wie weit die innere Entscheidung des Grafen für Lori reichte, begann Fanny, als ob sie die Absicht des Grafen nicht ganz verstanden hätte, plötzlich von Konstanze zu sprechen.

Sie erzählte ihm, daß der Schwager der jungen Gräfin, Graf Thurnhof, ein alter Bekannter von ihr war, der sich mit der Zeit zu einem grimmigen Löwen müsse ausgewachsen haben, denn er hätte durchaus darauf bestanden, Konstanze müsse unmittelbar nach der Aufführung in Begleitung der Kammerfrau nach Krain reisen. Dies hätte Fanny durch ein Schreiben an den Grafen rückgängig gemacht, aber nur einen kurzen Aufschub erlangt. Auf der Reise nach Rom ginge die Fahrt über Krain; ob Hagern nicht gesonnen sei, die Begleitung zu übernehmen.

„Der grimmige Löwe,“ fügte sie hinzu, „der Schwager der jungen Gräfin auf seinem Bergnest muß einen Bändiger finden. Wissen Sie auch, Herr Graf, daß er schauerliche Heiratspläne für Konstanze hat? Nötigenfalls würde ich selbst sie begleiten. Ich habe ein großes Guthaben bei Thurnhof. Er hat sich anheischig gemacht, mir etwas Außerordentliches zu leisten, wenn ich es begehre. Nun bin ich nicht so überspannt, zu glauben, er würde mir deshalb sogar Familienpläne zum Opfer bringen. Wenn aber nichts anderes hilft, so gehe ich selbst mit Konstanze, um ihr zu zeigen, was ein rechter Widerstand, was ein unüberwindlicher Mädchenwille ist, kurz, wie man nein sagt. In Liebessachen neige ich sehr zum Heroismus.“

Armin hatte die ganze Auseinandersetzung über Konstanze mit dem Anschein passiver Geduld angehört, den Kopf im Fauteuil zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen. Bei der Äußerung Fannys aber, daß sie in Liebessachen zum Heroismus neige, veränderte sich seine Haltung.

„Das ist auch meine Art,“ sagte er lebhaft, „und Sie sollten erkennen, mein liebes Fräulein, nach dem Entschluß, den ich Ihnen angedeutet habe, daß mein heutiges Erscheinen hier eine Heldenthat ist.“

Mit mehr Unumwundenheit als früher stellte er sein Vorhaben dar und rückte das Opfer, das er seinem Range und seiner weltlichen Stellung zu bringen im Begriffe war, sowie die fürchterlichen Familienzerwürfnisse, die der Schritt unausweichlich

zur Folge haben mußte, ins volle Licht. Dies geschah nicht mit dem geringsten Anflug von Eitelkeit, als ob er sich der großartigen That als einer bewunderungswürdigen bewußt wäre, vielmehr mit bebender Stimme, mit dem Bestreben, die Größe seiner Liebe deutlich zu machen, und endlich mit dem fast angstvollen Bemühen, von Fanny zu erfahren, ob ihre Schwester nicht gerade vor solchen Schwierigkeiten und Zerrüttungen zurückschrecken würde, ob nicht gerade das Ungeheure des Opfers, das er ihr bringen wollte, sie verhindern würde, es anzunehmen.

„Ich kenne die Gesinnungen meiner Schwester in diesem einzelnen Falle nicht," erwiderte Fanny, „aber ich kenne ihren Charakter. Dieser ist so angelegt, daß die Schwierigkeiten und Kämpfe, die bevorstünden, sie reizen müßten, statt abzuschrecken, vorausgesetzt freilich, daß erst eine feste freie Einigung mit dem Manne vorausgegangen wäre, für den sie sich exponieren, für den sie dulden und siegen soll."

Die Zofe Loris erschien und ersuchte den Grafen, in das Gemach ihrer Gebieterin zu treten. Er reichte Fanny freundschaftlich die Hand, als wollte er die Hoffnung ausdrücken, daß jetzt eine verwandtschaftliche Beziehung beginnen würde, und das Mädchen, welches nunmehr nur in der Schwester noch eine Zukunft hatte, konnte sich nicht enthalten, ebenfalls eine freudige Hoffnung in den stummen Gruß zu legen, womit es den Händedruck des Grafen erwiderte.

„Jetzt habe ich mich befreit," rief Lori dem Grafen entgegen, als er eintrat, und zeigte auf die lange Reihe kleiner Couverts, die sie mit Adressen versehen hatte und die Spartakus übernahm; „jetzt können wir plaudern, Herr Graf; aber ich bitte Sie, gehen Sie eine Bedingung ein: sprechen wir keine Silbe vom heutigen Abend! Ich habe das Theaterstück, das da gespielt werden soll, schon zehntausendmal in meinem Kopfe aufführen müssen."

„Ich denke nicht daran," erwiderte Armin sehr ernst und ein wenig befangen, „vom heutigen Abend zu sprechen, weit eher von den folgenden Tagen, ja, um es gerade heraus zu sagen, von allen künftigen Tagen meines Lebens."

Sie sah ihn mit ihren großen leuchtenden Augen befremdet an, nicht ahnend, wie sie diese Worte deuten sollte. Er ließ sie nicht lange in Zweifel, wenn er auch weit in seine Vergangenheit zurückging. Mit geringschätzigen Ausdrücken zeichnete er den geschäftigen Müßiggang seines Kavalierlebens in den Tagen seiner Jugend, schilderte seinen Überdruß, als er, schwankend in der Wahl eines Berufes, das gleiche Leben als Mann fortsetzte, und knüpfte daran die Darstellung der großen Veränderung, die mit ihm vorgegangen, sobald er, dank ihrer klugen Hilfe, den Posten erlangt hatte, den er jetzt bekleiden sollte.

„Ich frage Sie," schloß er, „ob man bei solcher Veränderung der Gesinnung, bei einer endlich gewonnenen ernsten Auffassung der Existenz nicht berechtigt ist, auch endlich an ein ernstes Glück zu denken."

„Ich habe Sie immer für sehr glücklich gehalten," erwiderte Lori, „ich war oft Zeuge, welche Ehren Sie genießen. Sie sind Graf; das ist nach Ihrer ganzen Denkungsweise schon etwas wert, wie wenigstens wir armen bürgerlichen Leute glauben müssen. Sie haben eine Würde am Hof, die zwar nur ein Titel ist, Ihnen aber beneidenswerte Vorteile in der Gesellschaft sichert. Nun haben Sie auch ein politisches Amt, und zu den Ehren und Würden kann sich bald auch der wirkliche Ruhm finden, der Ruhm, den nicht die Gesellschaft, sondern die Geschichte giebt. Ist das nicht ein ernstes Glück?"

„Das Glück auf der Straße, im Salon und im Klub," rief er, „das Glück in den Augen anderer Leute, nicht im eigenen Hause und im eigenen Herzen!"

Allein er wendete seine Beredsamkeit plötzlich nach einer anderen Richtung. Statt wehmütig zu klagen, daß alle die weltlichen Ehren und Güter die Seele nicht ausfüllen, übertrieb er vielmehr

ihren Wert, um damit zu schließen, daß er ihr alle diese Kronen weltlichen Glückes zu Füßen lege, damit sie im Besitz seines Namens den vollsten Anteil daran habe.

„Ist es ein ernstes Glück," rief er fast begeistert, „so sei es das Ihre!"

Sie blieb stumm und legte die Hand auf das Herz, das offenbar stark pochte, während ihre gesenkten Augen die Antwort, die sie zu geben hatte, aus dem Boden schöpfen zu wollen schienen.

„Ich begreife, was Sie verzagt macht," unterbrach er ihr längeres Schweigen; „Sie sehen das Entsetzen meiner Mutter, die Kabalen meiner Verwandten, das ganze Spiel voll Haß und Wut, das man uns entgegensetzen wird, aber —"

„Daran denke ich nicht," begann sie endlich, „ich liebe den Kampf für eine gerechte Sache. Gewiß, ich würde mich nicht lange bedenken, wenn die Situation umgekehrt wäre, wenn ich Gräfin und Sie ein bürgerlicher Mann wären. Ich betrachte mich aber als eine Bürgerin Amerikas, als ein Kind der Republik und der Demokratie."

„Ich kann diese Worte nicht anders deuten," erwiderte er, „als daß Ihnen daran liegt, Ihr zweites Vaterland wieder einmal zu besuchen, eine Zeit lang dort zu leben —"

„Nein," unterbrach sie ihn, „ich will in Wien leben, in Österreich wenigstens, mit meiner amerikanischen Vergangenheit abschließen; es wäre alles gut, es fügte sich alles —"

Er atmete freudig auf, er glaubte, nach einigen haltlosen Einwendungen hätte sie das Wort der Beistimmung auf den Lippen. Sie aber sah ihm offen und unbefangen in die Augen und sprach in einem Tone, dessen Ernst und Wahrhaftigkeit nicht zu verkennen waren:

„Wenn Sie mir Opfer bringen wollen, so bringen sie solche, an denen mein Herz hängt, nicht solche, die für Sie unendlichen Wert haben, die ich aber geringschätze und verschmähe. Sie wollen mir Ihren Namen geben; ich verlange im Gegenteil, daß Sie den meinen annehmen. Werfen Sie die Grafenkrone von sich, werden Sie Bürger. Bewerben Sie sich um das Recht, fortan den Namen Armin Rittinger zu führen, opfern Sie die Ämter und Würden, die an Ihrem Grafentitel hängen — und ich will das Weib des schlichten Bürgersmannes werden."

Er vermochte sie im ersten Augenblicke gar nicht zu fassen und starrte sie an, als ob sie ihm in einem Moment, in welchem es sich um den höchsten Ernst des Lebens handelte, ein Kindermärchen erzählen wollte. Sie verstand, daß die Wirkung ihres Vorschlags auf einen Mann solcher Art in den ersten Minuten keine andere sein konnte. Darum nahm sie sich die Mühe, ihm das Bild einer Existenz zu entwerfen, wie es ihr vorschwebte. Vor allem stellte sie ihm das unendlich beglückende Bewußtsein einer vollständigen socialen Freiheit vor Augen. Sie verweilte dabei, wie erfrischend und erhebend das Abwerfen all der goldenen Lasten wäre, mit welchen der Hof, der diplomatische Beruf und die Rücksichten auf die komplizierten und lächerlichen Formen der höheren Gesellschaft sein Leben beschwerten. Im Gegensatz dazu sollte sich ihm, sei es in Amerika, sei es an Ort und Stelle, mit der Verwaltung ihrer Besitztümer eine Thätigkeit eröffnen, in welcher er sich freier als ein König, mächtiger als ein gekrönter Alleinherrscher fühlen könnte.

„Vielleicht wäre es Wahnsinn, Ihnen dies alles vorzuschlagen," schloß sie, „und ich hätte mich dessen niemals unterfangen, wenn Sie, Herr Graf, streng im Geleise Ihrer Traditionen geblieben wären. Sie aber wollten mir, der bürgerlichen Tochter eines Hauptmannes, Ihre gräfliche Hand bieten und das Entsetzen Ihrer Mutter und die Verfolgungen Ihrer Verwandten nicht scheuen. Nun, wenn daraufhin schon ein Abfall von Ihren Traditionen gewagt werden soll, so sei es einmal in umgekehrter Weise: Sie wollten mich in den Adelsstand erheben — ich wollte Sie in den Bürgerstand erheben."

Er senkte das Haupt und schien vernichtet zu sein. Sie erhob sich rasch.

Sein Anblick belehrte sie, daß eine Verständigung ausgeschlossen war. Eine herabgelassene Gardine verfinsterte ein wenig das Gemach. Sie zog sie auf und ließ den hellen Strahl der früh scheidenden Wintersonne in den Raum fallen. Mit ganz verändertem Tone sprach sie von der Notwendigkeit, Vorbereitungen für den Abend zu treffen. Er stand rasch auf. Sie reichte ihm die Hand und sagte:

„Nie wieder ein Wort darüber, nicht wahr? Dann bleiben wir gute Freunde.“

Ohne Abschiedsverbeugung, weil offenbar halb bewußtlos, verließ er das Gemach.

* * *

Die dramatische Aufführung im Palais der Gräfin Hagern verlief so gut oder so übel, als man eben hätte erwarten können. Für das Publikum aus den distinguierten bürgerlichen Kreisen der Hauptstadt liegt der hauptsächlichste Reiz solcher Vorstellungen, die es in den Theatern für weniger Geld und um vieles besser haben könnte, in dem Anblick der Aristokratie, die sich hier in den Dienst des Bürgertums und seiner Unterhaltungssucht begiebt. Die adeligen Familien in Österreich zählen allerdings große jugendliche Schönheiten, und sie bewegen sich mit jener angeborenen Noblesse, welche die Natur und nicht der Stammbaum verleiht. Sieht man sie nun in Rollen figurieren, die derjenigen, welche sie im Leben spielen, schnurstracks entgegengesetzt sind, sieht man sie für das Wohlgefallen eines Kreises sich mühen, auf welchen sie sonst in ganz anderem Sinne herabsehen, als man von der Bühne ins Parterre hinabsieht, und kann man sich endlich die Titel und Namen dieser hochgestellten Dilettanten zuflüstern, mit Details, als ob man auch schon sonst mit ihnen im Leben bekannt geworden wäre, so hat man sich königlich amüsiert und bereut die verhältnismäßig große Summe nicht, die man auf einen an sich so geringen Genuß verwendet hat.

Mehr Überraschung und Freude aber als dem Publikum brachte dieser Abend der alten Gräfin Hagern und ihrer Nichte Konstanze. Unvermutet nämlich hatte sich, um der Vorstellung beizuwohnen, Graf Hubert Thurnhof in Begleitung seiner Gemahlin Malwine, einer hochgewachsenen, jedoch etwas kränklich aussehenden Blondine, aus Krain in Wien eingefunden. Für Konstanze war die Überraschung um so größer, als sie auf ihr vieles briefliches Drängen und Bitten, die Schwester möge den Abend mitmachen, welcher der Mimik der kleinen Konstanze bedeutende Erfolge versprach, immer betrübte und betrübende, weil ablehnende Antworten erhalten hatte. Graf Hubert Thurnhof hatte das bezügliche Verlangen, so oft es vorgebracht wurde, immer als eine unausführbare Thorheit bezeichnet.

Als er eines Tages unvermutet ein Schreiben von der Hand Fannys empfangen, das dringende Ersuchen, Konstanze die Weiterreise nach Krain vorläufig zu erlassen, da hatte sich die Anschauung des Grafen hinsichtlich der Anwesenheit bei der Theatervorstellung plötzlich geändert. Unerwartet gefiel es den Umständen aller Art, die sich bisher so hartnäckig widersetzt hatten, in den Reiseplan sich zu fügen. Auch schien es das beste zu sein, Konstanze persönlich zu überreden, williger aus Wien fortzugehen und sie auch persönlich nach dem alten Felsenschloß zu begleiten.

Graf Hubert Thurnhof repräsentierte einen besonderen Typus der Aristokratie, den Kavalier nämlich, der niemals wußte, was er mit seinem Geiste anfangen sollte, und nachdem er endlich mehr zufällig als absichtlich einer bestimmten Beschäftigung sich hingiebt, diese mit leidenschaftlicher Konsequenz festhält, wie viele ungewohnte Arbeit und selbst Langeweile sie ihm auch auferlege, nicht aus Liebe zu ihr, sondern um seinen Geist, der ihn so oft schon zu Experimenten getrieben, endlich zur Ruhe zu zwingen. Graf Hubert war Sportsmann, Militär und Staatsbeamter gewesen, ohne dadurch einer unklaren Sehnsucht seines inneren Lebens die rechte Be-

friedigung geben zu können. Einmal hatte er unaussprechlich heiß geliebt, mehr als er auch dem vertrautesten Freunde hätte eingestehen mögen, weil er hätte fürchten müssen, durch den Gegenstand, dem diese Leidenschaft gegolten, wäre ein fast lächerliches Licht auf sie gefallen. So hatte ihm auch die Liebe kein abschließendes Ziel gegeben, und nach Jahren hatte er es mit der Ehe versucht. Die blonde Komtesse Malwine von Frügart zählte ein Gut in Krain zu ihrer Mitgift, und hier setzte sich der Graf fest. Weniger die Landwirtschaft als die politischen Aufgaben des Großgrundbesitzers in Staat und Gemeinde hatten ihn zu fesseln begonnen und ihn zu dem Entschlusse gebracht, sein Leben mit dieser Thätigkeit gänzlich auszufüllen.

Er verhehlte sich dabei gar nicht, daß er Momente von unendlicher Geistesöde und zuweilen einer mit Verzweiflung drohenden Langenweile in dieser Thätigkeit zu überwinden hatte, allein er hielt mit treuem und festem Charakter dabei aus. Sein einziger Trost war ein Kamerad aus der Militärzeit, mit dem er sich stets am besten vertragen hatte, ein Baron Pürscher, jetzt schon ein etwas ältlicher, aber angenehmer Junggeselle, der den Grafen jährlich einmal für kurze Zeit besuchte. Der Baron war reich, und Thurnhof wünschte lebhaft, daß sich der Freund in seiner Nähe ankaufe, wozu gerade gute Gelegenheit war. Pürscher wendete stets ein, daß er in der Stadt ledig bleiben könnte, auf einem Gute verheiratet sein müßte und daß er auch dazu nicht abgeneigt, aber mit seinen Gewohnheiten und seiner Manierlosigkeit absolut unfähig wäre, um eine Frau zu werben.

„Leg mir die Braut fertig in die Arme — meinetwegen! Verlange aber nicht, daß ich mir eine Braut anfertige. Dazu gehört das Wort ‚Liebe‘, und das Wort ist mir in den Tod verhaßt.“

Diese oft wiederholte Äußerung Pürschers war es gerade, was den Grafen auf den Gedanken gebracht hatte, dem Freunde seine junge Schwägerin zur Frau zu geben. Konstanze hatte geringes Vermögen, war noch nicht in der großen Welt gewesen, also mit anspruchsvolleren Wünschen noch unbekannt, und hätte durch diese Ehe den Vorteil errungen, in der Nähe ihrer Schwester zu leben. Pürscher war gerade auf dem Gut in Krain, darum hatte der Graf so sehr auf die Rückkehr des Mädchens gedrungen, und als er sich jetzt selbst zur Reise nach Wien fertig gemacht, hatte er Pürscher gebeten, die kurze Zeit allein dort auszuhalten, und ihm sehr ernsthaft gesagt:

„Dafür bring ich dir die fertige Braut mit, brauchst kein Wort von Liebe zu reden.“

So hatte er einen äußeren Grund für die Reise gefunden und konnte seiner Frau den plötzlichen Entschluß, nach Wien zu gehen, und seine Freudigkeit darüber mit der Freundschaft für Pürscher und mit der Sorge für die Zukunft der jungen Schwägerin erklären. In der verborgensten Tiefe seines Gemüts war ein anderer Beweggrund mächtig. Niemals hatte er, seit er Fanny an der Straßenwendung in Brünn zum letztenmal gesehen, wieder nach ihr geforscht. Er hatte sein Leben in dieser Beziehung für abgeschlossen gehalten, an dem Frieden seiner Ehe, wie wenig sie ihn auch beglückte, schon weil sie kinderlos geblieben, nicht mit einem Gedanken rütteln wollen. Was hätte ihm auch eine Nachricht über Fanny bringen können, hatte er sich oft gefragt. Ihr Glück oder ihr Unglück wäre ihm gleich schmerzlich gewesen. Diese einzige Liebe, diese einzige wahre Leidenschaft sollte abgethan und vergessen, alles, was seine Träume jemals daran geknüpft hatten, für immer verloren sein. Da streifte plötzlich ein Brief von ihr, in welchem sie sich auf seine Güte, auf seine Zusage berief, um für Konstanze eine mildere Behandlung herbeizuführen, die leichte trügerische Hülle von der Vergangenheit ab. Sie stand wieder vor seiner Seele, sie war seinen Verwandten nahe, er konnte sie mit eigenen Augen wiedersehen — Konsequenzen irgend einer Art waren nicht zu fürchten,

und so widerstand er nicht einen Augenblick.

Als ihn Fanny am Abend der Vorstellung so unerwartet zum erstenmal wiedersah, da dankte sie es den vielerlei Geschäften, die ihr die Stunde auferlegte, daß sie ihre Gemütsbewegung beherrschte. Auch er war ihr eine teure Erinnerung geblieben. Niemals hätte sie aus Liebe zu Theodor gethan, was sie zur Rettung ihres Vaters über sich genommen, und die materielle Schuld, die sie dem Lieutenant gegenüber eingegangen, hatte sie fester an ihn gebunden als der Rest von Zuneigung, den der oft seine That beklagende Lieutenant noch in ihr zu erhalten gewußt hatte. Als ihr Graf Thurnhof seine Hand geboten, sie zur unbeschränkten Herrin alles dessen, was er war und besaß, zu erheben gesucht, da hatte sie gefühlt, daß sie ihn niemals mehr wiedersehen durfte — und er hatte gewissenhaften Gehorsam geleistet. Jahre waren darüber hingegangen, und nun sahen sie sich wieder, in einem Augenblicke, an einem Orte, wo keine Verständigung, kaum der leiseste Ausdruck ihrer Gefühle möglich war.

Am Tage nach der Vorstellung war Fanny durch die Gräfin Hagern selbst veranlaßt, in ihr Palais zu kommen. Eine letzte Rücksprache war nötig, um die kleinen Geschäfte zu erledigen, welche ein turbulentes Unternehmen, wie es die Aufführung in einem Privattheater ist, stets im Gefolge hat. Fanny beschloß, mit diesem Moment auch überhaupt von der gräflichen Familie zu scheiden, schon um sich der gewaltigen Wirkung der Wiederbegegnung mit Thurnhof für immer zu entziehen. Sie war dreißig Jahre alt und kam sich wie eine Thörin vor, ihre Ruhe noch gestört zu fühlen; mindestens sollte der Anlaß dazu sich nicht wiederholen.

Allein Thurnhof selbst fand die Geschicklichkeit und Gewandtheit des jungen Lebemanns wieder, um künstlich und scheinbar ungezwungen eine Zusammenkunft mit Fanny unter vier Augen zu ermöglichen. Es hat einen unendlichen, wenn auch oft trügerischen Reiz, den Gegenstand einer ehemaligen Leidenschaft nach langer Zeit wieder zu sprechen, sobald man sich sicher glaubt, von demselben Wesen, von dem man einst alles gewollt hat, jetzt nichts mehr zu wollen. Diese Situation erlaubt, mit ruhiger Unbefangenheit von vergangenen Gefühlen und Stimmungen zu sprechen, die man einst nur mit den stürmischsten Exklamationen hätte offenbaren können. So erwähnte denn der Graf, zwar mit wehmütigem Lächeln, aber in ruhigem Tone der zwischen ihr und ihm in Brünn verlebten Stunden und dünkte sich so gänzlich Herr seiner Leidenschaft, so völlig sicher seiner selbst, daß er mit Gleichmut Fanny den Vorschlag machte, nach Krain mitzukommen und bei Konstanze zu bleiben. Die junge Gräfin hätte ihm bereits ihre schwärmerische Freundschaft für Fanny gestanden, und er sähe nicht ein, warum sie des Glückes, einen so gediegenen Anhaltspunkt zu haben, beraubt werden sollte.

„Sie haben ja die Absicht, Herr Graf," erwiderte Fanny lächelnd, „der armen Konstanze einen ganz anderen Anhaltspunkt zu geben. Sie wollen sie so früh schon verheiraten und mit einem Manne, den sie noch gar nicht kennt."

„Gewiß," entgegnete Thurnhof, „und aus purem Egoismus. Ich langweile mich schrecklich auf meinem einsamen Hof, ich weiß oft gar nicht, wozu ich da bin, und hätte an meinem Freunde Pürscher, der nur als Ehemann in meiner Nähe bleiben kann, die beste Unterhaltung."

„Das ist recht hübsch," spottete Fanny, „die eigene Unterhaltung darf ein Moloch sein, dem man ein unschuldiges junges Leben in die verzehrenden Arme wirft."

„So ist es!" rief der Graf lachend. „Weil das aber abscheulich ist, wie das Leben überhaupt, mache ich Ihnen ja gerade den Vorschlag, das Opfer zu retten."

Fanny erklärte, den logischen Zusammenhang zwischen ihrer Anwesenheit in Krain und dem Verschontbleiben des jungen Mädchen nicht zu verstehen. Leise, lächelnd, mit halben Worten deutete Thurnhof an, daß ihre Anwesenheit ihm die Pürschers

vollkommen ersetzen würde und ihm tausendmal lieber wäre. Der Baron könnte dann seine Wege gehen und brauchte folglich nicht zu heiraten.

Fanny begegnete dieser Erklärung, die halb scherzhaft eingekleidet wurde, aber nicht verkennen ließ, daß sie sehr ernst gemeint war, mit einer ablehnenden und fast unwilligen Miene. Der Graf beeilte sich, den reinen Idealismus seines Wunsches ins Licht zu setzen. Es wäre so süß, so beglückend, in einem Stadium des Lebens, in welchem man alle thörichten Bestrebungen bereits für immer hinter sich hätte, mit einem Wesen, welches der Gegenstand unbesonnener Leidenschaft gewesen, jetzt ruhig und gefahrlos auf die Vergangenheit zurückzuschauen und, was die Gegenwart Schönes und einer denkenden Betrachtung Würdiges bietet, gemeinsam zu erfassen.

Fanny fragte mit zarten Andeutungen nach der Ehe des Grafen. Er lobte seine Frau; die vielen körperlichen Leiden, denen sie seit Jahren unterworfen, hätten ihr die Weisheit gegeben, die sich bei duldenden Menschen immer einfindet. Nur hätte sie zu wenig erlebt, stets in einem zu engen Kreise sich bewegt, als daß ihr der große Weltüberblick hätte eigen sein können, welcher einem Manne Bedürfnis sei. Als er dies weiter ausführte, verstand Fanny sehr wohl, wie viel sie ihm in seiner Bergeinsamkeit hätte leisten können. Allein gerade davor erschrak sie wie vor einer zu begehenden Schuld. Sie stand auf, und ohne ein vermittelndes Wort ging sie zu nächstliegenden gleichgültigen Dingen über, nicht verhehlend, daß ihr die Abwesenheit der Frauen befremdlich war. Der Graf schützte einen Zufall vor und bewirkte, daß seine Frau und Konstanze im Salon erschienen.

Die Absicht Fannys, das Palais nicht noch einmal zu betreten, wurde durch Konstanze vereitelt. Sie bestand unter Thränen darauf, bis zur nahen Zeit ihrer Reise nach Krain mit der Schwester und dem Schwager, Fanny täglich zu sehen. Diese selbst fühlte sich verpflichtet, die junge Gräfin nicht ohne schützenden Rat ihrem Schicksal entgegengehen zu lassen, zugleich aber auch gedrängt, beim Grafen noch einen Versuch zu machen, nicht barbarisch über das junge Mädchen zu verfügen.

So erschien denn Fanny an jedem der nächsten Tage wieder. Mit mehr Wärme als früher behandelte sie den Grafen Armin. Von Lori in Kenntnis gesetzt, wie ganz anders die Werbung verlaufen war, als der Graf und sie selbst vorausgesetzt hatten, bedauerte sie ihn, ohne ein demütigendes Mitleid zu verraten, nur daß sie sich bemühte, sein berechtigtes Selbstgefühl zu wecken, ihn stolz zu machen auf seine Stellung und seinen Beruf. Mit Vergnügen bemerkte sie, daß er Sympathie für die Gräfin Thurnhof gewann. Malwine wußte in bezaubernden Herzenstönen zu sprechen und wendete sie an, um den Grafen Armin zu trösten. Sie hatte bald erraten, daß er litt, wenn auch die Natur seines Leidens nicht zu erraten war.

Lori blieb dem Palais gänzlich fremd. Niemals dort als eine Gleichstehende eingebürgert, vermied sie es nach dem Auftritt mit dem Grafen um so sorglicher, jemals wieder dort zu erscheinen.

So kam der Tag der Abreise nach Krain. Für Konstanze wußte Fanny keinen anderen Rat, als sich ganz und gar ihrer weichherzigen und edlen Schwester Malwine zu vertrauen, bei ihr Widerstandskraft und Hilfe zu gewinnen. Mit Thurnhof aber suchte Fanny jetzt selbst eine letzte Unterredung herbeizuführen. Sie stellte ihm noch einmal das Unrecht vor, das er an Konstanze begehen wollte.

„Sie kennen den Preis,“ erwiderte der Graf bitter, „um welchen es vermieden werden kann.“

„Wenn ich bei Ihnen lebte,“ erwiderte Fanny fast mit Entrüstung; „allein wenn es eines Preises bedürfte, damit Sie das Rechte thun, so würde ich Ihnen schon deshalb, weil Sie so denken, diesen Preis versagen.“

„Sie haben recht,“ entgegnete der Graf nach einer Pause, „und ich verrate durch solche Äußerungen nur, daß ich Sie nicht

verschmerzt habe und daß es besser ist, wenn wir uns für ewig trennen. Ich verspreche Ihnen mindestens so viel, Konstanze nicht zu zwingen, vielleicht entscheidet sie freiwillig nach meinen Wünschen."

Fanny schied, und jetzt erst war ihr die ganze Vergangenheit tot und begraben. Nach einem kurzen Scheinleben meiner selbst, sagte sie sich, bin ich wieder nur die Schwester Loris und habe keine eigenen Interessen mehr. Erwartet Lori nicht gerade heute Auersdorf und sein Geheimnis? Vielleicht hatte sie Beistand zu leisten.

* *
*

Die geselligen Beziehungen, die sich im Hause der Hauptmannswitwe Rittinger und ihrer beiden Töchter gebildet hatten, reichten über bloße leere Formen hinaus und waren mit ihrem geistigen Inhalt wohl geeignet, das Interesse Loris täglich von neuem in Anspruch zu nehmen. Dennoch hatte sie sich, seit sie den Heiratsantrag des Grafen Armin von Hagern abgelehnt, ein wenig zurückgezogen. Sie fühlte wohl, daß, wenn eine echte Leidenschaft in ihr mächtig gewesen wäre, sie der bloß äußeren, der socialen Lebensstellung des Grafen kein so entscheidendes Gewicht beigelegt hätte. Reue darüber, dem Bewerber ein zu großes Weh bereitet zu haben, empfand sie nicht, weil sie sich sagte, daß ebenso, wie sie selbst bei größerer Macht des Gefühls die Bedingung nicht gestellt hätte, er, wenn er derselben Macht unterworfen gewesen wäre, die Bedingung vielleicht angenommen hätte.

Dennoch war sie überrascht und sogar ein wenig beunruhigt, daß sich die Dinge nicht anders gewendet hatten; was sie dabei bewegte, war der Umstand, daß sie sich über die unwillkürliche Art, womit sie so rasch gehandelt hatte, nicht völlig klar werden konnte. Eine dunkle Vorstellung beherrschte sie, als hätte sie acht Tage früher die Sache anders gestaltet, ohne daß ihr das Motiv deutlich werden konnte, von welchem sie bei der Antwort, welche sie dem Grafen gegeben, im stillen geleitet worden war. Bloß diese Unklarheit verstimmte sie, bis gerade an demselben Tage, für dessen Abendstunden Auersdorf sich angekündigt hatte, eine große Briefsendung aus Chicago eintraf, welche ihre Gedanken von dem Geschehenen ablenkte und sie ausschließlich für die Verhältnisse jenseits des Oceans in Anspruch nahm.

Dort waren noch alle Geschäfte und Unternehmungen in Gang, wie der Oheim sie ihr hinterlassen und wie der Vater sie bis zu seinem Tode weiter geleitet hatte. Die Sehnsucht der Frau Rittinger, den heimatlichen Boden wieder zu betreten, dabei auch zu erproben, ob nicht eine Annäherung an das verlorene Kind, von welchem sie dem Hauptmann gar nicht mehr hatte sprechen dürfen, dennoch wieder möglich sei, diese zweifache Sehnsucht und Ungeduld hatten nicht Zeit gelassen, auch nur darüber zu entscheiden, ob man sich für immer in Österreich festsetzen oder wieder nach Amerika zurückkehren wollte. Lori, die sich noch zu Lebzeiten des Vaters mit allem Erforderlichen vertraut gemacht hatte, um ihre Besitztümer selbständig zu verwalten, war von den eben empfangenen Briefen zu der Überzeugung gebracht, daß sie in kurzer Zeit notwendig selbst wieder eingreifen mußte, sei es, um die Geschäfte für immer abzuwickeln, sei es, um sie an Ort und Stelle weiter zu führen. Eine nochmalige Reise nach Amerika konnte sie ihrer Mutter nicht zumuten, und diese hätte nicht ohne Pflege durch Fanny zurückbleiben können, so daß Lori der Notwendigkeit ins Auge zu sehen hatte, ganz allein die weite Fahrt anzutreten, ohne verwandtschaftlichen Schutz ganz allein alles zu ordnen und wieder zurückzukehren.

So schwere Erwägungen diese Angelegenheit mit sich brachte, ein Brief, der nichts von Geschäften enthielt, ein Brief der Miß Keatson, der sich ebenfalls im eingetroffenen Paket befand, nahm seltsamerweise die Aufmerksamkeit Loris in demselben Grade in Anspruch wie die wichtigen Interessen ihres Besitztums.

zwischen beiden Angelegenheiten geteilt, erwartete sie mit Ungeduld die Stunde, zu der Klemens von Auersdorf erschien. Er war sichtlich ernst und bewegt, zwang sich aber anfangs zu dem leichten Ton einer geselligen Plauderei.

„Ich verstehe mich schlecht auf die Kunst, mich interessant zu machen,“ sagte er; „statt durch meine Geschichte selbst zu fesseln, soweit überhaupt eine kleine Begebenheit aus dem Leben anziehend sein kann, habe ich große Vorhersagungen gemacht, etwas Ungeheures ahnen lassen und muß nun zusehen, ob Sie nicht, mein Fräulein, in Betracht des geringen Resultates von dem schwerfälligen Apparat mit Geringschätzung denken werden.“

„Von dieser Seite habe ich die Sache niemals betrachtet,“ erwiderte Lori eifrig, „ich habe nicht im geringsten gewünscht, mir irgend eine interessante Geschichte erzählen zu lassen, die ich ebensogut in einer Zeitung finden könnte. Wohl war ich sehr erfreut, als Sie endlich den Entschluß aussprachen, mir Ihr bedrücktes Herz zu erschließen, aber diese Freude hatte wahrhaftig einen ganz anderen Grund als die Neugier, über ein Geheimnis Aufschluß zu erhalten.“

Er forschte mit zarten, aber eindringlichen Worten nach dem wirklichen Grunde ihres Interesses.

„Ich brauche mich nicht zu scheuen,“ entgegnete sie, als ein kurzes Zögern und Nachdenken vorhergegangen war; „ich brauche nicht zu verbergen, daß ich Sie tief und schmerzlich leiden sah und von der Hoffnung bewegt bin, daß der Zwang des Schweigens der hauptsächlichste Grund Ihres Leidens ist. Ich denke, sobald Sie einmal gesprochen haben, wird Ihre Brust freier sein, wird vielleicht sogar Hoffnung zurückkehren. Dieser Wunsch bewegt mich, nicht die Neugier; ich würde die allergewöhnlichste Krankengeschichte mit dem gleichen Interesse anhören, wenn ich nur —“

Sie schwieg plötzlich, und er betrachtete sie mit ernster Aufmerksamkeit, ehe er langsam sprach:

„Ergänzen Sie Ihre Worte, mein Fräulein, ich bitte Sie, damit ich ebenfalls nichts zu verschweigen brauche. Sie wollten sagen, Sie würden jede Krankengeschichte mit Interesse hören, falls Sie nur für die Person, die davon betroffen ist, Interesse hegten; nicht wahr?“

Sie nickte zustimmend, und er fuhr jetzt leichter und freier fort: „Vom Zwang des Schweigens haben Sie gesprochen. Bis zu dem Augenblicke, bis zu welchem Sie“ — er suchte die Worte — „bis dahin, als Sie ein wichtiges Moment, ja ein Besitztum meines Inneren geworden, war das Schweigen kein Zwang. Ich hätte es nicht zu brechen vermocht, keinem Menschen gegenüber, und gerade, weil ich davor schauderte, wenn ich mir den einen oder den anderen als eingeweiht dachte, habe ich mich von allen Menschen mit so nervöser Scheu zurückgezogen. Erst in jenem Augenblicke, von dem ich sprach, erst als Sie mir teuer geworden, da fühlte ich die Qual, alles in mich zu verschließen, da war der Zwang des Schweigens vorhanden.“

„Ich löse diesen Zwang,“ entgegnete sie sanft und leise, „sagen Sie alles.“

Er verbarg das Gesicht in den Händen, er suchte sich ganz in die Stimmung der Tage zu versetzen, von denen er zu erzählen hatte.

„Es ist Ihnen in der schönen Gleichförmigkeit Ihres Daseins gewiß unbekannt, mein Fräulein,“ begann er, „daß sich Natur oder Schicksal zuweilen gefallen, über einen armen Sterblichen einen merkwürdigen Moment zu verhängen, in welchem er plötzlich seinen bleibenden, fest eingewurzelten Charakter für eine Weile zu verlieren scheint. Der Weise wird plötzlich ein Thor, der Leichtfertige ängstlich und besonnen, der Gutmütige boshaft — immer aber zu seinem Verderben. Es ist, als ob ohne diese unbegreifliche Wandlung weniger Minuten der böse Feind an dem gewöhnlichen Charakter eines Menschen keinen Anhaltspunkt gefunden hätte, um ihm das Übel zu bereiten.

„Ich hatte an der Stadt Chicago be

sonderes Gefallen gefunden und mich länger als an einem anderen Orte der Vereinigten Staaten dort aufgehalten. Freilich blieb der Kreis, in dem ich mich dort bewegte, immer ein enger, weil Neigung und Studien mich ausschließlich zu den Männern der Wissenschaft, namentlich zu den Rechtsgelehrten, außerdem nur noch zu Leuten von politischer Bedeutung zogen. In Familien kam ich fast gar nicht, die Frauen habe ich aus übler Gewohnheit auch dort mehr vermieden als aufgesucht.

„So verflossen mir die Tage ohne eine heitere Anregung. Die Zeit meines Scheidens war gekommen, und da fiel es einem Advokaten ein, mit dem ich freilich am meisten verkehrt hatte, am Tage meiner Abreise ein Gastmahl mir zu Ehren zu veranstalten. Sie wissen, mein Fräulein, wie übertrieben die Amerikaner im Essen und Trinken sind, wenn sie einen Fremden durch Tafelfreuden auszeichnen wollen. Sie wissen auch, daß man es als eine Schande beinahe betrachtet, wenn ein Mann dem Pokal nicht über alles Maß hinaus zuspricht. Ich hatte trotzdem die Selbstbeherrschung, meine Besonnenheit zu behalten, und im Bewußtsein einer gewissen Betäubung, der ich mich gleichwohl nicht hatte entziehen können, veranstaltete ich, als ich, von all den befreundeten Tischgenossen begleitet, an den Bahnhof kam, um abzureisen, daß mir ein besonderes kleines Coupé eingeräumt wurde. Geld und die Unterstützung eines alten Bahndirektors, der mit zu den Gästen gehört hatte, bewirkten mir diese Vergünstigung. Zugleich wurde mit den Bahnbedienteſten ausgemacht, daß ich während der Nacht von Anfragen, von Billetrevisionen u. s. w. gänzlich verschont bleiben sollte.

„Einige Sekunden vor Abgang des Zuges schob der Schaffner eine Dame auf ihr Verlangen in mein Coupé, mit der zuversichtlichen Frage, die kaum eine Antwort abwartete, die Dame gehöre wohl zu mir, wäre meine Reisebegleitung. Ich war aufgeregt; die seltsame Laune, die mich wie ein böser Geist plötzlich überkommen, ließ keine Weigerung zu, ein Abenteuer schwebte mir vor, der Zug setzte sich in Bewegung."

Auersdorf atmete tief und schien einen kurzen Kampf mit sich selbst bestanden zu haben, als er fortfuhr:

„Ob die Dame schön und jung war, ich weiß es bis zum heutigen Tage nicht. Ich sah ein weibliches Wesen mit mir allein, und verworrene Stimmen in mir redeten mir zu, einmal aus der hölzernen, hochfahrenden und linkischen Art meines Wesens herauszutreten und den lebenslustigen Kavalier zu spielen. Ohne schlimme Absicht sprach ich von dem Zauber des weiblichen Geschlechtes und wie viel ich zu thun oder zu wagen im stande wäre, um ein schönes Weib für alle Zeit an mich zu binden. Vielleicht erschrak die Dame, ich weiß es nicht, ich sah nur, daß sie heftige Bewegungen machte, und dies reizte mich, ihr triumphierend zu sagen, daß bis zum Morgen an keinem Punkte der Bahn gehalten würde und daß die Bediensteten Auftrag hätten, das Coupé völlig unbehelligt zu lassen. Sogleich legte ich beide Hände auf den Drücker, durch welchen man in einem äußersten Notfall das Stillhalten des Zuges auf eigene Verantwortung telegraphisch anordnen kann. Ich lachte ausgelassen über meinen Spaß, da ich nicht im entferntesten etwas Böses im Sinne hatte. Die Dame zog sich an die Waggonthüre zurück, während der Zug in rasender Schnelligkeit dahinbrauste. ‚Sie müssen mir einen Kuß geben,' lachte ich, ‚dann will ich kein Wort mehr mit Ihnen sprechen.' Ich erhob mich, um ihr nahe zu kommen; in demselben Augenblicke sprang die Waggonthür auf, die Dame stürzte sich auf die Schienen, der Zug rollte unaufgehalten weiter."

Eine lange Pause entstand; Lori hielt die Augen gesenkt, aber kein strafender Blick traf den Erzähler, als sie, wie um ihn zur Fortsetzung aufzufordern, ihm wieder ins Gesicht blickte.

„Von der nächsten Stunde oder den nächsten Stunden hatte ich kein Bewußtsein. In der ersten Sekunde nach dem

Sturz hatte ich den Drücker berührt, aber geschah es in meinem schrecklichen Zustand nicht in richtiger Weise oder war der Apparat verdorben — es erfolgte keine Gegenwirkung, der Zug brauste weiter. Ich weiß jetzt bestimmt, daß ich bis zum Anbruch des Morgens bewußtlos auf meinem Platze geblieben war. Dann hielt der Zug, aber kaum eine Minute. Die Schaffner wechselten, ganz andere Personen bedienten jetzt die Waggons, das weiß ich. Noch eine schreckliche Fahrt, ob lang oder kurz, kann ich nicht sagen, und ein Haltepunkt war erreicht, an welchem die Reisenden aus den Waggons stiegen und längeren Aufenthalt nahmen.

„Ich verließ ebenfalls mein Coupé. Das erste, was mir in das Auge fiel, war eine Familiengruppe, die sorgsam von einem Wagen zum anderen schritt und offenbar nach einem Familienmitglied suchte, das mit diesem Zuge angekommen sein sollte. Ich war begierig, die ganzen schauerlichen Konsequenzen meines Unglücks bis auf den letzten Bestandteil auszukosten. Die Familie bestand aus Vater, Mutter und zwei Töchtern. Nach vergeblichem Absuchen der Wagen und nachdem ich öfter den Namen ‚Grace' hatte rufen gehört, wendete sich der Familienvater mit hastigem Schreien, wo der Bahninspektor sei, an die Bediensteten. Man riß ihn und die Seinen heftig aus den Geleisen, auf denen sie standen, weil sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Alle Reisenden waren verschwunden. Ich ließ mich auf einer Bank nieder und that, als ob ich mir den Fuß verletzt hätte und nicht sogleich weiter könnte.

„Wie nun die Leute sich um die Familie drängten und über die fehlende Dame nicht Auskunft geben konnten, wie der Inspektor, der den Vater mit Mr. Huntington anredete, auf die Hilfe des Telegraphen verwies, das Hin- und Widerreden, die Ausbrüche von Angst, Trauer und Klage von seiten der beteiligten Frauen, das kann ich nicht erzählen. Doch wartete ich, immer mit meinem Fuß beschäftigt, bis in der That eine Depesche ankam. Es hieß, eine Dame, die nichts bei sich führte, um auf ihre Identität schließen zu lassen, hätte auf den Schienen einen Selbstmord verübt. ‚Grace, Grace!' hörte ich die Familie rufen, und sie entfernte sich, wahrscheinlich um Veranstaltungen zu treffen, in den Besitz der Leiche zu kommen.

„Ich ging nun auch, ich irrte halb bewußtlos umher. Sollte ich mich anklagen? Ich war mir keiner Schuld bewußt. Sollte ich das Furchtbare bloß als ein Unglück betrachten? Es lag aber wie eine schwere Blutschuld auf mir. Ich habe Grace Huntington getötet. An diesem Axiom ließ sich kein Jota streichen. Ich würde es vor Gericht trotzdem bestritten haben. Denn die That war nicht aus Absichten hervorgegangen, über welche ein Richter gesetzt sein kann. Sie war die Folge unbegreiflicher Regungen, die plötzlich eine Menschenseele überkommen und über die kein Sterblicher Recht zu sprechen befugt ist. Nichtsdestoweniger — es war meine That, es war mein Verbrechen, ich selbst habe nie aufgehört, das Verdammungsurteil über mich auszusprechen. Ich bin ein Mörder."

Er war so ganz in sein Unglück versunken, daß er seine Hörerin kaum sah, den Eindruck auf ihren Zügen nicht wahrnahm. Wie zu sich selbst sprechend, fuhr er fort:

„Ich kehrte nach dem ersten Hafen zurück und bestieg das erste Schiff nach Europa, ohne mich auch nur um das Gepäck zu kümmern, das mit der Bahn weitergefahren war. Am Hafenort kaufte ich, was ich für meine Person auf der Reise brauchte; nichts als die Täuschung trieb mich, der Verbrecher unterworfen sind, sie könnten ihrer eigenen That entfliehen, wenn sie dem Lande entfliehen, wo sie begangen ist. Ich kam nach der Heimat, ich rang mit dem Gelüste nach Selbstmord, und nur weil ich ihn in Rücksicht auf meinen alten Vater für ein zweites Verbrechen halte, habe ich dem Gelüste widerstanden. Hier in dieser Stadt ist mir ein Mann bekannt, der achtzehn

Monate im Zuchthaus gesessen. Unwiderstehlich war mein Verlangen, jede Minute dieser achtzehn Monate aus dem Munde dessen kennen zu lernen, der sie durchlebt hat. Denn neben dem Selbstmord beschäftigte mich der Plan, mich dennoch den Gerichten zu überliefern. Ich wollte wissen, ob die Buße so hart ist, daß man durch sie die Schuld gesühnt fühlt. Ich bin in dieser Forschung unterbrochen worden."

Jetzt erst sah er wieder auf Lori, und ihr teilnehmender Blick öffnete erst recht die Schleusen seiner Bekenntnisse. Er sagte ihr, daß die Begegnung mit ihr eine Wendung in seinem Inneren bewirkt, den glühenden Wunsch erregt habe, ihr und nur ihr zu gestehen, wie viel er leide und gelitten habe. Er sprach mit glühenden Worten und brach endlich in einen Thränenstrom aus. Möglichst rasch unterdrückte er ihn, aber in der ungeheuren Aufregung ergriff er plötzlich ihre Hände und sagte: „Könnten Sie, auch nur Sie allein, mich für schuldlos halten, so wäre ich erlöst."

Sie stand rasch auf und sah mit einem so eigentümlichen Ausdruck auf ihn nieder, daß er nicht erraten konnte, was sie dachte.

* *
*

Eine Pause war entstanden. Auersdorf hatte den Blick des Mädchens, der lange auf ihm geruht, wie eine beschwichtigende Wohlthat empfunden. Plötzlich aber hatte sie sich von ihm abgewendet, das Zimmer langsam hin und her durchschritten, und erst als sie jetzt zu gewahren glaubte, daß er sich gesammelt, einigen Gleichmut gewonnen hatte, ließ sie sich wie zu einer ernsten und ruhigen Diskussion neben ihm nieder.

„Sagen Sie mir, Herr von Auersdorf," begann sie, „was wäre damit erreicht, wenn ich geringfügige Person, ich allein, wie Sie sagen, vielleicht ohne Urteil und gewiß ohne große Welterfahrung Sie für schuldlos hielte? Was hätte sich dadurch geändert?"

„Zwei große Dinge wären dadurch erreicht," erwiderte er mit Gelassenheit; „zuerst wäre der Beweis gegeben, daß Sie meiner Darstellung, meiner Wahrheitsliebe ganz vertrauen. Ich habe ja keine Zeugen dafür, daß meine Handlungsweise nicht in meinem Charakter lag, daß ich nichts Böses wollte und nur der Herrschaft eines wahnsinnigen Augenblicks unterworfen war. Dieser Glaube an mich wäre mir schon ein Gewinn für das Leben. Es ginge aber ein zweites Glück daraus hervor."

Er zögerte und bedurfte erst ihres aufmunternden Blickes, um fortzufahren:

„Vor Ihnen entsühnt, wäre ich vor der ganzen Welt entsühnt, aus dem einfachen Grunde, weil ich mich um niemanden sonst kümmere, weil eben Sie meine ganze Welt sind."

Sie erhob sich und ging nach ihrem Schreibtisch.

„Ich bin nicht so genügsam," rief sie ihm zu, „daß ich für Sie mit einem einzigen Richter, der Sie freispricht, zufrieden wäre. Ich will Ihre Schuldlosigkeit vor der ganzen Welt anerkannt sehen."

Aus den amerikanischen Briefen, die sie am Morgen erhalten hatte, zog sie den von Miß Flora Keatson hervor und überreichte ihn Auersdorf. In diesem Briefe hieß es:

„Ich halte noch immer mein Kunstideal aufrecht: ich muß den deutschen Doktor unter meinen Meißel bekommen. Dieser Sache halber erscheint mir sogar unwichtig, daß sich die Dinge richtig gestellt haben. Du weißt, daß ich eine Frauensperson zu ihm ins Coupé steigen sah und wie sehr ich mich darüber gewundert habe, daß ein Frauenzimmer diese Dreistigkeit hatte. Damals konnte ich nicht deutlich erkennen, wer sie war; seither habe ich erfahren, daß es die garstige sechzigjährige Jungfer Grace Huntington war, und wundere mich nicht mehr, denn ich habe sie immer für verrückt gehalten. Notorisch war diese Verrücktheit freilich nicht, und so dachte ich, daß sie sich so gräßlich auf die Schienen gestürzt und

sich mit Absicht getötet hat, daran könnte doch Antinous, der antik-schöne Reisegefährte, irgend eine Schuld haben. Aus Liebe zu dieser männlichen Statue habe ich den Verdacht sorgfältig in mir verschlossen und sehe jetzt, daß ich wohl daran gethan habe. Du erinnerst dich, daß ich dir geschrieben habe, aus dem Tode der Grace Huntington wären Verwickelungen für ihre Familie hervorgegangen, und gerade deshalb wollte ich zumeist, daß du Auersdorf in Wien siehst und Forschungen über den Vorgang bei ihm anstellst. Jetzt hat sich alles schön aufgelöst, und ich will dir's kurz erzählen.

„Grace Huntington wurde in ein Notspital in der Nähe gebracht, denn sie lebte noch eine Stunde. Bei Bewußtsein war sie nicht, aber man hörte mehrmals von ihr das Wort: ‚Vergraben‘. Natürlich wußte kein Mensch, was sie meinte. Ihr Bruder, welchen sie hatte besuchen wollen, kam, die Leiche abzuholen. Er ließ sie in Chicago bestatten. In ihrer Wohnung dort fand man ein Testament, in welchem sie erklärte, sie setze es deshalb auf, weil sie sich töten wolle. Sie leide so furchtbar an Schlaflosigkeit. Wenn das Rütteln auf der Eisenbahn bei Nacht sie nicht in Schlaf bringe, so werde sie's nicht mehr aushalten. Darauf folgte eine letzte Willenserklärung, die ganz unbekannte Menschen, deren Wohnort nicht angegeben war, zu Erben einsetzte. Das Testament war übrigens ohne Spur von Wahnsinn abgefaßt, und der Umstand allein, daß die genannten Erben unbekannt waren, konnte keinen Beweis für den Wahnsinn und für die Ungültigkeit des Testamentes abgeben.

„Monatelang blieb die Wohnung gerichtlich verschlossen, bis der Termin der Miete abgelaufen war, bis vor einigen Tagen. In ihrem Schlafgemach hatte sie sich mit Erdreich und Blumen einen künstlichen Grabhügel errichtet. Auch dieses memento mori sollte noch nicht den Wahnsinn beweisen. Nun aber mußte beim Räumen der Wohnung der Grabhügel abgetragen werden. Da klärte es sich auf, was sie mit dem Worte ‚vergraben‘ gemeint hatte. Man fand ein Schriftstück und zwar erst vom Datum des Tages, an welchem sie die tödliche Reise unternommen. Darin erklärte sie selbst, daß sie an Anfällen des Wahnsinns leide, daß sie in einem solchen Anfall ein Testament geschrieben, das nicht gelten solle, daß sie aber das Leben nicht mehr ertrage, man werde sie in der kommenden Nacht als Leiche auf der Eisenbahn finden. Alles hätte sie erdulden können, auch das Bewußtsein ihres Wahnsinns, aber das Gehör ginge ihr verloren und sie verstünde keinen Menschen mehr.“

Auersdorf ließ den Brief fallen. Dann kniete er vor Lori hin, und sie ließ ihn gewähren, weil seine unwillkürliche Bewegung den Anschein eines zum Himmel gerichteten Dankgebetes hatte, welches nur in der Form die Huldigung für ein sterbliches Wesen angenommen hätte.

An einem der nächsten Tage jedoch wurde ihr eine Huldigung dargebracht, von der sie nicht bezweifeln konnte, daß sie ihr selbst galt. Hofrat Auersdorf ließ sich bei ihr melden und zollte ihr seinen Dank mit den Freudenthränen eines Vaters, der seinen verloren geglaubten Sohn wiedergefunden hat.

„Mag Klemens jetzt unternehmen, was er will,“ sagte der Hofrat, „ich bin glücklich, denn er wird immer mit der Lebensfreude handeln, die ihm wiedergekommen ist. Einst hätte ich mich darüber gegrämt, daß er sich von den Zuständen im eigenen Vaterlande so bitter grollend abwendet und seine Kräfte nicht für eine Neugestaltung einsetzt. Jetzt hat er überhaupt wieder Kraft, jetzt ist er wieder ein Mann, und bei diesem Glück ist es mir gleichgültig, in welchen Aufgaben er seine neugeborene Jugend erproben will.“

Worin diese Aufgaben bestanden, das blieb zwischen Klemens und Lori nicht lange ein Gegenstand des Zweifels. Rasch folgten die Abende aufeinander, in denen sie sich besprachen und verständigten. Immer blieb die Einbürgerung in die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der Neuen Welt der Leitstern für die Pläne des

jungen Mannes. Natürlich konnte dabei Lori auf die Möglichkeit nicht verzichten, diesen rechtskundigen und thatkräftigen Mann in die Angelegenheit ihres mannigfachen Besitztums in Amerika eingreifen zu lassen. So war auch äußerlich die Bahn aufgethan, auf welcher ohnehin ihr innerstes Fühlen beide fortriß. Loris freie, in Selbständigkeit sich gefallende Denkungsweise fühlte instinktmäßig den Zauber einer etwas weicheren und doch nur von den edelsten Grundsätzen bewegten Natur. Als diese sich zu heißer Leidenschaft entfaltete, fiel endlich das zustimmende Bekenntnis wie unwillkürlich von den Lippen des Mädchens. So wurde die Einigung erreicht, welche sich eines Abends in den verschlungenen Händen ankündigte, mit denen sie vor Mutter und Schwester erschienen.

Noch sollte tiefes Geheimnis über dem geschlossenen Bunde walten. Das Zartgefühl Loris widersetzte sich dem Bekanntwerden der Verlobung, solange Graf Armin von Hagern noch in der Nähe weilte. Öfter noch als früher besuchte Lori jetzt die ihr so schnell zur Freundin gewordene Baronin Heerban — und nach einiger Zeit wurde der Graf zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gerufen, der ihm die Notwendigkeit vorstellte, sich ohne langes Säumen auf seinen Posten nach Rom zu begeben.

Bald darauf gab es hinsichtlich der Beziehungen zwischen Auersdorf und dem „Mädchen von Chicago" kein Geheimnis mehr, und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen. Was dabei allein einen leisen trüben Schatten über das Glück Loris fallen ließ, war die Stimmung, welche Fanny seit dem Augenblick überkommen hatte, als die bevorstehende Vermählung ihrer Schwester eine vollendete Thatsache geworden war. Fanny sagte die Wahrheit, wenn sie das liebevolle Forschen nach dem Grunde der seltsamen Melancholie dahin beantwortete, daß sie jetzt für Lori nicht mehr zu sorgen und zu handeln hätte und das ganze Lebensgeschick der geliebten Schwester den Händen eines Mannes übergeben war. Allein Fanny sagte damit nicht die ganze Wahrheit. Denn mit dem Momente, in welchem sie in der That all ihr Fühlen und Denken nicht mehr in Lori zu vereinigen brauchte, war sie sich ihres eigenen vereinsamten und ziellosen Lebens mit starker Betrübnis bewußt geworden. Die Eindrücke, welche ihr die Wiederbegegnung mit Thurnhof gebracht hatten, stiegen erst jetzt erkennbar in ihr auf. Wird zufällig die Möglichkeit, für geliebte Personen zu leben, dem Herzen entrissen, dann heben sich oft halb begrabene Wünsche in lebendigster Stärke wieder empor.

Dies war das Los Fannys, seit die Verlobung ihrer Schwester die Erinnerung an Thurnhof wieder geweckt hatte, und sie verbarg ihr Schicksal tief in ihrem Inneren, selbst Lori durfte mit keiner Ahnung daran streifen können. Rasch wurden die Veranstaltungen zur Hochzeit vollendet, und eine glänzende Gesellschaft fand sich ein, den Glückstag des „Mädchens von Chicago" mit zu begehen. Das junge Paar schreckte nicht davor zurück, der Hochzeitsreise ein ungewöhnlich fernes Ziel zu geben. Die Neuvermählten traten die Fahrt nach Chicago an mit dem Vorsatz, die dortigen Besitzverhältnisse so weit zu ordnen, daß sie für Jahre wieder nach Europa zurückkehren könnten, nachdem vergebens versucht worden, die Hauptmännin Rittinger zu bewegen, ihr Domizil wieder in der zweiten Heimat aufzuschlagen. Die Mutter hatte bestimmt erklärt, daß sie einst in der Erde ihres eigentlichen Vaterlandes ruhen wolle und sich zu alt fühle, um glauben zu können, daß sie von Amerika wieder zurückkehren würde.

Frau Rittinger hatte mit trüber Vorahnung gesprochen. Wenige Monate nach dem Scheiden ihrer vermählten Tochter starb die Hauptmannswitwe in den Armen ihrer älteren Tochter Fanny. Obgleich die Geschiedene eigentlich nichts zu hinterlassen hatte, fand sich dennoch ein Testament vor mit der Angabe, daß eine völlig gleichlautende Kopie unter versiegeltem

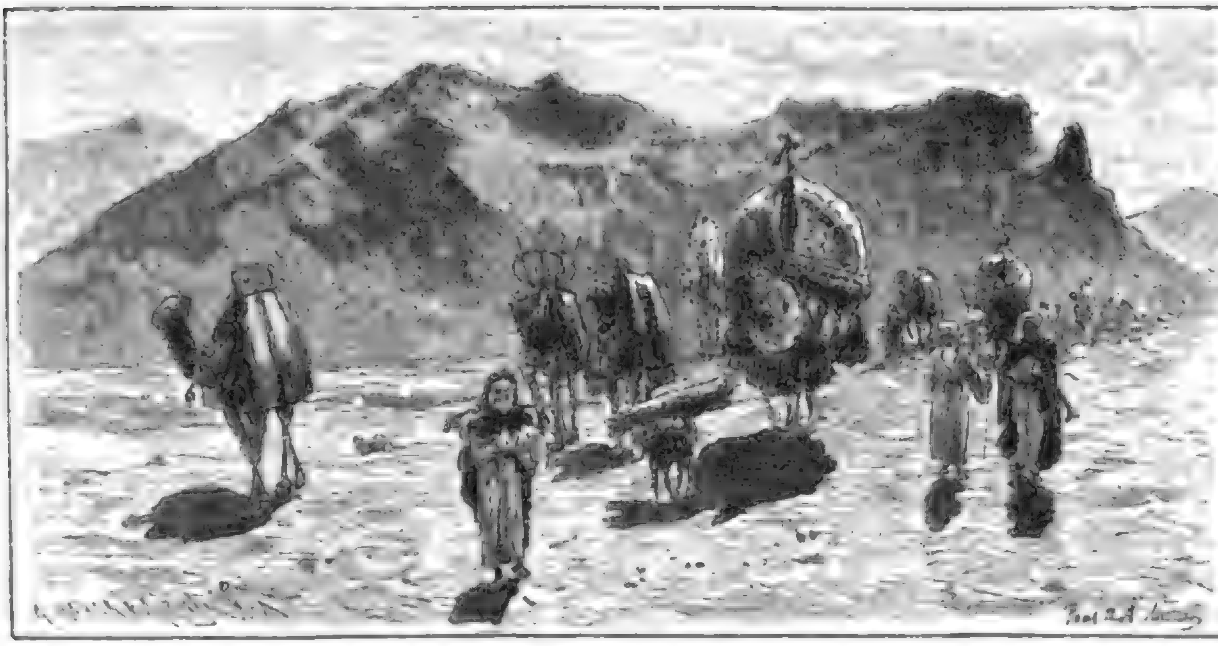
Verschluß ihrer Tochter Leonore mitgegeben worden, damit diese das Dokument nach dem Tode der Mutter eröffne.

Die wesentlichste Stelle dieses Testamentes lautete dahin, daß Frau Rittinger zwar kein juridisch festgestelltes Eigentum besaß, daß sie aber den Bitten und Thränen der eigentlichen Besitzerin, ihrer Tochter Leonore, nicht widerstanden und ihr in einer feierlichen Stunde geschworen habe, über das Besitztum der Tochter wie über ihr eigenes Gut letztwillig zu verfügen. Die Anordnung, welche infolgedessen Frau Rittinger traf, war sehr einfach: das große Familienvermögen sollte zwischen den beiden Töchtern des Hauptmanns zu völlig gleichen Hälften geteilt werden. Wenn diese Bestimmung auch keine gerichtliche Zustimmung hätte, Frau Rittinger sprach die Zuversicht aus, daß die Töchter diesen letzten Willen zu ungehemmter Erfüllung bringen würden.

Fanny stand nun ganz allein in der Welt. Auf die Kunde vom Tode der Mutter hatte Lori im Einverständnis mit ihrem Manne erklärt, daß sie fortan in Chicago bleiben wolle und Fanny gebeten und beschworen, mit der alten in Wien zurückgebliebenen amerikanischen Kammerfrau die Reise dahin anzutreten. Darüber war fast ein Jahr seit der Vermählung Loris vergangen und Fanny noch immer unentschlossen, in welcher Art sie ihre Zukunft gestalten sollte. Da erhielt das vereinsamte Mädchen eines Tages ein Schreiben von der jungen Gräfin Konstanze von Frügart aus Krain. Das Schreiben war mit einem Trauerrande versehen und meldete das vor einiger Zeit erfolgte Hinscheiden ihrer Schwester Malwine. Es brachte aber auch Geständnisse, die Fanny angenehm überraschten. Graf Armin von Hagern hatte schon vor einem Jahre auf seiner Reise nach Rom das Schloß Thurnhof besucht und zwar, wie er offen bekannt hatte, aus lebhafter Freundschaft für Malwine. Mit dieser führte er lange Unterredungen. Als der Graf später einen Urlaub benutzte, um wieder nach Krain zu kommen, war Malwine bereits von ihrer letzten Krankheit ergriffen. Noch immer sprach die Sterbende, der sich Konstanze ganz anvertraut hatte, viel und insgeheim mit dem Grafen. Dieser erklärte plötzlich der staunenden jungen Gräfin, daß er sie liebte, und bat um ihre Hand. Eine Stunde, bevor Malwine ihren letzten Seufzer aushauchte, legte sie die Hände der an ihrem Sterbebette Stehenden ineinander. Konstanze zeigte in diesem Schreiben ein zwischen Schmerz und Glück geteiltes Herz. Nach geschlossenem Trauerjahre um Malwine war Konstanze bestimmt, Gräfin von Hagern zu werden, und die Zeit bis dahin sollte Fanny nach den Bitten der jungen Gräfin zu einem Besuche auf Schloß Thurnhof wählen.

Schaudernd verschloß sich Fanny diesem Gedanken, der ihr im ersten Augenblick unausführbar und schrecklich vorkam. Wie um den Konsequenzen ihrer eigenen Gedanken zu entfliehen, beschloß sie jetzt, lieber zu ihrer Schwester nach Chicago zu gehen. Sie traf die Vorbereitungen dazu bis tief in den Winter hinein. Da stand eines Tages Graf Thurnhof vor ihr. Seltsam sind die Schrecken und Irrtümer, denen sich ein reines Herz in dem Augenblick hingiebt, in welchem zum erstenmal sein eigenes Glück als erreichbar vor ihm aufsteigt. Schaudernd hatte Fanny erfahren, daß Graf Thurnhof frei war, und jetzt bedurfte es nur einer Stunde, um ihr sonnenhell zu zeigen, daß sie mit dem reinsten Gewissen und ohne jeglichen Skrupel die Hand nach dem eigenen Glück ausstrecken durfte.

Sie war ein Jahr später Gräfin Thurnhof und lebte auf dem einsamen Schlosse in Krain ein Dasein beseligten und ungestörten Friedens. Die Jahre vergingen, die Zeitwellen verschlangen spurlos jede Erinnerung an die Geschicke einzelner Menschen. In Wien sprach niemand mehr von den beiden Töchtern des Hauptmanns.



Karawane in der Wüste.

Aus Tunis und Ost-Algerien.

Von

F. von Zobeltitz.

II.

Meine Absicht, von Tunis aus mit der Bahn nach Constantine zu reisen, war durch die Zerstörung der Eisenbahnlinie infolge von Unwetter und Überschwemmungen vereitelt worden. Ich mußte also wiederum zu Schiffe steigen, um mich längs der Küste bis nach Philippeville bringen zu lassen und von hier aus die nach der Hauptstadt Ost-Algeriens führende Eisenbahn zu benutzen. Einen Aufenthalt von einigen Tagen verwendete ich, um unterwegs Bône, das alte Hippo regius, kennen zu lernen, dessen Ruinen mancherlei Interessantes bieten.

Philippeville, auch eine Gründung Louis Philipps, ist eine echt französische Kolonie, eine so moderne Stadt, wie man im ganzen Norden Afrikas keine zweite findet. Seine Hafenanlagen stammen aus neuester Zeit; das eine halbe Stunde westlich von Philippeville gelegene Stora — das Rusicada der Alten — hatte bisher den Hafen der Kolonie gebildet. Der Landweg von Philippeville nach Stora, eine bequem angelegte breite Fahrstraße, die am Meere entlang führt, gleicht an Schönheit der Route de Corniche an der Riviera und dem Wege von Sorrent nach Castellamare. Die Ausblicke, die er auf das schäumende Meer und zwischen hochragenden, von Moosen und Kakteen überwucherten Felsen in die in üppigen Reizen prangende Landschaft bietet, sind in der That entzückende. Stora selbst ist ein freundliches kleines Fischernest, dessen Einwohner sich hauptsächlich mit dem Sardinenfang beschäftigen. Die antiken Trümmer in der Umgebung der Koloniestadt sind unbedeutend — schon Louis Philipp hat die meisten aufgefundenen Altertümer in die Pariser Museen schaffen lassen, und seine Nachfolger haben ein Gleiches gethan.

Die Reise von Philippeville bis Constantine währt nur einige Stunden. Auf dieser Strecke fand ich zum erstenmal

Gelegenheit, algerisches Eisenbahnwesen kennen zu lernen. Die Franzosen haben in verhältnismäßig kurzer Zeit in ihren afrikanischen Provinzen eine ganze Reihe von Bahnverbindungen geschaffen, und die Zeit ist nicht mehr fern, da das Dampfroß den Touristen bis zu den ersten Sahara-Oasen tragen wird. Der Dienst auf den algerischen Strecken läßt indessen noch recht viel zu wünschen übrig. Von einem genauen Einhalten der Ankunfts- und Abfahrtszeit ist gar keine Rede; auf den östlichen Linien sind mit Ausnahme der Stationschefs die Beamten nicht einmal uniformiert, und vielfach versehen Araber, selbst Neger, die der französischen Sprache nur schwerfällig fähig sind, den Dienst. Ich glaube auch nicht, daß sich die Bahnlinien — die südlichen keinesfalls — heute schon rentieren, denn der Personenverkehr ist ein nur mäßiger, und der Gütertransport beschränkt sich auf ein Minimum; im Interesse einer durchgreifenden und erhöhteren Kolonisierung ist die noch weiter geplante Ausdehnung des algerischen Bahnnetzes aber durchaus zu verstehen.

Die Lage Constantines soll, wie Dr. Kobelt in seinen Reiseerinnerungen anführt, der von Ronda in Andalusien gleichen. Ich kenne die letztgenannte Stadt nicht, weiß daher nicht, ob andere Schilderer, welche die Lage der ostalgerischen Kapitale als ganz einzige, nur einmal auf der Welt vorhandene bezeichnen, unrecht haben. Ich kann nur bezeugen, daß der erste Anblick Constantines ein grandios wirkender, geradezu überwältigend imposanter ist. Die Stadt liegt auf einem mächtig hohen Kalkplateau, das die Wassermassen des Rhumelflusses in zwei Teile gespalten haben. Die Höhen von Kudiat Ali überragen dasselbe, und mit diesen ist das Plateau nur durch eine schmale Landenge verbunden. So umbraust denn der Strom anscheinend von allen Seiten den Kalkfelsen in einer tief eingeschnittenen Schlucht von pittoresker Gestaltung; ein ungewisses Dämmerlicht webt zwischen den steilen, seltsam gezackten Wänden — hoch oben aber leuchten die weißen Häuser Constantines in hellem Sonnenglanze.

Vom Bahnhofe aus führte mich der Hotelwagen über die eiserne Rhumelbrücke, welche die Schlucht gerade an der Stelle überspannt, an welcher das Wasser sich durch den Kalkfelsen hindurchgenagt hat, in die innere Stadt. Ich fand im Grand Hotel de Paris kein sehr billiges, aber ein recht gutes Quartier. Das Gasthaus liegt im Centrum von Constantine, in der Rue Caraman, ganz in der Nähe des Place Vallée, auf dem man dem tapferen Marschall dieses Namens, der die Stadt am 13. Oktober 1837 in die Hände der Franzosen brachte, ein schönes Bronzedenkmal errichtet hat. Constantine zählte bei der letzten vor drei Jahren stattgefundenen Schätzung (nach den Angaben des Geographen O. Niel, Direktors des Collège zu Bône) 33250 Einwohner, von denen indessen nur 8740 Franzosen waren; zu der cirka 18000 Köpfe starken muselmännischen Bevölkerung kamen noch gegen 5000 naturalisierte Juden und eine gemischte Kolonie von Spaniern, Italienern, Maltesern und Deutschen — bei letzteren giebt meine statistische Quelle die verhältnismäßig hohe Ziffer von 151 Köpfen an. Ich selbst habe in Constantine nur einen einzigen Deutschen kennen gelernt, einen Hutmacher, der fünfzehn Jahre in Algier ansässig gewesen und dann hierher gezogen war.

Das alte Cirta der numidischen Könige hat sich unter französischer Herrschaft so schnell modernisiert, daß es sich in einzelnen Quartieren wenig von einer französischen Provinzialstadt mittlerer Größe unterscheidet. Der Firnis von Paris lagert über der Stadt des Konstantin. Die Hauptstraßen und Plätze, die Rue Nationale, Damrémont, Caraman und d'Aumale, der Platz Vallée, du Palais, Nemours und des Galettes sind von hohen eleganten Gebäuden eingefaßt; Restaurants, Caféhäuser und Kaufläden nehmen die Erdgeschosse ein, und hinter den glänzenden Schaufenstern sieht man die Modeartikel der Pariser Boulevards. Die

starke Garnison — Constantine ist der Sitz eines Divisionsgenerals und mit verschiedenen Regimentern Kavallerie, Infanterie und Artillerie sowie einer Trainabteilung belegt — prägt auch dem Straßenleben ihren Charakter auf. An Amusement mag es der Gesellschaft nicht fehlen; eine Opern-, eine Operetten- und eine Schauspielgesellschaft, eine Unzahl von Singspielhallen besseren und schlechteren Genres und ein halbes Dutzend ganz nach französischem Geschmacke redigierter Zeitungen liefern genugsam Zerstreuung und Unterhaltung. Das erste Blatt, das ich in meinem Hotel in die Hände bekam, brachte als Leitartikel einen Aufsatz über „deutsche Spionage in Algerien“ und polemisierte mit brutalen Worten gegen die deutschen Handlungsreisenden, die „im Dienste des Herrn v. Bismarck“ die französischen Provinzen Afrikas „unsicher“ machten — den Revanchegelüsten wird also gleichfalls Rechnung getragen.

An antiken Funden ist Constantine, trotzdem es auf eine zweitausendjährige Vergangenheit zurückblicken kann, nicht besonders reich. Im Museum wird allerdings eine stattliche Anzahl von Inschriften und Votivtafeln aufbewahrt, die für den Archäologen zweifellos von Interesse sein mögen, aber die Reste altrömischer Gebäude sind bis auf die Piscinen bei der Kasba unbarmherzig der Neuerungssucht anheimgefallen. Im Rathause befindet sich eine Kollektion von Lampen und Amphoren, Schmuckgegenständen aus Bronze u. dergl. m., die man bei den Ausgrabungen zu Tage gefördert und um deren Ordnung sich die archäologische Gesellschaft der Stadt verdient gemacht hat. Von den sonstigen Merkwürdigkeiten Constantines ist der Palast des letzten Beys erwähnenswert, gegenwärtig die Residenz des Divisionscommandeurs, eines der besterhaltensten maurischen Gebäude in der Algerie. Auch die Kathedrale, die ehemalige Moschee Suk-er-Rezel, ist ein schönes Denkmal arabischer Baukunst; außer dieser sind noch mehrere andere Moscheen in christliche Kirchen umgewandelt worden.

Eine Berühmtheit Constantines sind die Wasserfälle des Rhumel. Durch das Thor Vallée führt auf der Westseite des Felsens ein ziemlich abschüssiger Pfad auf ein breites Plateau, dessen Boden gewissermaßen mit Blut gedüngt ist, da hier unter dem Regiment der Beys die öffentlichen Hinrichtungen stattzufinden pflegten. Vielleicht haben die Tyrannen von Constantine in raffinierter Grausamkeit gerade diesen Platz als Hinrichtungsstätte erwählt, um ihren Schlachtopfern vor einem martervollen Tode noch einmal die ganze Herrlichkeit ihrer Heimat zu zeigen; die Aussicht von dem Plateau in die wundersam üppige, in weiter Ferne von den wolkenumwebten Ausläufern des Atlas begrenzte Ebene Hamma ist nämlich von berauschender Schönheit. Noch wenige Schritte weiter auf dem steinigen und staubbedeckten Boden, an einem künstlichen Tunnel vorüber, durch den das Rhumelwasser zu der unten im Thale liegenden Mühle geleitet wird, und man steht vor einem gewaltigen Felsenthore, dem Eingang zur Rhumelschlucht. Auf der anderen Seite dieses Thores steigen rechts und links die Felsenhänge fast senkrecht empor, und zwischen ihnen gähnt eine Klamm von schauriger Großartigkeit, die im Hintergrunde von einem natürlichen Felsbogen in gewaltiger Höhe überspannt wird. Unter ihm rauschen die Wasser des Rhumel hervor, vereinigen sich in der Schlucht in einem doppelten, gleichfalls von der Natur gebildeten Becken und stürzen dann über Geröll und Felssplitter hoch aufschäumend und zischend und eine Wolke zerstäubenden Gischtes in die sonnendurchflammte Luft schleudernd in mehreren Kaskaden tief hinab zu Thale. Auf den Hängen wächst ein ganzer Wald von Kakteen, und unter einer Gruppe von Feigenbäumen hat ein menschenscheuer Einsiedler, den das eingeborene Volk von Constantine als Heiligen verehrt, wahrscheinlich weil er unsäglich schmutzig ausschaut, seine Hütte erbaut. In den Felsen gehauen, führt der Fußpfad weiter den Abhang hinauf bis zu einem hübschen

und schattigen Gehölz, das ein altberühmtes, von den Maurinnen und Jüdinnen seiner eigenartig heilenden Kraft wegen vielbesuchtes Bad umschließt. Auch die Thatsache, daß an Stelle eines rechtgläubigen Moslims in neuester Zeit ein spekulativer Franzose das Badeetablissement leitet, hat dem Glauben an die Wunderkraft des Wassers keinen Abbruch gethan. Hinter dem Bade öffnet sich ein kleiner Thalkessel, dessen Felswände öde und unbebaut liegen. Das war indessen nicht immer so. Zu Zeiten der zweiten römischen Republik dehnte sich an dieser Stelle durch den Thalgrund und über die Höhen hin ein üppiger Lustgarten aus, den der Prokonsul von Numidien, der Präprätor Julius Cäsars — Sallustius, der Historiker — hier angelegt hatte. Noch sieht man in die Felsenwand eingegraben verschiedene Inschriften, von denen die eine: „Limes fundi Sallustiani", in jedem Buchstaben deutlich zu erkennen ist. Von all den Tempeln und Pavillons, den Statuen und Säulengängen, die dereinst diese Thalecke zierten, aber ist nichts zurückgeblieben, und auch die Behauptung meines Führers, daß die verfallenen Mauerreste oben am Hange die Trümmer der Hauptvilla des Verfassers der „Jugurthinischen Kriege" seien, wollte mir mehr als zweifelhaft erscheinen.

Die Industrie Constantines steht bei weitem nicht mehr auf der Höhe früherer Zeit. Die Waren französischer Märkte haben die einheimischen Erzeugnisse fast vollständig verdrängt, selbst die Lohgerber, deren Produkte ehemals über ganz Nordafrika gingen, klagen über den rapiden Verfall ihrer Geschäfte. Die einheimische Bevölkerung hält noch strenger an ihren alten Gebräuchen und Satzungen fest als in den übrigen großen Städten Algeriens, aber der Unterschied zwischen den Arabern in der Algerie und denen in Tunisien ist nirgends ein so ins Auge fallender als gerade in Constantine. Ich habe mich des Eindrucks nicht verschließen können, als seien nur die ärmsten und elendesten Elemente der Urbevölkerung nach der französischen Eroberung im Lande geblieben; nach den vornehmen, eleganten, reich gekleideten Mauren, wie man sie jenseit der algerischen Grenze zahlreich findet, suchte ich hier vergebens. Der Franzose hat es trotz seiner halbhundertjährigen Herrschaft nicht verstanden, sich bei den Eingeborenen beliebt zu machen; es scheint, als erachte er den Araber, den Beduinen und Kabylen nicht für kulturfähig oder als halte er ihn nicht für würdig, ihn seiner Civilisation zu erschließen. Thatsächlich aber ist der arme Araber nur dann der Segnungen europäischer Kultur teilhaftig zu machen, wenn man ihn liebevoll behandelt, seinen Charakter studiert und seinen Einzelheiten Rechnung trägt. Dazu ist der Franzose zu dünkelvoll und zu hochmütig, vielleicht auch zu wenig geduldig. So kommt es denn, daß die Kluft, die zwischen den Eroberern und den Eroberten immer bestanden, sich bis heute noch nicht schließen konnte; der Araber haßt den Franzosen, und es mag etwas Wahres an der mir von meinem Dolmetsch erzählten Thatsache sein, daß sich zur Zeit des deutsch-französischen Krieges die Scheiks verschiedener algerischer Stämme an den Fürsten Bismarck mit der Bitte um Befreiung des auf ihnen lastenden Jochs gewandt hätten. Der Zufall führte mir in Constantine übrigens auch einen Zuavensergeanten, einen stattlichen Kabylen, in den Weg, der 1870 als Gefangener in Berlin gewesen war und der mit großer Schwärmerei von der deutschen Reichshauptstadt sprach.

Nach achttägigem Aufenthalt in Constantine, den ich unter anderem dazu benutzte, eine der polizeilich zwar verbotenen, trotzdem aber zahlreichen geheimen Opiumkneipen zu besuchen und einem Lilabfeste der Issauahs — einer Sekte von Fanatikern, die ihr religiöses Ideal in im höchsten Maße scheußlicher Selbstpeinigung zu finden glaubt — beizuwohnen, rüstete ich mich zur Weiterfahrt nach dem Süden. Die nach der algerischen Sahara führende Eisenbahnlinie verfolgt die althistorische Heerstraße, die einst die Legionen des

Marius zurücklegten, als sie ihre Adler nach dem sagenhaften Lande der Neger trugen. Die Bahn ist gegenwärtig erst Ziban, verlängert werden. Das Dampfroß würde den Touristen sodann in anderthalb Tagen vom Meere aus in die Sahara



Die Rhumelschlucht bei Constantine.

bis Batna im Betriebe, bis zur Oase El-Kantara, dem Beginn der Wüste, aber bereits fertig gestellt und soll im nächsten Jahre bis Biskra, der Hauptoase des führen können — eine Spazierfahrt, die an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig ließe. Wer Land und Leute studieren will, wird die Wagenfahrt streckenweise

allerdings immer vorziehen oder aber — wie ich es auf meiner Reise nach Batna machte — bei der Beförderung durch die Bahn sich auf häufige Unterbrechungen der Tour einrichten. In der Umgebung der erwähnten alten Römerstraße, die über die Zibanoasen hinaus nach Tuggurt und den Oasen des Ouëd R'ir sich erstreckte, finden sich nämlich zahllose Denkmale und zwar zum Teil sehr schön erhaltene monumentale Erinnerungen aus römischer Zeit und aus der Regierungsepoche der massylischen Könige.

Bei El-Khrub, dem Kreuzungspunkt der Bahnlinie Philippeville-Constantine-Batna und der noch unvollendeten, von Bône nach Algier quer durch das Land



Beduinenweiber.

führenden, verließ ich mein Coupé zum erstenmal. El-Khrub ist wahrscheinlich das antike Sila — heute ein uninteressanter kleiner Ort, in dem sich 1859 die ersten französischen Kolonisten ansiedelten und das nur durch seine allwöchentlich stattfindenden großen Tiermärkte für den Handel Bedeutung erhält. Mehr Glück hatte ich auf meiner zweiten Haltestelle bei der Station El-Guerrah. Von hier aus besuchte ich den ungeheuren arabischen Friedhof, der sich in der von starren Kalkfelsen umgrenzten Einöde hinter El-Guerrah ausdehnt — ein Friedhof, wie es in der ganzen alten Welt wohl keinen zweiten giebt. In dieser riesigen Steinwüste haben die Araber seit undenklichen Zeiten ihre Toten zur ewigen Ruhe bestattet; die Zahl der teilweise noch sehr gut erhaltenen Grabmale beträgt Legion — ganze Geschlechter schlummern unter der sonnendurchglühten Erde. Man spürt etwas vom Schauer der Ewigkeit, wenn man inmitten dieses gigantischen Totenfeldes steht, das weißgraue Kalkberge umlagern, als wollten sie die Wüste des Friedens vom Treiben der Außenwelt absperren.

Hinter El-Guerrah ändert sich allgemach der europäische Charakter der Landschaft. Der „Tell", das Kulturland, hört auf, die Bahn tritt in die Hochsteppe ein. Nackt, öde und leer dehnt das Land sich aus, nur hier und da ziehen sich vereinzelte mattgrüne Striche durch das einförmige Kolorit des Bodens. Für die Monotonie der Landschaft entschädigt indessen die sich bunt entwickelnde Staffage das Auge. Karawanenzüge beleben die Ebene, in der sich von Zeit zu Zeit die Zeltlager ruhender Tribus zeig-

ten. Oft hatte ein wandernder Stamm seine Hütten in unmittelbarster Nähe des Bahndammes aufgeschlagen; nackte Kinder tollten mit graugelben Windhunden in den Zeltgängen umher, und eine Gruppe von Weibern, deren zerfetzte Gewandung kaum ihre Blöße deckte, starrte neugierig dem schnaubenden Dampfroß nach. Hinter 'Aïn M'lila, einer schon alten arabischen Karawanserai, in deren Nähe die interessanten Trümmer-Massen des römischen Visalta sich erheben, wird die Scenerie noch öder und trostloser; ein steinernes Meer erstreckt sich weithin bis zum Horizont, und nur die vorüberfliegenden grünen Wasserspiegel der Salzseen Tins'ilt und Mzouri bringen Abwechselung in die Eintönigkeit der Landschaft. Zwischen den beiden Seen liegt die Station Les Lacs, in deren Umgebung von französischen Kaufleuten eine bedeutende Salzfabrik angelegt worden ist, die eine große Anzahl von Eingeborenen beschäftigt. Die nun folgende Station 'Aïn Yakut — „'Aïn" ist das arabische Wort für Quelle — war von jeher ein wichtiger Punkt für die von Norden nach Süden und umgekehrt ziehenden Karawanen, da sich hier auf cirka vierzig Kilometer Entfernung die einzige Quelle zwischen 'Aïn M'lila und Batna befindet. Auch kulturhistorisch ist der kleine Flecken von Bedeutung. Hier soll sich ehemals Numidianopolis, die Hauptstadt der Libyphönizier, erhoben haben, jenes Mischvolkes, das aus der Verschmelzung der Urstämme mit den eingewanderten Kanaanitern hervorging und von dessen hoher Kulturstufe Prokop von Cäsarea, der die Feldherren des Justinian nach Afrika begleitete, in seinem „De bello Vandalico" erzählt. Prokopius will noch die Denksäulen der Kanaaniter gesehen haben mit der Inschrift: „Wir sind diejenigen, welche vor dem Angesicht des Räubers Josua flohen, des Sohnes Naues". — Einige Kilometer hinter der eben erwähnten Kolonie sieht man auf einem aus flacher Ebene aufsteigenden Berg-Gipfel das vielleicht älteste, zweifellos aber interessanteste Baudenkmal Algeriens, das sogenannte Medrassen. Ein erster Blick lehrt, daß man hier eine antike Grabkammer vor sich hat. Das Denkmal ist aus feuergehärteten Backsteinen erbaut, auf denen man noch deutlich die Risse eingegrabener Figuren, Tiergestalten, Schlacht- und Jagdscenen und dergleichen erkennen kann. Die riesenhafte Basis — sie hat einen Umfang von cirka hundertachtzig Metern — in Form eines Cylinders ist von sechzig Halbsäulen umgeben; auf ihr ruht eine mächtige Pyramide, deren abgestumpfte Spitze noch immer den bedeutenden Durchmesser von zwölf Metern hat. Die archäologische Gesellschaft in Constantine ließ 1874 das Medrassen freilegen und die dasselbe umgebenden Erdschichten entfernen — und nun begann in der gelehrten Welt ein erbitterter Streit über den Ursprung des Monuments, ein Streit, der auch heute noch keine endgültige Erledigung gefunden hat. Louis Piesse hält in seinem Reisehandbuch über Algerien an der zuerst auftauchenden, sehr phantastischen Ansicht fest, nach der das


El-Kantara und der „Mund der Wüste".

Medrassen die Grabkammer des unglücklichen Aradion sein soll, den Kaiser Probus als Verschwörer hinrichten ließ, da er noch Oberfeldherr der römischen Armeen in Afrika war. Auch die Vermutung, das Denkmal sei ein Tumulus des Syphax, Königs der Massäsylier, der sich allerdings für kurze Zeit die Krone des massylisch-numidischen Reichs angemaßt hatte, galt lange Zeit als maßgebend. Dieser Annahme widerspricht jedoch die von römischen Historikern aufgestellte Thatsache, daß Syphax im Triumphzuge seines Besiegers, des jüngeren Scipio, zu Rom mitgeführt worden und dann nach Tibur verbannt worden sei, wo er sich vergiftet habe. Léon Renier und Dr. Leclerc, die besondere Schriften über das Medrassen veröffentlichten, halten dasselbe für das Grabmal Massinissas von Numidien und versuchen mit höchst scharfsichtigen Argumenten nachzuweisen, daß der Erbauer der Sohn und Nachfolger des ersteren, König Micipsa, gewesen sei, der in einer dreißigjährigen Friedensdauer allerdings genugsam Zeit gefunden haben dürfte, das Andenken seines berühmten Vaters zu ehren. Baron Maltzan spricht in seinem Buche „Drei Jahre in Nordafrika" eine noch gewagtere Vermutung aus. Er hält es für nicht unwahrscheinlich, daß das Medrassen die Grabstätte einer ganzen Reihe von obernumidischen Königen sei, und führt in Anknüpfung an den merkwürdigen Baustil des Monuments, der die Mitte zwischen ägyptischen und hellenischen hält, den Beweis einer Stammesverwandtschaft zwischen Altägyptern und Numiden. General Carbuccia, der die Ausgrabung des Medrassens leitete, hat sich auch um die Freilegung des Inneren bemüht; seltsamerweise hat man nach dieser Richtung hin in den letzten Jahren jedoch keine weiteren Anstrengungen gemacht. Nur ein Korridor ist aufgefunden worden, der seiner Lage und Konstruktion nach zu größeren Grabkammern führen könnte. Der Eindruck, den das Medrassen gewährt, ist ein überraschend großartiger, und der melancholische Anstrich, der über der unendlich öden, baumlosen Steppenlandschaft ringsum liegt, erhöht denselben noch mehr.

Die Subdivisionsstadt Batna — bis zum Jahre 1848 war sie nur ein befestigtes Lager — ist von Constantine aus mit der Bahn in fünf Stunden zu erreichen. Batna ist ein freundliches Städtchen mit breiten, bei Regenwetter allerdings grundlosen Straßen und niedrigen, nach europäischer Art erbauten Häusern; es zählt etwa viertausend Einwohner, auf die jedoch nur achtzehnhundert Europäer, zum großen Teil Soldaten der Garnison, kommen. Der Kommandant, ein Brigadegeneral, ist arabischer Abkunft und noch heute ein Bekenner Mohammeds; er soll, wie man mir erzählte, ein feingebildeter und liebenswürdiger Mann sein, dessen Soiréen von allen Offizieren gern besucht werden. Nur auf das weibliche Element muß man im Hause des Generals verzichten, denn nie läßt sich eine seiner beiden Gattinnen sehen — man weiß nicht einmal, ob sie jung und hübsch oder alt und häßlich sind; sie spielen wie alle arabischen Frauen ihre Rolle nur hinter den Coulissen. Batna selbst ist ein recht langweiliger Ort und auch der Aufenthalt in dem einzigen Gasthause, das sich sehr stolz Hôtel des étrangers nennt, kein angenehmer; ich machte mich daher so bald als möglich nach dem nur zwei Stunden weiter östlich liegenden Lambessa, von dessen imposanter Ruinenstätte alle Reisebücher Wunderdinge zu erzählen wissen, auf den Weg. Und in der That, die Reste von Lambessa stehen denen des alten Pompeji kaum nach. Ein eigenartiges Gefühl überkam mich, als ich die Gassen dieser zweitausendjährigen Stadt durchschritt — ein Gefühl hoher Bewunderung für die gewaltige Energie jenes großen Volkes, das hier, gewissermaßen am Eingange der Wüste — denn nur die Aureskettem trennen Lambessa von der Sahara —, einen üppigen Kulturstaat zu schaffen und eine Stadt zu gründen fähig war, die den Kapitalen des alten römischen Reiches würdig zur Seite gestellt werden konnte. Wir stehen mit Recht bewundernd vor den unvergänglichen Kunst-

schätzen Griechenlands und Italiens — grandioser und mächtiger im Eindruck aber wirken zweifellos die gigantesken Römerbauten auf afrikanischer Erde, weil ihnen die Unendlichkeit und die Öde der Wüste als Hintergrund dient. Ehemals wohl eine numidische Gründung — Gesenius leitet den Namen von dem phönizischen Ahel am Besa („Zahl der Arbeiter") ab — wurde Lambessa zur augustinischen Zeit das Stand-Quartier jener berühmten dritten Legion des Flavius Maximus, welcher Rom die Eroberung des ganzen derzeitig bekannten Afrikas zu verdanken hatte. Auch in der Kirchengeschichte hat Lambessa als Sitz verschiedener Bischöfe eine Rolle gespielt; im fünften Jahrhundert wurde es durch die Vandalen zerstört, dann wieder aufgebaut, bis es unter türkischer Herrschaft gänzlich verödete. Der ehemalige Umfang der alten Militärstadt ist noch heute ganz deutlich erkennbar; aus einem Meer von Trümmern ragen wohlerhaltene Häuser, Tempel und Triumphbogen hervor — auch das Forum und der Cirkus sind noch vorhanden. Ein mächtiger Bau von strenger Formenschönheit ist das sogenannte Prätorium, dessen Fassade aus einem breiten Mittel- und zwei Seitenbogen besteht, mit den Resten korinthischer Säulen geschmückt. Im Inneren des Prätoriums befindet sich eine hübsche Sammlung aufgefundener Statuen, Inschriften, Säulenkapitäle und Grabsteine. Von den vierzig Triumphbogen, welche Peyssonel vor hundertzwanzig Jahren in Lambessa zählte, stehen gegenwärtig nur noch vier, die als Stadtthore gedient haben mögen. Von den Tempeln ist der des Äskulap und der Salus (der Hygieia) der besterhaltenste. Auch die Ruine einer kleinen christlichen Kirche wurde mir gezeigt, deren unscheinbares Äußere seltsam mit der verfallenen Pracht der antiken Tempel kontrastierte. Eine stattliche Pyramide auf magerem Gerstenfelde bezeichnet das Grab des glorreichen Cajus Flavius Maximus, des Führers jener



Lastkamel.

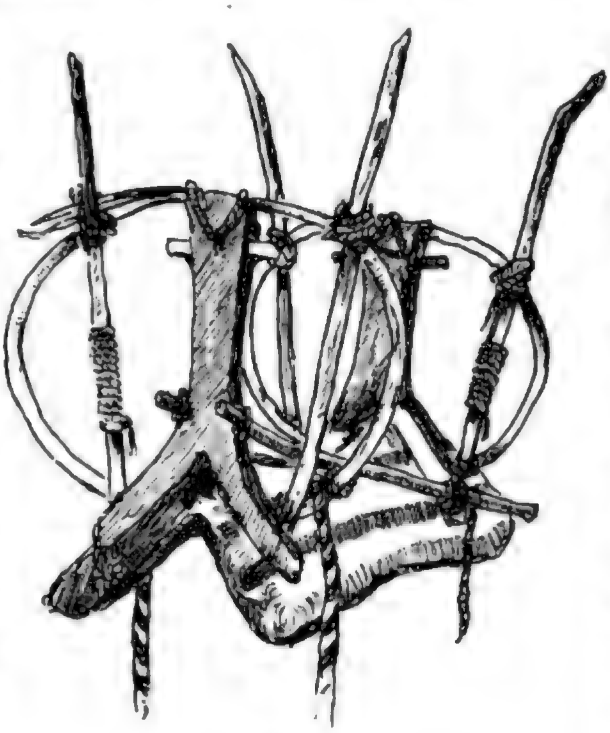
„unsterblichen" Legion, die Afrika den Römern unterwarf. General Lamarre hat 1844 auf seiner Expedition gegen die Zibanstämme die Trümmer dieses Denkmals zuerst entdeckt, und fünf Jahre später ließ Carbuccia, der dermalige Kommandant Batnas, die Garnison der neugegründeten Kolonie an der Pyramide vorbeidefilieren und vor der Ruhestätte des toten Helden die französischen Adler senken. Vor den Thoren Lambessas hat Napoleon III. jenes berüchtigte Zellengefängnis erbauen lassen, in welchem die Opfer des Staatsstreiches untergebracht wurden.

Bevor ich Batna verließ, stattete ich noch dem berühmten Cedernwalde des Djebel Tuggur einen Besuch ab. Man reitet etwa drei Stunden, ehe man die ersten Höhen erreicht, die zum Pic ansteigen. Der Berg ist steil, aber es ist nicht nötig, ihn ganz zu erklimmen, um die volle Pracht tropischer Waldeinsamkeit genießen zu können. Schon auf den Hängen steht man inmitten des Cedernwaldes. Zwischen Baumgiganten von mächtigem Umfange, wie sie ein amerikanischer Urwald nicht kolossaler aufweisen kann, wuchern überall junge Schößlinge empor, zartgrün von Färbung, hier eben erst aus moosigem Grunde sich erhebend, dort bereits tannenschlank in die blaue Luft steigend und das köstlich geschmückte Gezweige im Sonnenglanze badend. Je höher man emporklimmt, desto dichter treten die Cedern zusammen, desto gewaltiger werden die Stämme und desto mehr rankt das Geäst der Bäume sich ineinander. Es ist ein wundervoller Aufenthalt dahier, und lebhaft gedachte ich der deutschen Heimat und ihrer Eichenwälder. Von der Höhe des Pic des Cèdres kann man bei klarem Wetter nordwärts deutlich das Meer, südwärts jenseit der Bergrücken bei El-Kantara die Sahara sich ausdehnen sehen. Die Cedernwäldereien Algeriens sollen, wie mein Reisehandbuch anführt, bei weitem bedeutender sein als die des Libanon und auf Cypern; die Regierung thut denn auch sehr viel für die Erhaltung dieses prächtigen, gegen 31 000 Hektare umfassenden Besitzes.

Wie ich bereits anführte, ist die Bahnlinie schon über Batna hinaus, bis zur Oase El-Kantara fertig gestellt, war jedoch zur Zeit meiner Reise — im vorigen Frühjahr — dem Verkehr noch nicht übergeben. Ich mußte mich also entschließen, in Batna die sogenannte Wüstenpost zu besteigen, eine riesenhafte ungefüge Kutsche, die mit zehn Pferden bespannt war und in deren dumpf riechendem Interieur ein Dutzend knoblauchduftender Kabylen Platz genommen hatte. Ein Fünffrankstück verschaffte mir noch einen luftigen Sitz hoch oben beim Kutscher, einem vergnügten Gesellen aus Marseille, der erst vor drei Jahren nach Afrika gekommen war und sich redliche Mühe gab, mich durch seine Gascognaden zu unterhalten.

Während der ersten Stunden rollte der Wagen durch eine Landschaft von erschreckender Trostlosigkeit. Kein Baum, kein Strauch — graugelbe Erde, soweit das Auge reichte! Mein Nachbar vertrieb mir währenddessen die Zeit durch allerhand Mordgeschichten, die sich während des letzten Schâwiaufstandes in der Gegend ereignet haben sollten. Der Name des Schâwistammes, eines der raubgierigsten und blutdürstigsten im Süden der Algerie, hat in der That in den Aures und speciell in der Umgebung von Batna einen bösen Klang. Die Rebellion von 1870 hatte furchtbare Greuelthaten im Gefolge, und ein indirektes Opfer derselben wurde auch der berühmte Löwentöter Chassaing, der vor siebzehn Jahren die damals noch nicht seltenen wilden Bestien in den Auresbergen ausrottete — ein Konkurrent Gérards, der weiter nordwärts in den Thälern des Mahouna seinen Tod fand. Chassaing befand sich zur Zeit des Schâwiaufstandes in einem südfranzösischen Bade, hatte aber, vertrauend auf die Freundschaft der Eingeborenen, seine Frau und Tochter auf der von ihm wohlbewirtschafteten Farm zurückgelassen. Die Schâwi brannten die Farm nieder

und marterten die unglücklichen Weiber auf kannibalische Weise zu Tode; den armen Chassaing aber brachte man späterhin ins Irrenhaus — die gräßlichen Einzelheiten jener Schreckensthat hatten den Geist des kühnen Jägers umdüstert. Vereinzelte Rebellionen südalgerischer Stämme sind noch heute nicht selten, und nicht umsonst hat man die Garnison Batnas und die südlicher liegenden Militärstationen nach 1870 bedeutend verstärkt. Die südlichste französische Truppenstation ist gegenwärtig El-Golea, die Hauptoase der Chaambas, unter dem 30. Grad nördl. Breite; General Gallifet drang 1873 auf seiner von Ouargla aus geleiteten Expedition erobernd bis hierher vor. Über das Leben in diesen von jeder Kultur gänzlich abgeschnittenen Wüstenstädten sangen mir französische Soldaten schmerzliche Klagelieder. Ein Kommando nach den südlicheren Oasen gilt allgemein einer Strafversetzung gleich — Fieber, Dysenterie und andere tödlich verlaufende Krankheiten räumen unter den europäischen Mannschaften mehr auf als die Überfälle der räuberischen Beduinenhorden.



Kamelsattel.

In El-Biar und El-Ksur, kleinen befestigten Kolonien, an deren grüner Umgebung mein Auge mit Entzücken hing, fanden wir Relais — dann ging es weiter über die pfadlos gewordene steinige Ebene. Ich konnte nicht umhin, meinem Kutscher volle Bewunderung zu zollen; er glich einem amerikanischen Pfadfinder und kannte die wohl fünfzigmal zurückgelegte Route, trotzdem weder Weg noch Steg sie bezeichnete, genau. Nur dürftiges Wachholder- und Lentiskengesträuch, das da und dort den Felsboden überwucherte, galt dem Manne als Zeichen der Orientierung. An diesen staubbedeckten Gebüschen pflegen nämlich die Karawanen zu rasten und ihre Gebetsübungen abzuhalten; man findet das Gesträuch gewöhnlich über und über mit bunten Fetzen und Lappen bedeckt, die von den Turbantüchern, den Haiks und Burnussen abgerissen und — ein originelles Opfer — mit der Bitte um glückliche Heimkehr an das Geäst gehängt werden. Einen längeren Aufenthalt hatten wir in 'Aïn-Tuta, einer von Maulbeerbäumen umschatteten elsässischen Kolonie. In dem dicht an der Quelle liegenden Wohngebäude der Farm wurde uns ein frugales Frühstück serviert; eine deutsche Bibel, die ich auf einem Nebentische liegen sah, verführte mich zu der Annahme, der Besitzer der Farm sei meiner Muttersprache mächtig — ich irrte mich indessen: der Mann hatte nie ein deutsches Wort erlernt, und jene alte Bibel stammte noch von seiner Großmutter, einer Straßburgerin. Hinter der nun folgenden Relaisstation Les Tamarins — von den Tamarindenwäldern, die sich ehemals hier ausgedehnt haben sollen, war nichts mehr zu sehen — begann die Steppenlandschaft einen noch rauheren Charakter anzunehmen. Unser Wagen mußte mehreremal durch das Flußbett des Ouëd-el-Kant'ra, der hier einige Bogen beschreibt und dessen Ufer nur an einer Stelle eine Eisenbrücke modernster Konstruktion verbindet — dann stieg das Terrain allmählich an, Bergrücken erhoben sich rechts und links, von tiefen

Klüften getrennt und von Schluchten durchrissen, über denen ein Schwarm von Felsblöcken übersäet, in weite Thalkessel, die sich bei einer plötzlichen Krümmung



Oase Biskra.

Geiern kreiste. In dieser echt afrikanischen Felswildnis zeigten sich indessen zum erstenmal wieder die Spuren eines schmalen, doch fahrbaren Weges, der sich in zahllosen Windungen an den Hängen der sich hier einander nähernden Bergketten des Djebel Tilatu und des Djebel Gaous hinaufschlängelt. Die Formation des Gebirges ist eine wild pittoreske. Von der Wagenhöhe herab konnte ich in gähnende Klüfte schauen, deren Sohle mit des Weges vor mir öffneten, in tief eingerissene Erdrinnen, an deren steil abfallenden Hängen rostbraunes Moos als einzige Vegetation wucherte. Die ganze Landschaft — unbeschreiblich großartig in ihrer wilden Schönheit — erweckt den Eindruck, als habe dereinst hier eine furchtbare vulkanische Macht die Felsen auseinander gesprengt. Durch ein enges Defilé auf der Höhe des Djebel Tilatu — der „Judenhals“ genannt, eine Stätte

zahlreicher Überfälle und Mordthaten — führt der Weg bergab. Nun lag das Hochplateau hinter uns, das die genannten Bergketten von der Wüste scheidet — vor dem staunenden Auge erschließt sich ein rauh durchklüftetes Thal, das der Ouëd-el-Kant'ra in rauschenden Wogen durchfurcht — hinter dem Strome aber schimmern am Fuße brauner, wolkenumschleierter Berge die dunkelgrünen Kronen eines üppigen Palmenhains, dehnen fruchtbare Gärten und lachende Felder sich aus: El-Kantara, jene berückende Oase, die der bilderreich sprechende Araber bezeichnend Foum-es-Sahara, den „Mund der Wüste" nennt!

Bei El-Kantara treffen die Felsenlinien des Djebel Gaous und Djebel Tilatu zusammen, nur eine schmale, vom Flusse durchrauschte Klamm frei lassend. Nördlich der Schlucht haben die französischen Kolonisten sich angesiedelt, südlich derselben erheben sich die Lehmhütten der Eingeborenen. Die Oase war zu allen Zeiten ein Punkt von weittragender Bedeutung, denn alle Handelszüge, die von den Wendekreisen aus nach der Küste und vom Norden hinab in die Wüste ziehen wollten, mußten diesen Mund der Sahara passieren. „Calceus Herculis" nannten die Römer ihre hier liegende, stark befestigte Militärstation; für die Türken war El-Kantara in späterer Zeit ein wichtiger Steuerposten, um von allen durch die Schlucht ziehenden Karawanen den Zehnten zu erheben, und auch die Franzosen versuchten es 1844 an dieser Stelle mit einem Zollamt, das sie freilich schnell genug wieder eingehen ließen, sobald sie merkten, daß die Karawanen weite Umwege nicht scheuten, um der Kontrolle der Douaniers zu entgehen.

In der Karawanserai der Kolonie, der „Auberge Bertrand", fanden wir Reisende ein recht gutes Mittagsmahl vor, das allerdings fast nur aus Konserven bestand, aber vortrefflich zubereitet war. Die halbe Stunde Rast, die uns noch verblieb, benutzte ich zu einem Spaziergange nach der Schlucht Ouëd-el-Kant'ra. Die Araber rechnen vom Foum-es-Sahara aus den Beginn der Wüste — jenseit der Bergketten also mußte sich das Sand-



Dattelernte bei Biskra.

meer ausdehnen. Schroff und steil führt der Weg, in die Felsen gesprengt, die Schlucht hinauf. Die alte Römerstraße auf dem jenseitigen Ufer des Stroms ist noch heute deutlich erkennbar, und die alte Brücke, aus kolossalen Steinquadern erbaut, wird jetzt noch benutzt. Napoleon hat sie wiederherstellen und in die antiken Granitplatten, auf denen man noch die Schnörkel und Verzierungen der römischen Baumeister sieht, sein „N“, von einem Lorbeerkranze umrahmt, eingravieren lassen. Auch unter dem Zeichen der Republik ist dieses „N“ stehen geblieben — eine melancholische Mahnung an die Vergänglichkeit des Ruhmes der Welt.

Je höher man in der Schlucht emporsteigt, desto tiefer umfängt uns das Dämmerlicht. Nur durch einen schmalen Spalt vermag sich die Sonne Eingang zu verschaffen; sie funkelt und scintilliert auf den tosenden, gischtsprühenden Wassern des über Felsgeröll hüpfenden Stromes, aber auf das nächtige Schwarz der hoch aufragenden Wände kann sie ihre glitzernden Malereien nicht zaubern. Erst wenn man die Mitte der Schlucht überschritten hat, weicht die Dämmerung blendendem Lichte... Wer Algerien bereist und durch den „Mund der Wüste“ hinab nach dem Süden gezogen ist, dem wird der Anblick des feenhaften Bildes, das sich dem entzückten Blicke beim Hinaustritt aus der Klamm von El-Kantara bietet, zeitlebens im Gedächtnis haften bleiben. Man glaubt die Wüste vor sich zu sehen, eine unendliche Fläche, ein Totenfeld — statt dessen schaut das Auge auf eine zauberisch schöne Oase herab, auf einen Palmenwald von sechzigtausend Stämmen, auf smaragdgrünes Meer. Unmittelbar hinter der Schlucht beginnt dieser Wald, den zahlreiches Gerinnsel, dem Strom entzogen, durcheilt und der einen Fleck üppig gesegneter Erde umschließt. Das Bild ist von überraschender Schöne. Im Sonnengolde wogen die Palmenwipfel, und unter ihnen glüht und blüht es in tausend leuchtenden Farben. Über den Wald hinaus aber dehnt sich in düsterer Majestät, endlos und weit, die Wüste. In schroffem Gegensatze zu der Pracht des Palmenhains steht das elende Dörfchen, das die Eingeborenen in seinem Schatten erbaut haben. Die niedrigen Häuser sind durchweg aus schmutzig gelber Lehmerde aufgeführt, selbst zu der kleinen Moschee, deren Kuppe über die Baumkronen hinüberragt, hat man dasselbe Material verwendet. Die Berber und Mozabiten von El-Kantara scheinen allerdings nur nachts ihre jämmerlichen Hütten zu bewohnen — tags über sieht man sie vor den Thüren ihrer Häuser unter den Palmen lagern, sich dort am Brettspiel vergnügen oder den Erzählungen einer männlichen Scheherezade lauschen. Wenn man in die Lehmhütten hineinschaut, dann begreift man es freilich, daß die Eingeborenen die freie Natur vorziehen; das Innere der meisten Wohnungen besteht nur aus vier kahlen, mit Ruß und Schmutz in dicker Schicht überzogenen Wänden, aus einer Bastmatte und einem Haufen die Betten vertretenden bunten Fetzen am Boden und aus den notdürftigsten Hausgerätschaften, die auf dem Gesimse neben der Feuerung ihren Platz finden. Die Bewohner der Oase sind blutarm, aber ihre Armut ficht sie nichts an; es sind Philosophen, die mit einem Lächeln der Verachtung auf den Luxus der Kulturmenschheit schauen und sich mit dem begnügen, was Allah ihnen geschenkt hat.

Unsere Weiterreise wurde durch eine Karawane, die durch die Schlucht zog — soviel ich hörte, eine Abteilung des Ouled Zahna, die ihre Sommerweiden in den Auresthälern aufsucht —, kurze Zeit verschoben. Die aus vielen hundert Köpfen bestehende Karawane brauchte sicher einige Stunden, ehe sie das Defilé gänzlich passiert — da wir indessen weiter wollten, so mußte der Zug sich teilen und uns vorüberlassen. Einen bemitleidenswerten Anblick gewährten die Lastkamele, deren Fell auf das gräßlichste zerschunden und die mit Säcken und Ballen überlastet waren; auch einige Rennkamele — „Mahara“ nennt sie der Araber — befanden

sich im Zuge, bei weitem stattlichere Tiere als ihre Genossen niedrigerer Rasse. In dem hohen, eigentümlich geformten Sattel aus Holz, der auf ihrem Rücken befestigt war, kauerten je zwei oder drei Weiber, die Frauen vornehmerer Mitglieder des Stammes, mit ihren Kindern.

Im Gegensatz zu den Arabern bezeichnen die französischen Kolonisten die öden Landstriche zwischen El-Kantara und den sich einige Stunden hinter der Oase parallel mit den Hängen des Djebel Tilatu hinziehenden Bergrücken des Djebel Kteuf mit dem Namen der „Vorwüste". In Wahrheit besteht der Boden dieser Vorwüste, einen so trostlosen Eindruck er auch hinterläßt, nicht durchgängig aus Sandwehen und Steingeröll, ist vielmehr von breiten Strichen fruchtbarer Lehmerde durchzogen, die bei rationeller Bewirtschaftung ohne große Schwierigkeiten kulturfähig gemacht werden könnten. Der französische Kolonist ist indessen nur ein mittelmäßiger Landwirt, der sich gern mit allerhand Experimenten befaßt, aber nicht selbst hinter dem Pfluge einhermarschiert, um der Erde ihre Früchte abzuringen. So wird der Weinbau in Nordafrika in verhältnismäßig nur geringem Umfange betrieben, trotzdem die algerische Traube thatsächlich nicht übel schmeckt und sich das Land außerordentlich gut zur Weinkultur eignet, wie ein arbeitsamer Franzose, Herr Dufour, auf seiner etwa dreißig Kilometer hinter El-Kantara gelegenen Farm schlagend nachgewiesen hat. Diese Farm ist nach jeder Richtung hin eine Musterwirtschaft und legt Zeugnis von der eminenten Ertragsfähigkeit des Bodens ab; es ist geradezu unbegreiflich, daß man nicht auf ähnlich fruchtbaren Landstrecken ein gleiches Kolonisationsverfahren eingeschlagen hat. Was Herr Dufour an Erfolgen erzielt, könnten auch andere erreichen, und dann würde der größte Teil der „Vorwüste" Kulturboden sein, wie er es in alten Zeiten gewesen ist.

Einige Meilen vor der genannten Farm befindet sich die zweitgrößte Oase des Plateaus, El-Utaja; Sala Bey, zur letzten Zeit der türkischen Herrschaft Kommandant von Constantine, verwüstete die Oase auf so grausame Art, daß sie sich nicht mehr von diesem Schlage erholt hat. In der Umgebung von El-Utaja liegen die schon zu römischer Epoche weitberühmten Thermen des Herkules, heiße Salzquellen am Fuße des Djebel Karrabu. Die ganze Gegend ist salzhaltig, und überall sieht man die grauweiße Masse zu Tage treten.

Stundenlang ging es in der vegetationslosen Ebene weiter, bis das Terrain sich allmählich hob und unser Wagen auf der Paßhöhe hielt. „Le désert, monsieur!" sagte der Kutscher mit triumphierendem Ausdruck und stieß mich mit dem Ellenbogen an. Ja, das war sie wirklich — das war die Sahara! Die letzten Bergrücken lagen hinter uns, und vor uns dehnte sich in unbeschränkter riesenhafter Weite die Wüste aus. Als der Herzog von Aumale mit seinen Kolonnen gegen die aufständischen Zibanstämme zog, da riefen die Soldaten, als sie die Höhe, auf der wir standen, erreicht hatten, voll Staunen und Verwunderung aus: „La mer — la mer!" Die Täuschung ist eine vollkommene, wenn die ersten Schleier der Dunkelheit über die riesige Ebene hinhuschen und den Horizont mit ihren wallenden Schatten umweben. Dann scheint es in Wahrheit, als rolle Welle auf Welle eines unermeßlichen Meeres dem fernen Gestade zu. Anders giebt sich der Anblick der Wüste im Mittagsbrande. Da flammt und loht es dem Beschauer vor Augen, und nur vereinzelte dunkle Punkte — die Oasen — tauchen aus der flimmernden Masse wie Inseln aus einer brennenden See empor. Am großartigsten aber wirkt der Eindruck der Wüste bei einem Gewitter, wenn die Wolkenmassen zu Heeren den Horizont heraufrücken und das ganze Firmament in Flammen steht. Auf meiner weiteren Reise von Biskra nach Litchana und Tolga überfiel uns ein derartiges Unwetter — ein so schaurig erhabenes Schauspiel, daß ich seiner nie vergessen

werde. Ein seltsamer fahlgelber Schimmer lag über der Wüste, ehe der erste Donner rollte; die Sonne schaute nur zeitweise hinter den sich häufenden Wolkenmassen hervor, aber sie strahlte nicht wie sonst, glich vielmehr der Mondscheibe, wenn diese in nordischen Nebelnächten blutig rot aus weißgrauen Dämpfen emporsteigt. Die Luft lastete schwer und bedrückend auf der Brust, so daß ich nur mit Anstrengung atmen konnte — kein Strauch bewegte sich, es war geisterhaft still. Etwas wie leise Furcht packte mich damals; ich dachte an den Samum, den „Drachen der Wüste“, und an das, was man mir von den verheerenden Wirkungen dieses Saharagespenstes erzählt hatte; die nächste Oase lag noch weit — es war nicht unmöglich, daß wir furchtbaren Stunden entgegengingen. Doch mein Dolmetsch beruhigte mich; ein Samum kündigt sich anders an — das waren keine Sturm-, sondern Gewitterwolken, die ob unseren Häupten zogen. Und nun begann es auch plötzlich — ganz plötzlich mit elementarer Gewalt zu toben und zu krachen; die Blitze zischten durch die Luft, und Schlag auf Schlag begleitete sie der Donner, bis die Wolkenmasse sich öffnete und eine gewaltige Flut auf uns herniederprasselte. Das ganze Naturspiel währte kaum eine halbe Stunde, dann blaute der Himmel wieder vor uns, und die Sonne streute ihren alten Glanz über die gelbe Erde.



Neger in Algerien.

Es war Mitternacht, als wir nach achtzehnstündiger Fahrt Biskra erreichten. Unser Wagen hielt vor dem Postgebäude, einem niedrigen, aus Backsteinen aufgeführten Hause, vor dem zwei Laternen brannten. Eine Kohorte brauner und schwarzer Burschen, von denen kein einziger vertrauenerweckend aussah, stürzte sich uns entgegen, riß uns das Gepäck aus den Händen und gab uns in wirrem Kauderwelsch zu verstehen, daß man uns nach dem „Hôtel du Sahara“ führen wolle. Wir mußten gute Miene zum bösen Spiel machen und den schreienden Gesellen folgen, wenn wir nicht unsere Koffer und Handtaschen im Stich lassen wollten. Im Dunkel der Nacht war ich nicht im stande, mir von dem empfohlenen „Hôtel du Sahara“ auch nur einen annähernden Begriff zu machen. Ein arabischer Oberkellner in der Tracht der Eingeborenen empfing uns im kläglich erleuchteten Hausflur, sprach uns in geläufigem Französisch an und führte mich über einen Hof, auf dem es durchaus nicht nach Eau de mille fleurs duftete, in ein kahles kleines Zimmer zu ebener Erde, in welchem ich außer einem Bett von Eisen, einem Tisch und einem Stuhl keine weiteren Luxusgegenstände entdecken konnte. Die Temperatur in diesem Loche war furchtbar, aber an Fensteröffnen ließ sich nicht denken, denn draußen auf dem Hofe war es — nicht minder furchtbar. So ergab

ich mich denn resigniert in mein Schicksal, leuchtete jedoch, bevor ich mein spartanisches Lager aufsuchte, noch einmal das ganze Zimmer ab — man hatte mir in Batna mancherlei von den giftigen Skorpionen Biskras erzählt. Die philiströse Vorsicht erwies sich als nicht unbegründet, denn unter meinem Bette entdeckte ich ein schauerliches Etwas, ein Schuppentier von etwa Armeslänge, das ich im ersten Augenblicke für ein junges Krokodil zu halten geneigt war. Ich rief nach Hausknecht und Oberkellner; beide Herren, der braune und der schwarze, denn der Hausknecht war ein unverfälschter Nigritier, schüttelten ob des Untiers zwar verwundert die Köpfe, trösteten mich aber und meinten, das „junge Krokodil" sei nur ein „mangeur des dattes", der keinem Menschen etwas zuleide thue. Da ich als Laie in der Zoologie in meinem Leben nichts von einem „Dattelfresser" gehört, so beruhigte ich mich durchaus nicht, ersuchte vielmehr meine Tröster, mich freundlichst von dem fatalen Schlafburschen befreien zu wollen, was denn auch einfach dadurch geschah, daß der Hausknecht aus Nubierland sich bückte, den „mangeur" am Schwanze packte, ihn wie ein Schoßhündchen auf seine Arme nahm und grinsenden Gesichts mit ihm abzog. Der Wirt des Hotels belehrte mich am nächsten Morgen, daß der nächtliche Ruhestörer in der That ein ganz ungefährliches Tier gewesen sei; die „Dattelfresser" — im Volksmunde also genannt, weil sie sich hauptsächlich von Datteln nähren — gehören zur Familie der Eidechsen und sind scheue und furchtsame Geschöpfe, trotzdem sie häufig die respektable Länge von drei bis vier Fuß erreichen. Da das Zimmer, das mir angewiesen worden war, längere



Algerische Tänzerinnen (Naïli'ya).

Zeit leer gestanden hatte, so mußte mein Nachtgefährte sich einzuschleichen verstanden haben; die Eingeborenen essen übrigens das Fleisch dieser „mangeurs", das wie Kalb schmecken soll, und ich vermute, daß auch der Hausknecht ein Gleiches mit seinem Gefangenen gethan und dann den schuppigen Balg zum Ausstopfen verkauft haben wird.

An den folgenden Tagen war herrliches Wetter, so daß ich Biskra und seine Umgebung mit Muße studieren konnte. Der französierte Araber, der schon etwas von der Geographie versteht, nennt Biskra das „Paris der Sahara"; es ist das Ideal einer Wüstenstadt und sicher die schönste Oase im Norden der großen Wüste. Schon zur Römerzeit war Zaba Numidiä, die Hauptstadt des Limes Zabensis — die Araber bezeichnen mit

„Zab“, Pluralform „Ziban“, den ganzen Nordosten der algerischen Sahara — von hervorragender Bedeutung. Auch in der späteren christlichen Periode hat es eine Rolle gespielt, denn hierher verbannte Hunerich einen großen Teil „ketzerischer“ Bischöfe, welche sich seinen Bekehrungsversuchen nicht fügen wollten. Bei Biskra fand endlich im siebenten Jahrhundert der erste entscheidende Zusammenstoß zwischen den von Osten andrängenden Araberheeren und den einheimischen Berbern statt — ein kulturhistorisches Moment von einschneidender Wichtigkeit, da trotz mancherlei Niederlagen der Eindringlinge sich von dieser Zeit an und von hier aus das arabische Element langsam über ganz Nordafrika auszubreiten begann. Verschiedene mohammedanische Reisende, die das Biskra der Vergangenheit besuchten — so El Bekri, El Aiatschi (1663) und Ahmed Mula (1710) — schildern in ihren hinterlassenen Werken die Oase als ein Urbild an Schönheit, Handelsthätigkeit und — Gelehrsamkeit. Ahmed Mula ist's, der von den „zahlreichen Gelehrten“ Biskras spricht, dabei aber wahrscheinlich an die arabische Rechtsschule im nahen Sidi Okba denkt, die sich allerdings durch Jahrhunderte ihren Ruf bewahrt hat. Auch die Schilderungen, welche die alten Herren vom „Handel und Gewerbefleiß“ der Wüstenstadt entwerfen, treffen heute nicht mehr zu. Die eingeborene Bevölkerung ist fast allein auf die Dattelernte angewiesen, und die Industrie beschränkt sich auf Korbflechtereien aus Palmenbast.

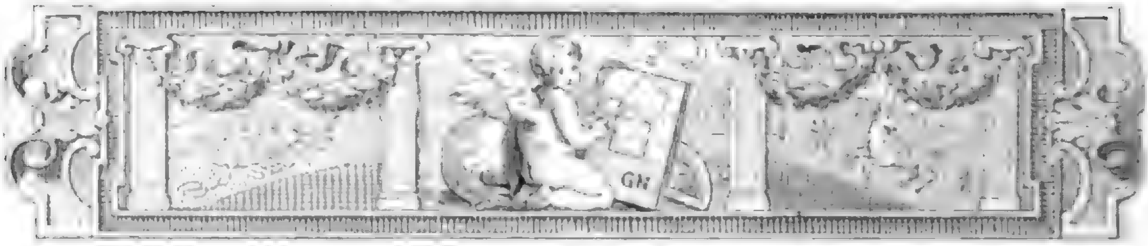
Da Biskra der südlichste Punkt der Algerie zu sein pflegt, den Touristen — und auch solche verhältnismäßig selten genug — besuchen, so ist die sich sehr stolz „Hôtel du Sahara“ nennende Karawanserai der Oase leidlich gut gehalten. Furchtbar ist nur das Wasser von Biskra; im Hotel umkleidet man die Karaffen mit Mänteln aus Filz, welche stets feucht gehalten werden, um das lauwarme Element nach Möglichkeit frisch zu bewahren. Trinkbar ist es indessen trotz alledem nicht, denn es wimmelt von winzigen organischen Wesen und ist außerdem dem menschlichen Blute schädlich; wenigstens erzählte man mir, daß die eigenartige lokale Krankheit, die Biskra besonders im Sommer heimzusuchen pflegt — eine sehr häßliche, sich mit Vorliebe an der Nase zeigende Geschwürbildung, der man den charakteristischen Namen „le clou de Biskra“ gegeben hat —, in der Hauptsache durch das jammervolle Trinkwasser hervorgerufen wird. Im Sommer grassieren auch Dysenterie und Typhus in starkem Maße unter den Palmen der Ziban-Kapitale, die während der Wintermonate bei einer Durchschnittstemperatur von fünfzehn bis zwanzig Grad Wärme einen herrlichen, überaus gesunden Aufenthalt bietet. Französische Ärzte haben bereits die Idee erwogen, ob es sich nicht lohnen würde, in Biskra eine „klimatische Kuranstalt“ für Lungenkranke anzulegen. In allem Ernste, denn ein milderes, der Schwindsucht stärker entgegenwirkendes Klima besitzt auch Heluan nicht, und die Wüstenwinde treten hier nur in der heißen Jahreszeit auf. Das heutige Biskra würde den Bedürfnissen der Kranken allerdings gar nicht entsprechen; wenn die Oase aber erst durch die Bahn mit dem Meere verbunden ist, dann würden der Errichtung großartig angelegter Kurhäuser und ähnlicher Anstalten keine Schwierigkeiten mehr im Wege stehen. Ich zweifle auch gar nicht, daß Biskra sehr bald in Mode kommen würde; ein Winteraufenthalt in der Sahara ist doch noch ein wenig interessanter als eine Saison in Biarritz und Nizza. Ein reicher Franzose, Mfr. Landon, der bei Philippeville ausgedehnte Weinberge und eine herrliche Besitzung sein eigen nennt, hat sich am Südrande von Biskra eine Villa erbauen lassen, in der er alljährlich einige Monate verlebt. In dem prächtig gepflegten Garten seiner Villa findet man die üppige Flora südlicherer Zonen, unter anderem nicht weniger als sechzig Spielarten der Dattelpalme. Die ganze Oase trägt gegen hundertfünfzigtausend Palmen — einen Wald von entzückender Schönheit. Aprikosen, Mandeln, Feigen und Oliven

wachsen überall zwischen diesen Palmen empor, und mit den dunkelgrünen fächerartigen Blattkronen derselben harmoniert der weiße Blütenschnee und der rosenfarbene Knospenputz der Aprikosen- und Mandelbäume auf das herrlichste. Zauberhaft in ihrer Wirkung ist die Abendbeleuchtung unter den Palmen — der lichte Goldglanz, der die schön geschwungenen Blätter umsäumt, und das Farbenspiel, das der Sonnenuntergang auf die Moosdecke wirft.

Das europäische Quartier Biskras ist nicht groß, aber die aus Backsteinen erbauten, leicht aufgeführten und von Arkaden umgebenen Häuser gewähren einen freundlichen Eindruck. Der große Platz vor der Karawanserai, noch vor wenigen Jahren ein grundloser Morast, ist — dank den Bemühungen und der Energie des Kommandanten, Generals Crouzet — mit reizenden Anlagen geschmückt worden, die jeder Großstadt zur Zierde gereichen würden. Interessanter als der Spaziergang durch die arabischen Viertel war der Besuch eines der Negerquartiere. Ich fand, daß die Männer durchweg große und kraftvoll gebaute Gestalten mit nicht unedlem Gesichtstypus waren; von den Frauen glichen allerdings die wenigsten menschlichen Wesen — es waren meist abschreckend häßliche Geschöpfe, die sich in ihren grellbunten Lappen schauerlich ausnahmen.

Eine besondere Specialität Biskras sind die „Naïli'ya" — die Bajaderen der Oase. Uralten, vielleicht noch präislamitischen Überlieferungen folgend, entsendet einer der bedeutendsten Araberstämme der algerischen Sahara, der der Ouled Nayl, seine erwachsenen Töchter nach der Oase, wo sie in den Kaffeehäusern tanzen und sich im Dienste der milesischen Venus ihr Geld erwerben müssen. Erst wenn sie genugsam zusammengescharrt haben, das heißt, meist wenn sie verblüht und häßlich geworden sind, kehren sie zu ihrem Stamme zurück, um dort — verheiratet zu werden. Die Sittlichkeitsbegriffe der Ouled Nayl sind ganz eigentümliche und stehen in der arabischen Welt einzig da. Während sonst der Araber die Ehre der Frau am höchsten schätzt, gelten bei dem genannten Stamm die gefallenen Weiber — und gefallen sind a l l e Naïli'yas — für durchaus n i c h t verwerflich. Je mehr Geld sie in der Oase erworben haben, um so bessere und vornehmere Partien harren ihrer; sie heiraten allerdings nur Männer ihres Stammes, aber auch die Angehörigen anderer Stämme halten sie nicht für ehrlos. Die Naïli'yas bilden in ihrer geschmacklos farbigen Kleidung und dem reichen Schmuck, mit dem sie Hals, Arme und Beine behängen, den Hauptanziehungspunkt im Straßenleben von Biskra. Sie bewohnen ein eigenes Quartier und überfluten mit Beginn der Nacht die zahlreichen Tanz- und Kaffeehäuser der arabischen Viertel. Ein Ballett der Naïli'yas ist gewöhnlich nicht für Frauenaugen geschaffen, es artet fast immer zu einem wüsten Fandango aus. Graziös ist eigentlich nur ein charakteristisches pas de deux, der „Händetanz" genannt, und ein pantomimisches Solo von großer Keckheit, das an den „Bienentanz" der ägyptischen Almehs erinnert. Übrigens hat die französische Polizei, die schon vor Jahren die algerischen Bajaderen aus den Hauptstädten vertrieb, in letzter Zeit auch in den Oasen eine strengere Zucht eingeführt, und wer weiß, ob es noch lange währen wird, daß auch die letzte Naïli'ya die Palmen von Biskra verläßt, um im tieferen Süden ihrer Göttin einen neuen Altar zu erbauen.

Von Biskra aus sind einige in seiner unmittelbaren Umgebung liegende kleinere Oasen, wie Sidi Okba und das Schwefelbad Hammam Salhin (Fontainechaude) leicht zu erreichen. Dem einfachen Touristen ist eine Weiterreise jedoch nicht zu empfehlen; die Anstrengungen sind übergroße — und als schönstes Oasenbild bleibt doch immer die Kapitale des Ziban, das „Paris der Sahara", im Gedächtnis haften.



Neue Sterne.

Von

Wilhelm Schütte.

In dem Jahre 1885 hat sich zweimal der äußerst seltene und merkwürdige Fall ereignet, daß Sterne an solchen Stellen des Himmels aufleuchteten, an denen früher weder mit freiem Auge noch selbst durch das Fernrohr ein Gestirn sichtbar war. Ein solches Aufleuchten führt auf den ersten Blick leicht zu der Vermutung, daß hier eine neue Schöpfung stattgefunden hat und daß eine neue Welt den Tausenden von Gestirnen zugesellt ist, welche wir an dem Sternhimmel erblicken. Indessen kann diese Erscheinung auch durch andere Ursachen hervorgebracht worden sein, ja, es ist sogar äußerst unwahrscheinlich, daß wir in ihr eine Bethätigung der Schöpferkraft zu sehen haben. Um die Fragen, die hier in Betracht kommen, besser zu verstehen, ist es notwendig, einen kurzen Blick auf die verschiedenen Arten der Gestirne zu werfen.

Bei öfterem aufmerksamem Betrachten des Himmels erkennen wir sehr bald, daß die bei weitem größte Zahl der Sterne ihre gegenseitige Stellung nicht ändert und daß nur wenige hellglänzende Sterne einen Weg zwischen jenen verfolgen; so unterscheiden wir die Fixsterne, die wir gruppenweise zu Sternbildern zusammenfassen, von den Wandelsternen oder Planeten. Während das freie Auge etwa fünftausend Fixsterne auf dem uns sichtbaren Teil des Himmels erblickt, erkennt es nur fünf Planeten; in den kräftigen Fernrohren der Astronomen vergrößern sich diese Zahlen allerdings beträchtlich, indem diese Instrumente etwa zweihundertundsiebzig Planeten sichtbar machen und so viele Fixsterne erkennen lassen, daß die Zahl derselben nicht festgestellt ist. Neben diesen beiden Hauptarten von Gestirnen erscheinen bisweilen die sonderbar gestalteten Haarsterne oder Kometen, oder schießen Sternschnuppen und Feuerkugeln als leuchtende Funken und hellstrahlende Bälle über das Himmelsgewölbe hin. Von allen diesen Gestirnen kommen hier nur die Fixsterne in Betracht. Denn es ist selbstverständlich, daß ein neu entdeckter Planet nicht als ein neuer Stern zu betrachten, sondern daß er uns nur wegen seiner Kleinheit und großen Entfernung bisher unsichtbar geblieben ist. Ebensowenig wird man Kometen und Meteore als neugeschaffene Gestirne ansehen. Allein es giebt noch eine Art von kosmischen Gebilden, die allerdings fast sämtlich dem freien Auge unsichtbar bleiben, die aber durch das Fernrohr in sehr großer Zahl wahrgenommen werden: dies sind die sogenannten Nebelflecke, eigentümliche, mattglänzende Massen, welche schwach leuchtenden Wolken gleichen und eine gewisse Ähnlichkeit mit der Milchstraße haben. Vor der Erfindung des Fernrohres kannte man keinen dieser Nebelflecke, was auffallend ist, da von den auf der nördlichen

Himmelshalbkugel gelegenen die großen und hellen Nebel in den Sternbildern des Orion und der Andromeda auch dem freien Auge sichtbar sind; jetzt, wo wir unseren Blick durch das Fernrohr geschärft haben, sind mehrere Tausend dieser Gebilde bekannt. Die Ausdehnung und der Glanz der Nebelflecke sind sehr verschieden; bei einzelnen beträgt der Durchmesser noch nicht den dreißigsten Teil des Durchmessers der Mondscheibe, andere bedecken Flächen, die viermal größer sind als der Vollmond. Ebenso verschieden ist die Form; einzelne haben regelmäßig gestaltete Umrisse, andere sind ganz unregelmäßig geformt und an den Rändern ausgezackt. Manche der ersteren besitzen vollkommene Kreisgestalt, haben scharfbegrenzte Umrisse und gleichen mattleuchtenden Planetenscheiben, weswegen Herschel, der sich vorzugsweise mit der Untersuchung der Nebelflecke beschäftigte, sie planetarische Nebel nannte. Bei anderen, ebenfalls kreisrunden, den sogenannten Nebelsternen, zeigt sich in der Mitte ein heller Punkt, und das Ganze hat das Aussehen, als ob sich eine nebelige Hülle um einen leuchtenden Kern breite; andere kreisförmig oder elliptisch gestaltete Nebel enthalten mehrere derartige Lichtkerne.

Als was haben wir nun diese leuchtenden Gebilde anzusehen? Wahrscheinlich sind viele derselben nichts weiter als Haufen von Sternen, welche uns wegen ihrer ungeheuren Entfernung nicht gesondert erscheinen, vielmehr zu einem einzigen hellen Schimmer zusammenfließen. So erblickt ja auch ein kurzsichtiges Auge die bekannte Gruppe der Plejaden als einen verwaschenen Fleck, während ein schärferes Auge sieben Sterne unterscheidet und das Fernrohr hier einen Haufen dicht gedrängter Sterne erkennen läßt. Wirklich lösen sich viele Nebelflecke im Fernrohre zu Sternen auf, andere dagegen zeigen selbst in den stärksten Teleskopen keine Spur von Auflösbarkeit. Man sieht daher in diesen letzteren eine Anhäufung von noch ungeballter kosmischer Materie und vermutet, daß in den planetarischen Nebeln eine Verdichtung begonnen hat, die in einzelnen bereits bis zu der Bildung eines Kerns fortgeschritten ist. Allein es wäre doch möglich, daß bei weiterer Vervollkommnung der Instrumente Fernrohre, welche unsere stärksten Teleskope an Leistungsfähigkeit weit übertreffen, auch diese bis jetzt nicht zerlegbaren Nebel zu Sternhaufen auflösen. Glücklicherweise besitzen die Astronomen seit etwa fünfundzwanzig Jahren neben dem Fernrohr in dem Spektroskop ein Instrument, welches diese Frage entscheiden kann, indem es über die Konstitution eines Himmelskörpers Auskunft giebt, wenn das Licht dieses letzteren nur hell genug ist, um ein deutliches Spektrum zu erzeugen.

In diesem Instrumente wird das Licht, welches durch einen engen Spalt in ein Rohr eintritt, durch ein Glasprisma in farbige Strahlen zerlegt, so daß man ein buntes Band, das sogenannte Spektrum, sieht. Stammt das Licht von einem festen glühenden Körper, z. B. einem bis zur Weißglut erhitzten Platinadraht, so zeigt das Spektrum die bekannte Farbenordnung des Regenbogens von rot bis violett ohne irgend welche Unterbrechung; dagegen erzeugen leuchtende Dämpfe ein Spektrum, welches aus getrennten farbigen Linien besteht. Geht das weiße Licht eines glühenden festen oder flüssigen Körpers durch eine gasförmige Umhüllung, so erscheinen in dem sonst kontinuierlichen Spektrum feine dunkle Linien, deren Zahl und Lage von der Natur der in der gasigen Hülle enthaltenen Stoffe bedingt ist, so daß man aus ihnen die Anwesenheit dieser Stoffe erkennen kann; so ist das Spektrum der Sonne von zahllosen dunklen (Fraunhoferschen) Linien durchsetzt, und auch die Fixsterne zeigen dieselbe Erscheinung, woraus folgt, daß sie ähnlich gebildet sind wie unsere Sonne. Die auflösbaren Nebelflecke und einige andere, deren Auflösung bisher nicht gelungen ist, liefern nun ein kontinuierliches Spektrum, in welchem

freilich wegen der geringen Lichtstärke die weniger hellen Teile, das äußerste Rot und Violett, nicht mehr sichtbar sind; es folgt hieraus, daß diese Nebel nicht gasförmige Massen sind, sondern daß sie aus getrennten Sternen bestehen, und es ist wohl möglich, daß dereinst kräftigere Instrumente, als uns jetzt zu Gebote stehen, auch diese noch nicht aufgelösten Nebel in Sterne zerlegen werden. Ganz anders verhält sich die größere Zahl der nicht aufgelösten Nebelflecke, indem ihr Spektrum aus wenigen, meistens drei hellen Linien besteht, woraus folgt, daß hier Licht von glühenden Gasen ausgestrahlt wird. Aus der Lage zweier dieser Linien ergiebt sich, daß Stickstoff und Wasserstoff Hauptbestandteile dieser Gasmassen sind, während die dritte Linie keinem bekannten irdischen Stoffe angehört. Ein solches Linienspektrum zeigen alle bis jetzt untersuchten planetarischen Nebel; ja, bei einigen glaubt man neben den hellen Linien noch Spuren eines kontinuierlichen Spektrums zu sehen, als ob sich im Inneren der Masse schon eine Verdichtung vollzogen habe.

Nach der Hypothese von Kant und Laplace über die Entstehung unseres Sonnensystems, welche augenblicklich allgemein als richtig anerkannt wird, waren die Sonne und die zu ihr gehörigen Planeten ursprünglich gasförmig und bildeten einen ungeheuren Ball, der weit über die Bahn des äußersten Planeten, des Neptun, hinausragte. Nehmen wir an, daß er sich auf die doppelte Entfernung erstreckte, so mußte er dem nächsten Fixsterne unter einem Durchmesser erscheinen, der dem fünfzehnten Teile des Monddurchmessers gleichkam, das heißt, er mußte eine leuchtende Scheibe bilden, die größer erschien als uns die meisten planetarischen Nebel. Aus diesem Gasball entstand durch allmähliche Zusammenziehung und Verdichtung im Laufe von Millionen Jahren die Sonne. Nichts hindert uns also, in den planetarischen Nebeln ähnliche Gasbälle zu vermuten, aus denen vielleicht einst Sonnen, das heißt Fixsterne hervorgehen werden. Jedenfalls müssen wir, wenn ein wirklich neuer Stern erscheint, zunächst annehmen, daß er sich ähnlich wie unsere Sonne durch Verdichtung kosmischer Materie gebildet habe, auch wenn an der Stelle, die er einnimmt, bisher kein Nebelfleck wahrgenommen wurde; bei der überaus geringen Lichtstärke dieser Gebilde ist es sehr leicht möglich, daß ein solches übersehen wird.

Sehen wir nun, ob bei den „neuen" Sternen eine solche Verdichtung von Nebelmassen anzunehmen ist. Die Zahl dieser Sterne ist gering und beträgt nur fünfundzwanzig, wobei zu erwähnen ist, daß wir von manchen nur aus Beobachtungen und Aufzeichnungen der Chinesen wissen. Zugleich sei darauf hingewiesen, daß man anfangs weit entfernt war, in diesen Sternen neuentstandene Welten zu sehen, wie man ja überhaupt vor der Zeit des Kopernikus die Erde als die eigentliche Welt betrachtete und sich nicht mit der Frage beschäftigte, ob außer unserem Wohnort auch andere Himmelskörper Sitze lebender Geschöpfe sein könnten. Bekämpfte doch Melanchthon das Kopernikanische System hauptsächlich aus dem Grunde, weil aus ihm die Existenz mehrerer Welten notwendig hervorgeht; ja, forderte er doch, die Obrigkeiten sollten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln eine so böse und gottlose Neuerung unterdrücken, welche die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt in die Reihe der Planeten versetze und dadurch ihr, wie auch dem Menschengeschlecht, einen untergeordneten Rang anweise.

In allen Berichten über neuerschienene Sterne wird gemeldet, daß das Gestirn in vollem Glanze aufgeleuchtet sei, ohne daß man ein allmähliches Anwachsen der Helligkeit gesehen habe; immer bewahrten die neuen Sterne ihren größten Glanz nur kurze Zeit, bisweilen nur einige Tage lang, um dann, oft unter Veränderung ihrer Farbe, zu erblassen und meistens vollständig zu verschwinden. Dieses plötzliche Auftauchen und Auslöschen deutet

auf einen anderen Vorgang als den geschilderten, wo die in einem planetarischen Nebel enthaltene Materie sich allmählich zusammenziehen und zu einem Kern verdichten soll, der schließlich in einen Stern übergeht. Nur ein einziger neuer Stern, der im Jahre 1885 aufleuchtete, schien auf den ersten Blick mit einem Nebelfleck in Verbindung zu stehen. Später werden wir sehen, wie die Astronomen dies Aufleuchten zu erklären suchen, wenden uns aber zunächst zu der Betrachtung einzelner Fälle, wobei wir uns nur auf die in Europa beobachteten neuen Sterne beschränken und die Aufzeichnungen der Chinesen und Araber übergehen.

* *
*

Die erste Erscheinung eines neuen Sternes ist, wie Plinius berichtet, von Hipparch beobachtet worden; dieser größte Astronom des Altertums, der von 160 bis 125 lebte, bemerkte an einer früher sternlosen Gegend des Himmels einen Stern und soll infolge dieser Beobachtung den Entschluß gefaßt haben, ein Verzeichnis der Sterne anzulegen, damit man später leichter entscheiden könne, ob sich ein neuer Stern gezeigt habe. Plinius berichtet nichts über das Jahr der Erscheinung oder über den Ort, den der Stern am Himmel einnahm; ja, es ist möglich, daß das Gestirn kein Fixstern, sondern ein schweifloser Komet war, da Plinius von seiner Bewegung spricht. Ein zweiter Stern erschien im Jahre 389 zur Zeit des Kaisers Honorius im Sternbilde des Adler und besaß so hellen Glanz, daß er der Venus an Helligkeit glich; Cuspinianus, der ihn selber sah, berichtet, daß er nur drei Wochen lang diesen Glanz bewahrt habe, dann aber spurlos verschwunden sei. Im Jahre 945 soll ein neuer Stern ganz nahe bei der Milchstraße zwischen den Sternbildern des Cepheus und der Kassiopeja erschienen und im Jahre 1264 ungefähr an derselben Stelle ein neues Gestirn aufgetaucht sein. Diese beiden Erscheinungen werden von dem Mönche Cyprianus Leovitius berichtet, welcher angiebt, er habe dieselben in einer alten Chronik verzeichnet gefunden, ohne Näheres hinzuzufügen. Wegen dieser ungenauen Angaben hat man die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes bisweilen in Zweifel gezogen.

Kein neu erschienenes Gestirn hat so sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen als der glänzende Stern, den Tycho de Brahe am 11. November 1572 zum erstenmal wahrnahm. Tycho schildert den Eindruck, den er empfing, folgendermaßen: „Als ich von meinen Reisen in Deutschland nach den dänischen Inseln zurückkehrte, verweilte ich in dem anmutig gelegenen ehemaligen Kloster Herritzwardt bei meinem Onkel Sten Bille und hatte die Gewohnheit, erst am Abend mein chemisches Laboratorium zu verlassen. Da ich nun im Freien nach gewohnter Weise den Blick auf das mir wohl bekannte Himmelsgewölbe richtete, sah ich mit nicht zu beschreibendem Erstaunen nahe dem Zenith in der Kassiopeja einen strahlenden Fixstern von nie gesehener Größe. In der Aufregung glaubte ich, meinen Sinnen nicht trauen zu können. Um mich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sei, und um das Zeugnis anderer einzusammeln, holte ich meine Arbeiter aus dem Laboratorium und befragte alle vorbeifahrenden Landleute, ob sie den plötzlich auflodernden Stern so sähen wie ich. Später habe ich erfahren, daß in Deutschland Fuhrleute und anderes gemeines Volk die Astronomen erst auf die große Erscheinung am Himmel aufmerksam machten, was dann, wie bei den nicht vorher angekündigten Kometen, die gewohnten Schmähungen auf die Gelehrten erneuerte. Den neuen Stern fand ich ohne Schweif, von keinem Nebel umgeben, allen anderen Fixsternen völlig gleich, nur noch stärker funkelnd als die Sterne erster Größe. Sein Lichtglanz übertraf den des Sirius und des Jupiter. Abstände von nahen Sternen der Kassiopeja, die ich im ganzen folgenden Jahre mit großer Sorgfalt maß, überzeugten

mich von seiner völligen Unbeweglichkeit. Bereits im Dezember 1572 fing die Lichtstärke an abzunehmen; der Stern wurde dem Jupiter gleich und war im Januar 1573 weniger hell als Jupiter. Fortgesetzte Schätzungen der Lichtstärke ergaben für Februar und März Gleichheit mit Sternen erster Größe, für April und Mai Lichtglanz von Sternen zweiter, für Juli und August dritter, für Oktober und November vierter Größe. Am Ende November war er nur noch ein Stern fünfter Größe; der Übergang zur sechsten Größe fand vom Dezember bis Februar 1574 statt. Im folgenden Monat verschwand der Stern spurlos, nachdem er siebzehn Monate lang geleuchtet hatte. Auch die Färbung des Sternes erlitt auffallende Veränderungen. Solange er den Glanz der Venus und des Jupiter hatte, war er zwei Monate lang weiß, dann ging seine Farbe in Gelb, später in Rot über. Im Frühling 1573 glich er dem Mars, später dem Aldebaran. Im Mai erschien er matt weiß und bewahrte diese Färbung ziemlich unverändert bis zu seinem Verschwinden. Als Stern fünfter Größe funkelte er unverhältnismäßig stark im Vergleich zu seiner Lichtschwäche."

Hätten die Astronomen in jener Zeit bereits das Fernrohr gekannt, so würden sie den Stern unzweifelhaft noch länger erblickt haben, ja es ist wahrscheinlich, daß derselbe überhaupt niemals erloschen ist. Tycho hat den Ort des Sternes so genau bestimmt, als es die damals noch unvollkommenen Instrumente zuließen, so daß wir noch heute mit ziemlicher Sicherheit die Stelle auffinden können, wo der neue Stern erschien. Nun hat d'Arrest fast genau an dieser Stelle einen sehr lichtschwachen Stern elfter Größe entdeckt, der nur durch ein starkes Fernrohr wahrgenommen werden kann; wahrscheinlich ist er mit dem Tychonischen Stern identisch.

Schon vierzehn Jahre nach dem Verschwinden dieses letzteren leuchtete wiederum ein Stern dritter Größe im Schwan auf, welcher nach mehrmaligem Wechsel seines Glanzes bis zur sechsten Größe hinabsank und in dieser Helligkeit noch heute gesehen wird. Weit höheren Glanz entfaltete ein am 10. Oktober 1604 zuerst von Brunowski im Schlangenträger gesehener und von Kepler genau beobachteter neuer Stern, welcher heller als alle Sterne erster Größe und selbst heller als Jupiter war, aber der Venus an Glanz nachstand. Seine Farbe war weiß und blieb so bis zu seinem Verschwinden. Seine Helligkeit nahm schon gegen das Ende des Oktober ab, doch konnte er noch in der Abenddämmerung gesehen werden, während Jupiter, welcher jetzt dicht neben ihm stand, unsichtbar blieb. Im Dezember hatte er die Helligkeit eines Sternes erster Größe, im August 1605 glich er nur noch einem Stern vierter Größe. Am 8. Oktober wurde er noch mit Mühe wahrgenommen, ist aber später nicht wieder gesehen worden. Auch in den Jahren 1612 und 1670 wurden neue Sterne beobachtet; sie verblichen bald und erloschen nach kurzer Sichtbarkeit gänzlich.

Die Ansichten der Zeitgenossen über die Ursachen, welche das Aufleuchten dieser Gestirne hervorriefen, waren verschieden. Manche wollten hier eine unmittelbare neue Schöpfung erblicken, welche diese Sterne aus dem Nichts hervorgerufen habe. Tycho war der Meinung, daß ein Teil der durch den Weltraum verbreiteten Materie sich plötzlich zusammengeballt und den neuen Stern gebildet habe; diese Ansicht stimmt zwar einigermaßen mit der erst zweihundert Jahre später von Kant ausgesprochenen Hypothese überein, nach welcher unser Sonnensystem und vermutlich alle Fixsterne sich aus Nebelmassen entwickelt haben, indessen mit dem Unterschiede, daß Tycho, wie es das plötzliche Aufleuchten erforderte, ein schnelles Zusammenballen annahm, während nach jener Hypothese die Verdichtung sich ungemein langsam vollzieht. Diese Ansicht Tychos, daß hier gewissermaßen eine neue Schöpfung stattgefunden habe, widersprach der damals noch geltenden scholastischen Lehre von

der Unveränderlichkeit des Himmels, nach welcher die Welt durch einen einzigen Akt in ganzer Vollkommenheit geschaffen sein sollte; in diesem Sinne gab der Jesuitenpater Riccioli, welcher im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Stellung unter den Gelehrten einnahm, die wunderliche Erklärung, daß es Sterne gäbe, die von Ewigkeit zur Hälfte leuchtend, zur anderen Hälfte dunkel seien. „Will Gott den Menschen ein besonderes Zeichen erscheinen lassen, so läßt er einen dieser Sterne sich plötzlich um seinen Mittelpunkt drehen, und durch ähnliche Drehung entzieht sich der Stern wieder unseren Augen entweder plötzlich oder allmählich.“ Bei dem Aufleuchten des Sternes von 1604 behaupteten die Anhänger dieser Lehre von der Unveränderlichkeit des Himmels, dieser Stern sei gar kein Himmelskörper, sondern nur eine Lufterscheinung, wie der Regenbogen oder die Nebensonne, gegen welche kühne Behauptung Galilei kräftig auftrat und in mehreren öffentlichen Vorträgen lehrte, daß hier ein neuer Weltkörper entstanden und wieder zu Grunde gegangen sei.

Hätte man zu der Zeit, als die Sterne von 1572 und 1604 erschienen, bereits veränderliche Sterne gekannt, so würde man wohl damals schon auf eine andere Erklärung für das Aufleuchten und Verschwinden der neuen Sterne verfallen sein. Allerdings hatte David Fabricius im Dezember 1596 einen Stern dritter Größe im Walfisch, den er im Oktober gesehen hatte, vergebens gesucht und Bayer denselben im Jahre 1603 wieder als einen Stern vierter Größe verzeichnet; allein erst im Jahre 1638 erkannte Holwarda, daß dieser Stern die merkwürdige Eigenschaft besitzt, seine Helligkeit zu verändern, weswegen er Mira (der Wunderbare) genannt wurde. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ermittelte Boullian, daß dieser Wechsel der Lichtstärke sich durchschnittlich in dreihundertdreiunddreißig Tagen vollzieht, und daß die größte Helligkeit verschieden ist, indem der Stern bisweilen nur bis zu der vierten Größenklasse anwächst, meistens aber zu der Zeit seines größten Glanzes die Sterne zweiter Größe an Helligkeit übertrifft. Alsbald stellte sich heraus, daß dieser Stern keineswegs allein diese merkwürdige Eigenschaft besitzt, sondern daß viele andere ebenso einem Wechsel der Lichtstärke unterworfen sind. Bei den meisten zeigt sich deutlich eine Periode, indem die Zu- und Abnahme jedesmal in derselben Zeit verläuft, während bei einigen, wie bei dem Veränderlichen im Schiffe Argo, sich bis jetzt eine solche Periode nicht hat ermitteln lassen. Es liegt nun nahe, die neu erschienenen Sterne für veränderliche anzusehen, deren Lichtwechsel sich in einer sehr langen Periode vollzieht. Da im Jahre 1604 das Fernrohr noch nicht erfunden war, so ist es wohl möglich, daß an den Stellen, wo die Sterne von 1572 und 1604 aufleuchteten, immer veränderliche Sterne gestanden haben, welche aber dem freien Auge unsichtbar waren; dieselben konnten bis zu dem hellen Glanze anwachsen, wie jener veränderliche Stern im Walfisch sich bis zur Unsichtbarkeit verdunkelt, dann aber seine Helligkeit bis zu der zweiten Größenklasse steigert. Ähnliches könnte von allen neu erschienenen Sternen gelten. Diese Ansicht hat namentlich im vorigen Jahrhundert vielen Anklang gefunden, ja Goodricke sprach die Vermutung aus, daß der Tychonische Stern eine Periode von dreihundertundzehn bis dreihundertundzwanzig Jahren besitze. Wenn die von Leovitius berichtete Erscheinung neuer Sterne zwischen Kassiopeja und Cepheus in den Jahren 945 und 1264 wirklich stattgefunden hat, so besitzt diese Vermutung einige Wahrscheinlichkeit. Freilich sind die Zwischenräume zwischen den drei Erscheinungen nicht gleich, sondern betragen dreihundertundacht und dreihundertundeinundzwanzig Jahre, indessen zeigen sich bei anderen veränderlichen Sternen von kurzer Periode verhältnismäßig ebenso starke Unregelmäßigkeiten. Erinnern wir uns, daß d'Arrest an der Stelle, die

Tycho für den nach ihm benannten Stern bestimmte, einen Stern elfter Größe gefunden hat, so können wir in diesem den Tychonischen Stern vermuten und vielleicht erwarten, daß dieser Veränderliche mit sehr langer Periode in den nächsten zehn Jahren wieder zu ungewöhnlichem Glanz anwachsen wird.

Gegen diese Annahme, daß die neuen Sterne nichts anderes sind als veränderliche mit sehr langer Periode des Lichtwechsels, muß allerdings der Einwand erhoben werden, daß sie plötzlich in vollem Glanze aufleuchten; wenn auch einzelne vielleicht langsam an Helligkeit zugenommen haben, bevor man sie bemerkte, so ist es doch sicher, daß die so überaus glänzenden Sterne von 1572 und 1604 ein solches allmähliches Anwachsen nicht gezeigt haben, sondern plötzlich aufgelodert sind. Indessen ist noch ein ähnliches Beispiel von jähem Lichtwechsel bekannt; der veränderliche Stern Algol im Perseus glänzt zweiundeinenhalben Tag lang in ungeschwächtem Licht als ein Stern zweiter Größe und sinkt dann rasch bis zur vierten Größe hinab, um ebenso schnell bis zu seinem gewöhnlichen Glanze anzuwachsen, so daß die ganze Veränderung sich etwa in acht Stunden vollzieht. Wenn dieser Stern mit der kurzen Periode von achtundsechzig Stunden für eine geringe Zeit plötzlich an Glanz verliert, so mag bei anderen veränderlichen Sternen mit sehr langer Periode das Umgekehrte stattfinden und die Helligkeit für eine Zeit, die im Verhältnis zu der Länge der Periode sehr kurz ist, sich erheblich steigern. Sehen wir nun, welche neuen Sterne seit der erwähnten Erscheinung von 1670 aufgetaucht sind und was die Beobachtungen derselben ergeben haben.

Obwohl die Astronomen seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts im Besitze des Fernrohres und daher im stande waren, auch minder helle Sterne zu beobachten, so vergingen doch nach 1670 fast zwei Jahrhunderte, bevor ein neuer Stern wahrgenommen wurde, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß manche neue Sterne, die nur sehr geringe Helligkeit besaßen, nicht gesehen worden sind. Im Jahre 1848 entdeckte Hind im Schlangenträger einen gelblich weißen Stern vierter Größe, welcher rasch an Licht abnahm, 1855 noch als ein Stern zehnter Größe gesehen wurde, jetzt aber nicht mehr aufzufinden ist. Noch lichtschwächer war der von Auwers 1860 entdeckte neue Stern, welcher rasch von der siebenten bis zur zehnten Größe hinabsank und dann bald verschwand. Ganz anders stellte sich der Stern dar, welcher am 12. Mai 1866 in der Krone plötzlich aufloderte. Am Abend dieses Tages hatte Schmidt in Athen jenes Sternbild genau durchmustert, ohne einen ihm unbekannten Stern fünfter bis sechster Größe zu sehen; am folgenden Tage wurde er auf das höchste überrascht durch den Anblick eines glänzenden Sternes zweiter Größe, welcher bei der ersten Beobachtung nicht geleuchtet hatte. Wie sich später herausstellte, hatte Birmingham in Tuam diesen glänzenden Stern schon am 12. Mai und zwar nur zwei Stunden nach jener Durchmusterung der Krone durch Schmidt gesehen, so daß hier ein jähes Auflodern stattgefunden hatte. Bei genauerer Untersuchung fand man, daß hier kein neues Gestirn erschienen war, sondern daß ein längst bekannter Stern neunter Größe plötzlich so gewaltig an Helligkeit zugenommen hatte. Der gelblich weiße Stern nahm rasch an Glanz ab, glich am 14. noch einem Stern dritter und am 19. nur noch einem sechster Größe; am 19. Juli war er bis zu seiner gewöhnlichen Helligkeit herabgesunken und gehört seitdem wieder der neunten Größenklasse an. Von besonderem Interesse ist es, daß hier zum erstenmal das Spektroskop zur Beobachtung eines neuen Sternes verwendet wurde, so daß man einigen Aufschluß über die Natur der leuchtenden Stoffe erhielt. Huggins fand zwei übereinander gelagerte Spektra, die das Vorhandensein zweier Lichtquellen verrieten; das eine war kontinuierlich, zeigte dunkle Linien und glich somit dem Spek-

trum unserer Sonne. Auf diesem Hintergrunde zeichneten sich vier helle Linien ab, welche das zweite Spektrum bildeten und anzeigten, daß der eigentliche Kern von leuchtenden Gasen umgeben war; den Hauptbestandteil dieser letzteren bildete Wasserstoff, wie sich aus der Lage der Linien ergab. Nach Huggins' Ansicht hat auf dem Stern eine ungeheure Entwickelung dieses brennbaren Gases stattgefunden, welches den Kern eine Zeit lang mit einem Flammenmeer einhüllte und ihn so stark erhitzte, daß er weit heller leuchtete als gewöhnlich. Wir wissen, daß auch auf der Sonne bisweilen ähnliche Ausbrüche von Wasserstoff, wenn auch in weit geringerem Maße stattfinden. Die sogenannten Protuberanzen, welche zuerst bei totalen Sonnenfinsternissen als rotglühende Wolken um den Rand der völlig schwarzen Mondscheibe gesehen wurden, jetzt aber bei genügenden Vorkehrungen auch ohne eine Verfinsterung der Sonne beobachtet werden können, bestehen ebenfalls aus Wasserstoff, welcher in ungeheuren Säulen von mehreren Tausend Meilen Höhe aus der leuchtenden Kugel hervorbricht. Seitdem der Stern wieder bis zu seiner gewöhnlichen Helligkeit herabgesunken ist, besitzt er ein kontinuierliches Spektrum.

Diesem Stern ganz ähnlich war ein anderer neuer Stern im Schwan, welcher am 24. September 1876 zuerst von Schmidt beobachtet wurde. Er hatte goldgelbes Licht, war dritter Größe, nahm aber bald an Helligkeit ab und entschwand dem freien Auge nach einundzwanzig Tagen. Sein Spektrum war ebenfalls von hellen Linien durchsetzt, welche neben Wasserstoff Dämpfe der Metalle Magnesium und Natrium anzeigten; jetzt sind die Linien dieser Stoffe verschwunden und das Spektrum zeigt nur noch eine helle grüne Linie, welche den Nebelflecken zukommt.

In einem bemerkenswerten Gegensatz zu diesen beiden Sternen steht ein im Jahre 1885 in dem Nebelfleck der Andromeda erschienener neuer Stern. Dieser große, dem freien Auge sichtbare Nebel hat die Form einer Ellipse, deren Achsen fünf und zwei Vollmondsbreiten betragen, so daß er eine beträchtliche Fläche bedeckt. In der Mitte erscheint er verdichtet und leuchtet hier heller als an den Rändern. In sehr kräftigen Instrumenten löst er sich zu einer sehr großen Zahl kleiner Sterne auf bis auf den mittleren helleren Teil, welcher fast denselben Anblick gewährt wie der ganze Nebel in schwächeren Fernrohren. Indessen ist wahrscheinlich auch dieser Kern keine eigentliche Nebelmasse, sondern besteht vermutlich aus dicht gedrängten Sternen, weil er nicht ein Linien-, sondern ein kontinuierliches Spektrum besitzt. Am 17. August 1885 nun erblickte Gully in Rouen in dem Centrum einen Stern, welcher sich scharf von dem matt leuchtenden Nebel abhob; die Farbe war gelblich, die Helligkeit entsprach der sechsten Größenklasse. Noch am Abend des 16. August hatten Wolf und Engelmann in dem Nebel nichts Auffallendes wahrgenommen, so daß der Stern plötzlich erschienen war. Es entstand nun zunächst die Vermutung, daß hier eine rasche Verdichtung von Nebelmaterie stattgefunden habe, indem der Kern des Nebelflecks, der früher ein ziemlich helles Licht besaß, sich nicht erkennen ließ; allein bald stellte sich die Irrigkeit dieser Vermutung heraus. Wie fast alle neu erschienenen Sterne nahm auch dieser sehr bald an Helligkeit ab und gehörte am 19. Oktober nur noch der zwölften Größenklasse an. Je mehr das Licht schwand, um so deutlicher trat der Kern des Nebels in seinen Umrissen hervor, und es war klar, daß nur der weit hellere Glanz des Sternes ihn bisher verdunkelt hatte. Abweichend von den vorhin besprochenen Sternen in der Krone und im Schwan besaß dieser ein kontinuierliches Spektrum ohne helle Linien, so daß sein erhöhter Glanz nicht dem Ausbruch glühender Gase zugeschrieben werden kann. In den genauen Verzeichnissen und Karten, welche von dem centralen Teil des Andromedanebels ent-

worfen sind und welche bis zu Sternen vierzehnter Größe hinabgehen, ist kein Stern an dem Orte angegeben, welchen der neue einnimmt, so daß derselbe bei Anfertigung dieser Karten (die von Trouvelot ist aus dem Jahre 1874) jedenfalls noch nicht den Glanz eines Sternes vierzehnter Größe besaß.

Ein ähnliches Spektrum zeigt der neue Stern sechster Größe, welcher am 18. Dezember 1885 im Sternbilde des Orion auf der Privat-Sternwarte des Lord Crawfurd zu Dun-Echt in Schottland entdeckt wurde; dasselbe besteht nicht aus hellen Linien, sondern ist kontinuierlich und enthält auf dem hellen Hintergrunde eine Reihe von dunklen Banden, woraus folgt, daß auch das Aufleuchten dieses Sternes nicht durch den Ausbruch glühender Gasmassen hervorgebracht sein kann. Das Spektrum gleicht auffallend dem des „Wunderbaren“ im Walfisch, und vielleicht handelt es sich hier um einen veränderlichen Stern, der bisher nicht als solcher erkannt ist. Es mag noch viele veränderliche Sterne geben, die nicht als solche gelten, namentlich unter den lichtschwachen teleskopischen Sternen, welche nach vielen Tausenden zählen; ebenso mögen oft genug derartige Sterne vorübergehend an Glanz zunehmen, ohne daß dies Anwachsen der Helligkeit bemerkt und das Aufleuchten eines „neuen“ Sternes gemeldet wird. Wenn ein solcher erscheint, so hat, wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, keineswegs eine neue Schöpfung stattgefunden, sondern wir haben es entweder mit einem veränderlichen zu thun, der sein Licht in langer Periode wechselt, oder es hat sich vor unseren Augen eine gewaltige Katastrophe auf einem viele Billionen Meilen entfernten Himmelskörper vollzogen. Auf den veränderlichen Sternen in der Krone und im Schwan fand vielleicht gewissermaßen ein Weltbrand statt, indem ungeheure Massen glühenden Wasserstoffs dem Kern des Gestirns entströmten und denselben bis zu heller Glut erhitzten. Dagegen muß das Aufleuchten der Sterne in der Andromeda und dem Orion auf einer anderen Ursache beruhen, ja es ist sehr wohl möglich, daß dieselbe Ursache das Erscheinen aller neuen Sterne hervorruft; es ist dies der Stoß einer gewaltigen Masse, welche auf das Gestirn herabstürzte. Bei jedem Zusammenstoß bewegter Körper wird ein Teil der Bewegung in Wärme umgesetzt, und zwar ist diese Wärmemenge um so beträchtlicher, je größer die Massen sind und je geschwinder sie sich bewegen. Nun verharren die Fixsterne keineswegs an ihrer Stelle, wie gewöhnlich geglaubt wird, sondern bewegen sich auf Bahnen, die noch wenig bekannt sind, durch den Weltraum. Wegen ihrer so sehr großen Entfernung, die nach Billionen Meilen zählt, verändern sie für uns den Ort am Himmel nur äußerst langsam, so daß sie unbeweglich erscheinen. Treffen nun zwei Gestirne aufeinander, so muß sich infolge eines solchen Stoßes die Temperatur und damit die Leuchtkraft in gewaltigem Maße steigern, ja es müßte selbst ein dunkler Körper wieder aufleuchten, da die erzeugte Wärme ausreichen würde, ihn bis zum Glühen zu erhitzen. Indessen muß daran erinnert werden, daß diese Katastrophe sich nicht zu der Zeit abgespielt hat, wo sie sich uns durch das Auflodern des Sternes verriet. Die Entfernung der Fixsterne ist so ungeheuer, daß das Licht, welches doch in einer Sekunde 42000 Meilen zurücklegt, fast vier Jahre gebraucht, um von dem nächsten Stern zu uns zu gelangen; von dem Sirius kommt der Lichtstrahl erst in sechzehn, von dem Polarstern erst in zweiundvierzig Jahren zur Erde. Wir können mit Sicherheit annehmen, daß ein Stern neunter Größe, wie der in der Krone auflodernde Stern, so weit von uns entfernt ist, daß das Licht erst in mehreren Tausend Jahren zu uns gelangt, und müssen daher den Zeitpunkt, wo jene Katastrophe stattfand, um ebensoviele Jahre zurückverlegen.



Der Handwerksbursche.

Eine Silhouette

von

Adolf Schmitthenner.

Er war nicht mit dem Trupp ins Städtlein gezogen, der unter dem Lindenbaum vor dem Thore Beratung gehalten und die Gassen unter sich verteilt hatte, sondern allein kam er die Landstraße her. Die sich ihm unterwegs zugesellten, ließen ihn bald wieder dahinten, denn er war kein lustiger Kumpan und ging langsamer, als wegfrohe Burschen es vertragen können. Als er endlich am ersten Hause anpochte, rief das öffnende Mägdlein in die Küche: „Mutter, das ist der fünfte heute, unser Bettelschächtelein ist leer!“

Ähnlich ging's ihm überall, denn die anderen hatten einzeln oder zu zweien alle Gassen durchgefochten, und war eine Sektion mit ihrem Bezirke fertig, so bettelte sie noch ein wenig in den Nachbarbezirk hinein. Als unser Handwerksbursche in das enge Gäßlein schlüpfte, in dem der „Goldene Knopf“ lag, die billigste Nachtherberge, hatte er zwar die Taschen voll Brot, aber außerdem nur ein paar Kupfermünzen. Es war schon dunkel, als er zum niederen Fenster hineinschaute. Das Zimmer war voll Kollegen von ihm. Einige spielten Karten, andere zählten ihre Barschaft, andere flickten ihre Wämser, ein paar zechten und huben gerade ein lustiges Lied an. Der Handwerksbursche hatte genug gesehen. Er war heute kein Mann für diese Gesellschaft. Er fühlte sich unwohl.

Er suchte die Polizeiwache auf und bat um Obdach. Der ältere der beiden Ortsdiener sah ihn prüfend an. Die roten Haare gefielen ihm nicht; auch hatte der Mann etwas Wechselndes in seinem Gesicht und etwas Sonderbares in seiner Sprache, so daß der Stadtwächter auf den Gedanken kam, es möge das der Italiener sein, auf den wegen eines Mordes gefahndet wurde. Er winkte seinem jüngeren Genossen, den Ausgang zu besetzen, und frug nach dem Passe. Der Paß wies freilich eher nach dem Norden als nach dem Süden. Obgleich er in fremder Sprache geschrieben, gelang es

doch dem geübten Auge des Inspizierenden, das Wichtigste zu ermitteln. Der Handwerksbursche hieß Olaf Hansen, war aus Kopenhagen gebürtig, lutherischen Glaubens und der Sohn einer Christierna Hansen. Auf einem von der Polizei zu Kiel ausgestellten Papier stand, daß besagter Olaf Hansen, Kürschnergeselle, über Hannover und Frankfurt in die Schweiz reisen wolle. Der Verdacht des Beamten war nicht völlig geschwunden; besonders die brennend roten Haare schienen ihm ein bedenkliches Indicium. Doch beschloß er, dem Herrn Amtsrichter erst am folgenden Tage seine Vermutung mitzuteilen und einstweilen den Gesellen aufzuheben. Er gab seinem Genossen den Befehl, den Säbel umzuschnallen und den Burschen ins städtische Arrestlokal abzuführen. Der Befehl, den Säbel umzuschnallen, bezweckte nicht etwa die ordonnanzmäßige Ausrüstung des allerdings etwas vergeßlichen Dienstgenossen, auch nicht die Einschüchterung des Delinquenten, sondern es hatte damit eine besondere Bewandtnis. Das Arrestlokal war nämlich zugleich städtische Gaststube, das Schlafgemach für diejenigen, welche die Stadt umsonst beherbergte. Da nun niemand anders da war, der den Gästen der Stadt die Honneurs machen konnte, als der zweite Polizeidiener, und da derselbe Mann zugleich die Spitzbuben eskortierte, so sann der Rat auf ein Erkennungszeichen, an dem man die nach ihrem Schlafgemach begleiteten Gäste von den nach ihrem Gefängnis abgeführten Spitzbuben unterscheiden konnte, und ein heller Kopf kam auf den Gedanken, daß der Stadtdiener das eine Mal mit dem Säbel bewaffnet hinter dem Delinquenten einherschreiten, das andere Mal in zwangloser Weise neben dem Gaste oder ihm voraus wandeln solle, mit keinem weiteren Zeichen obrigkeitlicher Gewalt als mit dem messingbeknopften Stocke, der ursprünglich für die Hosen der Gassenbuben bestimmt war. Diesmal war der Säbel am Platze. Aber noch ehe ihn der Untergebene vom Schranke heruntergeholt hatte, war der Bursche an der Thür zusammengebrochen. Er war vornüber gefallen wie die Klinge eines Taschenmessers, das man zuknickt. Mühsam raffte er sich wieder auf, stand zitternd an der Thür und bat, man möge ihn ein wenig auf der Pritsche ruhen lassen, er könne jetzt noch nicht gehen, er fühle sich unwohl. „Der Kerl scheint betrunken,“ brummt der Wachtmann, springt aber hilfreich bei, als der Bursche zum zweitenmal umzusinken droht, und hilft ihm auf die Pritsche. Dann befiehlt er dem Unterbeamten, er solle an dem Menschen riechen, ob er Schnaps getrunken habe. Jener thut's zwar, aber fügt bei, er könne nichts sagen, da er zufällig selber gerade vorhin einen Schnaps getrunken habe. Bei unserem Dienstführenden scheint derselbe Zufall obzuwalten, denn er schaut sich ratlos um. Da fällt ihm der bucklige Gehilfe auf der Ratsschreiberei ein, der gehört zu den Pietisten und diese trinken keinen Schnaps. Er schickt sein Faktotum auf die Ratsstube und läßt dem Gehilfen sagen, er möge doch ein wenig herüberkommen und an einem Handwerksburschen riechen, ob er Schnaps getrunken habe. Der Bucklige kommt, thut das Verlangte und sagt, er rieche nichts. „Der Mann scheint mir krank zu sein,“ fügt er hinzu, „man sollte ihn ins Spital schaffen.“ Mit weitgeöffneten Augen liegt der Bursche auf der Pritsche. Diese Augen haben die Nasen nicht gesehen, die sich in sein Gesicht streckten; sie schauen in weite, weite Ferne; auch sie kennen eine Stätte, wo das Herz daheim ist.

Unterdessen hat sich der Wachtmann in das Feuilleton des Wochenblattes vertieft, sein Untergebener ißt daheim zu Nacht. Als er wiederkommt, ist der alte Polizist über die Liebesgeschichte zwischen dem Baron und der Gouvernante so gerührt, daß er darüber seinen Italiener völlig vergessen hat.

„Jetzt müssen wir den Kerl dort fortschaffen!“ ruft ihm sein Kollege zu. Vereint rütteln sie den Handwerksburschen aus seiner Betäubung und stellen ihn auf

die Füße. Er kann wirklich stehen; bei jedem Versuch aber, einen Schritt zu machen, kommt er ins Schwanken.

„Ich meine auch," sagt jetzt der jüngere Stadtdiener, „man sollte ihn ins Spital bringen."

„Meinetwegen," brummt der andere, „aber in die feste Stube; sage dem Spittelmeister, es sei ein Verdächtiger!"

Es war gut, daß es finster war, als der Polizeidiener den Handwerksburschen über die Straße führte, denn sonst wären die Bürger des Städtchens über Natur und Wesen des Fremdlings in schwere Zweifel gefallen. Der Säbel war da, und dies deutete auf einen Spitzbuben; dagegen schritt der Stadtknecht nicht hinter dem Burschen einher, sondern neben ihm, dies deutete auf einen gewöhnlichen Schlafkunden; doch geschah dies wieder nicht in zwangloser Weise, sondern der Geleitsmann griff seinem Befohlenen hier und da energisch unter die Arme und schien ihn förmlich zu schleppen — dies paßte wieder mehr für einen Spitzbuben. Als das Spital erreicht war, lehnte der Polizist den Handwerksburschen an die Mauer und zog die Glocke. Der Spittelmeister öffnete selber die Thür. Er wollte gerade noch einmal überall nach dem Rechten sehen und sich dann zu Bett legen. Darum schlug seine gute Laune plötzlich um, sobald die Klingel ertönte, und wurde gar übel, als er den Stadtdiener mit dem Fremden erblickte.

„Wen bringt Ihr da?" frug er.

„Einen Mordverdächtigen!" rief ihm der Polizist halblaut entgegen. (Es sollte geflüstert sein.) „Bringt ihn in die feste Stube!"

Damit setzte der Sprechende dem Handwerksburschen den Hut auf, welcher ihm heruntergefallen war, als er, durch die Thür geschoben, an die unterste Stufe der Treppe anstieß, und verließ kurzen Grußes das Haus. Der Spittelmeister hielt dem Gaste die Laterne ins Gesicht und erkannte auf den ersten Blick einen Fieberkranken. Er faßte ihn kräftig unter den Arm und führte ihn, nicht die Treppe hinauf, sondern an derselben vorbei durch einen schmalen Gang, dann mit einer Wendung einige Stufen hinab, wie wenn es in den Keller ginge, hierauf in einen neuen Gang, länger als der erste und in der Richtung der Hausfront — endlich war die feste Stube erreicht. Die feste Stube war ein kleines Gelaß hinten hinaus in den Kanal. Die beiden Fenster waren mit dicken Eisengittern versehen, die Thür mit einem schweren, umständlichen Schloß. Beides erinnerte an eine Gefängniszelle. Die feste Stube war für gefährliche Kranke bestimmt, für Verbrecher oder Wahnsinnige. Zuletzt hatte man den Schnapsphilipp hineingesperrt. Er hatte das Delirium bekommen und wollte die Kinder seiner Schwester, bei der er wohnte, umbringen. Von drei starken Männern wurde er überwältigt, an Händen und Füßen gebunden und auf einem Karren ins Spital geführt. In der festen Stube ist er darauf eines greulichen Todes gestorben. Man erzählte sich im Städtlein, der Branntwein habe sich inwendig in seinem Leibe entzündet, aus Mund und Nase hätten die blauen Flammen herausgeschlagen, so sei der Arme unter schrecklichem Gebrüll lebendig verbrannt. Das war gestern nacht geschehen. In diese Stube wurde unser Handwerksbursche geführt. Vom Schnapsphilipp her war noch alles für einen Gast gerichtet. Nur das Bett mußte teilweise erneuert werden, da der Deliriumkranke Kopfkissen und Leintuch zerrissen hatte. Der Spittelmeister zog den Handwerksburschen, der auf der Schwelle zusammengesunken war, bis aufs Hemde aus, legte ihn zu Bett, schloß die Thür ab und ging zur Ruhe.

Bald nach Mitternacht wurde er von seiner Tochter geweckt. Ihr Zimmer ging hinten hinaus, und da vor einem halben Jahre ihr Schatz beim Eisbrechen ertrunken war, konnte sie des Nachts lange nicht einschlafen. Sie klopfte ihrem Vater und rief ihm in die Schlafstube, der Mensch unten müsse sehr krank sein, er lache, weine und singe durcheinander.

„Er wird heute nacht nicht gerade sterben,“ rief ihr der Spittelmeister zu, „morgen früh kommt der Herr Amtsarzt doch; es wird noch so lange Zeit haben.“

Der Vater hat recht, dachte die Tochter und ging wieder in ihr Zimmer. Als sie die Thür aufmachte, klang's ihr vom offenen Fenster her leise und schaurig entgegen. Sie beugte sich in die Nacht hinaus und lauschte. Es waren Worte einer Sprache, die sie nicht verstand. Aber die Weise, in der sie gingen, war verständlich. Das war so traurig und heimwehschwer, daß sie an ihren toten Schatz drunten in der kalten Flut denken mußte. Aber bald weilte ihr Sinnen wieder bei dem Kranken. Er hatte aufgehört zu singen; eine Weile war es still; dann begann ein leises Zischeln und Murmeln, zwischen hinein helles Gelächter oder hastige Worte, so daß es dem Mädchen bange wurde. Wenn der arme Mensch nur schwitzen könnte, dachte sie, und sogleich folgte diesem Gedanken der andere: ich will ihm Thee kochen. Nach einer Viertelstunde kam sie aus der Küche mit einem großen Topfe dampfenden Fliederthees zur Stube herein. Sie wollte erst noch einmal horchen, ehe sie hinunterging. Der Kranke sang dieselbe Weise wie vorhin, nur viel leiser und weicher; zuletzt flüsterte er nur noch. Da gingen dem Mädchen die Augen über. Mit dem Rücken der Hand wischte sie die Thränen ab, lief noch einmal in die Küche und holte aus dem Schranke ein viertes Stück Zucker, das sie in den Topf warf, um ihren Thee recht süß zu machen. Das that sie aus Mitleiden. Und dann lief sie hinab, an der Totenkammer vorbei, wo der Schnapsphilipp lag, aber es graute ihr nicht. Bevor sie den Riegel der festen Stube zurückschob, lauschte sie. Sie vernahm keinen Laut als das Rauschen des Kanals. Als sie auf die Klinke gedrückt, lauschte sie noch einmal; dann öffnete sie beherzt. Der Schein ihrer Laterne fiel hell auf das Lager. Der Handwerksbursche hatte sich gegen die Wand gekehrt und schien zu schlafen. Das Mädchen sah von ihm nichts als einen Schopf roter Haare. Als sie das so recht anschaute, wallte ihr das Herz über. Sie stellte den Topf auf den Boden und preßte beide Hände auf die Brust. Es war ihr, als sehe sie ihren toten Schatz. Er hatte auch rote Haare gehabt, und gerade so lag er, nachdem sie ihn am dritten Tage aus dem Wasser gezogen, auf dem Bette seiner Eltern. Sie hatten ihn auch gegen die Wand gekehrt, damit sie sein blaues Gesicht nicht sehen solle. — Das starke Mädchen hatte sich gefaßt. Sie raffte den Topf vom Boden und sagte: „Ich habe Euch hier Thee gebracht!“ Keine Antwort folgte. Sie wiederholte die Worte, leiser, und doch wollte sie lauter. Der Kranke schien fest eingeschlafen. Er regte sich nicht. Es war ihr lieber so. Sie fürchtete, wenn er den Kopf hebe, in das blaue Totengesicht ihres Schatzes zu schauen. Rasch legte sie das Deckbett, das der Kranke auf den Boden geworfen, auf den Teppich, der ihn verhüllte, schob den einzigen Stuhl ans Bett, stellte ihren Topf darauf und schlich zur Thür hinaus. Noch lange horchte sie droben am Fenster, und als der Mond aufging und gerade zwischen die beiden Mauern in den Kanal hineinschaute, so daß, wo vorhin unbekanntes Grauen in der Finsternis verborgen schien, sich die bekannten Bilder des Tages zeigten, da schloß sie mit einem herzlichen Gebet das Fenster, legte sich stille zu Bett, und im Nu war sie eingeschlafen.

In aller Frühe machte sich der Spitalvater auf die Beine, nach seinem Patienten zu schauen. Er fand diesen noch in der Lage, die gestern nacht seine Tochter so sehr an ihren toten Schatz erinnert hatte. „Guten Morgen!“ rief er, aber bekam keine Antwort. Er rüttelte den Schläfer an der Schulter, zuerst leise, dann stärker. Dieser erwachte nicht. Darauf wandte er ihn um, so daß er auf den Rücken zu liegen kam, und sofort ging ihm ein Licht auf. Dies blaublasse, geschwollene Gesicht mit den gebrochenen Augen war das Antlitz eines Toten. Der

Spittelmeister fühlte an. Die Stirn war kalt, der Puls stand still. Der Fremde war in der Nacht gestorben.

„Das trifft sich geschickt," sagte der Untersuchende vor sich hin. „Heute morgen fährt ja doch der Knecht mit dem Schnapsphilipp nach Freiburg auf die Anatomie; da kann er den da auch gleich mitnehmen." Die Leichen wurden nämlich gut bezahlt, und der Betrag fiel in den Spitalfonds. Dem Spittelmeister aber als einem tüchtigen Manne lag das Gedeihen der Anstalt, in der er wirkte, am Herzen. Sorgfältig schloß er die Thür wieder zu, und es war doch keine Gefahr mehr vorhanden, daß der Mordverdächtige ausbreche. Er meldete persönlich den Todesfall auf dem Standesamte an. Nach einer Stunde kam der Leichenprokurator. Inzwischen hatte der Amtsarzt den durch einen Gehirnschlag erfolgten Tod konstatiert. Der Prokurator nahm die hinterlassenen Habseligkeiten auf. An Barschaft fanden sich siebzehn Pfennig vor. Sonst enthielten die Taschen noch mehrere Stücke alten Brotes. Hosen und Rock waren sehr defekt, desgleichen die Stiefel. Strümpfe und Weste waren nicht vorhanden. Dagegen hatte der Tote noch ein Hemd an, aber auch dieses stellte sich bei näherer Besichtigung als schadhaft heraus.

„Für alles miteinander giebt der Trödler nicht mehr als vier Mark," meinte der Prokurator. „Für diesen Bettel kann der Leichnam von der Stadt kein Begräbnis verlangen, besonders da er ortsfremd ist."

Der geschäftskundige Mann hatte recht; das hätte der Leichnam selber, wenn er die städtische Beerdigungsordnung hätte studieren können, zugeben müssen. Denn nach derselben wurden nur Einheimische umsonst begraben. Die nächst niedere Klasse der Beerdigung erforderte vierundzwanzig Mark, und dabei gingen noch Pfarrer und Küster leer aus.

Während so der Prokurator überschlug, war der Spittelmeister zu ihm getreten.

„Das giebt etwas für die Studenten!" sagte jener. „Ich will Euch gleich einen Sack schicken und ihn einnähen lassen."

Bald nachdem der Prokurator weggegangen, kamen seine Untergebenen, die Leichenmänner. Des Spittelmeisters Tochter wollte gerade die Treppe hinunter, um den armen Menschen, dem sie in der Nacht Fliederthee gekocht, noch einmal zu sehen. Aber als sie die Leichenmänner zur Hausthür hereinkommen sah, kehrte sie wieder um. Das waren die einzigen Menschen in der Welt, vor denen sie sich fürchtete; nicht vor ihrem Aussehen — das war zwar traurig genug mit den abgeschossenen schwarzen Mänteln und den zerdrückten schäbigen Cylinderhüten, aber es war doch nicht schrecklich; auch nicht vor ihrem Geschäfte — es ist zwar eins, an das man nicht gern denkt, aber immerhin ist es auch notwendig in der Welt. Sie fürchtete sich vielmehr vor ihren Händen. Sobald sie einen Leichenmann erblickte, mußte sie ihm auf die Hände sehen, und dann überkam sie ein Grauen. Das hatte seinen besonderen Grund. Als man aus Versehen die Thür offen gelassen, hatte sie zugeschaut, wie die Leichenmänner mit ihrem Schatze wirtschafteten. Seit dieser Zeit fürchtete sie sich vor den Händen, die mit toten Menschen ebenso umgingen wie die Hände des Schneiders mit einem Rock.

Kaum war sie wieder oben in der Wohnstube, so rief es von unten: „Spittelmeister!"

Da ihr Vater gerade im Stall war, um nach dem Planwagen zu sehen, welcher die beiden Leichen nach Freiburg führen sollte, ging sie halbwegs hinunter und frug von der Treppe, was verlangt werde.

„Kommt rasch herunter, Jungfer, wir haben da etwas gefunden!"

Widerstrebend folgte sie dem Rufe. Als sie in den Gang einbog, welcher zur festen Stube führte, gewahrte sie, wie einer der Leichenmänner aus der Thürspalte seinen schwarzbekleideten Arm herausstreckte. Es graute ihr, nach der Hand zu schauen, aber ihr halber Blick hatte

doch schon bemerkt, daß sie etwas Rotes hielt.

„Da, dies hat er unter dem Hemd auf der Brust getragen," rief der Mann heraus.

Das Mädchen überwand sich und schaute hin. Es war eine Korallenkette, so fein und schön, wie sie noch nichts gesehen. Sie nahm die Schürze in die Hand und griff danach.

„Ich will's dem Vater bringen," sagte sie, und im Gehen wandte sie sich noch einmal um: „Der Tote kommt nicht auf die Anatomie, er wird ehrlich begraben, dies Ding da ist wertvoll, ruft euren Meister!"

Es geschah, wie sie gesagt hatte. Bald erschien der Prokurator zum zweitenmal und gab neue Anordnungen. Der Sack, in welchen der Leichnam eingenäht werden sollte, wurde fortgetragen. An dessen Stelle kam bald ein ordentlicher Sarg. Der Kirchendiener wurde benachrichtigt und nach Besprechung mit dem Pfarrer die Begräbniszeit festgesetzt. Der Leiche sollte die niederste Klasse der Beerdigung für Ortsfremde zu teil werden. Die Habseligkeiten mit der Kette behielt die Stadt als Pfand zurück, um sie entweder nach Erstattung der Kosten den Angehörigen des Verstorbenen auszufolgern oder aber, wenn in der Heimatsgemeinde keine Angehörigen aufgefunden werden oder die Aufgefundenen sich ihres Verwandten nicht annehmen, Kleider und Kette zu veräußern und den erhaltenen Betrag nach Abzug der Kosten zum Spitalfonds zu schlagen. Ein Trödler hatte erklärt, für die Kette sofort fünfundzwanzig Mark zu geben; so war die Stadtgemeinde sicher gestellt.

Während die verschiedenen Gänge gemacht wurden, um all dies zu ordnen, war des Spittelmeisters Tochter mit der roten Kette hinüber ins Pfarrhaus gesprungen. Seit dem Tode ihres Schatzes suchte und fand sie dort Zuspruch. Diesmal bezweckte ihr Besuch ein Zwiefaches. Sie wollte zunächst den Pfarrer als Beistand gewinnen, daß der arme Mensch nicht auf die Anatomie käme. Ja, wenn er noch allein hätte fahren dürfen! Aber daß einer, der rote Haare hatte wie ihr toter Schatz, mit dem Schnapsphilipp auf einem Wagen liegen sollte, das schnitt ihr durchs Herz. Außerdem aber plagte sie auch ein wenig die Neugierde, denn auf dem goldenen Schloß der Kette standen Worte einer Sprache, die sie nicht verstand.

Aus der verwirrten Erzählung des Küsters, der seinen Bericht mit der schmerzlichen Verwunderung begonnen hatte, daß der Trödler für das „vornehme Kleinod" nur fünfundzwanzig Mark geben wolle, hatte der Pfarrer sich den Vorfall kombiniert, so daß ihm das Mädchen wenig Neues mehr erzählen konnte. Ein reisefröhlich Herz war ihm geschenkt. Er hatte es Bergluft und Heideduft, Meeresdunst und Waldwürze atmen lassen. Land und Leute hatte er gesehen, ihr Wesen und Sprechen mit Liebe erforscht. Jetzt hatte er gerade den Erlaubnisschein zur kirchlichen Beerdigung vor sich liegen, und seine Gedanken weilten bei dem vaterlosen Handwerksburschen Olaf Hansen, der so verlassen hatte sterben müssen, und bei seiner Mutter, der Christierna Hansen in Kopenhagen. Mit Interesse hörte er dem Mädchen zu, als es erzählte, wie es in der Sterbestube unten so lieblich geklungen habe, während gestern die Seele des Schnapsphilipp unter schrecklichem Gebrüll dahingefahren sei. Er beruhigte die Erregte und zeigte ihr schwarz auf weiß, daß der Gestorbene ehrlich begraben werde wie ein Christenmensch, und nicht in den Winkel, sondern in die ordentliche Reihe der Erwachsenen. Dann betrachtete er aufmerksam die Kette, die das Mädchen ihm eingehändigt. Er geriet in Staunen über die blaßrote, selten schöne Farbe der Korallen, über ihren eigentümlichen Schliff, über das schwere goldene Schloß und die sparsamen kräftigen Verzierungen daran. Er sah sogleich, daß es aus einer Gegend stamme, wo das Material billiger ist als die Kunst, es zu verarbeiten. Und richtig, die Worte auf dem Schlosse waren

nicht dänisch. Auf der einen Seite stand der Name einer brasilianischen Stadt, auf der anderen ein Gruß, wie ihn der portugiesische Fischer hinter der großblätterigen Rebe seiner Winzerin zuflüstert, wie ihn am Ufer des rauschenden Marañon die heiße Kreolin mit dem geliebten Knaben tauscht, ehe sie ihn aus ihren Armen entläßt. Auf der Rückseite stand mit einer spitzen Gabel oder einer Schere ins Metall eingekratzt: „Kjöbenhavn 1860".

„Das hat er wohl von seiner Braut!" sagte die Tochter des Spitalvaters.

„Schwerlich," erwiderte der Pfarrer, „dahinten steht die Jahreszahl 1860. Damals war der Bursche noch nicht auf der Welt, er ist erst neunzehn Jahre alt. Ich vermute, daß ihm seine Mutter diese Kette mitgegeben hat."

„Und diese bekam sie im Jahre 1860 von ihrem Schatz!" rief das Mädchen und errötete, denn sie hatte wohl erfahren, daß der Verstorbene keinen Vater vor der Welt hatte.

„Möglich," meinte der Pfarrer. „Trage jetzt die Kette deinem Vater zurück, daß er sie aufs Rathaus bringe!"

Das Mädchen hatte des Pfarrers eigene Vermutung ausgesprochen. Wie er allein war, ging er in lebhaften Gedanken im Zimmer auf und ab. Er kannte Kopenhagen, die Königin der Ostsee. Es war ihm, als ob er gestern dort gewesen wäre, so deutlich standen der Erlöserturm und die Christiansburg ihm vor Augen. Er durchwanderte noch einmal die Straßen, die Quais, die Kirchenhallen und Säle; aber nichts anderes kümmerte ihn dabei als nur, die Christierna Hansen, die Mutter des toten Dänen, zu finden. Wo sollte er sie suchen? Dort oben in dem Dachkämmerchen, im fünften Stock der Mietkaserne? Sitzt sie dort über die Nähmaschine gebeugt, jahraus, jahrein, bis ihr Rücken krumm, ihr Auge blind und ihr Gedanke blöde wird? Oder ist sie dort die behäbige Photographienverkäuferin vor dem Eingang zum Thorwaldsenmuseum, mit der dicken Kette über der hohen Brust und dem falschen Lockenbau auf dem Kopfe? O, lieber nicht! Soll ich sie in der Frauenkirche suchen unter den Weiblein des Wochengottesdienstes? Hat sie dort auch ihren bestimmten Platz und fehlt nie, denn sie muß für ihren Olaf zum lieben Gott beten? Weilt sie in einem der verlorenen Gäßchen der großen Stadt unter den Weibern in wüstem Anzug, die vor den Hausthüren auf dem Pflaster sitzen, Tabak kauen, Branntwein trinken und freche Lieder singen? Oder ist sie unter den Orangenhändlerinnen am Hafen, die vor Abgang der Dampfschiffe aufs Verdeck kommen und ihre lockenden Waren ausrufen? Es sind freundliche Mütterchen darunter. Ja, unter diesen möchte ich sie am liebsten suchen. Von morgens früh bis abends spät steht sie hinter ihrem Tische auf dem Quai und preist den Vorübergehenden ihre Südfrüchte und Blumen an. Sobald ein abgehendes Dampfschiff die Landungsbrücke auslegt, ist sie die erste an Bord, und dem sauberen Frauchen kaufen alle gern Orangen ab. Ihr Handel blüht. In ihrem Stübchen zu Hause ist's behaglich. Ihr größter Stolz aber sind die Hemden und Strümpfe, die Wämser und Taschentücher, die sie für ihren Olaf im Kasten hat. Schon ist ein Paket gepackt und bedarf nur noch der Adresse. Sie wartet von Woche zu Woche auf Nachricht, damit sie ihren Gruß dem Sohne in die ferne Schweiz senden könne. Wie freut sie sich jetzt schon auf die Rückkehr ihres Olaf! Er wird als tüchtiger Kürschner ein eigen Geschäft gründen und reich werden, so daß die Leute den Hut vor ihm ziehen wie vor dem Kürschner Petersen in der Gothersgade. So oft sie einen deutschen Kursdampfer anlegen sieht, stellt sie sich es vor, wie es sein wird, wenn sie ihn erwartet. Er steht hoch oben auf der Kommandobank, denn der Kapitän erlaubt ihm dies, und sie erkennt ihn, wenn das Schiff noch ganz fern ist und nichts als Rauch und Wimpel zu sehen sind — sie erkennt ihn an seinen Haaren. Zwar giebt's viele Rothaarige hier zu Lande, aber so flammend rot wie mein Olaf ist

keiner. Ja doch, einer war auch so, aber der ruht, will's Gott, tief unten auf dem Grund des Meeres. Vor achtzehn Jahren hat sie auf ihn täglich am Hafen gewartet, auf den Untersteuermann Olaf von dem Westindienfahrer „Willemoes“. Der „Willemoes“ kehrte zurück, aber der Steuermann Olaf nicht. Er hatte auf der Habana einen anderen Dienst gesucht, sonst war nichts mehr von ihm zu erfahren. Ist er am Leben, so kommt er gewiß, sagte sie damals. Hatte er ihr nicht am letzten Abend, an dem sie zusammen getanzt, die Korallenkette, die er in Bahia gekauft, kosend um den Hals geschlungen? Hatte er ihr nicht in jener Nacht die Ehe versprochen? Und trug sie nicht ein Söhnlein von ihm auf dem Arm, dem Vater so ähnlich, wie aus dem Gesicht geschnitten, mit feurig roten Haaren? Geduldig wartete sie Monat für Monat und schlug die Hand eines braven Bewerbers aus, der sie trotz ihres Kindes zum Weibe begehrte. Als fünf Jahre vergangen waren, befiel sie eine drückende Angst, eine verzehrende Ungeduld; sie war dem Wahnsinn oder dem Sterben nah. Da brachte ein Ereignis die Krise. Sie stand einst spähend am Hafen, als ein kleiner schwedischer Schoner einfuhr. Er kam von Hernösand und hatte Renntierfett geladen. Hier suchte sie ihren Olaf nicht. Und doch, leuchteten dort nicht die roten Haare? Er ist's, er ist's! Sie nahm ihren Buben an der Hand und lief an die Landungsstelle. Nach langem Lavieren legte das Schiff an. Ja, er muß es sein, das sind die Haare, wie sie nur mein Bub noch hat! Schon saß sie in einem Boote und ruderte kräftig dem Schiffe zu. „Verwandte an Bord! Mein Mann an Bord!“ rief sie hinauf. Die Strickleiter rauschte herunter. Zu langsam, viel zu langsam! Christierna setzte den Fuß auf, drückte ihren Knaben mit starkem Arm an die Brust, hielt sich mit der anderen Hand an der Leiter, und nun ging's hinauf wie der Wind! „Wer ist Euer Mann?“ frugen die Leute, die sie verwundert umstanden. Es waren Norweger. „Dort, der!“ rief sie und wies auf den Gesuchten, der, ihr den Rücken kehrend, sich teilnahmlos über das Bugspriet beugte. „Der rote Hund?“ rief einer der Matrosen lachend. Sie hörte es nicht, riß ihren Knaben am Arm und sprang auf den Mann am Bugspriet zu. „Olaf, Olaf, das ist dein Kind!“ Da wandte sich der Mann um, schaute die Frau stier an, stieß einen schrecklichen Fluch aus und schleuderte mit dem Fuß den Knaben hinweg. „Fort, verdammter Balg!“ Still fuhr Christierna mit ihrem Buben zurück. „Das war dein Vater nicht,“ sprach sie zu ihm. Sie sagte es langsam und mit eigentümlicher Betonung. Als sie in das vertierte, blutrünstige, aufgelaufene Gesicht schaute, da stand sie entsetzt; das ist mein Olaf nicht, sagte sie zu sich selbst. Ruhig, ohne ein Wort zu sagen, wäre sie mit ihrem Kinde von dannen gegangen, auch ohne den wilden Fluch und den Fußtritt. Je länger sie darüber nachdachte, desto klarer wurde ihr: das war mein Olaf nicht. Der war ja schon Untersteuermann damals und müßte jetzt lange Kapitän sein. Jener schreckliche Mensch aber war gemeiner Matrose und trug das Sträflingszeichen eingebrannt auf der Stirn. Es wurde ihr ein Glaubenssatz, daß ihr Olaf als Kapitän ertrunken sei, und zu ihren Nachbarinnen pflegte sie zu sagen: Mein Mann ruht, will's Gott, auf dem Grunde der See. An jenem Tage aber nahm sie die Korallenschnur von ihrem Hals und legte sie in ihre Kiste. Als sie ihren Sohn auf die Wanderschaft entließ, holte sie den Schmuck, schlang ihn um das geliebte Haupt und nestelte ihn unter das steife Hemd. „Trag ihn, Olaf, er stammt von deinem Vater her. Bring es auch einmal so weit wie der! Vom Schiffsjungen brachte er's zum Kapitän. Er führte einen Westindienfahrer und ist mit dem irgendwo dort gescheitert. Jetzt ruht er, will's Gott, auf dem Grunde der See.“ — — Arme Christierna! Ob der Halsschmuck wieder in deine Hand kommen wird? Er hat wieder gut gemacht, was er dereinst gesündigt. Der Mutter Gebet

hat den Fluch in Segen verwandelt. Mit den roten Korallen hub vielleicht die Geschichte des Lebens an, das heute nacht ausgelöscht ist; und jetzt retten sie den Toten vor der Säge des Anatomiedieners.

Der Pfarrer ging längst nicht mehr auf und ab. Er stand in tiefen Gedanken am Fenster. Als er des Toten gedachte, schaute er den Erlaubnisschein zur kirchlichen Beerdigung an und mußte lächeln. Wer hat mir doch diese Geschichte erzählt? murmelte er. Jetzt kennen wir uns, Christierna Hansen — armer Olaf!

Der Kirchendiener klopfte an die Thür.

„Ist es schon Zeit?"

„Ja, es läutet schon."

Der Meßner half dem Pfarrer beim Anlegen seines Amtsgewandes und geleitete ihn zum Spital. Der Leichenwagen stand vor der Thür. Soeben wurde der Sarg eingeschoben. Die Leidtragenden waren zum Folgen bereit. Es waren die Stammgäste des Spitals.

Da war der „Dode", ein Taubstummer mit einem Arm. Er hatte eine einzige Leidenschaft, das waren Cylinderhüte, und da er ein gutmütiger Mensch war, wurden ihm alle alten Cylinderhüte in der Stadt geschenkt. Er besaß darum einen so großen Vorrat an solchen, daß er zuweilen bei Leichenbegängnissen das ganze Trauergefolge versehen konnte. Und er war stets bereit dazu, denn ein Mensch, der bei einer Feierlichkeit dieses Hauptschmuckes entbehrte, war ihm ein unerträglicher Anblick.

Neben ihm stand der „Lützeli-Karl". Das war der Ortsnarr. Das Bezirksamt hatte einmal darauf gedrungen, daß er nach der Irrenanstalt komme; aber das Städtlein konnte ihn nicht entbehren. Obgleich er schon nahe an fünfzig Jahren war, trug er sich doch noch mit dem Gedanken, Pfarrer zu werden. Das Predigen war seine Leidenschaft, und er übte es unverdrossen überall aus. Seine Vorbilder waren die Kanzelgrößen des Städtleins und der Nachbarschaft. Um mit dem Leichtesten zu beginnen, lernte er ihnen zunächst die Gesten ab, die er denn auch meisterhaft nachahmte.

Hinter diesem Paare stand ein anderes. Da war zunächst der „Pfetterich". Schon dreimal hatte man ihn nach der Kreispflegeanstalt gebracht, aber jedesmal war er wieder nach kurzer Frist im Städtlein angelangt, denn er könne, sagte er, die Pflege des Spitalvaters nicht entbehren. Er war der Sohn eines Schmiedes. Ein vornehmer Herr, dessen Rößlein der Vater beschlagen, hatte ihn über die Taufe gehoben. Trotzdem war er etwas dämlich geblieben. All sein Stolz und Ruhm war der Taufpate oder „Pfetterich", der nichts mehr von sich hatte hören lassen. Er hielt es für eine Entwürdigung desselben, wenn er arbeite, und ließ sich vom Spitalvater verpflegen. Jeden Fremden aber, der ins Städtlein kam, frug er, ob er nicht sein Pfetterich sei, und beanspruchte dann infolge dieser usurpierten geistlichen Verwandtschaft ein Trinkgeld. Wenn der Fremde ihn erstaunt frug: „Ein Trinkgeld? Wofür denn?" gab er die Erläuterung: „Für um einen Schoppen zu trinken."

Neben dem Pfetterich stand der „Rapp". Das war ein Krüppel mit einem Stelzfuß und zwei Krücken. Beim Birnenstehlen hatte er den Fuß verloren und soll bei dieser Gelegenheit den Vers gedichtet haben:

> Ab ist ab,
> Morich ab,
> Plumps, da liegt der
> Schorich Rapp.

Er schnitzte für die Haushaltung des Spitalvaters alle Jahre zwei Kochlöffel. In der Zwischenzeit reiste er auf einem Wägelein, das er selber treiben konnte, bettelnd die Kirchweihen ab.

Auch eine weibliche Person gab dem Handswerksburschen das letzte Geleite. Das war die „Lies". Sie lernte nicht recht sprechen und war infolge der vielen Lautiermethoden, die man bei ihr versuchte, auch etwas dumm geworden. Im Sommer trug sie Beeren, im Winter Kien-

späne feil. Weil der Pfarrer sie einigemal im Spital besucht hatte, erzählte sie im Städtlein, er werde sie heiraten (der Pfarrer war nämlich noch ledig), und sie hielt es nun für ihre Pflicht, keine Gelegenheit zu versäumen, um ihm ihre Gewogenheit zu offenbaren. Sie ging mit jeder Beerdigung, dem Pfarrer zulieb. „Ich bin's ihm schuldig," pflegte sie zu sagen.

Sobald der Pfarrer vor dem Spital angelangt war, ordnete sich der kleine Zug. Der „Lützeli-Karl" ging willig an seinen Platz, denn er hatte soeben seine Predigt vollendet. Dagegen mußte der „Dode" mit Gewalt von der „Lies" auf die schuldige Ehrfurcht vor dem Herrn Pfarrer aufmerksam gemacht werden. Der Kutscher auf dem Totenwagen war nämlich im gewöhnlichen runden Kutscherhut erschienen; er hielt dies bei einem Ortsfremden für genügend. Diesen Unfug konnte der „Dode" nicht mit ansehen. Flugs holte er einen seiner Cylinderhüte herunter und nötigte ihn dem Kutscher auf. Nachdem dies besorgt war, äußerte er noch pantomimisch seine Mißbilligung über das Vorkommnis, bis ihn die „Lies" am Ärmel zupfte und auf den Herrn Pfarrer zeigte.

Jetzt also ordnete sich der Zug. Hinter dem Leichenwagen ging der Pfarrer mit dem Meßner, dann kam der „Dode" und der „Lützeli-Karl", hierauf der „Pfetterich" und der „Rapp", den Schluß bildete die „Lies". Die Pferde hatten gerade angezogen, als aus dem Hofthore des Spitals, das in eine Seitengasse mündete, ein Wagen herausfuhr. Derselbe bog so rasch um die Ecke, daß der Leichenkutscher seine Rosse zurückhalten mußte, damit die beiden Gefährte nicht zusammenstießen. Es war der Planwagen des Spittelmeisters, mit einem grauen Tuch überzogen. Der Knecht saß vorn auf einem Brette, das quer über den Wagen gelegt war. Er hatte sich nach rückwärts gewendet, einigen Bürgern zu, so daß er den Leichenkondukt nicht gewahr werden konnte. Indem er den linken Daumen der Nase näherte und dann auf den Wagen wies, machte er nicht mißzuverstehende Gebärden, so daß die beiden Bürger in weitem Bogen um den Wagen herumgingen und: „Der Schnapsphilipp" sich zuraunten. Der Knecht bog sich noch weiter zurück und rief den beiden zu: „Wenn der da drinnen wüßte, daß er nüchtern nach Freiburg müßte, würde er sich im Sack herumdrehen!" Diesen Worten nickten der „Pfetterich" und der „Rapp" Beifall. Darauf hieb der Knecht auf seine Gäule, sie zogen an und der Leichenzug wurde wieder frei. Der „Pfetterich" aber wandte seinen Kopf und schaute dem davonrasselnden Wagen nach. Er sah, wie der Knecht sofort wieder anhielt und mit zwei reisenden Gesellen verhandelte; er hörte, wie diese frugen, wohin die Landstraße führe und ob sie aufsitzen dürften, und schaute mit steigendem Interesse zu, wie die beiden Burschen auf den Wagen stiegen und sich rechts und links vom Knechte auf das Brettlein setzten. Erst als der Wagen verschwunden war, beeilte sich der „Pfetterich", neben seinen Nachbar zu kommen.

Die Andacht der Leidtragenden sollte noch einmal gestört werden. Aus einem großen Hause, in dem eine fromme Dame wohnte, kamen zwei Handwerksburschen heraus, gleichfalls zwei von denen, die dem Dänen gestern vorausgelaufen waren. Ein jeder trug ein Neues Testament mit Goldschnitt in der Hand. Sie zeigten sich lachend ihr Geschenk und verglichen es gegenseitig. Der „Pfetterich" hatte den Kondukt verlassen und war neugierig stehen geblieben. Die beiden kamen auf ihn zu und frugen ihn nach einem Trödler. Der „Pfetterich" gab ihnen Bescheid. Seine Frage nach der Patenschaft unterließ er zwar diesmal, aber um ein Trinkgeld bat er doch und fügte, da es eilte, sogleich die nähere Erklärung hinzu. Die Burschen lachten, ein jeder gab einige Kupfermünzen und der „Pfetterich" eilte vergnügt dem Trauerzuge nach.

Er hatte sich schon wieder zu seinem Genossen, dem verkrüppelten „Rapp", ge-

sellt, als das dritte Abenteuer die kurzweilige Leichenfeier störte. Aus einem Bauernhofe kam ein Handwerksbursche, auch einer von denen, die gestern abend im „Goldenen Knopf“ gezecht hatten, und hinter ihm drein der zweite Polizeidiener des Ortes. Der letztere trug den Säbel an der Seite, in der Hand aber einen Pferdezaum und ein Paar Stiefel, wahrscheinlich die corpora delicti. „Das ist ein Spitzbub,“ sagte die „Lies“ so laut, daß es der ganze Kondukt hörte, und diesmal wäre fast die gesamte Begleitung mit Ausnahme des Pfarrers und des Meßners stehen geblieben. Aber die „Lies“ erinnerte sich ihrer hohen Bestimmung. Ich bin's dem Pfarrer schuldig, dachte sie und drängte einen nach dem anderen durch milde und ernste Worte an seinen Platz zurück.

Jetzt war der Kirchhof erreicht und jetzt das Grab. Der Sarg wurde in die Tiefe gelassen. Der Pfarrer hob an. Das Herz war ihm voll und das Wort drängte sich ihm auf die Lippen: So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen. Aber als er sein Publikum anschaute, da wollten ihm die Töne auf der Zunge ersterben. Doch dachte er, der Meßner ist da, das ist ein vernünftiger Mensch. Aber als er diesen anschaute, begegnete er einem so unsäglich gedankenlosen Gesicht, daß die Worte in den Schlund zurückflohen. Da rauschte es ihm zur Seite. Er schaute dorthin und sah des Spittelmeisters Tochter hinter einem Rosenbusche stehen. Sie hatte ihr Nachtmahlskleid angezogen, Thränen blinkten in ihrem Auge. Das war eine Leidtragende. Er schaute sie an und sprach, wie's ihm ums Herz war, nach dem, was er wußte von Christierna Hansen in Kopenhagen und ihrem Sohne Olaf. Des Spittelmeisters Tochter hat alles verstanden.

Eine Stunde später, als der Pfarrer seinen gewöhnlichen Spaziergang machte durch den Kirchhof ins Wiesenthal, fand er das Grab schon zugeschüttet. Ein hölzern Kreuz stak in der losen Erde, und an dem Kreuz hing ein Kranz von blaßroten Glasperlen. Der Pfarrer wußte, von wem Kreuz und Kranz herrührten.



Goethe nach dem Ölgemälde von Georg Melchior Kraus. 1776.

Goethe-Bildnisse.

Bekanntlich umfaßt die Goethelitteratur bereits eine so große Anzahl von Werken, daß man eine Bibliothek davon bilden könnte, und es sind nicht nur die deutschen Forscher, welche diesen Liebling und Stolz unseres Volkes zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben, sondern alle civilisierten Nationen des Erdballs trugen ihr Teil bei zu der genauen Charakterisierung und Verherrlichung dieses geistigen Heros, dessen Einfluß auf die Weltlitteratur gleichsam der Vorläufer für Deutschlands Machtstellung in der modernen Welt geworden ist. Aber Goethe war eben nicht nur das Musterbild eines geistig harmonischen Menschen, er war auch in seiner körperlichen Erscheinung von vollendeter Schönheit, und es sind Zeugnisse von hervorragenden Zeitgenossen genug vorhanden, welche bestätigen, daß er in seiner Jugend den künstlerischen Darstellungen des Apollo und in seinen späteren Jahren denjenigen des Zeus in auffallender Weise ähnlich gewesen sei. An die von ihm vorhandenen Porträts knüpft sich daher nicht nur das Interesse für die dargestellte Persönlichkeit, sondern zugleich das Wohlgefallen an einem wahrhaft schönen und edlen Menschenbilde. Als am 12. Juli 1779 zu Ettersburg vor der Herzogin Amalie Goethes „Iphigenie" in der ersten verslosen Gestalt aufgeführt wurde, spielte Goethe den Orest, und Fräu-

lein v. Göchhausen schrieb an des Dichters Mutter: „Ich hab ihn in meinem Leben nicht so schön gesehen"; während Hufeland, der ebenfalls der Aufführung beigewohnt hatte, noch in späten Tagen erklärte: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orest in der Darstellung seiner Iphigenie machte. Goethe in griechischer Tracht war ein Apoll, herniedergestiegen, um die Schönheit Griechenlands zu verkörpern und in Worten zu beleben. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Schönheit und Vollkommenheit bei einem Manne wie damals bei Goethe." Und im Jahre 1827 giebt ein Engländer, der Goethe besuchte, von des greisen Dichters Persönlichkeit die folgende Schilderung:

„Goethe steht jetzt im achtundsiebzigsten Lebensjahre, ist jedoch noch so jung und kräftig wie ein Vierziger; sein Auge, vom Alter nicht getrübt, feuriger und blitzender als alle Augen, denen ich je begegnete, ist lebendig und durchdringend. Seine Stirn ist breit, seine Nase scharf gezeichnet; doch die tiefen Furchen auf der Stirn und Wange erzählen manches Wintermärchen."

So ist also dieser bewundernswerte Mensch von seiner frühen Jugend bis zu einem Alter, welches überhaupt selten ein Sterblicher erreicht, auch äußerlich ein Bild kräftiger und edler Menschlichkeit gewesen, und es stellte sich ohne Zweifel als eine ungemein verlockende Aufgabe heraus, neben den Einzelheiten aus seinem Leben, Wirken und Schaffen auch alle Bildnisse zu vereinigen, welche in den verschiedensten Lebensaltern von ihm aufgenommen wurden und noch vorhanden sind. Unsere Gegenwart ist durch die Photographie und verwandte Fertigkeiten weit mehr als früher in den Stand gesetzt, die Gesichtszüge und die Gestalt der Menschen festzuhalten; zu Goethes Zeit gab es nur Zeichnungen und Ölgemälde und für den Umriß des Kopfes die Silhouette, die namentlich in seiner Jugendzeit sehr in der Mode war. Außer den Bildnissen sind aber auch noch plastische Darstellungen vorhanden, und das ausgezeichnete, einzig dastehende, auch in der Ausführung rühmenswerte Werk „Die Goethe-Bildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt von Dr. Hermann Rollett", das bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienen ist, führt Ölgemälde, Zeichnungen, Kupferstiche und Radierungen, Schattenrisse, Denkmünzen, Medaillons, Gemmen, Gesichtsmasken, Büsten, Statuetten und Denkmalsskizzen von dem großen Dichter auf, die von einer großen Anzahl von Künstlern herrühren und einen erschöpfenden Einblick in diese Richtung der Goethe-Erinnerungen thun lassen.



Goethe. Schattenriß. Um 1762.

Höchstes Gut des Erdenlebens
Ist doch die Persönlichkeit!

In der That, niemand mehr als der Dichter dieser Sentenz selbst hat die

Wahrheit derselben in vollstem Maße an sich erfahren. Wie bei Goethe Leben mit Dichten eng verwachsen war, so auch beides wieder mit seiner äußeren Erscheinung, seiner physischen Wesenheit. Überall tritt uns die vollste Übereinstimmung, die reinste und dabei menschlich schönste Harmonie entgegen. Keine geschichtliche Persönlichkeit ist in allen ihren Ausstrahlungen bis in die kleinsten Züge für uns Deutsche von einer solchen Anziehungskraft wie Goethe, und man mag über die nie endende Sucht nach Einzelheiten aus seinem Dichten und Denken urteilen, wie man will — jedenfalls kommt dieselbe aus dem Herzen seines Volkes und wird von dem gebildeten Teile der Nation als der Ausdruck der allgemeinen Liebe und Verehrung betrachtet. Mit welcher leidenschaftlichen Spannung sehen die Goetheforscher und ihre Anhänger jeder neuen Publikation aus seinem Nachlasse entgegen; man kann nicht sagen, daß darin zu weit gegangen wird, denn wir sehen in ihm den Gipfel des gesamten deutschen Geisteslebens, den wir nicht nur hochschätzen, sondern lieben, und von dessen persönlichen Eigentümlichkeiten, seinen physischen und moralischen Zügen wir nie genug haben können, so daß selbst das scheinbar Geringfügigste teuer und unentbehrlich erscheint.

Wie uns also alles aus dem Leben dieses größten Deutschen unendlich wichtig ist, so möchten wir uns auch seine äußere Erscheinung in allen Wandlungen, welche die Phasen der körperlichen Entwickelung darstellen, genau vor Augen führen, und wir sind dankbar, wenn dies in möglichst vollständiger Weise versucht wird.



Goethe. Radierung angeblich von A. F. Oeser. 1768.

Aus der Kindheit und Knabenzeit Goethes sind nur wenig Bildnisse bekannt. Etwa aus seinem vierzehnten Lebensjahre existiert ein Schattenriß, dessen Authenticität zwar nicht über jeden Zweifel erhaben ist, der aber mit den Nachrichten über seine damalige Erscheinung übereinstimmt. Er selbst spricht von einer gewissen Würde, die ihm angeboren war, und Bettina erzählt, daß sie von seiner Mutter gehört habe, man hätte ihm als Knaben vorgehalten, daß er sehr majestätisch einherschritt und sich mit seinem Geradehalten sonderbar von den anderen Knaben auszeichnete. Im Knabenmärchen, wo er seine modernen Kleider gegen griechische Gewandung vertauscht, sehen wir ihn zu Anfang auftreten „in einem Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten. Die Weste dazu von Goldstoff war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisiert und gepudert, die Locken standen mir wie die Flügelchen vom Kopfe“. Das ist das Bild des neunjährigen Goethe.

Interessant ist auch eine Mitteilung aus Bettinens Briefwechsel, die von Goethes Knabenjahren handelt. Der Vater der Frau Rat, Stadtschultheiß Textor, hatte bei Wolfgangs Geburt in seinem wohlgepflegten Garten vor dem Bockenheimer Thor einen Birnbaum gepflanzt.

Als der einst in Blüte stand, wurde bei einem Familienfeste der grüne Sessel der Frau Rat unter denselben gebracht, mit Bändern und Blumen geschmückt, und Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einem grünen Kranz auf dem Kopf, trat vor und hielt eine Anrede an den Sessel, auf dem die Mutter so schöne Märchen zu erzählen wußte. „Es war eine große Freude, den schönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu sehen, wie er im Feuer der Rede, welche er mit großer Zuversicht hielt, aufbrauste.“ Ob das ein von Bettina erfundenes Märchen oder wie viel davon wahr ist, wissen wir freilich nicht, aber eine Erinnerung ist vielleicht in einem Bilde von Seekatz erhalten, das Bettina von der Frau Rat erbte. Darauf sind Goethes Eltern, er selbst und seine Schwester, als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend dargestellt. Leider ist nichts darüber bekannt, wo das Bild hingekommen. Der so bestimmten Angabe gegenüber möchte man doch nicht ohne weiteres die Wahrheit bezweifeln.



Goethe. Schattenriß. Um 1776.

Ähnlich flüchtige Bilder erhalten wir von dem Knaben aus der Erzählung von seinem Verhältnis zu dem jungen Derones und zu seiner Schwester, zum Grafen Thorane und endlich zu Gretchen in Frankfurt, die einen so tiefen Eindruck in ihm zurückließ, daß er noch im hohen Alter ihrer mit der größten Lebendigkeit gedachte.

Eine Radierung von Oeser aus dem Jahre 1768, als Goethe in Leipzig studierte, wird als das älteste Bildnis von Goethe betrachtet. Während seines Aufenthaltes in Leipzig, der vom 19. Oktober 1765 bis zum 28. August 1768 währte, machte Goethe eine große Veränderung

in seiner äußeren Erscheinung durch. In einem Briefe vom 12. August 1766 nennt ihn sein Freund Horn einen Stutzer, „dessen Kleider von einem so närrischen Geschmack seien, daß er sich dadurch von junge Mann unvorsichtig war, so geschah es, daß er eines Nachts von einem heftigen Blutsturz aufwachte, und von dieser Zeit an scheint seine körperliche Fülle beträchtlich abgenommen zu haben. Er er-



Goethe nach dem Ölgemälde von Georg Oswald May. 1779.

allen anderen auszeichne". In jene Zeit fällt seine Liebe zu Annette Schönkopf. Auf der Reise nach Leipzig hatte er einen Unfall mit dem Wagen gehabt, wovon ein Schmerz in seiner Brust zurückblieb. Nach einem Sturz mit dem Pferde vermehrte sich dieser Schmerz, und da der holte sich nur langsam, aber wir sehen ihn doch im Herbste 1770 frisch und gesund in Straßburg wieder. Über das Bildnis von Oeser berichtet Zarnke ungefähr folgendes: „Bei der Goethe-Ausstellung in Berlin im Jahre 1861, deren Katalog (doch wohl unter den Auspicien

des Ausstellungskomitees) von der Schröderschen Kunsthandlung herausgegeben ward, erschien als Nr. 21 a: Goethes Bildnis aus dem Jahre 1768. Unvollendete Radierung von Oeser in Leipzig. Im Besitze des Herrn August Dietzmann. — Welche Gründe der Aussteller für seine Ansicht geltend gemacht hat, scheint sich zur Zeit nicht mehr feststellen zu lassen. Gegenwärtig ist jene Radierung, wie es scheint, verschollen; wenigstens auf der Auktion der Dietzmannschen Bibliothek ist sie nicht zur Versteigerung gelangt, und in der Familie des Besitzers, die auf meine Anfrage die freundlichste Auskunft erteilte, ist keine Erinnerung an den Verbleib derselben mehr vorhanden. Zufällig aber ist in meinen Besitz eine gleich große photographische Nachbildung derselben gelangt, die uns das Original völlig treu wiedergiebt. Dies war, wie sich deutlich erkennen läßt, ein vorläufiger Ätzdruck, der erst die gröberen Linien enthielt und auf welchem dann mit kräftigen



Goethe nach dem Ölgemälde von Franz Gerhard v. Kügelgen. 1808.

Bleistiftstrichen die Ornamente der Einrahmung für die Fortsetzung des Stiches angedeutet sind. Die Anlage ist in der bekannten Art der Porträt-Kupferstiche des vorigen Jahrhunderts: auf viereckiger Platte, unten mit einer Tafel zur Aufnahme des Namens, befindet sich ein Medaillon, mit Blumengewinden umrankt, in welches der Kopf eingezeichnet ward. Die Platte ist ungefähr 190 mm hoch, 150 mm breit, der innere Rand der Medailloneinrahmung beträgt etwa 105 mm im Durchmesser. In dieselbe ist der Kopf eingetragen, völlig Profil nach dem Beschauer gewendet; unten auf der Platte steht: 1768, d. 15. M. (das weitere unleserlich; es scheint nicht unmöglich zu sein, es ‚May' zu lesen). Die für den Namen bestimmte Tafel ist noch unbeschrieben. Interessant ist nun, daß zu diesem mit Bleistift bearbeiteten Ätzdruck Herr O. H. Schulz in Leipzig in seiner Privatsammlung einen nahezu fertig gewordenen Abzug besitzt, der bereits mit der kalten Nadel weiter ausgeführt ist, namentlich die auch vorher mit Bleistift angedeuteten Ornamente enthält, einen Namen aber nennt auch er nicht. Aus diesem und aus anderen Gründen halte ich auch ihn nicht für fertig geworden. Er stammt aus der Hinterlassenschaft des Dichters Böttger. Am unteren Rande steht mit Bleistift, doch mit einem kräftigen Fragezeichen von neuerer Hand geschrieben ‚Goethe'."

Die Untersuchung geht nun weiter: aber trotz aller Sorgfalt kommt eben doch nur die Wahrscheinlichkeit zu Tage, daß die Radierung wirklich von Oeser herstamme und in der That den jugendlichen Goethe darstelle.

Von da ab sind alle Zweifel ziemlich ausgeschlossen. Es folgen Medaillons, Ölbilder, Radierungen und Silhouetten, deren Entstehung und Geschichte von Dr. Hermann Rollett aus unantastbaren Quellen nachgewiesen wird. Aus dem Jahre 1776 existieren einige Ölgemälde und mehrere Schattenrisse. Besonders interessant ist ein Schattenriß, der den Dichter in ganzer Figur zeigt, in elegant geschnittenem halblangem Rock, mit zierlich gebundenem Zopf, vor einer unter einem Baum auf ein Postament gestellten weiblichen Büste stehend und auf dieselbe mit der wenig vorgestreckten linken Hand deutend. Am Fuße des vom Gesträuch umgebenen Postamentes befindet sich eine Urne.

Unter den ersten Ölbildern steht eines von Georg Melchior Kraus voran, auf welchem der jugendlich schöne Dichter nach links gewendet sitzt und sich mit frei herabhängender Hand auf einen einfachen Tisch stützt, während die rechte ausgestreckte Hand ein Blatt mit einer Silhouette emporhält, wobei der geistvolle Kopf ganz im Profil erscheint. Dieses Bildnis wurde im ersten Jahre von Goethes Aufenthalt in Weimar gemalt und fand sich im Nachlaß seiner Mutter, der Frau Rat Goethe. Seine sieghafte Schönheit war damals bereits unbestritten. Schon zwei Jahre vorher schrieb Heinse an Gleim: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist. Ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln. Ich kenne keinen Menschen, der in solcher Jugend so rund und so voll von eigenem Genie gewesen wäre."

In dieselbe Zeit fällt auch die Erinnerung, welche seine Mutter von ihm als Schlittschuhläufer hinterlassen hat und deren Darstellung durch Kaulbach bekannt ist. Ein Jahr darauf war er in den Liebeshandel mit Lili verstrickt, und wieder ein Jahr darauf befand er sich in Weimar, wo ihn Kraus dann malte.

Aus der ersten Zeit in Weimar dient ganz besonders eine Erzählung Gleims zur Charakterisierung des jugendlichen Brausekopfs. Gleim, der im April 1776 in Weimar war, las bei der Herzogin Amalie Gedichte vor aus einem neuen Almanach. Da trat ein Mann ein, mit Stiefel und Sporn, mit einem Jagdrocke, der sich ihm gegenüber setzte und zuhörte. Bei einer Pause des Lesers erbietet er sich, Gleim abzulösen, nimmt das Buch und liest; anfangs ganz ordentlich. Auf

einmal kommen Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, ganz tolles Zeug, das allgemeine Heiterkeit erregte. Gleim dachte den wilden Jäger vor sich zu sehen! Da improvisiert der Jägersmann endlich ein Gedicht auf Gleim, den er mit einer Truthenne vergleicht, die mit unendlicher Geduld junge Dichter ausbrütet und es gar nicht übel nimmt, wenn man ihr einmal ein Ei von Kreide unterlegt.

Da konnte sich Gleim nicht halten und rief: „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!" Und der anwesende Wieland erwiderte: „Beides. Er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe. Da ist er wie ein mutwilliges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nah zu kommen."

In der vollen Blüte des kräftigen Mannesalters tritt uns Goethe in dem berühmten und oft vervielfältigten Bilde von May entgegen. Am 26. Juli 1779 wurde es gemalt, während Wieland dem ungeduldigen Dichter das Stillsitzen dadurch erleichterte, daß er ihm seinen „Oberon" vorlas. Der Hofrat May malte das Bild im Auftrage der Herzogin von Würtemberg, und es ist anerkannt das vortrefflichste Gemälde, welches aus Goethes jüngeren Jahren vorhanden ist. Um so interessanter berührt uns die Erzählung der Schicksale desselben, wie sie Dr. Rollett giebt. Wir fügen daraus nur ein Bruchteil hier ein:

Diese „Perle der Bildnisse Goethes" soll — was bisher öffentlich gar nicht bekannt geworden war — das unglaubliche Schicksal gehabt haben, durch den Trödlerladen zu wandern! Wie das kam, daß dieses von einer Herzogin von Würtemberg bestellte Werk einen solchen Weg machte, wird wohl unaufgeklärt bleiben, aber die Sache dürfte ihre volle Richtigkeit haben, denn von der Hand des Verlagsbuchhändlers Herrn Karl Göpel in Stuttgart habe ich darüber, sowie über die ersten Reproduktionen dieses Bildnisses die folgenden, vom 12. Februar 1877 datierten interessanten Mitteilungen:

Das Ölgemälde Mays war ursprünglich (das heißt in dieser Periode der dreißiger Jahre) im Besitz von August Lewald, der es — wenn ich mich recht erinnere — bei einem Trödler entdeckte und um geringen Preis erwarb. Lewald gab damals (seit 1835) die Zeitschrift „Europa" heraus, welche im Verlage von J. Scheibles Verlags-Expedition (deren nachmalige Firma: Litteratur-Comptoir) dahier erschien. Als Teilhaber und Geschäftsleiter derselben ließ ich das Bild durch einen tüchtigen Zeichner, Engelbach, als Vorlage für den Stich kopieren und den letzteren durch Karl Mayer in Nürnberg ausführen. Dieser Stich wurde als eine der Kunstbeilagen zur „Europa" verwendet und trägt die Verlagsfirma des Litteratur-Comptoirs. Die Handzeichnung, welche als Vorlage für den Stich diente, ist noch jetzt in meinem Besitz. — Als ich sodann in den Jahren 1853 bis 1858 eine Galerie von Stahlstichen zu der damals von Cotta-Göschen veranstalteten „Volksbibliothek der deutschen Klassiker" herausgab, ließ ich für dieselbe einen kleinen Stich von Karl Mayer in Nürnberg anfertigen, welcher im sogenannten Schiller-Format der Galerie und in der achten Lieferung derselben im Jahre 1854 erschien, aber auch in besonderen Abdrücken auf größerem Format verkauft wurde.

Aus dem Besitz August Lewalds, der nach vorstehendem das Verdienst hat, dieses Hauptbildnis des jungen Goethe erkannt, gerettet und der Öffentlichkeit gegeben zu haben, gelangte das Originalgemälde Mays 1841 bei Übersiedelung Lewalds von Stuttgart nach Baden-Baden in den Besitz des Freiherrn v. Cotta, der es dem Dr. Rollett, Verfasser des vorliegenden Werkes, im Jahre 1884 in seinem Hause zu Stuttgart mit ebenso großer Freundlichkeit als Freude zeigte.

Selten hat sich die geistige und körperliche Frische bei einem vielbeschäftigten Menschen so lange unangetastet erhalten wie bei Goethe. Das Bild von May stellt ihn in seinem dreißigsten Lebensjahre dar, und wenn man damit die Büste von Trippel vergleicht, welche dieser Künstler

acht Jahre später in Rom fertigte und die sich gegenwärtig im Schlosse des Fürsten von Waldeck zu Arolsen befindet, so gewinnt es den Anschein, als seien die acht Lebensjahre spurlos an dem Dichterheros vorübergegangen. In Rom entstanden noch zwei Bilder von Goethe, eins von Tischbein und eins von Angelika Kaufmann. Außerdem ist eine interessante Skizze von Tischbein vorhanden, welche Goethe von hinten darstellt, wie er zum Fenster hinaussieht.

Auf dem größeren Bilde von Tischbein ist Goethe in liegender Stellung abgebildet, auf antiken Steintrümmern ruhend, und es gilt dies Bild ganz besonders als Erinnerung an seinen römischen Aufenthalt.

Nichts ist natürlicher, als daß von nun an der Dichter, der allgemein bewundert und viel aufgesucht wurde, häufig zur bildlichen Darstellung Veranlassung gab. Auf alle einzelnen Bildnisse von ihm einzugehen, gestattet der Raum hier nicht, und wir können nur wiederholen, daß das Rollettsche Werk in dieser Hinsicht völlig Genüge leistet. Nur noch einige der hervorragendsten seiner Porträts, die durch ihren Kunstwert selbständige Bedeutung haben, seien hier aufgeführt. In trefflichem Stich enthält jenes Werk das schöne Bild, welches Gerhard v. Kügelgen im Jahre 1810, als Goethe einundsechzig Jahre alt war, gemalt hat. Kügelgen war nach Weimar gekommen, um Goethe und Wieland zu malen, und das Porträt des ersteren ist dann von dem Maler selbst und von mehreren seiner Schüler wiederholt kopiert worden.

Gerhard v. Kügelgen ist als Professor an der Kunstakademie zu Dresden vor einer Reihe von Jahren durch Raubmord umgekommen. Er hatte Goethe zweimal nach dem Leben gemalt, das erste Mal 1808 bis 1809 zu Weimar und 1810 zu Dresden. In Bezug auf das erstere berichtet Goethe selbst: „Am Schlusse des Jahres besuchte uns der überall willkommene Kügelgen; er malte mein Porträt, und seine Persönlichkeit mußte notwendig auf den gebildet-geselligen Kreis die zarteste Einwirkung ausüben.“

Auch der Sohn Gerhards, Wilhelm v. Kügelgen, erzählt in seinem herrlichen Buche „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von dem Besuche seines Vaters in Weimar und dessen Ausführung der Bildnisse von Goethe, Herder, Wieland und Schiller. Die Porträts von Herder und Schiller mußte er freilich nach Büsten und aus der Imagination herstellen.

Von einer Kopie dieses Goethebildes schrieb Knebel im Oktober 1810 an Goethe: „Dein Bild nach Kügelgen, das ich hier gesehen, scheint mir unter allen, die ich kenne, das ähnlichste und ist ungemein wohl gemacht.“

Nach dem Tode Kügelgens ging das Originalbildnis von Goethe durch Kauf in den Besitz der Universität Dorpat über, die es von der Witwe des Malers, geb. Zoege v. Manteuffel, erwarb. Sie war mit dem ganzen Kunstnachlasse ihres Gatten nach St. Petersburg gekommen, wo Gerhards Bruder, Karl v. Kügelgen, lebte.

Im Jahre 1819 hatte die renommierte Kunsthandlung Artaria u. Fontaine in Mannheim den Gedanken gefaßt, jene vier Bildnisse Kügelgens: Wieland, Herder, Schiller, Goethe, durch den geschickten Kupferstecher Karl Heß — der Goethe in Italien persönlich kennen gelernt hatte — in würdiger Weise stechen zu lassen. Infolge der Unterhandlungen zwischen Artaria und Kügelgen führte letzterer Vorzeichnungen zu den Kupferstichen mit größtem Fleiße aus. Man hielt diese Zeichnungen für das Gelungenste, was Kügelgen in dieser Art jemals gemacht hatte. Die Vorzeichnung für das Bildnis Goethes ist jedoch nicht nach dem Dorpater Gemälde, sondern nach Kügelgens im Jahre 1810 zu Dresden ausgeführtem Bilde, welches kleine Abweichungen zeigt. Der von Heß nach dieser Zeichnung gefertigte Stich hat jedoch bei weitem nicht das Gewaltige und Bedeutende des Ausdrucks, wodurch das Originalgemälde hervorragend erscheint. Dies wurde erst durch das Bekanntwerden der photogra-

phischen Nachbildung des Dorpater Gemäldes offenbar.

Von Ferdinand Jagemann sind mehrere Zeichnungen vorhanden, darunter besonders eine aus dem Jahre 1817, welche gleichfalls vielfach reproduziert wurde. Sie giebt Goethes Gesicht im Profil, und das Original befindet sich in der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar. Dem Rollettschen Buche ist eine vortreffliche Radierung desselben von Unger eingefügt.

Von allen plastischen Darstellungen Goethes ist wohl die Marmorbüste von Christian Daniel Rauch, welche im Jahre 1820 gefertigt wurde, am populärsten geworden, und wenn man sich in Deutschland den großen Dichter vorzugsweise so vorstellt, wie er als siebzigjähriger Greis aussah, so hat dies in der allgemeinen Verbreitung der Rauchschen Büste seinen Grund. Auch Tieck hat eine vielbekannte Büste von Goethe und später auf König Ludwigs I. von Bayern Wunsch seine Ko-



Goethe nach der Originalzeichnung von Ferd. Jagemann. 1817.

lossalbüste für die Walhalla angefertigt, aber das Werk Rauchs ist doch unendlich viel bekannter geworden. In der neuen Pinakothek zu München befindet sich das Porträt, welches auf Veranlassung des Königs Ludwig I. von Joseph Stieler im Jahre 1828 zu Weimar gemalt wurde; es stellt den greisen Goethe in wunderbarer Frische und Lebendigkeit dar. Er hält in der Hand ein Schreiben des Königs von Bayern, auf dessen Rückseite eine Strophe aus einem Gedichte Ludwigs I. zu lesen ist. Während der Anwesenheit Stielers in Weimar starb der Großherzog Karl August, und die Arbeit wurde durch diesen traurigen Fall unterbrochen, aber dann bald beendet.

In einem bald nach Stielers Tode geschriebenen Aufsatz im Abendblatt der „Neuen Münchener Zeitung“ sagt Rudolf Marggraf: Ein wichtiger Abschnitt im Leben des Künstlers tritt mit dem Jahre 1828 ein, wo ihm von dem König Ludwig der ehrenvolle Auftrag zu teil wurde, nach Weimar zu reisen, um daselbst unseren großen deutschen Dichterfürsten mit aller ihm nur zu Gebote stehenden Kunst nach dem Leben zu malen. Die Tagebuchblätter, welche Stieler über seinen dortigen, in den Monat Juni fallenden Aufenthalt und seine Unterhaltungen mit Goethe hinterlassen, und die Briefe, welche letzterer an ihn aus Weimar geschrieben, beweisen klar, daß sich hier zwei bedeutende Persönlichkeiten begegneten, die einer des anderen wert waren und von denen einer den anderen in gebührendem Maße zu schätzen wußte. Der Dichter saß dem Künstler zu wiederholten Malen, und nicht nur Haupt und Hand, auch alles Nebensächliche, von dem hellgrauen Hausrock und dem übereinander gelegten und durch eine Nadel zusammengehaltenen weißen Halstuch an bis zu dem mit einigen Versen des Königs Ludwig beschriebenen Blatt Papier, welches Goethe in der Linken hält, wurde mit liebevoller Sorgfalt in markigen Farben nach der Natur gemalt, und wir haben daher Ursache, dieses Meisterwerk Stielers in allen seinen Teilen, das kräftige, ins Braunrötliche spielende Kolorit des Antlitzes nicht ausgenommen, als ein treues Konterfei des großen Mannes zu betrachten. Goethe selbst war mit seinem Abbilde sehr zufrieden, fand, daß er wohl so sein könne, und machte allerlei scherzhafte und treffende Bemerkungen darüber.

Die Verse des Königs, welche auf dem Blatte stehen, das Goethe in der Hand hält, sind aus dem Gedichte „An die Künstler“ und lauten:

Ja! wie sich der Blume Flor erneuet
Durch den Samen, den sie ausgestreuet,
Zieht ein Kunstwerk auch das andre nach.
Aus dem Leben keimet frisches Leben,
Das zum Werk gewordene Gefühl
Wird ein neues künftig herrlich geben,
Selber nach Jahrtausenden Gewühl.

Im Herbste 1818. Ludwig.

Das Originalgemälde Stielers, welches anfangs in Schleißheim aufgestellt war, wurde 1853, nach Vollendung der neuen Pinakothek, der darin aufgestellten Sammlung von Werken neuerer Meister einverleibt und bildet seitdem einen hervorragenden Schmuck derselben.

Eine Kopie von Stielers Hand befindet sich im Goethe-Haus zu Weimar. Diese Kopie war mit Zustimmung des Königs für den Dichter selbst gefertigt worden. Sie langte am 25. Juni 1829 bei Goethe an. Goethe schrieb sofort an Stieler und kam am 28. Juli auf das Porträt zurück, indem er folgendes berichtete: „Das Bild, welches Ihrer Majestät Gnade und Ihrer Sorgfalt zu danken habe, wächst jetzo, da es in den Zimmern meiner Tochter aufgehängt ist, gleichsam an Wert, indem sich jedermann daran erfreut und die Meinigen es als ein Kapital ansehen können, an dem sie auf ewige Zeiten für sich und andere die erfreulichsten Zinsen an Erinnerung, Wohlbehagen und Dankbarkeit zu gewinnen im Fall sein werden.“

Noch existiert in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aus dem Anfange des Jahres 1832 eine Zeichnung von Schwerdgeburth, welche den zweiundachtzigjährigen Dichter zeigt, und dies ist wohl das letzte Bild nach der lebendigen Er-

scheinung, denn gleich darauf folgt die vielverbreitete Zeichnung von Friedrich Preller, welche Goethe auf dem Totenbette mit dem Lorbeerkranze darstellt.



Goethe im Tode. Zeichnung von Friedrich Preller. 1832.

Preller lebte noch nicht lange in Weimar. Er war — so berichtet Robert Keil — der einzige, der die Erlaubnis erhielt, den Entschlafenen zu zeichnen. So entstand die unvergleichlich schöne, künstlerisch vollendete Umrißzeichnung von dem mit dem Lorbeerkranz geschmückten Haupte des Dichters. Verehrung und Liebe haben dabei den Bleistift geführt.

Dieses Blatt giebt zugleich ein Bild von dem hehren Mittelpunkt der mit Geschmack ausgeführten Aufbahrung in der zu diesem Behufe schwarz ausgeschlagenen Hausflur des Goetheschen Hauses zu Weimar. Der Körper des Verstorbenen — berichtet Dr. K. W. Müller in seiner Schrift „Goethes letzte litterarische Thätigkeit" — war in einen weißen atlassenen Anzug, der in Florentiner Form nach einem vorhandenen Bilde Burys gemacht war, gekleidet. Der Tote lag in halb aufrechter Stellung auf dem Paradebett. Eine Decke von schwarzem Sammet bedeckte den unteren Teil des Körpers bis an die Brust; der linke Arm war ausgestreckt, der rechte lag wie der eines Schreibenden auf der Decke. Auf dem Gesicht, welches durch den Tod keine Art von Entstellung erfahren hatte, ruhte jene Hoheit und heitere Würde, die es im Leben auszeichneten. Sein Haupt war mit einem Lorbeerkranze umwunden. Hinter dem Paradebett stand dem Schauenden links ein Postament, auf welchem sich

der von der Stadt Frankfurt dem Verewigten vor einigen Jahren übersendete Lorbeerkranz, aus Gold und Smaragden gearbeitet, befand; rechts ein anderes, auf dem die Diplome Goethes lagen. Zwischen beiden erhob sich, von schlanken Cypressen umgeben, ein hoher Altar, auf welchem ein antikes Behältnis für Schriftrollen und eine goldene, mit Blumen umwundene Lyra sich befanden. Darüber waren auf schwarzem Grunde drei goldene Sterne angebracht.

In einer wertvollen Broschüre, welche Professor K. J. Schröer vor nunmehr zehn Jahren über „Goethes äußere Erscheinung“ herausgegeben hat, findet sich gegen den Schluß folgende wichtige Stelle: „Von Goethes Enkel Wolfgang habe ich jüngst auf eine Anfrage die gefällige Mitteilung erhalten: Aus unseren persönlichen Mitteilungen aus der letzten Lebensperiode des Großvaters halten wir das in der Pinakothek zu München befindliche Porträt von Stieler und die Büste von Rauch für die ähnlichsten Bildnisse. Aus früheren Lebensperioden gilt, nach Traditionen in unserer Familie, als die richtigste und würdigste Wiedergabe seines Antlitzes die Büste von Trippel.“

Es sind im ganzen hundertundzehn Goethe-Bildnisse, von denen das dieser Abhandlung zu Grunde gelegte Werk von Dr. Rollett berichtet. Von den interessantesten darunter werden treffliche Nachbildungen geboten, und über alle finden sich erschöpfende Mitteilungen, welche sowohl biographische Aufschlüsse über die Persönlichkeiten der Urheber wie über die sonstigen Schicksale der Werke geben. Was die Künstler selbst betrifft, so befinden sich darunter die hervorragendsten Namen aus Goethes Zeit, denen sich als Ausführer nachgoethescher plastischer Darstellungen des Dichters die größten Künstler, wie Dannecker, Rietschel, Schwanthaler, Thorwaldsen und andere bis zu Schaper, dem Schöpfer des Berliner Goethe-Denkmals, anreihen. Alles in allem genommen reiht sich dieses Prachtwerk jenen Bestrebungen an, welche dem ausgesprochenen Satze und damit dem Wunsche der deutschen Nation entsprechen, daß Kritik und Litteraturgeschichte, indem sie das einzelne zur Klarheit zu bringen suchen, gemeinsam dahin streben müssen, die Gestalt des ganzen Goethe aufzustellen und die Gesamtheit seines Daseins zur Übersicht auszubreiten.



J. W. v. Goethe.

Nach der Marmorbüste von Alexander Trippel.

1787.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Eine litterarische Studie

von

Ernst Wechsler.

Die Geschichte der Weltlitteratur weiß nur von sehr wenigen bedeutenden Dichterinnen zu erzählen, und die epochemachenden künstlerischen Genies sind bis heute nur aus den Reihen der Männer aufgetaucht. Aus diesem Umstand ist indessen kaum ein ungünstiger Schluß auf die dichterischen Fähigkeiten der Frauen im allgemeinen zu ziehen; es ist ungerecht, was man gegenwärtig oft leidenschaftlich thut, dem weiblichen Geschlechte jegliche ernste litterarische Bethätigung zu verbieten und ihm mit dem Worte mulier taceat in ecclesia auch die Pforten des Tempels der Kunst zu verschließen. Es ist allerdings wahr: die Feinde des weiblichen Schriftstellertums haben scheinbar überwiegend viele wichtige Gründe ihrer Ansichten ins Treffen zu führen. Sie wollen den Frauen zwar die Blumenbeete, die Jasminlauben der Lyrik gestatten, aber auf die breiten Heerstraßen des Lebens dürfen sie ihre Träume ebensowenig hinaussenden, als sie diese in Wahrheit kaum betreten können. Der moderne Schriftstellerberuf verlangt nicht nur eine große Beherrschung mannigfaltigster ins Leben hineinspielender Disciplinen, er macht auch unbedingt notwendig die ununterbrochene Kenntnis des tausendräderigen Mechanismus unserer Gesellschaft nebst der direkten Fühlung mit all den abenteuerlich und kraus verschlungenen Richtungen unserer Daseinserscheinungen. Der Schriftsteller von heute darf nicht mehr zum Olymp emporfliegen, um von Zeus und Pallas Athene den Weihekuß dichterischer Inspiration zu verlangen, er muß stets aufs Erden wandeln und ein Arbeiter sein wie wir alle, die wir uns im dichten Gewühl drängen und stoßen, um vorwärts zu kommen. Der Schriftsteller von heute darf nicht mehr von jener goldigen Glorie, jenem mythischen Nimbus umflossen sein, der seine Kollegen aus vergangenen Zeiten so vorteilhaft von seinen Mitmenschen unterschied, er muß gewissermaßen unser Ringen und Streben zu Protokoll nehmen, er muß der vortragende Rat Klios, ein Berichterstatter in des Wortes erhabenstem Sinne sein. Den Inhalt seiner Referate geben wir ihm, Form und Inhalt derselben müssen von seiner bedeutenden, eigenartigen Individualität bestimmt werden.

Wie aber kann diese Anforderungen ein Weib erfüllen, das die Welt nur bruchstückartig, stets nur in einseitig unvollkommener Weise kennen zu lernen Gelegenheit hat; dem so manches vollständig verschlossen bleibt, dessen Ergründung dem echten Autor doch eben nicht erspart bleiben darf; wie kann ein Weib die Gegenwart schildern, da schon durch ihre Nähe, durch ihre Anwesenheit allein die Scenerie der Wirklichkeit verhüllt und verschoben, verschönert und umgestaltet

wird? Ein Weib, das diese Wirkung auf ihre Umgebung nicht verursacht, lebt entweder in vertierter Gesellschaft oder sie selber ist jeglicher Scham, jeglichen Charakters bar. Der erste Fall ist kaum denkbar oder gehört zu den größten Seltenheiten, und das Weib im zweiten Falle wird jedenfalls nicht schriftstellern. Ferner sollte man glauben, daß der Intellekt der Frau, wenn er überhaupt ursprünglich beanlagt gewesen wäre, an Schärfe und Ausbildungskraft mit dem des Mannes Schritt zu halten, durch den entsetzlichen tausendjährigen Druck, unter dem das weibliche Geschlecht dahinsiechte, zu sehr verkümmert sei, als daß er sich mit den Fragen der Gegenwart und der künstlerischen Behandlung moderner Erscheinungsformen beschäftigen könnte. Höchstens die Geschichte der Juden berichtet von so viel schreienden Ungerechtigkeiten als die Geschichte des Frauentums, in der das Weib bald als Lasttier und verkäufliche Ware, bald als das Objekt überschwenglich-süßlicher Verehrung und höfisch-lächerlichen Minnedienstes erscheint. Der Antisemitismus, der sich gegen die Eigenschaften der Juden richtet, die sie in der Schmach der Knechtschaft und des Zigeunertums angenommen haben; der Groll gegen die Frauenemancipation, die auf einmal alle Vorrechte und Vorzüge einholen will, die man dem Weibe bisher verwehrte — das sind beide im Grunde nur gerechte Unannehmlichkeiten, denn wir müssen die Schuld vergangener Jahrhunderte büßen.

Ist es also der Frau im allgemeinen versagt, ein Zeitgemälde großen Stils zu entwerfen, so bleibt ihr noch immer ein geräumiges und schönes Feld offen, auf dem sie ihre litterarischen Fähigkeiten bethätigen kann, ein Gebiet, auf dem sie allein und unbeschränkt herrscht: die Häuslichkeit. Die bietet nicht allein tausend Töne für lyrische Gedichte, sie enthält den Keim zu Humoresken, Novellen und Romanen in Hülle und Fülle. Und in einem Punkte kann sich die Frau dem Manne sogar als weit überlegen erweisen — in der feinen, intimen Seelenmalerei. Wer als das Weib hat so zahlreiche Gelegenheit, nach einzelnen Richtungen in das Innere des Mannes zu blicken; wem öffnet der Mann so ganz und frei sein Herz als dem Weibe? Ein Mann lernt niemals eine Frau so in allen Falten und Ecken ihres Wesens kennen als sie ihn; nie läßt der Verstand im Manne jenen wunderbaren Instinkt, jene divinatorische Feinfühligkeit, die im Nu das übersieht, wozu der Mann lange Zeit braucht, so zur Geltung kommen, als diese Fähigkeit in der weiblichen Natur dominiert. Man könnte beinahe zu dem Paradoxon verleitet werden, nur der würde sich als vollendeter Seelenmaler erweisen, der Mann und Weib zugleich wäre. Das Weib vermag mehr als der genialste Mann Aufschlüsse über das Verhältnis der Geschlechter zu geben, ihr Ohr ist wundersam geschärft für den kleinsten Laut einer Seelenregung, sie sieht das Sprühen der Funken, wenn sich die elektrischen Gewalten der Geschlechter einander nähern. Die Frau ist heutzutage berufen, in der Kunst die Hüterin jener edlen Güter zu sein, die uns im Leben abhanden zu kommen drohen, die Hüterin des Gemüts, der stillen, sinnigen Heiterkeit, des traulich geselligen Glücks... Leider aber sind sich die wenigsten der zahllosen Schriftstellerinnen solcher Vorzüge bewußt. Was die meisten schreiben, ist nur der bittere Erguß zurückgestauter Wünsche, sind phantastisch verzerrte, innerlich ungesunde Darstellungen von Dingen und Verhältnissen, mit denen sie in Wahrheit gar nicht vertraut sind, ist ein zudringliches Prunken mit unverdauten wissenschaftlichen Kenntnissen. Kein Begnügen mit dem begrenzten Gebiet ihres Wirkens, ein verzücktes und verzuckertes Hineinleben in unmögliche Seelenzustände, in bizarre Schicksale. Diese Produkte wären überhaupt keiner ernsten Beachtung wert, wenn sie schlecht geschrieben wären oder von Mangel an darstellendem Talent zeugten. Aber dies ist nicht immer der Fall. Viele verfügen über eine bestechend liebens-

würdige, warmquellende Diktion, über eine große Geschicklichkeit phantasiereicher Scenierung und erfüllen am vortrefflichsten die Forderungen jenes Publikums, das sich über einige Stunden angenehm hinwegtäuschen will und im Grunde genommen ebenso gedankenlos ist als die Autorin, die es liest. Diese Schriftstellerinnen werden natürlich den ernster und tiefer angelegten vorgezogen. Die allermeisten Familien-Zeitschriften, welche eben nur das bieten wollen, was gefällt, und keine Ehre darein setzen, sich allmählich ein Publikum heranzuerziehen, bringen nur diese Lieblinge der Lesewelt. Dazu kommt der Umstand, daß die Journale beinahe durchweg von Frauen gelesen werden, welche eine andere Kost kaum vertragen wollen; das höhere Ansprüche stellende männliche Publikum hält sich an die vornehmeren Monatsrevuen. Wenn in letzteren auch ab und zu weibliche Autoren zu finden sind, so ist dies kein Beweis, daß dort ebenfalls Konzessionen dem Publikum gemacht werden, es bezeugt dies nur das Auftreten von feinen weiblichen Talenten, denen ein solcher bevorzugter Platz gebührt. So haben wir z. B. auch in diesen Heften Bekanntschaft mit einigen ausgezeichneten Leistungen weiblichen Ursprungs gemacht.

Ein Prototyp der oben erwähnten Lieblingsschriftstellerinnen ist die jüngst verstorbene Marlitt gewesen, die ein nach Millionen zählendes Publikum besaß und förmlich Schule machte, allerdings wurde sie von keiner ihrer Nachahmerinnen erreicht. Blühende, bilderreiche Diktion, stellenweise sogar echt poetische Darstellungsgabe ist ihr unbedingt zu eigen gewesen — aber welch kläglicher Erfindungsmangel zeigt sich in ihren Arbeiten, in denen ein Problem stets und stets behandelt wurde. Wo haben alle ihre unverstandenen Frauen, ihre geheimnisvoll herrlichen Männer existiert, wo fanden ihre rührenden Seelenkonflikte statt — war nicht alles, was sie schrieb, höchst unwahrscheinlich und für die Dauer auch abgeschmackt? Aber freilich, sie wird von einer kolossalen Phalanx weiblicher Anhänger geschützt, ihr Lob fliegt von einem Rosenmund zum anderen, indessen die weiblichen Vertreter der dauernden Litteratur einsam und unbeachtet von der großen Menge ihren Weg gehen. Doch wenn man um eines Gerechten willen hundert Ungerechte verschonen soll, dann mögen die wenigen echten jungen Talente und die noch spärlicher gesäten großen bewährten Kräfte uns für die Sündflut moderner weiblicher Schriftstellerei entschädigen.

Die Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach ist den Lesern dieser Blätter längst eine vertraute, liebwerte Persönlichkeit geworden; niemand wird mir widersprechen, wenn ich diese Frau eine große Künstlerin nenne, niemand aus dem Kreise ihrer gewählten Lesewelt, niemand aus der Kritik, niemand unter ihren Kollegen und — last not least — niemand unter ihren wirklichen Kolleginnen. Wenn ein Künstler durchweg günstige Kritiker findet und nicht eine einzige Stimme der Scheelsucht, der kleinlichen Nörgelei sich wider ihn erhebt, dann sind seine Leistungen entweder so makellos, daß sie den Charakter idealer Vollkommenheit erreichen und jeden Tadel niederschlagen, oder dieser Künstler macht keine Reklame und sich dadurch keine Widersacher. Nun bin ich überzeugt, daß kein Künstler so groß sein kann, und wäre er der potenzierte Shakespeare, um bei seinen Lebzeiten die Gehässigkeiten der Kritiker und der Kollegen nicht zu erfahren, und daß jedesmal die erstaunliche Thatsache allgemeiner Anerkennung nur der vom Gewühl des Marktes sich abseits haltenden Lebensweise des Künstlers zuzuschreiben ist. Dies trifft wörtlich auf Frau v. Ebner-Eschenbach ein. Sie lebt nur ihrem Familienkreise, kümmert sich nicht um Reklame, nicht um die Persönlichkeiten ihrer Schwestern und Brüder im Apoll, sie macht weder Schule noch Konkurrenz, entwaffnet also von vornherein jede gehässige Gegnerschaft, sie beschenkt uns aber mit Leistungen, die den ernsten, unparteiischen Beurteiler entzücken.

Allerdings ist wiederum die Noblesse ihres ganzen Auftretens schuld, daß ihr Name nicht auf den Lippen Müllers und Schulzes schwebt, daß Pensionatsmädchen noch immer ungestört die Marlitt zum Idol ihres litterarischen Geschmacks machen, kurz, daß „wenig" von ihr im großen Publikum gesprochen wird. Der exklusive enge Stoffkreis, in dem sie sich bewegt, beraubt sie des problematischen Glücks, Nachahmer zu finden, die gewöhnlich die Lorbeeren des Vorbildes ernten, dieses aber in Mißkredit bringen, und da sie auch niemandem hinderlich entgegentritt, auf ihrem Gebiete keinen Nebenbuhler zu besiegen und zu fürchten braucht, so ereignet sich an ihr die Merkwürdigkeit, daß über sie nur eine Stimme des Lobes erschallt, und sie ist so glücklich, diese Stimme noch zu hören, während diese sonst nur über die Gräber großer Menschen dahinklingt.

Die moderne österreichische Litteratur hat uns mit vier hervorragenden, interessanten Dichtern beschenkt: mit Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, P. K. Rosegger und der Ebner-Eschenbach. Der bedeutendste unter ihnen ist unbedingt Hamerling; im Boden der Antike wurzelnd, blickt er mit seherischem Auge in die Zukunft; sein Wesen ist eine wundersame Mischung von klassischem Schönheitskultus, von orientalisch-üppiger Phantasie und Traumseligkeit, von romantisch-mystischer Verzückung und von einer grandiosen Gedankenwelt — als ausgesprochene litterarische Physiognomie nimmt er vielleicht den ersten Rang in der gegenwärtigen Litteratur ein. An seiner Seite ragt die titanische Granitgestalt Anzengrubers hervor, einer der genialsten Dramatiker Deutschlands. In Ehren neben ihm besteht Rosegger, der allbeliebte, gemütsvolle Poet, der dem Fühlen und Denken der Steiermärker originellen und hinreißenden Ausdruck verliehen. Die vierte in diesem erlauchten Geisterbunde ist unsere Dichterin, die sich durch die Wahl ihrer Stoffe in interessanter Weise von ihren drei Kollegen abhebt. Was Gustav Freytag für den deutschen Bürgerstand, ist sie verhältnismäßig für die österreichische Aristokratie. Wie durch Freytags Schriften ein leiser bürgerlich-philiströser Zug geht, so herrscht bei ihr allüberall die ausgesprochenste Noblesse; aber es ist keine Flitternoblesse, die sich auf konventionelle Dinge bezieht, äthergleich durchdringt sie alle ihre Schöpfungen und verleiht denselben den Reiz des Subjektiven, wie ein feinstes geistiges Parfüm strömt sie aus ihnen und versetzt den Leser in eine seltsam angeregte Stimmung.

* * *

Über das Leben dieser denkwürdigen Frau läßt sich eigentlich wenig berichten; kein besonderer Glücksfall, kein schwerer Schicksalsschlag hat die Pfade ihres Lebens durchkreuzt. Nach einem uns vorliegenden dürftigen curriculum vitæ erblickte die Baronin Marie Ebner v. Eschenbach, geborene Gräfin Dubski, am 13. September 1830 zu Zdischlawitz in Mähren das Licht der Welt. Sie verlor sehr früh ihre Mutter. Ihre Großmutter und eine vortreffliche Stiefmutter leiteten aufs sorgfältigste ihre Erziehung. Nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin schloß Mariens Vater zum drittenmal den ehelichen Bund. Das zehnjährige Töchterchen, das bis dahin unter dem Einfluß einer französischen Gouvernante gestanden, wurde von ihrer neuen Stiefmutter in die Schönheiten der deutschen Litteratur eingeführt, und das Kind mochte wohl schon damals Anregungen, sich poetisch zu äußern, empfangen haben. Im Jahre 1848 vermählte sie sich mit einem der tüchtigsten österreichischen Genieoffiziere, dem jetzigen Feldmarschallieutenant Baron Ebner v. Eschenbach, und lebte bis zum heutigen Tage in Wien „in glücklichstem Familienkreise ganz ihrer Liebe zur Poesie".

Man sollte nun angesichts eines solch ruhigen Lebenslaufes füglicherweise annehmen, daß der Schaffenstrieb eines so starken Talentes sich in zahlreichen Schöpfungen genug gethan und daß ich jetzt dem Leser über eine große Anzahl

von Werken zu berichten hätte. Es liegen vor mir nur sieben Bände,* von denen einige einen gar schmächtigen Umfang haben, und zwei Heftchen. Das Gesamtschaffen der Ebner-Eschenbach hat also die Stärke ungefähr zweier jetzt üblichen Roman-Dreibänder, und daß sie mit solch leichtem Gepäck dennoch den Weg in die sogenannte Unsterblichkeit antreten darf, beweist eben nur den Wert ihrer Bücher. In weiser Selbsterkenntnis bemaß sie richtig den engbegrenzten Umfang ihres Stoffgebietes, über dasselbe wagte sie sich nicht hinaus, aber sie verstand es, ihrem Wirkungskreise unzählige poetische Seiten abzugewinnen. In ihren Büchern liegt so viel Lebensweisheit, so viel Gestaltungskraft, eine so reiche Erfindungsgabe dicht aufgestapelt, daß man mit diesen Schätzen ganz gut dreimal so viel Bände hätte ausstatten können. Was so vielen Autoren schon nach kürzester Zeit ihres Schaffens passiert, daß ihre Scenen sich wiederholen, stets dieselben Personen, nur unter anderen Namen und in anderer Kleidung, auftreten, das ist bei unserer Poetin nicht zu finden. Jede ihrer Novellen hat ihren eigenen Ton, ihre eigenen Typen, ihr eigenes Problem, nur die Seele der Dichterin, die alle Gefühle der Lust und des Schmerzes umspannende, über alle Töne des stammelnden Entsetzens und der jauchzenden Wonne gebietende Seele haben sie gemeinschaftlich. Wie man im Leben nie zwei Menschen, zwei Tiere oder zwei Pflanzen findet, die sich absolut gleichen, so stößt man nie bei der Ebner-Eschenbach auf zwei Leute, die kongruent sind.

Sie ist also die berufene Schilderin der österreichischen Aristokratie, die ja auch von Ossip Schubin (Lola Kürschner) mit Vorliebe dargestellt wird; Frau v. Ebner beleuchtet dieselbe von allen Seiten, stellt ihren Charakter in den mannigfachsten Problemen und Konflikten dar und rückt sie uns durch Vorführung von Typen und Originalen näher; das Leben der Aristokraten untereinander, ihr Gebaren mit den Schloßdienern, ihr Verhältnis zu den Untergebenen des Gutes ist die Domäne dieser Erzählungen. Da erscheint auf der Bildfläche der ideale Edelmann und verkörpert die Ansichten der Dichterin über das Wesen der Aristokratie; die beiden Komtessen Muschi und Paula, erstere voll erschreckender Blasiertheit und Flachheit, letztere voll Gemütstiefe, die sich über die Vorurteile ihres Standes hinwegsetzt; die seltsam herzlose Gräfin Hedwig, die, selbst unabhängig geworden, sich nicht entschließen kann, dem unter ihr stehenden Freunde die Hand zu reichen; das arme Edelpaar, mit dem ungebeugten Stolze, zwar arm und doch ohne Ahnung von den Schrecken der Armut; der Graf, den Sinneslust und ehrliche Bewunderung treibt, die Gouvernante seines Kindes heimzuführen; der polnische fürstliche Sendbote Dembowski, der den Reichtum wegwirft und Bauer wird; — die Dichterin steigt vom Söller ihres Schlosses hernieder und schildert den Zwang der Leibeigenschaft, die blutigen Bauernaufstände; sie zieht in die Stadt und sucht den „spätgeborenen Dichter“ in seiner Stube auf, der ihre Anschauungen von der Kunst und deren Ausübung vertritt; sie führt uns Charakterköpfe vor wie Lotte, Božena, den Kreisphysikus, die Unverstandene auf dem Dorfe, lauter Erscheinungen, die sich unvergeßlich dem Gedächtnis des Lesers einprägen.

* * *

Für litterarische Feinschmecker sind die „Zwei Komtessen“ ein einziger Genuß. Hier verspottet die Dichterin die der Grazie allerdings nicht entbehrende, über alles gedankenlos hinweghuschende Lebensweise gewisser Aristokratinnen, denen der

---

* Bibliographie. „Erzählungen“. (Stuttgart, Cotta, 1875.) — „Božena“, Erzählung. (Stuttgart, Cotta, 1876.) — „Neue Erzählungen“. (Berlin, Ebhardt, 1881.) — „Dorf- und Schloßgeschichten“. (Berlin, Paetel, 1883.) — „Aphorismen“. 2. Auflage. (Berlin, Ebhardt, 1884.) — „Zwei Komtessen“. (Berlin, Ebhardt, 1885.) — „Neue Dorf- und Schloßgeschichten“. (Berlin, Paetel, 1886.) — „Doktor Ritter“, dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. (Wien, Rosner, 1872.) — „Die Veilchen“, Lustspiel in einem Aufzuge. (Wien, Wallishausser, 1877.)

„Sport" End- und Hauptzweck des Daseins bedeutet und die für etwas Ernsteres nur das Lächeln der Ungläubigkeit oder des Spottes besitzen. Aber ihre Satire ist nicht einseitig: neben die Sportskomtesse Muschi stellt sie die feinfühlige Paula, die sich ehrlich und gründlich in ihren Kreisen langweilt, da sie ihr geistig nicht genügen, und die ihren geliebten, „einfach nur das Rechte thuenden" Baron um so mehr liebt, je häufiger er verrückt und überspannt genannt wird. Die Briefe der Komtesse Muschi in ihrem Gemisch von schlechtem Hochdeutsch, Austriacismen und fremdsprachigen Floskeln tragen das Gepräge genialer Echtheit — so schreibt nur die auch in die höheren Kreise verpflanzte sogenannte wienerische Gemütlichkeit und Flachheit. Eine kurze Stichprobe aus dieser köstlichen Geschichte: „Der Graf hat recht nett geantwortet, nur geniert er sich noch und glaubt, daß er immer im Imparfait sprechen muß, was highly affektiert herauskommt. Gegen neun Uhr hat es angefangen, recht fad zu werden, da ist aber zu meiner allerangenehmsten Überraschung Fred gekommen, mit seinem Bruder und mit die zwei Hochhaus. Sie waren auf dem Wege nach Raigern zum Offiziersrennen und haben um ein Nachtquartier gebeten. Ich habe gleich eine Cirkusproduktion arrangiert, mir eine Viererpeitsche kommen lassen und zuerst den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dressierten Vollbluthengst Arabi. Es war zum Totlachen, wie er über die Sessel gesprungen ist und traversiert und gewechselt und zugleich mein Sacktuch mit den Zähnen vom Boden aufgehoben hat. Dann hat die Nagel ans Klavier gemußt, und die vier Herren haben die Heroldsquadrille zum besten gegeben. Köstlich waren sie! So liebe Buben! Der kleinere Hochberg, der herzige Kerl, hat wirklich ein Gesicht wie ein Pferd. Zuletzt ist Fred seinem Bruder auf den Buckel gesprungen, und er hat sich präsentiert als Mlle. Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Rob-Roy. Ach, wenn du das gesehen hättest! ... Die koketten Augen, die er gemacht hat, und le petit air pincé, und das ruckweise Grüßen mit dem schiefen Kopferl — man kann sich nichts Spaßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama. Nur der Graf ist so bocksteif gewesen, daß ich mir gedacht habe: Du kannst mir gestohlen werden, ich lasse dich nicht austrommeln. Das Schönste an unserer Renz-Produktion war, wie der Pips auf einmal genug bekommen hat von der Reitgerte der Pimpernelle, und zu Fleiß gestolpert und hingeschlagen ist mitsamt seiner Reiterin, daß es gescheppert hat. Wir waren ganz echauffiert vor lauter Lachen, und ich habe zur Abkühlung ein jeu d'esprit von meiner Erfindung proponiert. Alle haben sich um den Tisch setzen müssen, es ist eine Schale voll gestoßenen Zucker gebracht worden, und einer nach dem anderen hat seine Nase hineingesteckt. Wie das fertig war, hab ich kommandiert: Eins, zwei, drei! und jetzt hat sich jeder eine Riesenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von seinem Nasenspitzl abzulecken... Wer's zuerst getroffen hat, der hat gewonnen ..."

Der österreichische Adel könnte unserer Poetin ob solcher scharfen Satire sehr gram sein, wenn diese uns nicht im „Edelmann" einen vollendeten Aristokraten geschildert hätte; hier sehen wir, welche wahre und große Anschauung sie vom Adel überhaupt und dessen gegenwärtiger Stellung hat. Nur ihren Hochflug spürt man, wenn ein Vater seinem Sohne die edelsten Ratschläge, wie er sich in einer wichtigen Familienangelegenheit verhalten möge, erteilt. Der Held der Erzählung lebt auf seinem einsamen Gute in Böhmen. Er stammt aus einer hochadeligen Familie und hat eine Pastorstochter geehelicht. Er ist aus dem Grunde mit seinen Verwandten total entzweit, die übrigens mehr als er durch diese Mesalliance ihren Stand herabsetzen, denn sie sind geld-geizige und -süchtige Industrielle geworden. Seine Tante, eine Prachtfigur der Ebner, eine Aristokratin vom Wirbel bis zur Sohle, verläßt des-

halb ihre Umgebung, reist zu ihrem Neffen und ihrer bürgerlichen Nichte. Ihre Ankunft bringt im Schlosse große Aufregung hervor, und der Vater weiht seinen Sohn, zumal dieser durch den Tod seines jungen Vetters Erbe des sämtlichen Familienbesitzes sein wird, in die Sachlage ein und rät ihm, wie er sich später zu verhalten habe. Es sind goldene Worte und für die Ebner selbst ungemein charakteristisch. „Ein Tag kann kommen, an dem du aufgefordert wirst, den Namen und die Güter anzutreten, auf welche ich verzichtet habe. Dann wirst du thun nach deiner Überzeugung, so wie ich nach der meinen gethan habe. Was immer zu werden du dich entschließest, das sei ganz. Sei als Graf von Tannberg kein Fabrikant, nenne dich nicht Graf Tannberg, wenn du ein Fabrikant bist. Das eine schließt das andere aus. Der ehrenwerteste Kaufmann verfolgt materielle, der Edelmann, im Sinne des Wortes, verfolgt ideale Zwecke. In dem Augenblicke, wo der letztere vergaß, daß in ihnen, und in ihnen allein, seine Macht wurzelt, hat er sich als Edelmann aufgegeben. Ein Geschäft, in dem er gewann, ist ein Geschäft, in dem er verlor; denn seines Amtes ist, Nutzen zu gewähren, nicht Nutzen zu nehmen. Die getreue Befolgung der hohen und subtilen Ehrbegriffe, die seinem Stande die Existenzberechtigung geben, legt Pflichten auf, denen heutzutage keine Rechte mehr entsprechen, und derjenige, der ihnen nachlebt, ist nicht allein ein Diener, er ist ein Opfer der Tradition. Wenn du jemals Tannberg als Herr betrittst, so müssen die Räder stille stehen in den Fabriken... Erwiderst du mir: Gut, ich will weder ein adeliger Kaufmann, noch ein im Vorurteil eingesponnener Landjunker werden, aber ich will heißen, wie meine Vorfahren hießen, und einen Lebensberuf ergreifen, der sich mit meinem Stande verträgt, weil er gleichfalls ideale Zwecke verfolgt, den künstlerischen zum Beispiel oder den wissenschaftlichen, den geistlichen oder den kriegerischen — dann antworte ich: In den beiden ersten Fällen wird der Adel dir hinderlich sein, denn ein ungünstiges und fast unbesiegbares Vorurteil begrüßt seine Mitglieder auf diesen geistigen Gebieten, welche den meisten von ihnen bisher fremd geblieben sind, gegen deren Vertreter sie sich abwehrend verhielten. — In den beiden anderen Fällen wird der Adel dir unnütz sein, wenn man ihn als gleichgültig ansieht — verderblich jedoch, dem Besten in deiner Seele verderblich, wenn er dich zum Gegenstande einer Bevorzugung macht, welche du ihm, nicht dir selbst verdankst."

Wie die Ebner im „Edelmann" gewissermaßen ein Selbstbekenntnis ablegt, so thut sie dies auch in Bezug auf die Kunst im „Spätgeborenen". Das Bild, das sie da entrollt, ist in vielfacher Beziehung ein Kultur- und Sittengemälde. Ein schüchterner, stiller Beamter der Finanzlandesdirektion, Andreas Muth, lebt des Tags seinem Berufe, des Nachts aber seiner Muse. Diese ist eine vorzeitliche Göttin, ein Überbleibsel aus der Zeit der Klassiker, wo man sich in die antike Welt mehr versenkte als in den Geist der Zeit. Er schafft ein Drama nach dem anderen, jedes reicht er pseudonym ein, jedes wird abgewiesen, bis eines schönen Tages ein Stück acceptiert wird, weil das Pseudonym mit dem, unter welchem vor Jahren ein berühmter Politiker seine Jugendversuche veröffentlichte, identisch ist. Das Stück findet als veraltet und unmodern wenig Anklang, ein witziger Feuilletonist macht es in unwürdiger Weise und unter allerlei Anspielungen auf den vermeintlichen berühmten Autor herunter. Jetzt thut der menschenscheue Poet zum erstenmal einen Blick ins Weltgetriebe, dem er so fern abseits lebte, und schaudernd erkennt er die Ziele seines Schaffens, die mit dem gegenwärtigen Geschmack nichts zu thun haben, mit einemmal ist ihm klar, daß er auf den heiß ersehnten Dichterlorbeer für immer verzichten müßte. Wohl wird ihm gerade durch seinen hämischen Kritiker, der seinen Irrtum und seine ungerechte Besprechung wieder gut machen will, Gelegenheit ge-

boten, sich in echt moderner Weise geltend zu machen, nämlich für „Zeitungen zu schreiben“. Aber gerade den Journalismus lernt er von der schmählichsten Seite her kennen — denn dieser brachte seine traumhafte Schattenliebe zur Gattin jenes Diplomaten in die anrüchigste Beziehung —, er entsagt und erleidet durch die unglückseligste Verkettung äußerer und seelischer Umstände einen jammervollen Tod, in einer Epoche, wo eine helle Zukunft ihre Strahlen in seine einsame Stube zu senden begann. Mag nicht in diesem „Spätgeborenen“ und in seinem lastenden Beamtentum — diese Seite ist von der Ebner mit brillanter Bravour ausgearbeitet worden — der Dichterin Franz Grillparzer vorgeschwebt haben? Diese Novelle ist in ihrer Einfachheit und Schlichtheit von erschütterndster Wirkung, ein trauriges Poetenlos ist hier mit allen seinen Farben der Erzählungskunst gemalt; man könnte wegen des Schlusses mit der Verfasserin eigentlich rechten, aber im letzten Grunde behält sie doch recht, denn Andreas Muth ist ein tragischer Charakter, dessen Wurzeln im Boden der Gegenwart verdorren müssen, mag ihm das Glück, wie es in moderner Gestalt auftritt, lächeln oder nicht.

Denselben poetischen Wert besitzt „Lotte, die Uhrmacherin“, eine weniger äußerlichen Schicksalen als dem Kerne nach wahlverwandte Gestalt mit dem „Spätgeborenen“; übrigens muß „Lotte“ schon aus dem Grunde gleich nach dem „Spätgeborenen“ behandelt werden, da wir hier mit einem von der Natur ebenfalls reichbegabten Dichter bekannt werden, der, in schroffstem Gegensatze zu Andreas Muth, sich dem modernen Schriftstellertum in die Arme wirft und darin jämmerlich zu Grunde geht. Lotte ist die Tochter eines Uhrmachers, eines Künstlers in seinem Fache, aber schlicht, ehrlich und nicht nach äußeren Ehren strebend. Alle diese Gaben und noch ein großes irdisches Besitztum hat Lotte von ihm geerbt: eine höchst wertvolle Uhrensammlung, die sie wie ein Heiligtum pflegt und behütet. Ihr Ziehbruder und Arbeitsgenosse Gottfried liebt sie von früher Jugend an, aber schmerzerfüllt muß er sehen, wie sie ihre Neigung einem jungen Dichter zuwendet, dessen erstes Werk ihr Inneres orkanartig aufwühlte und ihr die ungeahnte Welt uranischer Schönheit erschloß. Der Poet gelangt frühzeitig zu großem Ruhme; je mehr die Zahl seiner Bewunderer wächst, desto mehr entfernt sich sein Gemüt von der sinnigen, aber häßlichen Lotte. Vernichtet in ihren Hoffnungen und doch überquellend vor Liebe, entsagt sie freiwillig dem Treulosen, sie will nicht, daß er einer Ungeliebten, durch sein Wort gezwungen, die Hand reiche und daß darob sein künstlerisches Können Schaden erleide. So lebte sie jahrelang still für sich hin, nur ihrer Arbeit, die sie zur Kunst erhebt, gewidmet, an ihrer Seite Gottfried, der seine Neigung zu ihr noch immer nicht verraten konnte. Der Poet heiratete eine ideal-schöne, arme Aristokratin; diese junge Dame versteht zwar vortrefflich mit Papageien zu plaudern, aber den Haushalt eines Poeten zu führen, davon hat sie gar keine Idee, nicht einmal seine Werke liest sie, denn das verbieten ihr die schwachen Nerven. Halwig, ihr Gatte, schreibt und schreibt — seine Honorare sind ungewöhnlich groß, denn er hat sein Talent ganz dem Geschmack des Publikums zur Verfügung gestellt, er arbeitet nicht mehr das, was ihm die Muse eingiebt, sondern was der gebildete Pöbel verlangt. Vom grellsten Naturalismus sinkt er allmählich zur gemeinen Kolportagelitteratur herunter. Schließlich ist er im Begriffe, einen Kontrakt abzuschließen, dem zufolge er binnen zehn Jahren dreißig Bände Skandalromane zu schreiben habe, gegen eine Summe, die seinen Schwiegereltern aus peinlichster Verlegenheit helfen soll. Unterzeichnet er wirklich den Kontrakt, ist er physisch und litterarisch verloren. Um ihn zu retten, verkauft die treue Lotte ihre Uhrensammlung; sie befreit ihn allerdings momentan aus der Klemme, aber nach einer kurzen, selig-sorglosen Zeit verfällt er wieder in seine schleuderische Schaffensweise und geht dichterisch elend

zu Grunde. Lotte heiratet ihren Gottfried und wird glücklich. Warum, kann der Leser dieser Geschichte fragen, vollführt eigentlich Lotte den gutmütig-dummen Uhrenverkauf, namentlich da ihr Gottfried bewies, daß Halwig durch nichts mehr zu bessern sei. Ist dieses nichts weiter als eine sogenannte Romanthat, die nichts mit dem Leben zu thun hat alle ihre Kämpfe und Zweifel zu schildern, paßte nicht hierher; es mußten hier, wie in allen Partien des Werkes, nur die Resultate der auftretenden Charaktere gegeben werden, ihre Entwickelung kann sich der Leser zwischen den inhaltsreichen vielsagenden Zeilen suchen. Das Hin- und Herwogen der Scenen aus dem Alltagsleben, die den Charakter des Menschen



Marie v. Ebner-Eschenbach.

und nur den Zweck erreicht, das Publikum zu rühren und für die Heldin zu begeistern? In diesem Vorwurf liegt wirklich aber ein kaum sichtbares Körnchen Wahrheit. Die Ebner-Eschenbach giebt uns hier eine architektonisch streng aufgebaute, eine sogenannte akademisch vollkommene Novelle, in der die kleinen Züge, mit denen die Realisten arbeiten, keinen Platz finden, eine Schöpfung aus einem Gusse und kein Mosaikbild aus tausend kleinen Lebensteilchen. Leicht mag dieses Opfer Lotten nicht geworden sein, aber modeln oder zerreiben, die nervös detaillierte Stimmungsmalerei der Naturalisten ist hier nicht am Platze. Aus der Handlung selbst ergeben sich die großen Charakterzüge, im letzten Grunde die Symbole der Entsagung, Güte, Milde, kurz die Symbole all jener mächtigen Gefühlsströmungen, welche die Realisten in peinlichster Genauigkeit aufzuhalten und zu analysieren suchen. Diese großen Charakterzüge greifen rhythmisch ineinander und erzeugen eine Melodie der Handlung, welche den Leser wie ein schönes Lied er-

greift und in seinem Herzen verwandte Stimmungen erweckt. Ein solches Gefüge nennen die Realisten akademisch korrekt, das bei einem kleinen Künstler allerdings schablonenhaft unwahrscheinlich wirkt, bei großen aber den Charakter eines streng geschlossenen, monumentalen Werkes erhält.

Dieses kunstvolle Räderwerk eines wundersam konstruierten Mechanismus findet man bei der „Božena", der umfangreichsten Schöpfung unserer Poetin, nicht. Es ist weniger eine dem Höhepunkt der Handlung gleichmäßig zustrebende Novelle mit klar gegliederter Conception, als die novellistische Biographie einer merkwürdigen böhmischen Magd, zugleich mit leuchtendsten Streiflichtern auf den herabgekommenen Adelstand. Božena ist in ihrer Art ebenfalls eine „Entsagungsnatur" wie Lotte, aber mit einem Stich ins Heroische. Lotte rafft sich nur zweimal zu einer energischen That aus ihrer mimosenhaften Existenz empor, während das Leben Boženas eigentlich ein steter Kampf, ein kräftiges Ringen mit dem ihre Schutzbefohlenen gefährdenden Schicksal ist. Sie hütet das Kind ihrer Herrin wie ihren Augapfel; als das herangewachsene Mädchen mit einem Lieutenant durchgeht — die Flucht aus dem strengen Hause gelingt deshalb, weil Božena in Liebesnöten zum erstenmal ihre Pflicht versäumt —, eilt sie dem Flüchtling nach und wird seine treue Genossin durch dick und dünn. Sie pflegt sie im Leben und drückt der jungen Frau nach kurzer glücklicher, aber äußerlich unstetig-qualvoller Ehe mit dem Lieutenant die Augen zu. Die Tote hinterläßt ein kleines Mädchen, niemand kümmerte sich seiner im wildfremden Lande (der Vater ist in der Schlacht gefallen), es wäre elend umgekommen, wenn nicht die getreue Božena das Kind auf den Arm genommen und die weite Wanderschaft zu Fuß — Geldmittel besaß sie nicht — in die Heimat angetreten hätte. Sie bringt das Wagnis richtig fertig, aber in dem Momente, wo sie die Schwelle des heimatlichen Hauses betritt, stirbt der Großvater Röschens, und das Kind bleibt der Gnade einer hämischen Stiefmutter und einer trockenen, ledernen Tante Regula, einer alten Jungfrau von zwanzig Jahren, überlassen. Die Stiefmutter stirbt bald, zum großen Teile an ihrem bösen Gewissen, denn der harte Zwiespalt ihres Gemahls mit seiner Tochter aus erster Ehe war hauptsächlich ihr Werk. Nun ist die geizige Tante mit dem kleinen Röschen allein, und Božena macht es sich zur Pflicht, ihrem Liebling zu einem Teil der großen Hinterlassenschaft zu verhelfen. Die Pläne der Tante Regula sind hochfliegend: sie will dem Grafen Ronald, der verzweifelte Anstrengung macht, sein Gut vor gänzlichem Verfall zu bewahren, mit ihrem Gelde beistehen, natürlich als seine ehelich angetraute Gemahlin. Im Laufe der Jahre scheint sich ihre Absicht zu verwirklichen; Regula und Röschen weilen bereits als Gäste auf dem Schlosse, Ronald verliebt sich aber in Röschen und wird von Regula, der die tapfere Božena gründlich die Hölle heiß macht, zur Hochzeit reichlich ausgestattet. Eine Fülle glänzend charakterisierter Personen betritt den Plan: die gouvernantisch-lehrhafte und ränkesüchtige Stiefmutter, ihr herrischer Gemahl, der Liebhaber Boženas, der verliebte Professor in Regulas Nähe, die Eltern des Grafen, Ronald — aber alle werden von Božena und dem getreuen Geschäftsführer Weberlein überragt. Wenn Paul Heyse behauptet, daß „diese geistfunkelnde Erzählung allzuwenig geschätzt wird", so hat er leider sehr recht. Die Scenen im Hause Heißenstein, sowie die auf dem Gute, wo das alte Grafenpaar haust, gehören zu den besten Erzeugnissen der gesamten belletristischen Litteratur Deutschlands. Das Naturell Boženas ist trotz seiner Kompliziertheit von einer leuchtenden Klarheit; man glaubt die Magd zu sehen, ihre Stimme zu hören, und man wird oft versucht, ihr die derbe Hand zu schütteln. Man sage ja nicht, in dieser Atmosphäre könne gar nicht diese Gestalt mit solcher Machtvollkommenheit der Energie und Pflichttreue existieren — gleichviel ob es eine Božena im Leben wirklich geben kann

oder nicht: mit unantastbarer Sicherheit und souveräner Lebenskenntnis hat die Dichterin diese Gestalt geschaffen, sie ist da und läßt sich nicht mehr wegdisputieren. — Die „Entsagungsmenschen“ spielen übrigens bei unserer tadellosen Poetin eine große Rolle, so namentlich in den „Freiherren von Gemperlein“ und im „Guten Mond“. Nun, ich will mein möglichstes thun, um nicht überschwenglich gescholten zu werden; ich bin aber überzeugt, selbst der schärfste und widerspruchsseligste Kritiker wird bei den „Gemperleins“ in einen Zustand enthusiastischer Bewunderung geraten. Zwei Brüder leben auf ihrem Gute Wlastowetz, das sie gemeinschaftlich für den schönsten Ort der Erde und sämtlicher bewohnten Welten erklären. Wäre dies nicht der Fall, so hätten sie sich längst totgeschlagen, wenn sie sich hinwiederum nicht so unendlich lieb hätten. Diese brüderliche Liebe ist aber sehr notwendig bei ihrem grundverschiedenen Charakter. Der ältere ist durch und durch Aristokrat und von der göttlichen Weihe seines Standes überzeugt, der jüngere ist Socialdemokrat und schwärmt für Freiheit und Gleichheit. Hochkomisch ist die Geschichte ihrer ersten Liebe: der Aristokrat liest den Gothaischen Almanach und sucht sich unter den angeführten adeligen Jungfrauen eine Braut aus, deren Sippschaft, Alter und Besitztum ihn am meisten befriedigt. Aber er kommt nie dazu, zur Dame zu reisen und sie um ihre Hand zu bitten. Im Geiste jedoch ist sie längst seine Anverlobte, im Geiste begleitet er schützend all ihre Schicksale, die sie treffen könnten, bis er zu seinem Schrecken im neuesten Jahrgang des Almanachs statt des Namens seiner Braut einen männlichen findet, den ein Offizier aus dieser Familie trägt. Sofort teilt er der Redaktion dieses Versehen mit, jene aber berichtet ihm umgehend, daß eben nur ein leidiger Druckfehler in den Ausgaben der letzten drei Jahre aus dem Offizier eine Dame gemacht habe; — er liebte also seit drei Jahren einen Druckfehler. Nicht minder ergötzlich ist die Liebesaventiure seines jüngeren Bruders, der seinen Anschauungen gemäß nur ein bürgerliches Mädchen heiraten dürfte. Die Nichte einer seiner Untergebenen machte einmal vor ihm errötend einen Knix und er wechselte mit dem zierlichen Landmädchen drei freundliche Worte. Dieses bedeutsame Ereignis geht ihm nicht aus dem Kopfe, er liebt sie und glaubt sich auch wieder geliebt. Ebenso wie sein Bruder beschäftigt er sich mit ihr stetig im Geiste, bis schließlich das ahnungslose Mädchen, um versorgt zu werden, einen ältlichen kinderreichen Witwer heiratet. Nun passiert es den beiden komischen Heiligen, daß sie sich zusammen in die Nichte ihrer Nachbarin verlieben. In wahrhaft rührender Weise verzichtet der eine zu gunsten des anderen, doch es stellt sich heraus, daß der angebetete Gegenstand bereits seit geraumer Zeit verheiratet ist. Da die beiden aber überzeugt sind, daß sie, nachdem sie bis jetzt eine so zahllose Menge abenteuerlicher Liebesgeschichten erlebt haben, noch fernerhin derartige Glücksvögel bleiben werden, so geniert sie diese Enttäuschung nicht weiter, und sie leben unbeweibt, im heftigsten Meinungsstreit liegend, aber in innigster Bruderliebe einander zugethan, bis an ihr Ende. Heyse sprach über diese herrliche Novelle das richtigste Wort: „So viel Feinheit und Seelenadel, Heiterkeit und Ernst, ein so sicherer Takt in der Durchführung der scharf gezeichneten Charaktere, die bei aller grotesken Komik nie die feine Linie der Natur überschreiten und uns in der glücklichsten Stimmung zwischen Lachen und Rührung erhalten — wir wüßten in der That dieser Novelle nicht viel Ähnliches in der heutigen, freilich sehr armen humoristischen Litteratur an die Seite zu stellen.“ Dasselbe läßt sich auch vom „Guten Mond“ * sagen, nur daß hier das grotesk komische Element fehlt. Der „Gute Mond“ ist ein seelenguter Mann, der seinem dichtenden, egoistisch-willenlosen Vetter aus allen Nöten

* Erschien zuerst in den Monatsheften Bd. LVII, S. 573.

hilft. Der Inhalt dreht sich um eine verlassene Braut, die der „Gute Mond“ im letzten Moment heiratet. Die Feinheiten der Diktion aufzuzählen, die der Leser bewundern muß, würde zu sehr den Raum in Anspruch nehmen. Außer dieser Novelle werden sich die Leser der „Monatshefte“ auch der wunderbar ergreifenden Erzählung „Wieder die Alte“ erinnern, die ein herbes Frauenschicksal in rührender Einfachheit und erschöpfender Wahrheit vorführt.*

Zu den besten Leistungen gehört „Chlodwig“, ein kostbarstes Kabinettstück der Seelenmalerei. Chlodwig, ein Gutsbesitzer, hat nur eine einzige Liebe in seinem Leben gehabt, und an der wird er verrückt. Blutenden Herzens mußte er sehen, wie die Komtesse Hedwig einen anderen heiratet. Nach wenigen Jahren stirbt der Gatte; er bietet der Geliebten wieder seine Hand an, aber sie bringt es nicht über sich, sie anzunehmen. Waren es wirklich, wie sie vorgab, Standesrücksichten, oder liebte sie ihn nicht mehr, oder hat sie ihn überhaupt je geliebt? Der Abgewiesene lebt glücklich in der fixen Idee, daß sie ihm ihr Jawort gegeben, weiter und schmückt festlich alle Räume seines Hauses für die erwartete Gattin, die sich in irgend einem Badeorte aristokratisch langweilt. Der erste Teil, wo Chlodwig seinem unbeholfenen Freunde sein Leid klagt, sprüht von Humor, der zweite ist rührend und erschütternd. Ebenfalls gelungen, aber nicht in erster Linie stehend, ist ein „Kleiner Roman“. Die Dichterin, welche den Adelstand von allen Seiten behandelt, darf auch die Gouvernante des hochgeborenen Nachwuchses, die Heldin unzähliger überspannter Produkte, nicht vergessen. Der „Kleine Roman“ ist also eine Gouvernantengeschichte, aber eine gute. Wohlthuend trotz des die Teilnahme an ihm etwas herabstimmenden Schlusses ist der Graf, dessen Gemahlin ihn zu ihren Lebzeiten betrogen und der sich leidenschaftlich in die Erzieherin seines Töchterchens verliebt. Die beste Figur ist eigentlich dieses Kind, ein erschreckend gemütloses, aber raffiniert kluges Geschöpf. Auch dieser Novelle fehlt es nicht an Zügen treffendster Beobachtung, an der Fülle des innerlich Durchlebten. Nur die Einkleidung des Ganzen scheint mir etwas überflüssig; auch ohne die Einleitung von den „Kaffeestunden“ mit der würdigen Matrone hätte die Sache gewirkt.

Eine schimmernde Perle ist „Nach dem Tode“. Das Problem, daß jemand erst nach dem Tode geliebt wird, ist bereits wiederholt und von großen Dichtern behandelt worden. Es giebt nichts Heikleres, Schwierigeres als diese Aufgabe, aber die Ebner-Eschenbach hat sie gelöst, bis auf den letzten Rest. Wen diese Novelle nicht bis ins tiefste Herz hinein erschüttert, der hat überhaupt keins. Ein mit reichen Gaben gesegneter junger Graf wird endlich durch den Tod von seiner ungeliebten, ihm aber glühend ergebenen Gemahlin, die er nur auf das Zureden seiner Eltern geheiratet, erlöst. Bald darauf trifft ihn Amors Pfeil. Eine kalte, schöne Komtesse bestrickt ihn mächtig, und er erlebt jetzt dieselben Qualen wie seine Gemahlin: ungeliebt zu lieben. Bevor er sich mit ihr verlobt — sie betrachtet ihn nur als eine „Geldpartie“ —, reist er aufs Gut seiner Eltern. Dort aber treten ihm die Spuren seiner verstorbenen Frau entgegen, sie sprechen zu ihm mit übermenschlicher, mit göttlicher Gewalt, daß die Tote in reichstem Maße jene Eigenschaften besessen, die er an seiner geliebten Braut bitter vermißt, Eigenschaften, nur um derentwillen allein er ein Weib ewig und treu lieben muß, die er aber an der Verblichenen in frevelhafter Verblendung nicht bemerkte. Es ergreift ihn eine rasende Sehnsucht nach ihr, in verklärter Schönheit sieht er sie vor sich, und jetzt spürt er, daß er das höchste Glück in seiner Nähe gehabt, es aber für immer verloren. Er löst die Verlobung und widmet sich fortan der Erziehung seines Töchterleins. Wie genial ist dies alles vorbereitet, wie führt jedes Wort, jede Bemerkung zum eigentlichen Ziele hin,

* Monatshefte Bd. LX, S. 1.

wie entwickelt sich da klar und unabwendbar ein Seelengemälde voll hinreißender Gewalt. Selten trat in einer erzählten Begebenheit der Kontrast zwischen gemütsvoller Sinnigkeit, anheimelnder Traulichkeit und aristokratisch-kühler unbefriedigender Konvenienz so schneidend hervor als hier. Reizvoll versöhnend nimmt sich daneben die Episode „Die erste Beichte" aus. Sie behandelt den Schaden, den religiöse Ceremonien auf zu wenig entwickelte Kindergemüter, wenn man sie denselben unterwirft, ausüben können. Die kleine Episode scheint direkt aus dem Leben geschöpft zu sein. Ein junges Mädchen, das in der ersten Beichte schwört, es wolle lieber sterben als noch einmal sündigen, ist im Begriffe, sich vom Schloßturm herabzustürzen; glücklicherweise führen böse Ahnungen den Priester zum Turmgemach empor, der die unselige That des Kindes rechtzeitig verhindert.

Eine stürmische Geschichte ist „Jakob Szela", ein kulturhistorischer Diskurs, aus dem die Hauptgestalt in novellistischen Konturen heraustritt. Jakob Szela ist ein merkwürdiger Bauer zur Zeit der polnisch-galizischen Revolutionen und Revolten des Jahres 1846; die einen nennen ihn Volksführer, die anderen Volks**verführer**; jene einen Gesetzkundigen und Weisen, diese einen Winkelschreiber und Rabulisten. Schließlich muß er, obwohl er während des Aufstandes in segensreicher Weise seinen immensen Einfluß auf die Bauern ausübte und mehrere Grafenkinder vor deren Wut schützte, in die Verbannung ziehen. Die Dichterin weiß noch von zwei anderen denkwürdigen Personen aus jenen Gegenden zu erzählen, und zwar im „Kreisphysikus", der nebst den Stücken „Nach dem Tode", „Lotte", „die Gemperleins", „Krambambuli" zu den originellsten und wirksamsten Erzeugnissen deutscher Litteratur gezählt werden muß.

Der „Kreisphysikus" ist ein galizischer Jude und, wenn ich nicht irre, die einzige jüdische Gestalt in den Schriften der Ebner, aber diese ist ihr so gelungen, daß man unwillkürlich bei der Verfasserin des „Kreisphysikus" vergleichsweise an die übrigen Autoren denken muß, die ähnliche Stoffe bearbeiteten, wie etwa Sacher-Masoch, Kompert und Karl Emil Franzos. Das jüdische Volksleben in jenen Gegenden hat entschieden am besten Sacher-Masoch getroffen, dessen poetisches Genie sich leider entwürdigte und verflüchtigte; sehr schön, wenn auch hier und da etwas zu weichlich, sind die Schriften Komperts, aber sie stehen in ihrer specifisch jüdischen Färbung hoch über den „Juden von Barnow", die Karl Emil Franzos zum Autor haben. Abgesehen von den Fähigkeiten, die letzterer in anderen Werken zu Tage legte, ist das genannte Novellenbuch mehr oder minder nur eine litterarische Koketterie. Seine Juden sind mit einer dicken Schminkkruste von Ansichten und Gefühlen, die sie in Wahrheit gar nicht haben können, überzogen, ihr Schicksal ist nur ausgeklügelte Mache, aber keine höhere Wahrheit. Oder ist es etwa zu glauben, daß ein gewöhnlicher jüdischer Kaufmann von Barnow, als er hört, daß seine Frau nicht nur von ihm, sondern auch vom Glauben seiner Väter abgefallen sei — Schillers Gedichte um ein Orakel befragt und sich von dem Schwung der philosophischen Verse, die doch eigentlich der ergrimmte und getäuschte Gemahl auf seiner Bildungsstufe gar nicht verstehen kann, hingerissen und beruhigt fühlt, ja sogar sein Weib freiwillig ihrem christlichen Liebhaber überläßt! Hätte doch Franzos zu näherer Wahrscheinlichkeit jene Stellen bezeichnet, die dieses Wunderwerk vollführten! Da sind die Juden von Sacher-Masoch aus ganz anderem Holze, die leben und leiben in der Wirklichkeit und fußen zugleich in der höheren Sphäre künstlerisch großartiger Darstellung. Und die kleine Novelle der Ebner allein wiegt hundertmal mehr als der ganze Band von Karl Emil Franzos. In Doktor Nathaniel Rosenzweig, dem Kreisphysikus, hat sie den specifisch jüdischen Rassengeist in unübertrefflicher sonnenheller Klarheit gezeichnet. Der Doktor, dessen Jugend nur

Not und bitterste Armut bedeutete, geht selbstverständlich nur auf Erwerb aus; Häufung seines Vermögens bei strengster Pflichterfüllung ist das Ziel seines zähen, stählernen, herzlosen Charakters, niemand liebt er, nur seiner alten Großmutter sucht er das Leben zu verschönern. Wie er sich wandelt durch den merkwürdigen Emissär Dembowski und wie er zum schwärmerischen Menschenfreund wird, diese psychologisch wunderbar geführte Metamorphose muß der Leser am besten selbst kennen lernen. In Bezug auf künstlerischen Aufbau ist der „Kreisphysikus" wie „Jakob Szela" und die „Unverstandene auf dem Dorfe" nicht das, was wir gemeiniglich unter einer Novelle verstehen; es ist eine grandios ausgeführte Skizze, eine novellistisch legierte Biographie zweier seltsamen Menschen wie Rosenzweig und Dembowski. Der letztere erinnert in mehrfacher Hinsicht an den Grafen Tolstoi. Ein reicher Aristokrat wirft alles, was ihn an die Freuden des Lebens erinnert, ab, verleugnet seine Verwandtschaft, macht keinen Gebrauch von seinen Schätzen, er zieht von Ort zu Ort und hält vor versammelten Bauern und Adeligen seine Reden. Durch die Verkündigung der Bruderliebe gewinnt er das Herz der Armen, die Adeligen ruft er indirekt zur Befreiung Polens auf, und so erzielt er durch seine Worte eine zauberische Wirkung, die uns um so glaubhafter erscheint, als eine dieser Reden vollständig mitgeteilt ist. Niemand wird sich dem Eindruck dieser phantastisch-großartigen, ganz im Sinne jener Zeit gehaltenen Worte entziehen können. Den größten Sieg seiner Beredsamkeit bedeutet doch die Umwandlung Rosenzweigs zu einem neuen Menschen.

Ruhiger und friedlicher, wenn auch an Herzensstürmen reich, verläuft die treffliche Skizze „Die Unverstandene auf dem Dorfe", das ist eine ländliche problematische Natur, deren Feinfühligkeit und nobles Auftreten nicht in ihre Umgebung hineinpaßt und das größte Rätsel derselben bildet. Sie heiratet auf Flehen der Mutter ihren Verwandten, einen reichbesoldeten Stallmeister, und als dieser rohe, trunkene Geselle verunglückt, den Schulmeister des Ortes, dessen Orgelspiel sie entzückt und zu dem sie wie zu einem höheren Wesen emporsieht. Der Glanzpunkt ist jene Scene, wo sie ihrem Bräutigam bei der Verlobung eine Maulschelle versetzt und ihm nachher Satisfaktion giebt. Es ist allerdings „nur" eine Dorfgeschichte, aber ohne philosophische, schöngeistige Floskel, ohne Salonparfüm; es sind echte, wirkliche Menschen, die auftreten, mit ungekünstelten Herzenskämpfen trotz ihrer Absonderlichkeit. Merkwürdig ist diese Wäschermeisterin Marie Lakomy in der That, ein solcher Drang nach dem Höheren und Besseren findet sich selten bei Leuten ihres Standes, aber daß gerade eine solche Natur in solcher Gesellschaft ihr Leben fristen muß, ist eben poetisch bedeutsam.

Noch zwei Prachtblüten der Erzählungskunst unserer Poetin müssen wir besonders anführen: „Er läßt die Hand küssen" und „Krambambuli". Die erste ist die Geschichte eines armen Burschen, der von seiner Herrin zu einer grausamen körperlichen Züchtigung verurteilt wird; zu spät begnadigt sie ihn, die Exekution wurde soeben vollzogen und der Kammerdiener meldet geschäftig: „Er läßt die Hand küssen, er ist schon tot!" Dieser Schlußsatz allein sagt mehr als tausend Worte, in ihm ist die stumpfe Ergebung der Leibeigenen, das ganze Zeitkolorit ausgedrückt. Welch feine Ironie macht den Glanz der Flamme, die aus dieser tragischen Geschichte emporloht, intensiver — das unsägliche Elend einer barbarisch geknechteten Menschheit, als noch die Schloßherren das jus gladii ausübten, tritt hier in ausgesprochener Beredsamkeit zu Tage; die Knappheit der Diktion, der vollendete Takt, mit welchem eine im Grunde genommen widerliche Begebenheit berichtet wird, kann nie genug bewundert werden. Was hätte ein ungeschickter Nachahmer Zolas aus dieser Sache gemacht, ein abschreckendes Zerrbild vielleicht, aber selbst Zola in günstigster Stimmung hätte nie eine so tiefe Wirkung hervorbringen kön-

nen wie die maßvoll verschleierte und doch furchtbar deutliche Behandlungsweise der Ebner-Eschenbach.

„Krambambuli“ war das erste, was ich von der Dichterin kennen lernte. Ich fand die wenig Seiten füllende Skizze vor einigen Jahren in den „Dioskuren“, dem österreichischen Beamten-Almanach. Ein großer in Graz lebender Poet machte mich, als er mir den Band lieh, besonders auf diese Arbeit aufmerksam; der Eindruck, den ich damals empfangen, war ein so mächtiger, daß er sich auch bis heute und nach mehrfacher Lektüre um nichts milderte. Krambambuli ist ein Hund; sein Besitzer, ein Wilderer, verkauft ihn aus Not an einen Förster, an dem das Tier nun in treuer Liebe hängt. Wilderer und Förster treffen sich in einem kritischen Moment, ihre Pistolen versagen, und vom Hund hängt es jetzt ab, wer rascher das Gewehr von neuem laden könnte. Der Instinkt des Tieres muß nun jenen furchtbaren Kampf kämpfen, den einst Rüdiger von Bechelaren zu bestehen hatte. Das Resultat ist allerdings echt „hündisch“. Krambambuli schlägt sich zur Seite seines ersten Herrn, aber seine Liebkosungen lassen den Wilderer nicht zum Laden kommen, und von der Kugel des Feindes getroffen, bricht der Wilderer zusammen. Kurze Zeit darauf findet man den Hund tot vor der Thür des Försters. Das ist aber auch eine Leistung, die in ihrer Kraft und Gedrungenheit des Stils, in ihrer Verwegenheit des Problems nicht alle Tage geboten wird. Vom Großartigen zum Trivialen und Jägerlatein herunter ist da nur Schrittesbreite. Neben diesem Meisterstücke nehmen sich kleinere Piecen wie „Die Großmutter“ und „Die Poesie des Unbewußten“ allerdings matter aus, erstere ist eine pikant-graziöse Briefgeschichte, die zweite ein grelles Nachtstück, besonders wirksam als Feuilleton einer Tageszeitung.

Unvollständig wäre diese Studie, wenn wir nicht noch in kurzem der „Aphorismen“ und der beiden kleinen Bühnenversuche gedenken wollten. Daß in ihren vierhundert Aperçus sich manche finden, die im Verlauf einer Handlung angebracht, sich besser ausnehmen würden, als so für sich allein stehend, wollen wir der Dichterin nicht besonders hoch anrechnen. Die überwiegende Mehrzahl funkelt von Geist, von reichem Gemüt. Das beste Urteil über sie können wir durch eine kleine Blütenlese fällen: „Der Gescheitere giebt nach! Ein unsterbliches Wort. Es begründet die Weltherrschaft der Dummheit.“ — „Der Berg, der eine Maus gebiert, hat dabei ebenso große Arbeit wie der Vesuv, wenn er himmelhohe Flammen speit.“ — „Es giebt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die zweiten verdunkeln sie.“ — „Schwächliche Grämlichkeit, die alle fünf gerade sein läßt, ist die Karikatur der Resignation.“ — „So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven.“ — „In jeder Zeit liegen einige große Wahrheiten in der Luft; sie bilden die geistige Atmosphäre des Jahrhunderts.“ — „Wenn die Großmut vollkommen sein soll, muß sie eine kleine Dosis Leichtsinn enthalten.“ — „Der Umgang mit einem Egoisten ist darum so verderblich, weil die Notwehr uns zwingt, allmählich in seinen Fehler zu verfallen.“ — „Der Künstler hat nicht dafür zu sorgen, daß sein Werk Anerkennung finde, sondern dafür, daß es sie verdiene.“ — „Die Gleichgültigkeit, der innere Tod, ist manchmal ein Zeichen von Erschöpfung, meistens ein Zeichen von geistiger Impotenz und immer — guter Ton.“ — „Man darf anders denken als seine Zeit, aber man darf sich nicht anders kleiden.“ — „Demjenigen, der uns Gutes thut, sind wir nie so dankbar wie demjenigen, der uns Böses thun könnte, es aber unterläßt.“

Von ihren Theaterstücken kenne ich nur zwei, „alles andere ist,“ wie mir die Dichterin mitteilte, „längst untergegangen.“ Und das ist schade, denn Paul Heyse bezeichnet im ersten Band des „Neuen deutschen Novellenschatzes“ ein Drama von ihr: „Marie Roland“, als „eine Dichtung

von so ergreifender Macht und Hoheit, daß sie sich trotz mancher Schwächen, die von dem Stoff unzertrennlich sind, auch in der Darstellung siegreich behaupten würde, wenn Revolutionsstücke nicht auf unseren Hoftheatern verpönt und von den kleineren Bühnen durch die Größe der Aufgaben ausgeschlossen wären". Die mir vorliegenden Stücke: „Doktor Ritter" und „Die Veilchen", sind recht hübsche Kleinigkeiten, voll Würzen und Feinheiten des Dialogs; niedlich ist die Idee der „Veilchen", welche die Unentbehrlichkeit gesellschaftlicher Notlügen behandelt. Aber bei aller Verehrung für die Dichterin sei es gestanden, daß ihre dramatische Thätigkeit mir nur als gelegentlicher Abstecher auf ein benachbartes Gebiet erscheint.

* *
*

Den Kritiker, der die Aufgabe hat, die Werke eines Autors im Zusammenhange zu lesen, überkommt oft das Gefühl, als befände er sich in einem Wachsfigurenkabinett; die starren Puppen mit ihren gläsernen Augen stehen um ihn herum, der Poet weist auf sie mit einem dürren Stabe, in der herrschenden Totenstille nimmt sich seine Erzählung von den Schicksalen der Larven doppelt gequält aus; nichts regt sich in unserer Brust, wir hören, um unserer Pflicht zu genügen, teilnahmlos zu, und wenn wir fertig sind, treten wir hochatmend hinaus in die frische Luft, lechzend nach Leben und Bewegung, unser Auge ergötzt sich sogar im ersten Moment an den hin- und herschlenkernden Armen der vorübergehenden Menschen. Nicht einen Augenblick überfiel mich das beklemmende Gefühl, vor Wachspuppen zu stehen, bei den Schöpfungen der Ebner-Eschenbach. Diese sind samt und sonders edle, höhere, gesteigerte Natur, da findet man nichts Unwahrscheinliches, nichts Raffiniertes, nichts Gemachtes, keine Pose, sondern nur warm quellendes rosiges Leben. Bei dieser Dichterin könnte man schier das Tadeln, das Bezweifeln verlernen. Sie schreibt unwiderruflich echt, künstlerisch wahr, tief erschütternd, herzerheiternd. Selbst bei den schwierigsten Problemen fällt sie nicht mit einem Wort aus der Rolle, da wird so überlegen angesetzt, so siegesbewußt ausgeführt, daß der Leser nie aus dem Gleichgewicht seelischen Behagens in die Unruhe eines Bedenkens geschleudert wird. Fern von aller Redseligkeit und Geschwätzigkeit nützt sie bis auf den letzten Grund ihre Stoffe aus, sie ist eine Künstlerin des beredten Verschweigens, und darin liegt zum großen Teil das Geheimnis ihrer Wirkung. Sie analysiert keine Gestalt, sie experimentiert nicht vor den Augen des Lesers, sie stellt den Menschen hin, er lebt und handelt, wie er es kraft ewiger Gesetze muß, und wir finden es selbstverständlich. Aber auch das Unerklärlichste, Rätselhafteste quält uns nicht, es erfüllt sich mit der Unbegreiflichkeit eines Naturvorganges, welchen wir nicht erklären, aber täglich beobachten können. Nie geht sie im Stoff auf, sie steht über ihm, sie modelt, sie meistert ihn mit der souveränen Machtfülle eines geweihten Künstlers. Die Naturlaute herbster Tragik, die Dissonanzen des Alltagslebens, die schillernden Klangfarben des Humors gehorchen ihr. Nichts Weibisches klebt an ihr, und doch hat sie die edelsten Eigenschaften des Weibes. Sie vereinigt männliche Energie, männlichen Ernst mit dem feingeäderten Seelenleben der Frau. An ihr ist ferner eine große Kunst wahrzunehmen, die sie mit wenigen Autoren teilt, die Kunst der charakteristischen Sprechweise ihrer Personen. Die Sprache schmiegt sich wie ein Florgewebe der Individualität der einzelnen Gestalten an, und darum bringt die Ebner auch die täuschende Wirkung hervor, als ständen wir vor wirklichen Menschen und keinen Scheingebilden. Innerhalb der Grenzen eines kleinen Stoffgebietes hat sie eine reiche, blühende Welt erschaffen, eine Zierde im Kosmos der Litteratur.



Kolm Saigurn.

Die Rauris mit Kolm Saigurn und Sonnblick.

Von

Johann Braß.

Alljährlich im Sommer ziehen jetzt Tausende von Städtern ins Gebirge, um den sorgenvollen Sinn zu erheitern und die geschwächten Nerven zu stählen. Sie besuchen die Thäler und die Punkte, welche der „rote“ Bädeker oder der „schwarze“ Meyer mit einem Sternchen bezeichnet, zu Hunderten, wo aber gar zwei Sternlein blinken, da ist das Gewühle so groß wie auf dem Wiener Graben oder unter den Berliner Linden.

Unbesternt, daher wenig beachtet, liegt im Pinzgau das prächtige Rauriser Thal, obgleich seine nachbarlichen Parallelthäler, zur Linken die „Gastein“ mit berühmter Warmquelle, zur Rechten die „Fusch“ mit heilkräftigem Kaltwasser, schon lange aufgesucht werden. Der Eingang ins Rauriser Thal, die pittoreske Kitzlochklamm, hat zwar auch schon seit dem Jahre 1877, in welchem sie erschlossen wurde, Besucher und Bewunderer, doch kehren die meisten von ihnen wieder um, nachdem

sie die Stelle erreicht haben, wo sich das Wasser der Ache sammelt, um den gewaltigen Sprung in den Felskessel zu thun. Wir kehren nicht um, sondern gehen weiter auf dem feuchten, moosigen Boden, in erquickender Kühle — die dichten Zweige des Jungwaldes lassen auch um Mittag keinen Sonnenstrahl durch. Hinter uns verrauscht allmählich das Donnergetose des Falles, eine Natter windet sich über den Weg, der Bach murmelt geschwätzig dahin (er hat noch keine Ahnung, was ihn weiter unten erwartet) — dann lichten sich die Bäume, und wir betreten den frischgrünen Thalboden der Rauris beim Wirtshaus „Zum Landsteg".

Auf breitem Pfade, ein Mittelding zwischen Straße und Karrenweg, erreichen wir in einer Stunde von da den Markt Rauris, auch Gaisbach genannt. Heute ein armer Ort, zeugen doch seine Häuser, mit erblaßten Fresken und breiter Frontentwickelung, von ehemaliger Wohlhabenheit. Wir passieren den Weiler Wörth, wo der Seitenwinkel über das Hochthor des Tauern nach Heiligenblut führt, lassen die letzte Ortschaft Bucheben links oben, mit ihrem auf einem Felsriegel thronenden Kirchlein, liegen und kommen, die gewaltigen Eisstürze des Schareck stets vor uns, an der Mündung des wilden Krumelthales vorbei, zum „Bodenhaus", einer einsamen Pferdealpe, wo sich die Jährlinge, einjährige Rosse der berühmten Pinzgauer Rasse, auf feuchtem Wiesengrunde tummeln. Hier haben wir auch das letzte Haus der unteren Thalstufe erreicht. Nun schlängelt sich der Weg, im Zickzack steigend, durch hochstämmigen Fichtenwald; die beeisten Bergeshäupter werden nach und nach sichtbar; Wasser rauschen von allen Seiten nieder, entweder vereint zu gewaltigen Fällen oder aufgelöst in glitzernde Silberbänder; eine aufsteigende Rauchwolke verkündet eine menschliche Wohnstätte in dieser Einsamkeit — wir befinden uns im Kolm Saigurn.

An Höhe haben wir bereits 685 m gewonnen, da der Markt Rauris 912 m, Kolm Saigurn 1597 m hoch liegt; an Zeit haben wir fünf Stunden gebraucht.

Im Kolm ist für die leiblichen Bedürfnisse des Touristen vorzüglich gesorgt. Küche und Wohnung, bei freundlicher Bedienung und mäßigen Preisen, befriedigen auch den verwöhnten Städter, und sitzen wir erst am Abend in der mit Glühlicht erleuchteten freundlichen Gaststube bei einem Glas guten Tiroler, dann fühlen wir uns so recht behaglich wie zu Hause.

Doch während wir im Hauptgebäude der Ruhe pflegen, ist draußen in allen Nebengebäuden emsige Bewegung und Thätigkeit bei Tag und Nacht, denn hier sind die Poch-, Wasch- und Amalgamierungswerke, in denen das Gold aus den Erzen gewonnen wird. Das Goldbergwerk wurde früher vom Staate betrieben, ist aber jetzt Eigentum des früheren Hutmannes Herrn Ignatz Rojacher.

Rojacher, gleichzeitig unser dienstbeflissener Wirt, im Thal und bei seinen Leuten nur unter dem Namen „der Natz" bekannt, ist ein ungemein gewandter Mann von origineller Erscheinung: klein und stämmig, mit dichtem, struppigem Haupt- und Barthaar, mit ungemein schlauen Augen, sieht er in seiner grauen gestrickten kurzen Jacke und dem unvermeidlichen spitzen Hutstumpen einem Gnomen gleich. Aus kleinen, ärmlichen Verhältnissen hat er sich emporgearbeitet und ist im wahrsten Sinne des Wortes ein selbstgemachter Mann. Er giebt alle Jahre eine große Summe Geldes für Verbesserungen und Neuanschaffungen aus; die Nutzbarmachung der Elektricität zu der Glühlichtbeleuchtung in allen Räumen, zu Glockensignalen, zur Telephonverbindung Rauris-Kolm-Knappenhaus-Sonnblick ist sein eigenes Werk; auch ist er der Schöpfer und Bauleiter der höchsten europäischen Wetterwarte auf dem Sonnblick.

Der Anfang des Goldbergbaues in den „Hohen Tauern", speciell im Rauriser und Gasteiner Thale, wird bis auf die Römer zurückgeführt. Die bei Strabo den Goldbergbau der Tauriſker in Nori-

cum betreffenden Stellen werden auf die Bergbaue in den Tauern bezogen. Die eigentliche Blüte des Goldbergbaues im Rauriser und Gasteiner Thale fällt in die Zeit 1460 bis 1580. Nicht nur die einheimischen Bauern, Bürger und Edelleute haben um jene Zeit ihre eigenen Gruben betrieben, sondern auch Männer aus Deutschland, namentlich aus Augsburg und Nürnberg, ja sogar Venetianer haben sich an diesen Unternehmungen beteiligt. In Rauris wurden von 1538 bis 1562 mehr als tausend Bergbau-Wasch- und Schmelzwerksrechte verliehen. Ganze Geschlechter wie die der Zott, Weitmoser, Vogelmaier und andere haben bedeutendes Vermögen erworben. Diesen Umstand benutzten die damaligen Landesherren, die Fürsterzbischöfe von Salzburg, um einen großen Teil dieser reichen Goldquellen in ihre eigenen Kassen fließen zu lassen. Sie verwandelten die früher mäßige Steuer, die als Fron in Form eines Zehnten der Roherzeugung von den Gewerken abgestattet wurde, in einen Zwangskurs, das heißt der Gewerke wurde gezwungen, das erzeugte Edelmetall an die landesfürstliche Kammer zu einer von dieser selbst bestimmten Summe, die oft nur fünfzig Prozent des Erzeugungswertes betrug, abzuliefern. Als dann gar die Lehre Luthers unter den Gewerken und Knappen Eingang und Verbreitung gefunden und durch die Intoleranz, namentlich der Erzbischöfe Wolf Dietrich und Graf von Hohenembs, die besten Arbeitskräfte ge-



Aufzug zu dem Goldbergwerk.

zwungen wurden, das Land zu verlassen, da war es um die Blüte des Bergbaues geschehen. Nur Ruinen von den einstigen Aufbereitungswerkstätten und Schmelzhütten an vielen Stellen des Thales erinnern noch an diese längstentschwundene Glanzperiode.

Heute ist die Ausbeute der Gruben keine sehr bedeutende mehr. Das goldführende Hauptgestein ist Gneis, wo die Gänge durchsetzen, in welchen die Klüfte mit Quarz, Schwefel- und Kupferkies ausgefüllt sind. In welch kleinen Teilchen das Gold in diesen Gesteinen eingesprengt ist, ersieht man, wenn wir erwähnen, daß tausend Meter Centner davon nur ein Kilo Feingold ergeben. Außer diesen Pochgängen wird noch das sogenannte Stuferz herabgelieferte Gestein wurde im Pocher zu einer feinen Masse zerstampft, sodann in dem Waschwerke so lange geschlemmt, bis die leichteren, goldarmen Teile vom Wasser hinweggespült und nur die schweren, goldreichen zurückgeblieben sind. Dies übriggebliebene Produkt, „Schlich“ genannt, wurde sodann in den Amalgamiermühlen mit Quecksilber in Verbindung gebracht; Gold und Quecksilber bildeten ein Amalgam, aus welchem durch Abdampfung des letzteren das erstere frei wurde.

Diese Aufbereitungsmethode hatte, trotzdem sie so lange geübt wurde, drei Hauptnachteile: erstens rentierte es nur, goldreichen Schlich zu verarbeiten, und mußte der ärmere an fremde Hütten zur Verarbeitung gesandt werden; zweitens ging



Das Aufzughaus zu dem Goldbergwerk.

gewonnen, wovon tausend Kilo fünfzig bis hundertfünfzig Gramm Feingold liefern.

Bis in die jüngste Zeit wurde das Feingold auf folgende Weise erzeugt: Das durch das geschilderte Verfahren viel goldhaltiges Produkt verloren, und konnte drittens nur das Gold und nicht auch das in den Erzen befindliche Silber und Kupfer



Das Knappenhaus auf dem Goldberg.

gewonnen werden. Der größte Teil dieser Übelstände ist nun durch das von Rojacher seit Ende des vorigen Jahres eingeführte Extraktionsverfahren behoben. Die Extrahierung an und für sich ist wohl nichts Neues und in Fachkreisen unter dem Namen „Plattnerscher Prozeß" bekannt, doch ist die Extraktionsart in der unten geschilderten Weise eine patentierte Erfindung des technischen Leiters des alten, berühmten Bergwerkes zu Falun in Schweden, H. Munktell, und da diese Aufbereitungsart außer in Falun und hier in Rauris nirgends noch angewendet wird, wollen wir dieselbe ein wenig näher beleuchten:

Zur Extraktion kann sowohl Erz, das jedoch früher zerquetscht und gesiebt werden muß, oder oben angeführter Schlich verwendet werden. Das Erz (oder der Schlich) wird vor allem so lange geröstet, bis der darin enthaltene Schwefel sich bis auf fünf Prozent verflüchtigt hat. Das Röstgut wird sodann mit fünfzehn bis zwanzig Prozent Kochsalz vermengt und in einem Glimmofen unter schwacher Hitze nochmals geröstet, bis Schwefel, Arsenik und Antimon vollständig entfernt sind. Das so gereinigte Produkt wird in Fässer gefüllt, mit heißem Wasser, unter Beigabe von verdünnter Schwefel- oder Salzsäure, ausgelaugt. Diese Lauge enthält das Silber und Kupfer, wovon zuvor das erstere mit Jodkalium, das letztere sodann auf Eisen gefällt und mit Dampf bis sechzig Grad abgekocht wird. Daß nicht auch das Gold gleichzeitig ausgelaugt wird, hat darin seinen Grund, daß die Gegenwart von Oxidulsalz jede Operation verhindert, wodurch das Gold gelöst werden könnte. Der nun nur noch Gold enthaltende Rückstand erhält einen Zusatz von Chlorkalk und verdünnter Schwefelsäure; der Chlor wird frei und löst das Gold auf. Diese Lösung wird in einen Bottich, in welchen früher etwas Eisenvitriol geschüttet wurde, aufgefangen, mit Dampf abgekocht unter Beigabe von Bleizucker, um das Präcipitat besser sammeln zu können. Das gesammelte Präcipitat wird aufgenommen, filtriert, getrocknet, mit Mehl, Borax, Soda und Natron vermischt geschmolzen, und nach Abtreibung des Bleies im Windofen tritt das Gold rein und glänzend zu Tage.

Der eigentliche Bergbau wird in der Höhe von 2341 m betrieben, wo sich die Stollen, weit verzweigt unter dem Glet-

scher, hinziehen. Die ausgesprengten Erze werden auf kleinen Wagen, sogenannten „Hunden“, auf ebenem Schienenwege bis zum „Bremshaus“ gezogen, von da bis zum „Maschinenhaus“ auf der Bremsbahn heruntergefördert, vom Maschinenhause zum Kolm endlich auf der Drahtseilbahn herabgefahren. Vom „Kolm“ bis zum „Maschinenhaus“ (2177 m) brauchen wir, auf aussichtsreichem Wege steigend, anderthalb Stunden; doch können Matten schwindet, denn das Weiß der Schneegefilde tritt die Herrschaft an, und draußen, weit im Norden, taucht ein Gewirr von Zacken und Spitzen, aus denen die „Schönfeldspitze“ wie eine Nadel hervorsticht, vor unserem trunkenen Auge auf.

Das Maschinenhaus ist eigentlich nur ein großes Dach über ein großes Rad, welches mittels Wasser in Schwung gesetzt wird, um das Drahtseil entweder



Meteorologische Station auf dem Sonnblick.

wir diese Strecke mit Benutzung der Drahtseilbahn, dem sogenannten „Aufzug“, in zwölf Minuten zurücklegen. Wenn das Wägelchen über den hölzernen Unterbau dahinrasselt, dann plötzlich aus der horizontalen Richtung in die vertikale übergeht, um an den Wänden, von denen namentlich zwei eine Steigung von 55 Grad haben, hinanzuklettern, dann haben wir mehr das Gefühl des Fliegens als des Fahrens. Die Häuser des „Kolm“ werden immer kleiner und kleiner, Wälder und mit Knieholz bewachsene Hügel tanzen zu unseren Füßen, das Grün der auf- oder abzuwickeln. Dem Manne, der das Steuer am Rad führt, ist es auch im Hochsommer nicht zu heiß bei der Arbeit, denn hier ist ein gar luftiges Plätzchen! Oft noch Ende Juni umsäumen das Rad meterlange und armdicke Eiszapfen.

Über breite, glatte Platten führt der Weg zum „Knappenhaus“ empor. An den Hängen, wo die Sonne den Schnee abschmilzt, recken lichtblaue Soldanellen ihre Glöckchen in die Höhe; die Graspolster sind ganz mit den rotblauen Blüten der „Primula minima“ bedeckt, die später den

braunen silberberänderten Strohbüscheln des Tauernröschens Platz machen. Gar häufig trippelt ein Paar Schneehühner vor uns, das erst, wenn ihm unsere Nähe zu unbehaglich wird, mit lautem Geschnarre auffsteigt. Vor uns breitet sich das Vogelmaier-Ochsenkarkees in riesiger Fläche aus, und da, wo sein Eisstrom in chaotischem Gewirre die haushohen Blöcke in- und übereinander schiebt, war in alten Zeiten eine grasreiche Ochsenalpe, die dem Rauriser Geschlechte der Vogelmaier gehörte; daher der heutige Name (in den Tauern ist Kees die Bezeichnung für Gletscher).

Das Knappenhaus ist eines der höchsten ganzjährig bewohnten Häuser in Europa, ein altes, einstöckiges Gebäude, auf einer Moräne stehend. Eine gewaltige Schneewächte lehnt sich noch Anfang Juli an die nördliche Seite des Hauses. Ganz vermag sie auch nicht der heißeste Sommer abzuschmelzen, und nach wenigen Wochen ragt sie wieder in alter Mächtigkeit empor. In den ausgedehnten und unbehaglichen Räumen dieses Steinbaues haben die Knappen ihre Wohnung, Küche und Vorratskammer.

Nach einigen Schritten vom Hause betreten wir den sanft geneigten Gletscher und gelangen, langsam steigend, ohne bedeutende Schwierigkeit in drei Stunden auf die Spitze des „Sonnblick", 3103 m. Während des Aufstieges ist es interessant, zu beobachten, wie die Stangen der Telephonleitung in Reih und Glied über den östlichen Felsgrat hinaufkriechen.

Das Sonnblickhaus steht auf einem meterhohen Steinwall, welcher gleichzeitig als Terrasse für einen Spaziergang um das Gebäude dient, und ist an allen vier Seiten mit starken Eisenstangen verankert. Am meisten fesselt das Auge der furchtbar steile Nordabsturz des Sonnblicks, und sehen wir, an der äußersten Kante stehend, die Gebäude des Kolm zu unseren Füßen.

Das Haus ist aus Holz gebaut, und wir betreten dasselbe an der Südseite durch einen Vorraum, der als Brennholzdepot benutzt wird. Im Erdgeschosse befinden sich zwei gleichgroße Zimmer mit schöner Täfelung, die in ihrer Behaglichkeit an die Gaststuben des Bregenzerwaldes mahnen, das eine die Wohnung des Beobachters, das andere das sogenannte Gelehrtenzimmer; unter dem Dache zwei Touristen-Schlafzimmer mit je vier vorzüglichen Betten. An der Westseite des Hauses erhebt sich, massiv aus Stein gebaut, der Beobachtungsturm, welcher das Anemometer für Registrierung von Windrichtung und Windstärke trägt. Außer den gewöhnlichen Instrumenten sind noch von registrierenden Apparaten aufgestellt: ein Barograph, ein Thermograph und ein Sonnenschein-Autograph.

Den Beobachtungsdienst versehen die Bergknappen abwechselnd; die Einsamkeit da droben schreckt sie nicht, ja sie setzen einen gewissen Stolz darein, mit der „hohen" Aufgabe der Beobachtung, die sie mit Eifer und Verständnis ausüben, betraut zu werden. Der Witterungsrapport wird täglich um sieben Uhr morgens nach Rauris telephonisch abgestattet und von da nach Wien an die meteorologische Reichsanstalt telegraphisch weitergegeben.

Die Aussicht vom Sonnblick ist eine großartige und weitumfassende, und wer wie wir die majestätische Glocknergruppe im klaren Vollmondlicht gesehen hat, der wird dieses Bild gewaltigen Zaubers mit sich fürs Leben tragen.



Die Brunnenkur.

Novellette
von
Wilhelm Berger.

Es hat einst, oben im Schwarzwalde, auf einem stattlichen Bauernhofe eine kinderlose Witwe gesessen, und ist redlich bemüht gewesen, ihre Wirtschaft in musterhaftem Stande zu halten. Die Kathrein war noch in den allerbesten Jahren und eine ansehnliche Person obendrein, so daß sie, wenn sie nur gewollt hätte, leicht einen Freier aus einer ebenbürtigen Sippe hätte finden können. Aber sie wollte nicht; denn sie hatte ihre Augen auf einen armen Nachbar geworfen, einen jungen hübschen Burschen, der von seinem winzigen Gütchen sich kümmerlich und im Schweiße seines Angesichts nährte. Und dieser, der einen rechtschaffenen Stolz in sich trug und sich viel auf seine Unabhängigkeit zu gute that, so wenig Ansehen ihm dieselbe auch bei den Leuten gab, wollte von der reichen Nachbarin nichts wissen.

Freilich hatte die Kathrein durch die Gewohnheit des Befehlens ein etwas rauhes und herbes Wesen angenommen, und Florentin mochte nicht ganz unrecht haben, wenn er befürchtete, er werde mit ihr als Ehemann einen schweren Stand haben. Und die Rolle eines Großknechtes seiner Frau zu spielen, dazu hatte er keine Lust, da er ein starkes Bewußtsein seiner eigenen Tüchtigkeit hatte. Demgemäß ließ er die Mittelspersonen, die Kathrein zu ihm sandte, ziemlich unhöflich ablaufen, und als sie dann selbst sich ihm in den Weg stellte und ihn ob seines unvernünftigen Trotzes nicht eben liebreich ausschalt, antwortete er ihr: „Du bist mir zu alt und zu reich. Ziehen lassen von dir thu ich mich nit, und dein Geld brauch ich nit. Du mußt dir schon einen anderen aussuchen, wenn dir der Witwenstand nit mehr paßt. Wo ich der Bauer bin, will ich auch der Herr sein, weißt du, und mit so was läßt du dir nit kommen von einem, dem du erst das Hochzeitsg'wand kaufen mußt, damit er sich in der Kirch neben dir sehen lassen kann. Ich kenn dich schon, Kathrein. Und deshalb sag ich dir: Laß mich zufrieden. Es hilft dir alles

nix; ich hab nun einmal meinen Kopf. Und wenn du mich noch mehr ins Gered bringst, so verkauf ich meine Sach und geh nach Amerika; ich hab derweil schon genug Gestichel hören müssen um deinetwillen."

Nachdem die Witwe diesen deutlichen Bescheid empfangen, verhielt sie sich still und versuchte auch, sich die Gedanken an den störrischen Nachbar aus dem Sinn zu schlagen. Dies jedoch wollte ihr nicht gelingen, und am allerwenigsten konnte sie sich zu dem Entschlusse aufraffen, durch eine anderweitige Heirat der Sache ein Ende zu machen, wie ihr von einer guten Freundin geraten wurde. Im geheimen hoffte sie immer noch, der arme Florentin werde mürbe werden und ihr eines Tages demütig ins Haus gerückt kommen; dieser aber ging ruhig seines Weges und dachte an nichts dergleichen, freute sich vielmehr täglich seiner schönen Freiheit, so karg ihm darin auch das Brot zugemessen war.

So verging eine Reihe von Monaten, als plötzlich der Krieg von Anno siebzig ausbrach. Die Einberufungsbefehle flogen über sämtliche deutsche Lande, und auch an Florentin gelangte einer. Es war demselben im Grunde gar nicht unlieb, daß er mit ins Feld mußte; denn es steckte ein gutes Teil Rauflust in seinem Blut, und daß mittlerweile sein kleiner Acker brach lag, machte ihm wenig Kummer, da er darüber nicht viel ärmer werden konnte, als er ohnehin schon war.

Die Kathrein jedoch war nicht wenig erschrocken, als die Nachricht zu ihr gelangte, der Florentin rüste sich Hals über Kopf zur Abfahrt in den Krieg. Er möge reklamieren, ließ sie ihm raten; die Regierung habe kein Recht, ihn von Haus und Hof zu nehmen. Florentin lachte nur über ihren Eifer. Mit ähnlichen faulen Ausreden könnte jeder kommen, meinte er; wie die Compagnien wohl vollzählig werden sollten, wenn die Reservisten erst alle versuchten, sich zu drücken? Nein, er hätte keine Lust, sich bei der Behörde als ein lässiger Patriot darzustellen. Im Gegenteil: er werde eine Ehre darin suchen, sich so früh als möglich bei der Fahne einzufinden.

Daraufhin kam Kathrein selbst angelaufen und fand ihn schon reisefertig.

„Ich hab's gut gemeint mit dir," sagte sie. „Aber bei euch Männervolk ist ja mit einem verständigen Wort selten was auszurichten. Ich hätt mir's denken können, daß du wieder deinen eigenen Kopf haben würdest. Na — geh nur; halt dich wacker und komm gesund heim! Und was ich dir sagen wollt: um dein Feld sorg dich nit; ich will's von meinen Leut aufs schönst bestellen lassen, und kosten soll's dir gar nix. Das heißt, wenn du's erlaubst; aufdringen will ich dir kein Gutthat. Red nur, ob dir's recht ist!"

Es war dem Florentin schon recht. „Einen schönen Dank sollst haben," versprach er, „wenn ich erst wieder da bin. Aber weiter giebt's nix, Kathrein, merk dir's."

„Schreibst mir zuweilen, wenn du im Feld bist?"

„Ich will's lieber nit zusagen; es möcht unterwegs kein Feder und Tint geben. Und ich wär auch in Verlegenheit, wie ich dich anreden sollt. Ich denk mir, es wird nix daraus werden. — Adjöh, Kathrein!"

Die Witwe schmollte. „Ein Herz hast du nit, Florentin!"

„Haben thu ich schon eins, aber ich behalt's für mich," erwiderte Florentin, nickte der Kathrein zu und ging ins Dorf hinab.

Nun folgten, während die Armeen sich bildeten und aufmarschierten, ein paar Wochen, voll von ängstlicher Spannung für die stille Zurückgebliebenen. Das gewohnte Tagewerk wurde nur mit halber Seele betrieben, wie etwas, das dem bevorstehenden Ungeheuren gegenüber kaum eine Bedeutung habe. Und dann kam rasch nacheinander die Kunde von Weißenburg, Spichern und Wörth.

Als einige Tage später genauere Berichte einliefen, entnahm Kathrein daraus, daß Florentins Regiment bei der Schlacht von Wörth beteiligt gewesen war. Und nun wurde sie von einer seltsamen Un-

ruhe heimgesucht, die sich nachts in den schreckhaftesten Träumen äußerte. Sie sah den Geliebten verwundet, verstümmelt, und wenn sie darüber aus dem Schlafe auffuhr, war es ihr, als ob sie aus einer Ecke ihrer Kammer sein Stöhnen und Wimmern hörte. Und auch bei Namen rief er sie, in einem Ton, so zärtlich, daß ihr das Herz darob erbebte. Nachdem diese Erscheinungen ein paar Tage gedauert hatten, konnte sie es nicht länger zu Hause aushalten; sie mußte den armen Mann suchen gehen, der sich in seinem Jammer nach ihr sehnte. Vorgebend, daß sie eine Verwandte in Mannheim besuchen wollte, kleidete sie sich in ihren Sonntagsstaat und trat getrost die Fahrt in das Elsaß an.

Es war nicht weit her mit den geographischen Kenntnissen der Bäuerin, und von dem Wege, den sie einschlagen mußte, hatte sie kaum eine dunkle Ahnung, als sie ihr Dorf verließ. Aber sobald sie von demselben weit genug entfernt war, um sicher zu sein, daß niemand sie mehr kannte, begann sie zu fragen und fragte sich dann weiter und weiter. Verzagt war sie keinen Augenblick, die einsame Pilgerin; auch erfuhr sie unterwegs von den Menschen nur Liebes und Gutes, da jedermann ihrem Vorhaben eine herzliche Teilnahme schenkte. Und als sie erst glücklich jenseits des Rheins war, hörte Florentins Stimme nicht auf, sie leise zu rufen. Da fühlte sie sich dann sicher darüber, daß sie den richtigen Kurs innehielt; aber wie lange mußte sie sich noch in der Gegend von Wörth von Lazarett zu Lazarett fragen, ehe sie endlich, vierzehn Tage, nachdem sie die Heimat verlassen, den Gesuchten in Elsaßhausen auffand!

Und wie fand sie ihn, den armen Florentin!

In der Schlacht war ihm von einem Granatstück das rechte Knie zerschmettert worden. Die Ärzte hatten versucht, ihm das Bein zu retten; doch war dies nicht gelungen. Am Tage vor Kathreins Ankunft hatten sie zur Amputation schreiten müssen.

Als die Schwester vom roten Kreuz dem Krüppel mitteilte, es habe sich eine Base von ihm eingestellt, um nach ihm zu sehen, verwunderte er sich nicht wenig, daß ihm plötzlich eine Verwandte beschert worden sei. Es werde wohl ein Irrtum sein, meinte er; aber die Person möge immerhin mal herankommen, damit sie sich selbst überzeuge, daß sie sich um den Unrechten bemüht habe. Dann, als die Kathrein an sein Bett trat, mit zusammengepreßten Lippen und große Thränen langsam über ihre Backen rinnend, sagte er zur Schwester: „Es ist doch richtig; ich konnt mir nur nit denken, daß es diese wär.“

Er reichte Kathrein die Hand. „Weißt denn schon, was sie mit mir angefangen haben? — Ein Stelzbein giebt's für mich, wenn der Stumpf abgeheilt ist. Und dann werd ich mich auf das Musizieren verlegen und auf die Märkt ziehen. Es soll gar nit übel sein, so ein Leben, wo's von einer Lustbarkeit zur anderen geht. Nur die Mädel, die werden mich nit mehr verliebt anschaun; das hat ein End jetzt.“

„Sprich nit so, Florentin. Das ist doch nit das Schlimmst, daß du das Tanzen und Springen aufgeben mußt. Hast dir ja nie viel draus gemacht. Und um meinetwillen könntst du zwei Stelzbeine haben; deshalb würdst du mir ebenso lieb bleiben.“

Florentin sah sie eine Weile von der Seite an; dann sagte er: „Du bist halt närrsch und wirst dich schon anders besinnen. Doch dank ich dir, daß du gekommen bist; solch ein bekannts Gesicht thut gut, wenn man so allein in seinem Elend liegt. Wie hast nur erfahren, was mir passiert ist?“

„Gar nit erfahren hab ich's; geträumt hat mir's, drei Nächt nacheinander. Das hab ich für ein Zeichen genommen, daß du mich nötig hättst. Und da bin ich dich suchen gangen; aber keinem Menschen hab ich was davon gesagt.“

Da ist dem Florentin doch eigen zu Mute geworden, als er das hörte. Und er hat sich dann Kathreins Pflege gern

gefallen lassen. Der liebe Gott habe sie geschickt, meinte er, und dem dürfe man sich nicht entgegensetzen. Und als er nun das gute Geschöpf Tag für Tag bei sich hatte und ihre Liebe und Güte an seinem kranken und schwachen Leibe erfuhr, da verging ihm der Trotz, mit dem er ihr bislang weh gethan, und er wurde gar sanftmütig und freundlich gegen sie. Daß sie etwas älter war wie er, merkte er schon nicht mehr, und ihren Reichtum vergaß er, da sie sich dienend um ihn mühte. Bald wußte er's ganz genau, daß er ihr von Herzen geneigt sei; doch drückte ihn viel zu sehr das Bewußtsein von seinem krüppelhaften Zustande, als daß er gewagt hätte, Kathrein von der Veränderung seiner Gesinnung zu unterrichten.

Indessen war Kathrein zu scharfsichtig, als daß sie diese Veränderung nicht gewahr geworden wäre. Anstatt nun aber, da sich doch die Zukunft nach ihren Wünschen zu gestalten schien, offen und frei darüber zu reden, hielt sie sich blöde und schamhaft zurück. Sie, die früher so dreist um den gesunden Florentin geworben, konnte nun, da er, fast hilflos, auf ihre Barmherzigkeit angewiesen war, kein vertrauliches Wort mehr an ihn richten, vor lauter Befangenheit und Zaghaftigkeit. Und wenn er einmal morgens bei der ersten Begrüßung ihre Hand etwas länger als gewöhnlich in der seinigen hielt, dann wurde dies erwachsene, verheiratet gewesene Weib verwirrt wie nie als junges Mädchen. Nein: nichts Derartiges hatte sie empfunden, während sie mit dem alten Bauern, ihrem ersten Manne, verlobt war, der sich doch noch einer stattlichen Figur und großer Rüstigkeit rühmen konnte und der überdem fast leidenschaftlich an ihr hing. Und dann später, als ihr, die bald zur Witwe geworden, der junge Nachbar in die Augen stach, war sie weit entfernt von allem bänglichen Schmachten und Sehnen gewesen. Auch als er sie verschmähte, hatte sie nichts weiter gefühlt als einen tüchtigen Ärger, der ihr aber nicht gerade sonderlich tief ging. Und nun dies Herzklopfen, diese verzagte Scheu! Schon begriff sie nicht mehr, wie sie dazu gekommen war, dem fremden Manne ins Blaue hinein nachzulaufen. Solch ein Streich! — Jetzt hätte sie keinen Mut dazu gefunden, meinte sie.

Dies neue Wesen der Kathrein gefiel nun zwar dem Florentin recht wohl, doch wußte er sich's nicht zu deuten. Wenn sie ihn abends allein gelassen hatte, kamen ihm Gedanken, die ihn schmerzhaft anfaßten. Sie wandte sich von ihm ab, schien es ihm dann, und er malte sich aus, daß er wirklich als ein einsamer Mann, mit der Drehorgel auf dem Rücken, werde im Lande umherziehen müssen, um im Winter irgendwo notdürftig unterzukriechen. Denn daß er in Kathreins Nähe nicht verweilen könne, nachdem sie ihn aufgegeben, verstand sich ihm von selbst.

Einst sagte er zu ihr: „Ich kann's nit mehr ansehen, Kathrein, daß du für mich unnützen Menschen dein schöne Zeit hergeben thust. Viel zu bessern ist nit mehr an mir; es wächst jetzt alles von selbst zurecht. Und für dein Wirtschaft taugt's nit, daß du so lang nit hineinguckst. Was du alleweil noch bei mir willst, weiß ich nit. Ich würd dir's nit verdenken, wenn du ein End machtest und gingst an dein Geschäft."

„Ei ja," nickte die Kathrein. „Du hast schon recht. Besser wär's, ich könnt daheim sein. Aber siehst: gehen thu ich nit ohne dich; das hab ich mir gelobt, und so wird's gemacht."

„Mich willst mitnehmen? — Nu sieh mal! Zu was denn?"

„Frag nit so dumm, Florentin!"

„Du meinst wohl, du willst mich vor meiner Hütten abladen und dann mit dein gesunde Füß davongehen? Schickst mir auch wohl ein bissel zu essen hernach, wenn dir der arme Kerl gerad einfallt, der sich mit nur ein'm Bein behelfen muß? — Damit wär mir nix gedient, sag ich dir. Magst es nur wissen, Kathrein: wenn du mich nit zu deinem Mann nehmen willst, dann hast mich hier zum letztenmal gesehen. Verzeih mir

mein Unverschämtheit; aber ich kann nit anders. Es ist ja nit wegen dem Unterschlupf; das mußt nit glauben. Herrgott, wenn ich heut drei gesunde Bein hätt, ich thät nit anders reden. Und nun weißt, woran du bist, und kannst dir die Sach überlegen."

Da war nichts zu überlegen für die Kathrein. „Ei, du närrscher Mensch," versetzte sie fröhlich, „meinst denn, ich hab mir's jemals anders gedacht? — Nit aus meinen Händen laß ich dich mehr! Mit zu mir kommst, und dann soll gleich das Aufg'bot geschehen, und eine Hochzeit richt ich aus, wie die Leut sie in Jahr und Tag nit g'sehn haben."

So schien nun die Angelegenheit zwischen den beiden auf das beste geordnet. Und es dauerte auch nicht lange mehr, bis Florentin, mit einem provisorischen Stelzbein versehen, aus dem Lazarett in die Heimat entlassen wurde. Als er nun an Kathreins Seite auf einem leichten Wägelchen durch das Elsaß fuhr, war ihm gar glückselig zu Mut, und er vergaß schon zuweilen ganz, daß er doch immer nur ein armer Invalide war. Dann aber, drüben im Badener Lande, da er in größeres Menschengewimmel geriet und jedermann so hübsch und leicht ausschreiten sah, legte sich ihm etwas wie ein dunkler Schatten aufs Gemüt. Er merkte es wohl: wenn die Kathrein ihn führte, dann schauten alle Leute mitleidig her. Und es war nicht immer er, der bedauert wurde. Einmal, in einem Wirtshause, wo sie Rast machten, hörte er eine Unterhaltung, die ihn arg aufstörte. „Brav genug ist's von ihr, daß sie ihn heiraten will," sagte einer unter seinem Fenster. „Aber von ihm ist's nicht recht, daß er sich's gefallen läßt. Schon um ihretwillen nicht; so ein wackeres Weib wie die verdient einen ganzen Kerl zum Mann. Und das müßt er sich eigentlich sagen, wenn er sich so neben ihr hinschleppt."

Er war gar nachdenklich während des Restes der Reise, der arme Florentin. Am liebsten hätte er sich schließlich doch vor seiner Hütte abladen lassen und wäre in der nächsten Nacht ganz stille davongehumpelt, so weit hinweg wie möglich. Das aber ging nicht an; denn die Kathrein hatte ihren Leuten gemeldet, wann sie ankommen würden, und nun war das ganze Dorf auf den Beinen, um das Paar zu sehen, das sich auf solche wunderbare Weise zusammengefunden. Da ließ sich denn Florentin nichts merken und machte gute Miene zu allem, was ihm widerfuhr. Bis zum späten Abend kamen die Bekannten gelaufen, namentlich um das hölzerne Stelzbein zu begaffen, das jetzt dem Florentin zuweilen wie eine Auszeichnung vorkam, auf das er sich etwas einbilden konnte. Doch hielt diese Illusion nicht lange vor; am nächsten Morgen, als er allein zu seinem eigenen Felde zu gehen versuchte, blieb er kläglich stecken und wußte nun wieder ganz genau, wie er daran war.

Verdrießlich kam er heim und setzte sich still in einen Winkel. Kathrein kam an ihn heran: „Was hast nur? Willst ein Pfeif rauchen? Wart, ich hol dir die dein; wo hast sie nur gleich g'lassen? Oder willst was essen? Es ist gerad frisches Brot aus dem Ofen kommen."

Florentin schüttelte den Kopf. „Soviel hab ich schon gesehen," sagte er, „was wir beid uns da ausg'dacht haben, damit ist's nix. Zu all deine Plackerei'n sollst du dir nit noch einen Mann aufladen, hinter dem du den ganzen Tag herlaufst wie ein Magd. Ich könnt's nit ansehen, sag ich dir. So hab ich mir's ja nit gedacht da drüben im Elsaß, daß ich Wartung nötig hätt wie ein klein's Kind. Wärst du doch zu Haus geblieben dazumal! Dann hätt ich mich nit in dich verguckt, und es wär mir nit so schwer worden, mich ohne dich durchzuschlagen, wie's jetzt ist."

„Was du da schwätzest!" rief Kathrein erschrocken.

„Es ist mir von Herzen leid, daß ich dir weh thu," fuhr Florentin fort. „Doch denk ich, ein kurzer Verdruß ist besser wie ein lang's Elend. Daß du dich dein Lebenlang mit mir quälst, dazu bist mir

zu lieb. Es wär schlecht von mir, wenn ich's mir gefallen ließ. Und ich will's nit."

„Traust mir etwa nit? Meinst vielleicht, du würdest mir überdrüssig werden mit der Zeit? — Ei, schäm dich doch, Florentin!"

Er versetzte: „Du verstehst mich nit, Kathrein. Gerad, weil ich das allerbest von dir denk, darf ich's nit leiden, daß dein gut's Herz seinen Willen kriegt. Früher schon hab ich dir mal g'sagt, wo ich der Bauer wär, da wollt ich auch der Herr sein. Und das ist die richt'ge Ordnung in der Welt, daß der Mann die Leitung hat; wo's nit so sein kann in ein'm Haus, da ist das ein verdreht's Verhältnis, und kein Mensch befind't sich wohl dabei. Und das siehst doch ein: von der Stub'n aus laßt sich kein Regiment führen. Da aber wär mein Platz. Oder meinst, ich könnt hernach die Kinder hüten? Das wär auch wieder mein Sach nit. Kurz, wie man's auch dreht und wend't, es wird kein Schuh daraus. Da ist das best, ich geh meinen Weg und du gehst den deinen."

Vergebens wandte Kathrein alle ihre Beredsamkeit auf, den widerspenstig gewordenen Florentin zur Vernunft zurückzubringen. Er blieb dabei, daß er ihr seine Dankbarkeit und Liebe gerade dadurch am besten bewiese, indem er sie nicht heirate. Und je öfter er ihr dies versicherte, desto fester glaubte er's selbst. Endlich sagte er, es sei nun genug geredet, er wolle in seine Wohnung zurückkehren; der Kilian möge ihm behilflich sein, über die weichen Wegstellen hinwegzukommen.

Da erwiderte Kathrein kein Wort mehr; mit zusammengekniffenen Lippen ging sie hinaus und rief den Knecht herbei. Bis zum Hofthore geleitete sie, noch immer stumm, den eigensinnigen Liebhaber. Dort aber, als er ihr die Hand bot, fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn heftig.

„Nun geh!" rief sie dann wild. „Du wirst bald genug merken, was du mit deinen lumpigen Bedenklichkeiten angericht't hast. Bild dir nur ja nix drauf ein, daß du mir was zu gute gethan hast! Wenn ich nun einmal mein Freud dran haben wollt, dich dein Unglück vergessen zu machen, warum konnt'st du mir das nit gönnen? Als ob nit eine Lieb der anderen wert wär! — Geh nur hin mit deinem engen, kleinen Herzen und sieh zu, ob's froh sein wird über sein Werk! — Ich glaub's nit."

Es war dem Florentin gar nicht wohl zu Mut, als er am Arme des Knechtes davonhumpelte. Aber was er einmal gesagt hatte, dabei mußte es sein Bewenden haben. Das wäre noch schöner gewesen, wenn er vor Kathreins schneidenden Worten seinen Sinn geändert hätte! Nein: und wenn sie auch tausendmal recht hatte wider ihn — jetzt war's zu spät. Ein Mann, der nachgiebt, büßt von seinem Ansehen ein, vor anderen und vor sich selber. Nun hieß es, sich fest zusammennehmen und immer geradeaus vorwärts gehen, ohne einen Rückblick auf das, was hätte sein können!

Aber ehe Florentin sich ganz am Ende des Zaunes befand, der den Hof der Kathrein von der Straße absperrte, schaute er doch noch einmal hinein. Und da sah er gerade, daß seine liebe Kathrein in den Ziehbrunnen hinabsprang, der mitten auf dem Hofe gegraben war.

Florentin that einen derben Ausruf, machte sich von dem verwunderten Knechte los und lief mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit zurück. Drunten im Brunnen war es still und dunkel. „Lebst noch, Kathrein?" rief er hinab. Es kam keine Antwort. Schon griff Florentin nach dem Eimer, um darin in die Tiefe zu fahren, als er Kathreins Gesicht über dem Wasser schimmern sah. Da wußte er, daß sie mit dem Leben davongekommen war und daß es mit dem Ertrinken keine Gefahr hatte.

„Mach kein Dummheiten, Kathrein!" ermahnte er sie. „Ich laß jetzt den Eimer hinunter. Paß hübsch auf, daß er dir nit an den Kopf schlägt. Und dann steigst hinein und hältst dich an der Kette fest — hörst?"

„Ich will nit,“ kam es von unten.

Kilian trat heran.

„Was willst hier?“ herrschte ihn Florentin an. „Du brauchst mir nit zu helfen, ich werd schon allein fertig. Und zuschauen brauchst auch nit. Geh nur deiner Weg; fürs erst brauch ich dich nit mehr.“

Der Knecht glotzte ihn an und machte keine Miene zu gehen.

„Ach so — du möcht'st wissen, was hier passiert ist?“ sagte Florentin grimmig. „Es hat sich ein Huhn in den Brunnen verflogen; hast's nit gackern hören? Wenn's nit glaubst, kannst's bleiben lassen. Das sag ich dir aber: wenn du was anders sagst, dann schlag ich dir alle Knochen im Leib entzwei. Du kennst mich wohl noch nit? — Sackerment, willst jetzt machen, daß du aufs Feld kommst! Ich merk schon, du hast lange keinen Herrn mehr über dir g'spürt!“

Er ergriff eine Latte, die am Boden lag, und ging auf den Knecht los, der sich noch immer nicht so recht zum Gehorsam entschließen konnte. Jetzt indessen, da derselbe den Krüppel zornig und mit unerwarteter Geschwindigkeit herankommen sah, schien es ihm doch ratsam, Fersengeld zu geben. Freilich hätte er darauf schwören mögen, daß seine Frau, die Kathrein, unten im Brunnen saß; aber was ging's ihn schließlich an, was die beiden, sie und der Florentin, für Possen miteinander trieben?

Als der Knecht den Hof geräumt hatte, schmunzelte Florentin zufrieden, während er langsam zum Brunnen zurückging. „Das Holzbein ist doch so übel nit,“ lachte er vor sich hin. „Noch ein bissel Übung, und ich nehm's im Laufen schon auf mit so 'nem steifen Bock wie der Kilian! — Aber warm macht's, alle Wetter!“

Er beugte sich über den steinernen Rand des Brunnens.

„Frierst wohl, Kathrein?“ fragte er gutmütig.

„Gar nit,“ kam es zurück, mit bebender Stimme.

„Das freut mich. Na, wann's dir da unten nit mehr g'fallt, dann kannst's nur sagen; ich hab alleweil kein Eil.“

Er setzte sich auf die Einfassung, verschränkte die Arme und blinzelte verschmitzt hinunter.

Unten blieb es still. Der Hofhund kam heran, rieb seinen Kopf an Florentins Stelzbein, wurde dann unruhig, legte die Vordertatzen auf den Brunnenrand und schnüffelte.

„Bist ein kluges Tier, Sultan,“ sagte Florentin. „Nit wahr, du sagst's nit weiter, wo deine Herrin sich im Sommer baden thut?“

Der Hund stieß ein kurzes Geheul aus.

„Wart nur, Sultan, sie ist die längste Zeit im Wasser g'wesen. Sie und ich, wir beid haben noch ein Geschäft miteinander heut morgen; das wird sie nit versäumen wollen. Weißt, Sultan, unten im Dorf am Standesamt. Und das hat Eil, sonst könnt ich's wieder leid werden. Wenn sie nur jetzt heraufkommen wollt, besser könnt sie's gar nit treffen. Schau dich mal um, Sultan: da ist kein Mensch, der's gewahr wird, was für ein goldnen Schatz ich mir aus dem alten Brunnen da raushol. Gelt, Sultan?“

Der Hund bellte.

„Den Eimer, Florentin!“ rief Kathrein.

„Hast gehört, Sultan? — Jetzt aber halt's Maul und kusch dich! — Das ist kein leichte Arbeit für einen Menschen, das Glück sich wiederzuschaffen, das er von sich g'stoßen hat — verstehst du, Sultan?“

Es war fürwahr keine leichte Arbeit für Florentin, die Kathrein, die ein ganz komplettes Frauenzimmer war, ans Tageslicht emporzuwinden. Dazu hatte er die ganze Zeit, während er drehte, die geheime Angst, daß die alte Kette in einem von Rost angefressenen Gliede ausreißen möchte. Aber wenn sie auch knirschte und knarrte, so hielt sie doch, und nachdem das Rad seine gehörige Zahl Umdrehungen gemacht hatte, schwebte Kathrein sicher über dem Brunnen. Florentin griff den Eimer und zog ihn zu sich über den

Rand; dann, die Kette nachlassend, brachte er ihn vorsichtig auf den Boden nieder.

Der Hund sprang an der Herrin hinauf und umkreiste dann bellend den Brunnen.

„Nu sieh mal das Vieh an,“ sagte Florentin. „Als ob sich's ordentlich freut, daß in meinem Kopf die Vernunft zum Durchbruch kommen ist! — Du hast aber ein schön's Gewicht, Kathrein, das muß ich sagen. Es wär mir doch lieb, wenn du dich künftig nit öfter da unten im Wasser vergnügen thätst.“

Die Kathrein war aus dem Eimer getreten und schüttelte sich. Den Florentin von der Seite ansehend, schalt sie jetzt: „Ein ganz abscheulicher Mensch bist du!“ und ging mit raschen Schritten dem Hause zu.

Nicht lange dauerte es und sie hörte Florentins Stelzbein dicht hinter sich klappern. Über die Schulter zurückblickend, fragte sie: „Was willst noch?“ Aber sie beschleunigte ihren Schritt nicht.

Da umfaßten Florentins Arme sie von hinten.

„Sieh, sieh! Bist ja wunderbar gut zu Fuß auf einmal! — Du, laß! du machst dich naß — was fallt dir ein — ist das ein Einfall, mich jetzt zu küssen — und hier auf dem Hof — Florentin! Ich weiß überhaupt gar nit, was du dir erlaubst! Ist denn nit alles ab zwischen uns?“

„I Gott bewahr; jetzt fangt's erst recht an,“ versetzte er fröhlich. „Meinst denn, daß ich dich g'fischt hätt, um dich wieder freizulassen? — Ich sag dir, da am Brunnen hab ich einen ganz anderen Mut gekriegt; es ist mir gewesen, als ob in mein Holzbein mit einemmal Leben hineing'fahren wär! — Ach du mein Herrgott, wie dich's schüttelt! Du arm's Weib, ist dir so kalt worden? Lauf hinein und kleid dich um; ich laß derweil anspannen.“

Von der Thür rief Kathrein zurück: „Und wenn ich nit komm?“

„Sakerment! dann hol ich dich!“

Aber die Kathrein kam von selbst, und das Aufgebot wurde besorgt.

Hernach hat sich Florentin in München ein künstliches Bein anfertigen lassen, und damit ist er sich gar nicht mehr invalide vorgekommen. Und auf Kathreins Hofe ist er nicht allein der Bauer geworden, sondern auch der Herr. In den Brunnen aber hat er einen Pumpschacht legen lassen. „Man kann nit wissen, was alles in der Eh passiert,“ hat er gesagt.

Blühen und Welken.

Von
August Vogel.

Aus dem altbekannten fünfaktigen Drama: Keimen, Wachsen, Blühen, Frucht- und Samentragen, Welken, in welchem sich uns das Leben der Pflanze — ob in kürzeren oder längeren Zeiträumen — darstellt, möchte in folgendem nur von zwei Lebensabschnitten einiges berichtet werden: vom Blühen, dem hoffnungsreichsten Akt der Pflanze:

Weiß doch der Gärtner, wenn die Pflanze blüht,
Daß Frucht und Samen spätere Jahre zieren —

und vom Welken, dem letzten Akte, in welchem die Pflanze vom Lebensverbande Abschied nimmt.

Nach zwei Richtungen hin hat die Blüte Beziehung zu den Sinnesorganen des Menschen, nämlich durch Bildung der Farbstoffe und Bildung der Riechstoffe, und in dieser doppelten Arbeit ist die Pflanze auch für die Technik bedeutungsvoll geworden. Es wird natürlich hiermit nicht behauptet, daß ausschließlich die Blüten Farbe und Geruch erzeugen, wissen wir doch, daß neben der Blüte auch andere Teile der Pflanze Farbe und Geruch zu bilden im stande sind, wie z. B. Wurzeln, Blätter u. a. Es wird erzählt, daß jede Pflanze einen specifischen Geruch besitze, so daß bevorzugte Botaniker die einzelnen Species von Gräsern — für gewöhnliche Menschenkinder eigentlich geruchlos — am Geruche zu erkennen im stande sein sollen. Schon der alte Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim wollte die Blumen nach ihrem Dufte einteilen und allerdings mit einigem Rechte unter der Voraussetzung, daß es keine vollkommen duftlose Blume giebt und daher im Dunklen jede Blume, ja jede Varietät der Blume am Dufte erkennbar, ebenso wie man jeden Menschen im Dunklen am Ton der Stimme erkennt. Der lebhafte Farbstoff einiger Wurzeln, wie Beta vulgaris, Alcannha tinctoria, beweist zur Genüge, daß auch andere Pflanzenteile als die Blüte in der Farbenfabrikation erfreuliche Thätigkeit entwickeln. Aber immerhin dürfen wir die Blüten als Hauptträger der vegetabilen Farbstoffe und Riechstoffe betrachten. Ein Blick in die bunte Blumenwelt zeigt uns die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Pflanzenfarbstoffe. Die Farbenskala des Mineralreiches erscheint geringfügig im Vergleiche mit der Farbenpracht und Farbenmenge, wie sie uns verschwenderisch die vegetabile Natur darbietet. Die chemischen Vorgänge in der lebenden Pflanze, wodurch sie diese Mannigfaltigkeit des Farbenreichtums erzeugt, sind uns bis jetzt wenig bekannt. Deshalb ist auch der künstliche Einfluß auf den Farbenton der Blüten und Blumen vorläufig noch ein sehr geringer. Der Gerbstoff spielt, wie man annehmen darf, in der Erzeugung der Pflanzenfarben eine bedeutende Rolle; er fehlt fast in keiner Pflanze und nimmt durch die verschiedensten Agentien — Alkalien, Erd- und Metallsalze u. a.,

wie solche im Boden vorkommen — die mannigfaltigsten Farbentöne an, vom tiefsten Schwarz bis zu Hellrosa. Eine Düngung mit Eisen bringt daher in Blumen, welche reich an Gerbstoff sind, eine dunkle Färbung hervor, indem, wie man weiß, der Gerbstoff der Galläpfel mit Eisenvitriol schwarze Tinte giebt. Man hat hiervon in der Hortensien- und Georginenzucht Gebrauch gemacht. Hortensien, die, in gewöhnlicher Erde gewachsen, hellrot blühten, zeigten himmelblaue Blüten, wenn man die jungen Pflanzen in einen stark mit Eisenocker gedüngten Boden setzte. In ähnlicher Weise gelang es in England, dunkelgrüne, sogar dunkelschwarze Georginen zu ziehen. Jedem Blumenzüchter ist es bekannt, daß ein Wechsel des Standortes, das heißt eine Veränderung von Licht, Temperatur und Boden (Umpflanzen) mitunter Anlaß zu neuen Farben an den Blüten geben kann. Hiernach scheint es wahrscheinlich, daß gestörte Ernährung der Pflanze unter Umständen Änderung der Blumenfarben nach sich ziehe. Und warum sollte die bis jetzt allerdings noch vereinzelte Thatsache — Einfluß der Düngung mit Eisenocker auf Blütenfarbe — in der Folge nicht Anlaß zu weiterer Verwertung in der Kunstgärtnerei geben? Wird doch neuester Zeit sogar ein auffallendes Beispiel von Farbeneinfluß durch Ernährung im Tierreiche erzählt. Es ist nämlich gelungen, statt der gelben und grünlichen Kanarienvögel hochrot gefiederte zu ziehen. Ein Vogelzüchter ist auf den Gedanken gekommen, einen jungen Kanarienvogel mit feingepulvertem, in eingeweichtes Weißbrot gemengten Cayennepfeffer zu füttern. Ohne dem Tiere zu schaden, geht der rote Farbstoff des Gewürzes in dessen Blut über und färbt das Gefieder rot. Vielleicht wäre es nicht undenkbar, durch andere ähnlich wirkende Stoffe das Gefieder der Vögel verschieden zu färben. Ob man am Ende gar auch nach Belieben Schimmel oder Rappen, überhaupt Pferde von beliebiger Farbe erziehen könnte, muß zunächst unentschieden bleiben. Bemerkenswert ist, daß im Alten Testamente wiederholt purpurne Pferde erwähnt werden. „Siehe ein Mann saß auf einem purpurnen Pferde und hinter ihm braune und weiße Pferde" (Sacharia 1, 8). „Am ersten Wagen waren Purpurrosse" (id. 6, 2). Die Welt ist nun einmal im unaufhaltsamen Fortschritt begriffen; wie wir unsere Vorfahren bedauern, daß sie auf den Gebrauch von Talgkerzen und Postwagen sich beschränken mußten, so werden unsere Nachkommen demnächst hoffentlich im Vollgenuß der elektrischen Kräfte dereinst uns beklagen, weil wir nichts weiter hatten als Gaslicht und Dampfmaschinen. So steht es vielleicht den Zukunftstier- und Pflanzenzüchtern in Aussicht, uns zu bemitleiden, da wir in unserer Ungeschicklichkeit es noch nicht verstanden, Tier und Pflanze in jedem beliebigen Farbenschmuck erscheinen zu lassen. Vorläufig erzeugen unsere Gärtner neue Farben und Farbenveränderungen mit Vorliebe noch auf dem alten Wege der Kreuzung (Bastardierung) verschiedener Spielarten derselben Gattung, indem sie den Inhalt des Pollens der einen Blume auf den Griffel der anderen übertragen. In vielen Fällen unterziehen sich auch schon längst in zuvorkommender Weise gefälligst emsige Bienen und anderes unberufenes Insektenvolk dieser gartenkünstlerischen Hilfsarbeit. Bekanntlich ist es der Gärtnerkunst gelungen, der Königin der Blumen, der Rose, mannigfache Farben zu verleihen. Den Liebhabern der Theerose mag nicht verschwiegen bleiben, daß geschickte Gärtner diese so hoch geschätzte Blume aus ganz gewöhnlicher weißer Rose aufzuschminken verstehen. Zu einem Liter warmen Wassers werden 8 bis 10 gr Pikrinsäure oder auch Alaun und Anilinorange gegeben; sobald das Wasser erkaltet ist, taucht man die weißen Rosen hinein, und nach einer Stunde sind sie in schöne gelbe Theerosen verwandelt. Mit etwas Jodviolett färbt man jede Rose in jenes Blauviolett, welches seit längerer Zeit so beliebt ist. Mit etwas Saffranin und Curcuma erzielt man hellscharlach.

Um Rosarosen in dunkelrote zu verwandeln, wenden die Blumenhändler etwas Alaun und Saffranin an. Allerdings unterscheidet sich diese künstliche Art der Rosenbehandlung wesentlich von der Beeinflussung der Pflanzenarbeit durch Düngung, wie solche sich in der Hortensien- und Georginenzucht geltend macht. Hier wird die Pflanze vom Boden aus veranlaßt, in ihrer Farbenbereitung vermittels Wurzelthätigkeit in geänderter Weise zu verfahren, während die Farbennuancierung der Rose nur auf äußerlicher Behandlung der Oberfläche des weißen Rosenblattes beruht.

Doch alle vegetabilen Färbungen sind Produkte chemischer Vorgänge in der Pflanze, und wir können einer so überraschenden Menge chemischer Vorgänge unsere Bewunderung nicht versagen. Und gerade deshalb, weil die Farbenbereitung in der lebenden Pflanze chemischer Natur ist, konnte es auch, wie bekannt, gelingen, vegetabile Pflanzenfarben künstlich darzustellen. Hierher gehört die neuerer Zeit geglückte Herstellung künstlichen Indigos. Der ausgezeichnete blaue Farbstoff, welcher unter dem Namen Indigo im Handel vorkommt, gehört nicht einer einzelnen Art, auch nicht einer besonderen Gattung, selbst nicht einer besonderen Pflanzenfamilie ausschließlich an; er gehört vielmehr unter die Erzeugnisse, welche die Lebensthätigkeit der Pflanzen unter sehr verschiedenen Umständen hervorbringt. Der Indigofarbstoff ist in sehr zahlreichen Pflanzenfamilien nachgewiesen worden, wie im Färbeoleander (Nerium tinctorium), im Farbenknöterich (Polygonum tinctorium), in der Waidpflanze (Isatis tinctoria) und anderen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Indigo schon in den frühesten Zeiten bekannt war, jedoch ursprünglich noch nicht zum Färben, sondern nur als Malerfarbe diente. Die Einführung des Indigo in die Färberei scheint erst mit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts allgemein geworden zu sein. Obgleich man sich vielfach mit diesem Farbstoffe beschäftigte, so herrschten doch auffallenderweise noch lange Zeit über dessen Natur ganz irrige Ansichten. So rechnete man ihn z. B. noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu den Mineralien. Als solches wird er bezeichnet in dem Freiheitsbriefe, welchen 1705 die Bergwerke des Fürstentums Halberstadt und der Grafschaft Rienstein erhielten. Seit Jahren bildet die künstliche Darstellung des Indigo das Ziel der Bestrebungen hervorragender Chemiker. Wenn dieses Ziel auch neuester Zeit von mehreren annähernd erreicht worden ist, so darf doch erst die künstliche Darstellung des Indigo durch Professor Dr. v. Baeyer in München, der seit einem Jahrzehnt an der Lösung dieser Frage arbeitete, technischen Erfolg beanspruchen. Die Herstellung von künstlichem Indigo erfolgt nach den v. Baeyerschen Patenten aus der Zimmetsäure. Unter geeigneter Behandlung auf verschiedenen Wegen giebt die Zimmetsäure ein Produkt, welches durch Eisenvitriol, Schwefelsäure, Traubenzucker u. s. w. ein mit natürlichem Indigo ganz übereinstimmendes Indigoblau liefert. Das künstliche Indigoblau läßt sich mit Leichtigkeit unmittelbar auf der Faser erzeugen. Auch auf ein derartiges Verfahren hat v. Baeyer ein Patent genommen. Es steht zu erwarten, daß jetzt, nachdem die fabrikmäßige Darstellung und technische Verwendung des Indigos durch die v. Baeyerschen Patente angebahnt ist, dieses wichtige vegetabile Farbmaterial durch verbesserte Fabrikationsarten sehr bald und in solcher Beschaffenheit in den Handel gelangen werde, daß es den bisher verwendeten natürlichen Indigo, dessen Wert bekanntlich, je nach seinem Gehalte an Farbstoff, häufig bald größer bald geringer ist, vollständig zu verdrängen im stande sein werde. Dem Anbau der Indigopflanze steht demnach durch die Erfindung v. Baeyers eine ähnlich gefahrvolle Konkurrenz bevor, wie solche seiner Zeit der Anbau der Krappwurzel durch Herstellung des künstlichen Krapprots erfahren hat. Wissen wir ja doch, durch die künstliche Darstellung des Krappfarbstoffes sind 400000

Morgen fruchtbaren Landes, welche früher zum Krappbau dienten, für den landwirtschaftlichen Getreidebau verwendbar. Bei dem bekannten außerordentlich großen Verbrauche des Indigos ist die Entdeckung des künstlichen Farbstoffes namentlich für die Verhältnisse Britisch-Indiens, dessen Haupterzeugnis der Indigo ist, von weittragendster Bedeutung. Die jährliche Produktion Britisch-Indiens an Indigo beträgt ungefähr fünf Millionen Kilogramm und repräsentiert einen Durchschnittswert von siebzig Millionen Mark. Ein großer Teil dieses Produktes wird im Deutschen Reiche verbraucht.

Nicht nur chemische Vorgänge sind es, welche den vegetabilen Farbenton bedingen, auch physikalische Verhältnisse können Änderung der Farbe veranlassen. Es ist bekannte Thatsache, welchen Einfluß die feine Verteilung eines Farbstoffes auf dessen Natur ausübt. Ein derbes Stück Zinnober hat nicht die hellrote Färbung, welche wir an dem feingepulverten Zinnober kennen, es ist dunkelbraun und zeigt erst beim Ritzen mit einem harten Körper rote Streifen. Je länger das Reiben des Zinnobers fortgesetzt wird, je weiter also die Verteilung fortschreitet, um so glänzender zeigt sich der Farbenton. Quecksilberoxyd, im krystallisierten Zustande hochrot, wird durch Reiben hellpomeranzengelb. Tief dunkelblaue Smalte kann durch Pulvern und Schlämmen in ein farbloses Pulver umgewandelt werden. Goldpulver in der feinsten Verteilung zeigt nicht die bekannte gelbe Farbe des Goldes, sondern eine blaugrüne, so daß es auf den ersten Blick kaum als metallisches Gold erkannt werden möchte. Dieses blaugrüne Goldpulver zu einem Korn zusammengeschmolzen, zeigt wieder die ursprüngliche Farbe des Goldes. Bringen wir ein dünnes Goldblättchen zwischen zwei durchsichtige Glasscheiben und halten es gegen die Sonne, so läßt es das Licht mit blaugrüner Farbe durchfallen; die farbige Durchsichtigkeit des Goldes beginnt aber erst, wenn das Goldblättchen ein zweitausendstel Linien dick ist. Offenbar hängt hier die Farbenerscheinung von der feinen Verteilung der Materie ab. Hiermit hängt auch zusammen die Farbenverschiedenheit fester Körper, wenn sie in Gas- oder Luftgestalt übergehen. Im gasförmigen, also in einem sehr verteilten Zustande ist das schwarze Jod violett, der gelbe Schwefel rot, der blaue Indigo purpurrot. Alle diese Beispiele, welchen unschwer noch weitere beigefügt werden könnten, beweisen den innigen Zusammenhang zwischen Farbe und Form. Etwas Ähnliches in Beziehung auf Form und Verteilung findet möglicherweise in der vegetabilen Natur statt und übt auch hier Einfluß auf die Mannigfaltigkeit der Farbennuancen.

Wie die Biene aus dem Staube der Blüten Wachs und Honig zu fertigen weiß, so erzeugt die Blume aus Wasser und Luft ätherische Öle, und diese sind es, deren schnellerer oder langsamerer Verflüchtigung die Quelle alles vegetabilen Duftes entspringt — des Duftes, der, in der Atmosphäre schwebend, über die ganze Natur ausgegossen ist. Der liebliche Duft in Gärten, auf Wiesen, in Wäldern wird dadurch hervorgebracht, daß jeder riechende Pflanzenteil unaufhörlich etwas ätherisches Öl aushaucht, das sich der Luft beimischt und erregend auf unsere Geruchsnerven wirkt. Und dieses Ausströmen des Duftes in die Atmosphäre ist eine nicht unwichtige Rolle der Pflanzengebilde auf Erden; wenn bekanntlich stark riechende Blumen in geschlossenen Räumen nachteilig auf die Gesundheit wirken, so scheint andererseits der Blumenduft in bestimmter Verdünnung, wie er sich uns in freier Natur darbietet, unentbehrlich und von wohlthätigem Einfluß auf das Befinden des Menschen zu sein. Wo die vegetabilischen Ausströmungen gänzlich fehlen, so z. B. in heißen Sandwüsten, auf dem Meere, in vegetationslosen Räumen u. s. w., dort wird auf die Länge eine krankhafte Stimmung nicht ausbleiben. Die Bildung der ätherischen Öle zeigt uns auf das deutlichste die Mannigfaltigkeit chemischer Vegetationskraft. In manchen Gewächsen sind

ätherische Öle im ganzen Körper verteilt, wie in unseren Nadelhölzern, die von der Wurzel bis zur Frucht ein ätherisches Öl (Terpentinöl) enthalten. Häufig kommen nur in bestimmten Teilen der Pflanze ätherische Öle vor. Oft speichert sich ätherisches Öl nur in den Samen auf, wie in unseren Gewürzen, im Anis, Fenchel, Kümmel, Koriander, während es in anderen Pflanzen am reichlichsten in den Blättern zur Ausbildung gelangt, wie im Rosmarin, Salvei, Lavendel, Thymian, Majoran, Pfeffermünze, Melisse, Moschuskraut, in den Blättern der Eucaliptusarten. Mitunter dienen die Wurzeln als Behälter der ätherischen Öle, wie bei Kalmus, Veilchenwurzel (dem kriechenden Wurzelstock der Schwertlilie, Iris florentina). Bei den meisten Gewächsen aber befinden sich die ätherischen Öle ausschließlich in den Blüten, wie in den Rosen, Reseden, Veilchen, Gartennelken, Narcissen, Hyacinthen, Levkojen, Jasmin, Maiglöckchen, Heliotrop, Lindenblüten, Akazienblüten, Magnoliablüten und anderen. Die Mannigfaltigkeit chemischer Vegetationskraft in Erzeugung ätherischer Öle bekundet sich auch darin, daß ein und dieselbe Pflanze verschiedene Fabrikationsapparate besitzt, indem die einzelnen Organe in der Bildung specifisch verschiedener ätherischer Öle gleichzeitig thätig sind. So liefert der Orangenbaum drei wesentlich voneinander abweichende ätherische Öle. In den Blättern, in den Blüten und in den Schalen der reifen Frucht dieses Baumes findet sich je ein besonderes Öl, und wenn aus jedem der drei Organe das ätherische Öl getrennt und rein dargestellt ist, so zeigt sich nicht nur im Geruche eine Verschiedenheit der drei Produkte, sondern wir haben drei Öle, welche in ihren Eigenschaften entschieden voneinander abweichend als drei chemisch eigentümliche Substanzen charakteristisch auftreten, so daß sie nicht miteinander verwechselt werden können. Das Blatt, die Blüte und die Frucht besitzen hiernach offenbar gesonderte Vorrichtungen, um, jedes in seiner Manier, aus denselben Elementen ganz verschiedene Produkte zu erzeugen. Die Blüte verschmäht das ihr von der Werkstätte des Blattes dargebotene Öl, und die Frucht, nicht zufrieden mit dem Fleiße ihrer beiden so nahe verwandten Vorgänger, gründet eine neue Fabrik nach eigenem Plane.

Auf die qualitative und quantitative Bereitung der ätherischen Öle in der geheimen rastlosen Werkstätte der Pflanze haben natürlich Standort, Kultur, Alter, Klima und Jahreszeiten unverkennbaren Einfluß. Im Frühling, wenn die vegetabile Natur aus ihrem Winterschlaf erwacht, entströmen dem jugendlichen Schleier der Erde frische Düfte, die verschieden sind von dem gereiften Aroma der herbstlichen Düfte; auf den Gipfeln der Berge, welche frühe des ewigen Lichtes genießen, hauchen Kräuter und Blüten erquickende Wohlgerüche aus, verschieden von den balsamischen Erzeugnissen der Blume im Thale. Nur aus den Rosen des Orients vermögen wir das kostbare Rosenöl darzustellen, welches in den Rosen unseres Klimas, wenngleich sie uns durch ihren Duft erfreuen, in viel zu geringer Menge enthalten ist. Der Geruch einiger Blumengattungen ist des Nachts weit intensiver als am Tage. Wie unter den Tieren viele des Tages ruhen und erst in der Nacht umherschwärmen, so sind auch einige wohlriechende Pflanzen am Tage unthätig; sie wachen erst auf mit den Sternen und streuen ihre Düfte in der stillen Dämmerung aus.

Wollen wir auch vom letzten Akte des Pflanzendramas, vom Welken, noch einiges berichten, so ist vor allem zu bemerken, der Vorgang des Welkens und der daraus hervorgehenden Verwesung gehört genau genommen nicht mehr in den Lebenslauf der Pflanze. Diese Veränderungen unterliegen den allgemeinen Gesetzen des Verfalls organischer Substanz. Zunächst besteht das Welken in einer Vertrocknung der saftzuleitenden Gefäße. Der Vorgang des darauffolgenden Verwesens ist aber nichts anderes als ein langsames Verbrennen, der Unterschied besteht nur

in der Zeitdauer. Was die Verbrennung in Minuten erreicht, bewirkt die Verwesung in Monaten und Jahren.

Ein anschauliches Bild des Welkens in großem Maßstabe gewährt uns das Verhalten der Laubwälder im Herbste. Mit der allmählichen Abnahme der Wärme und der Lichtstärke im Herbste und der damit in Verbindung stehenden verminderten Lebensthätigkeit nimmt der Laubwald in unserer Zone gegen Ende August oder Anfang September vor dem Abfall der Blätter die schönsten bunten Farben an, welche der Herbstlandschaft so hohen Reiz verleihen. Die Blätter verlieren ihre grüne Farbe und werden teils gelb, teils rot und braun in den verschiedensten Tönen. Der Zeitpunkt des Eintrittes des Welkens, die Art und Intensität der Färbung hängt teils von der Holzart, teils vom Standort und den Witterungsverhältnissen ab. Im allgemeinen wird die Färbung der welkenden Blätter am schönsten, wenn auf einen feuchten Sommer ein milder, nicht zu trockener, weder zu kalter noch zu warmer Herbst mit sonnenreichen Tagen folgt. Bei frühzeitig eintretender Vegetation im Frühjahr, trockener Witterung im Sommer, baldigem Eintritt von Frühfrösten im Herbst entfärben sich die Blätter früher und werden weniger schön als unter entgegengesetzten Verhältnissen. Bei plötzlich eintretendem Nachtfrost lösen sich die Blätter mancher Bäume, ohne vorhergegangenes Farbenspiel, sogar im grünen Zustande von den Ästen (Platanen, Roßkastanien, Flieder). Je trüber der Herbst ist, desto länger bleiben die Blätter grün; sonniges und trockenes Herbstwetter mit kalten Nächten beschleunigt die Verfärbung des welkenden Laubes. Stets verwelkt die den Sonnenstrahlen ausgesetzte Seite der Blätter früher als die der Sonne abgewandte Seite. Die Herbstfärbung des welkenden Laubwaldes ist das Zeichen, daß die Aufgabe der Blätter zu Ende ist. Mit dem Übergang des grünen Farbstoffes in andere Farbentöne hört die wichtigste physiologische Thätigkeit derselben, die Assimilation (Kohlensäurezersetzung und Sauerstoffabgabe), gänzlich auf und es werden keine neuen organischen Pflanzenbestandteile mehr produziert.

Wie der Gärtner und Blumenfreund besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Blüte zuwendet in dem Bestreben, Farbe und Geruch in möglichster Vollkommenheit zur Entwickelung zu bringen, so war man bekanntlich von jeher bemüht, dem Welken wirksam entgegenzutreten. Schon vor langer Zeit ist die Beobachtung gemacht worden, daß die warmen Mineralquellen Gasteins die Eigenschaft besitzen, den zum Teil verwelkten Blumen, welche in das warme Wasser getaucht werden, ein schönes und frisches Aussehen wiederzugeben. Diese Thatsache, von Augenzeugen erzählt und veröffentlicht, wurde doch von manchen Seiten bezweifelt, mitunter sogar als Täuschung bezeichnet. Vielfach neigte man der Annahme zu, daß diese Kraft, verwelkte Blumen in den ursprünglichen Stand der Frische und Schönheit wieder zu versetzen, dem Gasteiner Wasser ausschließlich angehöre und daß der Grund hierfür den im Wasser gelöst enthaltenen Mineralbestandteilen zuzuschreiben sei. Spätere direkte Versuche haben indes gezeigt, daß die belebende Wirkung nicht eine dem Gasteiner Wasser eigentümliche, sondern daß überhaupt warmes Wasser in diesem Falle genügend sei. Verschiedene frisch gepflückte Blumen: rote und weiße Malven, Lamberten und andere hatten vierundzwanzig Stunden an der freien Luft gelegen und den gleichen Grad der Verwelkung erreicht. Von jeder Art wurden zwei Exemplare, das eine bis zur Hälfte des Stiles in Isarwasser, welches eben zu kochen aufgehört hatte, das andere in kaltes Isarwasser gestellt. Beide Blätter hingen zu Boden, indem Blätter und Blumenkrone erschlafft waren. Nach Verlauf von einigen Stunden begann die Blume, welche im heißen Wasser gestanden, sich aufzurichten und nahm endlich ganz senkrechte Stellung an, die Blätter verloren ihre Runzeln, wurden wieder voll und grün, die Blumen öffneten sich, erhielten ihre natürliche

Farbe wieder und blieben noch einen Tag frisch. Die in kaltes Wasser getauchten Blumen hingegen hatten keine merkliche Veränderung erfahren. Dieselbe Wirkung ergab kochendes und kaltes destilliertes Wasser. Die Erklärung des Phänomens beruht hiernach wohl darauf, daß die Wärme des heißen Wassers die während des Welkens zusammengeschrumpften Gefäße ausdehnt und wieder öffnet. Das nach und nach erkaltete Wasser dringt in die nun geöffneten Poren ein und steigt noch einmal in der Pflanze empor, wodurch die Blumen und die Blätter vorübergehend ins Leben zurückgerufen werden. Daß die Temperaturerhöhung allein und folglich die Ausdehnung der Gefäße eine so belebende Wirkung hervorzubringen im stande ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß, wenn man verwelkte Blumenstiele an ein brennendes Licht hält und sie unmittelbar darauf in kaltes Wasser bringt, die Blumen wieder belebt werden. Eigene Erfahrung kann diese Angabe bestätigen. Sind die Blumen schon zu vorgeschritten verwelkt oder ganz vertrocknet und dürre, so sind alle Versuche vergebens, sie auch nur eine kurze Zeit ins Leben zurückzurufen. Es wird erzählt, daß Kolonisten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung es lange Zeit ohne Erfolg versucht, Wein zu bauen; als aber ein Deutscher das untere Ende des Stieles der Reiser ins Feuer gebracht, sind dieselben ohne Ausnahme zu allgemeiner Verwunderung gediehen. Hierher gehört auch die bekannte Angabe, daß Weintrauben dem Verderben weit länger widerstehen, wenn das Ende des Stieles verkohlt ist. Einen Blumenstrauß längere Zeit frisch zu erhalten, wird ein einfaches Mittel empfohlen. Man wirft etwas salpetersaures Natron, ungefähr so viel, als man bequem zwischen Daumen und Zeigefinger fassen kann, beim täglichen Wechsel des Wassers in die Blumenvase. Die abgeschnittenen Blumen erhalten sich über zwei Wochen in ihrer vollen Schönheit.

Besondere Erwähnung verdient hier noch die Beobachtung, daß Kampherwasser stimulierende Wirkung auf verwelkte Pflanzenteile ausübt. Das Kampherwasser, welches man zu den Wiederbelebungsversuchen verwendet, ist eine sehr verdünnte Lösung von Kampher in Wasser, da 1 Teil Kampher 1026 Teile Wasser zur Lösung bedarf. Es kann keine Frage sein, daß Kampher auf die Wiederbelebung welkender abgeschnittener Pflanzenteile, zur Erhaltung ihrer Existenz und Schönheit, entschiedene Wirkung äußert, indes scheint nach eigenen Versuchen der Einfluß des Kamphers in dieser Richtung nicht von so allgemeiner Bedeutung zu sein, als man dies früher von verschiedenen Seiten anzunehmen sich berechtigt glaubte.

Um Pflanzen aufzubewahren, müssen sie bekanntlich zwischen Stein und Löschblatt fürs Herbarium gepreßt oder in Spiritus gelegt werden, wenn die Pflanzen rund und voll zu anatomischen Untersuchungen geeignet bleiben sollen. Bisher ging durch die Aufbewahrung in Spiritus leider die Farbe verloren und alles wurde schmutzig braun, das Pflanzengebilde und der Spiritus. Neuester Zeit wird ein Verfahren empfohlen, welches sowohl das Grün als die übrigen Farben und dabei den Spiritus klar erhält. Es besteht darin, daß man die Pflanzen vor der Einlage in Spiritus in die Lösung eines Baryt- oder Bleisalzes legt. Dadurch bildet sich eine in Alkohol unlösliche Verbindung des Blattgrüns, die Pflanzen behalten ihre natürliche Farbe, der Spiritus färbt sich nur wenig hellgelb, was wohl von der kleinen Menge des in den Blättern enthaltenen und im Alkohol löslich bleibenden Xanthophylls herrührt, jenes Farbstoffes, der bekanntlich die gelbe Herbstfärbung der Blätter bewirkt.

Altägyptische Baufestlichkeiten.

Von

Friedrich Preisigke.

Wird heute ein wichtiges Gebäude aufgeführt, so spielt, wie bekannt, die erste und letzte Handleistung eine wichtige Rolle. Der Herrscher des Landes ergreift mit eigener Hand den Hammer, um dem zuerst in die Erde gesenkten Stein mit den üblichen drei Schlägen die Weihe zu geben; und ist ein Kirchenbau oder sonst ein bedeutungsvolles Denkmal bis auf den obersten Stein fertig gestellt, so wird die Einfügung der Kreuzblume oder des Schlußsteines mit besonderer Feierlichkeit vorgenommen.

Diese Sitte ist sehr alt, ebenso alt wie die Baukunst selbst. Als ganz Europa noch ein Urwald war und selbst in Griechenland die Kunst noch vergeblich nach einer Heimstätte suchte, wurden in Ägypten schon Bauwerke geschaffen, deren Trümmer noch Bewunderung erwecken, und die Inschriften dieser Trümmer erzählen der Nachwelt, daß es schon damals so war wie heute; schon 1300 Jahre vor Christus weihte man den ersten Baustein und feierte das endliche Gelingen des Baues.

Während aber bei uns die Bauurkunde in den Grundstein hineingelegt wird, meißelte man sie damals in ausführlichen Worten auf die Wände des Baues, allen nachkommenden Geschlechtern sichtbar. Da erfahren wir denn genaue Einzelheiten nicht nur über Zeit und Zweck des Gebäudes, sondern auch über die bei der Gründung und Einweihung stattgehabte Feier. Vor allem wird des königlichen Bauherrn Erwähnung gethan, dann auch der Baumeister, welche an der Herstellung gearbeitet haben. Den Namen dessen freilich, der den Plan des Prachtbaues entwarf, der die Zeichnung fertigte, erfahren wir nicht: gleich als könne eine solche Schöpfung aus eines Menschen Hirn nicht entspringen, berichten die Inschriften über diesen Punkt nur, daß der Bauriß aus grauer Vorzeit stamme, in einem Tempelversteck aufgefunden oder geradezu vom Himmel herabgefallen sei.

War man im klaren über Maß und Gestalt des künftigen Baues, so zog Pharao mitsamt seinem Hofstaat in feierlichem Zuge hin zur Baustätte und vollzog die Ceremonie des Pflockeinschlagens und des Schnurspannens. Dadurch wurde der Grund und Boden symbolisch abgesteckt und jede Ecke des Gebäudes bestimmt, gemäß den Angaben der Zeichnung. Eine solche Handlung vergegenwärtigt uns ein Bildwerk an der Tempelwand zu Edfu; hier sieht man zur Linken des Königs die Göttin Safech, während der König selbst als Vertreter des Gottes Thot die heilige Handlung vollzieht. Thot und Safech aber waren die Gottheiten der Wissenschaft überhaupt, welche der Sterne Lauf berechneten und die Schrift erfanden, die Vorsteher der Mathematik und der schönen Künste. Als solche spielten sie bei allen Baufesten stets eine hervorragende Rolle, und ohne ihren Schutz

und Schirm anzurufen, wurde kein Bau unternommen noch ausgeführt.

Eine andere bedeutungsvolle Feier war das Fest der Grundsteinlegung, welches oft mit großem Pomp begangen wurde. Als man im Jahre 237 v. Chr. den Grundstein zum Tempel von Edfu legte, war ganz Ägypten in freudiger Aufregung. Groß war die Zahl der Fremden, welche Schaulust und Andacht nach Edfu trieb, und ein farbenreiches Leben entfaltete sich da, wo heute nur öde Trümmerstätten sich zeigen. Wie die Steininschriften berichten, vollzog des Königs Majestät in eigener Person mit goldenem Schlegel den ersten Hammerschlag an dem Grundstein zum Allerheiligsten, während um ihn seine Minister und Räte und seine Hofleute versammelt standen. Auch die Bauleute, denen der Bau aufgetragen war, waren zugegen, wohlgeordnet nach Rang und Stand: zuerst der Oberbaumeister mit seinen Bauräten, deren Zahl sieben war, dann die Bildhauer und Steinmetze, die Schriften- und Bildermaler und der übrigen Bauleute große Zahl. Sechs Tage lang währte damals dieses Fest. Der König that nicht nur den ersten Hammerschlag, er formte auch mit eigener Hand den ersten Ziegelstein, indem er feierlich die Worte sprach: „In der Hand halte ich die Ziegelform von Holz, die Ziegelerde mische ich mit Wasser und streiche den ersten Stein.“ Anderwärts besagen jedoch die Inschriften, daß Pharao nicht immer mit Wasser sich begnügte, sondern zum Formen des ersten Ziegels den Lehm auch mit Wein geknetet habe, vermischt mit duftendem Weihrauch.

Andere symbolische Handlungen, welche bei derlei Gelegenheiten vom Pharao in eigener Person vollzogen wurden, waren das Aufgraben der Erde mit dem Spaten, um den künftigen Bauplatz zu bezeichnen, das Besprengen des letzteren mit Wasser, das Ausschütten des Sandes, das eigentliche Bauen u. s. w. In welcher Reihenfolge diese Ceremonien vorgenommen wurden und ob sie sämtlich bei jedem größeren Bau zur Ausführung kamen, vermag man heute mit Bestimmtheit nicht zu sagen, wie überhaupt die uns überkommenen Nachrichten über diese Punkte spärlich bemessen sind.

Als der Tempel zu Edfu nach einer Bauzeit von mehr als hundertachtzig Jahren fertig gestellt war, wurde das Fest der Einweihung fast noch großartiger gefeiert als ehemals das Fest der Grundsteinlegung. In sicherer Voraussicht des gewaltigen Fremdenandranges hatte man in Edfu sich wohl versehen mit Schlachtvieh und Geflügel „ohne Zahl“, wie die Inschriften erzählen. Fette Gänse opferte man den Göttern; Weihrauch und Öl brannte auf den Altären in solcher Menge, daß vom Rauch und Dunst das Innere des Tempels verdunkelt wurde, und Wein und Most ward der Gottheit in Strömen dargebracht, so daß sich der „Erdboden lockerte“. In feierlichem Zuge wurde das Götterbild, welches auf einer reichgeschmückten „heiligen Barke“ thronte, zum neuen Tempel geführt und dort im Adytum aufgestellt. Beim Festzuge beteiligte sich wieder Pharao in eigener Person samt den Großen seines Reiches, alle geschmückt mit kostbaren Gewändern. Das Volk aber, nachdem es sich satt gesehen, genoß das Leben in vollen Zügen, denn deutlich sagt es der steinerne Bericht an der Tempelwand: „Unter den Frauen herrscht Ausgelassenheit und unter den Männern Trunkenheit vom Weine; sie sind gesalbt mit Öl, und Blumenkränze sind an ihrem Halse.“

Litterarische Mitteilungen.

Friedrich Hebbels Tagebücher.

Dem vor längerer Zeit erschienenen ersten Band der Tagebücher Hebbels ist kürzlich der zweite gefolgt,* und mit ihm ist ein Werk abgeschlossen, das in mehr als einer Hinsicht zu den hervorragendsten Erscheinungen der deutschen Litteratur zählt: denn es umfaßt eine Gedankenwelt, die dem feineren Beobachter unübersehbare Schätze darbietet, welche immer neue Schönheiten ihn entdecken lassen. In künstlerischer und menschlicher Beziehung hat man dies merkwürdige Buch, das den Leser zwar manchmal abstößt, aber stets aufs neue mit magischer Gewalt anzieht, ins Auge zu fassen. Es enthält geistreiche Bemerkungen und ganze Abhandlungen über Kunst und Künstler, über die verschiedenartigsten Gegenstände des Nachdenkens und Mitteilungen über das Seelenleben des Dichters selbst, über innere Zustände und äußere Erlebnisse, Gemütsergüsse und Selbstbekenntnisse, so daß das Ganze einen Lebensprozeß darstellt, der in seinem Reichtum, seinen Verwickelungen, seinen düster-tragischen Phasen und seiner schließlichen sittlichen, reinen, harmonisch-schönen Entwickelung voll des tiefsten Interesses ist und in der Menschengeschichte seinesgleichen kaum haben dürfte. Und die litterarische Form, in welcher dieser Prozeß Fleisch und Blut geworden, ist die körnige und knappe, die plastische und charaktervolle, die wir an Hebbels Dichtungen zu bewundern gewöhnt sind.

Hebbels Leben war ein ernstes, oft ein dunkles, voll trostloser Wirrnisse und Irrtümer. Mit einem Gleichnis sucht Felix Bamberg, der persönliche Freund des Dichters und Herausgeber der Tagebücher, in der ausgezeichneten Vorrede zu diesen — ein kurzes, doch gehaltvolles Nachwort steht am Schluß des zweiten Bandes — dies Leben zu symbolisieren. Er schreibt: „Als ich Hebbels frühzeitiges Ende erlebte, wurde mir der althergebrachte Glaube, daß die Perlen, wenn sie nicht getragen werden, absterben, zum Gleichnis: er war nicht der erste Dichter, der frühzeitig starb, weil ihn seine Zeit nicht trug." Die Anfeindungen, die Hebbel erlitt, gehören zu den vielen schwarzen Blättern seiner Biographie; zahlreiche Personen lieben es noch heute, sich an diese zu halten. Von den Gegnern wird mit erbarmungswürdiger Beharrlichkeit auf manchen Fehltritt hingewiesen; aus dem Unglück wird eine Schuld gemacht. Günstiger Urteilende bedauern die gigantischen Schatten in Hebbels Dasein, vermeinend, er wäre unter günstigeren Verhältnissen ein anderer, ein hellerer, freudigerer Dichter geworden. Mit Unrecht. Bamberg hat die Wahrheit, wenn er seine einleitende Betrachtung mit den sinnigen Worten schließt: „Versöhnlicher nehme ich an, daß er sich dann wahrscheinlich minder tief und umfassend entwickelt haben würde; ja, vielleicht ist das Bild von der Perle, mit welchem diese Abhandlung beginnt, nicht ganz zutreffend, da Hebbel von seiner Zeit getragen, von seinen schöpferischen Dämonen vielleicht verlassen worden wäre. Wer auf Erden keine Tragödie spielt, wird im Leben keine schreiben."

Übrigens endigte die Tragödie, als Hebbel in dem besten Alter sich befand, und verwandelte sich in manchem Betracht in ein gemütliches Idyll. Tragisch allerdings könnte man hinwieder das vorzeitige Ende des Dichters nennen, der den Höhepunkt seiner Existenz noch nicht überschritten hatte. Doch mangelt auch hier die Versöhnung nicht; sie liegt in der weisen Resignation des Todkranken, in der ethisch-buddhistischen Weltanschauung, welcher er in seinem Schwanenlied, im „Braminen", einen vollendeten Ausdruck ver-

* Friedrich Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Zweiter Band. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

liehen hat. Doch das ist das Ende. Vorher ist das Leben selbst, wie es tief und voll in den Tagebüchern verzeichnet steht, zu betrachten. Der erste Band, über den an dieser Stelle seinerzeit berichtet wurde, umfaßt den Zeitraum vom 23. März 1835 bis 10. August 1843, also die erste Hamburger Zeit Hebbels, seine Studentenjahre in Heidelberg und München und seinen zweiten Aufenthalt in Hamburg. Es sind die düsteren Jahre, in denen er nicht allein durch äußeren Mangel und harte Schicksalsschläge, wie den Tod der armen Mutter und des geliebten Freundes Rousseau, zu leiden hatte, sondern mehr noch durch sein Dichtertalent, welches, spröde und unreif, ihn nicht nur an sich zweifeln, sondern auch verzweifeln ließ. Alle Pein wurde verstärkt durch den dämonischen Hang und Drang, dem dichterischen Prozeß durch die Theorie näher zu rücken, ihn gleichsam zu schauen — ein platonischer Gedanke —, und mehr noch durch die Gewohnheit, die eigenen Gefühle zu belauschen und sich zu quälen. Er spielte seiner Person gegenüber selbst Schicksal, wenn anders sein Schicksal nicht eben dieser sein Charakter war. Er gehörte zu jenen seltenen tiefen Naturen, welche das Messer nicht aus der Wunde ziehen, sondern gewaltsam in dieselbe stoßen, vielleicht unbewußt und mit der heißen Sehnsucht nach Heilung, oft aber auch bewußt in aufbäumendem Stolze allen ewigen Mächten gegenüber und in der Leidenschaft der Askese, an der es Hebbel niemals gefehlt hat. Die starken Spuren jener Wunden gehen durch alle seine Dichtungen hindurch, noch mehr aber durch sein Tagebuch, das „Notenbuch" seines Herzens. In seinen Werken, den Gedichten wie den Dramen, in den letzteren künstlerisch objektiviert wie bei Goethe, ist viel Biographisches, viel von den einschneidenden, seine volle Mannesnatur erschütternden Erlebnissen; die Tagebücher aber sind selbst Biographie und darum die wahrste, anregendste und bedeutendste Ergänzung jener. Der erste Band ist, wie sich aus dem Gesagten naturgemäß ergiebt, aufgeregter und aufregender als der zweite, der nicht mehr das Werden, sondern das Gewordene, weniger den Kampf als den Sieg veranschaulicht. Er enthält die Wanderjahre in Paris und Italien, die beschaulich-gemütlichen Meisterjahre in Wien. Hebbel gleicht einem Seefahrer, dessen Schiff, von empörtem Sturme in verhängnisvollen Meeren umhergeschleudert, an manche Sandbank und manches Felsenriff geworfen wird, der aber endlich den glücklichen Hafen erreicht und hier sein Haus baut und sein Feld ruhig bearbeitet, obwohl die Erinnerung an das Erlebte ihn oftmals durchschauert und das Meer bisweilen seine Wellen drohend bis an sein Thor schickt.

In Paris erlebt Hebbel manchen frohen Tag; er lernt die Stadt und das reich in ihr pulsierende Leben lieben und schildert sie oft in begeisterten Worten. Freilich die alte Sorge verläßt ihn auch hier nicht; die Kette verworrenen Unglücks, die sich, als er noch Kind war, um seine Füße gelegt, schleppt er mit sich. Er trägt sie auch mit nach Rom und Neapel, wo er, ein melancholischer Hans der Träumer, einherwandelt, ohne an der bildenden Kunst Erholung und Erhebung zu finden. In trostloser Gemütsverfassung kommt er nach Wien, wo er Christine Enghaus, die gefeierte Tragödin des Burgtheaters, kennen und lieben lernt. Mit seiner Heirat beginnt ein segensreicher Wendepunkt in seinem Leben, von welchem die Tagebücher in dem, was sie verschweigen, mit Beredsamkeit sprechen.

Selten werden die Klagen, selten die eruptiven Ausbrüche einer heftigen Natur, selten auch die secierenden Beobachtungen über das eigene Ich. Der zweite Band enthält eine Fülle von Aphorismen über verschiedene Materien, Splitter, welche merkwürdig sind als Gedankengenesis wie als Genesis seiner Tragödien, litterarhistorische Abhandlungen, Reiseschilderungen, vor allem aber Genrebilder aus dem eigenen häuslichen Leben, anziehend durch die Wärme des Gemütes, durch die Dankbarkeit und kindliche Einfalt des Charakters. Wie sich Züge von himmelstürmender Leidenschaft finden, so finden sich auch Züge von poetischer Feinheit und Zartheit. Wir haben den Genuß, einen Menschen kennen zu lernen, der mit seinem Denken bis an die Grenze des Möglichen dringt und seine Lust daran hat, in die dunklen Abgründe zu steigen, wo das Dämonische wohnt, aber sich auch die Naivetät genugsam bewahrt hat, um die kleinen, lieblichen Freuden des Lebens wie spielend zu genießen und sie mit frommer Dankbarkeit und Demut entgegenzunehmen. Neben solchen Scenen enger und darum behaglicher und anmutender Beschaulichkeit sind es die Gedanken, welche am meisten fesseln. Ihre Zahl ist zu groß, um den Versuch zu machen, daraus zu citieren. Wie in dem Menschen das harte Zusammenwohnen des Dämonischen und Naiven auffällt, so ist an dem Dichter merkwürdig, daß sich der unmittelbaren Anschauung — bei Hebbel immer das erste — die Reflexion gesellt. Die Anschauung reizt ihn, wie Goethe, wie jeden naiven Dichter (naiv im Gegensatz zu sentimental), zum dichterischen Schaffen, aber während desselben wird ihm nicht allein das zu Schaffende, sondern der Schaffensprozeß selbst zum Problem, und sein Geist, dessen — ich möchte sagen — manuelle Fertigkeit erstaunlich ist, ruht nicht eher, bis er ihm auf den Grund gekommen ist. Das ist ein psychologischer Zug, welcher nicht im Tage-

buche allein erkenntlich ist, sondern auch seinen dramatischen Charakteren manchmal anhaftet. Man denke an Holofernes, Golo. Der erstere besonders ist ein ganzer Hebbel, der sein Ohr an den eigenen Pulsschlag legt und sich nicht nur in seinen Thaten verrät, sondern auch in seinen Reden expliziert. Daß es ein Unrecht ist, dem Dichter daraus einen Vorwurf zu machen, liegt auf der Hand. Er würde berechtigt sein, wenn ein Charakter, wie z. B. Holofernes, unwahr wäre; aber daß es solche sich belauschende und erklärende Naturen giebt, beweist Hebbel selbst am schlagendsten. Die Charakteristik des Holofernes ist von elementarer Naturwahrheit und darum ein dramatisches Kunstwerk. Dazu kommt, daß gerade gewaltthätigen und heldenhaften Menschen die Gewohnheit des Reflektierens eigen ist; hat doch Napoleon der Große in der Nacht vor einer entscheidenden Schlacht ein Gespräch über einen ästhetischen Gegenstand geführt.

Die Tagebücher schließen einige Wochen vor Hebbels Ende. Vom 25. Oktober 1863 datiert die letzte Aufzeichnung. Lange Zeit war er schwer leidend; der Dichter in ihm, sein Gott und sein Teufel, hatte geschwiegen; doch knapp vor dem Schlusse aller Dinge begann er sich wieder lebendig zu regen. „Wunderlich eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemen Stunde wieder hervorbricht.“

So lauten die letzten Worte in seinem gewissenhaft geführten Leidens- und Schicksalsbuche. Es ist die verläßlichste Erläuterung zu seinen Werken, die noch eine letzte und abschließende Ergänzung durch Hebbels reichen Briefwechsel erfahren werden, dessen Veröffentlichung von den Erben des Dichters ebenfalls den bewährten, pietätvollen Händen Felix Bambergs anvertraut wurde.

Fritz Lemmermayer.

Litterarische Notizen.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. (Breslau, Eduard Trewendt.) — Von diesem großartig angelegten Sammelwerke, dessen vollendete Teile zu den besten Erwartungen berechtigen, liegen uns wiederum einige Lieferungen vor. Das „Handbuch der Botanik“ ist bis zur achtzehnten Lieferung inkl. ausgegeben. In seinen letzten Teilen wird die „Systematische und geographische Anordnung der Phanerogamen“ von Prof. Dr. Oskar Drude behandelt. Der Entwickelungsgang der Vegetation der Erde und der Ursprung und die Veränderung der Sippen werden ausführlich besprochen, um im Anschluß daran den Weg zu den Principien einer natürlichen Systematik zu gewinnen und so das Ordnungssystem der Blütenpflanzen (Phanerogamen) auf fester Grundlage aufzuführen. Das „Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie“ liegt bis zur zwölften Lieferung inkl. vor. Dasselbe ist bekanntlich eine Sammlung alphabetisch geordneter Monographien, zu denen die verschiedensten Gelehrten, ihren Arbeitsgebieten entsprechend, herangezogen worden sind. Der interessante Artikel von Dr. Friedrich Rolle über „Wanderungen der Pflanzen und Tiere im Verlauf der geologischen Epochen“ dürfte auch weitere Kreise fesseln, ebenso die von demselben Verfasser behandelte Naturgeschichte des Badeschwamms und der Verwandten desselben. Das „Handwörterbuch der Chemie“ liegt bis zur neunzehnten Lieferung inkl. vor. Dasselbe hat im Gegensatz zu dem eben besprochenen Wörterbuche in der That einen lexikalischen Charakter, und zwar sind bereits die Buchstaben A bis F behandelt. In den letzten Teilen werden unter anderem die beiden neuen Elemente „Gallium“ (1875) und „Germanium“ (1886) besprochen, welche für die theoretische Chemie von großer Wichtigkeit sind. Mendelejeff hatte seiner Zeit eine systematische Zusammenstellung der chemischen Elemente (das sogenannte periodische System) entworfen, in welcher sich verschiedene Lücken befanden, um erst zu entdeckenden Elementen Aufnahme zu gewähren. Aus der Stellung dieser Lücken im Ganzen des Systems konnten die Eigenschaften der gesuchten Elemente vorausbestimmt werden, und es war ein großer Triumph der Wissenschaft, daß sowohl das von Lecocq de Boisbaudran in der pyrenäischen Zinkblende aufgefundene Gallium als auch das von Winkler im Argyrodit von Freiberg entdeckte Germanium in der That in zwei Lücken des periodischen Systems von Mendelejeff hineinpaßten. So hat auch hier, ähnlich wie bei der Vorausbestimmung Leverriers in Bezug auf den letzten Planeten unseres Sonnensystems, die theoretische Überlegung durch die spätere Entdeckung ihre vollständige Rechtfertigung erhalten. Das „Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie“ liegt bis zur neunzehnten Lieferung inkl. vor. Auch dieses Wörterbuch hat einen lexikalischen Cha-

rakter, es steht augenblicklich beim Buchstaben L. Für weitere Kreise sind die Artikel dieser Bände jedenfalls die am meisten ansprechenden, namentlich die Skizzen aus der Völkerkunde. Eine eigentümliche Färbung haben die von Prof. Dr. Gustav Jäger in Stuttgart geschriebenen Aufschlüsse über „Leben, Lebensbedingungen, Lebenserscheinungen, Lebenskraft, Lebensreize u. s. w.“ Man lernt hier leider nur die Ansichten des Herrn Verfassers kennen, dessen tüchtige Arbeitskraft bekanntlich durch seine „Entdeckung der Seele“ und durch anderes zum Teil auf Bahnen gelenkt worden ist, welche von dem Gebiete einer gesicherten Forschung weit ab liegen. Gegenüber der nüchternen Sachlichkeit, durch welche die meisten Artikel des vorliegenden Wörterbuches ausgezeichnet sind, erscheint es uns höchst bedauerlich, daß andere Teile desselben durch Theorien von höchst zweifelhaftem Werte bestimmt werden, durch Theorien, deren Diskussion allenfalls berechtigt ist, deren autoritative Bevorzugung aber jedenfalls des Rechtsgrundes entbehrt. Von der „Physiologischen Psychologie“ eines Wundt und anderer erfährt man an diesen Stellen gar nichts, die Ergebnisse ihrer Forschung werden „höchst bescheiden“ genannt, dagegen werden uns Hansen und Slade mit ihrem Mesmerismus und Spiritismus gerühmt! Wohin soll das führen?

Grundzüge moderner Humanitäts-Bildung. Ideale u. Normen von Oberlehrer Dr. Biese. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Das Erscheinen des vorliegenden Werkes ist um so freudiger zu begrüßen, als es bisher in deutscher Sprache nur wenig versucht wurde, auch weiteren Kreisen in einer würdigen Weise die neueren Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zugänglich zu machen. Die Absicht des Verfassers ist es, „Ideale und Normen“ einer im besten Sinne humanen Bildung aufzustellen, einer Bildung, die angesichts der großartigen Fortschritte unserer Zeit immer tiefer in das Volksleben eindringen sollte. Von gesichertem Standpunkte aus greift der Verfasser in das Geistesleben der Menschheit, um dessen wichtigste Erscheinungen in dem engen Rahmen dieses Buches zu einem Ganzen zusammenzufügen und durch die Begriffe der Gesetzmäßigkeit und Entwickelung zu interpretieren. Ein Feind mechanischen Formelwesens, ist er überall ernstlich bemüht, „Inhalt und Wert“ der Bildungsmittel zu bestimmen. Der Zweck des Lernens ist ihm nicht Anhäufung von Kenntnissen, sondern Verständnis der treibenden Kräfte und Erziehung zu eigenem Denken und Urteilen. Der Verfasser versteht es vortrefflich, uns zu allgemeineren Gesichtspunkten hinzuführen und uns das Ideal zu zeigen, welches aus einer Verschmelzung der Resultate empirischer Forschung unter Leitung eines philosophischen Grundgedankens hervorwächst. So geht unser Autor seinen Weg, ohne nach rechts und nach links zu schauen, gleichweit entfernt von gelehrter Manier und von marktschreierischem Popularisierungseifer. Sein Buch erinnert an die besten amerikanischen und englischen Muster: dasselbe kann ebenso dem Fachgelehrten aufrichtigen Genuß bereiten, wie es dem größeren Publikum belehrende Unterhaltung und Anregung zu weiterem Studium zu gewähren im stande ist.

Der menschliche Wille und seine Grundlagen. Die Freiheit des Willens und die Zurechnung. Von Dr. Ludwig Diessenbach. (Darmstadt, Selbstverlag.) — Eine kleine, äußerst gehaltvolle Schrift, für deren Veröffentlichung man dem Verfasser den wärmsten Dank schuldig ist! Die Frage, ob und inwieweit der Mensch für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden kann, ist hier von einem Juristen behandelt worden, aber — und das ist die Hauptsache — nicht ohne die genaueste Fühlung mit den Untersuchungen der physiologischen Psychologie. Demgemäß ist auch das Ergebnis der Arbeit, welches wir allerdings gern in einem abschließenden Paragraphen zusammengefaßt gesehen hätten, die äußerst klare und scharfe Ansicht von einer ausnahmslos durch Motive bestimmten Thätigkeit des Willens. Der Verfasser sagt (S. 117): „Wäre der Wille frei, nicht durch Beweggründe bestimmt, so müßte man erwarten, daß aus einem solchen Willen jederzeit die entsetzlichsten Verbrechen hervortreten könnten. Die Beweggründe aber fußen auf der Erkenntnis der Gegenstände, welche den Inhalt oder das Ziel des Willens abgeben, und auf der Neigung oder dem Interesse für dieselben, welche in der leiblichen und geistigen Natur des Menschen begründet sind, und zwar nach Maßstab des Zustandes zur Zeit der Willensäußerung.“ Aus dieser Ansicht fließt natürlich auch eine durchaus humane Auffassung des Verbrechens: „Es wird immer mehr anerkannt, daß ... eine gute Erziehung ... für alle das sicherste Mittel bietet, für die Zukunft die Verbrechen zu vermindern. Dieselbe Überlegung, welche zu diesem Anerkenntnis führt, muß auch die Überzeugung bewirken, daß es unglückliche Menschen sind, welche wir solchen Einflüssen ausgesetzt sehen, die mehr unser Mitleid als unsere Sorge für Vergeltung erwecken sollten, und daß wir in unserer Reaktion gegen dieselben das Maß nicht überschreiten, welches die Sicherung der Gesellschaft und die Erhaltung der Ordnung notwendig macht.“ Wir hoffen bestimmt, daß dies Buch seinen Weg macht!

Blicke in das Menschenleben. Leidenschaften, Laster und Verbrechen, deren Entstehung, Heilung und Verhütung. Von Dr. Eduard

Reich. (Schaffhausen, Rothermel u. Co.) — Das vorliegende Werk bietet unstreitig viel Interessantes, auch für den, der den Standpunkt des Verfassers nicht teilt. Die humane Gesinnung, welche demselben zu Grunde liegt, sichert ihm von vornherein die Anerkennung aller Edeldenkenden. Die Schilderung des socialen Elends, das sich in unserer Zeit täglich neu erzeugt, ist keineswegs übertrieben, sie beruht auf der Erforschung der Thatsachen, zu welchen der Verfasser teils durch eigene Erfahrung, teils durch eifriges Studium der einschlägigen Litteratur gelangt ist. Der Weg allerdings, der hier zur Beseitigung der gesellschaftlichen Notlage vorgeschlagen wird, dürfte jedem höchst unpraktisch und verkehrt erscheinen, der nicht erklärter Anhänger des modernen Socialismus ist. Aufhebung der Erwerbsarbeit, Abschaffung von Tausch, Handel 2c. könnte doch nur einen vollkommenen Rückschritt aller Kultur zur Folge haben. Bei Behandlung dieser Kapitel verliert sich der Verfasser in gar nicht auszudenkende Utopien. Eine etwas liebenswürdigere Form des Ausdrucks und hier und da etwas mehr Präcision und ein vorsichtigeres Urteil dürfte dem Ganzen sehr zu statten gekommen sein. In diesen Punkten könnten unsere philosophischen Schriftsteller der Gegenwart überhaupt noch vieles lernen! Warum ist man nicht bereit, auch hierin unserem großen Kant nachzufolgen, dessen Anthropologie z. B. bei allem Ernste der Behandlung mit der liebenswürdigsten Grazie geschrieben ist? Warum spricht man lieber in dem Tone eines Eduard von Hartmann als in dem eines Hermann Lotze? Wie wohlthuend berührt uns z. B. die von allen gehässigen Seitenhieben freie, den Gegenstand in seinem ganzen Umfange vorurteilslos erschöpfende Darstellungsweise eines Spencer oder eines Mill!

Zur Naturgeschichte des Menschen. Von Dr. Hermann Frerichs. (Norden, D. Soltaus Verlag.) — Der Verfasser versucht es, vom gesicherten Boden naturwissenschaftlicher Forschung aus den Forderungen des Gemütes gerecht zu werden. In sieben mehr oder weniger populär gehaltenen Abhandlungen beleuchtet er einige vielumstrittene Fragen, die geistig-leibliche Doppelnatur des Menschen betreffend, und es ist mit Genugthuung zu begrüßen, daß der Verfasser niemals die psychische auf Kosten der physischen Seite bevorzugt. Ein Werk dieser Art ist wohl geeignet, auch in weiteren Kreisen gesunde Anschauungen zu verbreiten und dem thörichten, leider noch vielfach herrschenden Vorurteil entgegenzutreten, nach welchem man in den neueren Errungenschaften auf physiologischem Gebiete den ärgsten Feind einer idealen Lebensauffassung sieht. Vielleicht hätte der Verfasser, und das ist das einzige, was wir an dem vortrefflichen Buche auszusetzen haben, mit noch mehr Schärfe betonen können, daß gerade eine Weltansicht, die den Menschen mit der ganzen übrigen Natur aufs innigste verkettet, den Ansprüchen des Gemütes im höchsten Grade gerecht wird. Nicht trotz der Entwickelungslehre können unsere ethischen Ideale ihren Wert behalten, sondern durch dieselbe wird dieser Wert erst erläutert und fest begründet. — Als besonders bemerkenswert erscheint uns das Kapitel über die „Wechselwirkung zwischen Leib und Seele", in welchem der Verfasser die verschiedenartigsten Systeme vom einseitigen Materialismus an bis zum ebenso einseitigen Idealismus einer Kritik unterwirft und sich selbst schließlich der Anschauung nähert, daß Leib und Seele nur verschiedene Erscheinungsformen einer allem zu Grunde liegenden höchsten Realität sind.

Logik. Von Friedrich Harms. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Heinrich Wiese. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — Mit großer Freude muß es begrüßt werden, daß nun auch die „Logik" des verewigten Philosophen in einer getreuen und würdigen Ausgabe vorliegt, zumal seine „Geschichte der Logik" bereits 1880 durch Lasson der Öffentlichkeit übergeben wurde. Logik und Metaphysik sind für Harms zwei Teile eines Ganzen: die Lehre vom Denken und die Lehre vom Sein schließen sich ihm gewissermaßen als subjektiver und als objektiver Faktor zusammen zu dem einen Produkte „Lehre vom Wissen". So ergänzt die vorliegende „Logik" die früher (1884) erschienene „Metaphysik" und giebt derselben sogar erst die eigentliche Grundlage, während sie auch wiederum umgekehrt von jener beeinflußt wird. Eine solche Logik ist natürlich weit entfernt davon, „formal" zu sein, sie schreibt vielmehr dem Hauptgebiete der formalen Logik, der Syllogistik (Lehre von den Schlüssen), lediglich eine historische Berechtigung zu und beansprucht selbst „reale Logik" zu sein. So heißt es z. B. S. 176 und 177 in höchst charakteristischer Weise: „Wir müssen die Formen des Denkens nicht auffassen als bloße Formen, sondern als Formen, worin etwas gedacht und erkannt wird. Das Denken will erkennen: 1) was die Dinge sind, und 2) was die Dinge thun. Das Sein und die Thätigkeiten aller Dinge will das Denken erkennen. Die Form des Denkens nun, wodurch erkannt wird, was die Dinge sind, nennen wir den Begriff, und die Form des Denkens, wodurch wir erkennen, was die Dinge thun, nennen wir das Urteil. Jede Form enthält eine einfache Erkenntnis entweder von dem Sein oder von den Thätigkeiten der Dinge. Was die Dinge sind, das macht ihr Wesen aus; was die Dinge aber

thun, darin sind sie Ursachen, Gründe der Veränderungen. Durch den Begriff erkennen wir das Wesen, durch das Urteil aber die Ursache der Erscheinungen." Daß wir dem Buche viele Leser wünschen und besonders solche, die es genau studieren, ist selbstverständlich ... es kann uns vieles lehren.

Grundriß der Religionsphilosophie. Von Bernhard Pünjer. (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.) — Der allzufrüh der Wissenschaft entrissene Forscher hatte beabsichtigt, seiner Geschichte der christlichen Religionsphilosophie (1880 und 1883) ein eigenes religionsphilosophisches System folgen zu lassen. Statt seiner hat nun der Lehrer und Freund des Verblichenen, Lipsius, den Grundriß zu jenem Systeme aus den hinterlassenen Papieren veröffentlicht. Pünjer, welcher sich früher eng an Biedermann anschloß, steht hier ziemlich in der Mitte zwischen Biedermann und Lipsius, er huldigt einem Ideal-Monismus in dem Sinne von Lotze und bestimmt innerhalb desselben das Absolute nach Analogie des Menschengeistes, indem er sich bemüht, das „Geist-Sein" von dem „Mensch-Sein" zu scheiden. — Die drei Abschnitte des Buches, die historische, psychologische und metaphysische Untersuchung, greifen organisch ineinander und zeigen, daß der Verfasser sowohl Empiriker im besten Sinne des Wortes als auch Metaphysiker im besten Sinne des Wortes ist. — Die vorsichtige Auseinandersetzung mit der modernen Erkenntnistheorie und die sichere Abgrenzung einer berechtigten Metaphysik — wir würden es allerdings vorziehen, dieses vielfarbige Wort hier nicht zu verwenden — machen die Lektüre des dritten Abschnittes besonders genußreich.

Die Notwendigkeit der Religion. Eine letzte Konsequenz der Darwinschen Lehre von Dr. Friedrich Dahl. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Der Verfasser unternimmt es, die Naturforscher daran zu erinnern, daß die Religion nach denselben festen Naturgesetzen entstanden sein muß, wie beispielsweise die Mechanik der Hand, und daß die Religion also nicht etwa einfach als unnützes Machwerk der Menschen hinzustellen oder ohne weiteres als ein zu beseitigendes Hirngespinst zu betrachten ist. Daß gerade die Entwickelungslehre die geistigen Verhältnisse so auffassen lehrt, daß ihnen notwendig „Religion" entspringen muß, sucht unser Autor mit großer Beredsamkeit zu zeigen, und wir können ihm dafür nur dankbar sein.

Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes. Anthropologie von Gustav Hauffe. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) — Der Verfasser besitzt das schätzenswerte Talent, die Ansichten anderer ohne jede Färbung wiederzugeben, und liefert auch infolgedessen hier eine recht hübsche Sammlung von Materialien zu einer Entwickelungsgeschichte des Menschengeistes. Unserer Ansicht nach hätte die Disposition des Ganzen durchsichtiger angelegt werden können, ohne daß dabei die historische Treue der lose aneinander geketteten Referate über die Leistungen der stimmführenden Geister gelitten hätte. So macht das Werk ungefähr den Eindruck eines gewissenhaft geführten Notizbuches, dessen Aufzeichnungen bald durch einen äußeren Anlaß, bald durch ein inneres Motiv veranlaßt wurden. Wenn der Leser das beigefügte Inhaltsverzeichnis selbständig durch Auszüge aus der Lektüre des Buches ergänzt und erweitert, so kann er das Werk jedenfalls zu einem ganz brauchbaren Nachschlagebuch über dies und das gestalten.

Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Neuzeit. Von Rudolf Eucken. (Halle a. S., C. E. M. Pfeffer.) — Der berühmte Verfasser wendet sich gegen die Philosophie des Mittelalters, insofern dieselbe in unseren Tagen im Hinblick auf die Machtstellung Roms plötzlich wieder einmal nicht nur Duldung verlangt, sondern Herrschaft. Dagegen wird Thomas selbst innerhalb seines historischen Rahmens vollauf gewürdigt. Der doctor universalis hat in der That an einem Wendepunkt geschichtlichen Lebens Bedeutendes gewirkt. Er hat große Aufgaben, vor allem die Aufgabe der Einigung der geistigen Interessen, im großen Sinne behandelt; er hat die Gesamtheit des damals Zugänglichen zu einem begrifflich durchdachten Ganzen verbunden und die verschiedenen Elemente in mannigfache, keineswegs fruchtlose Beziehungen gebracht; er hat antike Forschung dem Denken des Abendlandes enger verknüpft; er hat die Selbständigkeit wissenschaftlicher Arbeiten anbahnen helfen; er hat zur wissenschaftlichen, vornehmlich zur logischen Schulung der Geister erheblich beigetragen. Das alles hat er in milder und edler Gesinnung, im fortwährenden Streben nach Gerechtigkeit gegen Sache und Person gethan. Daher bleibe über dem Streite der Parteien sein Andenken in Ehren!

Albertus Magnus als Interpret der aristotelischen Metaphysik. Dissertation von Gustav Endriß. (München, Kgl. Universitäts-Buchdruckerei.) — Die vorliegende Schrift behandelt ihr Thema in einem Umfange, welcher das übliche Maß einer Dissertation bei weitem überschreitet, und ist infolgedessen im stande, ein ziemlich abschließendes Bild ihres Gegenstandes zu entwerfen. Die Disposition des Ganzen ist scharf und übersichtlich.

Die drei metaphysischen Fragen nach Immanuel Kants Prolegomena. Von F. B. v. Waschersleben. (Berlin, Carl Dunckers Verlag.) — Das ernste Streben, auch vom vollen Wissen unserer Zeit aus die Gottheit zu erreichen,

belebt und würdigt das vorliegende Schriftchen, welches recht wohl den Ausgangspunkt für weitere Arbeiten bilden kann, falls sich der Verfasser von der Halbheit seines Freiheitsbegriffes loszumachen versteht und in der näheren Bestimmung der Gottesidee Maß zu halten bereit ist.

Verlauf und psychisches Gemälde eines Nervenleidens. Ein Beitrag zur Nervenkunde von M. Rugard. (Breslau, Kommissionsverlag von S. Schottlaender.) — In diesem Werkchen schildert eine hochgestellte Frau die traurige Geschichte ihres Leidens und zwar, um anderen zu nützen. Insofern, als die meisten Ärzte sich noch nicht zu der Überzeugung durchgerungen haben, daß die sogenannten Nervenleiden nur von physiologisch geschulten Psychologen mit Aussicht auf Erfolg behandelt werden können, sind die vorliegenden Blätter ein sehr berechtigter Mahnruf. Das Studium der Psychologie wird ja leider noch immer von den Ärzten vernachlässigt, und damit hängt es zusammen, daß so oft statt eines liebevollen Eingehens auf den jeweiligen Zustand des nervösen Patienten ein lediglich durch physiologische Rücksichten geleitete Schablonenbehandlung angewendet wird.

Über den Rückschritt in der Natur. Von August Weismann. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Der Verfasser beleuchtet an interessanten Thatsachen aus der Verwandlungsgeschichte der Arten den Satz, daß „der Rückschritt überflüssig gewordener Teile Bedingung des weiteren Fortschrittes ist". Für das Verständnis der geschilderten Thatsachen wird die Vererbung erworbener Eigenschaften nur in höchst beschränktem Maße herangezogen, vielmehr werden die Umbildungen der Organismen durch eine stetig wirkende Naturzüchtung erklärt, welche die einzelnen Individuen bald zum Fortschritt und bald zum Rückschritt führt. Naturzüchtung vervollkommnet ein bestimmtes Organ, und dieses verkümmert wieder, wenn es nicht mehr durch Naturzüchtung auf der Höhe seiner Organisation gehalten wird.

Das Princip des Schönen. Prolegomena zur Ästhetik von Martinus Schweisthal. (Prag, H. Dominicus.) — Eine Reihe zum Teil recht gesunder Bemerkungen, welche auch des gegenseitigen Zusammenhanges nicht entbehren! Der Verfasser schlägt den richtigen Weg der Induktion ein, indem er das Schöne im Einzelnen aufsucht, und versperrt sich die Aussicht nicht von vornherein durch einen Wald von Definitionen. Was sollen aber z. B. Sätze wie der folgende: „Wenn zwei Gefühle a und b harmonisch zusammenfließen, so ist das resultierende Gefühl intensiver als die Summe; es ist nicht $a + b$, sondern $a \times b$." Ist vielleicht $\frac{1}{2} + \frac{1}{3}$ intensiver als $\frac{1}{2} \cdot \frac{1}{3}$?

Die Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Eine logische Untersuchung von Johannes v. Kries. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Das vorliegende Werk kann Mathematikern und Philosophen auf das wärmste empfohlen werden. Wir können nur wünschen, daß dem Grenzgebiete zwischen Mathematik und Erkenntnistheorie recht viele Arbeiten gewidmet werden möchten, welche die Vorzüge des hier angezeigten Buches teilen. Klärung der Grundbegriffe und Principien thut um so mehr not, je vollendeter der eigentliche Weg des Mathematikers ist, denn die menschliche Wissenschaft ist doch schließlich ein Ganzes.

Wesen und Wert des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesamtbewußtseins der Menschheit von Dr. A. v. Eye. (Berlin, Allgemeine Verlagsagentur.) — Der Mahnruf, welcher aus der ersten Auflage dieses Buches hervorklang, ist von dem Getöse des deutsch-französischen Krieges übertönt worden. Möge der zweiten Auflage ein gütigeres Geschick zu teil werden! Wir fürchten allerdings, daß man in unserer so beweglichen Zeit keine Muße haben wird, das Buch zu lesen, obwohl unsere Epoche, wie der Verfasser mit vollem Recht sagt, bereits lechzend vor den Thoren der Ewigkeit steht, um für die Arbeit des Lebens einen genügenden Preis zu fordern. Woher komm ich? Wohin geh ich? Warum bin ich? ... das sind die alten Fragen, die ewig neu sind. Jedes redliche Mühen um eine Antwort verdient volle Anerkennung, und so wünschen wir auch dem Verfasser, dessen frühere Schrift „Das Reich des Schönen" (1878) manchem unserer Leser bekannt sein dürfte, einen urteilsfreudigen und urteilsfähigen Kreis für seinen Aufruf zur „sittlich-freien" That.

Ein neuer Paulus. Immanuel Kants Grundlegung zu einer sicheren Lehre von der Religion, dargestellt von Heinrich Romundt. (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.) — Der rühmlichst bekannte Verfasser sucht in dieser Schrift wiederum einen Teil der Kantschen Geistesarbeit in vereinfachter und erweiterter Darstellung vorzulegen. Es handelt sich diesmal darum, Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft für unsere Zeit von neuem zu beleben ... und das ist eine dankbare Aufgabe, deren Behandlung in gewissem Sinne mehr Anerkennung verdient als die so oft versuchten Darstellungen der theoretischen und der praktischen Philosophie des großen Mannes von Königsberg. Nicht Kants Kritiken kritiklos anzubeten, sondern das geistige Gepräge unseres Jahrhunderts „kantisch" zu gestalten, liegt uns ob; für eine solche kantische Gestaltung hat auch Romundt sein Schärflein getreulich dargebracht.

Die Nationalökonomie und die neuere deutsche Gesetzgebung. Von Dr. W. Schaefer.

Gekrönte Preisschrift. (Hannover, Schmorl und v. Seefeld.) — Die philosophische Fakultät der Universität zu Breslau hatte die Preisfrage gestellt: „Welchen Einfluß hat die neuere Entwickelung der wissenschaftlichen Nationalökonomie auf die staatliche Gesetzgebung in Deutschland seit den letzten Decennien geübt?" Das vorliegende Werkchen giebt darauf Antwort, und zwar giebt es eine präcise Antwort innerhalb bestimmter, scharf abgesteckter Grenzen ... es beschränkt sich auf die social-politischen Probleme. Die Disposition der Arbeit ist musterhaft: zunächst wird die Fragestellung, unter Charakterisierung der realistischen und idealistischen Richtung der Nationalökonomie, nach allen Seiten hin gefestigt, darauf folgt eine Übersicht über die neuere Entwickelung der wissenschaftlichen Nationalökonomie in Deutschland, und daran schließt sich die Behandlung der socialpolitischen Reformen in Deutschland. Dr. A. W.

* * *

Das Buch vom Bier. Cerevisiologische (!) Studien und Skizzen von Dr. E. M. Schranka. (Frankfurt a. O., B. Waldmanns Verlag.) — Mit gleichsam ameisenartigem Sammelfleiße hat der Verfasser in zwei umfangreichen Bänden zusammengetragen, was bisher über das Bier „gesungen und gesagt" worden ist. Einzelne Abschnitte des Werkes sind recht unterhaltend, und sehr vieles dürfte den Lesern völlig neu sein. Hätte nur auch Herr Schranka sein Buch — er scheint, aus Böhmen gebürtig, sich spät die deutsche Sprache angeeignet zu haben — erst einem Deutschen zur Durchsicht und gründlichen Umarbeitung gegeben; dann wären sicherlich nicht Stellen wie folgende — eine für unzählige — stehen geblieben: „Die reichhaltigen Programme der einzelnen von Fach-Koryphäen und Celebritäten tradierten Fächer sind schon ein Beweis für den scientifen Charakter!" Der Verfasser sagt statt Vorwort „Proverbe"; wozu? Ebenso schlimm ist es mit dem Satzbau bestellt. „Ohne das bereits Gesagte zu wiederholen, verweise ich zunächst auf die sich auf den sagenhaften Gambrinus beziehenden Sagen"; klingt das schön? Dem inhaltlich so reichen und eigenartigen Werke thut vor allem eine Umarbeitung not; möge sich der Verfasser rasch zu einer solchen entschließen.

* * *

Die Wurzeln des musikalischen Ausdrucks. Eine reine Klangtheorie auf Grund seiner neuen Notation von Ernst Weigand. Mit neun lithographierten Tafeln. (Oppenheim a. Rh., Ernst Kern.) — Eine äußerst mühsame, fleißige Arbeit, die den Verfasser sicher viele Jahre gekostet hat. Ob indessen seine neue Notation in den Musikschulen und bei den Komponisten selber Eingang finden wird, ist sehr fraglich. Im Grunde genommen giebt er nur neue Namen für uns lieb und alt gewordene Bezeichnungen. Die Schreibweise des Verfassers ist eigentümlich ungeschickt; da heißt es unter anderem: „potenzbildenhelfenkönnender Klang", „qualitätliche Nähetöne", „in sich harmonisch-einheitliche Gleichzeitigkeiten", „Grundtonausdruck-Erweiterung-Höhen", „ermöglicht habende" — derartige Wortungeheuer sind wohl im Sanskrit erlaubt, im Deutschen nur unter gewissen Umständen und Absichten. Jedenfalls ist es auch Herrn Ernst Weigand nicht gelungen, für die bisherige Bezeichnung einen Ersatz zu geben; denn darum, als das „Neue", handelt es sich in der kleinen Schrift.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Rudolf Baumbach.

An der Strasse zwischen Weimar und Stadt Ilm liegt mitten im rauschenden Thüringer Tannenforst ein kleines, selten vom Touristen besuchtes Städtchen, Kranichfeld, in welchem Anfang der vierziger Jahre als Arzt ein Dr. Baumbach thätig war. Am Abend des 28. Septembers 1841 blieb derselbe, obwohl man ihn bestimmt zur gewohnten Whistpartie erwartete, am Stammtische des Honoratiorenstübchens im Gasthofe, zur Linde oder sonstwie damals benannt, unverantwortlich lange aus. Pastor, Postmeister und Apotheker grollten, aber bald wich der Unmuth dem Ausbruch herzlicher Freude, als der behäbige Wirth die Kunde brachte: „Bei Doktors ist vor einer halben Stunde ein Junge angekommen."

„Rudolf Baumbach", wie der Küster den neuen Kranichfelder buchte, geruhte jedoch nur zwei Jahre lang den Ort seiner Geburt mit Kindergeschrei zu beglücken. Kaum sicher auf den Beinen, begab er sich schon aufs Wandern. Sein Vater ward als Hof-

medikus nach Meiningen versetzt, und so zog er es denn vor, ihn zu begleiten, um seine Studien in der grösseren Stadt zu beginnen. Doch galten diese weniger dem ABC des ersten Lesebuches, das vorn auf dem Titelblatte einen Hahnen trug, oder dem Einmaleins auf der Schiefertafel, sondern dem grünen Walde, der freien Gottesnatur. Lieber, als daheim hinter den Büchern und auf dem Schulbänkchen, sass der Knabe am Wiesenabhang, dem Summen der Käfer und dem Liede der Finken lauschend; lag er im Walde und liess sich von Buchen und Tannen die Märchen vom Neck, von den Wichtelmännchen oder von der Wunschfrau, der gütigen Waldfee, erzählen: und oft sang der Bach den Träumenden in Schlummer, den erst recht schöne Bilder durchzogen.

Der Mären weiss er mancherlei,
Von Schätzen tief in Bergen,
Von einer schönen Quellenfei
Und klugen Waldgezwergen,
Auch von der Schlangenkönigin
Mit ihrem Krönlein aus Rubin,
Vom Irrlicht auf der Haide
Und von dem Nachtgejaide.

Was aber unverstanden blieb, das wusste daheim die Mutter zu ergänzen. „Sie ist eine feingebildete Frau und besitzt ein ungewöhnliches Erzählertalent“, berichtet in späteren Jahren der Dichter selbst von ihr.*

In meinen Kindertagen,
Zu abendlicher Stund',
Wie hing ich mit Behagen
An meiner Mutter Mund.

Die Lampe düster brannte,
Und Mütterchen begann:
„Im fernen Morgenlande
Da war einmal ein Mann“ —

Die wusste zu berichten
Vom Zauberschloss im Berg,
Und lustige Geschichten
Vom Riesen und vom Zwerg;

Viel feuerige Drachen
Gar ungefüger Art,
Auf jähem Fels bewachen
Die Königstochter zart;

Wie dann ein Hirt erworben
Die schöne Königsmaid —
Und sind sie nicht gestorben,
So leben sie noch heut.'

* Mein Frühjahr. 8. Tausd. M. 2.80.

Also auch hier hatte die Mutter ihrem Sohne ein gut Stück froh' Natur und Lust zur Fabulirung gegeben, welche die Gelehrtenschule mit ihren schweren Geschützen des klassischen Lateins nicht zu verkümmern vermochte. „Bekümmert sass ich beim Cornelius Nepos und auf die Blätter manche Zähre rann.“ Dafür wurden die Bücher, der Zumpt voran, verächtlich bei Seite geworfen, sobald die Vacanz kam; der Schüler nahm Ränzel und Stab und durchzog kreuz und quer sein Heimathland. Die Wartburg, auf der einst Luther den Teufel mit dem Tintenfass bekämpfte, Elisabeth Rosen und Tannhäuser Lorbeeren brach; der Hörselberg mit seiner Sage, der Rennstieg mit seiner Geschichte; das liebliche Schwarzathal, die Veste Coburg und endlich die Rudelsburg, die Sehnsucht des künftigen Studenten, sie wurden und blieben ihm liebe und vertraute Freunde.

Und dann kam die Studentenzeit, die blühende, goldene Zeit des Burschenlebens! In vollen Zügen hat Baumbach sie genossen und mit vollen Tönen besungen, aber nicht, da er selbst das schwarz-weiss-rothe Band der Thüringer trug, als er zu Leipzig, Würzburg, Freiburg und Heidelberg fleissig Collegia frequentirte — denn er wusste des Lebens Ernst des Lebens Lust zu einen, wie seine Promotion zu Heidelberg beweist —, sondern erst, als nach beendigter Studienzeit der fröhliche Bursch gereift war, als er die Vorbereitungszeit zum Naturforscher, wie zum Dichter mit nie rastendem Eifer überwunden hatte. Die Erinnerung sollte erst das Lied gestalten. Denn*

Wer mag den Wein besingen,
Wenn um ihn her aus frohem Kreis
Die vollen Gläser erklingen.

Wer mag besingen des Waldes Pracht,
Wenn um ihn die Bäume rauschen,
Wenn Ohr und Herz dem lauten Schlag
Der Drossel und Amsel lauschen?

Auch aus des Edelfinken Brust
Kein neues Lied erklinget,
So lange er im Tannenbaum
Von Zweig zu Zweig sich schwinget.

Doch wenn der Arme gefangen ist,
Wenn ihn ergreifet das Sehnen,
Quillt aus der Brust ein neuer Sang
In reichen vollen Tönen.

* Enzian. I. Heft.

So wartete auch Baumbach erst, „bis dass die Zeit verflossen, in der er des Jugendglückes Lust in vollen Zügen genossen"; erst als er, wie der Edelfink im Bauer, ins dumpfe Haus gebannt ist und in „seinen Kerker" der Erinnerung Sonnenstrahlen dringen, beginnt er vom Wein, vom Frühlingsgrün, von trauter Freundesschaar, „des Schlägers leuchtender Klinge" und von „dunklen Augen" zu singen. Denn „Besingen will ich mein ganzes Glück, wenn ich verloren es habe!"

Die besten dieser Lieder aber trug er heim von seinen Wanderungen, die er als Student und als junger Erzieher mit seinen Zöglingen unternahm. Bayerns Hochalpen, wie der märkische Sand, die Höhen des Riesengebirges, wie die rebenumkränzten Rheinufer, der Harz, wo Kaiser Heinrichs Geliebte ihm von ihrem Liebesleben erzählte, und er mit dem wilden Jäger nächtliches Gelage hielt, der Dünenstrand der deutschen See und die Salzburger Berge haben ihn nicht minder beherbergt, wie die blüthenschweren Rosengärten der stolzen Byzanz und die Thäler Griechenlands, und zum Danke sang er ihnen seine Lieder, die „Lieder des fahrenden Gesellen", die „Lieder von der Landstrasse", die „Spielmanns Lieder" und „Mein Frühjahr".*

Dieser „fahrende Geselle", der freilich mehr „auf der Landstrasse" als im Hörsaal zu finden ist, führt ein Zaubersprüchlein bei sich, das ihm über alles Reise- und Lebensungemach hinweghilft: „die Gelegenheit beim Schopf hab' ich gelernt zu fassen!" und das Geheimniss seines Frohsinns ist das Wandern selbst: „Drum willst Du an der Welt Dich freu'n, Am besten wird's von oben sein. Frisch auf! Den Fuss gehoben! Lass Tintenfass und Bücher ruh'n und klimme in den Nägelschuh'n Nach oben!" Und so wandert denn auch der Dichter landein und landaus, durch alle Reiche und durch alle Zeiten. Heut' hat er Lust, ein paar Jahrhunderte rückwärts zu wandern, da wirft er sich in mittelalterliches Kostüm und ist auf der Landstrasse und im Wirthshaus bei der Lindenwirthin in schattiger Laube ebenso daheim, wie morgen unter ehrbaren Rathsherren im Bremer Rathskeller, denn „den besten Wein im deutschen Land, den hat der Rath zu Bremen". Landsknechtlied und Minnesang ist ihm in gleicher Weise vertraut. Er kennt die alten deutschen Städte, deren Stadtthor sich pünktlich um 10 oder gar schon um 9 knarrend schloss, mit ihrem Zünfteleben und der guten, alten Sitte, die einen kräftigen Trunk nicht verwehrte; er streitet mit im Turnei und holt sich den Preis im Ringelstechen; die langzöpfige Maid schwingt er unter des Dorfes breitästiger Linde und sitzt dann ehrsam, aber den Schelm im Nacken, beim Klosterbruder im kühlen Refectorium oder noch lieber im blühenden Rosengarten. Dann wandert er wieder im Walde und pfeift den Amseln und Finken ihr Liedlein nach; philosophirt mit dem Raben, lässt von den Erdmännlein sich die reichen Schätze zeigen, die er leider nicht einstecken darf; plaudert mit der Nixe am Teich und lernt so nebenbei die Sprache der Bäume und der Thiere des Waldes. Oder er erklimmt die hohe Alm, pocht an die Sennhütte, schlingt seinen Arm um das Mieder der Sennerin und jodelt, wie ein Alpenbursche, vorausgesetzt, dass die Sennerin allein ist, denn „Wenn bei der Sennerin weilt ihr Schatz, Ist der Tourist nicht recht am Platz." Dann schleicht er bei Seite und dichtet wohl für sich eine „Gardinenpredigt" oder bricht ein frisches Zweiglein „Enzian" für das „Gaudeamus für Bergsteiger", das für den gewöhnlichen Menschen, der nicht Alpenvereinsmitglied ist, in das „Frühjahr" umgesetzt wird. Darin erfahren wir endlich, „wo Barthel den Most holt". Denn das Geheimste wird dem Sänger kund: der grämliche König Laurin muss ihm beichten, wie er vergebens als alternder Narr um die blühende Similde von Steyer gefreit; der fromme Eremit darf vor ihm seinen Weinkrug nicht verstecken; der Tatzelwurm zeigt sich ihm, allerdings nur, um ihm zu Gemüthe zu führen, der Mann ist nicht geboren, frei zu sein. „Drum schmiege willig Dich ins Joch; Früh oder spät, Du musst es doch!" und Enzian selbst erzählt, wie er zum Blühen kam. Aber des Lebens ungemischte Freude wird

* **Lieder eines fahrenden Gesellen.** 17. Tausend. M. 3.20.
Lieder von der Landstrasse. 8. Tausend. M. 2.—.
Spielmannslieder. 10. Tausend. M. 2.—.

keinem Irdischen, selbst in den Alpen nicht, zu Theil. Zwei bittere Klagen bringt der Dichter heim. Die eine betrifft eine gar schreckliche, epidemische Krankheit, die Dichteritis alpina, der er selbst verfallen muss, und die andere ist des Teufels Antheil an der schönen Gottesnatur, der im „blauen Flammenglanze einen Mann erschuf mit Schwalbenschwanze, uns zum Leid und grossem Weh — auf Wälisch heisst er Hôtelier", und Eines sucht er auch in den Alpen vergebens: überall blüht „Mannestreu", und als der Wanderer schliesslich zornig ausruft: „Giebt's denn gar keine Weibertreu?" antwortet Enzian, der alte: „Ein Narr mehr fragen kann, als ihm beantwortet der weiseste Mann."

Diese Wanderlust, dieser Wandersang sind dem Dichter treu bis heute geblieben. Der 45jährige ist der eifrigste Alpenklubbist und der liebenswürdigste Reisekamerad, den man sich denken kann. Nach seiner Thätigkeit als Erzieher und Lehrer in Graz und Triest, von wo ihn im Hochsommer der Anblick des Thermometers, „welcher auf dreissig im Schatten weist", in die Berge trieb, um bei schönen Tyroler Dirnen zu vergessen, dass er „ein Schulmeister ist", hat Baumbach sich „als nichts weiter, als Schriftsteller" wieder in Meiningen niedergelassen, d. h. er wohnt hier, wenn er nicht gerade auf dem Wandern ist. Noch immer liebt er es, statt in der Gesellschaft zu glänzen und um die Huld besternter Excellenzen, die Manchem Ehr' und Glück brachte, zu buhlen, zügellos in Feld und Wald herumzuschweifen oder stundenlang in Gras und Moos zu liegen, um zu horchen, „wie Fink' und Amsel pfeifen"! Wer dem Dichter aber das verdachte oder ihm gar vorwerfen wollte, dass seine Lieder allzuoft erzählten „ewig gleich und ungeschwächt erbt der Durst sich der Germanen von Geschlechte zu Geschlecht!", der konnte das schönste unter den *„Wanderliedern" nicht gelesen haben, das der Dichter aus den Alpen heimgebracht hatte, den Sang vom **„Zlatorog" und den Triglavrosen. Die Sage vom Zlatorog, dem goldgehörnten Gemsbock, der den ewig grünen Garten der „weissen Frauen" an den Abhängen des Triglav behütet, und dessen Goldgehörn dem kühnen Jäger, der ihn zu fällen vermöchte, die Zauberhöhle im Berge Bogatin erschliessen würde, ist uralt. Der goldne Hort im Berge Bogatin war aber bis auf diesen Tag noch nicht gehoben, Baumbach hat ihn zu Tage gefördert als den Sang wahrer, ursprünglicher Poesie.

Und doch erschien ihm selbst der Sang von den Triglavrosen ein Raub zu sein, ein Raub an seiner Jugendgeliebten, dem schönen Thüringerlande. Er hatte der Alpen Schönheit gesungen, und doch „so weit der Erdengarten reicht, Kein Land dir, meiner Heimath, gleicht An Wonne und an Ehre". Deshalb bot er, gleichsam als wollte er der zurückgesetzten Heimath zeigen, dass er doch ein treuer Sohn ihrer Berge sei, und dass Italia, Byzanz und die Schweiz umsonst mit ihr wetteiferten, den „Freunden all' am Werrafluss" als des fahrenden Gesellen Wandergruss „Frau Holde".*

„Bin durch die Alpen gezogen,**
Wo die Lawine rollt,
Sah, wie in Meereswogen
Tauchte der Sonne Gold.
Aber freudig ich tauschte
Alpen und Meeresstrand
Für das tannendurchrauschte
Nordische Heimathland.

Schlösser sah ich und Thürme,
Schimmernd und marmorweiss;
Dunkler Pinien Schirme
Wiegten im Wind sich leis.
Aber schöner und besser —
Lacht mich immerhin aus —
Als die Marmorschlösser
Dünkt mich mein Vaterhaus.

Mägdlein durfte ich kosen,
Schlank und liliengleich,
Frauen wie volle Rosen,
Ueppig und anmuthreich;
Lilie aber und Rose
Werden von der besiegt,
Die mich als Knaben im Schoosse
In den Schlaf gewiegt."

Dies ist der Grundton, der bereits durch die Lieder des fahrenden Gesellen geht und jetzt in „Frau Holde" aufs Neue vollklingend angeschlagen wird. Es ist eine einfache Herzensgeschichte, die sich in den Thüringer

* Wanderlieder. Illustr. Ausgabe, geb. M. 10.—.
** Zlatorog. 19. Tausend. M. 2.—.

* Frau Holde. 16. Tausend. M. 2.—.
** Aus Enzian. Heft II. M. 3.—.

Bergen abspielt und uns erzählt, wie wahre Liebe nie erblinden kann.

* „Hatt' einmal ein armer Schäfer eine Dirne sich erkoren,
Und drei Monden vor der Hochzeit ging sein Augenlicht verloren,

Doch sie liess nicht von dem Blinden, dem sie Lieb' und Treue schwor.
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Mit diesem neckisch schliessenden Verse ist im Enzian der Inhalt der „Frau Holde" kurz skizzirt. „Um dieses einfache Thema aber", so schreiben unter dem 9. Dezember 1880 die Grenzboten, „rankt sich wieder eine Fülle echtester, herzerfreuender Poesie. Alle Vorzüge des Dichters, die innige Vertrautheit mit dem Leben der Natur, die zwingende und überzeugende poetische Kraft, mit der er Märchenhaftes und Realistisches verschmilzt, das bewunderungswürdige Geschick, mit dem er die abgegriffene Dichtersprache von heute durch die altdeutsche Volkspoesie auffrischt, ohne ihr doch im Geringsten einen unbehaglichen alterthümelnden Beigeschmack zu geben — treten auch hier wieder glänzend hervor. ‚Frau Holde' zeigt aber zugleich, dass Baumbach nicht bloss lustige Spielmannsweisen zu singen, sondern auch für das tiefste Weh der Menschenbrust die ergreifendsten Töne zu finden weiss. Es bleibt dabei: er ist ein gottbegnadetes, dichterisches Talent."

Gab der „Zlatorog" Kunde von der Alpenthätigkeit des Dichters, zeugte „Frau Holde" von seiner Vaterlandsliebe, so hat er im **„Pathe des Todes", dem dritten Epos, 1884 erschienen, sich an die Beantwortung der tiefernsten Frage über den Bund des Todes mit dem Leben gewagt und dieselbe, wie Prof. Kissner sagt, mit „Meisterschaft" beantwortet. Wohl liegt das bekannte Grimmsche Märchen zu Grunde, aber Baumbach hat den Humor, der dort den Gevatter Hein umkleidet, bei Seite gelassen, um die tragische Schuld des Pathen zu erhöhen. Der Tod, dem „ein Tropfen vom Strom der Liebe" zu Theil ward, flicht mit dem Leben ein Bündniss, indem er sich eines armen Knaben, seines Pathenkindes, fördernd annimmt. Derselbe wird als Mann seiner Liebe und seinem Schwure, den er in die Hand des Todes abgelegt, untreu und sühnt sterbend seine Schuld, dem Tode trotzen zu wollen; versöhnend klingt die Dichtung in den Worten aus: „Stirb, Sohn! In meinem Garten ruht sich's gut!"

Einmal in den tiefen Schacht der deutschen Märchen und Sagen hinabgestiegen, fördert Baumbach in seinen „Abenteuern und Schwänken" Goldstufe auf Goldstufe zu Tage. Bereits im „Pathe des Todes" brach in den eingestreuten Vagantenliedern die Sangesweise des Spielmanns wieder durch, in den *„Abenteuern und Schwänken" mischt der Dichter Lust und Leid zu köstlichem Tranke. Er erzählt alten Meistern nach, aber die Nacherzählung wird zur Neudichtung. Glücklicher ist wohl nie Scherz und Ernst zu harmonischem Ganzen vereint worden, und wie zart und fein versteht der Dichter im „Gänslein" selbst ein an und für sich schlüpfriges Thema wiederzugeben, so dass ihm alles Anstössige benommen wird. Der Gegensatz, den die Epen zu den Liedern bildeten, ist in diesem Werkchen charakteristisch wiedergegeben. „Das lange Band" und „Die gestohlene Feder", letztere eine Nachdichtung Boccaccio's, lassen erkennen, dass der fahrende Gesell das Lachen noch nicht verlernt hat, während „Der Graf im Pflug" die treue Minne, wie sie „Frau Holde" zeigte, rührend widerspiegeln lässt. „Der Ritter im Rauche" erzählt von der Mannestreue und „Maria und die Mutter" von der überwindenden Mutterliebe. Im „Wilden" singt der Dichter:

„Die Traube ist blau, der Apfel roth,
Die Blätter welken und bleichen.
Die bunten Vögel zwingt die Noth
Zu wandern und zu streichen;
Sie schwärmen um das Grafenschloss
Im leichten Federhemde,
Und morgen zieht der ganze Tross
In nebelgraue Fremde."

Zwei treu Liebende suchen ihr Glück auf der Flucht im Walde, ein neidisch Geschick entführt den Ritter und umnachtet seinen Geist. Klagend sucht ihn die Braut:

* Aus Enzian. Heft III. M. 3.—.
** Pathe des Todes. 6. Tausend. M. 2.—.

* Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt. 7. Tausend. M. 2.80.

Mein Lieb, wann kehrst Du wieder
Auf blauer Wolkenbahn?
Wann rauscht Dein Glanzgefieder,
Wann kommt mein wilder Schwan?

Und dies Lied, das einst ihr Trauter gesungen, löst nach Jahren den Bann, der auf dem „Wilden" gelastet, und eint die Liebenden aufs Neue.

„Willkommen, willkommen, mein wilder Schwan!
O süsse Augenweide,
O Herzenstrost, o Seelenlust!
Nun scheiden wir beide vom Harme."

Frau Venus schildert mit südlicher Gluth die Abenteuer eines deutschen Handelsherrn am goldenen Horn und lässt uns die Pracht des Orients mit seinen berückenden, aber falschen Frauen in Bildern vor die Augen treten, die mit Schillerschem Schwunge gezeichnet sind.

Es lässt sich gut lauschen, wenn so erzählt wird. Zur Abwechslung erzählt der Dichter dann auch einmal in Prosa *„Erzählungen und Märchen", aber das sind nur in Prosa aufgelöste Gedichte. Hier lässt Baumbach wieder seinem liebenswürdigen Humore die Zügel schiessen, wenn er sich Zwei, d. h. die Dummheit und den Hochmuth, finden lässt, oder mit rührender Innigkeit im „Wasser der Jugend" das Liebesleben eines einfachen Paares schildert, dem zum Danke für geleistete Gutthat das Waldweiblein eine Flasche Jugendwasser geschenkt hat. Unglücklicher Weise zerbricht der Mann, als er seiner Frau nach der Geburt des ersten Knaben davon zu trinken geben will, diese heilig aufgehobene Medizin. Um seine Frau nicht aufzuregen, füllt er eine andere Flasche mit Brunnenwasser, und siehe, ein Tropfen davon genügt, sein Weib zu kräftigen. Die Flasche wird für spätere Zeiten wieder aufgehoben, und nun ist es der Bube, der beim Spielen die Flasche zerbricht. Die Mutter ersetzt sie insgeheim zum zweiten Male, und beide Gatten suchen vorsichtig einander den Betrug zu verbergen und wollen nie zugeben, dass das andere altere. Das Wasser der Jugend erhält sie ja frisch und jung! Und als sie endlich nach Jahren gegenseitig beichten — bereits sind ihre Kinder vermählt — und das Waldweiblein aufs Neue den Greisen den Jugendbrunnen anbietet, da lehnen sie dankend ab; sie sind froh, endlich alt sein zu dürfen, was sie bisher nicht zugestehen wollten und konnten, „und dann geht es auch nicht unserer Kinder und Enkel wegen"

Aber so viel Erzählen macht die Kehle trocken. Zum Glück hört der Dichter in den *„Sommermärchen" von einem „Kobold im Keller", der zum Entsetzen der Wirthin den besten Wein wegtrinkt. Weihrauchfass und Exorcismus helfen nichts, weil der beschwörende Pater einiges auf dem Kerbholz hat, da macht sich denn der fahrende Geselle mit zwei Kumpanen auf und vertreibt den Kobold, indem er selbdritt den Wein vertilgt und zum Lohn der Wirthin Töchterlein noch ausserdem erhält. Aber das Trinken muss er sich in etwas abgewöhnen. Ja, ja, der Tatzelwurm hat Recht behalten! Und von nah und fern kommen die Gäste gepilgert, weil kein anderer Wirth so trefflich zu erzählen weiss. Da hat man ihm denn zuletzt auch einmal einen Schelmenstreich erzählen wollen, damit er wisse, wie gut ein herzliches Lachen zum Becher passe, und schickte ihm den „Localanzeiger der Wiener Presse" vom 11./8. 81. Darin stand von seinen Sommermärchen: „Das stählerne Schloss; eine unerquickliche, auf einem hässlichen Volksglauben beruhende Erzählung ohne mythischen und sonstigen Inhalt. Trudchen im Walde ist ein poetischer Unfug, alles Phantastische hier, wie sonst oft durch einen Traum zu entschuldigen. Theodelinde und der Wassermann; der Eselsbrunnen: diese Erzählungen würden selbst in Witzblättern auffallen durch ihre Geschmacklosigkeit; sie wären besser fortgeblieben." Am Schlusse aber stand: „Der Verfasser hat einige Strophen vorangehen lassen, deren letzte besagt:

‚Mein Rösslein steigt und wiehert hell
Und schüttelt wild die Zügel,
Aus seinen Schultern wachsen schnell
Zwei weisse Schwanenflügel.

Es fliegt dahin wie Sturmgebraus
Durch ungemess'ne Räume.
Nur zu! — Ich weiss, ich lieg' zu Haus
Auf meinem Bett und träume.'

* Erzählungen und Märchen. 6. Tausend. M. 2.—.

* Sommermärchen. 12. Tausend. M. 3.—. Dasselbe illustr. Rohn geb. M. 20.—.

Das ist gut, dass wir es nun auch wissen. Auf seinem Bett? Nicht auf dem Pferd? Nun, dann kann ihm ja wohl nichts geschehen." — Das Blatt trug wirklich das Datum des Augusts, nicht des 1. Aprils, wie man vermuthen sollte. Tief zerknirscht wollte schon der Dichter in sich gehen und seine Poeterei aufgeben, da brachte ihm die Post eine andere Nummer derselben Zeitschrift, nur wenige Wochen älter, vom 7. Dezember 1881. Darin stand von denselben „Sommermärchen": „Wie jeder gute Wein, muss auch der Dichter seinen Erdgeschmack haben. Baumbach wurzelt im deutschen Grunde. Kommt man zu Baumbach, so ist es Einem, als träte man aus abgebrauchter Stubenluft auf grünen Plan, an dessen Rande der Waldquell rauscht. Dass er sich von handwerksmässiger Auffassung freigehalten hat, verdankt er zuverlässig mit der Entfernung von zünftigem Zusammensitzen und geistreichen Kreisen, in denen ‚Honorar gesprochen' wird" u. s. w. So schreibt Heinrich Noë, sollte sich die Presse mit Herrn R. K. wirklich nur einen Scherz ihren Lesern gegenüber erlaubt haben, oder sollte hierzu Baumbachs Epistel in „Krug und Tintenfass" zu vergleichen sein: „Was ein hämischer Neidhart spricht, Schadet gesunden Jungen nicht?" Ja, es schadet ihnen nicht, auch wenn Bleibtreu in seiner ‚Revolution' von „alberner Wolff-Baumbachmode" spricht. Wahrscheinlich geht es ihm, wie jenem Abgeordneten mit den Gründen für die Regierungsvorschläge: „Ich kenne sie zwar nicht, aber ich missbillige sie!" Ja, wo bleibt da die „Moral der Kritik"? Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, neuerdings von Bleibtreu redigirt, nennt dieselben Sommermärchen „ein in klassischem Deutsch geschriebenes, tiefpoetisch erdachtes und künstlerisch ausgeführtes Buch". Wahrscheinlich heisst es bei solchen Besprechungen: heute so, morgen so, variatio delectat. Unseren Dichter lässt dies Alles aber ebenso kalt, wie ihn die Lobreden seiner Zunftgenossen und der gefürchtetsten Kritiker bei seiner bescheidenen Art, sich zu geben, lassen. „Der feilt an einer Elegie, Der schmiedet eine Fabel, Ich singe in die Winde, wie Gewachsen mir der Schnabel. Ich hab's gelernt im grünen Wald Beim Rauschen alter Föhren, Und wem mein Singsang nicht gefallt, Der braucht nicht zuzuhören."

Und wenn das Heer der Herren Kritiker wie ein Sturmwind über ihn käme, er würde doch cervice celso, wie die Eiche im Walde stehen und sich nicht beugen. Im „Krug und Tintenfass" schildert er die sterbende Eiche, welche ins Moos gestürzt ward, während Erle und Weide, die sich neigten, als der Sturmwind über die Hügel und Haide zog, frohlocken:

„Siehe, wir leben alle,
Und die Eiche, die starke, brach.
Uebermuth kommt zu Falle."
Todwund sprach der gewaltige Baum:
„Will Euch das Leben nicht neiden.
Sterben muss ich; ich schaffe Raum
Schmiegsamen Erlen und Weiden.
Wieget im Winde das grüne Haar
Ueber der modernden Leiche.
Erlen und Weiden, ihr dauert, ich war,
Aber ich war die Eiche."*

Ja, er mag aufrecht stehen, der kräftige Stamm, er wird schon dem Sturme trotzen können. Sind auch die 2000 Wochen um, die ihm das Wichtelmännchen durch Märchen gekürzt hat, wir haben erst den kleinen Theil von „Es war einmal" gehört und der Dichter hat noch einen grossen Schatz davon.

Schon lichtet das Drachenschiff im Nordmeer die Anker, und der Spielmann muss sich beeilen, will er die Fahrt zu König Hagen mit wagen. Wate hat den Sänger geladen, dass er ihm helfe, Hilde, das schöne Königskind, ins Hegelingenland zu entführen, wo Hettel mit der Königskrone ihrer wartet. Und der Sänger kommt als Horand, „wie Balder schön zu seh'n". Jetzt steht er im Scharlachkleide, mit Kette und Ring geschmückt neben Wate am Steuer. Am breiten Gürtel hängt in goldner Scheide sein Schwert herab, und unter der dunklen Otterfellkappe quillt in lichten Wellen sein lockig Haar hervor. Er trinkt dem alten Recken aus silbernem Horne zu,

„Dann durch die Harfe leise
Glitt seiner Finger Lauf;
Da ward es still im Kreise
Und Alle horchten auf.
Die Harfe stärker rauschte,
Zu singen fing er an;

* Aus Krug und Tintenfass. 5. Tausend. M. 2.—.

In blauer Tiefe lauschte
Die lilienweisse Ran.
Es ward herbeigezogen
Der Wellenmaide Schaar.
Und Oegir aus den Wogen
Hob sein bekränztes Haar.
Es sass auf Segelstangen
Der Vögel lauschend' Heer,
Die Silberfische sprangen
Wie Funken übers Meer.
Aufhorchend strich der schnelle
Delphin das Schiff entlang,
Es schwieg der Hall der Welle,
Der Recke aber sang."

Und wie Horand so süss sang, da zwingt er Alle unter seines Zaubers Bann. Hilde folgt seiner Werbung, denn sie sieht in ihm den König selbst, der gekommen, sie heimzuführen. Sie folgt ihm durch Sturm und Kampf, sie folgt ihm in den Tod, „als an Horands Harfe mit klagendem Ton die goldenen Saiten zersprangen." *„Horand und Hilde" liegen im Tode vereint auf brennendem Schiffe, das der treue Wate dem König Hettel als Hochzeitsfackel angezündet. Wie ein feuriger Schwan durchgleitet es hellleuchtend des Meeres Wogen, Walküren aber reiten und tragen das schöne Königskind mit dem Sänger nach Asgard, wo Wodan mit seinen Helden ihrer wartet. — Hat unser Sänger das Lachen verlernt, ruht die Fiedel des Spielmanns, die zum Tanze und Trunke aufspielte? — Er ist nur weiter im Lande gezogen und hat endlich die „blaue Wunderblume", die er im Traume einst erschaut und unbekümmert um den Spott der Leute rastlos gesucht, endlich gefunden. Im „Zlatorog" leuchtete sie schon unter den Triglavrosen hervor, in „Frau Holde" winkte sie durch der Buchen Grün, im „Pathe des Todes" berührte sie des Sängers Hand, hier aber in „Horand und Hilde" hat er sie gepflückt und in ihrer voll entwickelten Blüthenschöne im Liede sich widerspiegeln lassen. Sie leuchtet und duftet doch schöner noch, als Enzian und Triglavrose. Und jetzt hat man den „fahrenden Gesellen" auch in den Hörsaal der Universität gezwungen. Professor Alphons Kistner in Königsberg wie Professor Paul de Mont in Antwerpen haben ihn zur Rast genöthigt und zeigen ihren Hörern, welch' prächtiger, liebenswürdiger Geselle er sei. Aber nicht lange hält er Stand, schon sitzt er wieder mit Hamerling im „Heimgarten", der ihn im Verein mit Rosegger neidlos bewundert. Da reisst er sich los, er mag das Lob nicht hören und enteilt nach Berlin, damit Paul Lindau ihn in die Scheere nehme. Doch der vergisst sein spöttisch, satirisches Lächeln und reicht zum herzlichen Willkommsgruss ihm Becher und Hand und schreibt in das Wanderbuch des Spielmanns: „vorzügliche Aufführung" und empfiehlt ihn allen zustehenden Behörden aufs Wärmste. Und nun jagt man den Sänger durch die „Grenzboten", schickt ihn „über Land und Meer", hält ihn in Frankfurt und in Köln an und gönnt ihm selbst in Petersburg nicht Rast. Ein jeder muss ihm ja danken und seinen Wandergruss aufs Herzlichste erwidern. Welche Zeitung, welches Haus kennt nicht den lieben Kranichfelder! Ja, Kranichfeld, Du bist gross geworden vor Deinen Schwestern im deutschen Reiche! Der Bruder Studio lauscht dem Sange Deines Sohnes und lässt sich das Herz bewegen, die „saligen" Frauen lassen den Sänger mit seinen süss einschmeichelnden Weisen nicht lange vor den Thoren stehen, sie öffnen ihm Thür und Herz; der Gelehrte selbst in seinem Studirzimmer badet seine vom Bücherstaub bedrückte Seele, wenn er des trocknen Tones einmal satt ist, wieder jung im klaren Bergquell dieses Dichters; der Wanderer singt und summt die kecken Lieder vor sich hin; der zechende Kreis froher Trinker würzt den Trank mit ihnen und der einzelne, still verloren in der Waldeinsamkeit, lernt durch sie erst den Zauber recht verstehen, der ihn umgiebt.

Und nun, die schöne Sommerszeit ist da und ladet zum Wandern ein. Blinkender Sonnenschein, rauschende Tannen, kühle Bergeshöhen rufen uns hinaus. Zur köstlichsten Wanderung aber winkt der Dichter; wohl dem, der sie wählt!

Willst Du den Dichter recht versteh'n,
Musst Du in Dichters Lande geh'n.

* Horand und Hilde. 4. Tausend. M. 2.50.

C. KREYSING, LEIPZIG.

Bis zum 31. Juli gingen nachfolgende neu erschienene Werke 2c. 2c. bei der Redaktion zur Besprechung ein. Wir verzeichnen hier vorläufig die Titel derselben und behalten uns Besprechung, soweit eine Berücksichtigung für unsere Leser ersprießlich, für später vor.

Band, Victor: Der Pseudo-Lorenz. Militärische Humoreske. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Band, Victor: Drei Seelen und ein Gedanke oder der verunglückte Budenskat. Humoreske. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Berenberg, Karl: Das Nordseebad Norderney. 2. wesentlich verb. Aufl. Norden u. Norderney, Herm. Braams.

Berger, Wilh.: Vom Markt des Lebens. Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Dost, O.: Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, Prinz-Gemahl von England. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Rede am 59. Geburtstage Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen. Plauen i. V., F. E. Neupert.

Engel, Ed.: Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 2. umgearb. u. wesentlich verm. Auflage. Lfrg. 1. Leipzig, B. Elischer.

Engler, A., und K. Prantl: Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere den Nutzpflanzen. Lieferung 7/8. Leipzig, W. Engelmann.

Feilbogen, Sigmund: Unsere Rechtsstudien. Wien, C. Daberkows Verlag.

Fragmente. Eine Sammlung Aphorismen, Gedichte 2c. von H. L. Jena, Fr. Maukes Verlag.

Fritsche, Paul: Mein Herzenstestament. Liedercyklus. Zürich, Verlags-Magazin.

Golowin, Iwan von: Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes. Leipzig, Fedor Reinboth.

Hassenstein, Georg: Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten. Leipzig, Carl Reißner.

Herrig, Hans: Columbus. Ein Drama in fünf Aufzügen. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Hertzsch, R. H.: Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluß, auch keine bloße Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt. Leipzig, G. Fock.

Hertzsch, R. H.: Lazarus von Bethanien. Christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Gust. Fock.

Hirth, Georg: Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. 2. Aufl. München u. Leipzig, G. Hirths Kunstverlag.

Höffinger, K.: Gries-Bozen in Deutsch-Südtirol als klimatischer, Terrain-Kurort und Touristenstation. Vademekum für Einheimische, Kurgäste, Reisende und Touristen in Gries-Bozen und im Etsch- und Eisack-Gebiete. Innsbruck, Kommissions-Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhdlg.

Hogarths Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg. Revidiert und vervollständigt von Dr. P. Schumann. Dritte Auflage. Heft 26. Leipzig, A. H. Payne.

Kirchbach, Wolfgang: Waiblinger. Ein Trauerspiel unserer Zeit. 2. verb. Aufl. München, Otto Heinrichs.

Kohut, Ad.: Ludwig Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken nebst einer biographischen Charakteristik und dem Porträt des Dichters. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Laverrenz, V.: Das deutsche Heer in Einzeldarstellungen. Lfrg. 2: Die Kürassiere. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Laverrenz, V.: Der Flankierbaum. Humoreske aus dem Soldatenleben. 2. Aufl. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Lindenberg, Paul: Berliner auf Sommerreisen. Humoreske. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Lolling, W. F.: Die Quadratur des Zirkels. Sichere Lösung einer bislang als Problem betrachteten wissenschaftlichen Frage. Hamburg, Kommissionsverlag von G. Kramer.

Mund von Pochhammer, E. D.: Bildnisse der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zu Kaiser Wilhelm I. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Neubourg, H.: Die Örtlichkeit der Varusschlacht, mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstentum Lippe gefundenen römischen Münzen. Detmold, Meyersche Hofbuchhdlg.

Nordau, Max: Ausgewählte Pariser Briefe. Kulturbilder. 2. vollständig umgearb. u. vielf. verm. Aufl. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Polzer, A. (Erich Fels): Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark. Hamburg, J. F. Richter.

Rahmer, S.: Physiologie oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und tierischen Körper, populär dargestellt. Lfrg. 1/2. Stuttgart, Otto Weisert.

Rebeg, S.: Der Nilbräutigam. Roman. Leipzig, Reinhold Werther.

Roeper, Gottl. Friedr.: Freundschaft und Ideal. Gedichte. Danzig, L. Sauniers Buchhdlg.

Röpke, A.: Wald- und Wiesenblumen. Gedichte. Wolfenbüttel, J. Zwißler.

Sanders, Daniel: Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. 15. Aufl. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg.

Schmidt, C.: Die Heilung der durch Morphiumgenuß verursachten Nervenzerrüttung und Willensschwäche. Eine psychologisch-medizinische Aufgabe. Berlin u. Neuwied, Heusers Verlag.

Spamers, Otto, Illustriertes Konversations-Lexikon für das Volk. 2. Aufl. Zugleich ein Orbis pictus für die studierende Jugend. Lfrg. 81/84. Leipzig, Otto Spamer.

Staudinger, F.: Die Gesetze der Freiheit. Band 1: Das Sittengesetz. Darmstadt, L. Brill.

Stern, Adolf: Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung. Lfrg. 4/5. Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhdlg.

Tarbé, Edmond: Bernard, der Mörder. Roman. Autor. Übersetzung von E. Plastein. Mannheim, J. Bensheimers Verlag.

Trinius, August: Von der Spree bis zum Main. Eine Eisenbahnfahrt von der deutschen Reichshauptstadt zur deutschen Krönungsstadt. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Tudichum, Friedr.: Bismarcks Parlamentarische Kämpfe und Siege. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Wanderbilder, Europäische. Nr. 126/129: Zürich und seine Umgebung. Herausgeg. vom Offiziellen Verkehrsbureau Zürich. Zürich, Orell Füßli u. Co.

Wangemann, L.: Der erste biblische Anschauungsunterricht. Anweisung zum Gebrauche der nach den unterrichtlichen Angaben des Verfassers ausgeführten „zwanzig Anschauungsbilder" für den ersten Unterricht in der Gotteserkenntnis und bei der Anleitung zum Gebete. 2. Aufl. Leipzig, Georg Reichardt Verlag.

Weien, C.: Berliner Falschmünzer. Schilderung aus dem Berliner Verbrecherleben. Nach eigenen Aufzeichnungen. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Werner, E.: Sankt Michael. Roman in zwei Bänden. Leipzig, Ernst Keils Nachf.

Zerbst, Max: Gedichte. Jena, Fr. Maukes Verlag.

Ziegler, Ernst: Monte Carlo. Ein Spielroman. Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden.

Anzeigen

zum Septemberheft der Illustrierten Deutschen Monatshefte.

